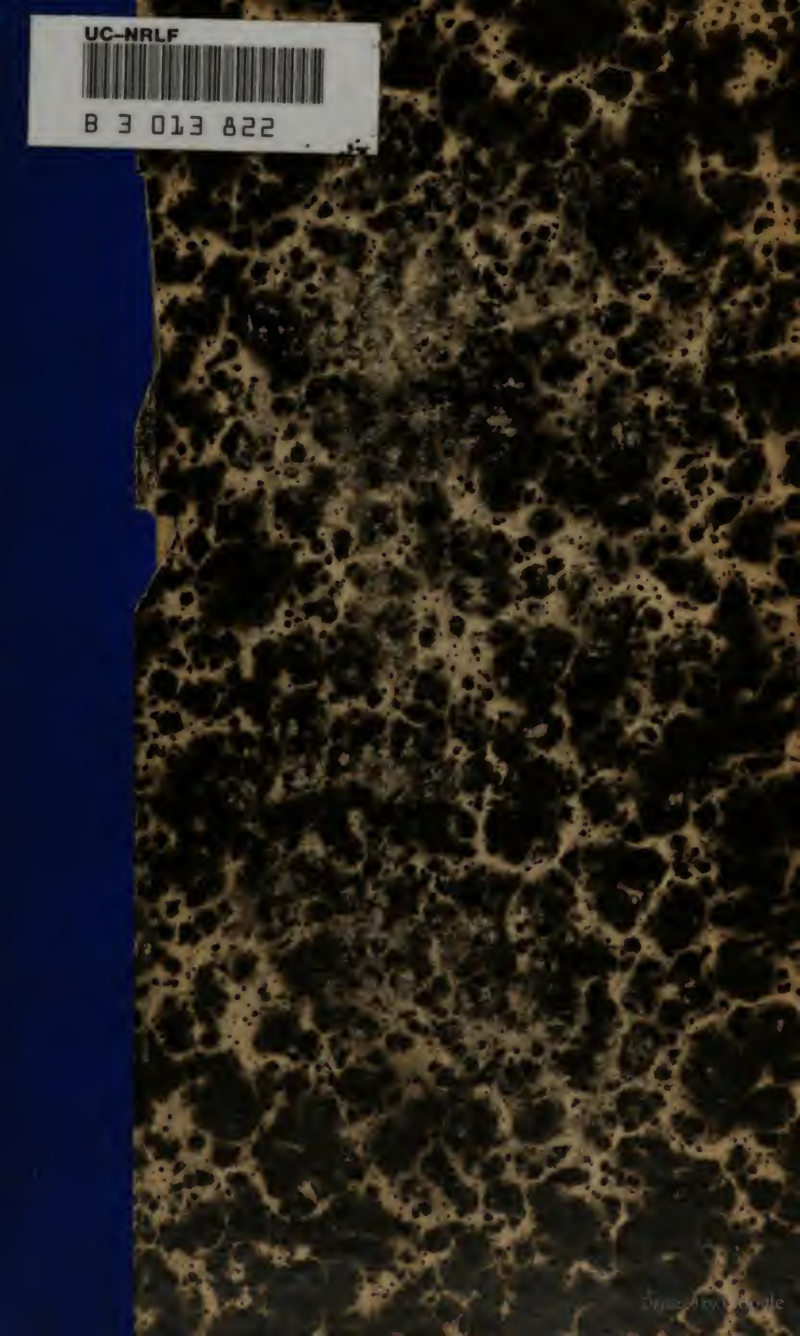

UC-NRLF
B 3 013 822



Neue

JAHRBÜCHER

für

Philologie und Paedagogik.

Begründet

von

M. Johann Christian Jahn.

Gegenwärtig herausgegeben

von

Reinhold Klotz	**Rudolph Dietsch**
Professor in Leipzig	Professor in Grimma

und

Alfred Fleckeisen

Professor in Frankfurt am Main.



FÜNFUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.

Einundsiebenzigster Band.

Leipzig 1855

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

JAHRBÜCHER

für

classische Philologie.

Herausgegeben

von

Alfred Fleckeisen.



ERSTER JAHRGANG 1855

oder

der Jahnschen Jahrbücher für Philologie und Paedagogik
einundsiebenzigster Band.

Leipzig

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

(Die in Parenthese beigesetzten Zahlen beziehen sich auf das nachstehende Inhaltsverzeichnis.)

1. Prorector u. Professor Dr. *Karl Friedrich Ameis* in Mühlhausen (36)
2. Geheimer Hofrath u. Professor Dr. *Christian Bähr* in Heidelberg (39)
3. Ephorus Dr. *Wilhelm Bäumlein* in Maulbronn (54)
4. Professor Dr. *Gustav Binder* in Ulm (67 *B*)
5. Professor Dr. *Christian Cron* in Augsburg (5. 67 *A*)
6. Professor Dr. *Georg Curtius* in Kiel (30)
7. Gymnasiallehrer Dr. *Julius Deuschle* in Magdeburg (3. 13. 40. 53)
8. Professor Dr. *Rudolph Dietsch* in Grimma (16)
9. Bibliothekar Professor Dr. *Heinrich Düntzer* in Köln (38. 58)
10. Oberlehrer *Johannes Freudenberg* in Bonn (66)
11. Privatdocent Dr. *Ludwig Friedländer* in Königsberg (51)
12. Professor *Wilhelm Furtwaengler* in Freiburg im Breisgau (47)
13. *L. G.* in D. (37)
14. Rector u. Professor Dr. *Karl Halm* in München (4)
15. Gymnasiallehrer Dr. *Theodor Hansing* in Lüneburg (6. 65. 70)
16. Professor Dr. *Heinrich Heerwagen* in Bayreuth (15)
17. Oberlehrer Dr. *Wilhelm Herbst* in Elberfeld (52)
18. Professor Dr. *Rudolf Hercher* in Rudolstadt (41. 42)
19. Professor Dr. *Martin Hertz* in Greifswald (29)
20. Gymnasialdirector Professor *Justus Jeep* in Wolfenbüttel (11)
21. Professor Dr. *Ludwig Kayser* in Heidelberg (19. 57)
22. Gymnasiallehrer *Karl Klein* in Mainz (59)
23. Professor Dr. *Reinhold Klotz* in Leipzig (16. 45. 50. 71)
24. Dr. *Reinhold Köhler* in Weimar (34)
25. Oberlehrer Dr. *Gustav Lahmeyer* in Hannover (48)
26. Dr. *Friedrich Latendorf* in Neustrelitz (25)
27. Privatdocent Dr. *Jacob Machly* in Basel (16. 24. 44. 68)
28. Professor Dr. *Joachim Marquardt* in Danzig (60)
29. Oberlehrer Dr. *August Mommsen* in Parchim (21. 32)
30. Gymnasiallehrer Dr. *Konrad Niemeyer* in Greifswald (22)
31. Professor *Eduard Oppenrieder* in Augsburg (62)
32. Professor Dr. *Overbeck* in Leipzig (61)
33. Gymnasialdirector Dr. *Karl Wilhelm Piderit* in Hanau (12)
34. Professor Dr. *K. Ch. Planck* in Ulm (7)
35. Oberbibliothekar Hofrath Dr. *Ludwig Preller* in Weimar (1)

36. Rector u. Professor Dr. *Rudolf Rauchenstein* in Aarau (26)
37. Professor Dr. *Wilhelm Rein* in Eisenach (9)
38. Professor Dr. *Ludwig Ross* in Halle (2. 14)
39. Professor Dr. *August Rossbach* in Tübingen (17)
40. Gymnasiallehrer Dr. *Moriz Schmidt* in Oels (18. 46)
41. Professor Dr. *Friedrich Wilhelm Schneidewin* in Göttingen (27)
42. Gymnasialdirector Professor Dr. *Julius Sommerbrodt* in Anclam (63)
43. Privatdocent Dr. *Franz Susemihl* in Greifswald (8. 33. 40. 55. 69)
44. Gymnasiallehrer Dr. *Georg Thilo* in Naumburg (49)
45. Oberlehrer *F. C. L. Trojel* in Kolding (20. 28. 56)
46. Professor Dr. *Ludwig Urlichs* in Würzburg (23)
47. Professor Dr. *Heinrich Weil* in Besançon (35. 45. 64)
48. Gymnasialdirector Dr. *Carl Wex* in Schwerin (10)
49. Professor Dr. *Friedrich Wieseler* in Göttingen (31)
50. Gymnasialassistent *Eduard Wurm* in München (43).

Inhaltsverzeichnis.

(Die in Parenthese beigesetzten Zahlen beziehen sich auf das voranstehende Verzeichnis der Mitarbeiter.)



An unsere Leser.

Der Umstand dasz die Herausgeber dieser Zeitschrift sich an drei verschiedenen Orten befinden und deswegen eine gemeinsame Besprechung der Angelegenheiten derselben, wie sie bei der solidarischen Verantwortlichkeit der *Redaction* für den Gesammtinhalt jedes Heftes nothwendig ist, seit der Versetzung des jüngsten Mitherausgebers nach Frankfurt am Main mit solchen Weitläuftigkeiten verbunden ist, dasz die Regelmäszigkeit in der Ausgabe der einzelnen Hefte in den letzten Monaten v. J. nicht mehr eingehalten werden konnte, nöthigt die unterzeichnete Redaction von diesem Jahre an eine vollständige Trennung ihrer Functionen eintreten zu lassen, die indessen an dem seit Jahrzehnten bewährt erfundenen Charakter dieser Zeitschrift im wesentlichen n i c h t s ändern wird.

Schon die auf dem Titel unserer Zeitschrift ausgesprochene Doppelbestimmung derselben 'für Philologie und Paedagogik' liesz uns, als einmal die Nothwendigkeit einer Trennung der Redactionsgeschäfte erkannt war, nicht lange zweifelhaft sein, wie dieselbe am zweckmäszigsten ins Werk zu setzen sei. Die Jahrbücher werden von jetzt an in zwei — übrigens unzertrennliche — Hauptabtheilungen zerfallen, deren erste der classischen Philologie und deren zweite den übrigen Disciplinen des Gymnasialunterrichts und der Paedagogik gewidmet sein, auszerdem aber auch wie bisher Berichte über Gelehrtenschulen, Personalnachrichten und Auszüge aus Zeitschriften enthalten soll.

Was nun die Vertheilung des Stoffs unter die drei unterzeichneten Redactoren betrifft, so erschien es den beiden jüngern Mitherausgebern als eine durch die Billigkeit gebotene Pflicht, ihren Collegen, den mitunterzeichneten Prof. K l o t z, der bereits dreiundzwanzig Jahre lang an der Redaction der Jahrbücher betheiligt ist, in den Geschäften möglichst zu erleichtern: dieser wird also, zumal da er der einzige am Verlagsort wohnende Redacteur ist, nach wie vor die Anordnung und Ueberwachung des Drucks besorgen und in allgemeinerer Beziehung an der Redaction Theil nehmen. Von den beiden andern hat sich der Redaction der e r s t e n Hauptabtheilung der mitunterz. Prof. F l e c k e i s e n, der der z w e i t e n der mitunterz. Prof. D i e t s c h und

zwar jeder mit selbständiger Verantwortlichkeit für die von ihm geleitete Abtheilung unterzogen. Wir richten daher an unsere geehrten Mitarbeiter die Bitte, zur Vermeidung von Weitläuftigkeiten sich von jetzt an allemal an den betreffenden Specialredacteur wenden zu wollen.

Wenn wir oben erklärt haben, dasz der Charakter der Zeitschrift im wesentlichen unverändert bleiben werde, so schlieszt dies eine Erweiterung des Planes nicht aus, die wir mit diesem neuen Jahrgang eintreten lassen. Während nemlich bisher für selbständige Abhandlungen aus dem Gebiete der Philologie und Gymnasialpaedagogik eigne Supplementbände (das von den mitunterz. Proff. Klotz und Dietsch herausgegebene 'Archiv für Philologie und Paedagogik') bestimmt waren, so werden dieselben, da dieses Archiv im Lauf des verflossenen Jahres zu erscheinen aufgehört hat, von jetzt an in den Jahrbüchern selbst neben den Recensionen und Anzeigen Aufnahme finden, und zwar je nach der Natur ihres Stoffes in der ersten oder zweiten Hauptabtheilung. Auszerdem wird wie bisher alljährlich einmal ein umfassender Bericht über die abgehaltene Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner und zweimal das Verzeichnis der auf den deutschen Universitäten angekündigten Vorlesungen, soweit sie in den Bereich unserer Zeitschrift fallen, geliefert werden. Die Personalveränderungen in dem Gelehrtenstande, namentlich der Gymnasiallehrer, werden, da der Redaction die Regierungsorgane fast sämmtlicher deutscher Staaten zugänglich sind, in ziemlicher Vollständigkeit und sehr rasch zur Veröffentlichung gelangen.

Zum Schlusz richten wir wiederholt an sämmtliche verehrliche Gymnasialdirectionen Deutschlands die dringende Bitte, durch Zusendung der Programme — und zwar derer philologischen Inhalts wo möglich in zwei Exemplaren — auf dem Wege des Buchhandels durch Herrn B. G. Teubner in Leipzig unsere Bestrebungen, sowol die Litteratur dieser Gelegenheitsschriften als auch die statistischen Notizen über die gelehrten Bildungsanstalten unsers Vaterlandes in möglichster Vollständigkeit zu geben, ihrerseits freundlichst unterstützen zu wollen.

Leipzig, Grimma und Frankfurt a. M. 1. Januar 1855.

R. Klotz. *R. Dietsch.* *A. Fleckeisen.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

1.

Mythologische Litteratur.

Ich setze im folgenden die von mir früher in dieser Zeitschrift Bd. LXVIII S. 377—398 angefangene Uebersicht der mythologischen Litteratur fort, die wieder eine reiche Ausbeute geliefert hat, sowol an Monographien als an systematischen Uebersichten und Handbüchern. Ich werde zuerst jene, dann diese zur Sprache bringen.

1) *Das Wesen und Wirken des Hermes. Ein Beitrag zur Philosophie der Mythologie, von Dr. Wehrmann. Erster und zweiter Theil.* (Jahrbuch des Paedagogiums zum Kloster U. L. F. zu Magdeburg. N. F. 13s und 16s Heft). Magdeburg, bei W. Heinrichshofen. 1849 und 52. 34 und 23 S. 4.

Eine vorzügliche Abhandlung, die von einer gründlichen wissenschaftlichen, namentlich auch philosophischen Bildung zeugt, aber darin fehlgreift, wie es uns wenigstens scheint, dasz sie philosophische Lehrsätze, zunächst die der platonischen Philosophie, zur Erklärung der mythologischen Vorstellungen herbeizieht. Die philosophischen Principien, welche Platon im Philebos als *ἄπειρον*, *πέρας* und *αἰτία* d. h. als *causa materialis*, *formalis* und *efficiens* aufstellt und die er aus religiösen Vorstellungen hergeleitet zu haben scheine, sollen die in der Mythenbildung des griechischen Volkes gleichsam instinctmäszig wirkenden Grundideen gewesen sein. Zeus sei z. B. die wirkende Ursache schlechthin gewesen, der *primus motor* und unbedingte Herscher über die Materie, Hera die der Formierung widerstrebende Materie, Aphrodite die Macht welche in der Materie durch Annahme des *πέρας* die vollkommene Harmonie aller Theile und damit die Schönheit hervorbringe, Poseidon die Kraft welche in der Materie so waltet, dasz dieselbe der Wirksamkeit des idealen Princips zugänglich wird, Hades die dunkle Gewalt der Materie, welche dem Zeus nicht unter- sondern nebengeordnet erscheint usw.: lauter Abstractionen welche hin und wieder wol das wahre Wesen der griechischen Götter berühren, dasselbe aber nie treffen, da es viel zu

concret ist, um sich in solche abstracte Schemata einzwängen zu lassen. Auch braucht man zu solchen ganz allgemeinen Begriffen wie denen der ersten Ursache, der Materie usw. doch wirklich nicht die platonische Philosophie, die überdies in ihren dialektischen Abschnitten durchaus nicht ein so intimes Verhältnis zur Volksreligion und Mythologie haben möchte wie der Vf. annimmt. Im Gegentheil gerade Platon, obwol er mit mythologischen Vorstellungen und Bildern zu spielen liebt, gehört bekanntlich zu den Philosophen, welche sich der populären d. h. wesentlich auf dem Epos (Homer und Hesiod) beruhenden Mythologie am schroffsten entgegengestellt haben, wie denn auch der ganze Geist seiner Philosophie eine gröszere Verwandtschaft mit dem Christenthum und der geoffenbarten Religion als mit dem Heidenthum hat.

Insofern also möchte sich der Vf. durch seine Vorliebe für Platon, über dessen Philosophie er früher geschrieben hat (*Platonis de summo bono doctrina*, Berol. 1843), in eine falsche Bahn haben führen lassen. Im übrigen aber enthalten beide Abhandlungen viel schönes und förderliches, sowol über mythologische Methode im allgemeinen als über den Gott Hermes und sein Wesen und wirken insbesondere. So wird im 1n Theile mit vieler Einsicht über die Frage gesprochen, inwieweit die Namen der Götter und deren Etymologie, auf welche insgemein zu viel Gewicht gelegt wird, eine entscheidende Wichtigkeit habe, desgleichen über das Verhältnis der epischen, namentlich homerischen Mythologie zur localen, bei welcher Gelegenheit der Vf. erhebliche Einwendungen gegen die Müllersche Methode macht, über die physikalische Mythendeutung usw. Voran geht eine Entwicklung der Bedeutung des Hermes bei Homer, dann folgt eine Untersuchung über seinen Namen, die zu dem in den meisten Fällen giltigen Resultate führt 'dasz nicht in der Namenerklärung der Beweis für die Richtigkeit eines aufgestellten Begriffs liege, sondern umgekehrt aus dem anderweitig sich ergebenden Begriffe die Richtigkeit der Namendeutung sich bewähren müsse.' Darauf wird der physikalischen Mythendeutung die Richtigkeit ihrer Voraussetzung zugegeben, dasz die ältesten Mythologumena ein Ausdruck für ein wissen von der Natur seien, welches nicht das einer Wissenschaft, aber auch nicht das von ganz rohen Naturmenschen gewesen sei; sondern 'als ahnungsreiche, sinnige Kinder, deren eingeweihten Blicken alles eines Gottes Spur zeigte' habe man sich die Griechen in der vorhistorischen Zeit der Mythenentstehung zu denken.

Das Wesen des Hermes wird im wesentlichen so aufgefaszt, wie der unterz. im Artikel *Mercurius* der stuttgarter Realencyclopaedie es aufgefaszt hatte (worauf auch verwiesen wird): Hermes sei die thätige, ausführende, demiurgische Gotteskraft im weitesten Sinne des Wortes, die durch alle Gebiete der Welt und das leibliche sowol als das geistige hindurchgeht, daher Hermes selbst mit gleicher Rüstigkeit im leiblichen wie im geistigen begabt sei und seine alles vermittelnde Wirksamkeit nicht blosz die praktischen Bewegungen des

menschlichen Lebens, sondern auch die wechselnden Zustände des Seelenlebens betreffe. Nur dasz der Vf. dieses in seine Sprache übersetzend sich ausdrückt: Hermes sei das executive Organ des Götterkönigs, der höchten *causa efficiens*, welcher dessen Herschaft über das *ἄπειρον* d. h. die *causa materialis* immer von neuem geltend mache. Und diese etwas zu abstracte Anschauung begegnet uns dann auch im 2n Theil, dessen Aufgabe es ist das Wesen des Hermes zunächst im Gebiete der Natur nachzuweisen; denn seine Wirksamkeit in den geistigen Verhältnissen des menschlichen Lebens musten aus Mangel an Raum einem andern Schulprogramm vorbehalten bleiben. Doch fehlt es auch hier nicht an vielen schönen und sinnreichen, ebenso eigenthümlichen wie anregenden Bemerkungen, z. B. S. 17 die Erklärung des Mythos von der Entführung der Rinder des Apollon durch Hermes, unter welchen Rindern Hr. W. die Tage versteht 'welche, wenn sie nach der Sommersonnenwende abnehmen, gleichsam rückwärts gehen und in das nächtliche Dunkel der Unterwelt hineingetrieben werden; denn in diese scheint zur Winterszeit das Licht allmählich immer mehr hinunterzugehen und droht darin zu verschwinden. Die Taggöttin selbst, die Hemera, hat ja nach Hesiod in derselben ihr Haus und wohnt dort jede Nacht. Dasz aber der Gott der Oberwelt, der am Morgen (*ἠελίοιο νέον ἐπιτελλομένοιο*) den Hermes findet und im Streite mit ihm nach der Entscheidung des Zeus siegt, also die Macht welche ihm auf eine fast unmerkliche Weise seinen Besitz (die Tage) zu stehlen versucht, zwingt, das entwendete aus der dunklen Höhle *ἐς φάος* wieder herauszugeben, das scheint die Grundanschauung des alten Mythos zu sein, welche der homerische Hymnus freilich nur getrübt wiedergibt, aber in seiner anthropomorphisch ausgesponnenen Darstellung doch noch, sogar in einzelnen Wendungen und Ausdrücken, bewahrt hat.' So ist auch die Erklärung des Märchens vom Autolykos, dem Groszvater des Odysseus, S. 19 eine sehr gelungene und die Deutung des apollinischen Symbols des Wolfes sehr beachtungswerth. Derselbe scheint Hrn. W. nicht ein Symbol des Lichtes zu sein, sondern im Gegentheil das eines dem Lichte feindlichen Wesens, des Winters, der Stürme, der Finsternis, in welchem Sinne auch die Namen und Sagen vom Apollon *λύκειος*, *λυκηγενής*, *λυκοκτόνος* erklärt werden. Es läszt sich nicht leugnen, dasz diese Erklärung sowol den Vorzug der innern Natürlichkeit als den der mythologischen Consequenz hat, da der Wolf im Culte des lykaeischen Zeus ganz überwiegend diese Bedeutung der feindlichen und stürmischen Jahreszeit hat und auch der Thrakerkönig Lykurgos, der Feind des Dionysos, wesentlich den Winter zu bedeuten scheint. Die Naturbedeutung des Hermes aber ist sehr schwer zu erfassen und auf bestimmte Vorstellungen zurückzuführen. Es ist eine nebelnde, dämmernde, Licht und Dunkel, Sommer und Winter, Himmel und Unterwelt, Geist und Körper ausgleichende und zwischen beiden vermittelnde Thätigkeit, stets geschäftig, listig, zugleich befruchtend und rüstig: weniger eine bestimmte Naturkraft,

wie es scheint, als die daemonische und demiurgische Kraft der Veränderungen, wie sie sich im Wetter, im Verlauf der himmlischen Erscheinungen, in dem des Jahres offenbart: so dasz die Erklärung des Hermes durch den dämmernden Regen- und Wolkengott, wie ich sie in meiner griechischen Mythologie durchzuführen versucht habe, doch wol zu eng ist.

2) *Ueber die Grundidee des Gottes Hermes, von Carl Friedrich Dorfmüller, k. Gymnasialprofessor. Erste Abtheilung.* (Einladungsschrift zur Preisevertheilung am k. Gymnasium bei S. Anna.) Augsburg 1851. 40 S. 4.

Auch dieser gelehrte verbreitet sich ausführlich über die verschiedenen mythologischen Methoden und ihre Mängel, doch ist es weniger leicht über seine eignen Grundsätze ins klare zu kommen. Am meisten schlieszt er sich an Schelling, Creuzer und Röth an. Die vorliegende Abhandlung beschäftigt sich nur mit dem aegyptischen Hermes, wodurch der noch bevorstehenden Darstellung des Wesens und der Eigenthümlichkeit des griechischen Hermes vorgearbeitet werden soll; denn die aegyptische Mythologie sei die der griechischen 'in gewissem Sinne' am nächsten stehende, was auch der scharf und tief blickende Geist Herodots sogleich erkannt habe. Hermes sei in der aegyptischen Religion der Geist der die drei höchsten Gestalten (Ammon, Phthah und Kneph) in der Einheit éines Selbstbewustseins zusammenfasse und begreife, der concentrierte Ausdruck der Harmonie aller jener göttlichen Gestaltungen in éinem Bewustsein, also auch das Princip der Offenbarung, der grosze ἑρμηνεύς, und als solcher in ganz specifischer Verbindung mit der Priesterschaft, in welcher der Geist des Hermes fortlebe, der ihnen alle Erkenntnisse mittheile. — Nach dieser Analogie wird der Vf. also wahrscheinlich auch den griechischen Hermes auffassen wollen, dabei aber hoffentlich auch bedenken, dasz die aegyptische und die griechische Religion, mögen sie sich sonst in ihren elementaren Anschauungen manigfach berührt haben, doch insofern gänzlich und wesentlich verschieden gewesen sein müssen, als die eine Product einer hierarchisch bevorzugten Priesterschaft und einer diesem Verhältnisse entsprechenden Bildung, die griechische dagegen wesentlich Volksreligion war und blieb. Frühere Schriften des Vf. sind eine *de Graeciae primordiis* und verschiedene Recensionen mythologischer Arbeiten in den münchner gelehrten Anzeigen.

3) *Ueber das Wesen Apollons und die Verbreitung seines Dienstes. Ein Versuch von A. Schönborn.* Berlin, Mittler u. Sohn. 1854. III u. 80 S. 8.

Diese lehrreiche und sehr gut geschriebene Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste einen negativen, der zweite

einen positiven Charakter hat. In jenem wird gegen K. O. Müller mit guten Gründen ausgeführt, dasz der von ihm postulierte Zusammenhang zwischen dem dorischen Stamme und dem apollinischen Cultus in der That nicht stattgefunden habe, da namentlich die alte Doriercolonie nach Kreta, welche noch vor der Heraklidenrückkehr von Thessalien ausgegangen sein soll, nur eine Fiction späterer Grammatiker zu Gunsten eines Anachronismus bei Homer zu sein scheine. Ref. kann sich mit diesen Resultaten um so unbefangener einverstanden erklären, da er für sich selbst lange eine ähnliche Ansicht gewonnen hatte. Nur scheint mir Hr. Schönborn im Eifer seiner Untersuchung zu weit zu gehen, wenn er von gar keinem ältern Zusammenhange zwischen Kreta und Delphi wissen will, für den doch so manche wichtige Umstände sprechen und den der Vf., sobald er von jener praesumierten alten Colonie der Dorier auf Kreta absieht und dafür andere nationale und Cultureinflüsse setzt, doch auch recht gut gelten lassen könnte. Ich erlaube mir in dieser Hinsicht auf einen Aufsatz über 'Krisa und sein Verhältnis zu Kirrha und Delphi' zu verweisen, der in den Berichten über die Verhandlungen der k. sächs. Gesellschaft d. W. zu Leipzig, phil.-hist. Classe 1854 III u. IV S. 119 ff. abgedruckt steht. — Weiter wird vom Vf. nachgewiesen, dasz auch die sehr alten apollinischen Dienste in Kleinasien nicht von dem dorisierten Kreta oder sonst von hellenischen Einflüssen abgeleitet werden können, sondern vorhellenischen Ursprungs sind, so dasz also Apollon nach Hrn. Sch. (ich habe in meiner griech. Mythologie im wesentlichen dieselbe Ansicht ausgesprochen) nicht, wie Müller wollte, von den Hellenen zu den Asiaten, sondern umgekehrt von den Asiaten zu den Hellenen gekommen wäre. Darauf versucht der Vf., um einen Schritt ins positive zu thun, das ursprüngliche Wesen Apollons zu bestimmen, dessen wichtigste Eigenschaften im natürlichen und sittlichen Leben er zunächst aus Müller, Schwartz *de antiquissima Apollinis natura* u. a. zusammenträgt, um darauf das etwas sehr abstracte Resultat auszusprechen, dasz Apollon eigentlich die männliche Hypostase des höchsten Gottes der alten Welt darstelle, wie Athena die weibliche; in diesem Ausdruck werde sich am besten seine machtvolle Stellung Menschen und Göttern gegenüber, die über seine ganze Persönlichkeit verbreitete Hoheit, sowie seine in den verschiedensten Sphaeren sich äuszernde Einwirkung auf die Menschen zusammenfassen lassen. — Endlich glaubt er speciell von dem Orakel des didymaeischen Apollon zu Milet, einem der ältesten Dienste im griechischen Kleinasien, den asiatischen und zwar einen semitischen Ursprung nachweisen zu können, durch eine scharfsinnige und in etymologischer Hinsicht sehr ansprechende Erklärung der Erzählungen von Branchos, dem Liebling und ersten Propheten des didymaeischen Apollon. Leider finden sich diese Erzählungen erst bei den sehr späten Referenten Konon und Lutatius, dem Erklärer des Statius, welcher Umstand Hrn. Sch. selbst einigermaszen bedenklich stimmt (S. 69). Doch tröstet er sich mit der Behauptung, dasz ein mit semitischen Namen ausgestatteter

Mythos nicht wol nach, sondern nur vor der hellenischen Colonisation von Milet habe entstehen können, da einem hellenischen Gotte doch nicht eine durchweg orientalische Genealogie gegeben sein würde. Indessen lassen sich dagegen doch einige Bedenken erheben. Auch ich bin der Meinung dasz der milesische Apollon nicht hellenischen Ursprungs ist, doch möchte ich diesen Ursprung lieber bei der älteren karischen oder lykischen Bevölkerung von Kleinasien suchen, wohin namentlich die Mythen vom Miletos oder Atymnos und vom Sarpedon deuten, die mir in diesen Gegenden weit älter und ursprünglicher als die Erzählungen von Branchos zu sein scheinen. Sind diese, wie der Vf. es erwiesen, semitischen Ursprungs, so stammten sie höchst wahrscheinlich aus Kilikien, welches auf das hellenische Orakelwesen in Kleinasien auch sonst manchen Einflusz ausgeübt haben musz, wie man dieses namentlich aus den Erzählungen von der Auswanderung der Propheten Mopsos und Amphilochos nach Kilikien folgern darf, s. Stiehle im Philologus VIII S. 69 ff. Berichteten von diesen Sagen nun auch schon die hesiodische Melampodie und der Dichter der Nosten, so möchte ich sie doch für beträchtlich später als die Hellenisierung von Milet halten, da solche Städte wie Milet und Ephesos durch Vermittlung des lydischen Reiches und vollends unter der persischen Herschaft mit dem tiefern Asien ohnehin einen lebhaften Verkehr hatten. Das alles bedarf einer eingehenderen Untersuchung. Hrn. Sch. aber gebührt jedenfalls das Verdienst, die unbegründeten Voraussetzungen Müllers ausführlich beleuchtet und zugleich, was speciell das Märchen von Branchos und den Branchiden betrifft, eine in mehr als éiner Hinsicht sehr interessante Erklärung gegeben zu haben.

4) *Ueber die Philaenensage, mit Berücksichtigung ähnlicher Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit, von Dr. Hermann Middendorf.* (Jahresbericht über das k. Gymnasium zu Münster.) Münster, bei Coppenrath. 1853. 25 S. 4.

Eine gute Probe der comparativen Behandlung von Sagen, welche immer viel anregendes hat. Der gemeinschaftliche Stoff dieser Sagen sind Grenzstreitigkeiten, die dadurch beigelegt werden dasz man zu gleicher Zeit zwei Männer von bestimmten Punkten ausgehen läszt, so dasz der Ort ihres zusammentreffens als Grenze angesehen werden soll; eine Gelegenheit der List und der patriotischen Aufopferung, welche die Sage dann besonders hervorhebt. Der Vf. führt zuerst eine schöne Schweizersage über die Entscheidung eines Grenzstreits zwischen Uri und Glarus an, dann eine gleichartige aus dem griechischen Alterthum, wo es einen Grenzstreit zwischen den Städten Lampsakos und Parion in Kleinasien zu schlichten galt. Darauf kommt er zu der von Sallust u. a. erzählten Geschichte von den Philaenen, durch welche die Grenze zwischen Kyrene und Karthago bestimmt sein soll: welche Erzählung er gleichfalls nur als eine Sage

gelten lassen will. In der That lassen sich viele geographische und historische Bedenken gegen ihre Wahrheit erheben. Auch scheinen die *βωμοὶ Φιλαίνων*, woraus die Sage entstanden ist, eigentlich nur *βωμοὶ Φιλαίνου* zu sein, bei welchem Namen der Vf. an die griechische Uebersetzung (der ruhmliebende) eines punischen Gottes denkt. Zugleich bemüht er sich diesen wichtigen Grenzpunkt geographisch genauer als es bisher geschehen zu bestimmen, und findet dabei dasz die Altäre des Philaenos der südlichste Punkt an der südlichen Einbiegung der groszen Syrte gewesen sein müssen. Somit habe Karthago die ganze Westküste der groszen Syrte besessen, welche für den Handel von viel gröszerer Wichtigkeit als die Ostküste gewesen sei, auf welche letztere nach dem Vf. die Kyrenaeer beschränkt waren. Unter denen, welche früher von dieser Sage gehandelt, wäre auch Thrige *res Cyrenensium* (Hafniae 1828) p. 192—203 zu berücksichtigen gewesen.

5) *De Troiae ludo disputatio quam scripsit Antonius Goebel, Phil. Dr.* (Programm des Gymnasiums zu Düren.) Marcoduri, formis Knoll et filii. 1852. 28 S. 4.

Die älteren Untersuchungen über dieses aus Vergilius bekannte Spiel schienen dem Vf. gänzlich unzureichend. Unter den neueren habe Klausen (Aeneas und die Penaten S. 820 ff.) nur die Frage über den Namen und die Entstehung desselben ausführlicher erörtert. Darum sei es angemessen, die ganze Untersuchung von neuem anzustellen. Also werden zuerst die Beweisstellen vorgelegt, dann die einzelnen in Frage kommenden Punkte ausführlich und gründlich besprochen. Die *Troia* war ein ritterliches Spiel von Knaben aus den vornehmen Ständen, unter denen *minores* bis zu einem Alter von 11 Jahren und *maiores* bis zu einem Alter von 17 Jahren unterschieden werden. Diese Knaben wurden dabei in mehrere Turmen eingetheilt, deren jede ihren Führer hatte, von welchen Führern aber der sog. *princeps iuventutis* wol zu unterscheiden sei, da dieser etwas ganz anderes bedeute. Die Knaben waren mit leichten Waffen versehen und hatten zu Pferde allerlei Schwenkungen und Kämpfe auszuführen, die der Vf. auf bestimmte Figuren zurückzuführen sucht, unter der Aufsicht von Rittmeistern welche sie dazu einübten. Der Name sei mit Klausen von *troare* oder *truare* abzuleiten, einem alten Worte welches in *antroare*, *redantruare*, *Trossuli* u. a. hervortrete und s. v. a. *agitare* bedeute, so dasz *troia arena*, *troicus ager* in der alten Sprache wahrscheinlich eine Rennbahn für ritterliche Uebungen gewesen sei, obwol man später dabei allgemein an eine Abstammung von Troja zu denken pflegte. Das Spiel war ohne Zweifel sehr alten Ursprungs, wurde aber erst durch Sulla wieder hervorgesucht und dann namentlich unter Augustus eifrig geübt, unter den späteren Kaisern aber bei Seite gelegt. Dasz es nicht ohne Gefahr war, sieht man aus der Erzählung bei Sueton Aug. 43. Die Turniere des Mittelalters, an welche

frühere Erklärer gedacht haben, seien gänzlich verschiedener Art und bestehe zwischen beiden Uebungen gar kein Zusammenhang.

6) *Ueber das Wesen des Janus, von D. Zimmermann, k. Gymnasialprofessor.* (Jahresbericht der k. Studienanstalt zu Erlangen.) Erlangen 1852. 22 S. 4.

Eine gründliche Untersuchung über das schwierige Thema, welche Bedeutung der alte latinische Gott Janus gehabt habe, dieser Gott des Anfangs, des Ursprungs, der Quellen, der Durchgänge. Ist er nichts weiter als der personificierte Anfang? Hatte er in dem älteren Systeme der römischen Religion nicht auch eine Natur- und allgemeinere kosmische Bedeutung? Und wie kommt er dazu so ganz vornehmlich der Gott der Thore und der Thüren geworden zu sein, und heiszen diese nach ihm oder unabhängig von ihm *iani* und *ianuae?* Diese Fragen haben alle früheren Untersuchungen über den Janus beschäftigt (vgl. bes. Buttmann im Mythologus II S. 70 ff.), und sie sind es welche auch den Vf. beschäftigen. Sein letztes Resultat ist dasz der römische Janus, so wie wir ihn aus den meist späteren Berichten kennen, durch Verschmelzung eines etruskischen und eines altlatinischen Gottes entstanden sei, von denen jener eine in der Sonne wirksame Naturmacht und ein durch Zeichen am Schaugebiete des Himmels alles menschliche thun leitendes Wesen bedeutet habe, dieser die abstracte Macht des Durchgangs, des Anfangs (*Ianus* von *ire*) gewesen sei: eine Ansicht die auch früher schon ausgesprochen ist und u. a. die von K. O. Müller war (Etrusker II S. 58. 59), die aber doch an manchen Bedenken leidet. Einmal ist es noch immer sehr die Frage, ob Janus wirklich auch ein etruskischer Gott gewesen sei. Falerii, aus welchem ein vierköpfiger Janus nach Rom kam, war ein Ort von gemischter Bevölkerung, da es auf der sabinischen und umbrischen Grenze lag und eben daher einen Theil seiner Bevölkerung gezogen hatte (Müller a. a. O. I S. 109). Und dasz der bekannte Doppelkopf auf den Erzmünzen von Volaterrae den Janus bedeute, ist vollends ganz problematisch, da sich ein ähnlicher Doppelkopf auch auf den Münzen von Capua, ja auch auf verschiedenen griechischen Münzen findet (selbst der argivische Argos, der Hüter der Io, erscheint gelegentlich mit einem Doppelkopfe), so dasz dieses Symbol also jedenfalls eine weit allgemeinere Bedeutung hatte, nicht immer nothwendig einen römischen Janus bedeutet, vgl. Braun bei Gerhard archaeol. Nachlasz aus Rom S. 40 und Raoul Rochette Peint. de Pomp. p. 141. 142. Es müsten also noch bestimmtere Merkmale nachgewiesen werden, ehe wir den ganz latinischen und sabinischen Janus auch für einen etruskischen Gott halten dürfen. Dazu kommt der schon von Buttmann vorzüglich geltend gemachte Umstand, dasz Janus einer der ältesten und angesehensten Nationalgötter in Latium war und als dessen ältester Herscher galt, so dasz er ganz nothwendig eine gröszere und sinnlichere Sphaere seiner Göttlichkeit gehabt haben musz

als die des abstracten Anfangs oder gar des Durchgangs, aus welcher Idee sich schwerlich jemals ein Volk, und wenn wir uns die alten Latiner auch gerade so praktisch und nüchtern denken wie die späteren Römer es waren, einen seiner angesehensten und am allgemeinsten verehrten Götter gebildet haben wird. Genug es bleiben hier verschiedene Schwierigkeiten, welche auch durch die vorliegende Abhandlung noch nicht gelöst sind. Uebrigens findet man in ihr eine vollständige und klare Auseinandersetzung aller auf den römischen Janus bezüglichen Sagen, Feste und Gebräuche, unter welchen letzteren natürlich die mit dem *Ianus geminus* oder der *porta Ianualis* auf dem Forum vor Eröffnung des Kriegs vorgenommenen den Vf. ganz vornehmlich beschäftigen.

7) *Kritik der Sage vom König Euandros, von Dr. Albert Bormann.* (Programm der Klosterschule Rosleben zu Ostern 1853.) Halle, Druck der Waisenhausbuchdruckerei. 28 S. 4.

Der Vf. hat sich schon durch seine 'altlatinische Chorographie und Städtegeschichte' (Halle 1852. 8) als gründlichen Forscher im Gebiete des latinischen Alterthums bekannt gemacht und bewährt sich als solchen auch in dieser Abhandlung, obwol derselben hin und wieder eine vorsichtigere Kritik zu wünschen wäre. Die Sage vom Evander wird durch alle Stadien der römischen Geschicht- und Sagenschreibung, so weit wir nachkommen können, verfolgt, so dasz der Leser von selbst zu der Ansicht geführt wird, dasz es dieser Sage an einer tieferen Begründung in alten Ueberlieferungen des römischen Bodens und Cultus allerdings fehle. Zuletzt spricht der Vf. seine eigene Ueberzeugung aus, dasz Evander nur als Gegenstück zu dem aus der römischen Herculessage bekannten Cacus oder Cacius in die römische Geschichte eingeschoben sei, nachdem man diesen Namen auf griechisch durch *Κακός* zu erklären angefangen hatte. Und zwar seien es *höchst wahrscheinlich Sagenschreiber aus Cumae* gewesen, die das römische Alterthum mit diesem 'guten Mann' beschenkt hätten, wie wir die älteste Notiz über Cacus und Evander denn wirklich dem Auszuge aus einem cumanischen Geschichtschreiber bei Festus s. v. *Romam* verdanken. Mit der Zeit habe sich aus diesen Anfängen die Sage in der Gestalt ausgebildet, wie wir sie aus Vergilius und Dionysios von Halikarnass kennen, namentlich aus letzterem, welcher mit seiner gewöhnlichen Breite und Zuversichtlichkeit davon erzählt und die nun zur festen Thatsache gewordene Ankunft des Evander aus Arkadien im Sinne seines Werks dazu benutzt, um verschiedene altlatinische Culte und Sagen, die mit Griechenland und Evander nichts zu thun hatten, damit zu combinieren. Endlich sei die Sage von der Wanderung des Evander aus Arkadien nach Italien aus diesem Lande nach Arkadien selbst übertragen, so dasz man nun auch zu Pallantion in der Gegend von Tegea und zu Pheneos von Evander gefabelt habe, da alle ältere Ueberlieferung Arkadiens sonst von die-

sem Heros schweige. — Die ganze Combination hat manches wahrscheinliche, wie denn namentlich die spätere Uebersetzung des römischen *Cacus* oder *Cacius* (eigentlich *Κᾶκος*) in einen griechischen *Κακός* ziemlich einleuchtend nachgewiesen werden kann, s. meine Regionen der Stadt Rom S. 153. Nur möchte ich einerseits weder den arkadischen Evander für so jung halten wie der Vf. thut, noch eine entsprechende Gestalt der alteinheimischen Sagengeschichte Roms so entschieden in Abrede stellen. Das Citat aus Hesiod bei Servius zu Verg. Aen. VIII 130, wo der arkadische Evander ein verwandter der Atriden genannt wird, ist nicht so leicht zu beseitigen wie es beim Vf. geschieht, zumal da Hesiod auch von der arkadischen Stadt Pallantion wuste (Steph. Byz. s. v. *Παλλάντιον*) und jene Sage, nach welcher Evander ein verwandter des Atreus war, auch von dem römischen Tragiker Attius in seinem Atreus berührt wurde (O. Ribbeck *trag. Lat. rel.* p. 135). Dazu kommt dasz auch Stesichoros in seiner Geryonis der arkadischen Stadt Pallantion gedacht hatte (Paus. VIII 3, 1), was nicht wol anders als auf Veranlassung der italischen Abenteuer des Herakles auf der Rückkehr von Erytheia geschehen sein kann: derselbe Dichter welcher zuerst von der Auswanderung des troischen Aeneas nach Hesperien erzählt hatte. Endlich sind die Gestalten guter Genien und Daemonen etwas so gewöhnliches sowol in der griechischen Mythologie und Sage als in der italischen, dasz man sehr wol etwas gleichartiges auch in diesem Falle annehmen darf, wobei für die römische Sage das maszgebende ist, dasz dieser gute Genius der Civilisation ein Sohn der Nymphe Carmenta genannt wird, deren altlatinische Ursprünglichkeit auch der Vf. nicht wird in Abrede stellen wollen. Also wäre in diesem Falle, wie in so vielen andern, nur eine Uebertragung eines griechischen Namens und Sagengebildes auf eine gleichartige Gestalt der latinischen Sage anzunehmen, von welcher die Annahme einer arkadischen Einwanderung die natürliche Folge war, zumal seitdem man den latinischen Faunus und den arkadischen Pan zu identificieren pflegte; so wie aus der Uebersetzung des italischen *Cacus* in einen griechischen *Κακός* von selbst der Gegensatz zwischen diesem und Evander folgte und daraus die übrige Sage von der Einkehr des Hercules bei dem guten Evander und von seinem Kampfe mit dem bösen Cacus entstand. Eine Sage die aber auch in dieser Gestalt schwerlich so jung gewesen ist wie der Vf. annimmt, wenn anders wirklich schon Stesichoros und zwar mit Beziehung auf das arkadische Pallantion derselben gedacht hat. Ueberhaupt scheint die Bearbeitung der latinischen Sagen und Geschichten im Geschmack der Griechen und mit Uebertragungen ihrer eignen Sage älter zu sein als gewöhnlich angenommen wird. Der Verkehr mit Cumae, auf welches Hr. Bormann hinweist, konnte dazu anleiten; aber auch der Verkehr mit Veji, Caere, Tarquinii und den etruskischen Staaten überhaupt, wo eine Confusion und Combination der einheimischen Sagengebilde mit den griechischen etwas sehr altes und gewöhnliches war. — Die groszentheils mit denselben Fragen

beschäftigte Untersuchung von Ad. Zinzow *de pelasgicis Romanorum sacris*, Berol. 1851 (Programme du Collége Royal Français) scheint dem Vf. unbekannt geblieben zu sein. Allerdings ist sie in einem ganz andern Geiste und unter ganz andern Voraussetzungen geschrieben, da dieser gelehrte an die Ursprünglichkeit eines pelasgischen Elementes in Rom glaubt, dabei an die Ueberlieferungen von den Sikelern anknüpft und demgemäsz viele auf eine Verwandtschaft mit Griechenland deutende Elemente des römischen Bodens und Cultus von diesen ursprünglichen Pelasgern ableitet.

8) *Ueber den Dolichenus-Cult*, *von* J. G. *Seidl*. Mit 6 lithographierten Tafeln. (Aus den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie d. Wiss., philosophisch-historische Classe Bd. XII 1 S. 4—90). Wien, Braumüller in Comm. 1854. Lex. 8.

Dieser Cultus wurde zuerst von Marini Atti de' Fratelli Arvali p. 538—542 ausführlicher besprochen, vgl. m. Regionen der St. Rom S. 202, wo ich mit Beziehung auf das *Dolocenum* der 13n Region (Aventinus) das wichtigste daraus angeführt habe. Neuerdings sind die in verschiedenen Gegenden am Rhein und in Ungarn gefundenen Inschriften Anlasz zu specielleren Untersuchungen geworden, namentlich zu der von Braun in Bonn 1852 und zu der vorliegenden. Eine Uebersicht der ganzen Litteratur ist zuletzt von J. Becker in den heidelberger Jahrbüchern 1854 S. 487—496 gegeben worden; vgl. den Aufsatz desselben gelehrten über die römischen Inschriften im Gebiete der Stadt Frankfurt a. M. (Archiv f. Frankfurts Gesch. u. Kunst. 6s Heft. Frankfurt a. M. 1854) S. 6 ff., wo die den Dolichenuscult im *novus vicus* bei Heddernheim auf frankfurter Gebiet betreffenden Dedicationsschriften gesammelt sind. Die vollständigste Sammlung aller dahin gehörigen Inschriften verdanken wir aber der vorliegenden Schrift des Hrn. Seidl, der sich dadurch und durch die hinzugefügten Abbildungen ein nicht geringes Verdienst erworben hat. Auch die begleitende Abhandlung über Entstehung, Bedeutung und Ausbreitung dieses Gottesdienstes ist gründlich und lehrreich. Die Heimat desselben ist *Doliche* (auch *Dolica*, *Dolicum*, *Dulichia* oder *Dulicia*), eine Stadt im nördlichen Syrien, die an der nordöstlichen Hauptstrasze von Antiochien nach Samosata lag und als Station für Karawanen auf dem Wege von Mesopotamien sowie wegen ihrer Heiligthümer und Bäder ein vielbesuchter Ort gewesen sein musz. Jene Heiligthümer waren die eines obersten Himmels- und Sonnengottes, wie er in diesen Gegenden von Syrien seit alter Zeit in verschiedenen Formen angebetet wurde und seit der Herschaft der Seleuciden, dann unter den römischen Kaisern unter veränderten Formen neuer Bildung einen neuen Aufschwung nahm. Die Eigenthümlichkeit des Dolichenuscultus scheint die locale einer besondern bildlichen Ausstattung und derselben entsprechenden Legende und Festfeier gewesen zu sein, obwol wir nur nach den bildlichen Darstellungen späterer Zeit urtheilen können.

Handelsleute und die oft vom Orient nach dem Occident oder umgekehrt verlegten Legionen verbreiteten diesen Cult mit der Zeit durch das ganze Reich, wie sich denn die darauf bezüglichen Monumente und Inschriften nicht allein in Rom und sporadisch in Italien, besonders im neapolitanischen gefunden haben (wohin solche Dienste über Puteoli einzudringen pflegten, wie sie nach Rom über Ostia kamen), sondern auch in Gallien, Britannien, Germanien, so wie endlich in den obern und untern Donauländern, Raetien und Vindelicien, Noricum, Pannonien und Dacien: wohin sie durch die oft zwischen Syrien und diesen Gegenden wechselnden Legionen gekommen sind. Immer ist das charakteristische der Darstellung die eines Gottes in römischer Feldherrnrüstung, der auf einem ausschreitenden Stiere von kräftiger Bildung steht und durch verschiedene Attribute bestimmter individualisiert ist. Bald ist er mehr als Römer gedacht und mit einem Helme bekleidet, bald nach asiatischem Costüm mit der phrygischen Mütze oder einer ähnlichen Kopfbedeckung, oder auch wol mit der Stralenkrone versehen. Bald ist er bärtig und als kräftiger Mann, bald jugendlich und unbärtig dargestellt. Die rechte schwingt auf den deutlichsten und am besten erhaltenen Bildwerken das Doppelbeil, während die linke den Blitz als Wurfgeschosz führt; doch scheinen daneben noch andere Attribute vorzukommen. In seiner Umgebung erscheint vorzüglich die Himmelskönigin als *dea Syria* oder Astarte, gewöhnlich als Juno gedacht, wie denn auch eine *Iuno Dolichena* genannt wird: auszerdem der Sonnengott, Diana, Hercules u. a. Die Erklärung des Vf. von dem Bilde im ganzen ist schwerlich die richtige: dasz der Stier für sich den Sonnengott, den alten syrischen Nationalgott Zeus-Helios bedeute, die darauf stehende, als römischer Imperator ausgestättete männliche Figur dagegen das Sinnbild eines scheinbar durch den heiligen Stier geweihten Römerthums, in der That aber des durch das Römerthum unterdrückten und bevormundeten Syrerthums sei. Vielmehr fehlt es in unvermischten orientalischen Culten so wenig an menschlich gebildeten Götterfiguren, die auf den ihnen geheiligten Thieren stehen (Hr. S. selbst führt manches derartige an), dasz sowol diese kriegerische Figur als der Stier für alt und national syrisch zu halten und nur die Costümierung und kriegerische Ausstattung im Sinne des hellenistischen und römischen Geschmacks auf Rechnung der spätern Zeit zu bringen sein wird. Es ist der höchste Gott des Himmels als streitbare Macht gedacht, wie dieser *Ζεὺς Στράτιος* oder *Στρατηγός* ja auch aus karischen und pontischen Ueberlieferungen bekannt ist und namentlich der karische Zeus *Στράτιος* oder *Λαβρανδεύς* auch die Doppelaxt, dieses alte Symbol der königlichen Gewalt, schwingt und dazu in der andern Hand den Blitz führt. Er steht auf dem Sonnenstiere, weil die Sonne nach uralter Anschauung des Orients, ja nach dem allgemeinen Glauben der Naturreligion, die herlichste Manifestation und das mächtigste Organ dieses obersten Herrn der himmlischen Erscheinungen ist, wie andrerseits der Adler (dieser freilich wol erst durch hellenistische Symbolik

hinzugefügt) dieselbe himmlische Herschaft in anderer Weise ausdrückt. So ist dieser *Iupp. Opt. Max. Dolichenus* also nicht schlechthin als Sonnengott aufzufassen, sondern als der oberste Herscher über die himmlischen Heerschaaren, unter denen die Sonne seine Kraft am geeignetsten offenbart, gerade so wie die an seiner Seite verehrte *Iuno caelestis* oder *dea Syria* nicht schlechthin Mondgöttin, sondern die weibliche Macht des Himmels ist, welcher das Sinnbild und Organ des Mondes am meisten entspricht. Der am nächsten verwandte Cultus war der des Juppiter von Heliopolis, den der Kaiser Antoninus mit einem sehr prächtigen Tempel ausstattete und welcher in mehr als éiner Inschrift neben dem Juppiter Dolichenus genannt wird. — In Rom gab es schon gegen Ausgang der Republik syrische Gottesdienste und unter den Kaisern wurden sie vollends gewöhnlich, daher Juvenal III 62: *iam pridem Syrus in Tiberim defluxit Orontes.* Vollends verbreiteten sich diese Religionen unter den Kaisern syrischen Ursprungs. Die älteste der bis jetzt bekannten Dolichenusinschriften fällt unter Antoninus Pius. Die meisten datieren aus den Zeiten des Commodus, Septimius Severus, Caracalla und Severus Alexander, ferner aus denen Gordians, Aurelians, Diocletians usw. Erst das Christenthum machte diesen und andern verwandten Formen des orientalischen Aberglaubens ein Ende. — Unter den vom Vf. angehängten Inschriften sind manche verdächtige oder entschieden unechte. Desgleichen beruhen mehrere der mitgetheilten Abbildungen auf unzuverlässigen Zeichnungen, namentlich die eines Steins der ehemals in Cesena existiert haben soll und schon im 15n Jh. durch Zeichnungen bekannt wurde, aber bald darauf verschwunden ist. Um so wichtiger sind die in neueren Zeiten gefundenen Monumente und ihre Abbildungen auf T. I—III.

Soviel für diesmal von den zahlreichen Programmen und Monographien der letzten Jahre, welche sich mit griechischer und römischer Mythologie beschäftigen. Ich lasse jetzt die neuerdings erschienenen Handbücher und systematischen Uebersichten folgen, unter denen mehrere sehr wichtige sind.

9) *Die Religion der Hellenen aus den Mythen, den Lehren der Philosophen und dem Cultus entwickelt und dargestellt von Wilhelm Friedrich Rinck. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. Der Gottesdienst und die öffentlichen Feste der Hellenen.* Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1854. XXIV und 328 S. 8.

Die Fortsetzung des von mir in dieser Zeitschrift Bd. LXVIII S. 380—385 besprochenen Buchs. Sie handelt 'von der Kirche und den Hilfsmitteln, deren sich die Religion bedient, um ihren Einflusz auf den Menschen zu äuszern' d. h. von den Opfern und von den Festen und der entsprechenden Zeitrechnung, über diese letztere sehr aus-

führlich (S. 28—58), wie der Vf. überhaupt für chronologische und calendarische Untersuchungen viel Sinn und Eifer zeigt. Die noch rückständige zweite Abtheilung dieses zweiten Theils soll von der Mysterienfeier, den Orakeln, von der 'Ewigkeit' und von der 'Heiligung' handeln und das Register zu dem ganzen Werke bringen.

Die Feste selbst zerfallen dem Vf. in Götterfeste, Heroenfeste, Jugendfeste und politische Feste, nach welchem Schema die einzelnen besprochen werden: und diese heortologische Uebersicht ist der Kern der vorliegenden Abtheilung. Das Material ist das der bekannten Sammelwerke; in der Sache vermag ich eine wesentliche Förderung nicht zu erkennen. Aber anzuerkennen ist dasz sich der Standpunkt des Vf. selbst bei diesen Forschungen und durch dieselben einigermaszen verändert und, so wie Ref. dafür halten musz, gebessert hat. Anstatt der vorherschend dogmatischen und christlich-theologischen Eintheilungen und Auffassungen ist hier doch oft vom Wesen der Naturreligion mit ihrer bildlichen Symbolik und ihren intimen Beziehungen zu dem kosmischen Verlauf der Dinge im Jahreswechsel die Rede: so stark und vernehmlich ist dieses Wesen der alten Religionen namentlich in dem was wir von ihren Festen wissen, ausgeprägt. S. 27 wird es geradezu ausgesprochen, der Hauptzweck der Feste sei gewesen, dem Jahr eine heilige Einfassung geziemender Bitten und Dankbezeugungen an die groszen Naturgötter zu geben, worauf die einzelnen Götter: Zeus, Athena, Apollon, Dionysos in einer Weise charakterisiert werden, die wir für die richtige halten, aber mit den Principien des ersten Theiles nicht recht zu vereinigen wissen. In demselben Sinn ist S. 103 von dem dionysischen Festkreise, S. 131 recht schön von dem der Demeter die Rede.

Im einzelnen wäre vieles zu erinnern, doch will ich mich auf zwei Punkte beschränken, wo der Vf. frühere Untersuchungen mit nicht geringer Zuversicht bekämpft, aber ohne die gehörige Einsicht und Uebung in den Mitteln der Kritik und Forschung zu besitzen. Der eine ziemlich weit ausgeführte Abschnitt S. 82—107 ist gegen die bekannte Untersuchung Böckhs über die attischen Dionysien, der andere S. 123 ff. gegen eine frühere Abh. des unterz. über die attischen Thesmophorien in der Ztschr. f. d. AW. 1835 Nr. 98 gerichtet.

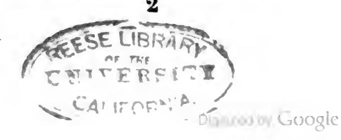
Beide Excurse dringen mit Recht auf eine Scheidung der wirklichen Ueberlieferung bei den alten von dem was er die 'harmonistischen Vorstellungen' der neueren nennt; nur dasz der Vf. statt dieser Combinationen, die er für verfehlt erklärt, dann selbst andere versucht, die wir nun wieder für ganz verfehlt erklären müssen. Darüber mögen andere entscheiden; hier können nur die Hauptpunkte der Differenz gegeben werden. So soll die Unterscheidung welche Böckh zwischen den ländlichen Dionysien, den Lenaeen und den Anthesterien gemacht hat, so dasz jene im Monat Poseideon, die Lenaeen im Gamelion (dem ehemaligen Lenaeon), die Anthesterien im Anthesterion gefeiert worden wären, nicht mehr wahr sein, sondern der Vf. wirft alle diese Feste zu einem und demselben zusammen, dergestalt

dasz die Lenaeen nur ein Theil der ländlichen Dionysien, aber zugleich der erste Tag der Anthesterien gewesen sein sollen, welcher zugleich Pithoegia und (als Theatertag von *Ληναιον*) Lenaea geheiszen hätte. Das widerspricht aber sowol der besseren Ueberlieferung der alten als dem durch Namen und Gebräuche sehr bestimmt angedeuteten Charakter jener Feste, von denen die kleinen Dionysien und Lenaeen als Weinlese und Kelterfest, und andrerseits die Anthesterien als ein Fest des Frühlings und des ersten Genusses des durch die letzte Weinlese gewonnenen Weins zwei ganz verschiedenen Jahresabschnitten entsprachen. Ich habe die ganze Untersuchung übersichtlich zusammengefaszt in der stuttgarter Realencyclop. Bd. II S. 1058 ff. und dort auch die wichtigsten Stellen so weit ausgezogen, dasz jeder den ausgesprochenen Resultaten auf eigne Hand folgen kann, vgl. überdies K. F. Hermann gottesd. Alterth. §. 57—59, wo dieselben und andere Belegstellen und Nachweisungen zu denselben Resultaten nachgelesen werden können. Von den ländlichen Dionysien ist bestimmt überliefert dasz sie in den Poseideon, von den Lenaeen eben so bestimmt dasz sie in den Gamelion, von den Anthesterien dasz sie in den Anthesterion fielen. Man erschwert sich das Urtheil, wenn man jede Stelle eines Scholiasten oder Lexikographen, unter denen es bekanntlich viele Faseler und Schwindler, dafür aber auch manche treffliche Autoritäten gibt, für gleich wichtig hält, oder wenn man örtliche Beziehungen von denen der Jahreszeit nicht zu unterscheiden weisz. So war z. B. das alte Heiligthum des Dionysos *ἐν Λίμναις* für Athen in solchem Grade das centrale Heiligthum vieler Gebräuche, Processionen, Opfer, dasz wol die meisten städtischen Dionysien sich dort zu thun machten und die Identität zweier Feste daraus dasz beide dort beschäftigt waren, durchaus nicht gefolgert werden darf. Zuzugeben ist dasz der ionische Lenaeon und der attische Gamelion einander vielleicht nicht genau, wenigstens nicht zu allen Zeiten entsprachen, so wie auch dieses dasz die Lenaeen ursprünglich ländliche Dionysien gewesen sein mögen, da das keltern sich doch nicht von der Weinlese trennen läszt und das Quartier Limnae in Athen immerhin in sehr alter Zeit nicht Stadt (*ἄστυ*), sondern Demos gewesen sein mag. So mag es auch späterhin den letzten städtischen Abschlusz der sporadisch und zu verschiedenen gelegenen Zeiten auf dem Lande gefeierten Weinlesefeste, d. h. der ländlichen Dionysien gebildet haben, wie ich diese Vermutung auch in jenem Artikel der stuttg. Realencyclopaedie S. 1060 und sonst ausgesprochen habe. Indessen musz dabei die auf guten Zeugnissen beruhende Ueberlieferung, dasz die Lenaeen im Gamelion, nicht wie die ländlichen Dionysien im Poseideon gefeiert wurden, für die spätere Zeit doch anerkannt werden; und vollends die Anthesterien können ohne starke Willkür mit den ländlichen Dionysien und den Lenaeen nicht identificiert werden. Der Vf. sucht sich dadurch zu helfen, dasz er die allgemein angenommene Ableitung der Namen *Ληναιος*, *Ληναια* von *ληνός* die Kelter in Abrede stellt. Es scheint ihm prosaisch den 'mystischen' Beinamen

Ληναιος von *ληνός* abzuleiten. 'Wie ich Th. 1 S. 241 Bacchus vom weinen abgeleitet habe, so scheint mir *λήναιος* gleichbedeutend nur eine für das griechische Ohr berechnete Umbeugung zu sein und mit der Wurzel לין Klage (daher Linus) zusammenzuhängen.' Das ist aber nichts anderes als starke und unerlaubte Willkür, und eben so unerhört ist S. 95 die Behauptung man habe keinen Grund die städtischen Dionysien unter den groszen zu verstehen: eben so unhaltbar auch der S. 106 hingestellte Satz dasz die Ambrosia als eine besondere dionysische Feierlichkeit betrachtet werden müsse, welche dem Monat Lenaeon (Gamelion) geblieben sei, nachdem die Lenaea in den Anthesterion verlegt worden wären: als ob sich die ganz mit der Natur und dem Cultus verwachsenen Feste von einer Jahreszeit in die andere nur so verlegen lieszen. Kurz diese ganze Entwicklung ist ein merkwürdiges Beispiel von unberufener Praetension und Rechthaberei in einer allerdings sehr schwierigen und in einzelnen Punkten auch wol zu revidierenden Untersuchung, deren Grundzüge aber doch von Böckh mit solcher Sicherheit und Meisterschaft festgestellt sind, dasz man nur unter den dringendsten Umständen davon sollte abgehen wollen.

Weit besser sind wir daran bei der Untersuchung über die Thesmophorien, zumal seitdem durch die Scholien aus Ravenna zu Aristophanes Thesm. 80. 834 ein so vorzüglicher Anhalt geboten ist. Denn vorher muste man sich auch hier mit unzureichenden oder unzuverlässigen Angaben herumschlagen, daher die Annahmen sehr schwankten. Meine Untersuchung in der Ztschr. f. d. AW. 1835 Nr. 98 hat, glaube ich, das Verdienst den Werth und den einfachen Sinn jener Scholien zuerst in das rechte Licht gestellt zu haben, und ich halte die dort gewonnenen Resultate noch jetzt für die richtigen, wie sie denn auch die volle Zustimmung K. F. Hermanns (gottesd. Alterth. §. 56) gefunden haben, obwol Fritzsche in seiner Ausgabe der Thesmophoriazusen p. 22 ff. 577 ff. auf andere Resultate gekommen war. Der Vf. weisz eben zwischen guten und schlechten Scholien nicht zu unterscheiden, wenn er die zum Theokrit denen zum Aristophanes vorzieht, welche letztere bei jener Nachricht höchst wahrscheinlich aus Didymos geschöpft haben, s. M. Schmidt *Didymi Chalcenteri fragm.* Lips. 1854 p. 79. Er selbst will die oft besprochene Schwierigkeit des Verses bei Aristophanes, dasz der dritte Tag der mittlere (*ἡ μέση*) genannt wird, dadurch erklären dasz das Fest zwar vier Tage lang gedauert, aber eigentlich nur aus drei Acten bestanden habe, einer Procession nach Eleusis, die mit ihrer Rückkehr am folgenden Tage für éinen Act gerechnet werden müsse, einem Fasttage (*νηστεία*), welcher ausdrücklich *ἡ μέση* genannt wird, und einem Tage der Kalligeneia, welcher das ganze Fest beschlossen habe. Damit wäre allerdings jener auffallende Ausdruck erklärt, aber wie ist es glaublich, dasz man sich in Athen bei so einfach quantitativen Verhältnissen, wie der Zählung und Benennung von Tagen, einer solchen Confusion zwischen idealen und quantitativen Gröszen schuldig ge-

macht hätte? Ueberdies beruht die ganze Procession nach Eleusis auf keinem andern Zeugnisse als dem sehr verdächtigen bei dem Schol. zu Theokrit 4, 25, wo die Schilderung des Festes offenbar aus dem nicht mehr richtig verstandenen Ausdruck *Θεσμοφόρια* erst gefolgert und damit eine oberflächliche Kunde von Eleusis verbunden ist. Denn die andern Stellen wo von einer Thesmophorienfeier in Eleusis die Rede ist, Justin II 8 und Aeneas Tact. 4, auch dieses spätere und in solchen Dingen unzuverlässige Schriftsteller, werden durch die älteren und besseren Zeugnisse bei Plutarch Solon 8 und Polyaen I 20 vollkommen widerlegt und beseitigt, da diese beiden Schriftsteller denselben Vorfall von welchem jene reden nach dem Vorgebirge Kolias bei Halimus verlegen, wo nach allen guten Zeugnissen auch die attische Thesmophorienfeier am 10n gehalten wurde. Ueberdies hat sich der Vf. durch den Werth den er auf jene Scholien zu Theokrit legt, zu einer falschen Auffassung der Thesmophorien überhaupt bestimmen lassen, die nach allem was wir davon wissen keineswegs ein tragen der Gesetze der Demeter durch eine Procession von Jungfrauen waren, sondern eine mystische und nächtliche Feier der *Δημήτηρ Θεσμοφόρος*, zu welcher nur verheiratete Frauen hinzugezogen wurden (wie in Rom zum Feste der Bona Dea), weil jene Mysterien ganz vorzugsweise das eheliche Leben und seine natürlichen und sittlichen Ordnungen betrafen, mit Beziehung auf welche auch Demeter *Θεσμοφόρος* genannt und als solche verehrt wurde. Und eben damit stimmt nun auch wieder jene mystische Feier zu Halimus oder bei dem Vorgebirge Kolias, welche die bessern Zeugnisse in einen sehr engen Zusammenhang mit der Thesmophorienfeier zu Athen bringen, aufs schönste zusammen, da als der älteste und heiligste Cult jener Gegend die Aphrodite von Kolias bekannt ist, welche in der Umgebung sogenannter Genetyllides verehrt wurde (Paus. I 1, 3. Alciphron III 11), die anderswo *Γενναΐδες* hieszen und weibliche Daemonen der Zeugung und Geburt, also des matronalen und ehelichen Lebens waren. Eben diese Aphrodite und die neben ihr verehrte Demeter Thesmophoros wurden also dann von den attischen Matronen gefeiert, beide mit Beziehung auf Erzeugung und Geschlecht, auf den *ἄροτος παίδων* in der übertragenen allegorischen Bedeutung, der dieser Jahreszeit und diesem Saatfeste so nahe lag: so dasz in der That bei dieser ganzen Feier der attischen Thesmophorien jener Demos Halimus und seine Heiligthümer eine ähnliche Bedeutung gehabt zu haben scheinen wie bei den Eleusinien Eleusis, bei den Brauronien Brauron usw. Das alles hat der Vf. entweder nicht wissen wollen, oder er hat eben nicht die Gabe und die nöthigen Kenntnisse von den Religionen des Alterthums, um den richtigen Zusammenhang zu ergreifen: wie es ihm denn auch noch sehr an den nöthigen philologischen, kritischen und antiquarischen Vorkenntnissen fehlt, um in solchen Fragen ein entscheidendes Wort mitzusprechen. So gibt er mir S. 128 Schuld, mich mit meiner 'Harmonistik' mit den Angaben der alten von der Zahl und selbst von den Namen der einzelnen Tage



in geradem Widerspruch zu befinden, da ich doch in jenem Aufsatze nur die schlechteren Zeugnisse ausgeschieden, dahingegen den besseren mich ganz genau angeschlossen habe, welche letztere der Vf. freilich weder in kritischer Hinsicht zu würdigen noch in realer richtig zu deuten weisz. Ich erlaube mir deswegen auf jene Untersuchung selbst zu verweisen und bemerke hier gegen den Vf. nur noch, dasz ich die Procession von Athen nach Halimus am 10n nicht erdichtet habe, wie er sich ausdrückt, sondern dasz diese Procession, wenn man die Scholien zu Vs. 834 und Photius s. v. *Στήνια* vergleicht und dabei die ganze Folge der Festtage wie sie zu Vs. 80 angegeben wird, ins Auge faszt, nothwendig angenommen werden musz. Ebenso unbegründet ist der Einwurf dasz die Deutung der beiden Namen *ἄνοδος* und *κάθοδος*, die bei verschiedenen Schriftstellern für denselben Tag (den 11n), nemlich den der Rückkehr von Halimus nach Athen vorkommen, sprachlich unzulässig sei, da ich keineswegs gesagt habe dasz *ἄνοδος* auch Rückkehr bedeute, sondern nur dasz beide Namen für denselben Tag im Gebrauch gewesen seien. Dieses aber wird ganz ausdrücklich von den Scholien zu Vs. 585 überliefert: *διὸ καὶ ἄνοδος ἡ πρώτη λέγεται, παρ' ἐνίοις καὶ κάθοδος.* Es musz also erklärt werden und erklärt sich von selbst dadurch dasz ein Schriftsteller, der wie Photius den Zug von Athen nach Halimus *ἄνοδος* nennt, die Rückkehr von dort nach Athen nicht wol anders als *κάθοδος* nennen konnte, da der officielle Ausdruck für den 9n Pyanepsion vielmehr *Στήνια*, der für den 11n *Ἄνοδος* gewesen zu sein scheint. Auch passt sich dieser Ausdruck besser für den Zug von Halimus nach Athen, da die Küste weit tiefer liegt als Athen, die von der dortigen Mysterienfeier zurückkehrenden Frauen also recht eigentlich zur Stadt hinauf wallfahrteten. Der Vf. scheint aber auch von diesen örtlichen Verhältnissen nur eine sehr unklare Vorstellung zu haben, da er S. 129 die Meinung ausspricht, 'der Conventikel' zu Halimus möge unabhängig von den Thesmophorien in der Stadt, die er erst mit dem 14n Pyanepsion beginnen läszt, vom 10n bis zum 13n dergestalt gefeiert worden sein, dasz die dortigen Frauen am 10n nach Eleusis gegangen, am 11n von dort nach Halimus zurückgekehrt wären, um dort am 12n das fasten, am 13n die Kalligeneia zu feiern: was örtlich gar nicht ausführbar ist. Halimus lag 35 Stadien von Athen (die Lage ist erst durch Ulrichs in seiner Abh. über die Häfen von Athen richtig bestimmt worden) und zwar südlich an der Küste, so dasz man nach Eleusis nicht wol anders als entweder zu Wasser oder den langen Weg über Athen auf der heiligen Strasze gelangen konnte. Klagen nun schon die Mysten bei Aristophanes über den langen Weg des Iakchoszuges, da Eleusis 4 gute Stunden Wegs von Athen entfernt liegt (ich habe den Weg wiederholt hin und her gemacht): wie sollten es erst die Frauen von Halimus möglich machen, von ihrem Ort an éinem Tage bis Eleusis und am andern Tage schon wieder zurückzugehen? Abgesehen davon dasz nach dieser Anordnung dieselbe Feier zweimal hintereinander stattgefunden hätte, zu-

erst vom 10n bis 13n in Halimus und Eleusis, dann vom 14n bis 17n in Athen und Eleusis.

Auf die eigentlichen Untersuchungen dieser Abtheilung folgen sehr zahlreiche Ergänzungen und Verbesserungen zum 1n Theile und zu der vorliegenden Hälfte des 2n, über vier Bogen, S. 255—328, darunter auch mancherlei über aegyptische Götterlehre und über die Lehre Zoroasters. Der Vf. bittet diese Nachträge als einen Beweis seines bestrebens gelten zu lassen 'das längst zum Druck fertige Werk durch unausgesetzte Studien seiner Vollendung näher zu bringen.' Weniger günstig gestimmte Beurtheiler könnten dagegen bemerken, dasz sie ein deutliches Symptom der Unreife seien, wie das ganze Werk, dessen gut gemeintes religiöses streben wir übrigens schon früher hervorgehoben haben, in wissenschaftlicher Hinsicht denn in der That durchgehends den Eindruck eines zwar angespannten und eifrigen, aber seiner Ziele und Wege sich durchaus noch nicht sicher bewusten Studiums macht.

10) *Griechische Götterlehre von Emil Braun. In zwei Büchern.* Hamburg und Gotha, Verlag von Friedrich und Andreas Perthes. 1854. XIV, IV und 732 S. 8.

Den ersten Entwurf dieses Buches hatte sein berühmter Vf. niedergeschrieben für seine Frau, welcher es deshalb gewidmet ist. Daher erklärt sich manche Eigenthümlichkeit der Form und des Inhalts. Dieser sollte nur das nothwendigste umfassen: 'diejenigen Erscheinungen welche dem gesamten Griechenthum etwa so geläufig gewesen sein mögen, wie die Sprache des Thukydides und Platon eine allen hellenischen Stämmen verständliche und vertraute war'; weshalb entlegnere Quellen, selbst Pausanias, vermieden sind. Die Form aber ist eine sehr elegante, wie der Vf. denn in allen seinen Werken eine schöne und gewählte Sprache liebt, künstlerisch abgerundete Perioden, deren Gedankenfügung er vielfach mit Bildern, Gleichnissen und Analogien zu schmücken pflegt.

In der Vorrede und in den letzten Paragraphen spricht er sich noch etwas näher aus. Er verzichtet auf zwei Methoden, zu deren Charakteristik bei dieser Gelegenheit manch wahres Wort gesagt wird (§. 658. 659): 'die eine ist bemüht, die verschiedenen Gebilde der Sage auf ähnliche Erscheinungen zurückzuführen, welche die vorgriechischen Religionssysteme darbieten. Die andere hat sich dagegen ein Geschäft daraus gemacht, die poetischen Mythengewebe aufzutrennen und die Elemente derselben zur Aufklärung der Urgeschichte der hellenischen Stämme zu benutzen.' Von beiden sei mit der Zeit noch viel gutes zu erwarten, aber vor der Hand sei es weit nothwendiger und wichtiger, auf die Sprache und den Geist der griechischen Mythen selbst einzugehen und sich damit des Hauptobjects der Untersuchung in Wahrheit zu bemächtigen, was bis jetzt vor lauter Philosophie der Mythologie, comparativer Mythologie und ethnographi-

schen und localen Forschungen versäumt worden sei. 'Die meisten derjenigen, welche bis jetzt über assyrische und griechische Mythenvergleiche geschrieben haben, verstehen von den Anschauungen des Orients gar nichts und von hellenischen Ideen so erbärmlich wenig, dasz die Confusion dadurch nur noch gröszer gemacht werden musz, während die Lösung der Aufgabe immer weiter hinausgeschoben wird.' — 'Die historische Ausbeutung der Stammsagen hat bis jetzt ebenfalls nicht jene sicheren Ergebnisse geliefert, die man sich in dem ersten Freudenrausch über die durch Böckh veranlaszte Entdeckung der organischen Gliederung des griechischen Volksthums versprochen hatte.'

Auch von einer solchen Philosophie der Mythologie, wie sie mit oder an der comparativen Mythenbetrachtung geübt zu werden pflegt und zuletzt besonders von Schelling vertreten wurde, will der Vf. in diesem Buche absehen, mit so groszer Achtung er übrigens von dieser Schule spricht. Er bietet uns aber dafür häufige Parallelen und Winke einer tiefern Einsicht in den Zusammenhang der Natur, der Gedankenwelt, der christlichen Theologie, welche hin und wieder einen beinahe feierlichen Ton annehmen und dem Werke den Charakter einer gewissen didaktischen Praetension verleihen, die nicht gerade angenehm ist. Ueberhaupt gehört es zu den Eigenthümlichkeiten des Vf., dasz er über das nächste und einfachste hinauszustreben, sich selbst und den Gehalt der griechischen Mythen gleichsam zu überbieten und allerlei Andeutungen tiefer Wissenschaft einzuflechten liebt, mit weitreichenden Perspectiven, die sich in dem dunklen Hintergrunde einer feineren Naturwissenschaft, Heilkunde, Mathematik und Theologie verlieren.

Der wesentliche Vorzug seiner mythologischen Methode besteht in einer aesthetischen und ethischen Analyse der einzelnen Mythengebilde, durch welche sehr viel schönes und sinnreiches gewonnen wird, nur dasz im ganzen die ethische Betrachtung doch zu sehr vorherscht, der so tief bedeutsame und für die Sache ebenso wesentliche als für den Geist anziehende Hintergrund der Naturreligion zu wenig beachtet wird. Dahingegen ist das aesthetische ohne Zweifel das hervorragendste Verdienst des Werkes. Ueberall bewährt sich der feine und gebildete Sinn des Vf. für alles dichterische, und wo die griechische Mythologie auf geistvolles und eindringendes Verständnis poetischer Schöpfungen angewiesen ist, wie sie bei Homer und Hesiod, bei Pindar und den Tragikern zu finden sind, da bietet sich dem Leser immer anregendes und förderndes. Am meisten Ausbeute gewährt aber die mythologische Kunsterklärung. Durch seinen langen Aufenthalt in Rom, unausgesetzten Verkehr mit allen dort gesammelten und gehäuften Kunstdenkmälern, durch seine Vorstandschaft des archaeologischen Instituts und eben so zahlreiche wie werthvolle archaeologische Publicationen hat Hr. Braun in dieser Hinsicht eine Kenntnis und Uebung erlangt, worin ihm nur wenige gleich kommen möchten. Wie in allen übrigen Schriften, so hat er also auch in

diesem Buche vieles schöne und wichtige aus solchem Vorrate gespendet und dadurch der sog. Kunstmythologie oder archaeologischen Mythologie, d. h. derjenigen welche sich besonders aus den alten Kunstdenkmälern, Statuen, Reliefs, Vasenbildern usw. aufbaut, auszerordentlich genützt.

Der Disposition liegt ganz vorzugsweise die hesiodische Theogonie zu Grunde, welcher §. 13 eine gleich hohe Bedeutung für die Kenntnis der mythologischen Weltanschauung zugeschrieben wird, wie den ersten beiden Capiteln der Genesis für die Fundamentalanschauung des Christenthums. Und zwar liefere dieses Gedicht uns nicht blosz die wichtigsten Bestandtheile dieser mythologischen Weltweisheit, sondern es enthalte sie zugleich in einer Zusammenstellung, die an Feinheit der Verbindungen und Uebergänge und an Groszartigkeit des Vortrags durch nichts überboten werde. Also wird die ganze Behandlung des mythologischen Stoffs nach Anleitung dieses Gedichtes eingerichtet, was dem Werke allerdings den Vorzug einer gewissen poetischen Consequenz und eines aus alter Zeit überlieferten Zusammenhangs sichert, aber auch zu manchen Mängeln führt. Denn einmal hat das hesiodische System selbst seine ausschlieszenden Eigenthümlichkeiten, z. B. in der Lehre vom Chaos, die in ältester Zeit gar nicht so verbreitet gewesen sein kann, als sie es durch Hesiod geworden ist, so wie darin dasz Zeus nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn, Hera nicht seine erste, sondern seine letzte Ehe ist; was wieder den allgemeineren Grund hat, dasz bei diesem Dichter überhaupt nicht das erste sondern das letzte, das Ende und Ziel einer genealogischen Reihe das vollkommenste ist. Zweitens ist die blosz genealogische Verknüpfung der einzelnen Gottheiten und Göttergeschlechter doch zu locker für eine Aufgabe, wo nicht allein die äuszerliche Verknüpfung der Glieder, sondern auch die innere und wesentliche Eigenthümlichkeit dieser ganzen Art von Religion und Weltauffassung ausgedrückt werden sollte: zu welchem Zwecke eine Eintheilung der gesamten Götterwelt nach den drei kosmischen Hauptabschnitten Himmel, Wasser, Erde weit passender scheint.

Vollends das erste Buch beruht ganz auf der hesiodischen Theogonie, deren kosmogonische Bilder und Göttergeschlechter einzeln und mitunter sehr ausführlich besprochen werden. Eine Glanzpartie ist die sehr eingehende und geistreiche Erklärung des Nereidenchors bei Hesiod und bei Homer, wo die Poesie der Namen in ihrer Zusammenstellung nach Paaren und Triaden sehr schön entwickelt wird (§. 67—99); desgleichen die Analyse der hesiodischen Flüsse (§. 129—139) und der Okeaniden (§. 140—184). Es sind das im Verhältnis zum ganzen fast zu ausführlich behandelte Lieblingspartien, worüber denn weit wichtigere Gottheiten z. B. Aphrodite nur sehr kurz und oberflächlich behandelt werden konnten. Mit gröszerer Vorliebe und wieder auf Veranlassung Hesiods wird Hekate und ein kleines Erzbild derselben im capitolinischen Museum besprochen, welches Rathgeber und Braun für eine Nachbildung einer Statue des Alkamenes

halten (§. 225—229). Die Namenerklärungen sind immer sehr sinnig und feinfühlig, doch zeigt sich auch in ihnen eine Neigung zur phantasievollen Ueberschreitung des wissenschaftlich einfachen und correcten.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit den Göttern, speciell mit Zeus und seinen Kindern, die nach dem hesiodischen System seiner Vermählung mit Metis, Themis usw. nacheinander aufgezählt werden. Zuletzt schlieszen sich an die beiden mit sterblichen Frauen gezeugten: Dionysos und Herakles, in welchem letztern sich nach dem Vf. der wahre und endliche Abschlusz des olympischen Göttersystems darstellt. Bei den einzelnen kommt vorzugsweise ihr poetisch-symbolischer und ihr archaeologischer Kunstcharakter zur Sprache, auch ihre ethische Bedeutung für das menschliche Leben und das nationale der Griechen, weit weniger ihre Beziehungen zu dem Naturleben. Am ausführlichsten werden die Musen, Apollon und Artemis, Pallas Athene und Dionysos behandelt. Dionysos ist schon der Bote und die Darstellung einer ganz neuen Religion und Weltauffassung der Griechen, der Begründer eines höheren Culturzustandes und einer ganz neuen Aera des menschlichen Lebens: daher alle Fabeln von seiner Geburt, seinen Kämpfen und Feldzügen, dem Widerstande der ihm entgegengesetzt wird, lediglich in diesem Sinne aufgefaszt werden. 'Das pantheistische Leben, welches durch ihn geweckt, genährt und reich entfaltet wird, hat sich auch in der griechischen Weltanschauung erst allmählich und verhältnismäszig spät geltend gemacht. Als der Sinn dafür auch bei den Hellenen erwachte, wurde er bald zu einer alles befassenden und in Wahrheit Wunder wirkenden Begeisterung fortgerissen. Durch diese erhielt der Anthropomorphismus seine letzte Weihe, und alle jene Bildungen der griechischen Kunst in welchen auch die nicht zum Bewustsein vorgedrungenen Creaturen vermenschlicht erscheinen, stehen daher mit dem Dionysos und seinem Cult in innigster und nächster Beziehung.' Auch die symbolischen und daemonischen Gestalten, von welchen Dionysos umgeben ist, samt den seinem Religionskreise entsprechenden Symbolen des Pflanzenlebens und der Thierwelt, endlich seine eignen Bilder, wie sie ihn bärtig oder jugendlich und in so auszerordentlich verschiedenen Acten und Handlungen darstellen, werden einer ausführlichen und immer sehr geistvollen und anregenden Betrachtung unterzogen.

Ein besonderes Verdienst dieses zweiten Buches ist endlich der ausführliche Abschnitt über Herakles, dessen sehr schwierige, aber auch sehr interessante Mythologie in den neueren Untersuchungen meist sehr vernachlässigt wurde, aber bei Hrn. Braun um so sorgfältiger behandelt wird, obwol man auch hier mehr Sonderung, mehr eingehen auf die Differenzen der verschiedenen Ueberlieferungen, der Culte, der landschaftlichen Gestaltungen, der verschiedenen Quellen der Dichtung und Mythographie wünschen möchte. Auch die Auffassung des H. im allgemeinen will mir, dem Referenten, nicht zusagen, wie ich selbst denn in meiner griechischen Mythologie bei

gleich eingehender Behandlung auf wesentlich andere Resultate gekommen bin, daher es mir vielleicht an der nöthigen Unparteilichkeit fehlt. Die Bedeutung des H. ist dem Vf. nemlich ganz die ethische und religiöse eines Vermittlers zwischen Gottheit und Menschheit, wobei eine Parallele mit christlichen Ideen nahe liegt, aber doch nur unter wesentlichen Beschränkungen zugelassen wird (§. 541. 544. 602. 657). Er ist der jüngste und geliebteste Sohn des Zeus, welcher den *sinnlichen* Bedingungen des menschlichen Lebens unterworfen wurde, aber *innerhalb* dieser Bedingungen sich selbst zuletzt durch ausdauernden Mut und Aufopferung die göttliche Natur und den Olymp gewinnt, und dadurch zugleich im *steten* Kampfe für menschliche Cultur der Heiland seines Volkes und der bedürftigen Menschheit überhaupt geworden ist. Ich leugne die Richtigkeit dieser Auffassung nicht, doch kann ich sie nur unter gewissen Beschränkungen gelten lassen, nemlich nur als Resultat des apollinischen Cultus und einer ethischen Auffassung, welche alt, aber hier und sonst in der griechischen Mythologie nicht das älteste ist. Für mich spricht dasz unter solchen Voraussetzungen vieles gar nicht oder nicht auf eine ausreichende Weise erklärt werden kann. So ist §. 559 der Widerspruch zwischen der älteren homerischen Auffassung und der späteren zwar anerkannt, aber nicht begriffen. Desgleichen kommen in der Erklärung der zwölf Thaten, wo sich der Vf., wie überhaupt bei der Behandlung der Heraklesmythen, ganz an Apollodor anschlieszt, manche Wendungen vor welche ganz der pragmatischen Mythenbehandlung entsprechen. So werden die stymphalischen Vögel für die Erinnerung an eine gefährliche 'Vogelinvasion' genommen, welcher H. ein Ende gemacht habe, der kretische Stier auf die Verpflanzung einer Race, vielleicht einer Büffelart gedeutet, die Rosse des Diomedes eben so, die Fahrt nach Erytheia von einer Erweiterung der Grenzen der Schiffahrt, endlich die Ueberwindung des Höllenhundes Kerberos von der Ausbeutung der *Schätze der tiefen Erde* verstanden.

Einer Andeutung des §. 574 zufolge sollten *ursprünglich* auch die andern Kreise der heroischen Mythologie behandelt werden. Dagegen wird am Schlusse des §. 660 auf einen im 2n Theil von Gerhards hyperboreisch-römischen Studien (archaeologischer Nachlasz aus Rom) mitgetheilten Aufsatz verwiesen, wo die idealen Charaktere und Gestalten der übrigen Heroen, aber nur auf eine sehr übersichtliche Weise behandelt sind. Ein wichtigeres Complement, durch welches das vorliegende Buch in manchen Punkten ergänzt und erläutert wird, ist das vor kurzem von demselben Vf. über *die Ruinen und Museen Roms* erschienene (Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn. 1854. XXXIII u. 860 S. gr. 12), welches zunächst *für Reisende, Künstler und Alterthumsfreunde* bestimmt ist, aber auch für das mythologische und archaeologische Studium überhaupt viel Anregung und Ausbeute gewährt. Auf eine kurze topographische Uebersicht der ewigen Stadt folgt eine weit ausführlichere Uebersicht der in den verschiedenen Museen Roms aufgehäuften Antikenschätze, wobei der Vf. nach

seiner Weise sich nicht auf die einfache Periegese und Erklärung beschränkt, sondern allerlei archaeologische, mythologische, methodologische und aesthetische Winke und Erörterungen mit einflieszen läszt, welche den Umfang des Buches sehr vergröszert, aber demselben dafür auch ein allgemeines und höheres Interesse als das des nächsten praktischen Nutzens verliehen haben.

Noch wichtiger, ja ein unmittelbarer Anhang des mythologischen Handbuches von Braun ist die ziemlich gleichzeitig erschienene:

11) *Vorschule der Kunstmythologie von D. Emil Braun.* Verlag von Justus Perthes in Gotha. 1854. 65 S. gr. 4.

Hundert Umrisse in Kupferstich und dazu ein Text von 65 Groszquartseiten, zu einem Preise von nur fünf Thalern. Eine schöne und lehrreiche Auswahl der besten Götterbilder (leider mit Ausschlusz des Dionysos und Herakles), wenn anders die Zeichnungen ganz zuverlässig sind, da der Herausgeber selbst sagt dasz er den Zeichner die für den charakteristischen Ausdruck nach seiner Ansicht wichtigsten Momente besonders stark habe hervorheben lassen. Auch hätten wol die angesetzten Theile nach der herkömmlichen Weise durch Punkte abgesondert werden sollen. Das erste Blatt ist ein auch von R. Rochette Choix de peintures de Pompéi Pl. 1 und von Welcker zu Ternite N. F. T. 22 besprochenes pompejanisches Gemälde, welches nach Braun u. a. die Verbindung des Kronos mit der Rhea darstellt, aber von R. Rochette und Welcker mit gröszerer Wahrscheinlichkeit von der Begegnung des Zeus und der Hera auf dem Ida verstanden wird. Weiterhin folgen Reliefs, Büsten, Statuen usw. zur Kunstmythologie des Zeus und der übrigen Götter, groszentheils aus den Museen in Rom, manches aber auch aus dem britischen Museum, dem Louvre und aus andern Sammlungen entlehnt, namentlich auch viele herculanensische und pompejanische Gemälde und Bronzen aus Neapel. So T. 11 ein pompejanisches Gemälde des thronenden Zeus und T. 14 das neuerdings in der Zahnschen Sammlung III 14 in farbigem Druck publicierte, wo Zeus von einer aus dem Hintergrunde heranschwebenden Nike gekrönt wird, und T. 15 das auch aus der Sammlung von Ternite N. F. T. 23. 25 bekannt gewordene, wo Zeus in den Wolken lagernd durch Eros auf eine schöne dieser Erde aufmerksam gemacht wird: eine Vorstellung welche ganz im Sinne der pompejanischen Wandmalerei ist, aber in eine kunstmythologische Sammlung wie diese doch nicht recht passen will. Dann folgen Bilder des Poseidon T. 16—20, des Pluton T. 21. 22, der Hera T. 23—26, der Demeter und Kora T. 27—32, der Hestia T. 33, des Kronos T. 34. 35, der Rhea T. 36, eine sehr vollständige und lehrreiche Zusammenstellung von Bildern des Apollon und der Artemis T. 37—55 und eine gleichfalls sehr dankenswerthe und lehrreiche über Athena T. 56—70. Endlich noch die Bilder der Aphrodite T. 71—82, des Ares T. 83—86, des Hermes T. 87—97 und des Hephaestos T. 98—100. Auszer den Sculpturen und

Gemälden sind nicht selten auch Gemmen benutzt und zwar nach einer Sammlung der Gemme Dolce. Die ganze Auswahl sollte nur vorzügliches geben, das beste unter den erhaltenen Bildwerken, und dabei zugleich methodologisch zum Studium und zur mythologischen Erklärung der antiken Kunstdenkmäler anleiten. Man dürfe sich nicht allzu bald an die schwierigeren Kunstgattungen wagen, und namentlich bedürfe das Verständnis der Vasenzeichnungen (aber doch auch der pompejanischen Wandgemälde) einer sorgfältigen Vorbereitung durch andere Denkmäler. Uebrigens ist Hr. Braun weit entfernt, den Werth dieser Auswahl und der mitgetheilten Zeichnungen zu hoch anzuschlagen. Gypsabgüsse der vorzüglichsten Meisterwerke, wie sie jetzt in so vielen Sammlungen der Hauptstädte, Residenzen und Universitäten zu sehen sind, müsten durchaus für die vorzüglichste Hilfe solcher Studien gelten. Wo diese nicht zu erreichen seien, da könne man sich jetzt am besten mit Photographien helfen, die von den schönsten Denkmälern der vaticanischen Sammlungen bereits im Umlauf seien. Mit diesen Spiegelbildern, deren wahrheitstreue Wirkung der ausgeführteste Kupferstich nicht von fern zu erreichen vermöge, beginne eine ganz neue Aera für das Studium der alten Sculptur. Seine eignen Tafeln nennt er anspruchslose Umrisse, welche aber von praktischem Nutzen für das allgemeinere Studium bleiben möchten. — In dem erklärenden Texte begegnet man denselben Ansichten und demselben etwas praetentiösen, nicht selten schwülstigen Stile, den man aus dem mythologischen Handbuch kennen gelernt hat. Es ist dem Vf. nun einmal nicht möglich, die Hauptsache einfach und in ungeschminkten Worten zu sagen; das empfindungsvolle überwiegt gewöhnlich den Gedanken, und das doctrinäre streben sich in dem Lichte einer vielseitigen wissenschaftlichen Bildung zu zeigen, so wie das aesthetische nach einem künstlerisch schönen und abgerundetem Ausdruck führt zu allerlei Auswüchsen und arabeskenartigen Einschiebungen, die der Deutlichkeit keineswegs förderlich sind. Dasz er davon selbst ein Bewustsein hat, beweist der Schlusz, in welchem er sich gegen diejenigen ausdrücklich verwahrt, welche ihm die bei diesen und andern Deutungen alter Kunstwerke befolgte Vortragsweise als ‘überschwänglich und hochtrabend’ zum Vorwurf machen würden. ‘Für das richtige und eindringliche Verständnis von Kunstwerken, die ja ihrer Natur nach einer rein poetischen Gedankensphaere angehören, ist es weit weniger nachtheilig, wenn man die Stimmung etwas zu hoch nimmt, als wenn man sie in eine prosaisch nüchterne Betrachtungsweise hinabzieht, da die Abkühlung der Einbildungskraft ohnehin bald genug erfolgt, die Rückkehr zu poetischen Gefühlen und Empfindungen aber nach solchen frostigen Auslegungsversuchen selbst denen unmöglich zu werden pflegt, die sich in jenen höheren Regionen heimisch fühlen.’ Wogegen man mit Recht bemerken könnte, dasz ein solcher Aufschwung des Geistes, wie ihn das richtige ergreifen künstlerischer Gedanken erfordert, sich überhaupt nicht gebieten läszt, aber am wenigsten dann sich einzustellen pflegt, wenn

der Standpunkt vom Erklärer 'zu hoch' genommen wird. Im Gegentheil nur zu leicht bemerkt man an solchen übertriebenen Steigerungen des Gefühls und des Ausdrucks das absichtliche und künstliche und läszt sich dadurch wol gar ohne Grund gegen den Interpreten und die Sache einnehmen.

12) *Griechische Mythologie von Eduard Gerhard, ord. Prof. an d. Univ. zu Berlin. Erster Theil: die griechischen Gottheiten.* Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1854. XX u. 603 S. 8.

Ein Werk langjähriger und die beiden Gebiete der Litteratur und der monumentalen Ueberlieferung tief durchdringender Studien, wie denn auch Gerhard nicht allein durch seine zahlreichen Publicationen und Erklärungen antiker Kunstwerke, sondern auch durch seine damit verknüpften mythologischen Untersuchungen weit und breit bekannt und berühmt ist. Doch war eine Zusammenfassung der letzteren längst zu wünschen, da der 'Prodromus mythologischer Kunsterklärung' weder ganz vollendet worden ist noch die selbständige Haltung eines systematischen Lehrbuches behaupten konnte, wie dieses die Aufgabe des vorliegenden Werkes ist. Aus Dictaten zum Behuf von akademischen Vorlesungen entstanden wird es den wesentlichen Inhalt griechischer Götter- und Heldensage enthalten, den der letztern in dem noch rückständigen zweiten Theile. Den Ursprung aus Dictaten verräth die Behandlung nach Paragraphen mit beigefügten Anmerkungen, eine Methode der wissenschaftlichen Darstellung, die ja auch in andern Lehrbüchern von ausgezeichneter Vortrefflichkeit beliebt worden ist, aber doch manche Unbequemlichkeiten hat und namentlich die freiere Bewegung und logische Unbefangenheit des Gedankens, auch die stilistische Leichtigkeit zu erschweren pflegt.

Eine voraufgeschickte Einleitung S. 1—75 spricht sich in kurzen Sätzen über die Religion und den Cultus der alten und die damit zusammenhängende Symbolik, dann über die ethnographischen und geographischen Grundlagen des griechischen Götterwesens und über dessen culturgeschichtliche Abwandlungen, endlich über Litteratur und Methodik der griechischen Mythologie aus. Immer ist dieselbe Hrn. Gerhard vorzüglich Religion, Götterglaube und Cultus gewesen; daher auch in diesem Buche das mythologische im engern Sinne des Worts, wie es die Sage und die Poesie aus den bildlichen Keimen der Naturreligion weiter entwickelt, die Kunst zu festen plastischen Gestalten ausgearbeitet hat, weit weniger zur Sprache kommt als das hieratisch bedeutsame, das theologische, so zu sagen das elementarische und abstracte der religiösen Anschauung der alten. Obwol das vorliegende Buch sich doch weit mehr als frühere Untersuchungen auch auf die lebendigeren Gestaltungen der Mythologie einläszt und der volksthümliche Glaube und Inhalt der mythologischen Bilder hin und wieder sogar sehr lebendig erfaszt und ausgedrückt wird, z. B. im Apollon

und bei den Gottheiten des Lichtes und des Wassers. Die alte Vorliebe aber für jene elementaren Formen des Götterdienstes und des Götterglaubens hat in diesem Lehrbuche zu einigen sehr anregenden und lehrreichen Abschnitten geführt, welche als wesentliche Fortschritte f r die Wissenschaft bezeichnet werden müssen und bei anhaltender Pflege gewis vieles wichtige und nützliche zu Tage fördern werden. In der Einleitung gehört dahin namentlich der Abschnitt über Symbolik, in welchem die bildliche Bedeutung der mythologischen *Namen* und Zahlen, der Pflanzen und Thiere, der Attribute, der mythologischen *Handlungen* usw., die für das Studium der Mythologie von der grösten Wichtigkeit sind, auf gewisse allgemeine Grundsätze zurückgeführt werden.

In dem ethnographischen Abschnitt erklärt sich der Vf. über die geschichtlichen Grundverhältnisse des griechischen Götterglaubens, zunächst über die ausländischen Einwirkungen, die er theoretisch in weit bedeutenderem Umfange gelten läszt als bei der praktischen Ausführung wirklich anerkennt. So erklärt er die Leleger und Karer, welche in vorhellenischer Zeit nicht allein die Inseln, sondern auch einen groszen Theil von Griechenland bewohnten, für verwandte der Phoenicier und ist die Erscheinung der Pelasger in Griechenland mit andern gelehrten neuerer Zeit für eine Folge gewaltsamer Erschütterungen der semitischen Völkerstämme von Aegypten aus zu halten geneigt. Doch sind ihm die Pelasger selbst indogermanischen Ursprungs, desgleichen die Phryger und die ihnen sonst verwandten Stämme Kleinasiens samt den europaeischen Thrakern, auf welche letztere in diesem Buche immer ein groszes Gewicht gelegt wird. Ohne alle Unterscheidung der mythischen von den historischen Thrakern, welche doch sehr nothwendig sein dürfte, da der Name im allgemeinen nur der einer Bevölkerung des rauheren europaeischen Nordens vom makedonischen Olympos an zu sein scheint, diese Bevölkerung aber im *Lauf der älteren Geschichte* sich gewis mehr als éinmal verändert hat. Was sonst diese ethnographischen Erörterungen betrifft, so lassen sie sich ja bei eingehender Behandlung der griechischen Mythologie allerdings nicht wol umgehen. Doch bleibe ich bei meiner schon in dem Buche über Demeter und Persephone ausgesprochenen Ueberzeugung, die sich auch sonst immer mehr geltend macht, dasz von K. O. Müller und in der Schule desselben viel zu viel Gewicht auf diese Sonderungen der Stämme und überhaupt auf das locale gelegt wurde, welches sich selten mit Sicherheit so weit ins einzelne verfolgen läszt und vor welchem bei solcher Behandlung das im höheren Sinne des Wortes nationale und ideale des griechischen Volksglaubens nur zu oft zurücktritt. So werden auch in diesem Buche die einzelnen Eigenschaften eines Gottes und die Eigenthümlichkeiten seines Cultus gewöhnlich sehr genau nach ihrer Abstammung und Herkunft von diesem oder jenem Volksstamme, von den Thrakern, den Dardanern, den Aeolern, den Achaeern (die der Vf. mit besonderer Vorliebe und nach eigenthümlichen Gesichtspunkten ins Auge faszt),

den Ionern, den Doriern unterschieden, ohne dasz dadurch die Einsicht in das wesentliche und charakteristische ihrer Bestimmungen eigentlich gefördert würde. Ja diese vielen Namen und unklaren Vorstellungen von wenig bekannten Völkerschaften erschweren die Deutlichkeit des allgemeineren und idealen Bildes der Gottheit, da in der Zersplitterung eines und desselben Gottesdienstes über so viele locale Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten die einfacheren Grundzüge des mythologischen Gedankens gewöhnlich verloren gehen. — Uebrigens gibt Hr. G. dem Gebiete der griechischen Mythologie eine so weite Ausdehnung, dasz er auch die parallelen Erscheinungen des asiatischen und des italischen Götterglaubens wenigstens zur ergänzenden und comparativen Kunde mit hinzuzieht.

Das erste Buch handelt von den Göttersytemen, worunter der Vf. solche Vereine von Gottheiten versteht 'welche als Inbegriff einer gemeinsam verehrten Vielzahl die Einheit göttlichen Wesens und waltens mitten im Göttergedränge des Polytheismus darstellen.' Unter ihnen werden wieder speculative Göttersysteme d. h. die der theogonischen Richtung, und die positiv ins Leben und in den Cultus getretenen vorhellenischen oder hellenischen unterschieden. Also werden zunächst die kosmogonischen und theogonischen Dichtungen nach Hesiod, Orpheus und späteren Quellen behandelt, auch die anthropogonischen Vorstellungen und die von dem ältesten Zustande des menschlichen Geschlechts, wo der Vf. auf eigenthümliche Weise zwischen prometheischen Menschen titanischer Entstehung und solchen welche Zeus und Kronos geschaffen unterscheidet (§. 102—130). Dann folgen die vorhellenischen Göttersysteme (§. 131—180), deren genauere Bestimmung, wenn sie möglich wäre, allerdings von der gröszten Wichtigkeit sein würde; indessen bezweifeln wir diese Möglichkeit und können uns auch mit den vom Vf. in diesen Paragraphen aufgestellten Sätzen nur in wenigen Fällen einverstanden erklären. Im allgemeinen sind darunter solche Gottheiten zu verstehen, wie sie etwa für die Wurzelbegriffe und elementaren Gottesdienste aller Naturreligion gelten könnten. Nach Anleitung der bekannten Stelle Herodots über die pelasgischen Götter (II 52) denkt der Vf. sich diese älteste Vorzeit ganz pandaemonistisch gestimmt, so dasz aus solchen schwebenden Gestalten und Gebilden eines von dem Bedürfnisse der Einheit durchwachsenen Geisterglaubens erst mit der Zeit der auf feste Sonderung, Gruppierung und Gliederung dringende hellenische Polytheismus hervorgegangen wäre. Eine erste Scheidung sei mit der Annahme weiblicher und männlicher Gottheiten hervorgetreten, die dann weiter, aber erst allmählich zu geschlechtlich verbundenen Paaren geworden wären. Ursprünglich habe der Glaube an eine Göttermutter vorgeherscht, die er unter sehr verschiedenen Gestalten in sehr verschiedenen Religionskreisen nachzuweisen sucht. Darauf sei aus dem Glauben an solche Göttermütter, z. B. die Rhea, die Kybele, die ephesische Artemis usw. der an daemonische Welterretter (Σωτῆρες, wolthätige Daemonen) hervorgegangen, welche unter verschiede-

nen Beziehungen als dienende oder begleitende Umgebung der Göttermutter verehrt worden wären, wie die Kabiren, Korybanten, Daktylen, Telchinen usw.: welche Daemonen vorzugsweise in den Mysterien Verehrung genossen hätten, deren religiöse Sätze und Ueberlieferungen der Vf. bei dieser Gelegenheit annäherungsweise zu bestimmen sucht. Aus diesen Elementen verschiedenster Abstammung, nachdem sich die gleichartigen Gottheiten und Daemonologien von Norden und Süden, von Osten und Westen auf dem neutralen Boden eines in seinen religiösen Vorstellungen noch ganz schwebenden und schwankenden Pelasgerthums zusammengefunden, denkt der Vf. sich später den hellenischen Götterstaat hervorgegangen, dergestalt dasz durch Sage, Dichtung und Mysterien aus der durch Stammesverbindung äuszerlich gebotenen und zum Theil auch äuszerlich durch Austausch der göttlichen Namen und Symbole bereits vollzogenen Verknüpfung einander urspünglich fremder Götterwesen ein innerlich und ideell verbundenes Göttersystem gewonnen sei. — Lauter Combinationen gegen welche sich im einzelnen wie im allgemeinen gar manches erinnern liesze, welche aber jedenfalls das Interesse und das Verdienst einer lange und wol erwogenen Forschung und Ueberlegung haben und als solche nur bei einer ausführlicheren Untersuchung über die Ursprünge und den ältesten Charakter des griechischen Götterglaubens und über die Geschichte der Mysterien so widerlegt werden könnten, wie es die Wichtigkeit der Sache und der Ernst dieser Studien erfordern.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit den griechischen Gottheiten des gewöhnlichen Glaubens und zwar zuerst mit den olympischen, dann mit den chthonischen, endlich drittens mit den 'vermischten'. In jene erste Abtheilung fallen Zeus, Hera, Poseidon, Athena, Hermes, Hestia, Apollon, Artemis, Ares, Aphrodite, Hephaestos. In die der chthonischen Götter, welche durch ein kurzes Vorwort über Melampus und Orpheus und 'die schwarzen Propheten' eingeleitet wird, Demeter, Kora, Iakchos als zusammengehörige Gruppe, darauf Hades und Dionysos, welche der Vf. gleichfalls für gleichartige und nahe verwandte Gottheiten hält. Endlich die Abtheilung der vermischten Gottheiten umfaszt die des Lichtes, die der Erregung und Zeugung (Eros, Prometheus, Pan u. a.), die der Gesundheit und Heilung (Agathodaemon, Asklepios, Hygiea usw.), die der Luft, des Wassers, des Geistes und der Weissagung (Musen), des Erdbodens und Erdsegens (Horen, Chariten u. a.), der Unterwelt, des Schicksals und der Weltordnung, endlich die ethischen Mächte des Streites und der Eintracht und 'der Gottheit im Menschen'. Der gewöhnliche Gang der Untersuchung bei allen gröszeren Gottheiten, wo eine ausgedehntere und eingehendere Erörterung möglich ist, ist die dasz zuerst kurz der Name, dann die localen Culte und zwar diese in einer fast zu groszen Vollständigkeit und in einer sehr weiten Ausdehnung, von Griechenland bis in den Orient und Occident, besprochen werden. Darauf wird das Wesen jedes Gottes nach seinen physikalischen und ethischen Eigenschaften auf gewisse allge-

meine Bestimmungen zurückgeführt, dann von den alterthümlichen Symbolen und Attributen, Festen und Festgebräuchen dieser Gottheit und von ihren Beziehungen zu andern Göttern, männlichen und weiblichen, mit denen sie durch Mythologie oder Cultus verbunden ist, gehandelt, endlich und zuletzt von dem Mythos d. h. von den bildlichen Erzählungen von der Geburt, den Thaten, Kämpfen und Leiden dieses Gottes: so dasz also dasjenige was in einer Mythologie doch das wichtigste sein sollte, zuletzt und gewissermaszen blosz anhangsweise, gewöhnlich auch nur sehr kurz und beiläufig besprochen wird.

Auf das einzelne dieses lehrreichen Abschnittes einzugehen würde zu weit führen, so reichliche und so anregende Veranlassung zu Anmerkungen aller Art auch gegeben ist. Daher ich im folgenden nur noch wie zur Probe auf einige Differenzpunkte hinweisen will. §. 190 heiszt es von Dodona, dasz es dort ursprünglich wol keine Sagen vom neugeborenen und auferzogenen Zeus gegeben habe, dahingegen ich überzeugt bin dasz die Sage von der nährenden Ziege Amaltheia und die von den Tauben welche vom Okeanos her dem Zeus die Speise bringen, speciell dem dodonaeischen Dienste zugeeignet werden müsse, s. meine griech. Mythol. I S. 80. 311. Desgleichen möchte ich den überwiegend tellurischen Charakter fast aller nordgriechischen Zeusdienste (§. 191) entschieden in Abrede stellen, auch (§. 192) den Nährgott Trophonios von Lebadea und den Widderzeus Ammon der aegyptischen Religion, wie späterhin (§. 198) den kappadokischen und syrischen Zeus Argaeos und Kasios, den syrischen Dolichenus und den pontischen und aegyptischen Serapis in der localen Uebersicht der griechischen Zeusreligion doch lieber ausgeschieden sehn. So sollte auch §. 193 der Zeus Diomeios als auf dem interpolierten Texte bei Eustathius zur Il. IV p. 444 beruhend lieber gestrichen werden. Weiter sehe ich nicht ein warum §. 196 der nemeische Zeus ein chthonischer genannt wird, da sein ältestes, angeblich von Perseus gestiftetes Heiligthum das auf dem Berge Apesas war und der noch in Trümmern vorhandene Tempel zwar im Thale steht, aber doch nur weil dort der Schauplatz der nemeischen Spiele war, nicht mit Beziehung auf die Unterwelt. Es sei denn dasz der Vf. in der Sage vom Archemoros eine solche finde, die doch aber den Charakter des nemeischen Zeusdienstes eben so wenig alteriert wie die Fabel vom Melikertes den örtlich mit diesem verbundenen isthmischen Poseidon. Es gehört aber zu den Eigenthümlichkeiten des Vf. im Hinblick auf eine hypothetisch gesetzte Urreligion, wo die Scheidung der Götter und die der beiden groszen Naturgebiete (Himmel und Erde) noch nicht durchgeführt gewesen sei, die olympischen Götter der Höhe so viel als möglich auch bei der Unterwelt zu betheiligen. So kommt er auch §. 199 auf diese chthonische Seite des Zeusdienstes zurück, welcher Gott nicht allein als Macht des lichten Himmels, sondern auch als Reichthumsgott im Dunkel der Erde und als 'täuschender, blutiger, aschenerfüllter' Unterweltszeus gefürchtet worden sei, wobei er besonders auf den Laphystios und den Trophonios verweist. Letzterer

wurde aber von den alten gewöhnlich nur für einen Heros gehalten, und wo er mit einem Gott identificiert wird, da ist dieses nicht Zeus sondern Hermes. Der Zeus Trophonios in Lebadea kann also nichts anderes bedeuten als der Zeus Amphiaraos in Oropos, der Zeus Agamemnon in Sparta, der Zeus Herakles in Phlius: nicht eine besondere Form des Zeuscultus, sondern eine superlative Steigerung des Heroencultus, wie in Latium der *Iuppiter indiges Aeneas* u. dgl. Der Laphystios aber, welcher oben auf dem Berge bei Koronea und bei Iolkos verehrt wurde, gleicht zu sehr dem arkadischen Lykaeos als dasz wir ihn chthonisch nennen dürften. Eben so wenig ist der Zeus *Σκοτίτας* Paus. III 10, 7 ein 'finstrer' Gott, sondern nur ein im finstern d. h. in einer dichten Eichenwaldung verehrter Gott, wie denn auch jene Waldung und die ganze Gegend Skotitas genannt wurde; und sollte ja etwas finsteres in der Natur des Zeus dadurch ausgedrückt worden sein, so ist das gewis nicht auf die Unterwelt zu beziehn, sondern wie *κελαινεφής* vom finstern Wolkendunkel zu erklären. *) Jedenfalls kann nur auf den untersten und elementaren Stufen der griechischen Religion eine Vermengung der Oberwelt und Unterwelt stattgefunden haben, wie sie jenes alte Cultusbild des *Ζεὺς τριόφθαλμος* in Argos allerdings andeutet. Bei Homer und in der durch ihn bestimmten oder sonst volksthümlichen Volksreligion wird zwischen Himmel und Unterwelt so streng unterschieden, dasz eine beide Naturgebiete confundierende Auffassung nur mit der gröszten Vorsicht zugelassen werden darf; obwol man jetzt allerdings sehr für das chthonische disponiert ist und gern überall Spuren davon auffindet. — §. 197 heiszt es dasz man in Kleinasien nichts von Geburtssagen des Zeus gewust habe; und doch erzählte man in Skepsis am Ida gleichartiges wie in Kreta, so dasz einige sogar die Priorität jener Sagen behaupteten, s. Schol. zu Apoll. Rh. III 132 und Steph. Byz. s. v. *Σκῆψις*, desgleichen am lydischen Tmolos, s. Io. Lydus de mens. 5. Lobeck Aglaoph. p. 1047, wo Zeus aber vielleicht nicht der gewöhnliche Gott dieses Namens ist, sondern der Zeus von Nysa d. h. Dionysos, wie in dem mehrfach erwähnten Orte *Διὸς γοναί* in Theben. — §. 204 heiszt es von dem Ehebund zwischen Himmel und Erde, er sei wie ein zwischen Zeus und Hera oder auch zwischen Zeus und Kora geschlossener gedacht und gefeiert worden, letzteres in den Theogamien und Anakalypterien. Indessen ist Hera schwerlich die Erde, und in den Theogamien und Anakalypterien wurde, so viel wir wissen, nicht die Ehe des Zeus, sondern die des Pluton mit der Kora gefeiert, welche letztere dann nach griechischer Sitte beim Entschleierungsfeste von den andern Göttern und unter diesen auch von Zeus beschenkt

---

*) So ist §. 253 auch Athena zu einer Unterweltsgöttin daemonischen waltens geworden wegen der ganz unklaren Stelle bei Strabon IX 411. 435, *κατά τινα μυστικὴν αἰτίαν* werde Hades im Tempel der itonischen Athena zu Koronea mit verehrt, vgl. §. 247, 4, wo das Citat zu ändern ist. Desgleichen wird Apollon §. 309, 2 als *καταιβάτης* ein chthonischer Gott genannt.

wurde. — §. 226: die pelasgische Hera in Iolkos sei in der selbständigen Bedeutung einer Göttermutter verehrt worden, da Zeus in dieser Gegend kaum genannt werde. Doch wissen wir aus Herodot VII 197 dasz Zeus dort allerdings und zwar als Laphystios und in der symbolischen Umgebung der Sage vom Athamas und der sühnenden Gebräuche der Athamantiden verehrt wurde, ein Cultus welcher für den Zusammenhang der Argonautensage nicht weniger wichtig und bedeutsam ist als die pelasgische Hera und ihre Vorliebe für Iason.

Und so liesze sich auch sonst manches im einzelnen erinnern und einwenden, doch wollen wir uns lieber des ganzen als eines mit seltener Gelehrsamkeit aus so vielen entlegenen Nachrichten zusammengetragenen und nach einem durchgehenden Gedankenzuge gestalteten erfreuen und dem Vf. Musze und Lust zur baldigen Fortsetzung und Abschlieszung seines Werkes wünschen.

Soll ich im folgenden auch ein Wort von meinem eignen Buche sagen:

13) *Griechische Mythologie von L. Preller. Erster Band: Theogonie und Götter. Zweiter Band: die Heroen.* Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1854. VIII u. 528, VI u. 366 S. 8.

so bleibt die eingehendere Beurtheilung desselben billig andern überlassen. Nur im allgemeinen will ich bemerken, dasz mein angelegentlichstes bestreben gewesen ist, das mythologische im engern Sinne des Worts hervorzuheben und gewissermaszen wieder zur Anerkennung zu bringen, da es vor den verschiedenen Tendenzen der neueren Zeit, mit denen man die Mythologie studierte oder schrieb, philosophischen, theologischen, denen der Urgeschichte, der Geschichte des Orients, der griechischen Stammesgeschichte, gar sehr in den Hintergrund getreten war. Dieses eigentlich mythologische ist nach meiner Ansicht und Erfahrung ursprünglich bildlicher Art, d. h. es beruht auf dem bildlichen Triebe der Naturreligion, der sich überall bemerkbar macht wo etwas ähnliches zu Grunde liegt, namentlich in alten Volkssagen und Volksmärchen, wie wir deren jetzt aus allen möglichen Quellen so viele gesammelt haben. In den Systemen der vorchristlichen Naturreligion d. h. des sog. Heidenthums war er zu einer wunderbar vollständigen und systematischen Entwicklung gediehen, so dasz er dieselben nicht allein mit ihrem wesentlichen Inhalte ausfüllte, sondern auch den höheren Ansprüchen des menschlichen Geistes, über die Natur der Dinge, über das Wesen der Gottheit, über das der menschlichen Seele eine Aufklärung zu haben, wenigstens auf lange Zeit genügte. Aus diesen ältesten Bildern der Naturreligion, die sich in der griechischen Mythologie fast überall durchfühlen, an vielen Stellen mit groszer Sicherheit nachweisen lassen, hat sich mit der Zeit durch die Dichtung in ihren verschiedenen lyrischen, epischen und dramatischen Gattungen, dann durch

die bildende Kunst jenes ganze von mythischen Erzählungen über den Ursprung der Dinge, über die Natur der einzelnen Götter und ihre Berührungen mit der menschlichen Welt, endlich über die Ursprünge der menschlichen und nationalen Cultur und über das ideale Zeitalter der Heroen gebildet, welches ich in drei entsprechenden Abschnitten so vollständig wie möglich darzulegen versucht habe. Die Aufgabe ein Handbuch zu schreiben, und mein eignes bemühn die zu Grunde liegende Ansicht in immer neuen Beispielen hervortreten zu lassen und zu bewähren, schlosz von selbst die gelehrtere Ausführung aus, sowol die polemische als die demonstrative, daher ich viele eigenthümliche Erklärungen zwar gegeben, aber ihre Eigenthümlichkeit selten für mich in Anspruch genommen oder durch ausführlichere Erörterung der streitigen Punkte behauptet habe. Das Buch hat dadurch den Vorzug einer lebhaften Conception bekommen, wie dieser von verschiedenen Seiten gerühmt worden ist, aber es wird auch dem Angriffe um so mehr zugänglich sein, der nicht ausbleiben wird und von dem ich gern zu meinem eignen Nutzen Gebrauch machen werde: indem ich vorläufig die Ueberzeugung festhalte dasz eine bestimmt und entschlossen hingestellte Erklärung oder Ansicht, auch wenn sie mit der Zeit hin und wieder modificiert werden müste, in wissenschaftlicher Hinsicht weit förderlicher und anregender wirkt, eben weil sie eignes nachdenken und etwa den Versuch einer Widerlegung hervorruft, als ein schwankendes und ausgleichendes vermuten und herumtasten zwischen vielen und vielerlei Meinungen. Im übrigen ist es weder meine Meinung noch meine Absicht gewesen, mit diesem Buche die ganze Aufgabe das Wesen und die Geschichte der antiken, zunächst der griechischen Naturreligion zur Darstellung zu bringen, zu lösen, sondern ich bin im Gegentheil überzeugt dasz die Mythologie nur éine Seite von dieser reichen und wichtigen Aufgabe lösen kann, welche mich von jeher auf das angelegentlichste beschäftigt hat, aber bis jetzt nur in vereinzelten Abschnitten von mir hat behandelt werden können. Es würde zweitens eine umfassende und nach eigenen Eintheilungsgründen gegliederte Darstellung des Cultus der alten, drittens eine Religionsgeschichte des vorchristlichen Alterthums hinzukommen müssen, wie wir beide in der zu wünschenden Gestalt noch nicht besitzen. Jene würde namentlich das praktische Leben des griechischen Volkes in der Religion und in ihren bildlichen Formen der Jahresfeste und ihrer durch Musik und Orchestik gehobenen Gebräuche, die hierarchischen Elemente und Ordnungen ihres Staatslebens, das tief eingedrungene Element der Reinigungen und Sühnungen, das Wesen und die Geschichte der Mysterien zu verfolgen haben; diese das Verhältnis zwischen Orient und Occident gründlich untersuchen, die Entstehung des hellenischen Göttersystems genauer analysieren müssen und dann die Abwandlungen desselben und noch mehr die der allgemeineren religiösen und moralischen Welt- und Lebensanschauung ins Auge fassen, wie sie durch die Nachrichten von mystischen und theologischen Secten und Sectenstiftern, von religiösen

Krisen und Stürmen des Staatslebens, z. B. des attischen im Verlauf des peloponnesischen Kriegs, durch die Tendenzen, Lehrsätze und Schriften der philosophischen Schulen, namentlich solcher welche auf der Grenze von Schulphilosophie und Religion oder Moral stehen, endlich durch die von den Mysterien und den verschiedenen Neubildungen einer principiell andern Religion, zuletzt des Christenthums an die Hand gegeben werden. Solche Aufgaben zu lösen, dazu gehört bei weitem mehr Musze, Sammlung und Ruhe, als sie mein Lebenslauf bisher geboten hat. Einstweilen aber bitte ich jenen Versuch eines Systems der Mythologie so aufzufassen, dasz ich manches von demselben absichtlich ausgeschlossen habe, weil ich es für nicht dorthin, sondern etwa in ein Buch über den Cultus oder über die Religionsgeschichte gehörig gehalten habe, z. B. so manches die religiösen Gebräuche oder die dunkeln Systeme der Mysterien betreffende, oder auch die späteren durch Theokrasie und allerlei separatistische Tendenzen entstandenen Formen der öffentlichen Gottesdienste.

Weimar. *Ludwig Preller.*

2.

Ein Künstler Onetes (Onatas?) in Erythrae in Ionien.

Hamilton (Asia Minor, Inscr. n. 231) theilt folgende Inschrift aus Erythrae in Ionien mit:

ΑΙ . . ΘΕΡΣΗΣΑΝΕΘΗΚΕΝΑΘΗΝΑΙΗΙΠΟΛΙΟΧ . .
ΠΑ . ΙΩΙΛΟΝΗΤΗΣΔΕ . . . Ν . ΕΘΥΞΕΤΟΔΕ

Er sagt darüber in dem Tagebuche II 9: 'eine Inschrift die wir auf gutes Glück aus der Mauer (des Schlosses) herausgruben, erwies sich als der Architrav (?) einer Thür, mit einer Weihung an Minerva oder die Sibylle Athenais (?) durch jemanden dessen Name Artaxerxes (?) zu sein scheint.' Es ist aus der Inschrift auch in der vorliegenden Fassung klar, dasz der Stein auf welchem sie steht kein Architrav, sondern nur die (offenbar lange und niedrige) Basis eines Weihgeschenkes für die Athena Polias von Erythrae sein kann. Auch wird niemand in dem Namen des weihenden einen Artaxerxes suchen wollen.

Lebas (Voy. Archéol., Inscr. III p. 6 n. 38) hat dieselbe Inschrift; nur war sie inzwischen in dem Anfang ihrer Zeilen um einige Buchstaben verstümmelt worden. Dafür gibt er aber den Pentameter correcter und die Buchstaben genau *στοιχηδόν* geordnet:

ΣΗΣΑΝΕΘΗΚΕΝΑΘΗΝΑΙΗΙΠΟΛΙΟΧ
ΛΟΝΗΤΗΣΔΕ . Τ . Ν . ΤΕΥΞΕΤΟΔΕ

Der Hexameter enthält also die Weihung an die Göttin und den Namen des weihenden, der Pentameter den Namen des Künstlers des Werkes welches die Basis trug. Worin dieses bestanden, wird nicht angege-

ben. Klein kann dasselbe nicht gewesen sein, da die Basis so lang ist, dasz Hamilton sie für die Oberschwelle einer Thür halten konnte. Lebas Angabe über Gestalt und Grösze des Steins liegt mir noch nicht vor.

Nach Hamiltons Abschrift endigte der Name des Darbringers auf *-θέρσης*, und es giengen vier Buchstaben vorher, von denen er die beiden ersten als AI angibt. Man könnte zu Ausfüllung der Lücke etwa *Αἰνο-*, *Ἀντι-*, *Ἀρχεθέρσης* oder etwas ähnliches vermuten; aber kein solcher Name ist bekannt, und er würde überdies der Anforderung des Metrums nicht entspechen; obgleich man bei Eigennamen in metrischen, vollends in Weihungs- und Künstlerinschriften auf starke Licenzen gefaszt sein darf, z. B. bei Pausanias VI 10, 2:

Κλεοσθένης μ' ἀνέθηκεν ὁ Πόντιος ἐξ Ἐπιδάμνου,

oder in dem attischen Pentameter:

Ἀρχεστράτην ἀνδρὶ ποθεινοτάτην,

oder in der eleusinischen Grabschrift:

Αἰνείᾳ τόδε σῆμα πατὴρ Τιμοκλῆς ἐπέθηκεν,

oder in einer spätern attischen Grabschrift:

Συνναδεὺς θεράπων Ἀπολλώνιος ἐνθάδε κεῖμαι.

Vgl. Gerhards arch. Ztg. 1843 S. 124. 1844 S. 295. Welcker im Rh. Mus. N. F. III S. 236, andere Beispiele bei Franz Elem. epigr. Gr. p. 7. Indes wenn wir uns solche Fälle auch gefallen lassen müssen, wo sie urkundlich gegeben sind, so wäre es doch zu gewagt sie durch Emendation oder Conjectur in ein Monument hineinzutragen. Ich nehme daher in Ermangelung eines sichern Namens beispielsweise den Vorschlag meines Freundes K. Keil an, *Κλευθέρσης* (gleich *Θρασυκλῆς*) vorauszusetzen, um die Lücke von vier Buchstaben vor *-θέρσης* dadurch auszufüllen.

Ueber die zweite Hälfte des Pentameters kann nach Lebas Lesung wol kein Zweifel sein:

- ⌣ ⌣ - - - *δ' ἔργον ἔτευξε τόδε.*

Hier wird also der Name des Künstlers verlangt, und zwar musz er der Conjunction *δέ* unmittelbar vorangehen. Ich versuche daher das ganze Epigramm so zu lesen:

Κλευ]θέρσης ἀνέθηκεν Ἀθηναίῃ Πολιούχ[ῳ,
Πα[ῖς Ζ]ωΐλου· 'νήτης δ' ἔ[ργο]ν ἔτευξε τόδε.

Παῖς Ζωΐλου gehört zu *-θέρσης*, und *'νήτης* ist der Name des Künstlers, *Ὀνήτης* = *Ὀνατᾶς*.

An der Verkürzung des $\bar{\omega}$ in *Ζωΐλου* kann wol kein Anstosz genommen werden, da eine andere ionische Inschrift aus Priene (C. I. n. 2907. Lebas a. a. O. n. 186, vgl. NJahrb. LXIX S. 647) den Vers hat:

ὄψεσι δ' ἐν τρισσαῖς ἥρωα τόνδε σέβειν,

wo über die Verkürzung des $\bar{\omega}$ in *ἥρωα* auch Böckh a. a. O. zu vergleichen ist. Es bliebe also die Krasis *Ζωΐλουνήτης* für *Ζωΐλου· Ὀνήτης* zu rechtfertigen, obgleich die Urkunde hier so deutlich spricht dasz es kaum einer Rechtfertigung bedarf.

Die Krasis zweier O-Laute ($\bar{o}$ und $\bar{o}$, oder $\overline{ου}$ und $\bar{o}$, oder $\bar{\omega}$ und

ō) hat viele Beispiele aus Dichtern: so οὑδυσσεύς Soph. Phil. 572, τοὐρνίθιον Aristoph. Av. 662, σοὔπισθεν id. Thesm. 158, τοὐλυμπίου, τὠφθαλμώ usw., vgl. Matthiae gr. Gr. I S. 123 f. Die Rechtschreibung der älteren Inschriften schwankt darin dasz sie die Krasis bald vollzieht bald unvollzogen läszt, letzteres z. B. in dem schon angezogenen Epigramm von Priene: ΤΕΑΓΝΑΣ st. θ' ἁγνάς und ΩΝΕΝΕΚΑΙΔΡΥΣΕΝ st. ὧν ἕνεχ' ἵδρυσεν. Beispiele vollzogener Krasen sind τἀργεῖοι st. τοὶ Ἀργεῖοι auf einem olympischen Helme bei Franz n. 29; in dem ionischen Texte der sigeischen Inschrift ΤΟΡΜΟΚΡΑΤΕΟΣ, τοὐρμοκράτεος st. τοῦ Ἑρμοκρ. bei Franz n. 32; in einer attischen Inschrift die ich zuerst herausgegeben (Ann. d. Inst. XIII tav. d'agg. C p. 28, vgl. Rangabé Ant. Hell. I n. 8) ΤΑΘΕΝΑΑΙ st. ΤΕΙΑΘ., τῇ Ἀθηναίᾳ, Und doch war es in den drei letzten Fällen nicht etwa das Metrum, was zur Vollziehung der Krasis auch auf dem Steine drängte.

In dem vorliegenden erythraeischen Epigramm ist der Diphthong ου in ΠΟΛΙΟΧ[ΩΙ noch mit einem bloszen Ο geschrieben. In den beiden Proxeniedecreten auf Konon und Maussollos ebendaher (bei Lebas a. a. O. n. 39 u. 40) findet sich neben dem ΟΥ in βουλή, ἔκπλους, ἔσπλους, doch in dem Genetiv ΠΟΛΕΜΟ noch das blosze Ο. Es ist also ganz in der Regel erythraeischer Rechtschreibung, dasz auch in diesem Epigramm der Genetiv ΣΩΙΛΟ mit Ο geschrieben wurde; und da der folgende Name mit Ο anfieng (Ὀνήτης) und der Rhythmus das verschmelzen der beiden Silben in éinen Laut verlangte, so lag es doppelt nahe dasz der schreibende das Ο nur einfach setzte, statt zwei ΟΟ nebeneinander zu malen, von denen das letzte doch stumm bleiben muste oder vielmehr von dem vorhergehenden ου-Laute verschlungen wurde. So glaube ich das scheinbar auffällige dieser Krasis zweier Eigennamen, obendrein über eine schwache Interpunction hinüber, erklären und rechtfertigen zu müssen.

Ich bin aber bei diesem Epigramm eben um des Onetes willen so lange verweilt. Der Name ist nicht so häufig, dasz wir nicht da wo er als Name eines Bildhauers oder Erzgieszers vorkommt, zunächst an den einzigen bekannten Künstler dieses Namens, an den dorischen Ὀνατᾶς (oder Ὀνάτας?), den Sohn des Mikon von Aegina, denken sollten. Seine Blüte fällt um die 78e Olympiade, seine Thätigkeit erstreckte sich über die ganze griechische Welt, von Sicilien und Groszgriechenland bis Thasos und Pergamos (Brunn gr. Künstler I S. 88—95). Er kann auch für Erythrae gearbeitet haben. Der palaeographische Charakter der Inschrift, wie sie bei Lebas gegeben ist, stimmt völlig mit dieser Zeit, wenn wir uns erinnern dasz die Ionier nicht allein im Gebrauch der langen Vocale und der Doppelconsonanten, sondern auch in der mehr geometrischen und zierlichen Gestalt der Buchstaben den Attikern, die das archaische Gepräge ihrer Steinschrift mit einem gewissen Eigensinn festhielten, schon lange vorangegangen waren. Beweis die Dirae der Teier (Franz n. 46), das Psephisma der Milesier auf Leros zu Ehren des Geschichtschreibers Heka-

taeos (meine Inscr. II n. 188), die metrische Inschrift von Xanthos (C. I. n. 4269) und einige andere Denkmäler. In einem ionisch gefaszten Distichon (Ἀθηναίῃ) muste aber auch der Name des Onatas ionisch umgelautet werden. — Uebrigens bin ich weit davon entfernt darauf bestehen zu wollen, dasz der Onetes unseres Epigramms eben der aeginetische Künstler sei; nur die Möglichkeit sollte dargethan werden. Ist er es aber nicht, so gewinnen wir hier für die Mitte des 5n Jh. — denn dieser Zeit dürfte der Titel nach seinem palaeographischen Gepräge immer angehören — einen zweiten Onetes, an dem die Kunstgeschichte freilich nur einen bloszen Namen besitzen wird, falls nicht dereinst weitere erythraeische Urkunden nähere Aufklärung über ihn bringen.

Mögen die Leser diesen Versuch einer Wiederherstellung des schon durch sein Alter und seinen Fundort beachtenswerthen Epigramms günstig aufnehmen! Wenn ich geirrt habe und eine bessere Erklärung überzeugend an die Stelle der gegebenen tritt, werde ich die meinige bereitwillig aufgeben.

Halle. *Ludwig Rosz.*

3.

Uebersicht der griechisch-römischen Philosophie von K. Prantl. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. 1854. 198 S. gr. 16.

Dieses Buch ist wol, seiner ganzen Anlage nach zu urtheilen, zunächst nicht für die selbständigen Forscher auf dem Gebiete der antiken Philosophie bestimmt. Der Zweck des Vf. gieng vielmehr dahin, die Resultate der Wissenschaft auf diesem Gebiete dem weitern Kreise der gebildeten unsers Volks zugänglich zu machen und in der Uebersicht über den Entwicklungsgang der griechisch-römischen Philosophie ein das Verständnis der alten Philosophen erleichterndes Hilfsmittel zu bieten, durch welches die Neigung zur eignen Lectüre des Platon und Aristoteles sei es auch nur in Uebersetzungen könne geweckt und belebt werden. Die Tendenz die philologische Wissenschaft, wie man sagt, 'populär zu machen' ist gewis nicht zu tadeln. Aber Strenge über die Art und Weise in welcher es geschieht ist unter Fachgenossen doppelt Pflicht. Denn wird der rechte Weg verfehlt, so wird man die Wissenschaft nur in Miscredit bringen statt ihr neue Anhänger zu erwerben. Ref. hat vor allen Dingen starken Zweifel dasz das vorliegende Buch seinem Zweck entspreche, ja dasz es ihn nur nach dem Sinne des Vf. erreichen könne. Hr. Prantl hat sich die Bedürfnisse des Leserkreises, für welchen er schrieb, nicht klar gemacht. Was Sokrates von den Büchern des 'dunklen' Ephe-

siers sagt, gilt auch von diesem. Es musz ein tüchtiger Schwimmer sein, der sich durcharbeiten soll. Und der tüchtigen Schwimmer werden sich in jenen Kreisen nur wenige finden. Ich rede von der Form der Darstellung. Sie schon erschwert durch die, ich weisz nicht ob immer absichtslose Dunkelheit die Lectüre des Buchs ungemein. Nicht immer aber verhüllt die dunkle Form einen tiefen Inhalt. Doch gehen wir zunächst zur Methode der Behandlung über. Es läszt sich die vorgesteckte Aufgabe in doppelter Weise lösen. Man kann entweder einfach und unbefangen die Thatsachen mittheilen und dann an diese erläuternde Bemerkungen anknüpfen, welche in das Verständnis der philosophischen Fragen unvermerkt einführen und mit dem Interesse für die Sache auch die Lust zu tieferem eingehn erregen. Wol durchdacht und mit systematischer Auswahl des Stoffes durchgeführt kann diese Art der Behandlung recht fruchtbar gemacht werden. Doch es läszt sich auch recht wol die Form wissenschaftlicher Auffassung in ein populäres Buch mit herübernehmen. Dann wird die Darstellung des innern Entwicklungsganges im ganzen der Geschichte der Philosophie Hauptgesichtspunkt. Man wird ausgehn müssen bei jedem einzelnen System einmal von seinem nothwendigen Gedankenzusammenhang mit anderen, dann von seinem Grundcharakter und erst daraus die einzelnen Thatsachen und Ansichten verstehen wollen. Zwischen beiden Methoden findet auf dem Gebiete des Gedankens ein ähnliches Verhältnis statt wie zwischen biographischer und universeller Geschichtschreibung. Die letztere Form ist wol für den Verfasser, der ja ohnedies auf der Höhe der Wissenschaft stehen musz, leichter, aber die erste, wenn sie auch nur jedes System als ein abgeschlossenes Bild für sich geben sollte, zweckgemäszer. Denn sie gewährt vor allem die Möglichkeit, die eignen Aussprüche der alten unmittelbar wiederzugeben und zur Grundlage der Darstellung zu machen. Dadurch wird der Leser lebendig erregt, wie immer wo die Quellen sprechen, und das einzelne concrete gibt eine frische sinnliche Anschauung, die sich auch dem Gedächtnis fest einprägt, während die Darstellung der ideellen Auffassung des Vf. von dem innern Zusammenhang der Systeme usw. schon für sich einen groszen Raum in Anspruch nimmt, nie ganz das subjective verleugnen kann und gröszere Kraft des Verständnisses beim Leser voraussetzt. Ein populäres Buch soll aber jedenfalls wo möglich nichts voraussetzen, was erst durch das Studium der Wissenschaft selbst gelernt werden kann. Hrn. P. nun mochte der erste Weg nicht vornehm genug, gewis allzu beengend erscheinen. Er übersah aber dasz auch der andere seine bestimmte Richtung und seine bestimmten Gesetze hat, denen sich jeder unterwerfen musz der ihn gehen will. Vor allem fordert er dasz man die eigne Persönlichkeit und alle subjectiven Neigungen — auch die Lust an schönklingenden Redensarten — hintansetze, sich der Sache hingebe, und indem man sie entwickelt, doch nur diese walten lasse. Nur der Sache zu dienen musz man den ernsten Willen haben. Dazu gehört Selbstentäuszerung und diese mochte Hr. P. für sich nicht.

Sich nicht von der Sache tragen zu lassen, sondern selbst die Sache tragen und nach eignem bedünken gestalten zu wollen, das *ist* nur éin Fehler, aber ein Fehler mit vielen Consequenzen. Daraus entwickelt sich zunächst das überwiegen der Reflexion über den geschichtlichen Stoff. Der reflectierende aber, zumal wenn es mit Leidenschaft geschieht, pflegt meist das vorauszusetzen was er hätte mittheilen und darstellen sollen. Das ist der schlimmste Fehler, der das Buch des Hrn. P. fast unzugänglich macht. Denn wer keine *detaillierte* Kenntnis der griechischen Philosophie mit herzubringt, wird nur wenig *verstehen*, da die Thatsachen unter Reflexionen fast ersticken und zu *Nebensachen herabgedrückt* werden. Es zeigt sich das selbst in der äuszern *Form des Gedankenausdrucks*; die Hauptthatsachen selbst müssen allzu oft *mit Nebensätzen* vorlieb nehmen, während die subjective Auffassung des Hrn. Vf. *sich im Hauptsatz* breit macht. Und diese Reflexionen dienen auch nach dem *Willen* des Vf. nicht blosz zur Erläuterung des geschichtlichen Stoffes, sie schlagen vielmehr nicht selten in eine widerliche Polemik gegen die Ansichten der griechischen Philosophen, ja selbst gegen die Ansichten neuerer um, die Hr. P. mit einem Seitenblick abzufertigen hofft. Das ist überhaupt seine Manier, was irgend am Wege liegt herbeizuziehn und mitzunehmen, mag es zur Sache gehören oder nicht; aber die Darstellung verliert dadurch alle Schärfe der Entwicklung und wird schielend, so pikant auch manches klingen mag. Denn der Ton ist nicht eben immer sehr würdevoll, da geistreiche Bemerkungen Hr. P. nicht unterdrücken kann. Er hascht nach imponierenden Schlagwörtern, die wol vor den Augen der Menge entgegenstehende Ansichten niederwerfen, aber die Wahrheit nicht treffen. Denn mindestens wird zu viel gesagt. An äuszerer Ordnung fehlt es zwar der Darstellung nicht, wol aber an innerer Gliederung und Uebersichtlichkeit der Gedanken. Und wie sieht es nun unter diesen Umständen mit der Auffassung der einzelnen Systeme aus? Aus geistreichen Reflexionen entlehnt *ja die Wissenschaft auch bisweilen wichtige Resultate*, verdankt ihnen wenigstens neue Anregung. *Hier* gewis nicht: das sei ferne! Ich nehme hiervon nur die Darstellung der Systeme des Pythagoras, des Herakleitos und des Aristoteles aus. In letzterem ist offenbar der Vf. am besten heimisch, für die Darstellung des Pythagoreismus kann ich selbst die Methode nur loben, die dort und auch nur dort an einzelnem die Grundprincipien des ganzen Systems zu erläutern sucht, und bei Herakleitos verhält sich Hr. P. indifferent zum Vortheil der Sache, nur allzu kurz. Im übrigen aber sind seine Urtheile gröstentheils Vorurtheile, auf einseitige und oberflächliche Auffassung der Sache gegründet. Hr. P. ist Pessimist in der Wissenschaft. Er liebt es das schlechte hervorzusuchen und dann nicht ohne das Gefühl der eignen Genugthuung durchblicken zu lassen, darüber seine Verachtung auszusprechen. Dem indignierten verzeiht man, wenn er über vieles schlechte auch das wenige gute übersah; wenn er aber seiner Indignation erst künstlichen Boden schaffte, indem er

das schlechte selbst hineintrug, dann wendet sich das Gericht gegen ihn selber. Und Hr. P. hat sich dies nicht selten zu Schulden kommen lassen.

Das sind die Eindrücke, die Ref. aus der Lectüre des Buchs mitnahm. Im Interesse der Wissenschaft glaubt er sie rücksichtslos aussprechen zu müssen. Sein Urtheil mögen einige Einzelmittheilungen bestätigen und motivieren: denn die eignen Worte des Hrn. P. werden am besten für dasselbe reden. Das Wesen des hellenischen Geistes geht Hrn. P. auf in 'Doctrinarismus'. In ihn haben sich auch die meisten griechischen Philosophen 'verrannt'. Doctrinär ist eines jener Schlagwörter, dessen vorkommen man in dem Buche nicht zählen kann. Dieser Begriff ist recht eigentlich der herschende Grundton, der die ganze Arbeit durchdringt. Ich meine, was wir darunter verstehen, liegt niemandem ferner als den Griechen; unter sachverständigen bedarf das kaum eines Beweises; aber freilich den Laien gegenüber ist das Wort so recht geeignet, die Geisteserzeugnisse des griechischen Volkes mit éinem Schlag in Verruf zu bringen. Das musz um so nachdrücklicher wirken, je öfter es sich bei den einzelnen Systemen wiederholt. Ich wende mich zu den Sophisten. Selbst sie musz ich gegen Hrn. P. in Schutz nehmen. Er ist nemlich wiederum zu der alten, veralteten Ansicht zurückgekehrt, welche allen positiven Werth der Sophistik für die Entwicklung der Philosophie verkannte. Der persönliche Werth der einzelnen Sophisten mag immerhin sehr gering sein; doch sind die Resultate der Sache von groszer Wichtigkeit. Ich verweise auf Zellers treffliche Untersuchung darüber, und füge hinzu dasz ohne die Sophistik das Bewustsein der logischen Gesetze wol nicht so bald erwacht wäre. Die positive Gestaltung welche die Philosophie durch die platonische Dialektik erhielt, wäre ohne diese Richtung des denkens, die sich auf die Form steifte, nicht möglich gewesen. Doch dem sei wie ihm wolle. Hr. P., der doch sonst die Nothwendigkeit in der Entwicklung der Philosophie hervorzuheben sich bemüht, bringt hier sicher eine Lücke in dieselbe. Aber er geräth auch selbst in einen Widerspruch. S. 43 heiszt es, es sei allerdings ein groszer Umschwung, wenn eine Nation von dichterischem aus und von aufgestellten Principien der objectiven Natur aus alsbald zu sich kommt und dabei eben wieder nicht beim praktischen anlangt, sondern den theoretisch doctrinären Impuls selbst auskundet und erprobt. 'Was Wunder ist es da, wenn mit knabenhaftem Triumphgeschrei der Satz, dasz der Mensch das Masz aller Dinge ist, als bannale Formel wahrhaft zu Tode gehetzt wird?' Also hier scheint es doch, als werde die Sophistik wenigstens aus dem Doctrinarismus des griechischen Volkes als eine nothwendige Erscheinung zu erklären sein. Ich bitte dabei gleich Act zu nehmen, wie der Satz, den man allerdings als Grundprincip der Sophistik bezeichnen kann, der aber von ihnen nicht 'als bannale Formel' zu Tode gehetzt wird, wie dieser Satz eingeleitet wird. Die Reflexion des Hrn. P. tritt in den Vordergrund und ergieszt sich auch weiter noch durch mehrere

grosze Perioden. Doch S. 43 heiszt es wieder: 'und national volksthümlich wird diese Betriebsamkeit nun in einer Zeit, welche in Folge eines gröszern Reichthums von Verhältnissen und Bestrebungen jeder Art jene Keime einer individualisierenden plastischen Gestaltung zur Blüte und Reife brachte, welche schon bei den ersten staatlichen Einrichtungen mitgewirkt hatten, d. h. in einer Zeit, welche in jeder Beziehung den schrankenlosesten Egoismus förderte; nimmt man hiezu die frivole Rücksichtslosigkeit, geniale Unordnung und eitle Selbstüberhebung, welche im griechischen Charakter liegen, so erklärt es sich wol, dasz eine Doctrin usw. — in reichem Masze auf das Volk wirkte; denn auszerdem wäre das Factum kaum verständlich, dasz eine ganze Nation einige Jahrzehnte hindurch die leerste und hohlste Bethätigung einer blosz formellen Virtuosität geduldig anhörte, wie überhaupt alle Milde in Beurtheilung einer Nation aufgeboten werden musz, welche einen Menschen wie Isokrates ertragen und dessen Reden anhören konnte.' Also wäre die Sophistik nur aus den schlechten Eigenschaften des griechischen Volkscharakters zu erklären ohne Bezug auf die Entwicklung der Philosophie selbst. Aber gerade die Zeit in welcher sie auftritt ist gar keine Zeit des schrankenlosesten Egoismus, wie Hr. P. im Gegensatz zu sich selbst sagt (s. o.), sondern das Zeitalter des Perikles! Wäre es so, so wäre bei den habituellen Eigenschaften des griechischen Volks nur zu verwundern dasz diese Phase doch auch überwunden ward. Wie man gar von einer 'genialen Unordnung' des griechischen Charakters reden kann, ist mir ganz unbegreiflich geblieben. Die mitleidige Groszmut, die Hr. P. für die arme griechische Nation an den Tag legt, ist, des freuen wir uns, nur allzu unnöthig, denn Isokrates wird für niemanden der Maszstab der geistigen Erzeugnisse des griechischen Volks, auch ihres denkens und lebens nicht sein! Noch zwei Beispiele erlaube ich mir aus diesem Capitel anzuführen, um zu zeigen wie vortrefflich Hr. P. die Gelegenheiten zu 'treffenden' Seitenhieben zu benutzen weisz. S. 44 unten heiszt es: 'und in dieser wolberechneten Praxis und logischen Hinterlist, welche auf die Kurzsichtigkeit des Pöbels ihre Rechnung setzt und hierin würdige Nachfolger an manchen Leuten, welche vor dem Namen der Sophistik sonst ein Kreuz zu schlagen pflegen, gefunden hat' usw. Ferner S. 45: 'die Sophisten machen eben nur die Unbekümmertheit um das factisch bestehende zum Princip selbst und sprechen hiermit nur etwas handgreiflicher dasjenige aus, was seinerseits auch erforderlich war, um die platonischen zehn Bücher der Republik zu schreiben.' Darin ist, denke ich, doch ein gewaltiger und handgreiflicher Unterschied! In ähnlicher Weise wurde auch S. 44 nebenbei die formale Logik abgefertigt. Nun ist es freilich eine Streitfrage der Wissenschaft, ob die formale Logik berechtigt sei oder nicht, und niemand ist es zu verargen wenn er sich wissenschaftlich gegen sie ausspricht; darum aber ist es doch nicht erlaubt und der Wissen-

schaft unwürdig, ihr in einem Büchlein ganz heterogenen Inhalts wie man sagt eins anzuhängen!

Da Hr. P. die Bedeutung der Sophistik in der Entwicklung der griechischen Philosophie nicht zu erkennen vermochte und darum in seine eigne Entwicklung eine Lücke gebracht hatte, so bedurfte er eines Genies, das nun den Faden wieder von neuem anknüpfte den er selbst verloren hatte. Dies 'Genie' ist Sokrates. Was Genie sei, lehrt eine lange Periode, für die wol auch der tüchtige Schwimmer noch zu suchen sein wird. Mein Begriff von Genie stimmt mit meiner Anschauung von Sokrates nicht. Sollte er auch wirklich diese Bezeichnung mehr verdienen als Herakleitos, Parmenides, Platon, Aristoteles? Einzelne geniale d. i. schöpferische Gedanken machen noch kein Genie. Sokrates ist vielmehr Persönlichkeit und seine ganze Wirksamkeit beruht auf seinem persönlichen Wesen, in welchem alles gedachte unmittelbar zum eignen Lebensinhalt, zur That werden muste. Aus diesem Abschnitt hebe ich einen Satz hervor, welcher wenigstens beweisen soll, wie wenig Hr. P. in seiner Darstellungsweise die Bedürfnisse eines gröszern Publicums berücksichtigt hat, ein Satz mit dessen Inhalt ich mich übrigens auch nicht einverstanden erklären könnte. S. 54 heiszt es: 'geführt von einer unerschütterlichen Ueberzeugung vom unbedingten Werthe des allgemeinen erfüllte Sokrates den formalen Umkreis der Denkthätigkeit mit dem vollen Inhalt des Subjects, indem bei der Verwirklichung des 'erkenne dich selbst' Inhalt, Gegenstand und Product zu ihrer je entsprechenden Identität mit Form, Subject und Kraft geführt werden.' S. 50 hat sich eine historische Unrichtigkeit eingeschlichen, die ich nur darum erwähne, weil auch der Schlusz der daraus gezogen wird zu beschränken sein wird. Hr. P. sagt nemlich: Sokrates sei nur zweimal während seines Lebens in der Volksversammlung gewesen. Nach athenischen Gesetzen war das so gut wie unmöglich, gewis auch nach den Grundsätzen des Sokrates. Diese Angabe bezieht sich auf Platons Apol. p. 32; aber dort redet Sokrates nur von einer activen Betheiligung am öffentlichen Leben durch Theilnahme an öffentlichen Aemtern Im ersten Fall seiner Theilnahme war er Prytan, im zweiten, bei der Verurtheilung des Leon, wurde gar nicht einmal eine Volksversammlung gehalten. — Eine Auswahl gar schön klingender Kraftwörter bietet ein Satz auf S. 61: 'es versteht sich von selbst (?) dasz diese Verurtheilung des Sokrates nur ein Act fanatischer Leidenschaft war, welche sich selbst nicht mehr mit der Ausübung des frivolen Ostracismus begnügte, sondern in blutrünstiger Mordsucht einen bornierten Hasz befriedigen wollte.' Man lese diese Seite weiter und der komische Erfolg, den der Contrast zwischen Inhalt und Form zu heben pflegt, wird auch hier nicht ausbleiben. Ich kann mich freilich nur auf die Mittheilung weniger Einzelheiten beschränken; sie genügen aber wol um Zeugnis abzulegen für mein oben ausgesprochenes Urtheil. Nur etwa für die schielende Darstellungsweise des Hrn. P. musz ich ein besonderes Beispiel schuldig bleiben, weil

diese am stärksten in einer längern Entwicklung hervortritt. Aber im Grund durchzieht sie das ganze Buch und man beliebe nur aufzuschlagen. Ich habe eben gerade S. 80 vor mir aufgeschlagen und kann sie zu diesem Behuf empfehlen.

Noch weniger als das voraufgehende hat mich die Darstellung des platonischen Systems befriedigen können. Wie sollte auch ein Mann zu einem Verständnis Platons gelangen können, der sich über den Timaeos folgendes Urtheil zu gute hält (S. 96): 'hierbei werden *wir allerdings sehr* stark daran erinnert, dasz der Timaeos nur ein verständiges *Spiel sei*, d e n n w e n n K i n d e r s p i e l e n, k a n n e s g e w i s s e h r l i e b e n s w ü r d i g s e i n, w e n n s i e a b e r i h r G e t ä n d e l z u k o s m i s c h e n P r i n c i p i e n m a c h e n w o l l e n, s o h ö r t d a s I n t e r e s s e d e r K i n d l i c h k e i t a u f, o h n e d a s z d a s d e r P h i l o s o p h i e a n f a n g e, s o n d e r n e h e r v i e l l e i c h t d a s e i n e r C a r r i c a t u r d e r W i s s e n s c h a f t.' Also so 'geistreiche' Urtheile wagt man als Resultate der Wissenschaft auszugeben und den gebildeten unseres Volks darzubieten! Mag freilich die Wissenschaft unserer Tage den Vortheil einer bessern Naturkenntnis voraus haben, so weisz sie doch auch welche Achtung sie den Ansichten der alten schuldig ist und dasz sie noch viel, j a v i e l zu thun übrig hat, um zu einem gereiften Urtheile über den platonischen Timaeos fähig zu werden, und wird solche Urtheile nie zu den ihrigen machen, welche ohne Rücksicht auf den speculativen Inhalt des Dialogs in der Sicherheit eigner Selbstüberschätzung sich an Einzelheiten des empirischen Apparats anklammern! So kann von einer Bewältigung der platonischen Weltanschauung keine Rede sein. Hr. P. bleibt in der Entwicklung derselben ins einzelne selbst hinter sich zurück und befriedigt die Erwartungen nicht, die man aus S 76: 'die Grundanschauung' usw. schöpfen könnte. Das eigentlich platonische wird von den Reflexionen des Hrn. P. stets wieder in den Hintergrund gedrängt. Er *scheint* es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, selbständig über platonische *Philosophie zu philosophieren. Ein sehr hoher Standpunkt!* dem es leider an der gediegenen Unterlage *fehlt*. Bald wird das platonische ultriert ausgelegt, wie wenn es S. 77 heiszt: 'der Trieb nach Erkenntnis und dem ansichseienden müsse den Charakter eines sehnsüchtigen strebens erhalten, welches einerseits seiner Thatkraft nicht reflexiv bewust wird, sondern in der Gefühlssphaere bleibt und andrerseits die reale Gegenständlichkeit für diese Thatkraft aus den Augen verliert und nur das überirdische genieszen will.' Bald werden, wie auch in diesem Satze schon, Anklänge an die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit angeschlagen, und nebensächliches und Hauptsachen untereinander gemengt, z. B. S. 78, bald werden, ohne dasz es merkbar gemacht würde, zwischen die Mittheilung der Ansichten Platons Erörterungen über die Sache selbst der Art eingeschoben, dasz man zuletzt nicht mehr weisz wovon denn eigentlich die Rede ist und was Platon, was Prantl angehört, z. B. S. 80. Bald wird polemisiert gegen platonische Ansichten von unplatonischem Standpunkt aus, wie

S. 90 gegen die Ideenlehre, deren geringe Bedeutung für die Logik er hervorhebt (so wird hier zum Maszstab des Urtheils gemacht, was S. 44 verworfen wurde); oder die Polemik geht auf einzelne Resultate ohne die bewegende Kraft die sie hervorrief richtig zu erkennen, wie S. 104 gegen den platonischen Staat, in welchem sich 'die ganze leichtfertige Zuversicht der Griechen im principienmachen' offenbaren soll — wie denn nach S. 105 dieser doctrinäre Politismus als eine Frucht des allgemein griechischen Leichtsinns der Theorie erscheint, welche blind und taub gegen das factische sich in die 'plastische Form' verrennt! Dabei fehlt es auch nicht an versteckten oder offenen Angriffen gegen die neueren Platoniker, von denen Hr. P. die Besorgnis zu hegen scheint, sie möchten die platonische Ideologie wieder zur Herschaft zu bringen suchen, so S. 70. 71. 90. Mag er Recht haben oder nicht, seiner Darstellung des platonischen Systems nützt er damit keineswegs, gerade darum nicht weil auch der moderne 'Neuplatonismus' mit Platon selbst nur sehr wenig gemein haben könnte. Alle die mitgetheilten Schwächen der Darstellung des Hrn. P. gehen aus einer Verkennung des eigentlichen Grundcharakters der platonischen Philosophie hervor. Platon ist, wenn ich denn einmal modern reden soll, nicht Idealist, sondern im Gegentheil Realist. Denn das macht doch das realistische oder idealistische eines Systems nicht aus, ob darin das wahrhaft seiende Idee heisze oder reales, Monade u. dgl., sondern was darunter verstanden wird und ob sich nun das reale im denken auflöst oder ob das denken sich nach dem selbständig realen bequemen musz. Systeme des Realismus und Idealismus können dem Schein nach ähnlich sehen und doch sind sie innerlich gar verschieden. Hegel und Herbart, die beiden Gegensätze, nehmen gern Platon jeder für seine Seite in Anspruch. Herbart hat zweifelsohne gröszeres Recht. Nur darf man den modernen Begriff in einem antiken System nicht urgieren, sondern thut am besten es der Sache, nicht dem Namen nach zu begreifen. Gerade jenes Vorurtheil aber, dasz Platon Idealist oder Ideologe sei, hat Hrn. P.s Darstellung so viel geschadet. Sein Abscheu vor dem 'poetischen schauen' und dem Aristokratismus der Intelligenz würde andernfalls nicht so grosz gewesen sein; ja er hätte in Platon nicht blosz den Dichter, sondern vorzugsweise den Philosophen gesehen. Die Grenzen des platonischen Systems wollen wir auch erkennen, aber von positivem und platonischem Boden aus, und nicht von vorn herein ihm vorwerfen was er nicht hat, weil er es nicht haben konnte. Und das warum nicht ist mitzuerkennen! Das ist nur möglich, wenn man die Grundrichtung seines denkens sich klar vor die Seele stellt. — Doch wir müssen dem Schlusz entgegen eilen. Die Darstellung des aristotelischen Systems wäre an sich nicht so übel, nur leidet auch sie an den allgemeinen Mängeln der Behandlungsweise. So möchte ich fragen, ob nicht wirklich zum Verständnis des folgenden Satzes die Kenntnis des ganzen aristotelischen Systems nöthig ist, eines Satzes der einstweilen darauf erst vorbereiten und orientieren soll. S. 115 heiszt es:

'aber Aristoteles steht von vorn herein nicht auf dem poetischen schauen oder auf dem unmittelbaren beisammensein der Zweiheit in dem beseelten, sondern er ergreift die Activität des denkens und erkennt nur die thätige Entwicklung an, für welche alles ruhende expansive nur die Geltung eines potenziellen seins hat, während das wahre actuelle sein in dem vollendeten Zwecke der intensiven Verwirklichung beruht' usw. — Auf die Stoiker ist Hr. P. sehr schlimm zu sprechen. Durch die getroffene Auswahl von Extravaganzen aus den Lehren einzelner sucht er auch das Urtheil des Lesers zu befangen. Im abfertigenden urtheilen ist ja überhaupt Hr. P. sehr stark. Bisweilen wagt er sich auch auf Gebiete die er nicht kennt; wie wenn er S. 159 sagt: die grammatische Thätigkeit der Stoiker 'berührt weniger die Philosophie als leider vielfach die Culturgeschichte der gelehrten Schulen bis in unsere Zeit herab, da die stoische Grammatik das Original der römischen war, diese aber das Material des nachantiken Schulunterrichts wurde, und hiedurch der antike Unverstand in grammatischen Dingen nebst dem ertödtenden Formalismus der Stoiker sich forterbte.' An unpassenden Ausdrücken und Anspielungen fehlt es auch hier nicht. Man wird sie mir anzuführen gern erlassen.

So wenig erfreulich die Eindrücke sind welche die Lectüre dieses Buchs in mir zurücklassen muste, so scheide ich doch mit éinem Troste, nemlich dem dasz dieses Buch eine nur kleine Anzahl von Lesern finden werde. Wer es vielleicht in guter Hoffnung mit der Hoffmannschen Sammlung von Uebersetzungen griechischer und römischer Classiker sich anschaffen sollte, wird wol bald genug durch vergebliche Versuche sich durchzuarbeiten von der weitern Lectüre abgeschreckt werden. Das Bedürfnis aber welches Hr. P. befriedigen wollte bleibt, und zu wünschen ist dasz ein Mann, der aus dem Studium des classischen Alterthums auch classischen Geist in sich aufgenommen, die schwere aber dankbare Aufgabe von neuem übernehme.

Hanau. *Julius Deuschle.*

4.

Kleinere Litteratur der ciceronischen Schriften.

Erster Artikel.

Von der verehrlichen Redaction dieser Zeitschrift eingeladen in derselben über ciceronische Programme und Abhandlungen von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten, wird Ref. in diesem ersten Artikel einer Prüfung unterwerfen was über die philosophischen Schriften des Cicero zu seiner Kunde gekommen ist.

[1] Aus diesem Bereich heben wir zunächst hervor die vorzüglichen *Beiträge zur Kritik von Ciceros Lucullus* von Hrn. Prof. *K. F. Her-*

mann im Philologus VII S. 466—476. Um mit geringerem zu beginnen, so wird §. 23 richtig die Lesart *potius quam aut* (st. *ut*) *officium* und §. 80 *Avianium* mit Bergk (Z. f. d. AW. 1847 S. 172), wofür jetzt handschriftliche Bestätigung vorliegt, empfohlen, §. 54 die handschriftliche Lesart *si enim res se ita habeant* — — *an sano*, und §. 104 die Worte *ut aut approbet quid aut improbet* treffend gerechtfertigt. Minder einleuchtend ist §. 79 die Empfehlung von *clamat* mit der ed. Crat. statt des verderbten *lacerat* und §. 81 von *quam mullos* mit Orelli unter Streichung von *pisces*, wo die Vulg. *quam illos pisces* gewis den Vorzug verdient, indem die Erwähnung einer bestimmten Fischgattung hier nicht am Orte ist. Von den eigenen Vermutungen des Hrn. H. zeichnen wir wegen ihrer hohen Wahrscheinlichkeit aus §. 52 *eadem est in somnis species eorumque quae vigilantes videmus*, §. 106 *aut memoriam mihi remittas oportet et patiare* (oder *fateare*) *ei esse locum*, §. 121 *deum onere magno liberat*, §. 139 *Clitomachi* für *Antiochi*, §. 143 *spinosissimi* aus der Lesart *opinosissimi*, die auch in zwei leidner Hss. (Nr. 84 u. 86) steht, eine scharfsinnige, aber wegen des persönlichen Gebrauchs von *spinosus* doch nicht ganz überzeugende Conjectur; ferner §. 9 *si id ipsum rudes et indocti iudicare potuissent* — — *vel* (warum nicht lieber *aut?*), *ut potuerint, omnibus rebus auditis iudicarent: nunc autem re semel audita ad unius se auctoritatem contulerunt:* welche Verbesserung sich der handschriftlichen Ueberlieferung näher anschlieszt als die früheren Versuche und den Gegensatz mit *nunc autem* zuerst an richtiger Stelle eintreten läszt; sodann §. 43 *in omnibus pariter rebus* st. *in omnibus partibus.* Kurz zuvor schreibt Hr. H. *quoniam vera illa definitio* mit Tilgung von *vel*, was im alten wiener Codex von zweiter Hand zugesetzt ist; die besten Hss. verlangen aber die Wortstellung *illa vera def.* Das ebendaselbst aus dem cod. Gudianus empfohlene *sin negaverint* beruht auf falscher Angabe von Görenz, wie unzählige andere dieses leichtfertigen Kritikers; der Cod. hat *si negaverint* wie alle übrigen. Andere Vermutungen sind minder überzeugend, was bei einer an schwierigen Stellen so reichen Schrift, deren Hss. alle auf einen einzigen schon stark verderbten Stammcodex zurückweisen, nicht befremden kann. §. 16 schreibt Hr. H. *sed fuerint illa vetera, si vultis, incondita* st. *incognita*, und liest sodann in den folgenden Worten *nihilne est igitur actum, quod investigata sunt*, wo *quod* stört, bis auf weiteres *quot* mit Bentley, was beim Neutrum ohne Substantiv bedenklich ist (verschieden ist or. p. Rosc. Am. §. 89 *haec tot et tanta*, wo *haec* die Stelle des Substantivs vertritt), wobei er wegen der unbequemen Doppelfrage *nihilne* — — *actum* als Dittographie von §. 15, wo aber die Worte nicht die gleichen sind, auswerfen möchte. Ref. hat versucht *sed fuerint illa veteribus* (so mit Davisius), *si vultis, incognita: nihilne est igitur actum, quoad investigata sunt?* — §. 85 schreibt Hr. H. *dic mihi, Lysippus eodem aere, eadem temperatura, eadem caelatura* (die Codd. *eodem caelo aqua*), *ceteris omnibus, centum Alexandros eius-*

dem modi facere non posset? wo vielleicht vorzuziehen ist *eodem caelo* ('Meisel', also bei Gleichheit des Werkzeugs), *aeque ceteris omnibus* (d. h. *et si aeque cetera omnia eadem essent*) etc. Sah man einmal *caelo* als 'Himmel' an, so lag die Fälschung *aqua* sehr nahe. — §. 104 schreibt Hr. H. *neu cui placeat* für *nec ut placeat*, wo Ref. an *ne displiceat* gedacht hat. — Die schwierige Stelle §. 105 ordnet Hr. H. also: *mare illud, quod nunc Favonio nascente purpureum videtur, idem huic nostro videbitur, nec tamen adsentietur, quia nobismet ipsis modo caeruleum videbatur, quodque mane ravum* *), *nunc, qua sole collucet, albescit et vibrat.* Die Hss. haben *videbatur mane ravum (flavum) quodque nunc qua a sole collucet* etc. Ref. möchte mit Benützung des Nonius lesen *quia nobismet ipsis modo caeruleum videbatur, mane ravum, quaque* (oder *quodque* als Neutrum) *nunc a sole collucet, albescit* etc., so dasz entweder *quod* oder *qua* als Randerklärung in den Text gerathen wäre. — §. 107 schreibt Hr. H. *vera esse haruspicium* (*haruspicum* die Codd.), *auspicia, oracula, somnia, vaticinationes*, wo aber der Singular gerade an der ersten Stelle misfallen musz; ist daher nicht *haruspicia* zu lesen, so vermuten wir den Ausfall eines Substantivs zu dem Genetiv *haruspicum.* Auch *lineam similiter latitudine carentem* §. 116 ist wenigstens keine schlagende Emendation, hingegen sind die darauf folgenden Worte, die bei Orelli noch mit einem Kreuze behaftet sind, durch treffende Erklärung gerechtfertigt. — In der schwer zerrütteten Stelle §. 126 schreibt Hr. H. *solis autem magnitudo (ipse enim hic radiatus me intueri videtur ac monere, ut crebro faciam mentionem sui) — vos ergo huius magnitudinem, quasi decempeda hunc permensi, refertis; ego me quasi malis architectis mensurae vestrae nego hoc credere; dubium* (oder *dubiumne*) *est, uter nostrum sit, leviter ut dicam, verecundior?* eine Herstellung gegen die sich mehrere Bedenken erheben lieszen. Für die Anfangsworte ergibt sich eine sichere Verbesserung aus drei vom Ref. benützten Hss. (den codd. Leid. 84 u. 86 und einem Erlang.; der wiener fehlt hier): *solis autem magnitudinem — ipse enim hic radiatus me intueri videtur admonens* etc.; jedoch für die folgenden Worte, die in den besten Quellen so lauten: *uos ergo huius magnitudinem quasi decempeda hic* (oder *hinc, huic*) *me quasi malis architectis mensurae uestrae nego hoc* (im Leid. 84 *hoc* über der Zeile) *permensi refertis. ergo credere dubium est uter nostrum sit leuiter ut dicam uerecundior*, weisz Ref. keine sichere Herstellung. Ueber die von Hrn. H. zuletzt besprochene Stelle aus der or. p. Sestio §. 107, zu der ihm die Ueberlieferung in der ältesten und besten Hs. noch unbekannt war, verweist Ref. auf seinen Aufsatz im Rhein. Mus. N. F. IX S. 337.

[2] Eine dankenswerthe Arbeit über die Tusculanen enthält die

*) Die richtige Lesart des Nonius *ravum* haben auch die zwei leidner Hss. von erster Hand.

Inauguraldissertation von *Otto Heine: de Ciceronis Tusculanis disputationibus.* Halis Saxonum, typis Ploetzianis. 1854. 33 S. 8. In dem ersten Capitel stellt der Vf. eine fleiszige Untersuchung über die Handschriften der Tusculanen an, von denen er zwei Classen annimmt, eine bessere zu der er den Parisinus 6332, den Gudianus 294, Pithoeanus, Bernensis 438 und den Gryphianus rechnet, und eine interpolierte welche die grosze Zahl der übrigen Hss. umfaszt. Der ersten Classe gehört auch noch ein cod. Gemblacensis an, jetzt in Brüssel, Nr. 5351. Der zweiten Classe räumt der Vf. nur da eine Berücksichtigung ein, wo die Lesarten der ersten ein entschiedenes Verderbnis aufweisen. Dasz in den wenigen Stellen, für welche diese Hss. in Betracht kommen, Reste einer bessern Ueberlieferung vorliegen, musz Ref. noch sehr bezweifeln, sondern möchte lieber annehmen dasz bei den Versuchen den so vielfach verderbten Text zurecht zu machen, die meistens ganz verkehrt ausfielen, auch hie und da eine glückliche Verbesserung untergelaufen sei. Bei den einzelnen Stellen die der Vf. bespricht kann man ihm in der Regel beistimmen. Ob auch V §. 15 die Lesart der Hss. *quod non singulis hominibus, sed potentibus populis saepe contigit* der bei Nonius p. 208 *quod non modo singulis* etc. vorzuziehen sei, ist noch sehr zweifelhaft. Vgl. or. Phil. I §. 24 *civitas data non solum singulis, sed nationibus et provinciis universis a mortuo.* Phil. II §. 92 *neque solum singulis venibant immunitates, sed etiam populis universis.* Ebend. §. 67 *non modo unius patrimonium —, sed urbes et regna celeriter tanta nequitia devorare potuisset.* So scheint *non* hier ebenso unmöglich wie in der or. in Vat. §. 23: *qui in eo magistratu non emerseris ex mendicitate, sed etiam divitiis nos iam tuis terreas.* Man vgl. jedoch de off. II §. 27, welche Stelle der in den Tusc. noch am ähnlichsten ist. — Mit Recht werden p. 4 mit andern (s. bes. Wesenbergs Emend. II p. 50) I §. 19 die Worte *et animosos et bene animatos et ex animi sententia* nach *nam et agere animam et efflare dicimus* als Glosse verworfen; sie lassen sich auch durch eine scharfsinnige Emendation, die dem Ref. ein gelehrter Freund mitgetheilt hat, *exanimis* für *ex animi sententia*, nicht halten, weil die Beispiele an sich zu dem was Cic. beweisen will nicht passen. — I §. 58 hat der Gud. 294 *ut omnibus locis a Platone disseritur (nihil enim ille putat esse quod oriatur et intereat, idque solum esse, quod semper tale sit, quale ἰδέαν appellat ille, nos speciem)* etc., während im Par. *ille* vor *putat* fehlt. Hr. H. verwirft *ille* als 'satis molestum', weil *appellat ille* folge. Allein da hier *ille* im Gegensatz von *nos* steht, so ist nicht abzusehen weshalb es oben falsch oder lästig sein sollte. *) — I §. 88 schreibt Hr.

*) Bei der gegenseitigen Prüfung der Stellen p. 11 ff., in welchen der Par. und Gud. auseinander gehen (von dem letztern hatte Hr. Heine die genauere Collation des Ref. zur Benützung), sind einige Stellen übergangen, in welchen die erste Hand des Gud. die bessere Lesart oder doch deren Spur erhalten hat. So hat z. B. dieser II

H. nicht ohne Wahrscheinlichkeit *carere malo non dicitur*, was mehr Beifall finden wird als wenn er II §. 52 das sinnlose *vero*, was die Hss. nach *obversentur (obversetur) species honestae* haben, ganz streichen will. Für die Verbesserung *viro* 'einem wahren Manne' spricht die gleiche Verwechslung II §. 51 a. A. — II §. 67, wo die Hss. haben *ut enim si cui nauiganti praedones insequantur deus qui dixerit*, billigt Hr. H. die Einsetzung von *quem* vor *praedones;* aber viel näher liegt die einfache Verbesserung von Wopkens: *praedones si insequantur*. — II §. 18 meint Hr. H. dasz der cod. Marburg., der in dem Satze *sit fortis in perferendo, officio satis est; ut laetetur etiam non postulo* die Lesart *si fortis* hat, dem Archetypus näher stehe als RGP die *si forte* haben. Ref. hält dies für einen trüglichen Schein und die Lesart der Vulgata für verfehlte Correctur; *si forte* führt vielmehr auf *si fortis ē (est) in perferendo*, sc. *sapiens*. — Auch V §. 94, wo die übrigen Hss. *quarum genera non contemnunt, quaerunt tamen copiam* haben, der cod. Duisb. aber *non* an sich richtig ausläszt, ist dies noch kein absoluter Vorzug; wenn nemlich die Verbesserung von Bake (Schol. Hyp. IV p. 113) *cum contemnunt* richtig ist, so erscheint *non* nicht als ein unrichtiger Zusatz, sondern als eine Verschreibung. — II §. 26 ist *enim*, was die besten Hss. haben, in den Worten *verti enim multa de Graecis* nicht passend, daher es im Vindob. 2 und Duisb. fehlt, schwerlich mit Recht, da es aus *etiam* verderbt scheint. — Gut, aber nicht neu ist die Bemerkung p. 21, dasz I §. 31 in den Worten *ut ait in Synephebis* ebenso gut *Statius* wie *ille* nach *ait* könne ausgefallen sein; sehr wahrscheinlich die in den Theses zu I §. 87 vorgeschlagene Verbesserung *num aut cornibus caremus aut pinnis? id quis dixerit?* — Im 2n Capitel bespricht der Vf. nach dem Vorgange von Madvig in der Einleitung zu den Büchern de finibus b. et m. die vielen stilistischen Nachlässigkeiten die auch in den Tusculanen aufstoszen, und behandelt sodann eingehend die verschiedenen Anakoluthe des Werkes, über die er auch die Ausgabe von Tischer hätte benützen sollen. V §. 119 scheint Hr. H. die leichte Verbesserung von Wesenberg (Emend. I p. 31) *dicant, ei tamen* für *dicant et tamen* übersehen zu haben; dagegen ist gelegentlich de nat. deor. II §. 95 die handschriftliche Lesart *quae cum viderent* gut gegen die Aenderung *haec cum viderent* gerechtfertigt.

[3] Ausgezeichnete Beiträge zur Verbesserung der Tusculanen enthält die zweite Abhandlung im 4n Bande der *Scholica Hypomnemata* von *Johannes Bake* (Lugd. Bat. 1852) p. 68—114. Sie sind ohne Zweifel die besten von den zahlreichen Beiträgen die Hr. Bake zur Kritik ciceronischer Schriften in den verschiedenen Bänden der

§. 48 von 1r Hand *uinclis prope adaccustodia*, was geändert ist in *acadcustodia;* im Par. ist die Fälschung *ac ad custodiā*; das echte *adac* ist offenbar aus *adque* verderbt, und so, nicht *ac custodia*, im Texte herzustellen. III §. 18 hat der Par. *nihil dicitur;* im Gud. stand vor der Rasur *nihili dicitur*, was Moser mit Recht aufgenommen hat; vgl. Wesenberg Emend. II p. 4 f.

Scholica Hypomnemata und an andern Orten niedergelegt hat. Seinem eindringenden Scharfsinn, der besonders den Gang der philosophischen Argumentation mit der grösten Genauigkeit verfolgt, und seiner feinen Kenntnis des Sprachgebrauchs ist es gelungen noch eine beträchtliche Zahl von Schäden in diesen Büchern aufzudecken, so vieles auch für ihre Verbesserung in den letzten zwei Decennien zumal durch A. S. Wesenberg, dessen *Emendationes Tusculanarum* (3 partes. Viborg 1841—44) Hr. B. leider nicht gekannt hat, geleistet worden ist. Aus der groszen Zahl seiner Emendationen hebt Ref. als durch hohen Grad von Evidenz sich auszeichnend folgende hervor: I §. 47 *quale quidque est* — §. 63 *potuit imitari* — §. 91 *natura vero si se sic habet* (so auch Graser im Programm von Guben 1844) — §. 107 *quam multi — — poeniuntur!* — II §. 27 *haec a pueritia et legimus et ediscimus* für *haec et a puer. legimus* etc. (das erste *et* könnte auch falscher Zusatz sein) — §. 30 *nec malum ullum, ne si in unum quidem locum collata omnia sint*, wo aber dann auch noch die Verbesserung *comparandum* (sc. *videatur*) als nothwendig erscheint — §. 48 *revocatos ad dignitatem* (*hos* ist zu *tueri* nicht Subject, sondern Object) — §. 49 *leniter gementi* im Gegensatz von *perquam flebiliter lamentatur* — III §. 5 *hoc enim ipso odiosi sunt* — §. 24 *citetur bifariam, quattuor* — §. 26 *in opinione mali recenti* st. *recentis* (vgl. III §. 25. 75. IV §. 14) — §. 66 *an est ullum tempus, cui non ponenda cura et aegritudine serviamus?* — §. 80 *qui nihil opinione affingit assumitque ad aegritudinem, nec id putat esse rectum — — quo pravius nihil esse potest* — §. 81 *dici solent* — IV §. 7 *semper exquiremus* — §. 14 *praesentis autem mali sapientis affectio nulla est, stulti aegritudo est, eaque afficiuntur* etc. (nur zieht Ref. mit Davisius *stultorum* vor, was auch der Lesart der besten Quellen *stulta autem aegr.* näher liegt) — §. 31 *velocitas autem corporis et celeritas appellatur* — §. 39 *extenuatur* — §. 43 *haec nullam habere vim, nisi ira excanduerit fortitudo* — §. 49 *cum depugnaturus est* — §. 56 *prae experientia* (minder überzeugend ist ebendaselbst *attamen aemulari*, s. Madvig zu Cic. de fin. p. 289 und *quod id iam alius habeat*) — §. 57 *sunt enim omnia ista ex errorum orta radicibus, quae evellendae et extrahendae penitus, non circumcidendae nec amputandae sunt* — §. 58 *animorum salus inclusa in ipsis est* — §. 80 *ut Socrates dicitur, cum multa* — V §. 2 *nam quaecumque causa impulerit eos* — §. 6 *primis est* — §. 13 *beata vita nec eas* — §. 70 *collocatum putat qui rerum causas* — §. 76 *extimescet?* und §. 77 *cedet?* — §. 83 wird *sed is* bis *beatum esse sapientem* als durch richtigere Interpunction zu scheidende Digression bezeichnet; der unterbrochene Faden ist §. 84 mit *sed quaeramus* wieder aufgenommen — §. 85 *dicunt* und *adepti sint* — §. 87 *desertum illud Carneadeum* für *d. illum Carneadem* ('non de ipso, sed de placito eius agitur'. Die Emendation bestätigt, was Hr. B. nicht anführt, die Lesart der drei besten Hss. *Carneadeum*) — §. 94 *genera cum con-*

temnunt — §. 113 *vix est* —. Gut ist auch die Ergänzung der Lücke §. 107: *at enim sine ignominia [cogitare non licet exsilium. Quasi ulla possit ignominia] afficere sapientem*! Einige der mitgetheilten Emendationen sind nicht neu, so wollte I §. 34 *inscribere nomen non liceret* schon Ernesti; vgl. auch Wesenberg Emend. Tusc. II p. 8 und Bergk Z. f. d. AW. 1847 S. 255; in Empfehlung der Lesarten oder Conjecturen zu I §. 85. II §. 47. IV §. 12 u. 28 ist bereits Wesenberg vorangegangen; auch die über II §. 43 gut motivierte Rüge stilistischer Ungenauigkeit hat bereits früher Madvig zu de fin. p. LII f. Anm. 1 vorgebracht. Zu III §. 28 *Epicuro autem placet opinionem mali aegritudinem esse natura* wird richtig bemerkt: 'frustra quaesivi qui haec explicaret — —. Nempe non quaeritur, quid sit aegritudo, sed doloris origo et causa efficiens.' Hrn. B. ist entgangen dasz den Fehler bereits auch Dobree in den Adversaria II p. 373 erkannt und eine sehr wahrscheinliche Heilung durch Tilgung der Worte *opinionem mali* vorgeschlagen hat. Ueberhaupt wäre an mehreren Stellen eine bessere Berücksichtigung der Leistungen früherer Kritiker wünschenswerth gewesen: so wären vielleicht die zu I §. 50. IV §. 21 und IV §. 34 vorgeschlagenen Verbesserungen unterblieben, wenn Hr. B. die betreffenden Emendationen von Lambinus und Manutius beachtet hätte; s. über die drei Stellen Wesenberg a. a. O. II p. 14. III p. 5 und III p. 6. Indes die Zahl der treffenden Bemerkungen ist so überwiegend, dasz Ref. davon Umgang nimmt eine Reihe solcher Stellen zu besprechen wo er den Ansichten und Anfechtungen des Hrn. B. nicht beipflichten kann. Ein besonderes Verdienst hat sich derselbe durch Nachweisung von Glossen und Interpolationen erworben. Als solche werden bezeichnet I §. 12 *tum* vor *eum*, §. 29 *a nobis* als Erklärung von *hinc*, §. 92 *qui est mons Cariae*, §. 104 *in patriam*, II §. 17 *Hercule* vor *digna*, III §. 4 *quod insipientibus contingit omnibus*, §. 8 *id est insanitatem* bis *igitur insaniunt*, §. 28 *et* vor *illa*, §. 31 *Socrate*, §. 69 *atque etiam*, §. 77 *Cleanthes* vor *ipse*, IV §. 54 *an tum quoque est utilis*, V §. 2 *est* nach *fortunae*, §. 4 *virtus* nach *est ulla*, §. 117 *mors* vor *ibidem*, wo Hr. B. richtig erkannt hat dasz die Glosse nicht in *ibidem* sondern in *mors* zu suchen ist, da ersteres = *in illo portu* nicht fehlen darf. Minder überzeugend ist die Obelisierung I §. 43 von *caelum* nach *omne*, was durch den Zusatz von *hoc* in der Bedeutung 'Atmosphaere, niederer Luftkreis' deutlich von *ferantur ad caelum* §. 42 geschieden ist; sodann I §. 52 von *quo monet*, I §. 67 von *potesne dicere*, III §. 5 von *etiam* vor *convalesceret*, III §. 41 von *dicis haec*, was als Wiederholung in anderer Form von *sunt haec tua verba* nach der längern Parenthese nicht zu misbilligen ist, während sich gegen die Anschlieszung der Worte *in eo quidem libro* an *sunt* — — *necne* viel gröszere Bedenken erheben. V §. 98 hält Hr. B. die Worte *his enim rebus Lacedaemoniorum epulae condiuntur* für interpoliert, weil sie im Munde eines wortkargen Spartaners nicht angemessen erschienen. Sie sind allerdings kein Beispiel eines Laconismus; dessenungeachtet konnte der eben nicht sehr

lakonische Cicero sie wol einem Spartaner in den Mund legen. Noch weniger ist die Ausmerzung der Worte V §. 101 *quid aliud, inquit Aristoteles, in bovis, non in regis sepulcro inscriberes?* zu billigen, 'quibus avelluntur ea quae statim versibus illis subiici oportebat'. Allein was folgt: *haec habere se mortuum dicit* etc. ist nicht ein Urtheil des Cicero über die Grabschrift des Sardanapallus, sondern es sind gleichfalls Worte des Aristoteles, wie Wesenberg I p. 32 richtig mit Verweisung auf die gleiche Stelle de fin. II §. 106 bemerkt hat. — Einen kleinen Nachtrag von Emendationen zu den Tusculanen bringt noch die Zeitschrift *Mnemosyne* II 4 S. 414. II §. 17 will Hr. B. lesen *risum captare*, II §. 8 wird *id* vor *ita faciendum* (das Wort steht im alten Gudianus über der Zeile) gestrichen und III §. 11 der Satz *sic enim definitur iracundia, ulciscendi libido* als Glossem bezeichnet. Jedoch die übrigen daselbst behandelten Stellen finden sich bereits in den Hypomnemata in eingehenderer Behandlung.

[4] Dasselbe Heft der *Mnemosyne* enthält S. 415—419 eine beträchtliche Zahl von sehr scharfsinnigen und zum groszen Theil evidenten Verbesserungen des Hrn. Bake zu den Büchern *de natura deorum*, die neben den trefflichen kritischen Beiträgen G. F. Schömanns (in vier greifswalder Universitätsprogrammen von 1849 und 1850) als die bedeutendste kritische Leistung der neuern Zeit über diese noch so mancher Aufhilfe bedürftigen Bücher zu betrachten sind. Eingestreut sind auch einige Verbesserungen von D. Ruhnken, aus dessen Scheden die Herausgeber der Zeitschrift schon so manches Goldkorn ans Licht gezogen haben. Da diese Zeitschrift in Deutschland noch wenig bekannt ist, so glauben wir den Lesern dieser Blätter durch eine kurze Zusammenstellung der vorgeschlagenen Emendationen einen Dienst zu erweisen, wobei wir die nachgewiesenen Glosseme durch eckige Klammern, die Conjecturen Ruhnkens durch ein beigefügtes (R) von denen des Hrn. Bake scheiden werden. De nat. d. I §. 2 *nullos esse omnino Diagoras Melius et Theodorus Cyrenaicus [putaverunt]* — §. 11 *et contra omnes [philosophos] et pro omnibus dicere* — §. 16 *nullius [philosophiae] earum quidem* etc. — §. 27 *qui censuit deum animum esse* — ibid. *detractione humanorum animorum* (R) — §. 34 *refersit libros, et [tamen] mundum, tum mentem divinam esse [putat]* — §. 49 *quam sit ea beata natura et aeterna* — §. 52 *hunc demum beatum dixerimus* — §. 68 *quod cum effugere vultis* — §. 72 *is, cum agellus* etc. — §. 74 *cum quidem simpliciter dicta sunt* (Dobree wollte Adv. II p. 373 *similia* für *semel*) — ibid. *sed quod, inter nos liceat, ne tu quidem intellegis* (Verb. der Interpunction) — §. 89 *sed tu quidem* (*et* vor *tu* steht in dem besten Codex, dem Leid. 84 auf Rasur) — §. 90 *quam homines, eaque erant forma* etc. — §. 91 *decidisse de caelo in terras putabimus* etc. — §. 97 die Worte *an quicquam* bis *quia numquam vidimus* werden (ein höchst beachtenswerther Vorschlag!) hinter *etiam rideri te putares* §. 88 gesetzt — §. 109 *et quoniam nascuntur in terra, sint qui nascantur in aqua* — §. 118 *in*

numero *habenda* *esse dixit* — §. 121 *cum* — — *naturam dei* *dicit* *esse*, *negat* *autem* *esse in deo gratiam*, *tollit* etc. — II §. 5, *opinionis enim commenta* (statt *opinionum* hat auch der Leid. 84 was Moser nicht bemerkt, *opinione*) — §. 6 *formae deorum quem non* — — *coëgerunt?* vgl. II §. 19 a. A. — §. 12 *ne aegri quidem omnes convalescunt: num idcirco ars nulla medicina est?* (R): so schon Lambin, aber ohne *num* — §. 13 *quam caperemus* — §. 26 *ipse vero aër* — — *minime est expers caloris.* [*Ille vero et multo quidem calore admixtus est.*] (R) — §. 49 *esse non potest* — §. 62 *et quod ex nobis* etc. — §. 63 *nam cum vetus haec opinio Graeciam opplevisset* (nach den Spuren der Hss.) — §. 64 *sed ipse Iuppiter, i. e. iuvans pater* (*quem . . . magnas habere*)*: hunc igitur Ennius* etc. — §. 79 *eadem virtus utrobique sit* — §. 89 in den Versen des Attius *ad caelum erigit* (wie schon Lachmann zum Lucretius V 1388) — §. 115 *ne cogitari quidem* — §. 123 *ex inopinato servantes quod inciderit arripiunt* — §. 126 *sagittas excidere* [*dicunt*] *e corpore* — §. 127 *contra vim et impetum* und *adhibita cura est et providentia deorum* — III §. 1 *quid contra dicerem* — §. 7 *esse deos, id tamen ipsum* etc. (so schon O. M. Müller im Programm von Bromberg 1843, auch Schömann gibt den Zusammenhang der Worte richtig) — §. 17 *cum Chrysippum dicere aiebas* — §. 39 *sunt enim similia imperitorum* — §. 62 *notatio nominum* und dann *notandis* — §. 64 *quod tibi assentiar* — ibid. *possim*, *quoniam quales tu eos esse vis, intellegere non possum* — §. 77 *si qui adirent*, *vitiosi essent discessuri*, — — *tacere praestaret philosophos* etc. — §. 83 *praedo felicissimus* nach den Spuren der Hss.

Auch zu den übrigen philosophischen Schriften finden sich in demselben Heft einzelne kritische Beiträge von verschiedenen Urhebern, unter denen sich besonders die von C. G. Cobet und Ruhnken auszeichnen; die beachtenswerthesten dürften folgende sein: zu *de finibus b. et m.* von Bake: II §. 16 *extorquere ex animis cognitiones* [*verborum*] — §. 17 *dialecticam pugni similem esse* [*dicebat*] — §. 18 *ruit in docendo* etc. (Entschieden verfehlt ist II §. 8 *quo sensus titillaretur*, weil das Imperfect ein Soloecismus wäre.) In den Büchern *de divinatione* berichtigt Cobet I §. 103 *quae quidem a te scio* — — *esse servata*, und II §. 70 *discamus* für *dicamus.* Ebenso evident sind die Verbesserungen Ruhnkens in zwei Fragmenten aus den Büchern *de re publica* II 41 §. 68, 6 (ed. Or.) *opteritur* st. *operitur* und IV 7 §. 7, 22 *assentationem* st. *ostentationem*, aber die erstere war bereits von anderer Seite bekannt. Derselbe gelehrte liest *de legibus* I §. 47 *inliciunt et flectunt* st. *inficiunt* etc. In den Büchern *de officiis* schreibt er I §. 13 *aut utilitatis causa aut iuste et legitime imperanti*, und verwirft I §. 4 *et praecepta* nach *tradita ab illis* und III §. 57 den Zusatz *haec tot et alia plura nonne inutile est vitiorum subire nomina?* was gewis ebenso sicher ein Emblem ist wie III §. 66 *vendidit* nach *proscripsit insulam*

und III §. 86 *clam* vor *in Pyrrhi castra*, wie richtig von Cobet bemerkt ist. Dieser will auch im *Cato maior* §. 10 die Worte *eum qui Tarentum recepit* und §. 14 *tot enim vixit Ennius* als unecht ausscheiden, und schlägt §. 73 *Solonis quidem sapientis elegia est* vor vgl. Tusc. I §. 117, was dem Ref. unklar ist, wenn dann nicht auch *qua se negat* geschrieben werden soll. Hingegen verbessert er treffend im *Laelius* §. 59 *ut si aliquando esses osurus*, in welcher Schrift Ruhnken die Worte §. 65 *semper aliquid existimantem ab amico esse violatum* als Glossem des vorausgehenden *suspitiosum* erkannt hat. Die kaum zu widerlegende Bemerkung konnte der neuste Herausgeber des Laelius aus einem Briefe Ruhnkens an Heusinger kennen, der im Philologus V S. 753 ff. abgedruckt ist, worin der grosze Kritiker auch noch mehrere Emendationen zu den Officia und Paradoxa mittheilt.

[5] Die auch im Buchhandel erschienenen *Observationes criticae in primum Ciceronis librum de re publica* von *W. C. Kayser* (Sagan 1848 u. 1851) enthalten die Probe eines grammatisch-kritischen Commentars, der auf 19 Quartseiten nicht mehr als 3½ Capitel oder §. 1—7 umfaszt. Ref. könnte die Ausführung des Commentars in dieser Weise nicht wünschen, da die philologische Litteratur an Commentaren vom schwersten Kaliber eben keinen Mangel hat. Von den grammatischen Bemerkungen, die sich auf etymologische und orthographische Formen beschränken, ist noch am brauchbarsten die Zusammenstellung von Accusativformen auf *en* von Nomina propria auf *es;* wenn aber Hr. K. diese Form dem Cicero auch für griechische Nomina propria auf *κλῆς* vindicieren will, so musten wenigstens andere Belege als die aus geringen Hss. de off. I §. 108. 144. II §. 60, de orat. III §. 71, Verr. III §. 129, Brut. §. 27 entnommenen beigebracht werden. Die kritischen Bemerkungen zeichnen sich nicht eben durch besondere Schärfe aus; der gröszere Theil war ganz entbehrlich, wie z. B. der nochmalige fast zwei Quartseiten einnehmende Beweis dasz I 3, 6 die Worte *principum caedes* ein Glossem sind; auch darüber liesze sich zweifeln, ob es nöthig war §. 2 Mais Verbesserung *quod non ab his partum confirmatumque sit* gegen die von Moser beliebte Umstellung *quod ab his non p.* etc. zu rechtfertigen, wiewol der ciceronische Sprachgebrauch hier vom Vf. gut nachgewiesen ist. In der völlig misglückten Erörterung der schwierigen und vielbesprochenen Stelle c. 1 *et qui sunt procul ab aetatis huius memoria* etc. ist dem Vf. die Behandlung derselben Stelle im Rhein. Mus. N. F. I S. 149 ff. entgangen, welche dem Ref. die allein einsichtsvolle zu sein scheint die sie bisher gefunden hat; ebenso ist c. 3 §. 4, wo Hr. K. mit Unrecht Moser beipflichtet, ihm unbekannt geblieben dasz von der Entstehung des räthselhaften *neque tai solum* M. Haupt im Philologus I S. 388 eine ganz plausible Erklärung gegeben hat; verzeihlicher ist die Nichtberücksichtigung der Conjectur Dobrees (in den Adversaria II p. 377) *avorsum* für *avolsum* zu Anfang des c. 1. Einen völligen Mangel an Kritik verräth die Art und Weise wie Hr. K. die im

Palimpsest überlieferte Form *turpido* (für *turpitudo*) c. 2 besprochen hat. Da die unsicheren Nachweise Mais zu ungenügend erschienen, so wird die Form noch aus einem cod. Bonnensis der Officia I c. 30 und aus einem Rehdigeranus von Seneca de benef. VI 32, 2 belegt, ohne zu fragen welche Auctorität diesen jungen Hss. beizulegen sei; aber vollends verkehrt ist die Berufung auf zwei Stellen des Lucretius III 1009 (994 L.) und VI 25, wo dem Vf. der baare Unsinn der noch dazu schlecht beglaubigten Lesarten *turpedine curae* und *turpedinis atque timoris*, wofür alte Ausgaben wie z. B. die dem Ref. vorliegende Lambins längst richtig *cuppedine* und *cuppedinis* haben, bei einigem Verständnis der Gedanken einleuchten muste. Wenn daher der Vf. von seinen Studien über die B. de re publica noch weiteres veröffentlichen will (er sagt selbst im Vorwort I p. 6: 'cum de librorum correctione plurima copiosius conscripsissem, hic pauca proponere volui'), so musz Ref. wünschen dasz er eine strengere Auswahl treffen und seine Mittheilungen nur auf wirklich neues in bündigerer Form beschränken möge.

[6] Mehrere Stellen der philosophischen Schriften behandelt auch das Herbstprogramm 1854 des Gymn. zu Trier: *Critica et exegetica altera. Scripsit Dr. J. Koenighoff* (32 S. 4), eine mit groszer Gewandtheit abgefaszte Schrift, die von den Talenten und Kenntnissen des Vf. ein sehr rühmliches Zeugnis ablegt. Von ciceronischen Stellen ist vor allem behandelt de off. I §. 36, die in den Hss. so lautet: *ex quo intellegi potest nullum bellum esse iustum, nisi quod aut rebus repetitis geratur aut denuntiatum ante sit et indictum. Popilius imperator tenebat provinciam, in cuius exercitu Catonis filius tiro militabat. Cum autem Popilio videretur unam dimittere legionem, Catonis quoque filium, qui in eadem legione militabat, dimisit. Sed cum amore pugnandi in exercitu remansisset, Cato ad Popilium scripsit, ut, si eum patitur in exercitu remanere, secundo eum obliget militiae sacramento, quia priore amisso iure cum hostibus pugnare non poterat. Adeo summa erat observantia in bello movendo. Marci quidem Catonis senis est epistola ad Marcum filium, in qua scribit se audisse, eum missum factum esse a consule, cum in Macedonia bello Persico miles esset. Monet igitur ut caveat, ne proelium ineat. Negat enim ius esse, qui miles non sit, cum hoste pugnare.* Die sich widersprechende doppelte Relation über den Cato filius hat begreiflicherweise schon früher Anstosz erregt, so dasz Pearce und Beier (I p. 339 ff.) die Worte von *M. quidem Catonis senis est epistola* bis zum Schlusz für interpoliert erklärt haben. Weiter geht Hr. Könighoff, der in tief eingehender Beweisführung alles von *Popilius imperator* bis zum Ende als Einschiebsel erklärt. Bei der Vertrautheit die Hr. K. an anderen Stellen mit der einschlägigen Litteratur zeigt, hat es den Ref. Wunder genommen dasz ihm die eingehende Behandlung derselben Stelle von G. Fr. Unger im Philologus IV S. 375—380 entgangen ist; wenigstens lag es nahe einen Blick in dessen Ausgabe der Officien zu werfen, woraus Hr. K. ersehen konnte dasz Unger

richtiger als seine Vorgänger nicht die zweite Erzählung, sondern die erste von *Popilius imperator* an verworfen hat. Wenn aber dieser gelehrte annimmt dasz die Interpolation nur bis *pugnare non poterat* reiche, so ist auch er auf halbem Wege stehen geblieben; denn dasz auch der nächste Satz *adeo — — movendo*, der bei Streichung der vorausgehenden Erzählung in der Luft schwebt, nicht zu halten sei, hat Hr. K. ganz überzeugend bewiesen. Der Sitz und Umfang der Interpolation ward schon in einer frühern sehr seltenen Schrift nachgewiesen, aus welcher die zürcher kritische Ausgabe reiche Auszüge bringen wird; sie geht nemlich offenbar von *Popilius imperator* bis *in bello movendo;* denn dasz auch das folgende, wenn auch die Worte *cum in Macedonia bello Persico miles esset* einigen sachlichen Anstosz erregen, auszuscheiden sei, davon hat sich Ref. noch nicht überzeugen können. — Auszerdem bespricht Hr. K. aus den Off. noch I §. 84 a. E.: *sunt enim qui quod sentiunt, etsi optimum sit, tamen invidiae metu non audent dicere*, wo er über den anstöszigen Indicativ *audent* bemerkt: 'existimo Ciceronem indicativo usum esse quasi verba *tamen — — dicere* ad ea quae antecedunt *quot sentiunt* solummodo ac non ad priora *sunt enim qui* referenda sint, id quod eo facilius fieri potuit quod interposita sunt verba *etsi optimum sit.*' Ref. will die Möglichkeit dieser Erklärung des ungewöhnlichen Indicativs nicht in Abrede stellen; doch hätte bei Behandlung der Stelle wol auch die Bemerkung Madvigs zu Cic. de fin. I §. 70 p. 130 f. eine Berücksichtigung verdient. — In der vielbesprochenen Stelle Tusc. I §. 19, wo die bessern Hss. haben *animum autem alii animam, ut fere nostri declarant nomen. nam et agere animam et efflare dicimus* etc., will Hr. K. lesen *ut fere nostri; id declarant nomina* etc. Allein die Bestätigung der Ansicht dasz der Athem für die Seele zu halten sei, diese liegt nicht in Worten, sondern in den Redensarten die Cic. als Beleg anführt, weshalb Ref. von den verschiedenen Ansichten über diese Stelle die von Bake Schol. Hyp. IV p. 74 für die wahrscheinlichste hält, der unter Streichung von *nomina* schreibt *ut declarant nostri: nam* etc. — Nicht minder schwierig ist die Stelle Tusc. I §. 69, wo Bentley schreibt: *hominemque ipsum quasi contemplatorem caeli ac terrarum cultorem.* Allein so vielen Scharfsinn Hr. K. auch aufgeboten hat um diese Aenderung als unnöthig zu erweisen, so kann sich Ref. doch nicht ausreden dasz die Bezeichnung der Menschen als *cultores deorum* an einer Stelle, wo zum Beweise vom dasein Gottes auch die Stellung der Menschen im Weltall mit erwähnt wird, im höchsten Grade bedenklich erscheinen müsse und dasz eine so unlogische Beweisführung über die Grenzen des möglichen und erlaubten geradezu hinausgehe. Indes wie man auch über Bentleys Conjectur denken möge, so ist doch sicherlich die von Hrn. K. angenommene Lesart *quasi contemplatorem caeli ac deorum eorumque cultorem* unhaltbar; denn da die ältesten Hss. *eorum*, nicht *eorumque* haben, so wäre zu dieser ältesten Ueberlieferung nichts hinzuzusetzen, sondern vielmehr *eorum* als Dittographie von *deorum* zu tilgen. — Am wenigsten hat

den Ref. die Behandlung der schwierigen Stelle Tusc. III §. 17 befriedigt, die in den bessern Hss. so überliefert ist: *sed quia nec qui propter metum praesidium reliquit, quod est ignaviae, nec qui propter avaritiam clam depositum non reddidit, quod est iniustitiae, nec qui propter temeritatem male rem gessit, quod est stultitiae, frugi appellari solet: eo tris virtutes, fortitudinem, iustitiam, prudentiam frugalitas complexa est — etsi hoc quidem commune est virtutum; omnes enim inter se nexae et iugatae sunt —: reliqua igitur et quarta virtus ut sit ipsa frugalitas.* Hier will Hr. K. erstlich *frugalitas **non** complexa est* lesen, wiewol der Satz mit *etsi* deutlich darauf hinweist dasz Cic. das *complexa est* nicht negiert, sondern vielmehr behauptet hat. Auch die neue Verbesserung der Schluszworte *reliqua igitur et quarta virtus sit ipsa frugalitas* ist nicht ansprechend; ein εἴη ἄν hätte Cic. sicherlich mit *videtur esse* oder in ähnlicher Form ausgedrückt. Die Stelle hat auch Bake a. a. O. S. 90 behandelt, der von der Annahme ausgehend dasz die Apodosis mit *eo tris virtutes* etc. beginne, *eoque* schreibt und am Schlusz mit Davisius lesen will: *relinquitur ut quarta virtus sit ipsa frugalitas.* Irren wir uns nicht, so ist der Gang der etwas lockern Beweisführung folgender: aber weil niemand ein *homo frugi* genannt wird, der eine Handlung der Feigheit, der Ungerechtigkeit, der Unbesonnenheit begangen hat, so schlieszt die *frugalitas* die diesen Untugenden entsprechenden Tugenden blosz in sich, ihr Begriff selbst ist damit noch nicht erschöpft. So bleibt denn noch übrig dasz sie als besondere Tugend gelte, die *frugalitas* im engern Sinne (*ipsa*). — Noch berührt Hr. K. eine ciceronische Stelle aus der or. p. Sestio §. 7: *duxit uxorem patre vivo — — filiam L. Scipionis.* Hier hat schon Schütz den Ausfall von *alteram* vor *duxit* vermutet; aber gröszere Wahrscheinlichkeit hat die Annahme des Hrn. K. dasz *iterum* nach *duxit* ausgefallen sei, und es wird ihn freuen aus der zürcher Ausgabe zu ersehen, dasz auf die gleiche Vermutung auch der scharfsinnige Th. Mommsen gekommen ist. *)

---

*) Wir glauben den Lesern der Jahrb. einen Gefallen zu erweisen, wenn wir noch eine kurze Mittheilung über die von Hrn. K. aus anderen Schriftstellern behandelten Stellen beifügen. In dem vielbesprochenen Verse der Ilias *I* 378:

ἐχθρὰ δέ μοι τοῦ δῶρα, τίω δέ μιν ἐν καρὸς αἴσῃ·

bezieht Hr. K. *μὶν* richtig auf *δῶρα*, und nicht auf den Agamemnon, wie wir auch seiner Ansicht über das dunkle *καρὸς* beipflichten müssen: 'non video quid obstet quo minus iis assentiamur qui *κὰρ* ductum esse putent a *κείρειν*, ita ut significet *omne concisum et comminutum*, *ein Schnitzel*, quae est Rostii sententia, aut quod equidem magis probo, respondeat Latino vocabulo *pili*, quod itidem de re vili quae nullius sit pretii et momenti notum est dici.' Auszerdem bespricht er eingehend die Stelle der Ilias *K* 418 ff.

ὅσσαι μὲν Τρώων πυρὸς ἐσχάραι, οἷσιν ἀνάγκη,
οἵ δ' ἐγρηγόρθασι φυλασσέμεναί τε κέλονται
ἀλλήλοις· ἀτὰρ αὖτε πολύκλητοι ἐπίκουροι
εὕδουσι·

Die Fabel dasz man im vorigen Jahre Palimpsestblätter mit Fragmenten aus der Schrift *de fato* in Italien entdeckt habe, wird längst zur Kunde unserer Leser gekommen sein; sollte es nicht der Fall sein, so verweisen wir auf den pikanten Aufsatz von Friedrich Ritschl im Rhein. Mus. N. F. IX S. 469 ff., der mit eben so vielem Witz als gründlicher Sachkenntnis den groben italiänischen Betrug in so überzeugender Weise entlarvt hat, dasz hoffentlich kein weiterer Widerspruch auftauchen wird.

München. *Karl Halm.*

Hier stellt Hr. K. die Ansicht auf: 'in verbis *οἱ δ'* — — *ἀλλήλοις* non tam eorum quae priore loco posita sunt *ὅσσαι μὲν Τρ. π. ἐσχ.* quam, quasi haec prorsus absint, eorum quae propiora *οἷσιν ἀνάγκη*, ratio habetur' etc.; er bezieht also das *δὲ ἀποδοτικόν* nicht auf den ersten, sondern auf den zweiten Relativsatz. Ref. zweifelt an der Richtigkeit dieser Auffassung, weil so *μέν* nach *ὅσσαι* seines Gegensatzes entbehren würde. Dieser kann in *ἀτὰρ αὖτε κτέ.* nicht liegen, welches Glied vielmehr den zweiten Theil der Apodosis bildet. Was die Worte *πυρὸς ἐσχάραι* betrifft, so folgt Hr. K. der Erklärung: *ὅσαι Τρώων εἰσὶν ἑστίαι καὶ οἰκίαι.* Die andere Auffassung als *πυραί*, die auch Didymos gibt, verwirft er deshalb, weil *ἐσχάρα* bei Homer in keiner andern Bedeutung als der von *focus* vorkomme. Dabei ist jedoch der gewichtige Umstand übersehen, dasz die *Δολώνεια* eingestandenermaszen spätern Ursprungs ist und mehr Willkürlichkeiten in der Sprache darbietet als manche andere später eingelegte Gesänge. — Ganz vortrefflich ist die schwierige Stelle des Herodot I 134 behandelt, wo Hr. K. schreibt: *οἱ δὲ μάλα τῶν ἐχομένων, κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον καὶ* (*eadem ratione atque*) *οἱ Πέρσαι τιμῶσι.* Bei dieser einleuchtenden Verbesserung ergibt sich von selbst die allein richtige Beziehung des folgenden *τὸ ἔθνος* auf die Meder, die schon Lhardy erkannt, dabei aber die Schwierigkeiten der vorausgehenden Worte nicht bemeistert hat. — Im Jugurtha des Sallustins c. 16 sucht Hr. K. mit vielem Scharfsinn die handschriftliche Lesart *eum Iugurtha tametsi Romae in inimicis habuerat, tamen accuratissime recepit* gegen die Aenderung *in amicis* zu schützen; entscheidet sich c. 42, 4 *plusque in reliquum sibi timoris quam potentiae addidit* mit einleuchtenden Gründen für die active Auffassung von *timorem*, und vermutet 47, 2 sehr ansprechend: *huc consul, simul temptandi gratia si paterentur, opportunitate loci praesidium imposuit; praeterea imperavit frumentum et alia quae bello usui forent comportare, ratus, id quod res monebat, frequentiam negotiatorum et commeatuum iuvaturam exercitum.* — Im Livius XXIII 44 will Hr. K. lesen: *tamen Poenorum prima eruptione perculsi ceciderunt plus quam triginta, Romani nulli:* und III 39: *superbiam violentiamque tum perosos regis: quae si in rege tunc uno* (*st. tum eodem*) *aut in filio regis ferenda non fuerint, quem laturum in tot privatis?* wie auch schon Weiszenborn zum Theil vermutet hat, der in der weidmannschen Ausgabe *in rege uno quidem* vorschlägt.

5.

Zu Livius.

Wie viel Schwierigkeiten und Zweifel in der historischen Erklärung des Livius noch zu lösen sind, wird sich keinem Leser verbergen, der nicht mit einer allgemeinen und oberflächlichen Kenntnis der erzählten Thatsachen sich begnügt, sondern die Meinung des Schriftstellers gründlich zu verstehen und den dargestellten Sachverhalt wirklich zu begreifen sucht. Bekanntlich treten derartige Bedenken gerade auch in solchen Partien hervor, wo Livius trefflichen Gewährsmännern nicht nur folgen konnte, sondern im ganzen auch wirklich folgt und wir selbst seine Darstellung mit der seines Vorbildes vergleichen können, wie bei Polybios. Zum Belege hiefür braucht man sich nur auf den berühmten Uebergang des Hannibal über die Alpen zu berufen, wo sich Livius bis ins einzelnste seiner Darstellung an Polybios anschlieszt, und gleichwol gerade in dem wesentlichsten Punkte einer ganz verschiedenen Ansicht folgt und sich dadurch in offenbaren Widerspruch mit sich selbst und der Natur der Sache, namentlich der geographischen Verhältnisse setzt. Ein anderes Beispiel dieser Art ist der Gang der Ereignisse von dem Kampf am Tessin bis zur Schlacht an der Trebia, diese selbst mit eingeschlossen. Doch unterscheidet sich dieser Fall von dem erstern dadurch dasz die Abweichung des Livius von dem Polybios viel weniger in die Augen fällt und die Darstellung des letztern selbst gerade in wesentlichen Punkten eine verschiedene Auffassung erfahren hat, wonach auch die historischen Ergebnisse sich verschieden gestalten musten. Die Schwierigkeit betrifft zunächst die geographische Bestimmung des Schlachtfeldes an der Trebia und in nächstem Zusammenhang damit den Lagerplatz des römischen und des punischen Heeres. Legen wir die Darstellung des Livius zu Grunde, so sind die wesentlichen Momente in dem Gang der Ereignisse folgende. Nach dem unglücklichen Kampf am Tessin zieht sich Scipio in der Stille der Nacht an den Po zurück und erreicht die Schiffbrücke, auf der er früher über den Flusz gegangen war, so zeitig, dasz Hannibal nur noch 600 Mann, die auf dem jenseitigen Ufer zurückgeblieben waren um den Abbruch der Brücke zu decken, gefangen nehmen, selbst aber den Uebergang über den Flusz an dieser Stelle nicht mehr bewerkstelligen konnte. Er brauchte zwei Tage, um weiter oberhalb einen passenden Uebergang zu finden, und zog dann an dem rechten Ufer des Po hinab, bis er den Feind vor sich hatte, dem gegenüber er, etwa 6 Milien von Placentia entfernt, sein Lager aufschlug. Der Abfall von 2200 Mann gallischer Hilfstruppen, welche während der Nacht zu Hannibal übergiengen, bewog den Scipio, der eine weiter um sich greifende Erhebung der Gallier befürchtete, sich über die Trebia zurückzuziehn und eine festere Stellung am Gebirge einzunehmen, eine Bewegung die mit geringem Verluste ausgeführt wurde. Hier erwartete Scipio sei-

nen Collegen Sempronius, der von Sicilien und Unteritalien über Ariminum herkommend sich mit ihm vereinigte. In der Zwischenzeit hatte Hannibal zu keiner andern Unternehmung Gelegenheit gefunden als die römischen Vorräte in Clastidium durch Verrath des Commandanten wegzunehmen. Jetzt setzte Hannibal seine Hoffnung auf die gröszere Kampflust des Sempronius, die er auf alle Weise zu reizen versuchte, wobei er seinen Zweck so vollkommen erreichte, dasz er an einem stürmischen Decembermorgen, nachdem er seine Vorbereitungen aufs beste getroffen hatte, durch ein geschicktes Manöver die Römer über den Flusz lockte und ihnen, die mit der grösten Tapferkeit, aber durch die Unvorsichtigkeit ihres Führers unter den ungünstigsten Umständen kämpften, eine empfindliche Niederlage beibrachte. Doch schlugen sich 10000 Mann des römischen Fuszvolks durch die feindliche Schlachtreihe durch und retteten sich, da sie von der Rückkehr ins Lager durch den Flusz abgeschnitten waren, nach Placentia. Auch die Punier waren durch den Kampf und den Einflusz der Witterung so erschöpft, dasz sie an einen Angriff auf das römische Lager nicht dachten, sondern vielmehr es ruhig geschehen lieszen, dasz der Theil des römischen Heeres der als Besatzung im Lager zurückgeblieben war, nebst den wenigen die sich ins Lager gerettet hatten, während der Nacht über den Flusz gieng und an dem punischen Lager vorbei seinen Weg nach Placentia und Cremona nahm.

In dieser Darstellung tritt am merkwürdigsten für die Bestimmung der Localität die letzte Angabe hervor, welche unzweideutig zu erkennen gibt dasz sich Livius das Schlachtfeld und das punische Lager auf der rechten, das römische Lager dagegen auf der linken Seite der Trebia dachte, womit jene andere Angabe aufs beste übereinzustimmen scheint, dasz die 10000 Mann des römischen Fuszvolks, welche sich durch den Flusz vom römischen Lager abgeschnitten sahen, ungehindert nach Placentia kommen. Dagegen erheben sich die grösten Schwierigkeiten, sobald man rückwärts schlieszend die übrigen Angaben mit dieser Auffassung in Uebereinstimmung zu bringen sucht. War das römische Lager nach der durch den Aufstand der Gallier veranlassten Bewegung des Scipio auf dem linken Ufer der Trebia, so musz es vorher auf dem rechten und, da es auch näher dem Po gewesen war, fast unter den Mauern von Placentia gewesen sein. Glaubte nun Scipio höher hinauf am Gebirge eine festere Stellung und gröszere Sicherheit zu gewinnen, so sieht man doch schwer ein, was ihn bewogen haben kann das rechte Ufer der Trebia, wo er die Verbindung mit den beiden Festungen Placentia und Cremona leichter erhalten konnte, mit dem linken Ufer zu vertauschen: eine Bewegung die um so unbegreiflicher erscheint, wenn man bedenkt dasz nach dem ganzen Gang der Ereignisse Hannibal den obern Lauf des Po beherschte und derselbe nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Schriftstellers eine ziemliche Strecke oberhalb der von den Römern benützten Schiffbrücke über diesen Flusz gieng. Nicht minder überraschend ist es für den Leser, den Hannibal nun plötzlich auf dem rechten Ufer

der Trebia und also im Rücken des römischen Heeres zu sehen, ohne dasz der Schriftsteller auch nur mit éinem Worte diese auffallende Thatsache zu motivieren und die strategische Ausführung begreiflich zu machen für nöthig befunden hätte. So besteht also in der Darstellung des Livius eine wirkliche, tiefgreifende Schwierigkeit, deren Lösung ohne gewaltsame Mittel kaum möglich scheint. Unter dieser Voraussetzung ist Niebuhrs originelle Auffassung zu betrachten. Dieser behauptet mit der grösten Entschiedenheit, Scipio sei bei *Placentia*, Hannibal unterhalb dieser Stadt über den Po gegangen, und *rechtfertigt diese* Behauptung mit der innern Nothwendigkeit, welche *durch das technische* Urtheil eines ausgezeichneten Militärs anerkannt worden *sei*, *und mit ähnlichen* Beispielen aus der neuern Kriegsgeschichte. Und in der *That könnte* man sich durch diese Argumente überzeugen lassen, wenn sie *blosz den* Angaben des Livius, die eben um des innern Widerspruchs willen *nicht* maszgebend sein können, und nicht auch der Darstellung des Polybios, dessen historische Glaubwürdigkeit strengere Anforderungen an den neuern Geschichtsforscher stellt, augenscheinlich zuwiderliefen. Da gebietet nun die Pflicht kritischer Geschichtsforschung, vorher alle Momente der Ueberlieferung aufs sorgfältigste zu erwägen, ehe wir uns entschlieszen zu dem kühnen Griff des neuern Geschichtsforschers unsere Zuflucht zu nehmen. Freilich könnte die Hoffnung, dem griechischen Geschichtschreiber ein anderes Resultat abzugewinnen als dem lateinischen, von vorn herein widerlegt scheinen durch die Wahrnehmung dasz letzterer ersterem sichtlich bis in die einzelnsten Züge der Darstellung folgt, und dasz z. B. Schweighäuser in seinen Anmerkungen zu Polyb. III 66, 11 u. 68, 7 aus den Worten des griechischen Geschichtschreibers dieselbe Ansicht herausliest zu welcher uns Livius hindrängte, nemlich anzunehmen dasz Hannibal sein Lager auf dem rechten Ufer der Trebia hatte, folgerichtig daher Scipio seine festere Stellung auf dem linken Ufer genommen haben musz. Demnach *fänden* wir *also die ganze Schwierigkeit und den innern* Widerspruch auch in dem *griechischen Schriftsteller* wieder: wobei jedoch nicht zu übersehen ist dasz die eine von den beiden Angaben des Livius, welche am entschiedensten für die Disposition von Niebuhr spricht, dem Polybios fremd ist — ein Umstand der doch einigermaszen zu dem Versuch ermuntert dem Bericht des Polybios Schritt vor Schritt nachzugehn, um genau zu erkennen ob ein Widerspruch vorhanden ist und wo derselbe seinen Sitz hat. Um sicherer zu gehn, verfolgen wir den Zusammenhang von den ersten Unternehmungen der beiden Gegner bis zur Schlacht an der Trebia. Während Hannibal von den Alpen in die Po-Ebene herabsteigt, landet Scipio mit wenigen Soldaten bei Pisa, zieht die Truppen welche unter dem Befehl zweier Praetoren gegen die aufständischen Gallier gekämpft hatten an sich, geht über den Po und Tessin, über welchen er eine Brücke schlagen läszt und während des dadurch veranlassten Aufenthalts sein Heer durch eine Anrede ermutigt, und zieht dem Hannibal entgegen, der

von der Eroberung der Hauptstadt der Tauriner herkommend sich den Römern nähert. Die beiden Feldherrn treffen an der Spitze ihrer Reiterei zusammen, wahrscheinlich in der Ebene zwischen dem Tessin und Po, welche ein Dreieck bildet dessen Spitze in der Nähe von Pavia liegt. Nach der Niederlage der Römer und während Hannibal erwartet dasz Scipio nun auch mit dem Fuszvolk den Kampf aufnehmen werde, zieht dieser, an der empfangenen Wunde leidend, mit groszer Schnelligkeit an den Po zurück und überschreitet denselben auf der früher geschlagenen Brücke, ehe Hannibal, der zu spät seinen Aufbruch bemerkte, ihn einholt. Hier nun ergibt sich eine Schwierigkeit in den Worten des Polybios, der sagt Hannibal habe den Scipio verfolgt ἕως τοῦ πρώτου ποταμοῦ καὶ τῆς ἐπὶ τούτῳ γεφύρας. Natürlich wäre es diesen Ausdruck vom Ticinus zu verstehen, wogegen jedoch Schweighäuser mehrere Gründe geltend macht, unter denen er als den wichtigsten den bezeichnet, dasz nicht zu begreifen wäre wie Hannibal, nachdem er zwei Tage darauf verwendet um weiter oberhalb einen geeigneten Punkt zum Uebergang über den Po zu finden, abermals in zwei Tagen nach dem Uebergang über den Po in die Nähe der Römer gelangt sei, welche inzwischen in der Gegend von Placentia — diese Stadt liege 30 Milien östlich vom Ticinus — Stellung genommen hatten. Wir halten unsere Meinung vorerst zurück, bis wir die nöthigen Data zur Begründung derselben gewonnen haben. Nachdem also Hannibal, auf der rechten Seite des Po hinabziehend, den Römern, welche in der Gegend von Placentia lagerten, durch einen Marsch von zwei Tagen nahe genug gekommen ist, bietet er ihnen am folgenden Tage — dem dritten nach dem Uebergang über den Po — eine Schlacht an und nimmt in einer Entfernung von 50 Stadien von der feindlichen Position sein Lager. Der Abfall von ungefähr 2200 Mann gallischer Hilfstruppen veranlasst den Scipio, in der folgenden Nacht an die Trebia zurückzugehn und, nachdem er diesen Flusz überschritten, auf den Hügeln hinter demselben eine feste Stellung einzunehmen.

Folgt man dem bisherigen Faden der Erzählung, ohne spätere und fremde Angaben mit hereinzuziehen, so kann man diese Bewegung des Scipio unmöglich anders verstehen als so, dasz er von dem linken Ufer der Trebia auf das rechte hinübergegangen sei und seine Stellung dadurch mehr gesichert habe, dasz er, einerseits durch das Hügelland besser vor der feindlichen Reiterei geschützt, den Flusz zwischen sich und dem punischen Heere hatte und dadurch die Verbindung mit Placentia, von dem er allerdings etwas weiter entfernt in der Richtung nach Süden stand, wenigstens einigermaszen gedeckt wurde. Nachdem die Absicht des Hannibal, die Römer von dem Uebergang über die Trebia abzuhalten, durch die Raubgier der Numidier mislungen war, vereinigt sich Scipio mit dem Sempronius, der, sobald man in Rom von der Ankunft des Hannibal in Italien Kunde erhalten hatte, beordert worden war den früher bestimmten Kriegsplan aufzugeben und möglichst schnell seinem Collegen in Oberitalien zu Hilfe zu

kommen. Auch diese Vereinigung der beiden Collegen spricht dafür dasz Scipio damals auf dem rechten Ufer der Trebia stand; denn da Sempronius nach der ausdrücklichen Angabe auch des Polybios von Ariminum, das er seinem Heer zum Sammelplatz bestimmt hatte, herzog, so konnte Scipio sich nicht durch den Uebergang auf das linke Ufer der Trebia seinem Collegen nähern, wie Niebuhr behauptet, der auch in diesem Punkte mehr nach eignem gutdünken als nach den Angaben des Schriftstellers, dem er übrigens die gröste Glaubwürdigkeit beimiszt, sich entscheidet. Lassen wir uns nun weder durch Niebuhrs noch durch Schweighäusers oben angeführte Ansicht von der natürlichen *Auffassung* der *Worte* des Polybios abbringen, und nehmen wir also an, Scipio *habe* vor der mehrerwähnten Bewegung auf dem linken Ufer der Trebia *gestanden*, so können wir nun auch einen Blick auf die oben berührte Frage zurückwerfen, ob unter dem *πρῶτος ποταμός*, bis zu welchem Hannibal den Scipio bei seinem Rückzug nach dem Po verfolgt haben soll, der Ticinus, oder, wie Schweighäuser will und mit ihm alle Geschichtschreiber, von Livius angefangen, anzunehmen scheinen, der Po selbst zu verstehen sei. Was den Versuch Schweighäusers betrifft, den Ausdruck selbst in dem Sinne seiner Deutung zu rechtfertigen, so können wir uns mit demselben nicht einverstanden erklären, da es doch zu sehr dem Zusammenhang widerspricht hier an den Flusz zu denken, den die Römer, als sie von Etrurien herkamen, zuerst überschritten hatten. Könnten wir also aus sachlichen Gründen nicht umhin doch den Po zu verstehen, so müsten wir uns jedenfalls eine der vorgeschlagenen Aenderungen gefallen lassen, entweder mit Gronov *τοῦ προειρημένου*, oder mit Cluver *τοῦ Πάδου* statt *τοῦ πρώτου* zu lesen. Allein warum nicht doch der Ticinus sollte gedacht werden können, dafür sehen wir die zwingenden Gründe nicht ein. Denn stand Scipio zuerst auf der linken Seite der Trebia, so mag von den sechs Meilen, welche der Abstand zwischen Placentia und der Mündung des Ticinus beträgt, zum *mindesten éine Meile in Abrechnung zu bringen sein*, da *ja* nach den Worten des Polybios *am Schlusz des 67n Cap. Scipio* vor seinem Uebergang doch noch in einer ziemlichen Entfernung von der Trebia westlich gestanden zu haben scheint; und da der Zwischenraum zwischen beiden Lagern auf fünfzig Stadien angegeben wird, so ergibt das wieder etwas mehr als eine Meile; und dasz der Weg welchen Hannibal den Flusz hinauf in den zwei Tagen zurücklegte, nicht grosz gedacht werden darf, dies bemerkt Schweighäuser selbst ganz richtig in einer Note zu Cap. 66, 10, indem er darauf hinweist dasz das aufsuchen eines geeigneten Uebergangspunktes, welches ihn noch überdies nöthigte den vielen bedeutenden Krümmungen des Flusses nachzugehen, viel mehr Zeit erforderte, als er zu derselben Strecke auf dem jenseitigen Ufer brauchte. Es mag daher der ganze Weg, den er fluszabwärts auf der rechten Seite des Po in zwei Tagen zurücklegte, nicht über 6 bis 7 Meilen betragen haben, was wol nicht über die Grenzen der Möglichkeit hinauszugehen scheint. Dasz aber der

Uebergang über den Ticinus nicht als zu unwichtig anzusehen ist, um den Hannibal in der Verfolgung der Römer aufzuhalten, geht daraus hervor dasz Polybios bei dem ersten Zuge des Scipio den Puniern entgegen ausdrücklich der Ueberbrückung des Flusses Erwähnung thut, und Hannibal konnte recht wol ermessen, dasz er zwar die Römer nicht mehr diesseits des Po würde einholen können, die Römer dagegen ihm den Uebergang über diesen Flusz unterhalb der Ticinusmündung leicht sehr würden erschweren können. Darum ist er schnell entschlossen, weiter oberhalb einen geeigneten Uebergangspunkt zu suchen.

Kehren wir zu dem Zusammenhang der Erzählung zurück, so erwähnt Polybios, dasz in der Zeit in welcher die Punier und Römer durch die Trebia getrennt einander gegenüber lagen, Hannibal Clastidium in seine Gewalt bekam. Auch dieser Umstand spricht fast entscheidend dafür dasz die Punier auf dem linken Ufer der Trebia standen, da die Lage dieses Ortes allgemein westlich von der Trebia angenommen wird, woraus man auch einen Grund entnehmen kann, warum Scipio zuerst auf der linken Seite der Trebia sein Lager aufgeschlagen hatte, nemlich in der Absicht zugleich die römischen Magazine daselbst zu decken. Freilich dürfte man dann die Lage dieser Stadt nicht so weit westlich denken, als sie, wol nach ziemlich willkürlicher Bestimmung, auf der Karte von Reichard angegeben ist.

Nachdem es dem Hannibal gelungen war die Römer zu ihrem Nachtheile über die Trebia herüberzulocken und ihnen die empfindliche Niederlage beizubringen, schlagen sich 10000 Mann des römischen Fuszvolkes durch die feindliche Schlachtreihe durch und werfen sich gerades Weges nach Placentia, wohin auch die weiteren Ueberbleibsel des römischen Heeres ihre Zuflucht nahmen. Dies ist die Stelle welche auch in dem Bericht des Polybios der aus seiner Darstellung bis jetzt gewonnenen Ansicht zu widersprechen scheint. Denn Polybios gibt ausdrücklich unter den Gründen, warum die 10000 Mann nicht lieber das Lager zu erreichen suchten, den an dasz sie durch den Flusz daran gehindert wurden. War nun dieser, so schlieszt man, kein Hindernis nach Placentia zu gelangen, so musz das Schlachtfeld und also auch das Lager des Hannibal auf dem rechten, östlichen Ufer gewesen sein, auf welchem Placentia selbst liegt. Dieser Annahme aber widerspricht, wie gesagt, der ganze Zusammenhang in der Darstellung des Polybios; und wollen wir daher den innern Widerspruch, welcher allerdings unausgleichbar in der Erzählung des Livius hervortritt, nicht auch in dem Bericht des griechischen Geschichtschreibers anerkennen, so müssen wir versuchen die oben erwähnte, von Niebuhr in aller Schärfe hingestellte Folgerung von ihm abzuwenden: kurz wir müssen annehmen dasz die 10000 Mann auch vom linken Ufer der Trebia nach Placentia gelangen konnten, ohne durch den Flusz gehindert zu werden, oder ohne dasz der Schriftsteller nöthig gehabt hätte von dem Uebergang über den Flusz besondere Erwäh-

nung zu thun. *) Hätten wir genauere Kenntnis von der Lage und Art der Befestigung von Placentia in jener Zeit, zu welchem Behuf dem unterz. dermalen keine Hilfsmittel zu Gebote stehen, so liesze sich vielleicht eine besser begründete Ansicht über die fragliche Möglichkeit aussprechen. So müssen wir uns mit einer bloszen extemporierten Vermutung begnügen, die ohne allen Anspruch an Zuverlässigkeit hier ausgesprochen werden mag. Livius erwähnt nemlich eines befestigten Emporiums in der Nähe von Placentia, auf welches Hannibal nach der Schlacht einen vergeblichen Angriff machte. Wahrscheinlich haben wir uns einen befestigten Hafen darunter zu denken, der also wol in naher Verbindung mit Placentia stand. Liesze sich nun annehmen dasz derselbe etwa in dem Winkel zwischen der Trebia und dem Po gelegen gewesen wäre, wozu die Angabe dasz der durch den Angriff entstandene Lärm sogar in Placentia gehört wurde, nicht übel zu passen scheint: so wäre ja der Uebergang für jene brave Truppe nach Placentia schon ermittelt, da natürlich eine solche Befestigung den Flusz selbst an der Stelle wo sie lag beherscht haben wird. Das ungenügende in den geographischen Angaben bei den alten Geschichtschreibern ist ein groszes Hindernis für die Sicherheit des Verständnisses, wie z. B. auch die Lage des Emporiums Victumulae,**) das ebenfalls in der Nähe von Placentia gesucht wird, durch keine bestimmte Angabe gesichert erscheint.

Mit solchen Zweifeln und Bedenken trug sich der unterz., den die Erklärung des 21n Buchs von Livius in der Schule zu näherer Prüfung des Sachverhaltes veranlasst hatte, als ihm der erste Band der römischen Geschichte von Theodor Mommsen zukam. Die von diesem Buche von vorn herein gehegten Erwartungen fanden sich durch die Lectüre des hannibalischen Kriegs aufs glänzendste bestätigt. Sorgfältige, mit strenger Kritik zu Werk gehende Prüfung und scharf eindringender Verstand, von der vielseitigsten Gelehrsamkeit unterstützt, zeigten sich vereinigt mit der Wärme des Mitgefühls, welche die Vergangenheit zur lebendigen Gegenwart gestaltet und das innere Verständnis erweckt, wodurch die Geschichte sich der Wirkung der Poesie nähert. Diese Eigenschaften machen das Buch auch ganz vorzüglich geeignet das Verständnis der alten Schriftsteller, besonders des Livius, dem bei aller Vorsicht in der Benützung die gebührende, nach seinem innern Werth wol abgewogene Beachtung nicht versagt wird, zu fördern, wie sich dies dem unterz. auch bei der Betrachtung des fraglichen Abschnittes ergab. Die Darstellung beruht sichtlich auf derselben Auffassung der Quellenschriftsteller, zu welcher auch unsere obige Auseinandersetzung führte, und gilt uns

*) Auf dieses Auskunftsmittel machte mich zuerst mein Freund und College Prof. Oppenrieder aufmerksam, mit dem ich diesen Gegenstand wiederholt besprach. Derselbe äuszerte die Vermutung dasz wahrscheinlich Placentia durch eine Brücke mit dem jenseitigen Ufer verbunden gewesen sei, wobei er von der Ansicht ausgieng dasz die Stadt näher an der Trebia gelegen gewesen sei, als neuere Karten annehmen lassen. [**) Vgl. Mommsens nordetruskische Alphabete S. 251.]

als eine Bekräftigung ihrer Richtigkeit in den wesentlichen Punkten. Natürlich war durch den Plan des Buchs eine kritische Erörterung der angegebenen Schwierigkeiten ausgeschlossen, und wir können daher auch nicht mit Bestimmtheit wissen ob der Vf. mit der von uns versuchten Beseitigung derselben einverstanden ist. Auch treten einzelne Punkte von geringerer Wichtigkeit hervor, in denen wir uns der Ansicht des Vf. nicht vollständig anschlieszen können. So vermutet derselbe dasz Scipio, als er dem Hannibal entgegenzog, bei Cremona über den Po gegangen sei. Dafür scheinen uns die Worte des Polybios am Anfang des 64n Cap. nicht zu sprechen, die vielmehr vermuten lassen dasz Scipio nicht weit unterhalb der Ticinusmündung, in keinem Falle weit unterhalb Placentia über den Po gegangen sei; und die Erzählung von dem Rückzug des Scipio über den Po scheint uns damit recht wol übereinzustimmen. Auch der Umstand verdient Beachtung dasz, wenn Scipio bei Cremona über den Po gieng, er mehrere Gewässer, darunter die nicht unbedeutende Adda, die wahrscheinlich ebenso wie der Tessin das schlagen einer Brücke nöthig gemacht haben würde, zu überschreiten gehabt hätte, was, wenn er den Uebergang weiter oben bewerkstelligte, nicht in gleicher Weise der Fall war. — Ferner läszt der Vf. die römische Reiterei mit der punischen 'in der Ebene zwischen dem Ticino und der Sesia unweit Vercelli' zusammentreffen, woraus sich das Gefecht am Ticinus entspann. Diese Bestimmung der Localität scheint uns nicht ganz in Einklang zu stehen mit den Worten des Polybios welche wir am Anfang des 65n Cap. lesen. Denn da Scipio sich nicht weit vom Po entfernt zu haben scheint und wol auch schwerlich in forcierten Eilmärschen dem Feinde entgegenzog, so möchten wir glauben dasz er am zweiten Tag nach dem Aufbruch von dem Tessin noch nicht so weit gegen Nordwesten vorgerückt war, als er die Annäherung der Feinde erfuhr, und dasz der Kampf also auch nicht so weit von Pavia entfernt stattgefunden habe.

Diese letzteren Punkte sind natürlich von untergeordneter Wichtigkeit und werden auch schwerlich eine unzweifelhafte Entscheidung zulassen. Dagegen ist die oben besprochene Frage sowol für das Verständnis beider Schriftsteller als der Ereignisse selbst von gröszerem Belang und die Möglichkeit einer entscheidenden Beantwortung eher anzunehmen. Vielleicht wird dieselbe in dem zu erwartenden zweiten Theile der Schrift von Th. Lucas *de ratione qua Livius in libris historiarum conscribendis usus est opere Polybiano*, deren erster Theil (diesjähriges Programm des evang. Gymn. zu Glogau) dem unterz. leider nicht zu Gebote stand und nur aus der Beurtheilung in dem litterarischen Centralblatt von Zarncke bekannt ist, gegeben werden. Jedenfalls läszt die Fortsetzung eine erschöpfendere Erörterung der Frage erwarten, als sie diese flüchtigen Zeilen zu geben vermochten, denen wir nur als einer vorläufigen Anfrage an sachkundige Fachgenossen eine freundliche Aufnahme wünschen.

Augsburg. *Christian Cron.*

6.

Graeca quaedam in versus Latinos translata.

Parodus Aiacis Sophocleae.

(v. 134—194)

Telamonie rex, cinctae pelago
Salaminis habens sedem imperio,
Tibi cum bene, laetor ovoque.
Simul at te [1]) ictus Iovis aut rabide
Malus e Danais sermo petiit,
Mihi cura gravis, pavidusque tremo,
Levis ut pupilla columbae.
Sic et noctis modo praeteritae
Fremitus magni nos exagitant,
Turpem ad famam, te pascua equis
Solita ingressum Danaum misere
Pecus et praedam,
Quae capta armis restabat adhuc,
Ferro occidisse corusco.
Tales Ithacus vir rumores
Omnium ad aures fert ficticios,
Tribuuntque fidem, quia nunc de te
Speciosa refert, quique accipiunt
Quam qui narrant magis exsultant
Tuaque infortunia rident.
Neque enim telo capita alta petens
Petet incassum; qui me pariter
Differre velit, fidem is haud faciat.
Namque invidiae est ire in summos;
Atqui tenues sine principibus
Miserum turris sunt praesidium.
Cautum est humili magnis iuncto,
Magnique salus posita in parvis.
At desperes, fore uti volgus
Monitum haec intellegat excors.
Tales tibi agunt homines turbas,
Neque iam nobis datur infesta
Tegere a rabie nos, rex, sine te.
Simul atque tuum fugere oculum,
Ceu grex illi strepitant avium;
Sed volturium magnum veriti
Cito, tu subito si te extuleris,
Cuncti elingues reticebunt.

---

1) Similiter eiusdem vocis monosyllabae vocalis eliditur apud Horatium carm. II 3, 6 (*Seu te in remoto gramine* etc.).

(*Stropha*)

Anne Diana Iovis, dea Taurica,
— O male fama potens [2]), mater o labis meae! — [3])
Te iuncta in armenta abripuit Danaorum,
Fraudata fortasse auxili iusto pretio, spoliis nitidis,
Cervosve ob ictos gratibus absque tuis?
An forte ferro tectus Enyalius
Iam fraude nocturna, gravis ex socio, [4])
Contumeliam est aliquam ultus?

(*Antistropha*)

Numquam etenim tua te pepulit, scio,
Mens, Telamoniade, tam sinistrorsum in greges;
Sed morbus ex dis venerit, at prohibessit
Et Iuppiter Phoebusque Graiorum fremitus; mera ficta tamen
Si fraude pangunt, quos penes imperium,
Sacrove natus semine Sisyphides,
Ne sic tabernacli reses in latebris,
Rex, precor, feras mala probra!

(*Epodus*)

Sede, age, surge tua! nimis diu iam
Hic languescis in otio recondito,
Caeleste ipse fovens malum;
Fastusque ferocit osorum,
Flamma ut patulas vaga per valles,
Nec cessant derisu
Linguae petulanti, mihi at dolor est fixus [5]).

Suprema Aiacis meditatio.

(Soph. Aiacis v. 815—865)

Loco peremptor, ut futurum acerrimum
Putem esse, si cui disserendi hic otium:
Viri ille munus, Hectoris, quo non magis
Mi invisus alter hostium et visu gravis.
Fixusque inhaeret hostico Troum solo,
Acutus aeris cote mordaci recens;
Fixique cura sedula, velocem uti
Vellet benignus huic viro mortem dare.

---

2) Ad dictionem *male potens* (i. e. unheilvoll mächtig) cf. Horatius carm. I 17, 25 (*ne male dispari* etc.) ibique interpretes.

3) Hic ut versum concludamus, monemur (ut alia taceam) interpunctione.

4) Cf. Horatius carm. III 30, 12 (*ex humili potens*).

5) Sic mihi hic versus constituendus videtur, regnat enim numerus dactylicus; syllaba prima efficit anacrusim (cf. quartum et quintum epodi versum). Versus paenultimus duobus molossis constat.

Sic haec bene apparata; iam primus mihi,
O Iuppiter, tu — par enim — praestes opem!
Nec insolentem te rogabo gratiam.
Dimitte nobis nuntium, qui lugubrem
Teucro ferat rem, primus ut me sublevet
Collapsum ad ensem hunc caede perfusum nova,
Nec a malorum visus ante quopiam
Canes avesque praeda proiectus iuvem.
Haec, rex deorum, te precor; voco simul
Te, dux ad Orcum, Mercuri, des ut bona
Frui quiete, cum expedito quando ego
Citoque saltu rupero hoc ferro latus.
Illae quoque adsint, quaeso, semper virgines,
Semper tuentes cuncta in hominibus mala,
Furiae verendae citipedes, probe ut notent,
Ut ex Atridis pessum eam fractus miser.
Ite, o volucres, ite vindices deae,
Totum feroces devorate exercitum!
At tu, per altum qui aetherem currus agis,
O Sol, paternum quando telluris solum
Cernes, habenas retro inauratas premens,
Funesta defer, quae tuli, et mortem meam
Seni parenti et sortis altrici gravis.
Profecto misera, venerit cum nuntius,
Toto eiulatum mittet ingentem oppido.
Sed nil opus iam talia incassum queri,
Immo haud morantes rem iubemur adgredi.
O Mors, veni, Mors, inque me fer lumina!
Quamquam tibi ipsi coram et illic mox loquar.
At te, diei splendidi praesens iubar,
Simulque te, Sol, rector axis, adloquor,
Novissime nec rursus umquam postea.
O lux, o arvi dulce natalis solum,
Salaminis, o paterna tu sedes foci,
Claraeque Athenae, tuque, cognatum genus,
Fontesque et amnes circum agrique Troici,
Iam iam valete, tam diu altores mihi!
Haec edit Aiax verba vobis ultima;
Orco receptus reliqua fabor inferis.

Sapphus ad Venerem carmen.

Diva fulgenti Venus alta sede,
Artium sollers, Iove nata, adoro,
Ne domes damnis mihi neu, verenda,
Corda dolore.

Huc ades, si quando alias precantem,
Voce percepta procul, audiisti,
Nec domo patris remorata, curru
Lata deorsum es
Aureo iuncto; lepidi ferebant
Passeres te acres, super orbe nigro
Praepete alarum medium secantes
Aethera motu.
Moxque parebant: superumque voltu,
Alma, subridens, miseri quid essem
Passa, quaerebas, quibus invocarem
Territa curis;
Quidque cumprimis cuperem furenti
Mente perfectum; quis, age, est, tuos quem
Suadam in amplexus dare aves? tibi unde in-
iuria, Sappho?
Namque si vitat, cito persequetur;
Dona si spernit, feret ipse dona;
Savia exosus, tibi vel gravanti
Savia figet.
O veni nunc nunc quoque turbidisque
Libera curis; fieri quod ardens
Pectus exoptat, facias et armis
Utere mecum!

Lunaeburgi. *Theodorus Hansing.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

7.

Ueber Begriff und Bedeutung der mythischen und heroischen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf den homerischen Sagenkreis.

Was ist der innere geistige Grund, welcher gewisse Zeiträume als mythische abscheidet von historischen d. h. solchen, aus welchen eine wirkliche abgegrenzte Ueberlieferung über das thun und die Schicksale einzelner bestimmter Persönlichkeiten, Stämme, Staaten usw. sich erhalten hat? — Eine genaue und eingehende Beantwortung dieser Frage scheint uns trotz aller Untersuchungen über Begriff und Wesen des Mythus u. dgl., welche die letzten Jahrzehnte gebracht haben, noch immer in hohem Grade nöthig und zwar vor allem für das Gebiet der classischen Philologie. Nirgends findet sich bekanntlich ein solches auseinandergehen und ein derartiges chaotisches Gemenge von Ansichten, wie auf dem Gebiete der alten Mythengeschichte, und dies nicht blosz etwa hinsichtlich der innern Erklärung und Auffassung einzelner Mythen und Sagen, sondern vor allem auch noch hinsichtlich der principiellen Frage, wo und wie weit wirklich Mythus anzunehmen sei oder nicht. Hat dies einerseits in der natürlichen Schwierigkeit des Gegenstandes seinen Grund, welcher durch die wenigen Anhaltspunkte die er bietet, und durch die Nothwendigkeit erst anderweitige Anknüpfungspunkte aus der localen Natur und Geschichte aufzusuchen, sowie durch die verlockenden Irrgänge der Etymologie mehr als irgend ein anderer eine Menge verschiedener Versuche erzeugen musz, so könnte doch bei einem ausgebildeten vollständigen Bewustsein über das was auf jene obige Frage zu antworten ist (also über die geistige Eigenthümlichkeit der mythischen und heroischen Zeit), kein derartiger Gegensatz der Ansichten möglich sein, dasz man auf der einen äuszersten Seite noch für die geschichtliche Persönlichkeit eines Danaos, Kadmos, Kekrops, Romulus usw. wie für ein theures Eigenthum einstehen zu müssen glaubt, während von einer andern Seite selbst noch in den

Gesängen der Ilias die mythisch-poetische Darstellung eines Naturprocesses, eines ringens vergöttlichter Naturgewalten gesucht wird.

Wir stellen nun zunächst die allgemeine Antwort auf jene obige Frage voran, um sie dann vor allem durch die mythische und heroische Periode der griechischen Geschichte (zum Theil auch mit Beziehung auf die altitalische und römische) und schlieszlich noch mit besonderer Rücksicht auf den homerischen Sagenkreis näher zu begründen und zu erörtern. — Als mythisch nemlich bezeichnen wir ihrem innern geistigen Charakter zufolge solche Zeiten, in welchen noch eine derartige religiöse Gebundenheit und Abhängigkeit des Bewustseins (zunächst gegenüber von den Naturmächten als göttlichen) herscht, dasz noch keine selbständig menschliche und an einzelne bestimmte Persönlichkeiten geknüpfte Auffassung und Ueberlieferung der eignen Geschichte möglich ist, sondern alles noch in unfreier Weise in das thun gegenständlicher und allgemeiner göttlicher Mächte, sowie in das Leben ganzer Gemeinschaften, von welchen der einzelne blosz ein unselbständiges Glied ist, verschlungen erscheint. Mit dieser Begriffsbestimmung scheint es als hätten wir die heroische Zeit aus dem Bereiche der mythischen bereits ausgeschlossen, sofern ja das heroische Zeitalter vielmehr die mächtige Erhebung der freien Selbstheit im Gegensatz gegen jene anfängliche natürliche Gebundenheit des Bewustseins darstellt und demgemäsz gerade hier überall hervorragende Persönlichkeiten als Mittelpunkt erscheinen. Allein es wird sich zeigen, wie sehr der geschichtliche Charakter, welcher hienach dem heroischen Zeitalter zuzukommen scheint, in der That noch bloszer Schein ist, da in Wahrheit auch für das heroische Bewustsein noch wesentlich die gegenständliche göttliche Macht das bestimmende ist, nur von dieser aus die heroische Kraft des Bewustseins selbst sich erhoben hat und so auch diese freie persönliche Erhebung noch ganz einen abstracten und allgemeinen, nichts weniger als individuell entwickelten Charakter trägt, so dasz auch hier der einzelne und sein Bewustsein (und demgemäsz auch die Ueberlieferung) noch unselbständig in das thun der bestimmten Gemeinschaften verschlungen bleibt. Die heroische Zeit bildet daher zwar den innern Uebergang zur geschichtlichen, allein sie selbst ist, wie sich zeigen wird, vor allem soweit sie es mit einzelnen Helden zu thun hat, im wesentlichen noch mythisch, und das menschlich-geschichtliche in ihr bezieht sich in Wahrheit nur auf ganze Gemeinschaften und Stämme.

Wir unterscheiden nun in der griechischen Geschichte zunächst eine mythische Zeit im engern Sinne, nemlich die vorhellenisch-pelasgische, in welcher das Bewustsein in der That noch ganz durch das walten gegenständlicher göttlicher Naturmächte behersch erscheint und daher der ganze Mytheninhalt theils bestimmte Seiten und Beziehungen des Naturlebens in ihrer religiösen Auffassung wiedergibt, theils bestimmte Cultusverhältnisse in ihrem Zusammenhang mit der Eigenthümlichkeit einzelner Gegenden und Stämme enthält. Der innere Grund, weshalb diese ganze Zeit nur einer solchen mythischen,

durchaus religiös gefärbten und von gegenständlichen allgemeinen Mächten erfüllten Ueberlieferung fähig war, liegt offen da in der religiösen Eigenthümlichkeit jener Periode, soweit sie sich noch erkennen läszt. Denn die ganze Religion und Bildung dieser vorhellenischen Periode bewegt sich noch in dem Gebiete des unmittelbar natürlichen Bedürfnisses und der darauf bezüglichen noch einseitig gegenständlichen Cultur, sowie der tiefen Abhängigkeit des Bewustseins von den allgemeinen Naturmächten als den Göttern, durch die es sich nach seinem dasein und Zwecke bedingt und gebunden weisz. Alles was wir über die Götterculte jener ältesten Zeit wissen, Athene mit Hephaestos, Hermes, Dionysos, Demeter und die chthonischen Mächte, die vorhellenische Artemis in ihrer doppelten Eigenschaft als belebende Naturmacht und als strenge und furchtbare kriegerische Göttin, Zeus selbst als oberster Himmelsgott in seiner bald segensreichen und befruchtenden, bald verderblichen und zürnenden Wirksamkeit usw., alles dies, ebenso wie die äuszeren Denkmale jener Urzeit, die gewaltigen Bauten, bezieht sich durchaus theils auf jene Zwecke einer noch unmittelbar natürlichen Cultur, theils auf den Naturverlauf mit seinem Wechsel entgegengesetzter Zustände und Gefühle. Wir finden insbesondere eben aus dem Grunde, weil dieses älteste Bewustsein noch in dem unmittelbaren gegenständlich natürlichen Culturzwecke lebte, die Leistungen dieser Culturthätigkeit und die hierauf bezüglichen religiösen Anschauungen in einer Weise entwickelt, wie sie die zunächst folgende heroisch-hellenische Zeit in der Einseitigkeit ihrer negativ kriegerischen und subjectiv persönlichen Erhebung nicht gekannt hat. Man denke nur an die altattische Bevölkerung als das 'Volk des Hephaestos' und der Athene, an die Schätze und Bauten des alten Orchomenos und Mykene, an jenen Vorzug ackerbauender Culturthätigkeit und Gewandtheit, wie er noch in der spätern hellenischen Ueberlieferung die Pelasger charakterisiert usw. Die Unfreiheit und tiefe Gebundenheit dieses Bewustseins aber durch die beherschenden Naturmächte und deren Ordnung erscheint vorerst schon in der negativen und furchtbaren Seite welche dieser ältesten Anschauung anhaftet, in jenen blutigen Culten des Zeus Lykaios, Zeus Laphystios, der taurischen Artemis usw., in der Trauer des Dionysosdienstes, der Linosklage und jenem gewaltsamen Wechsel entgegengesetzter Zustände und Gefühle, wie er z. B. vor allem in dem Athamasmythus (dieser ineinander gemischten Veranschaulichung wechselnder Natur- und darauf bezüglicher Cultusverhältnisse) sich darstellt. Allein noch weit vollständiger und durchgreifender zeigt sich die unselbständige natürliche Gebundenheit dieses Bewustseins in dem was wir über den sonstigen ganzen Verfassungs- und Culturzustand jener Zeit schlieszen können. Nichts ist von einer tiefern und bezeichnendern Wichtigkeit für das Wesen jener ältesten Zeiten als das aus allen Spuren unzweideutig hervorgehende Bild einer fest geschlossenen und auf dem Wege einer unmittelbar natürlichen Ordnung sich fortpflanzenden Kasten- und Geschlechterverfassung. Finden wir eine solche Ordnung

noch in Zeiten, in welchen bereits das frei kriegerische hellenische Element eingedrungen ist, wie dies namentlich von der altattischen Geschichte gilt, und hat sie selbst in demjenigen Stamme welcher den schärfsten Gegensatz gegen das altpelasgische bildet, in dem dorischen, ihre Analogie, so musz sie ihre noch ungleich mächtigere, ausgedehntere und ungebrochene Herschaft in jener pelasgischen Zeit gehabt haben, in welcher das Bewustsein fern von jenem spätern freien aufstreben und der dadurch herbeigeführten immer vollständigern Verschmelzung der verschiedenen Kasten und Geschlechter vielmehr noch ganz an die bedingenden natürlichen Mächte hingegeben war. Nicht nur die allgemeinen Stände, wie Priester, Krieger, ackerbauender und Handwerkerstand pflanzen sich so in einer festen natürlichen Erbordnung fort, sondern es sind auch wiederum innerhalb dieser allgemeinen Unterschiede bestimmte Geschlechter, welchen auf natürliche Weise ein bestimmtes eigenthümliches Gebiet zugewiesen ist. Hat dies überhaupt seinen allgemeinen Grund in dem unfreien religiösen Bewustsein einer göttlichen unmittelbaren Naturordnung, in welcher der einzelne schon durch seine natürliche Abstammung seine bestimmte Stelle und Aufgabe erhält, so gilt dies natürlich vor allem in der nächsten unmittelbar religiösen Beziehung, hinsichtlich des besondern Verhältnisses bestimmter Geschlechter und Stände zu bestimmten Gottheiten. Nichts erscheint nach den manigfachsten Spuren gewisser, als dasz in jener ältesten Periode bestimmte Gottheiten auch bestimmte Geschlechter gleichsam zu ihrem natürlichen erblichen Eigenthum hatten, theils zu höheren priesterlichen, theils zu mehr untergeordneten niederen Verrichtungen, als Bearbeiter des Tempeleigenthums usw., wie denn solche Verhältnisse theilweise noch weit in die geschichtliche Zeit hereinragen. Dieses erbliche geweihtsein bestimmter Geschlechter für den Dienst einzelner Gottheiten steht dann zugleich auch wieder in einem Zusammenhang mit der übrigen Eigenthümlichkeit des Standes und der Beschäftigung, wie z. B. ein solches Verhältnis ohne Zweifel bei den Erzarbeitern, den Thonbildnern und Töpfern des alten Attika in Beziehung auf Hephaestos anzunehmen ist. Aber auch der Besitz, vor allem der Grundbesitz, war unzweifelhaft in jener alten Zeit auf solche festgeschlossene erbliche Weise an bestimmte Familien und Geschlechter gebunden, da die Nachwirkung solcher Besitzverhältnisse sich noch in die spätere attische und spartanische Geschichte hineinzieht, und selbstverständlich sind es dann noch insbesondere die politischen (ohnedies mit dem religiösen so unmittelbar verflochtenen) Rechte, welche auf unabänderliche erbliche Weise durch jene Naturordnung bestimmt und unterschieden sind.

In anderer Weise erscheint jene Gebundenheit des Bewustseins in den äuszeren Denkmalen dieser Periode und in der eigenthümlichen Form, in welcher auch noch die musische Begeisterung, Dichtung und Tonkunst, sich unmittelbar an das Naturleben anknüpft. Nicht nur ist der riesenhafte Charakter der kyklopischen Bauten und der mit den

unterirdischen Katabothren zusammenhängenden Canalarbeiten ein solcher, der auf unfrei massenhaften und durch entsprechende religiöse Antriebe bestimmten Dienst ganzer Geschlechter hinweist, sondern es zeigt sich auch in der Art dieser Bauten selbst noch das unfreie anschlieszen an die Natur und ihre unmittelbar gegebenen Verhältnisse; und ebenso schaut die musische Begeisterung sich nur als Ausflusz und Nachbildung des göttlichen Naturlebens selbst an (die Musen als Quellgöttinnen, von welchen die Begeisterung kommt und welche dem Menschen sein natürliches Vorbild geben). Wie endlich diese altpelasgische Zeit in der bewustesten Weise die Gebundenheit ihrer ganzen Cultur ausgesprochen hat, nemlich in dem Prometheusmythus und den mit ihm zusammenhängenden Cultusgebräuchen, darauf wurde, ebenso wie auf jene anderweitigen so eben berührten Punkte, unlängst an einem andern Orte *) von uns hingewiesen.

Als der durchgreifende Gesamtcharakter dieser ersten Periode erscheint demnach ein solcher, in welchem die einzelne Persönlichkeit noch nichts ist, sondern noch in unselbständiger Weise ganz durch die gegenständlichen und allgemeinen göttlichen Naturmächte und durch den natürlichen vorausgesetzten Zusammenhang der bestimmten Gemeinschaft und des Geschlechtes bestimmt ist; und hiemit haben wir also die vollständige und durchgeführte Bestätigung dessen, was wir oben als den innern Grund und Charakter der mythischen Zeiten bezeichneten. Denn eine Zeit in welcher die einzelne Persönlichkeit noch keine freie unterscheidende und hervorragende Bedeutung hat, welche vielmehr in ihrem Bewustsein noch ganz durch das walten gegenständlich göttlicher Mächte und durch das Leben ganzer Gemeinschaften und Geschlechter nach Art einer festgeschlossenen Naturordnung bestimmt ist, eine solche Zeit ist im Gegensatz gegen die historische nur einer mythischen Anschauungsweise und Ueberlieferung fähig. Denn theils erscheint von hieraus alles als Ausflusz und Wirkung der göttlichen Naturmächte, in welchen diese noch rein religiöse Anschauung ihrem nothwendigen innern Wesen zufolge die praktische Ursächlichkeit des Naturverlaufes erblickt, theils handelt es sich in dem was einzelne Persönlichkeit scheint, vielmehr immer um das Leben ganzer Gemeinschaften, Staaten und Geschlechter. Insbesondere wird so erst jene Anschauungsweise ganz deutlich, welche wir überall in den Anfangszeiten der Völker verbreitet finden, dasz sich Völker und Staaten in der scheinbaren Person eines Stammvaters und Gründers zusammenfassen. Es hängt dies vor allem mit der alten Patriarchalverfassung der Familie zusammen, nach welcher der Hausvater das alles beherschende und zur Einheit zusammenfassende Haupt ist und welche gewis in jener pelasgischen Zeit, ihrem ganzen Charakter nach zu schlieszen, noch ungestört fortbestand. In analoger Weise

*) In der Abhandlung 'über die Bedeutung Hesiods' im Augusthefte 1854 der allgem. Monatschrift f. Wissenschaft und Litteratur S. 590—628.

faszt sich das älteste Bewustsein ganzer Völker, Stämme und Staaten noch in die unselbständige natürliche Einheit zusammen, die durch den Namen eines Stammvaters und Gründers bezeichnet ist, die aber zugleich bei einem derartigen noch ganz durch die Natürlichkeit gebundenen Bewustsein, wie jenes altpelasgische (auch altitalische) war, wesentlich mit einer göttlichen Naturmacht als erstem Ausgangspunkte zusammenfällt (so Kadmos, Kekrops und Erechtheus, Danaos, Romulus usw.).

Was wir so zunächst als Charakter der pelasgischen Periode, dieser unterscheidend mythischen Zeit der griechischen Geschichte, bezeichnet haben, das erscheint nach dem obigen von selbst zugleich in einer weit allgemeineren Parallele und geistigem Zusammenhange theils mit orientalischem, asiatischem und aegyptischem, theils mit dem altitalischen, besonders auch dem römischen. Vor allem ist es jene als feste erbliche Naturordnung sich fortpflanzende Kasten- und Geschlechterverfassung, welche von selbst an Aegypten und an die Ordnungen der arischen Völker (indisches Kastenwesen usw.) erinnert, so wie noch spät in historischer Zeit z. B. Herodot durch analoge Erscheinungen im spartanischen Leben an aegyptisches erinnert wurde (VI 60). Weisen doch selbst die Zahlenverhältnisse der alten Standes- und Geschlechtereintheilungen in Griechenland und Rom auf ein Nachbild der allgemeinen Naturordnung, des Sonnen- oder Mondjahres hin. Allein so gewis demnach nicht nur das altgriechische, sondern selbst das altitalische Leben noch in einer ganz andern innern Verwandtschaft mit dem Oriente steht als die spätere Zeit, und so sehr also insbesondere die pelasgische Urbevölkerung Griechenlands zu den danebenwohnenden Phoenikern, Karern usw. in einem ganz andern Verhältnisse gegenseitigen Einflusses sich befand als die nachfolgende hellenische Geschichte: so verkehrt bleibt es deshalb doch, wie jetzt unter dem ersten Eindruck neuer geschichtlicher Entdeckungen und aufgefundener Denkmäler manche thun möchten, an eine allgemeine Abhängigkeit des pelasgischen von orientalisch-aegyptischer Cultur oder eine völlige Identificierung desselben mit semitischen Stämmen (Pelasger = Philister) zu denken. Wie vielmehr nach éiner Seite der Zusammenhang des indogermanischen Sprachstammes und seiner gemeinsamen Bildungsgrundlagen auf eine ganz andere viel weiter zurückliegende Wurzel jener parallelen und innerlich verwandten Culturformen hinführt, so hat andrerseits überhaupt mit innerer Nothwendigkeit eine analoge Entwicklungsstufe des noch in der Natürlichkeit gefangenen Bewustseins auch analoge Lebensformen und Anschauungen hervorgebracht. In Aegypten z. B. ist die feste Ordnung des gesonderten Kastenlebens eine durchaus nothwendige Form, in der sich das Bewustsein der unverrückbaren ewigen Lebens- und Culturordnung als des unbedingten göttlichen Selbstzweckes vollzieht. Allein wenn nun jene Kasten- und Geschlechterverfassung der pelasgischen Zeit gleichfalls diese Form einer festen erblichen Naturordnung gemeinsam hat, die durch die gegenständliche

göttliche Macht selbst gesetzt ist, so hat sie doch andrerseits nichts weniger als jene unbedingte starre Ruhe und Sicherheit des Bewustseins, mit welcher der Aegypter den wolthätigen allgemeinen Culturzweck als die auch im Tode fortdauernde, ja in diesem Todtenreiche des Osiris erst wahrhaft vollendete und geweihte höchste Ordnung anschaute. Das Wesen des pelasgischen Cultus und seiner Mythen zeigt vielmehr einen ganz andern, innerlich entzweiten und an die Gegensätze des unmittelbaren Naturverlaufs geknüpften Wechsel des Bewustseins, in welchem (schon vor der heroisch-hellenischen Zeit) Kampf und Arbeit, das harte ringen mit einer furchtbaren verderblichen Seite der Gottheit, mit den finsteren chthonischen Mächten, ausgesprochen ist, aber auch ebendeshalb im Gegensatz gegen jene starre alles beherschende Culturordnung Aegyptens, welche den Geist noch in die Natürlichkeit versenkt hält, erst die Möglichkeit einer frei geistigen kämpfenden Erhebung über die blosze Naturmacht enthalten lag. (Man denke z. B. an den allen Anzeichen nach schon vorhellenischen Heraklesmythus, in welchem eben dieser durch eine feindliche Gottheit, vor allem durch die finstere chthonische Macht hervorgerufene schwere Kampf der wolthätigen Culturarbeit, überhaupt des wolthätigen Naturzweckes, sich darstellt und dem Wesen dieses Bewustseins gemäsz selbst als Geschichte einer Gottheit, eines göttlichen Helden, angeschaut ist; ähnliches im Perseusmythus usw.: Elemente die von selbst ihrer innern Natur nach sich zur Fortbildung in den frei heroischen Aufschwung des hellenischen Geistes eigneten.) Ebenso ist unzweifelhaft das indische Kastenwesen nicht erst überhaupt ein Erzeugnis der spätern Zeit, in welcher das Brahmanenthum sich ausbildete, sondern es greift in seiner anfänglichen einfacheren Gestalt wol schon in jene älteren Sitze und jenen kindlichen Polytheismus der Himmelsgötter zurück, dessen Ausdruck sich noch in den Wedas findet und der nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit wie nach seinem geschichtlichen Zusammenhange mit dem altgriechischen und altitalischen so vielfach verwandt ist. Allein die Mythen und Culte der pelasgischen Zeit zeigen ein ganz anderes dem Geiste des Abendlandes eignes vorwiegen des tellurischen, in den unmittelbar gegenwärtigen Lebensgang der Erde verwickelten und so auch insbesondere des chthonischen im Gegensatz gegen die weit mehr transcendenten himmlischen Mächte der arischen Völker und die hiedurch bedingte abstracte Erhebung des Bewustseins über die Endlichkeit zum unbedingt göttlichen. Und ebenso spielt schon in dieser pelasgischen Zeit die Arbeit und der Kampf menschlicher Culturthätigkeit eine ganz andere Rolle. So konnte denn dort im Lauf der Zeit und begünstigt durch die Gegensätze welche die Einwanderung in das südliche Indien hervorrief, die unfreie und schneidende Kluft brahmanischen Kastenwesens sich ausbilden, während die pelasgische Zeit ihrem ganzen Geiste nach (man denke nur z. B. an das ursprüngliche Wesen des Athene- und Hephaestosdienstes, des Demetercultus usw.) weder jemals eine solche asiatische Scheidung einer tran-

scendenten Priesterkaste kannte, noch überhaupt nach dieser Richtung hin sich fortbildete, sondern umgekehrt einen in sich selbst empfänglichen Boden darbot für jene freie hellenische Erhebung des Bewustseins, welche mit der Zeit die Kastenunterschiede und deren Bedeutung immer vollständiger auflöste. Auch jene Seite welche in der griechischen Geschichte auf so unterscheidende Weise hervortritt, nemlich die tiefgreifende Bedeutung der manigfachen localen Eigenthümlichkeit, wie sie sich in dem Wesen der einzelnen Gottheiten, in den Mythen und Culten wiederspiegelt, bildet einen wesentlichen tiefen Unterschied des pelasgischen gegenüber von dem weit mehr abstracten und gleichförmigen Charakter orientalischer Gottheiten und ihrer mehr massenhaft zusammenfassenden Ordnung. Es erhellt auch aus dieser Bedeutung des localen die innere Verwandtschaft und Hinneigung des pelasgischen zu dem frei individuellen und in selbständig menschlicher Weise die Gottheit nach seiner eignen gegenwärtigen Umgebung gestaltenden hellenischen Geiste.

Wir können demnach die mythischen Zeiten mit Recht als dasjenige Kindesalter der Völker bezeichnen, aus welchem noch keine selbständig bewuste Erinnerung über die eigne menschliche Geschichte sich erhalten hat, sondern in welchem das Bewustsein weder zu einer freien Scheidung von den gegenständlichen Naturmächten und der in ihnen angeschauten praktischen göttlichen Ursächlichkeit des ganzen daseins sich erheben konnte, noch auch die einzelne Persönlichkeit sich aus dem unfrei befassenden natürlichen Zusammenhange und Schosze des Lebens ganzer Gemeinschaften und Geschlechter loszuringen vermochte, welche selbst eben durch jene göttlichen Mächte sich bestimmt fühlten. Nichts ist daher in Wahrheit mehr gegen Sinn und Geist jener ältesten Zeiten als jene angeblich conservative Geschichtsansicht, welche von einer augenblicklichen Zeitströmung getragen auch jetzt wieder zum Theil die geschichtliche Einzelpersönlichkeit jener alten Staatengründer usw. der mythischen Zeit festhalten zu müssen glaubt. Was sie hierin verficht, ist in der That nur die ungeschichtliche subjective Auffassung späterer Geschlechter, welche fremd geworden gegen den innern Geist und Sinn jener ältesten Ueberlieferung ihre individuell menschliche Anschauungsweise an eine Zeit anlegten, deren Bewustsein vielmehr noch ganz von gegenständlich göttlichen Mächten und der durch sie bedingten unmittelbaren Naturordnung der ganzen Gemeinschaft erfüllt war. Man wird hiegegen einwenden dasz dieser Charakter der ältesten Zeiten vollkommen anerkannt werden könne ohne die Geschichtlichkeit jener Personen aufzuheben, indem eben in ihnen als Königen, Stammhäuptern usw. die bestimmte Gemeinschaft selbst sich zusammengefaszt habe. Und man mag sich hiebei z. B. auf das hohe Alter aegyptischer Geschichtsüberlieferung berufen, in welcher gleichfalls die Könige und ihre Thaten einen über die Zeiträume abendländischer Geschichte weit hinaufreichenden Mittelpunkt des geschichtlichen Bewustseins bilden. Allein abgesehn davon dasz auch in den Anfängen der aegyptischen

Geschichte eine sichere Grenze zwischen dem mythologischen und dem Anfange des menschlich-geschichtlichen gewis nicht mehr zu ziehn ist, so ist auch, wie schon hervorgehoben wurde, die Eigenthümlichkeit des aegyptischen Lebens eine wesentlich andere als die jener altgriechischen und altitalischen Zeit. Ein solches sicheres unverrücktes Bewustsein über die Bedeutung des eignen Landes und Reiches als des unbedingten göttlichen Selbstzweckes, welcher ebendaher in der Person des Königs seinen unmittelbar gegenwärtigen, alles vereinigenden Mittelpunkt hat, so dasz an diesen eine stete geschichtliche Ueberlieferung sich anknüpft — ein solches Bewustsein, dergleichen das aegyptische war, ist nach allem was wir über Religion und Cultus noch ersehen können, der abendländischen Entwicklung fremd. Jene pelasgische Zeit namentlich fühlt sich noch ganz anders in die manigfaltige wechselnde Erscheinung und die Gegensätze des Naturverlaufs hineingestellt und durch sie bedingt, obwol sie eben zufolge dieses weit mehr entzweiten und in einen Kampf entgegengesetzter Seiten verflochtenen Bewustseins die Grundlage für eine höhere in frei heroischer Entgegensetzung über die Naturmacht sich erhebende Entwicklung bot. Mochte also auch immerhin das Leben der bestimmten Gemeinschaften sich auf patriarchalische Weise in Königen, Stammhäuptern usw. zusammenfassen, so leugnen wir doch dasz an die individuelle Persönlichkeit solcher Häupter sich die Ueberlieferung knüpfen konnte, da sie wesentlich von jenen allgemeinen gegenständlich göttlichen Naturmächten und der durch sie gegebenen Naturordnung des Lebens der Gemeinschaft erfüllt war. Und dies wird bestätigt durch den sonstigen religiös-mythischen Zusammenhang, in welchem alle jene Staatengründer und Könige erscheinen, z. B. Kekrops als der Schlangenmann, analog mit dem ihm ganz entsprechenden Erichthonios (oder Erechtheus), dem Pflegling der Athene und Sohn des Hephaestos, ferner Danaos im Zusammenhang mit seinen Töchtern, den Quellgöttinnen, Kadmos als Drachenbezwinger usw. Wie aber dem allem zufolge die Anschauungsweise und Ueberlieferung jener Zeit ihrem innersten Charakter nach mythisch ist, so liegt zugleich eine besondere Quelle des Mythenreichthums theils darin, dasz das Bewustsein und seine Gottheiten noch in den wechselnden Verlauf des Naturlebens hineingezogen sind, ihr Wesen und walten also sich in einer mythischen Geschichte darstellt, theils in dem durch die locale Manigfaltigkeit und ihre Einflüsse noch vermehrten natürlichen Reichthum dieser Anschauungen.

Wir haben in diesem allem, was wir über den mythischen Charakter der pelasgischen Zeit sagten, im Grunde nichts anderes ausgesprochen als den wahren Kern dessen was auch schon den alten, namentlich Herodot in seiner bekannten Stelle über die Pelasger und deren Verhältnis zu den hellenischen Göttern (V 52. 53) vorgeschwebt hat. Denn sofern in der pelasgischen Periode die Gottheit selbst als diese praktische Ursächlichkeit noch in der unmittelbaren Naturmacht angeschaut und in den wechselnden Verlauf und die gegensätzlichen

Beziehungen des Naturlebens hineingezogen war, noch nicht wie in der hellenischen Periode (deren Anfang die heroische Zeit bildet) als geistige Persönlichkeit sich in freier Entgegensetzung von dem beherschten Naturelemente losgeschieden hatte, — so lange verschwamm sie noch (obgleich selbst schon in eine manigfaltige Vielheit bestimmter Gottheiten zerfallend) mit den allgemeinen Naturmächten selbst und deren Erscheinung; sie hatte noch nicht jene persönlich abgegrenzte plastische Gestalt wie in der spätern Anschauung, hatte also in diesem Sinne, wie Herodot sagt, noch nicht Namen und Gestalt (sofern unter Namen eben diese abgegrenzte geistig persönliche Bezeichnung verstanden wird), sie war vielmehr noch wesentlich in Natursymbole und Naturmythen verhüllt. Man vergleiche nur z. B. die altattische und pelasgische Athene, wie sie als diese praktische göttliche Ursächlichkeit noch unmittelbar in den Wirkungen und Erscheinungen der Atmosphaere, der heitern glänzenden Luft, der in ihr sich entwickelnden Feuchtigkeit und Wärme (Gewitter usw.) angeschaut und in demgemäszen Symbolen vertreten ist, mit der geistig persönlich gestalteten und plastisch für sich abgegrenzten Pallas Athene der homerischen Dichtung oder der spätern Zeit. Eben dadurch aber dasz in jener ältesten Periode die Gottheit selbst noch mit den gegensätzlichen Beziehungen des unmittelbaren Naturverlaufes und dem Wechsel der Endlichkeit verflochten war, muste später mit der geistig persönlichen Losscheidung der Göttergestalten von dem unmittelbaren Naturelemente, mit dieser freien Erhebung des göttlichen in eine unbedingte von jener Endlichkeit und Natürlichkeit nicht mehr berührte Idealwelt, so vieles theils unverständlich werden theils seine frühere Bedeutung verlieren. Was ursprünglich eine Gottheit war, muste zufolge seines der Leidentlichkeit und dem natürlichen Wechsel unterworfenen, überhaupt noch unmittelbar mit einem bestimmten Naturinhalte verflochtenen Charakters entweder zu einer bloszen Heroengestalt oder überhaupt in das blosz menschliche, zum Theil in das märchenhafte herabsinken.

Wir versuchen zur Bestätigung alles bisher gesagten und als einzelnes Beispiel eine kurze Deutung des Pelopsmythus, nicht als ob wir für dieselbe überhaupt einen neuen bisher noch nicht ausgesprochenen Grundgedanken aufzustellen hätten, sondern nur um eine Auffassung, welche auch schon andern sich aufgedrängt hat, uns aber bis jetzt zu wenig beachtet scheint, in einem durchgreifendern und vollständigern Zusammenhange darzulegen. Wir schicken hiefür zunächst die Bemerkung voraus, dasz schon der innern Natur der Sache wie dem Wesen jener ältesten Zeiten gemäsz es wahrscheinlich ist, dasz der Name Peloponnesos, um in solcher Weise zum herschenden werden zu können, ebenso mit der eigenthümlichen Naturbeschaffenheit wie mit geschichtlichen Verhältnissen der Halbinsel zusammenhängt. Als derjenige Gott aber, welcher unstreitig in Hinsicht auf die eigenthümliche Natur des Peloponneses am meisten Bedeutung für ihn hatte, erscheint (wenigstens nach der herschenden Götteranschau-

ung der hellenischen Zeit) der Erderschütterer Poseidon *), theils wegen der groszen Höhlungen und Spalten, durch welche das innere des Peloponneses in besonderem Masze sich auszeichnet, theils wegen der vielfachen vulcanischen Einflüsse und Erschütterungen, von welchen vor allem die Nordküste der Halbinsel heimgesucht wurde. Nun enthält aber sowol der Tantalos- als der mit ihm zusammenhängende Pelopsmythus unzweideutige Hinweisungen auf vulcanische Naturverhältnisse und daran geknüpfte Anschauungen. Nicht nur die Katastrophe welche des alten Tantalos Sitz und Reich am Sipylos betroffen haben soll **), ist allen Anzeichen nach auf Erderschütterungen zurückzuführen, sondern auch die übrigen Züge des Tantalosmythus in seiner gewöhnlichen bekannteren Form, sowie die entschieden zu Tage liegende etymologische Bedeutung seines Namens lassen sich hierauf zurückführen. Wie er nach seinem Namen schon der hinundherschwingende, in schwankende erschütternde Bewegung versetzende ist, so ist auch in den bekannten Anschauungen von seiner Strafe der gleiche eigenthümliche Zug enthalten; denn der über dem Haupte schwebende und Einsturz drohende Felsblock oder der auf ihn gestürzte Sipylos gehört ja unmittelbar hieher, und der entsprechende Grundzug wiederholt sich in den vom Winde her- und zurückbewegten fruchtbeladenen Zweigen (wobei man sich erinnern musz dasz nach der Anschauung der alten unterirdische Winde es sind, welche die vulcanischen Ausbrüche und Erschütterungen erzeugen, wie z. B. in der jener Gegend benachbarten lydischen Katakekaumene solche *Φῦσαι* d. h. Blaser genannt werden) und in dem sich herbewegenden und wieder zurückweichenden Wasser, welches ohnedies selbst wieder an analoge Erscheinungen bei vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben erinnert. In dem Mythus von der Zerstückung und Kochung des Pelops aber, die durch Tantalos geschieht und welche, wie auch aus Pindar (Ol. 1, 48 ff.) hervorgeht, die gewöhnliche und herschende Form der Sage ist, hat sich schon Creuzer ***) eine 'bildliche Sage von Erdrevolutionen' aufgedrängt, in welche insbesondere auch die von der Demeter oder der Rhea (der eben in jenen Gegenden verehrten Erdmutter) verzehrte

---

*) Vgl. namentlich Diod. XV 49, wo es aus Anlasz der groszen Erdbeben im Peloponnes heiszt: 'weil von Alters her der Peloponnes ein Wohnsitz des Poseidon schien, auch dies Land als ein dem Poseidon heiliges galt und im ganzen betrachtet die sämtlichen Städte des Peloponnes unter den unsterblichen eben diesen Gott am meisten verehren.'

**) Vgl. einerseits über den Mythus selbst Pherekydes nach Schol. Il. Ω 617. Schol. Pind. Ol. 1, 90. 97 usw., andrerseits über die Erdrevolutionen am Sipylos Paus. VII 24, 7. V 13, 4. Strabon I p. 58. XII p. 580. Plin. N. H. V c. 29, 31. Aristot. meteor. II 7, Stellen nach welchen diese Erdumwälzung zu den bekanntesten des Alterthums gehört.

***) Symb. u. Mythol. 3e Aufl. S. 426 ff. Vgl. ferner zu allem folgenden E. Rückert: Trojas Ursprung, Blüte, Untergang und Wiedergeburt in Latium S. 203 ff.

Schulter des Pelops gehört, indem des Pelops 'fleischiges Schulterblatt die wütend gewordene Erdmutter mit ihren Zähnen zermalmt und in das Grab ihres Bauches hinabschlingt *), bis die spinnende Schicksalsgöttin Klotho oder der ewig neubildende Hermes oder die sich im Zeitenstrom umwandelnde Naturgöttin Rhea den zerstückten Leib in verjüngter Schönheit wieder herstellen.' (Die Schulter und ihre Verzehrung erscheint als natürliches Bild für den ragenden Berg und dessen vulcanischen Umsturz.) Und wenn noch ausdrücklich berichtet wird dasz damals ein Schlund und in ihm ein vulcanischer Bergsee, *Σαλόη* d. h. der schwankende genannt, entsprechend dem Namen des Tantalos, sich gebildet habe, auch dieser See selbst als die *Ταντάλου λίμνη* bezeichnet wird (Paus. VII 24, 7. V 13, 4. Plin. N. H. V c. 29), so kann selbst dies noch bestimmter an das Bild des Kessels und des kochens erinnern. Die Parallele mit andern ähnlichen Sagen wie dem Opfer des Lykaon und denen im Athamasmythus kann zwar auch darauf führen an alte Cultusgebräuche zu denken, welche mit Menschenopfern an die furchtbare chthonische Macht verbunden sein und an die Namen des Tantalos und Pelops sich knüpfen mochten, wie denn auch an des Pelops Grabe Jünglinge blutig gegeiselt werden; allein das obige zusammentreffen und der eigenthümliche Zug von der verzehrten Schulter weist wol darauf hin, dasz jedenfalls mit der Erinnerung an Cultusgebräuche (wie es auch in andern Mythen z. B. dem von Athamas der Fall ist) zugleich die mythische Anschauung zerstörender Naturereignisse sich mischte. Ist nun schon nach diesem ersten Mythus Pelops selbst eine entsprechende chthonische Gottheit, von dem Vater Tantalos im Grunde nur der Bezeichnung nach und durch eine allgemeinere nicht so speciell an jene Gegend geknüpfte Bedeutung verschieden (wie ja ein derartiges Verhältnis so oft in der griechischen Mythologie wiederkehrt und z. B. in dem Pelopsmythus selbst zwischen Hermes und seinem Sohne Myrtilos stattfindet, welcher letztere im Grunde nur ein Beiname, eine besondere Beziehung des Hermes ist), und stimmt hiemit auch der Name des Pelops als des dunkeln, schwärzlichen zusammen, so weist endlich auch die fernere Geschichte des Pelops selbst in ihren einzelnen Zügen hierauf hin. Wir heben in dieser Hinsicht zunächst Nebenzüge hervor, in welchen am deutlichsten die Anknüpfung an Naturverhältnisse sich zeigt, so zuerst die Sagen von den verschiedenen Wagenlenkern, die in die Geschichte des Pelops verflochten sind. Wenn nemlich die Sage von dem in das Meer gestürzten Myrtilos und ebenso dem andern Wagenlenker Sphairos sich beide an Inseln knüpfen, die erstere an die Insel Myrtos bei dem euboeischen Vorgebirge Geraistos, wo Myrtilos in das Meer gestürzt worden sein sollte **), die von Sphairos aber an die

---

*) Lycophr. Cass. 154 *μιστύλασ' ἐτύμβευσε τάφῳ.*

**) Auch die Sage von dem bei Euboea in das Meer versunkenen Schulterblatte des Pelops (Paus. V 13) hat bei diesem örtlichen zusammentreffen vielleicht ursprünglich eine gleiche Bedeutung.

Insel Sphaira bei Troezen, auf welcher das Grab dieses Wagenlenkers sein sollte, so hat diese eigenthümliche Verbindung ihren Grund wol darin dasz an diese Inseln sich die Anschauung von vulcanischen Hebungen oder Erschütterungen knüpfte. Besonders deutlich ist dies bei Sphairos, dessen Name wol nur eine Personification der runden Insel selbst ist, und dies in einer Gegend welche durch ihre vulcanischen Verhältnisse, die des unmittelbar benachbarten Kalaurea, der gleichfalls nahen Halbinsel Methana mit ihren heiszen Quellen usw. bekannt ist. Auch die in derselben Gegend gelegenen Inseln des Pelops, über deren Namen wir aus dem Alterthum keine weitere Erklärung haben, weisen gerade hierin um so mehr auf denselben Erklärungsgrund zurück, und bestätigt wird dies endlich noch dadurch dasz wiederum in einer ähnlichen Gegend, an der adramyttenischen Küste in Kleinasien, ein Grabmal des Killos als Wagenlenkers des Pelops gezeigt wurde. Wenn ferner unter den Thaten des Pelops aufgeführt wird dasz er den Stymphalos zerstückt und seine Glieder umhergestreut habe, worauf Unfruchtbarkeit entstanden sei, so weist uns dies eben in jene eigenthümliche innerlich so zerklüftete Gegend des Peloponneses mit ihren Seen und Katabothren, an die sich in besonderem Masze mythische Anschauungen von Erderschütterungen und deren Folgen anknüpfen mochten und von deren offenem oder verstopftem Zustande die Fruchtbarkeitsverhältnisse jener Gegenden abhiengen. Wenn wir so in den zerstreuten Wagenlenkern und Inseln des Pelops am wahrscheinlichlichsten die Spuren von der Thätigkeit eines Erderschütterers sehen, so findet endlich auch das was den Mittelpunkt in der Geschichte des Pelops bildet, sein Wettrennen mit Oenomaos um die Hippodameia und die einzelnen sonst noch hieher gehörigen Züge des Mythus, am besten eben auf diese Weise seine Erklärung. Es ist die mythische Anschauung eines scheinbaren Wettkampfes der erschütternden unterirdischen Macht mit gleichzeitigen ähnlichen Erscheinungen der Atmosphaere, Sturm und Blitz (vgl. z. B. die vollkommen hieher gehörige Schilderung die Pausanias VII 24, 6 über die Vorgänge bei Erdbeben, zunächst aus Anlasz dessen von Helike entwirft). Die Rennbahn des Pelops und Oenomaos erstreckt sich eben über jene Gegend des Peloponneses, welche vorzugsweise von furchtbaren Erderschütterungen heimgesucht wurde und so insbesondere schon in alter mythischer Zeit dergleichen erfahren haben mochte, nemlich von Pisa bis zum Isthmos, jene Gegend wo später Helike versank und wo Poseidon seine Hauptheiligthümer hatte. Und wie das unterirdische rollen und die wogende Bewegung des Erdbebens von selbst an das Bild des hinrollenden Wagens erinnert, so ist es ja auch eben Poseidon der Erderschütterer, welcher seinem Lieblinge Pelops zu jenem Wettkampfe die geflügelten Rosse leiht. Oenomaos aber erscheint als ein Sturm- und Blitzgott *),

*) Auch der Mythus von Oenomaos Sohne Leukippos (Weiszros, eine passende Bezeichnung des Blitzes), der vergeblich um Daphne buhlt und im Bade, also im Wasser, von ihr und ihren Gefährtinnen

sofern er nicht nur ein Sohn des Ares und der Harpinna (oder auch Sterope) heiszt und seine Gemahlin die Sterope ist, und sein Name (der weingierige) am besten entweder auf eine lebendige Naturbezeichnung des Blitzes als gierig dürstenden oder auf einen Cultusgebrauch, Blitze mit Wein zu sühnen, bezogen werden mag, sondern auch als sein Symbol, als die angebliche Reliquie seines Palastes, eine vom Blitz getroffene mit Ketten zusammengehaltene Seule galt, in der Nähe eines Altars des Zeus Keraunios und Herkeios, während ebenso sein Wagen mit geflügelten Pferden und die Speere die er nach den Freiern wirft entsprechende auf dieselbe Naturanschauung hinweisende Symbole sind. Auch der *Ταράξιππος*, über welchen Pausanias ausführlich verschiedene Sagen mittheilt (VI 20), erhält in diesem Kreise von Anschauungen von selbst seine Bedeutung, besonders wenn wir an die erschütternde unterirdische Macht denken und an den Einflusz welchen sie insbesondere auch in Beziehung auf den Lauf der Quellen und Gewässer ausübt. In natürlichem Gegensatz gegen diese stürmischen im Wettkampf begriffenen Gewalten erscheint dann Hippodameia mit den Attributen der Aphrodite: sie ist das für sich selbst ruhige reizende Land und Gewässer, um das jene Gewalten streiten, während ebenso Hermes-Myrtilos (denn auch Hermes, wie die Aphrodite, hat die Myrte zum Symbol *)) seine natürliche Rolle als listiger Vermittler spielt, zumal bei dieser gegenseitigen Beziehung von Ober- und Unterwelt, die Sage von seinem Sturze in das Meer aber wol erst durch Combination, aus Anlasz jener Insel Myrtos, sich anknüpfte. Wie nach dieser Auffassung des Pelopsmythus die peloponnesische und die asiatische Sage sich zueinander verhalten, ob die letztere namentlich gegenüber von der erst später in Pisa vollends ausgebildeten und mit den olympischen Spielen verflochtenen Sage die ältere und ursprünglichere sei usw., darauf einzugehen liegt nicht mehr in unserer Aufgabe; es ist genug dasz Pelops hienach als eine alte chthonische, dem Erderschütterer Poseidon verwandte Gottheit eines bestimmten Stammes und Herscherhauses erscheint und wol nicht blosz im Zusammenhang mit diesem, sondern vor allem auch durch die entsprechenden Naturverhältnisse des Peloponneses der Pelopsmythus seine grosze Bedeutung erhielt. Wenn Pelops selbst in dem Mythus als der geopferte und in Folge dessen natürlich auch wiederhergestellte erscheint, woran sich dann der bestimmtere Zug von der eingesetzten elfenbeinernen Schulter knüpft, so liegt hierin keine gröszere Schwierigkeit, als wenn z. B. Iphigenia, während sie in Wahrheit nur eine Form der Artemis selbst ist, in der Sage als eine der Artemis geopferte erscheint usw. Die Sage hält nur das allgemeine und wesentliche fest,

---

getödtet wird, ist wol mit Rückert a. a. O. auf die Anschauung der alten zu beziehen, wonach der Lorbeer (*δάφνη*) nicht von dem Blitze getroffen werden, sondern gegen denselben sichern soll; vgl. Plin. N. H. II c. 55. Suet. Tib. c. 69.

*) Vgl. den in Myrtenzweige verhüllten Hermes im Tempel der Athene Polias auf der Burg zu Athen, Paus. I 27, 1.

dasz an einen Namen sich dieser bestimmte Kreis von Anschauungen knüpft. Wir fügen nur noch hinzu dasz die auch bei Pelops, wie schon bei Tantalos, besonders hervortretende und überhaupt für das Haus der Pelopiden so wesentliche Vorstellung von groszem Reichthum und Schätzen, abgesehn von dem was wirklich geschichtliches darin enthalten sein mag, sich um so mehr erklärt, wenn wir in Pelops selbst eine chthonische Gottheit erkennen *), wie denn auf eine solche auch die Art der ihm in Pisa dargebrachten Opfer hinweist (Paus. V 13, 2. Pind. Ol. 1, 146 und dazu die Scholien).

Der wesentliche Charakter der mythischen Zeit ist also der einer unterscheidenden unmittelbar natürlichen Gesetzmäszigkeit, in deren ganzem die einzelne Persönlichkeit noch unselbständig verschwimmt und aus welcher daher in Wahrheit auch nur die beherschenden allgemeinen Anschauungen in ihrem mythischen Gewande sich überliefert haben. Dies gilt ja auch von der altitalischen und altrömischen Geschichte, die in ihren Anfängen ebenso von gegenständlich göttlichen Mächten ausgeht und durch die religiöse Naturordnung einer festen Geschlechter- und Ständeverfassung bestimmt ist. Bis tief in die historische Zeit erstreckt sich ja in der römischen Geschichte dieser Einflusz der Geschlechterverfassung herab, und diese Geschichte nimmt eben um so mehr den wirklich historischen Charakter an, je mehr durch das eindringen und die Bedeutung eines andern Elementes (des plebejischen) sowol das thun der einzelnen Persönlichkeit (so schon das der Könige) wie der bestimmten Stände einen freiern Spielraum gewinnt. Allein wenn auch in Griechenland und Italien sich dieselbe Grundform der Entwicklung zeigt, dasz nemlich aus der unfrei natürlichen religiösen Gebundenheit jenes anfänglichen Zustandes und seiner festen Gesetzmäszigkeit sich das frei persönliche und selbständig politische Bewustsein hervorringt, so erscheint doch ebenso schon in jener ältesten mythischen Zeit wie in der Art ihrer innern Ueberwindung und des Ueberganges zur frei bürgerlichen Periode eine tiefgreifende Verschiedenheit. In der altitalischen Religion herscht weit mehr die rein praktische Beziehung, kraft deren das Ich in verständiger Energie die durch die göttlichen Naturmächte gegebene Ordnung seinem menschlichen Zwecke gemäsz durchbildet, und während sich so die Gottheit in jene unzählige Menge einzelner praktischer Beziehungen spaltet, durch welche sie das menschliche Leben auf jedem seiner einzelnen Schritte und nach der Gesamtheit seiner besondern Seiten hin begleitet, so zeigt die altitalische Religion durchaus nicht jenen Reichthum gegenständlich entwickelter Naturanschauungen und Mythen, wie ihn die altgriechische Geschichte kennt. Ebenso ist es in Rom der verständige Kampf um den Besitz bestimmter Rechte (im

---

*) Eine von der obigen wesentlich verschiedene, aber wie uns dünkt, in den Geist jener alten Zeiten wenig passende Auffassung des Pelopsmythus ist die von R. H. Klausen im Philologus VII S. 495 ff.

Gegensatz gegen deren unfrei natürliche religiöse Gebundenheit an bestimmte Geschlechter), durch welchen sich der Uebergang in die freie selbständig politische Zeit vollzieht. In Griechenland dagegen ist das Bewustsein der gegenständlichen Bedingtheit durch die göttlichen Naturmächte und folglich der manigfaltige Reichthum gegenständlicher religiöser Anschauungen und Mythen in einer ganz andern Weise entwickelt; ebendeshalb aber steht auch die Seite der freien Selbstheit in ganz anderer gegensätzlicher Weise der Natur gegenüber, und das Bewustsein entgegengesetzter Seiten der göttlichen Naturmacht, einer furchtbaren und dunkeln, mit welcher die wolthätige und lichte im Kampf und Wechsel begriffen ist, erscheint weit schärfer ausgebildet. Und demgemäsz ist nun auch der Uebergang aus der unfrei natürlichen pelasgischen Zeit in die frei geistige hellenische ein ungleich schärferer; er erscheint als eine gegensätzliche negative Abscheidung der freien Selbstheit von jener früheren Form des Bewustseins, als frei heroische kriegerische Erhebung über die unfrei natürliche Bedingtheit und ihre Antriebe, während in dem italischen und römischen Leben, wo sich von Anfang an der eigne praktisch verständige Zweck mit ganz anderer Macht festgesetzt und sich auf sich selbst beschränkend seine religiöse Anschauung nach sich gebildet hat, auch ebendeshalb der Uebergang in die freie selbständig politische Zeit weit mehr ein stetiger ist und der Wille jederzeit mit seinem gegenständlichen verständigen Zwecke verflochten erscheint. In Griechenland also ist es die geschiedene Form des frei persönlichen geistigen handelns, die sich als solche der unfrei natürlichen Bedingtheit ihres daseins, dieser materiellen Seite, gegenüberstellt, als Geist der heroischen Zeit, bis sie endlich in der gereiften Periode des hellenischen Geistes nach allen Seiten hin die schöne Gestaltung und Durchbildung des eignen natürlichen daseins übernimmt. In Italien dagegen ist und bleibt der Wille als die verständig praktische Macht mit dem materiellen Zwecke verflochten, ohne dasz er jemals die gegenständlich bedingende natürliche Seite in solcher Weise sich gegenübergestellt hätte, wie dies der griechische Geist in seinen verschiedenen Perioden (schon in der pelasgischen Zeit, als diese gegenständlich entwickelte Naturanschauung) gethan hat. Nur die griechische Geschichte also, nicht die italische, kennt ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zufolge ein heroisches Zeitalter, und hierin liegt den Consequenzen nach der ganze Unterschied des griechischen und des römischen Geistes. Das rein heroische Bewustsein, welches (statt der Macht eines praktisch verständigen Zweckes) so zu sagen in harmloser poetischer Weise die reine Form der über die Natürlichkeit sich erhebenden und als siegreiche Ordnung in ihr darstellenden freien Selbstheit herausgebildet und also von dem materiellen Zweck sich abgeschieden hat, — dies ist unterscheidend griechische Eigenthümlichkeit, in welcher ebenso schon die Anlage zu dem Charakter der spätern hellenischen Entwicklung vorgebildet liegt, wie sie auf eine vorausgegangene dem entsprechende und unterscheidende Form des

unmittelbar natürlichen Bewustseins zurückweist. Denn wie gegenüber von der rein praktischen Beschränktheit des altitalischen und römischen Bewustseins schon die altgriechische Naturreligion so zu sagen diesen harmlosen und poetischen Sinn einer gegenständlich entwickelten manigfaltigen und reichen Naturanschauung zeigt, die in einer Welt von Mythen lebt, also weit mehr in geschiedener theoretischer Weise sich die bedingende Natur gegenüberstellt, nicht so in dem rein praktischen verständigen Verhältnisse des Geistes zu ihr gefangen ist: so ist ja also auch in dem heroischen Bewustsein der ältern hellenischen Zeit dieselbe Abscheidung der frei geistigen Form ausgesprochen, welche in einer gereifteren mehr gegenständlich entwickelten und mit der bedingenden Naturseite versöhnteren Form die reiche selbständig theoretische Ausbildung in Philosophie und Kunst hervorgebracht hat. Das uneigennützige reine Interesse des wissens und begreifens der Dinge, sowie der gegenständliche Sinn für das schöne und die Freude an ihm als solchem, dies beides war nur von einer Entwicklung aus möglich, welche schon in ihrem Anfange das höhere frei geistige Element nur als die über die vorausgesetzte Natürlichkeit sich erhebende Form, nicht als die verständige materielle Macht über das endliche dasein zum Inhalte hat. Auch in der theogonischen Anschauung des hellenischen Bewustseins, welche den ersten Uebergang zur spätern philosophischen Betrachtung der Dinge bildet, zeigt sich dasselbe Verhältnis und der damit gegebene gegenständlich theoretische Sinn. Denn auch die Theogonie geht ja von dem Bewustsein der vorausgesetzten bedingenden Naturgrundlage der Dinge aus, auf welcher erst die geistig sittliche olympische Götterwelt sich als die gestaltende und beherschende Form erhebt. Und dieses Verhältnis, dasz nemlich die freie geistig sittliche Thätigkeit sich nur als die gestaltende reine Form zu dem vorausgesetzten natürlichen dasein verhält und ebendeshalb jenen gegenständlich theoretischen Sinn in sich schlieszt, ist immer das durchaus unterscheidende des griechischen Geistes gegenüber von dem römischen, welcher letztere jenes harmlosen reinen Interesses am begreifen des gegebenen daseins oder an der schönen Formung desselben nie fähig gewesen ist, aus demselben Grunde aber (weil sich nemlich der Wille in ihm als die beherschende materielle Macht des daseins zum Zwecke hat) auch niemals das rein heroische Bewustsein des althellenischen Geistes gekannt hat. Um dies zu erkennen, dürfen wir uns nur z. B daran erinnern, wie sehr der Römer auch in seiner kräftigsten kriegerischen Zeit zugleich an der verständigen praktischen Nützlichkeit, an dem Ackerbau usw. festgehalten hat, während das reine Heroenthum des hellenischen Geistes wesentlich in einer negativen Abkehrung von dieser Seite der natürlichen Cultur begriffen ist (und so auch noch in späterer Zeit der dorisch-spartanische Geist).

Allein so sehr wir hiemit die eigenthümliche Bedeutung der heroischen Periode des griechischen Geistes im Unterschiede von der römischen Geschichte hervorgehoben haben, so sehr bedarf es noch

einer nähern Bestimmung über das innere geschichtliche Verhältnis der heroischen Zeit zu der vorangegangenen pelasgischen Periode, und eine solche Bestimmung ist nicht möglich, ohne zugleich auf die von neuem wieder angeregte und streitige Frage über das Verhältnis von Pelasgern und Hellenen einzugehen. Wir stellen daher kurz die hauptsächlichsten und entscheidendsten Gründe zusammen, welche nach unserer Ansicht einer Auffassung der Pelasger als semitischer Stämme entgegenstehen und die uns weder von L. Rosz, einem Hauptverfechter dieser Ansicht, noch von Röth u. a. irgendwie umgestoszen zu sein scheinen. Dasz die heroisch-hellenische Zeit ihrer innern Eigenthümlichkeit nach auf eine solche Form der Naturreligion zurückweise, welche selbst schon in so gegenständlich entwickelter geschiedener Weise die Natur sich gegenübergestellt und einen manigfach localen Reichthum von Anschauungen ausgebildet hatte, wie wir dies schon vor der vorhellenischen oder pelasgischen Naturreligion finden (obgleich diese durch die gegenständliche bedingende Naturseite sich noch wesentlich gebunden fühlt, die heroische Zeit dagegen die freie negative Erhebung über diese Naturseite ist), und dasz also hierin die Eigenthümlichkeit der pelasgischen Zeit schon wesentlich parallel ist mit der spätern hellenischen, dies haben wir im allgemeinen freilich bereits hervorgehoben. Allein es bedarf nun einer bestimmtern Hinweisung auf die Hauptpunkte, an welchen die ursprüngliche Verwandtschaft und der Zusammenhang des hellenischen mit dem pelasgischen besonders deutlich wird. Hieher gehört vorerst das eigenthümlich autochthonische Bewustsein und der ganze Charakter zweier an Geist und geschichtlicher Bedeutung sonst sehr verschiedener Bevölkerungen und Landschaften, nemlich der attischen und der arkadischen. Die altattische Bevölkerung, vor dem eindringen der Ionier, ist pelasgisch, wie dies mehr noch als aus der hieher bezüglichen positiven Nachricht der alten (Herod. VIII 44. I 56. 57; vgl. II 51) aus der ganzen Religion und Cultur Attikas und dem Verhältnis der Bevölkerung zu andern pelasgischen Bevölkerungen und Landschaften hervorgeht, obgleich in einer schon spätern Zeit die Athener von Pelasgern wieder unterschieden werden. Dasz nun aber das spätere ionische Element der attischen Bevölkerung, welches entschieden als ein kriegerisches, der heroischen Zeit angehöriges erscheint und sich als solches auch in der Sage von Theseus, diesem unzweifelhaft ionischen Heroen, ausprägt, doch mit der altattischen Bevölkerung in solcher Weise sich verschmelzen konnte, dasz nicht nur der Ruhm des autochthonischen Bewustseins der Stolz des Atheners blieb (ganz im Gegensatz gegen das Bewustsein eines eingewanderten erobernden Stammes, dergleichen die Dorier waren), sondern auch die ganze altattische Cultur, die Eigenthümlichkeit des Athenedienstes usw., wenngleich sich vergeistigend, dennoch ihre unterscheidende so tief eingreifende Bedeutung behalten konnte, Athene z. B. den entschiedenen Vorrang behielt vor dem ionischen Poseidon, — dies alles spricht entschieden gegen eine solche Annahme, die in der pelasgischen Bevölkerung

des alten Attika einen semitischen, von den Ioniern grundverschiedenen Stamm sehen wollte. Hiezu aber kommt noch insbesondere der Charakter jener altattischen Cultur selbst, vor allem des Athenedienstes in dem umfassenden Zusammenhang seiner Mythen, Cultusgebräuche usw., worin sich in einer der spätern griechischen Zeit schon so entsprechenden Weise der individuelle Charakter der Landschaft und ihres Himmels und also jener gegenständlich empfängliche Sinn für eine ausgebildete unbefangene Naturanschauung ausspricht, wie er nur dem griechischen Geiste eigen war. Kurz es erscheint als undenkbar, dasz dasjenige worin das attische Wesen, dieser reichste und geistigste Mittelpunkt hellenischer Bildung, seinen unterscheidendsten Ausdruck und seinen ursprünglichen Ausgangspunkt gehabt hat, seinem Ursprunge nach vielmehr von einem semitischen ganz verschiedenen Stamme herrühren sollte. Denn wenn auch zuzugeben ist, dasz auch für Attika wie für das griechische Leben im ganzen der Apollocultus zuerst das höhere geistig sittliche Element im Gegensatz gegen die noch blosz gegenständliche natürliche Cultur hereingebracht haben mag, so hat sich doch die unterscheidende Eigenthümlichkeit des attischen immer, auch in der Zeit der höchsten geistigen Reife, an Pallas Athene angeschlossen; sie ist der Ausdruck jener gegenständlich entwickelten (vor allem intellectuellen) Geistigkeit, welche der attische Geist vor dem dorischen, namentlich dem spartanischen voraus hat, und sich zu einer solchen Bedeutung umzubilden, dazu hatte allen Spuren nach schon die altattische Athene die Anlage in sich. Denn ungeachtet ihrer noch unmittelbar natürlichen, auf Feuchtigkeit, Luft und Wärme, auf das gedeihen der Gewächse, auf Ackerbau, Gewerbe und Künste bezogenen Bedeutung hat doch schon die altattische Athene jenen von allem üppig sinnlichen entfernten Zug einer kraftvoll activen, hohen und lichten Klarheit, welcher auf das Gefühl gleichsam den Eindruck eines frischen und stählenden klaren Morgens macht. Und auch der mit dem Athenecultus in so enger Verbindung stehende altattische Hephaestosdienst mit seiner für den Geist attisch-demokratischer Entwicklung so bedeutsamen Gewerbthätigkeit hat sich ja fortwährend in seiner Geltung behauptet, während in den Eleusinien wiederum ein anderes pelasgisches Element sich zu unterscheidender tiefer Bedeutung erhoben hat.

Wenn nun diese geistige Verschmelzung des alten und des spätern Elementes der attischen Bevölkerung und der darauf beruhende unterscheidende Ruhm autochthonischen Bewustseins (zufolge dessen die alte Bevölkerung als der bleibende Grundstamm galt) wegen der hohen geschichtlichen Stellung Attikas von besonderem Gewichte ist und nach unserer Ansicht wenigstens jener Auffassung der Pelasger als Semiten eine unlösliche Schwierigkeit entgegenstellt, wozu dann auch noch der mit späterem hellenischem und attischem Wesen so parallele und ihm entsprechende Geist der ältesten attischen Religion selbst kommt, — so liegt ein zweiter gewichtiger Grund in dem was wir über die Bevölkerung und Geschichte Arkadiens wissen. Denn

nicht nur ist hier das autochthonische Bewustsein ein noch ausgeprägteres und reineres, sondern es ist auch aus der ganzen griechischen Geschichte nichts von einer durchgreifenden Aenderung in den Verhältnissen und dem Geiste dieser Bevölkerung bekannt. Vielmehr wenn irgend ein Theil Griechenlands, so ist diese schon durch die Natur innerlich abgeschlossene und auf sich selbst sowie auf die gleichmäszige Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht angewiesene Binnenlandschaft des Peloponneses von den Erschütterungen und Umwälzungen frei geblieben, welche bei dem Uebergang in die historische Zeit, namentlich durch die dorische Einwanderung, das übrige Griechenland trafen. Die altarkadische Bevölkerung aber gilt, wenn irgend eine, als pelasgisch, während sie doch in der spätern Zeit, ohne durch irgend eine auffällige Umwandlung von der alten geschieden zu sein, durchaus nicht als eine von den übrigen Griechen specifisch verschiedene, unhellenische angesehen wurde. Ja gerade jene Gegend welche als der älteste Mittelpunkt arkadisch-pelasgischen Lebens galt, die in welcher der Mythus von Pelasgos Sohn Lykaon und der Dienst des Zeus Lykaios zu Hause ist, gerade diese weist in ihren uralten Anschauungen und Cultusgebräuchen, in der Zusammenstellung des Lichtes und des Wolfes, in der symbolischen Bezeichnung des Mörders (oder dessen der das Menschenopfer verrichtete) als Wolfes und in den an die neunjährige Periode geknüpften Gebräuchen der Mordsühne, auf unleugbare innere Verwandtschaft und geschichtlichen Zusammenhang mit dem hellenischen Apollocultus hin; sie weist nicht auf semitischen, sondern auf indogermanischen Stamm. Eine der übrigen hellenischen Entwicklung analoge geistige Umbildung wird freilich auch Arkadien im Lauf der Zeit erfahren haben; allein wie sie hier nicht nach Art anderer Landschaften durch weitgreifende Erschütterungen sich vollzog, so ist sie auch jedenfalls dem Geiste jener alten Zeit noch am nächsten geblieben, hat am meisten alterthümliches bewahrt. Und dennoch ist nirgends eine Spur, welche von ungriechischen Elementen dieser unter allen am wenigsten veränderten Bevölkerung, von einer specifischen Stammverschiedenheit derselben zeugen würde *). Auch ist schon an sich gerade in dieser Landschaft ein

*) Die aus den Politien des Aristoteles überlieferte Stelle, wonach die Arkader Barbaren, die das Land früher bewohnten, vertrieben haben sollen (Schol. zu Apoll. Rh. IV 264, zu Aristoph. Wolken 397) ist der einzige Anhaltspunkt, den jene Hypothese welche die Pelasger als semitische Stämme auffaszt, für sich anführen könnte. Allein die unbestimmte Bezeichnung βάρβαροι zeigt dasz eine bestimmtere deutliche Ueberlieferung hierüber nicht vorhanden war; wir können also nicht sagen, dasz Aristoteles damit in bewuster Weise die pelasgische Bevölkerung Arkadiens als βάρβαροι habe bezeichnen wollen, womit er ohnedies sich in einen entschiedenen Widerspruch gegen die sonst geltende Anschauung über das Verhältnis von Pelasgern und Arkadern gesetzt hätte. Sollte also jene dunkle und unbestimmte Ueberlieferung der wirklichen Sache nach doch auf das Verhältnis zu der pelasgischen Urbevölkerung zurückzuführen sein, so müsten wir jene

stärkeres eindringen semitischer Stämme, Phoeniker, Karer usw. am wenigsten wahrscheinlich, eben weil sie so wesentlich Binnenlandschaft ist, jene Stämme aber, wie sie zur See herüberkamen, so auch überall hauptsächlich als Küstenbewohner und als Seeleute erscheinen. Knüpft sich nun dennoch in besonderem Masze eben an die Arkadier das Bewustsein pelasgischer Abstammung, so liegt wol für jeden unbefangenen zu Tage was hieraus zu schlieszen ist, und die Leichtigkeit mit welcher die Verfechter jener Semitenhypothese bis jetzt über solche Schwierigkeiten hinweggegangen sind, ist wahrlich nicht geeignet die aus allem obigen hervorgehende Ueberzeugung umzustoszen.

Von anderer Seite her ist es auch die geschichtliche Stellung des hellenischen Elementes selbst, welche einer derartigen Stammverschiedenheit der pelasgischen und hellenischen Bevölkerung, wie sie nach jener Semitenhypothese stattfände, entgegensteht. Vor allem gehört hieher die eigenthümliche Art in welcher der ionische Stamm zuerst auftritt; denn keine bestimmtere Spur ist vorhanden, welche eine von Norden her eindringende, scharf abgegrenzte und erobernde Einwanderung des ionischen Stammes bezeugte. Nur die schon den Geist des spätern hellenischen Bewustseins in sich tragende Sage von Xuthos, Hellens Sohne, seiner Auswanderung aus Thessalien und Einwanderung in Attika, gibt der gewöhnlichen Vorstellung einer von Norden her kommenden Einwanderung eines kriegerischen ionischen Stammes ihre Stütze. Nichts dagegen ist vorhanden, was von einem derartigen geschlossenen und erobernden auftreten des ionischen Stammes zeugte, wie wir es bei den Doriern finden. Wie vielmehr der ionische Stamm schon von den alten (Herod. VII 94. I 56) in ein weit näheres Verhältnis zur alten pelasgischen Bevölkerung gesetzt wird, so scheinen auch den bestimmteren geschichtlichen Spuren nach

---

Angabe (sowol hinsichtlich der Bedeutung von βάρβαροι als hinsichtlich der Vertreibung dieses Stammes) wesentlich modificieren. Denn wenn uns auch *E. Curtius (Peloponnesos I S. 159 ff.) im ganzen richtig* dargethan zu haben scheint, dasz später die alte pelasgische Bevölkerung ihren unabhängigen Hauptsitz nur noch im Südwesten Arkadiens hatte, dort wo der Cultus des Zeus Lykaios seinen Mittelpunkt hat, so ist doch theils von einer solchen Verschiedenheit dieser Gegend und ihrer Bevölkerung, durch welche sie ursprünglich als wirkliche βάρβαροι (Semiten) bezeichnet würde, nicht nur nicht das geringste überliefert, sondern es spricht auch, wie wir dies im obigen kurz hervorhoben, der Anschauungskreis jenes Cultus des Zeus Lykaios ganz dagegen. Wenn übrigens Arkas selbst als Sohn der Kallisto d. h. jener weitverbreiteten vorhellenischen und der pelasgischen Zeit angehörigen Naturgöttin bezeichnet wird, welche auch als brauronische Artemis oder Tauropolos, Orthia usw. auftritt, und wenn Kallisto selbst wieder Lykaons Tochter genannt wird, so zeigt sich hierin abermals der unverkennbare Zusammenhang auch der übrigen altarkadischen Bevölkerung mit der pelasgischen Zeit, ein Zusammenhang welcher nirgends die Spur von ursprünglich ganz verschiedenen Stämmen zeigt, die erst nach und nach miteinander verschmolzen wären, wie es nach jener Semitenhypothese angenommen werden müste.

seine ältesten Sitze weit eher im Süden als im Norden zu sein *). Denn wenn auch in den späteren mit der Xuthossage zusammenhängenden Nachrichten die attische Tetrapolis (Marathon usw.), dieser nordöstliche Theil von Attika, als die Gegend genannt wird von welcher aus die Ionier erst auch in den Peloponnes gewandert sein sollen, so erscheint doch eben die Nordküste des Peloponneses als ein weit bedeutenderer Sitz des ältesten ionischen Lebens, so wie auch in der Sage von Theseus und Aegeus, diesen ionischen und an den Poseidonscultus geknüpften Heroen, der ionische Einflusz auf Attika diesen umgekehrten von dem Peloponnes her kommenden Gang nimmt und der Isthmos zum Vereinigungspunkt für die ionischen Staaten wird. Und die unleugbare besonders hervortretende Bedeutung des Poseidonscultus bei den Ioniern, welche denselben auch ohne Zweifel nach Attika verpflanzten (während der altattische Erechtheus von dem Meeresgott Poseidon wesentlich verschieden ist), hängt mit dieser Lage der altionischen Wohnsitze auf das engste zusammen. Sowol nach der Eigenthümlichkeit ihres Charakters, ihrer Religion und Bildung als nach der ihrer ältesten Wohnsitze und der ganzen Art ihres ältesten geschichtlichen auftretens **) erscheinen also die Ionier als ein wesentliches Mittelglied, durch welches sich der innere Uebergang aus dem pelasgischen in das hellenische vollzieht. Eine derartige Bedeutung hat namentlich der ionische Poseidonscultus, welcher ebenso sehr den hinausstrebenden, für gegenständlich entwickelte Cultur offenen und empfänglichen Sinn bezeichnet, wie andrerseits das freie, kriegerisch active und unternehmende der heroischen Zeit in ihm eine Anknüpfung fand. Auf diese Weise eben wird es erklärlich, wie auch in Attika das ionische Element sich mit der altattischen Bevölkerung zu éinem ganzen verschmelzen und die altattische Eigenthümlichkeit, wenn auch in einer vergeistigten Form, doch sich forterhalten konnte. Schon in den Anfängen der hellenischen Zeit werden so in Attika die Keime jener unterscheidend universellen Bildung begründet, welche ebenso die freie und ernste innerlich geistige Kraft, wie andrerseits die entwickelte gegenständliche Cultur, die intellectuelle und künstlerische, die individuelle Entfaltung des bürgerlich-politischen daseins, Schiffahrt, Handel, Gewerbe und Ackerbau in sich vereinigt. Wenn

---

*) Auszer der Nordküste des Peloponneses werden auch die noch weiter südlich wohnenden Kynurier von Herodot VIII 73 zugleich als autochthonisch und als Ionier bezeichnet. Dafür dasz der Name Ionier dem Süden angehört, spricht auch der Umstand dasz nirgends unmittelbar Ion als Einwanderer aus Thessalien bezeichnet wird, sondern nur der mythische Xuthos, während der Name Ionier sich an die südlichen Sitze und insbesondere an die Nordküste des Peloponneses knüpft.

**) Für das bezeichnete Verhältnis zur pelasgischen Bevölkerung, dasz nemlich durchaus nichts von einer scharfen Scheidung sich findet, zeugt auch die Angabe Strabons VIII p. 386, dasz die Ionier in ihren aegialeischen Wohnsitzen noch in Dörfern gewohnt haben, die Städte erst von den Achaeern herrühren. Vgl. auch zu dem allem E. Curtius Peloponnesos I S. 61. 412.

also der ionische Stamm den wahren geschichtlichen Anzeichen nach jenen unmerklichen, in seinen Anfängen nirgends scharf sich abscheidenden Uebergang aus dem pelasgischen in das hellenische darstellt, während er in seiner entwickelten Gestalt sich ebenso durch seinen kriegerisch-heroischen Charakter, wie namentlich durch seine Theilnahme an dem Apollocultus und dessen höherer geistiger Bedeutung sich schon ganz als hellenisch erweist, so ist auch dies wieder ein Beweis dasz das pelasgische und hellenische nicht durch eine derartige Stammverschiedenheit, wie die zwischen Semiten und Indogermanen, getrennt sein kann. (Auch der Name Ἰάονες = die jungen hat sich so vielleicht erst durch den hervortretenden geistig geschichtlichen Unterschied von der alten Bevölkerung = Πελασγοί gebildet; s. über diesen letztern Namen im folgenden.)

Eine andere, wie uns scheint noch nicht genug beachtete Bestätigung des stammverwandten Verhältnisses von Pelasgern und Hellenen liegt in dem Zusammenhang und in der Bedeutung, in welcher der Pelasgername zuerst genannt wird. Die unzweifelhaft älteste Stelle nemlich, in welcher der pelasgische Name überhaupt vorkommt, ist Il. *Π* 233, in des Achilleus Anrufung des dodonaeischen Zeus, da die andern Stellen der Ilias, in welchen der Pelasgername sich findet, dem Katalog und der Doloneia angehören, also jedenfalls jünger sind, *Π* hingegen, wie es ohnedies der eigentliche Mittelpunkt der Ilias ist, wenigstens im ganzen betrachtet durch besondere alterthümliche Kraft sich auszeichnet. (Die Erwähnung der Pelasger in Kreta Od. *τ* 177 ist ohnedies für jünger zu halten.) Wie ganz und gar nicht passt nun aber jene älteste Stelle, in welcher der pelasgische Name vorkommt, zu der Semitenhypothese, indem sie ganz im Gegentheil den pelasgischen Namen gerade mit den Ursitzen und dem Urcultus des rein hellenischen Stammes zusammenbringt! Denn dasz die Σελλοί Vs. 234 sowol den geographischen und geschichtlichen Verhältnissen nach als etymologisch mit dem Namen der Hellenen ursprünglich eins sind, ist unbestreitbar und anerkannt, und wenn es nicht nur der dodonaeische Zeus ist der angerufen wird, sondern auch gerade Achilleus, dieser Heros der Hellenen im engsten Sinne, es ist welcher sich in solche besondere Beziehung zu diesem Zeus setzt, so musz die Anrufung desselben als Πελασγικέ nothwendig dieselbe Bedeutung haben, dasz er nemlich darin als der urväterliche, als der alte Stammgott angerufen wird, unmöglich aber als ein von einem ganz andern (semitischen) Stamme verehrter und überkommener Gott. Der pelasgische Name erscheint also in dieser ältesten Stelle in unleugbarer ganz enger und unmittelbarer Verbindung mit dem urhellenischen, wie denn auch noch Il. *B* 681 die Bewohner des pelasgischen Argos in Thessalien unmittelbar mit den Hellenen im engsten Sinne, mit den Völkern des Achilleus, zusammengenommen werden. Wenn aber bekanntlich in einer viel spätern Zeit, in der Herodots, ein combinationssüchtiges Bewustsein, das in dem Zusammenhang mit fremden und im Rufe hohen Alterthums stehenden Hei-

ligthümern sich Stützen suchte, gerade an jenen so ganz binnenländischen und nördlichsten Cultus, der wenn irgend einer in seinem ganzen Wesen den althellenischen Charakter trägt *), ein angebliches Verhältnis zu Aegypten und dem ammonischen Zeus geknüpft wurde, so scheint eine derartige Combination, statt jene Pelasger-Semitenhypothese zu stützen, vielmehr nur gemacht um zu zeigen, welcher innerlich grundlosen synkretistischen Zusammenstellungen das Alterthum fähig war und wie auch das heterogenste noch sich verknüpfen läszt. Zugleich können wir nicht umhin zu bemerken, wie sehr gerade der Eindruck jener ältesten Stelle für eine Auffassung des Pelasgernamens spricht, welche, wie sie sprachlich wenigstens nicht ohne Unterstützung ist **), so auch der allgemeinen sonstigen Bedeutung dieses Namens am besten zu entsprechen scheint, dasz sie nemlich ursprünglich nichts anderes bedeuten als die alten, die älteste einheimische Bevölkerung Griechenlands nach ihrem Unterschiede von der schon eine andere Culturstufe einnehmenden hellenischen, welche letztere ebendeshalb, weil jene alte Bevölkerung ihr in der That stammverwandt war, sie durch den Namen der 'alten' unterschied. (Aehnliches gilt von dem Namen *Γραικοί*.) Die Beziehung des Namens auf semitische Stämme dagegen hat abgesehn von allem bisher gesagten auch das gegen sich, dasz die Pelasger von den wirklich hieher gehörigen Stämmen, die an den Küsten von Hellas vielfach angesiedelt waren und die nach jener Hypothese jedenfalls als ganz verwandt, wo nicht als vermischt oder identisch mit den Pelasgern betrachtet werden müsten, nemlich den Phoenikern, Karern (vielleicht auch den zweifelhaften Lelegern) überall bestimmt unterschieden, nirgends dagegen in einer nachweislichen Art mit ihnen identificiert werden. Und dies fällt um so mehr in das Gewicht, als wol jene fremden Stammnamen, die der Phoeniker und Karer, in einer ungenauen Weise gebraucht werden und namentlich der Phoenikername in einer weitern Bedeutung zum Theil auch für Karer gebraucht wird, dagegen keineswegs dasselbe sich von dem Namen der Pelasger nachweisen läszt.

Es kann nicht von fern unsere Absicht sein, hier irgendwie das Verhältnis von Hellenen und Pelasgern im Gegensatz gegen jene Semitenhypothese in einer erschöpfenderen Weise zu besprechen; wir haben nur einige Hauptpunkte kurz hervorgehoben. Wir sind dabei nicht im mindesten blind gegen die vielfachen sowol in der Lage Griechenlands als in der Natur seiner ältesten Entwicklungsgeschichte begründeten Anknüpfungen an semitische Religion und Bildung; wir haben vielmehr schon oben ausgesprochen, in welchem ganz andern

*) Vgl. jetzt z. B. Prellers griech. Mythol. I S. 30. 79 ff., wo die verschiedenen hieher gehörigen Momente, der Charakter des befruchtenden Regengottes, welcher auch in dem Aeakidenmythus sich wiederholt usw., kurz zusammengestellt sind.

**) Vgl. die hieher gehörigen, gleichfalls gerade an die Gegend und den Cultus von Dodona geknüpften Nachrichten der alten, und hiezu Haase in Ersch und Grubers Encycl. III 23 S. 396. Pott etymol. Forsch. I S. XL ff.

sowol geistigen als äuszerlichen Verhältnisse die alte pelasgische Bevölkerung im Unterschied von der spätern hellenischen zu den neben ihr wohnenden und damals in Griechenland noch weit mächtigeren semitischen Stämmen, den Phoenikern, Karern usw. sich befand. Die ganze Bildung und Form des pelasgischen Lebens ist allen Anzeichen nach dem orientalischen noch viel zu sehr parallel, als dasz nicht der manigfachste geistige Einflusz, zumal bei so vielfacher äuszerer Berührung, hätte stattfinden müssen. Allein wir haben auch ebenso sehr darauf hingewiesen, wie wesentlich schon die altgriechische (vorhellenische) Religionsform und Naturanschauung sich wiederum von der orientalischen unterscheidet und einen schon der spätern hellenischen Periode analogen Charakter zeigt. Und so können wir selbst in solchen Punkten, wo der orientalische (phoenikische) Einflusz am deutlichsten zu sein scheint und jetzt wol ziemlich allgemein angenommen wird, wie in dem thebanischen Kadmosmythus und den ihm zu Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen, doch nur einen Synkretismus mit fremden Elementen, nicht einen rein orientalischen Ursprung erkennen. Denn wenn auch die Verbindung des Kadmos mit Harmonia, der Zusammenhang mit samothrakischem Kabirendienst usw. nach den neueren Untersuchungen die Annahme phoenikischen Einflusses wol unabweisbar macht, so scheint uns doch wieder anderes, wie der zu den ältesten Bestandtheilen gehörige Mythus von der Besiegung des Erddrachen, im Gegensatz gegen semitisches vielmehr ganz das unterscheidende abendländische Gepräge zu tragen, wie auch die in denselben Kreis gehörige Europa mehr noch auf einen Synkretismus morgenländischer und abendländischer Elemente als auf rein orientalischen Ursprung hinzuweisen scheint.

Hier haben wir es indessen nun zunächst mit der Frage zu thun, inwieweit wir den Ursprung und Ausgangspunkt der heroischen Periode, mit welcher erst die hellenische Zeit beginnt, an das pelasgische anknüpfen können; denn dasz dieses nichts weniger als überall und gleichmäszig aus sich selbst in die heroische und hellenische Zeit übergieng, dies versteht sich von selbst, wie ja auch in Attika die wirklich hellenische Periode erst mit dem Einflusz des ionischen Stammes beginnt. Vielmehr sind es besondere, durch natürliche Anlage, durch die Eigenthümlichkeit ihres Cultus und die Art ihrer Wohnsitze dazu berufene Stämme, an die sich jene Umwandlung anknüpft, Stämme von welchen es zum Theil ganz zweifelhaft bleiben musz, ob sie in ihrer ältesten Zeit selbst als pelasgische bezeichnet werden können oder ob (wie namentlich bei dem dorischen Stamme) ungeachtet der Stammverwandtschaft doch schon in den Anfängen ihre Verschiedenheit eine zu tief greifende ist. Jedenfalls ist die gröste und entscheidendste Umgestaltung von Norden her erfolgt, während die Hauptsitze pelasgischer Bildung vielmehr im Süden sind. Fassen wir nun aber die pelasgische Religionsanschauung selbst in das Auge, so sahen wir vorläufig schon, in welcher gegenständlichen entwickelten Weise sie sich die bedingende Naturmacht gegenüberstellte, und

wie sehr sie sich hierin theils schon mit der spätern hellenischen Anschauung analog zeigt, theils durch das hierin liegende gegensätzliche und entzweite Verhältnis die Empfänglichkeit für eine weitere Entwicklung in sich trug. Auf diesem Charakter beruht es dasz einerseits schon die eigne menschliche Cultur der pelasgischen Zeit zugleich ein so ausgesprochenes in sich entzweites Bewustsein ihrer unfreien Gebundenheit durch die Natur in sich schlieszt, wie wir es an dem oben S. 75 angeführten Orte S. 601 ff. in dem Prometheusmythus nachgewiesen haben, welcher seinem ursprünglichen Gehalte nach ganz in dieses Gebiet pelasgischer Cultur gehört. Wenn aber diese hierin wenigstens auf negative Weise über sich selbst hinausweist (Prometheus oder die noch unfrei gebundene Cultur erst des Herakles, des frei heroischen Bewustseins, als seines Befreiers bedarf), so ist noch mehr und in positiver Weise der ausgebildete Gegensatz in der gegenständlichen Göttermacht selbst, der Gegensatz der wolthätigen und lichten und der negativen und furchtbaren Macht, sowie der Kampf der erstern mit der letztern, der Ausgangspunkt geworden, an welchen sich die heroische Entwicklung des Bewustseins anschlosz. Ueberall, in verschiedenen Formen, findet sich schon in der pelasgischen Zeit diese Anschauung; sie liegt vor allem dem zusammenfassenden Ideale des Heroen, dem Heraklesmythus zu Grunde, welcher unzweifelhaft nichts anderes als diese schon der alten Naturreligion angehörige Anschauung des Sonnenhelden in seinem Kampfe mit dem dunkeln Herscher und seiner Dienstbarkeit unter denselben ist und so schon in früher Zeit zugleich Anknüpfungspunkte für verwandte orientalische Anschauungen bot. Aber auch Athene ist eine solche lichte Macht, welche die des dunkeln unheilvollen grauens bezwingt und sich ihrer ganzen Natur nach zur Umbildung in die geistig heroische Gestalt eignete; und ebenso gehört dann hieher Perseus, sowie in den nördlicheren Theilen von Hellas die Anschauungen von den Drachentödtern Iason, Kadmos usw. Vor allem aber ist es der Apollocultus, welcher diese Anschauung zu entscheidender siegreicher Macht ausgebildet hat und darin nicht blosz ein Anhaltspunkt des frei kriegerischen Bewustseins, sondern auch eines ordnenden und harmonischen sittlichen Maszes dieser heroischen Thätigkeit, einer lichten geistigen Ordnung im Gegensatz gegen alles negativ störende, rohe und im Dunkel lauernde geworden ist. Und dasz nun auch dieser Cultus, wenn er auch hauptsächlich im Norden und besonders durch den dorischen Stamm seine entscheidende geistige Durchbildung gefunden haben mag, doch der pelasgischen Zeit keineswegs fremd ist, dies zeigen ebenso die eigenthümlichen und der alten Naturreligion angehörigen Formen dieses Cultus im Peloponnes (Apollon Karneios, die Hyakinthien usw.), theils noch mehr die weite und alte Verbreitung des Apollocultus an den Küsten Asiens und auf den Inseln des aegaeischen Meeres, sowie der Zusammenhang vor allem des lykischen Apollon mit unleugbar verwandten anderen Anschauungen der pelasgischen Zeit. Dasz aber auch andere Gottheiten, wie die der Gewäs-

ser, wesentliche Bedeutung für die Entwicklung des heroischen Bewustseins erlangen konnten, dies sahen wir schon oben an dem ionischen Poseidonscultus, in welchem dieser Gott als ein Träger des kriegerisch unternehmenden frei hinausstrebenden Sinnes erscheint, während er wiederum eine wesentlich andere weit mehr auf das agrarische Naturleben bezügliche Bedeutung z. B. in der altarkadischen und altboeotischen Anschauung einnimmt. Ebenso gehört hieher Achilleus, von welchem weiter unten die Rede sein wird.

Das allgemeine jedoch, woran wir uns hier zunächst zu halten haben, ist das, dasz also auch der Ursprung des heroischen Bewustseins, dieser im Gegensatz gegen die unfreie Natürlichkeit selbstthätig menschlichen Erhebung, sich doch wesentlich an die gegenständlichen Göttermächte anknüpft, dasz nur in der Kraft dieser auch die menschliche Selbstheit sich dazu erhebt, nicht mehr blosz den unmittelbaren Zweck, sondern ihre in der Natürlichkeit sich erweisende kämpfende Bethätigung als ihre Bestimmung anzuschauen. Denn der Ausgangspunkt, von welchem auch das heroische Bewustsein herkommt und sich nicht losreiszen kann, ist doch das Gefühl der natürlichen eignen Bedingtheit durch die gegenständliche Göttermacht, und nur dadurch dasz der Mensch in dieser selbst ein Vorbild der kämpfenden freien Selbstbethätigung und ihrer siegenden Macht anschaut, nur hiedurch kann auch er selbst sich zu entsprechender Sinnesart und Thätigkeit erheben. Es ist daher eine ganz irrige Vorstellung, in der heroischen Zeit gegenüber von der natürlichen Gebundenheit der pelasgischen Periode einseitig die sich erhebende freie menschliche Kraft und Selbstthätigkeit zu erblicken, und ebenso bedürfen auch die Begriffe von roher kriegerischer Gewalt, von ungebundenem Faustrecht usw., wie man sie wol an den Uebergang in die heroische Zeit und an deren Anfänge zu knüpfen pflegt, einer wesentlichen Berichtigung und genaueren Bestimmung. Denn allerdings wird zwar der Uebergang aus der pelasgischen Gebundenheit des blosz natürlichen Bedürfnisses und Zweckes zur freien kämpfenden Selbstbethätigung noch den einseitig äuszerlichen Charakter roher natürlicher Kraft an sich getragen haben, noch nicht den jenes geistig sittlichen Maszes, wie es sich vor allem von dem Apollocultus aus für die heroisch-hellenische Zeit feststellte. Und dies ist wol die Wahrheit jener Anschauungen von dem wilden und ungebändigten der ältern Heroenwelt, wie es z. B. in den Kämpfen der sieben gegen Theben, in den Kämpfen der Lapithen usw., und in der hesiodischen Anschauung von dem ehernen Geschlechte sich darstellt. Allein ganz falsch wäre es, in jene dunkeln mythischen Zeiten, welche noch aus der starren Gebundenheit einer unmittelbaren Naturordnung des ganzen Lebens, einer dem entsprechenden Geschlechter- und Kastenverfassung usw. herkamen, die Vorstellungen von individueller Ungebundenheit, roher Willkür usw. hineinzutragen. Vielmehr ist auch dieser Anfang der heroischen Zeit noch wesentlich durch die allgemeinen und gegenständlichen göttlichen Mächte bestimmt und bewegt sich in geschlos-

senen Gemeinschaften, Stämmen usw., nur dasz jene bestimmenden göttlichen Mächte selbst noch nicht das entwickelte geistige Masz der spätern Zeit in sich tragen, sondern die äuszerliche negative (natürliche) Seite der Ueberwindung widerstrebender Kräfte verhältnismäszig noch vorwiegt.

(Der Schlusz folgt im nächsten Heft.)

Tübingen. *K. Ch. Planck.*

8.

Untersuchungen über das kosmische System des Platon, mit Bezug auf Hrn. Gruppes kosmische Systeme der Griechen. Sendschreiben an Hrn. Alex. v. Humboldt von August Böckh. Berlin, bei Veit und Comp. 1852. VI u. 152 S. gr. 8.

Wenn ich es im folgenden unternehme das vorliegende neuste Werk des berühmten Vf. zur Anzeige zu bringen, so geschieht es nicht in der Hoffnung wesentliche Berichtigungen oder Ergänzungen liefern zu können, noch auch in dem Wahne als ob es noch erst nöthig wäre die Freunde platonischer Studien auf dasselbe aufmerksam zu machen, sondern lediglich im Interesse der Vollständigkeit, mit welcher ich die in den Kreis derselben einschlagenden Schriften in diesen Blättern zu besprechen wünsche, so weit dies nicht in jedem bestimmten Falle bereits von andern Mitarbeitern geschehen ist.

Hr. Gruppe hatte in seiner Schrift über die kosmischen Systeme der Griechen nachzuweisen gesucht, dasz im platonischen Timaeos p. 40 B bereits die tägliche Achsendrehung der Erde von Westen nach Osten gelehrt werde, und zu diesem Zwecke zunächst eine Widerlegung der entgegengesetzten Auffassung dieser Stelle in Böckhs Jugendschrift 'de Platonis systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae' (Heidelberg 1810) unternommen. Der Hr. Vf. weist nun das ungenügende dieser Widerlegung S. 4—10 namentlich darin nach, dasz sie gerade den allein als entscheidend von ihm geltend gemachten Punkt ganz mit Stillschweigen übergeht, dasz nemlich im Timaeos selbst (p. 36 C) vielmehr die tägliche Umdrehung des Himmels in entgegengesetzter Richtung gelehrt werde, welche mit jener Annahme unverträglich ist.

Eben diesen dort nur angedeuteten Beweis führt nun Hr. B. in dem vorliegenden Werke (S. 24—84) weiter aus. Mit Recht geht er dabei von den Sätzen aus, dasz die von Platon angenommenen Bewegungen des Weltalls keine eitlen Fictionen sind, sondern mit den Erscheinungen stimmen müssen (S. 24), und sodann, dasz diese Bewegungen, welche Platon blosz der Weltseele beilegt, doch keine anderen als zugleich die des Weltkörpers sind, denn der Körper hat an

sich nach Platon gar keine Bewegung, sondern erst durch die Selbstbewegung der Seele wird er mit bewegt (S. 21—24, vgl. S. 26 f.).

Darnach gestaltet sich nun der Beweis folgendermaszen.

1) Schon die Kreisbewegung des Alls (p. 34 A) kann bereits an sich keine andere als die tägliche Bewegung des Himmels von Osten nach Westen sein, weil die Erscheinung keine andere hierher passende Bewegung bietet (S. 24).

2) Ausdrücklich sagt dies aber auch Platon im folgenden, wo er genauer dem All eine doppelte Umdrehung zuschreibt, eine äuszere und eine innere, jene dem Kreise des selbigen, diese dem des anderen angehörig, jene rechtwärts nach der Seite, diese linkwärts nach der Diagonale zu, d. h. jene in der Richtung des Aequators, diese im Thierkreise in der der Ekliptik, jene als die äuszere selbstverständlich mit jener allgemeinen Kreisbewegung des Weltganzen einerlei, diese, wie Platon auch ausdrücklich p. 38 B sagt, der Umlauf der Planeten (zu denen die alten bekanntlich auch Mond und Sonne rechneten). Da nun dieser letztere thatsächlich von Westen nach Osten geht, so ist die entgegengesetzte Bewegung des Himmels nach rechts die von Osten nach Westen, und ausdrücklich bezeichnet Platon p. 39 B dieselbe als Masz von Tag und Nacht, also als die tägliche. Um nemlich seine obige Bezeichnungsweise nach Seite und Diagonale zu verstehen, musz man sich ein Rechteck denken, dessen vier Seiten durch die vier Punkte bestimmt sind, in welchen die Ekliptik sich mit den Wendekreisen schneidet; die beiden Langseiten desselben sind also die Durchmesser der Wendekreise, welche mit dem des Aequators parallel laufen, die Diagonale aber ist der Durchmesser der Ekliptik (S. 24—27). Diesen Beweis vervollständigt dann Hr. B. S. 32 f. noch aus der Erklärung Platons (p. 36 C), dasz der äuszere Kreis, der des selbigen (d. i. also des Fixsternhimmels) die Uebermacht habe, d. h. sein Umschwung ist der Hauptumschwung, weil dieser täglichen Bewegung auch die Wandelsterne, von ihr fortgerissen, folgen. Die tägliche Achsendrehung der Erde von Westen nach Osten würde vielmehr statt dieses äuszeren Umschwungs einen umgekehrten im Mittelpunkte des Weltalls (welchen die Erde einnimmt) geben, sie würde den Fixsternhimmel und die Planeten, so weit diese letzteren nicht eine eigne Bewegung haben, vielmehr zum stillstehen bringen, und es würde so vielmehr die äuszere Umkreisung die in der Ekliptik, die innere die Umwälzung der Erde sein.

3) Der Kreis des selbigen ist nach Platon ungetheilt, d. h. die Fixsterne bewegen sich alle in derselben Kugeloberfläche, nicht so die sieben Planeten, d. h. ihre Entfernung von der Erde ist eine verschiedene. Je gröszer nun diese Entfernung ist, desto langsamer gehen sie im Thierkreise herum (p. 38 E ff.), d. h. desto längere Zeit brauchen sie, schlechthin genommen, dazu (mit andern Worten: ihre apokatastatische Geschwindigkeit ist desto geringer; nicht aber meint Platon, dasz dies auch nach dem Verhältnisse ihrer

Entfernungen von einander oder nach ihrer kinetischen Geschwindigkeit der Fall sei, denn dies würde nach den von ihm auf Grund der musikalischen Harmonielehre angenommenen Intervallen nicht zutreffen). Eine Ausnahme machen nur Sonne, Venus und Mercur, deren Umlaufszeiten nach p. 36 D dieselben sind (Platon nennt daher ihre Geschwindigkeit an dieser Stelle gleich, ein sicheres Zeichen dasz er nur die apokatastatische im Auge hat). Durch das zusammenwirken jener beiden Bewegungen wird nun ferner der Schein erzeugt, als ob die am schnellsten herumgehenden Planeten von den langsamer gehenden eingeholt würden, während doch in Wahrheit das Gegentheil stattfindet: d. h. während z. B. in Wirklichkeit der Mond von Westen nach Osten um 13, die Sonne aber noch um keinen vollen Längengrad vorrückt, so geht doch der Mond, wenn er am vorigen Tage unmittelbar mit dem Sonnenuntergang aufgegangen ist, am folgenden erst ungefähr $\frac{4}{5}$ Stunden später auf, trotzdem dasz die Sonne nur sehr unbedeutend früher untergegangen ist, er bleibt also scheinbar täglich um ungefähr $\frac{4}{5}$ Stunden hinter der Sonne zurück. Der eine von den Factoren dieser verkehrten Erscheinung ist nun unstreitig die eigne Bewegung der Planeten, der andere entweder die Achsendrehung der Erde oder aber die tägliche Bewegung des Himmels, und Platon erklärt sich mit den Worten 'vermöge der Umkreisung des selbigen' ausdrücklich für die letztere (S. 34 — 41).

4) Aber er faszt den Grund dieser verkehrten Erscheinung auch noch bestimmter in ein erklärendes allgemeines Gesetz in den zunächst folgenden Worten zusammen, die nach Hrn. B. so zu verstehen sind: 'denn indem sie (die Umkreisung des selbigen) alle Kreise derselben (der Wandelsterne) in Schraubenform wendete, dadurch dasz sie (die Kreise der Wandelsterne) zwiefach in entgegengesetzter Richtung zugleich vorgehen, stellte sie das am langsamsten von ihr, welche das schnellste ist (denn sie ist ja die tägliche Bewegung des Alls), weggehende (d. i. den Saturnus) als zunächst dar', d. h. als ihr zunächst stehend; mit andern Worten: sie stellt das am langsamsten von ihr weggehende seltsamerweise als ein solches dar, was, obgleich es das langsamste ist, doch von ihrer Geschwindigkeit, die sie das schnellste von allem ist, am wenigsten sich entfernt und abweicht. Die Erklärung für die obige Erscheinung liegt hierin sehr natürlich gegeben, denn was am langsamsten sich in entgegengesetzter Richtung von der Umkreisung des 'selbigen' bewegt, musz nothwendig durch die letztere schneller zu gehen scheinen als das was am schnellsten. Das allgemeine Gesetz für das scheinbare irregehen der Wandelsterne aber ist in der Schraubenform einer jeden Planetenbahn gegeben, denn da die letztere durch das zusammenwirken jener zwei entgegengesetzten Bewegungen, welche in schiefem Winkel zueinander stehen, erfolgt, so musz sie nothwendig eine Spirallinie bilden. Die Achsendrehung der Erde nun hebt diese Spiralen als blosz scheinbare auf, Platon begründet sie dagegen als Gesetz (S. 41—48). — Einfach hier-

auf geht auch die Stelle in den Gesetzen VII p. 822 A, aus welcher Gruppe die Achsendrehung herausgedeutelt hat (S. 48—57).

5) Ausdrücklich wird nun hiernach jedem Fixstern neben der Achsendrehung (der Bewegung auf dieselbe Weise in demselben) p. 40 A B die Bewegung nach vorwärts zugeschrieben und zwar ebenso ausdrücklich als diejenige bezeichnet, in welcher sie der herschenden Bewegung des 'selbigen' folgen. Damit ist denn die Rotation der Erde ausgeschlossen. Die Planeten haben übrigens hiernach eine dreifache Bewegung, denn die Achsendrehung fehlt auch ihnen nicht, wenn sie ihnen auch nicht speciell zugesprochen wird, denn vorher schon ist sie allen Gestirnen gemeinsam beigelegt worden. Die Erde ist also nach Platon kein Gestirn, sondern nur die Trägerin des festen Mittelpunktes (S. 58 f.).

6) Unmittelbar an diese eben gegebene Stelle schlieszt sich nun die eigentlich streitige, p. 40 C, die daher jetzt unmöglich mit einemmale die Achsendrehung der Erde hinterher wieder hineinbringen und so geradezu alles vorhergehende wieder aufheben kann (S. 58—63). Es kommt hier zunächst auf die Deutung des Wortes *εἱλλομένην* (oder *εἱλομένην*, *εἰλλομένην*, *εἰλομένην*, *εἱλουμένην*, *εἰλουμένην*, *ἰλλομένην*) an. Buttmann Lexil. II S. 141 ff. hat wenigstens so viel sicher bewiesen, dasz die Grundbedeutung des Wortes *εἴλλειν* 'drängen' ist, und dasz erst aus dieser die Bedeutung 'drehen' hervorgeht. Diese letztere hatte das Wort allerdings auch schon in Platons Zeit; aber dieser selbst gebraucht nicht allein von der Achsendrehung stets andere Ausdrücke, wie noch unmittelbar vorher von der der Fixsterne, sondern das einfache *εἴλεσθαι* kommt überhaupt nur dreimal und nur im Timaeos, nemlich an noch zwei andern Stellen p. 76 B und 86 E vor, und an beiden heiszt es unzweideutig 'eingedrängt oder eingeschlossen werden.' Es ist also nach seinem Sprachgebrauch gar kein zweideutiges Wort, und es wird demnach in der vorliegenden Stelle einfach gesagt, die Erde liege um die Weltachse zusammengedrängt oder fest (in Kugelform) zusammengeballt (S. 63—68). Ebenso wenig liegt in den folgenden Worten, die Erde sei die Bewahrerin (*φύλακα*) und Werkmeisterin (*δημιουργόν*) von Nacht und Tag, irgend eine nothwendige Hindeutung auf Bewegung: man kann Wächter sein und auch etwas bewirken, ohne sich zu rühren. Im Gegentheil liegt vielmehr in der Stelle ein neuer Beweis gegen dieselbe, denn da die Achsendrehung der Erde die tägliche Bewegung des Himmels aufhebt, so gibt es dann keine wirkliche Weltachse mehr, wie sie Platon doch hier annimmt, sondern diese ist dann nur noch eine imaginäre Verlängerung der Erdachse; er hätte dann vielmehr sagen müssen *εἱλομένην περὶ τὸν ἑαυτῆς πόλον* und nicht *περὶ τὸν διὰ παντὸς πόλον τεταμένον* (S. 68—71).

7) Auch die Stelle p. 42 D, wo Platon von der Erde, dem Mond und den anderen Werkzeugen (*ὄργανα*) der Zeit spricht, beweist nicht für, sondern nur gegen die Achsendrehung der Erde. Denn der Ausdruck 'die anderen' kann nicht blosz auf den Mond allein sich

beziehen, sondern musz es auch, denn an den drei Stellen, in welchen Platon die Organe der Zeit aufführt, p. 38 C, 39 B—D, 41 D nennt er die Erde nicht unter ihnen, sie gehört folglich nach ihm auch nicht unter dieselben (S. 71—73).

8) Oder will man vielleicht eine Achsendrehung der Erde, aber von Osten nach Westen annehmen? Dann aber würde es gar keinen Wechsel von Tag und Nacht geben, welchen doch Platon eben aus der täglichen Bewegung des Himmels erklärt; s. Martin: études sur le Timée II p. 88. Oder eine Achsendrehung der Erde in anderer Zeit als die tägliche Bewegung des Himmels? Aber auch diese würde wenigstens störend in die Regelmäszigkeit des Wechsels von Tag und Nacht eingreifen. Oder soll man endlich mit Martin p. 137 sagen: die Erde hat eine Seele, deren Kreise in sich selbst sich bewegend ihrem Körper die Kraft einer entgegengesetzten und der Bewegung, die sie von der Seele der Welt erhält und der sie sonst folgen müste, gleichen Rotation mittheilt? Allein Platon selbst hätte doch wol etwas davon sagen müssen, wenn er es so gemeint, und überdies ist es für die vorliegende Frage gleichgiltig, ob man Martin beistimmt oder nicht, denn die Bewegung der Erde ist auch so eine aufgehobene und kommt also für das astronomische System nicht in Betracht. Allerdings ist auch die Erde nach Platon eine Gottheit und hat ihre eigne Seele, und diese Seele ist wie jede andere bewegendes Princip, aber die Kreise welche sie dergestalt beschreibt sind nur innere, ebenso wie die Kreise der menschlichen Seele sich im Gehirn bewegen (S. 74 f.).

9) Steht nun die Sache so, so kann der Bericht des Aristoteles de caelo II 13 (293 b 30) *αὐτὴν ἴλλεσθαι καὶ κινεῖσθαι περὶ τὸν διὰ τοῦ παντὸς τεταμένον πόλον, ὥσπερ ἐν τῷ Τιμαίῳ γέγραπται* nur entweder für ein freilich sehr auffallendes Misverständnis gelten, oder aber Aristoteles drückt sich dabei wie öfter ungenau aus; denn eine dritte Möglichkeit auf kritischem Wege zu helfen, so dasz man entweder *καὶ κινεῖσθαι* mit einigen Handschriften wegläszt oder hinter die Worte *ὥσπερ — γέγραπται* umsetzt oder endlich diese Worte selbst als ein Glossem streicht, verliert dadurch alle Wahrscheinlichkeit, dasz bereits Simplicius so gelesen hat wie wir. Aber Simplicius bemerkt auch bereits, dasz Aristoteles wol nicht blosz den Platon im Auge habe, sondern verschiedene Meinungen, sowol solche die die Erde bewegen als solche die sie ruhen lassen, unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zusammendränge und mit der Auctorität einer platonischen Stelle erläutere, und Hr. B. meint dasz dies bei der gewöhnlichen, oft zu groszen Kürze des Mannes wol glaublich sei. 'Man stelle sich die platonischen Worte, die Aristoteles benutzt hat, durch gesperrte Schrift oder mit Gänsefüszchen abgesondert vor: *αὐτὴν «ἴλλεσθαι» καὶ κινεῖσθαι «περὶ τὸν διὰ παντὸς τεταμένον πόλον», ὥσπερ ἐν τῷ Τιμαίῳ γέγραπται*, so ist alles richtig' (S. 76 f. 79—84).

10) Gesetzt aber auch, Aristoteles hätte dem Platon wirklich die

Achsendrehung der Erde zugeschrieben, so ist doch seine Polemik an der betreffenden Stelle überhaupt nicht gegen diejenige Achsendrehung um welche es sich bei der ganzen Frage handelt, nemlich die von Westen nach Osten in 24 Stunden gerichtet, denn er setzt II 14 die Bewegung des Weltalls, welche durch dieselbe aufgehoben wird, in dieser seiner Polemik vielmehr als bestehend voraus, woraus denn zugleich, da diese Polemik eine allgemeinere ist, folgt, was Hr. B. nicht entschieden genug hervorhebt, dasz damals überhaupt noch von keiner Seite her die Rotation der Erde in diesem Sinne gelehrt oder wenigstens dem Aristoteles noch nicht bekannt war. Es müste denn ein so gründliches misverstehen der nothwendigen Consequenzen dieser Lehre entweder von Seiten des Aristoteles oder — und diese Möglichkeit hat Hr. B. wieder auszer Acht gelassen — ihrer Urheber stattgefunden haben, dasz sie zwei widersprechende Systeme nebeneinander gelten lieszen, was wol niemand glauben wird (S. 77—79).

Damit ist denn nun der betreffende Beweis mit einer Allseitigkeit und mathematischen Unumstöszlichkeit geführt, wie es eines so groszen Meisters würdig ist. Ehe wir in unserm Berichte weiter gehen, heben wir noch zwei von dem Hrn. Vf. im bisherigen beiläufig behandelte Punkte heraus, über welche wir nicht ganz derselben Ansicht sind. Erstens, wie überhaupt der Weltkörper ganz von der Weltseele abhängt, so werden auch die Intervalle der einzelnen Weltkörper dadurch nach musikalischen Gesetzen (s. o. zu 2) bestimmt, dasz Platon die Seele selber als eine Harmonie darstellt (p. 35 f.), während er doch im Phaedon diese Bestimmung von ihr verneint. Hr. B. glaubt nun S. 19 f. diesen Widerspruch so lösen zu können: es werde im Phaedon nur geleugnet dasz die Seele eine irdische und sinnliche Harmonie, nicht aber dasz sie wie hier die Harmonie der Idealzahlen sei. Allein in Wahrheit lehrt vielmehr der gröszere Theil der dortigen Beweisführung, dasz sie überhaupt keine Harmonie (p. 93 A — 94 B), und erst das folgende (p. 94 B ff.), dasz sie nicht die Harmonie des Körpers sei, wie auch H. Schmidt krit. Comm. zu Pl. Phaedon 2e Hälfte S. 6 nach des Ref. Vorgange anerkennt. Dagegen wird auch dort keineswegs bestritten dasz sie der Harmonie theilhaftig sei oder eine solche in sich trage, und mehr braucht auch hier nicht gemeint zu sein, falls man nur das mythische der Darstellung, welches sich in der ganzen körperlichen Mischung und Ausspannung der Seele verräth, in Abzug zu bringen weisz. Denn dasz im Phaedon die in ihr anerkannte Harmonie eine moralische, hier dagegen eine physische ist, kann nicht stören, da das ethische und das physische bei Platon stets am letzten Ende im metaphysischen zusammenflieszt, so wie denn auch der Hr. Vf. selbst nicht übersehen hat, dasz die bald nachher folgende Erklärung, die Seele sei der Harmonie der Vernunftbegriffe theilhaftig, im engsten Zusammenhange hiemit steht. Auch der Ausdruck 'Idealzahlen' für die Grundzahlen der Harmonie scheint Ref. insofern nicht ganz glücklich gewählt, als man eher darunter entweder die Ideen der Zahlen oder nach dem spätern pythagorisierenden

Systeme Platons die als — ideale — Zahlen aufgefaszten Ideen zu verstehen geneigt sein möchte.

Der zweite Punkt betrifft die Frage, inwiefern doch Platon die Bewegung von Osten nach Westen als eine Bewegung nach rechts bezeichnen konnte, sofern die Griechen bei diesen Bezeichnungen vielmehr das Gesicht nordwärts zu richten gewohnt sind (S. 29—32). Der Hr. Vf. scheint sich am meisten der Erklärung zuzuneigen, dasz Platon an eine Bewegung von rechts nach rechts gedacht habe, indem die tägliche Bewegung des Himmels in 24 Stunden von Osten nach Osten zurückkehrt, und will man einmal die gewöhnliche griechische Betrachtungsweise für ihn festhalten, so scheint dies auch Ref. die einzig mögliche Annahme zu sein. Allein Hr. B. deutet auch schon selbst darauf hin dasz dies festhalten kein durchaus nothwendiges sei, und gewis; Platon ist auch sonst eben kein so groszer Freund der gewöhnlichen populären Anschauungs- und Betrachtungsweise, dasz er sie nicht auch hier zu Gunsten seiner idealen Symbolik hätte aufgeben können, welche verlangt, da das rechte einmal für das vorzüglichere gilt, dasz auch die Hauptbewegung als solche als die nach rechts betrachtet werden musz, sollte man auch zu diesem Zweck in ungewöhnlicher Weise das Antlitz nach Süden zu wenden haben. Bezeichnend ist es übrigens für den Standpunkt der Gesetze, dasz hier VI p. 760 D die gewöhnliche Bezeichnungsweise beibehalten wird, was auch der Hr. Vf. richtig hervorhebt.

Nachdem hierauf Hr. B. auch noch glücklich gegen Gruppe nachgewiesen hat (S. 84—89), dasz sich in allen platonischen Schriften nur éin und dasselbe geocentrische System ohne Achsendrehung der Erde findet, wendet er sich den Ansichten desselben über das Weltsystem der Pythagoreer zu. Ref. bedauert sich in der Beurtheilung des 4n Bandes der Uebersetzung Platons von Müller und Steinhart in diesen Jahrb. Bd. LXX S. 130 f. so ausgedrückt zu haben, als ob der Hr. Vf. die (schon früher von Martin aufgestellte) Behauptung des Hrn. Gruppe, das älteste pythagoreische Weltsystem, d. h. das des Pythagoras selbst, sei nicht das des Philolaos, sondern ein geocentrisches gewesen, wobei die Erde im Mittelpunkt des Alls geruht habe, eingehend widerlegt hätte. Im Gegentheil sieht man aus Hrn. B.s Worten nur so viel dasz er nicht daran glaubt, und Ref. hätte wol gewünscht dasz er diese Annahme bestimmt widerlegt und so von vorn herein die Quelle aller aus ihr von Hrn. G. hergeleiteten Hypothesen verstopft hätte; indessen mag es ihm genügend erschienen sein dasz Aristoteles von solchen verschiedenen Weltsystemen der Pythagoreer nichts weisz, und auch uns genügt dies im Grunde vollständig, da in einem solchen Falle die Angaben der späteren über diese Schule, ausgenommen über den Philolaos, da dieser allein von den ältern Pythagoreern etwas schriftliches hinterliesz, stets im höchsten Grade verdächtig sind. Und nun gar die Ansichten des Pythagoras selbst bestimmt von denen seiner Schule unterscheiden zu wollen, was schon Aristoteles nicht mehr vermochte, ist doch wahrlich eine übel ange-

brachte Verwegenheit. So beharrt denn Hr. B. mit vollem Recht bei seiner Behauptung, dasz diejenigen welche Simplicius die echten Bekenner der pythagoreischen Lehre nennt und denen zufolge das Centralfeuer die bildende Kraft im innern der Erde bedeutete und die Gegenerde mit dem Mond einerlei sein sollte, vielmehr die späteren Umdeuter des philolaischen Systems sind (S. 91. 96). Hr. G. hatte dagegen, obgleich er hierin derselben Ansicht ist, dennoch so ziemlich gerade dies System zu dem der ältern Pythagoreer gemacht, welches aus dem des Pythagoras selber hervorgegangen und von welchem das des Philolaos erst eine Ausartung gewesen sei, nur mit dem Unterschiede dasz er in diesem angeblichen Systeme der älteren Pythagoreer doch wenigstens das Centralfeuer gleichfalls als einen von der Erde gesonderten Körper erscheinen läszt, für welche Hypothese es an jeder quellenmäszigen Grundlage fehlt. Die Gegenerde sei dagegen erst von Philolaos eingeführt worden, wol aber habe sich schon nach diesem Systeme die Erde in 24 Stunden um das Centralfeuer bewegt, so dasz sie also von diesem und nicht von der Sonne Licht und Wärme empfange. Der Zweck dieser Abweichung von der Lehre des Pythagoras selbst sei zunächst der gewesen, die Bewegung des Fixsternhimmels zu beseitigen. Hierauf erwidert nun Hr. B. zwar mit vollem Recht, dasz dies wenigstens nur von der täglichen Bewegung des letztern gelten könnte, dasz dagegen, alle Voraussetzungen zugegeben, doch auch hier nichts gehindert haben würde dem Fixsternhimmel ebenso wie bei Philolaos eine sehr langsame Bewegung zu belassen, sei es um die Vorrückung der Nachtgleichen oder aber den Unterschied des periodischen und des synodischen Mondumlaufs zu erklären; allein dieser Gegenbeweis läszt doch eine kleine Lücke, weil der Hr. Vf. nicht ausdrücklich genug das angebliche geocentrische System des Pythagoras selber abgewehrt hat; denn es könnte ja unter Voraussetzung des letztern recht gut jemand die Nothwendigkeit eines vermittelnden Systems zwischen Pythagoras und Philolaos, nur mit den in diesem Gegenbeweise angedeuteten Modificationen behaupten. Desto leichter wird dagegen der zweite Grund Gruppes für ein solches Vermittlungssystem beseitigt, indem nicht, wie er annimmt, die südliche Halbkugel nach pythagoreischer Lehre die dem Centralfeuer zugekehrte ist, sondern entweder die östliche oder die westliche, weil sich nemlich nach dieser Lehre die Erde im Himmelsaequator, mit welchem der Erdaequator in derselben Ebene liegt, um das Centralfeuer bewegt. Nur würde freilich Hrn. Gruppe auch hier noch die Ausrede bleiben dasz auch dies erst eine Neuerung des Philolaos sei (S. 89—103). — Endlich beseitigt Hr. B. auch noch die von Hrn. G. angenommenen Textverderbnisse des Aristoteles de caelo II 2 und die damit zusammenhängenden Beweisführungen. Es gründet sich dies zunächst auf die vermeintlich, wie auch schon Simplicius und Alexander von Aphrosidias glaubten, widersprechende Angabe des Aristoteles über die pythagoreische Lehre vom oben und unten in der Welt in einem andern Buche, der *συναγωγή Πυθαγορικῶν*. Allein der Hr.

Vf. zeigt dasz dieser Widerspruch gar nicht vorhanden ist, indem an der erstern Stelle, so weit sie die Pythagoreer betrifft, von Halbkugeln der Erde, in der letztern aber von (den freilich nur scheinbaren) Hohlkugeln oder Diakosmen des gesamten Himmels (τοῦ ὅλου οὐρανοῦ) die Rede sei. Das obere im Weltall ist nun bei den Pythagoreern bekanntlich (s. Böckh Philolaos S. 94) das was mehr nach dem Umkreise, das untere das was mehr nach dem Mittelpunkte des Alls, also nach dem Centralfeuer zugewendet liegt, die untere Erdhälfte, also nicht, wie Gruppe meint, die dem letztern zugekehrte, sondern vielmehr die von ihm abgekehrte. In der letztern Stelle nun hat Aristoteles deutlich gesagt, die Pythagoreer hätten den untern Theil des Weltalls zugleich den rechten genannt; nichtsdestoweniger kehrt Gruppe, der doch nach dieser letztern Stelle jene erstere berichtigen wollte, die Sache geradezu um und übersieht so, dasz dagegen eben hierin ein wirklicher Widerspruch, aber freilich nur im Ausdruck in der erstern stattfindet, indem Aristoteles hier die Erdhalbkugel, auf welcher wir wohnen, im Geiste der Pythagoreer, d. h. aber eben nur, wenn dieselben consequent gewesen wären, die obere und die rechte nennt (S. 103—112). Ebenso rechtfertigt der Hr. Vf. den angeblich mangelnden Zusammenhang in dieser Stelle (S. 112—116), so wie den Umstand dasz Aristoteles hier von einer obern und untern Halbkugel des Himmels spricht, während die Pythagoreer nur von denen der Erde, denn Aristoteles will eben ihre Angaben über das rechte und linke in der Welt berichtigen, also muste er alles auf sein eignes System zurückführen, in welchem die obere und untere Halbkugel des Himmels denen der Erde entspricht, daher darf er, was die Pythagoreer von den letztern sagten, auch auf die erstern übertragen (S. 116). Hr. B. berichtigt hiemit seine frühere Folgerung aus dieser Stelle, dasz die Pythagoreer wirklich eine obere und untere Halbkugel auch des Himmels angenommen hätten, beharrt aber im übrigen auf Grund des in seinem Philolaos S. 90 f. angeführten Excerpts mit Recht auf der Ansicht, dasz Philolaos allerdings eine doppelte Halbkugel des Himmels unterschieden und sie auch wol die obere und untere genannt, aber sogleich hinzugesetzt hat, dasz diese Bezeichnungsweise nur eine misbräuchliche sei, indem in Bezug auf den Mittelpunkt beide gleich sehr nach oben liegen, und so die Doppeldeutigkeit des oben und unten wol erkannte, indem die obere und untere Erdhemisphaere die östliche und westliche, die obere und untere Himmelshemisphaere aber die nördliche und südliche ist (S. 119—122). Endlich weisz Hr. B. auch die in der aristotelischen Stelle vorkommende, allerdings seltsame Bezeichnung einer Bewegung von rechts nach rechts in einer Weise zu erklären, dasz sie wenigstens die von Hrn. G. ihr aufgebürdete Sinnlosigkeit verliert (S. 116—119).

Somit musz es also dabei bleiben dasz wir aus der altpythagoreischen Schule nur éin Weltsystem, nemlich das vom Philolaos überlieferte nachzuweisen vermögen, dasz jenes angebliche Vermittlungssystem eine bodenlose Fiction und das angeblich auf den Pytha-

goras selbst zurückdatierte System vielmehr das des Platon ist, und der Urheber der Lehre von der Achsendrehung der Erde ist nicht er, sondern nach Cicero Acad. II 39, welcher sich dafür auf den Theophrastos beruht, der Syrakuser Hiketas, von dem wir nichts weiter wissen. Gruppe greift nun auch diese letztere Ueberlieferung nach dem Vorgange von Martin und zwar, wie Hr. B. selber zugesteht, mit unverächtlichen Gründen an. Indessen sucht der Hr. Vf. sie zu retten, indem er scharfsinnig das Gewicht der widerstrebenden Angabe in den Placitis (bei Plut. II 9. Euseb. P. E. XV 55), nach welcher der Pythagoreer Hiketas als derjenige genannt wird welcher die Lehre von der Gegenerde aufgebracht habe, dadurch zu entkräften sucht, dasz in den folgenden Capiteln 11 und 13 bei Gelegenheit dieser Lehre und ihrer Consequenzen nicht Hiketas, sondern Philolaos genannt wird. Dazu kommt dasz in dem Text der Placita bei Galenos (XIX p. 293 Kühn) nicht Hiketas, sondern *τῶν δὲ Πυθαγορείων τινές* an der obigen Stelle steht. Hr. B. vermutet daher dasz im Grundtext vielmehr gestanden habe: *Ἱκέτης ὁ Πυθαγόρειος μίαν* (nemlich *τὴν γῆν*), *Φιλόλαος δὲ ὁ Πυθαγόρειος δύο κτλ.*, und dasz der Syrakuser Ekphantos, welchem gleichfalls die Lehre von der Achsendrehung der Erde, aber auch noch andere astronomische Lehren zugesprochen werden, vielleicht ein Schüler des Hiketas war, und dasz man jene Behauptung des letztern nur aus seinen Schriften kannte, während Hiketas selbst nichts schriftliches hinterlassen hatte. Das Zeitalter von beiden ist unbekannt, auch Ekphantos heiszt ein Pythagoreer (S. 122—125).

Die hierauf (S. 127—141) folgende Widerlegung der wahrhaft ungeheuerlichen Behauptungen Gruppes über den Herakleides von Pontos, namentlich dasz dieser sich die platonische Erfindung der Achsendrehung der Erde anzueignen und zu diesem Zwecke dieselbe in eine Umdeutung der alten Centralfeuerlehre zu verstecken gesucht habe, läszt sich nicht gut im Auszug wiedergeben. Nach Gruppe ist nemlich er unter jenen angeblich echten Bekennern des Pythagoreismus bei Simplicius gemeint, welche das Centralfeuer ins innere der Erde verlegten, was Gruppe sich nun ohne allen weitern Grund so denkt, als ob die Erde als eine Hohlkugel um das Centralfeuer in ihrem innern rotiere. Für beide Behauptungen fehlt aber Boden. Sehr gut weist Hr. B. nebenbei auch gegen Martin und Gruppe nach dasz Herakleides wirklich ein Schüler des Platon war. Der Glanzpunkt seiner ganzen Erörterung dieses Abschnitts aber ist die treffende Auslegung der Stelle des Herakleides bei Simplicius zur Physik des Aristoteles fol. 64 b *διὸ καὶ παρελθών τις, φησὶν Ἡρακλείδης ὁ Ποντικός, ἔλεγεν κτλ.*, was nicht heiszen kann, wie G. will: 'es hat jemand im vorübergehen oder vorbeigehen gesagt', sondern, wie alle ähnlichen Beispiele lehren: 'es trat jemand (in der Versammlung) auf und sagte'. Herakleides schrieb dialogisch, und dieser jemand ist kein anderer als eine Person in einem solchen Dialog, und zwar ohne Zweifel in der Schrift *περὶ τῶν ἐν οὐρανῷ*, Hr. B. fügt hinzu, sei es

Herakleides selbst oder ein anderer dem er seine eigne Meinung in den Mund lege, denn man könne gar nicht wissen, ob Herakleides blosz 'jemand' gesagt oder nicht vielmehr der Berichterstatter, welcher uns seine Worte überliefert, den bestimmten von ihm gebrauchten Namen als unwesentlich übergangen habe. Ref. scheint dagegen der Ausweg viel natürlicher und einfacher, dasz entweder dies Gespräch ganz in eine Wiedererzählung eingekleidet war oder dasz doch ein solcher Bericht über die Verhandlungen, welche irgend eine Gesellschaft über astronomische Gegenstände gepflogen, in demselben vorkam, und dann kann derselbe recht wol von einem unbestimmten jemand gesprochen haben und die eignen Worte, wie sie in jener Schrift des Herakleides standen, uns unmittelbar von Geminos beim Simplicius überliefert sein. Jedenfalls hat Hr. B. Recht, dasz dieser 'jemand' nicht Platon ist, und dasz seiner nicht tadelnd gedacht wird, wie Hr. G. meint, sondern dasz er vielmehr die eigne Meinung des Herakleides aussprechen soll, den wichtigen Grundsatz dasz es mehrere Hypothesen gäbe die den Erscheinungen der Sonne entsprächen: nicht blosz wenn die Erde stillsteht und die Sonne sich bewegt, sondern auch wenn die Erde in gewisser Weise sich bewegt und die Sonne in gewisser Weise stillsteht; auf diese wichtige allgemeine Praemisse baute dann Herakleides sein besonderes astronomisches System: die Sonne und der ganze Himmel steht still hinsichtlich der täglichen Bewegung, die er vielmehr bereits durch die Achsendrehung der Erde von Westen nach Osten erklärte, wogegen er die jährliche Bewegung der Sonne um die Erde, mit andern Worten die Sonne als Planeten noch beibehielt und nur die Venus (also auch wol den Mercur) — wie wir heutzutage sagen würden, als Trabanten — die Sonne umkreisen liesz.

Als Hypothese trat endlich das heliocentrische System selber beim Aristarchos von Samos auf und als eigne Meinung beim Seleukos, den Hr. B. im Philolaos S. 122 fälschlich, wie er jetzt bemerkt, aus der Stadt Erythrae herstammen liesz, während er vielmehr aus Seleukia ist, von seinem Vaterlande auch Babylonier genannt wird und Erythraeer endlich heiszt, weil er vom erythraeischen Meere, zu welchem auch der persische Meerbusen gerechnet wurde, herstammte (S. 141 f.).

Ohne Grund bestreitet Hr. Gruppe diese Angaben, um — auch noch diese Ehre auf den Platon zu häufen. Den Hauptbeweis hiefür musz die von Plutarch Quaest. Plat. VIII aus Theophrastos hergenommene Nachricht abgeben, Platon habe in hohem Alter nicht mehr der Erde, sondern einem vorzüglicheren Körper die Stellung in der Mitte des Weltalls eingeräumt. Allein 1) steht hier kein Wort davon dasz dies die Sonne gewesen sei, vielmehr wird diese Nachricht im Zusammenhang mit der pythagoreischen Centralfeuerlehre gegeben. 2) Dieselbe ist blosz aus der Sage geschöpft, denn in Platons Schriften steht kein Wort davon; es fragt sich daher ob diese Sage Glauben verdient. Hr. B. meint aber vielmehr mit Recht noch entschiedener

als früher gegen dieselbe auftreten zu müssen, denn einmal läszt sich 3) ihre Entstehung sehr gut erklären, ohne dasz sie Wahrheit zu enthalten braucht. Allem Anschein nach deutet Aristoteles de caelo II 13 neben den Pythagoreern auch auf andere gleichzeitige Bekenner der Centralfeuerlehre hin, und dies können schwerlich andere gewesen sein als Beiläufer der Akademie, die wol nicht gerade darüber geschrieben hatten, sondern in der philosophischen Unterhaltung dergleichen sagten, daher sie auch geschichtlich nicht nachweisbar sind; sehr leicht konnte daher die Sage entstehen, die das was von den Schülern galt auf den Meister selbst in seinem Greisenalter übertrug. Entscheidend aber ist andrerseits dasz 4) auch die Gesetze, die doch erst nach Platons Tode durch den Philippos von Opus herausgegeben wurden, noch das geocentrische System enthalten, und dasz von der Epinomis, welche Hr. B. der Ueberlieferung gemäsz für ein wirkliches Werk desselben Philippos hält, das derselbe zur Ergänzung der Gesetze schrieb, das gleiche gilt, während der Verfasser doch sonst gewis diese Gelegenheit benutzt haben würde, die spätere bessere Erkenntnis seines Lehrers ans Licht zu ziehen (S. 142—150).

Möge es dem Ref. einigermaszen gelungen sein, ein anschauliches Bild dieses reichen Denkmals höchster Geistesreife und Geistesfrische zugleich oder mit andern Worten jener ewigen Jugend vorzuführen, wie sie das Studium der alten gewährt, wenn es in dem Geiste eines Böckh betrieben wird!

Greifswald. *Franz Susemihl.*

(4.)

Kleinere Litteratur der ciceronischen Schriften.

Zweiter Artikel.

[1] Indem wir von den philosophischen Schriften zu den Reden übergehen, begegnen wir zuerst wieder dem Namen des Hrn. *J. Bake*, der in dem 4n Bande der *Scholica Hypomnemata* sehr reichhaltige kritische Bemerkungen über die fünf Bücher der *accusatio in Verrem* p. 184—244 und über die Reden *pro Milone* und *in Pisonem* p. 285—314 mitgetheilt hat. Wenn Ref. diese auch nicht so reich an schlagenden Verbesserungen findet wie die zu den Tusculanen und zu den Büchern de natura deorum, worüber oben S. 49 ff. 52 f. berichtet worden ist, so darf doch kein gelehrter der sich mit diesen Reden näher befaszt die Bemerkungen des Hrn. B. unbeachtet lassen, mag auch sein Skepticismus manchen Antigrapholatristen mit Schrecken erfüllen. Von einem nähern eingehen auf die kritischen Beiträge zu den Verrinen glaubt Ref. aus dem Grund Umgang nehmen zu dürfen, weil er bereits in dem *Supplementum apparatus critici* zu den genannten Reden in der zürcher Ausgabe p. 443 ff. die beachtenswerthesten Ver-

besserungsvorschläge des Hrn. B. verzeichnet hat. Hier möge nur die Bemerkung Platz greifen, dasz in Betreff der wenigen Stellen des 4n und 5n Buches, wo Hr. B. Lesarten des cod. Leidensis Perizonianus gegen den alten Parisinus 7774 A in Schutz nimmt, ihm Ref. nirgends beipflichten kann, da er in den münchner gel. Anz. 1853 I Nr. 30 S. 243 ff. bewiesen zu haben glaubt dasz diesem Codex so wie den beiden wolfenbüttlern in diesen Büchern keine andere Hs. als eben die pariser sei es zur mittelbaren oder unmittelbaren Quelle gedient hat.

Von den Verbesserungsvorschlägen zur Rede *pro Milone* erscheinen nach dem Urtheil des Ref. als sehr wahrscheinlich oder zum Theil als evident §. 2 *qui profecto nec iustitiae suae putavit esse* — §. 4 *si umquam de bene meritis civibus potestas iudicandi fuit* mit Tilgung von *vobis* vor *iudicandi* — §. 12 *caedem, in qua P. Clodius occisus esset, senatum iudicasse* (vgl. §. 15 a. A.) — §. 27 streicht Hr. B. die Worte *quod erat dictator Lanuvii Milo* als Glosse, ebenso §. 39 das durch die Stellung verdächtige *P. Lentulus*, und §. 89 den Relativsatz *quae est inventa apud eum cum reliquis legibus Clodianis* — §. 36 schreibt er *reliquum est ut iam illum natura ipsius consuetudoque defendat, hunc autem haec eadem coarguat* — §. 50 *sustinuisset hoc crimen primum ipse ille latronum occultator et receptor locus, cum neque muta solitudo indicasset*, wie schon Ernesti richtig vorgeschlagen hat *) — §. 69 *illucescet ille aliquando dies, cum*

*) Die Erwähnung dieser Stelle veranlaszt den Ref. auf eine bis jetzt unbeachtet gebliebene Lesart aufmerksam zu machen. Es gehen nemlich die Worte voraus: *atque ut illi nocturnus ad urbem adventus vitandus potius quam expetendus fuit, sic Miloni, cum insidiator esset, si illum ad urbem noctu accessurum sciebat, subsidendum atque exspectandum fuit. Noctu, insidioso et pleno latronum in loco occidisset; nemo ei neganti non credidisset, quem esse omnes salvum etiam confitentem volunt. Sustinuisset hoc crimen primum ipse ille latronum occultator et receptor locus, cum neque muta solitudo indicasset neque caeca nox ostendisset Milonem; deinde* etc. Schon Ernesti bemerkt dasz das Satzglied *noctu — — occidisset* in den ältesten Ausgaben fehle und zuerst von P. Victorius eingesetzt worden sei. Es fehlt auch in den guten Hss. der deutschen Quelle, dem Erf. und Teg., und ist offenbar nur aus italiänischen Hss. in den Text gekommen. Ob übrigens in diesen die Stelle so steht wie sie in der Vulg. lautet, ist noch sehr zu bezweifeln, wenn auch Peyron aus den lagomarsinischen Hss. keine Variante angibt; wenigstens findet Ref. in zwei Hss. italiänischen Ursprungs, die ihm vorliegen, die Variante *noctu occidisset, insidioso — — in loco occidisset*, durch welche das Glied schon etwas verdächtiger wird als nach der gewöhnlichen Lesung. Ist es echt, so läge ein sicherer Beweis vor dasz die italiänischen Hss. der Rede neben den deutschen nicht zu entbehren seien; es wäre aber sehr merkwürdig, wenn sie gerade an dieser Stelle das richtige erhalten hätten, während sie sonst, wie der lagomarsinische Apparat bei Peyron lehrt, nicht zu brauchen sind und von Fehlern und Interpolationen aller Art wimmeln. Zu diesem äuszern Grunde erheben sich nun noch folgende Bedenken gegen die Echtheit des Gliedes: 1) erscheint durch dasselbe die rhetorische Form verletzt; denn die Conjunctive *noctu occidisset* und *insidioso in loco occidisset* sind nicht gleicher

tu — — desiderabis aus der Lesart des Erf. *desideras* — §. 85 *quas ille omni scelere polluerat* — §. 88 *ne. cum volebat quidem in privato eodem hoc aliquid profecerat* — §. 95 *senatus erga se benevolentiam temporibus his ipsis saepe a se perspectam, vestras vero et vestrorum ordinum occursationes, studia, sermones — — secum se ablaturum esse dicit* — §. 101 *hic lacrimis non movetur — est quodam* etc. Richtig wird auch §. 3 die Conjectur des Schweizers Ulrich *prae vestra salute neglexit* st. *pro v. s.* empfohlen; nur hat Hr. B. hiebei übersehen dasz *prae*, wie aus dem Abdruck bei Freund erhellt, auch der Erf. hat und eben so auch der Grammatiker Diomedes p. 466 die Stelle citiert, freilich nicht nach der unkritischen Ausgabe von Putschius. Minder einverstanden kann sich Ref. mit der Obelisierung folgender Stellen oder einzelner Worte erklären: §. 8 *seditiose* vor *interrogaretur* (s. des Ref. Note), §. 21 *propterea quod consuetudines victus non possunt esse cum multis*, §. 29 mit der Streichung von *servi* nach *fecerunt id* (vgl. des Ref. Anm.), ferner §. 35 von *reus enim Milonis lege Plotia fuit Clodius quoad vixit*, §. 45 von *facultas* nach *manendi*, §. 59 *de servis nulla lege quaestio est in dominum nisi de incesto* (Hr. B. schreibt *de incestis*), *ut fuit in Clodium*. Nicht überzeugend oder geradezu verfehlt sind die Verbesserungsversuche §. 2 *et illa praesidia, quae — — collocata sunt, hoc afferunt tamen ut*, §. 4 *sapientiam* st. *sapientiamque*, §. 12 *saepe* st. *saepissime*, §. 64 *quae nisi maximo animo nocens — — neglegere potuisset* (s. des Ref. Bem.), §. 78 *etenim si praecipuum esse debebat*, §. 79 *si is, inquam, potuisset et quaestionem ferre et ipsum ab inferis excitare, utrum putatis facturum fuisse? Etiamsi propter amicitiam vellet, propter rem publicam non fecisset.* Ist in diesen Stellen Hr. B. auch zu weit gegangen, so gebührt ihm doch jedenfalls das Verdienst für die Verbesserung der Rede mehr und bedeutenderes als seine neusten Vorgänger geleistet zu haben.

Eine besondere Anerkennung verdient es dasz Hr. B. seine kritischen Forschungen auch der kräftigen Rede *in Pisonem* zugewendet hat, zumal da in derselben noch so manche Schäden zu beseitigen

---

Art mit *nemo neganti credidisset*, sondern diesem Gliede selbst subordiniert (= *si enim noctu occidisset, nemo neganti credidisset*); 2) ist *occidisset* ohne Object sehr auffällig und kann nur in dem Sinne von 'er hätte den Mord verübt' gefaszt werden; 3) wird man in der Wortstellung *insidioso et pleno latronum in loco* nicht eben an ciceronischen Rhythmus erinnert. Auch spricht es gewis für die Ueberlieferung der besten Hss., dasz nach Beseitigung des anrüchigen Gliedes in der Folge der Gedanken nicht das mindeste vermisst wird: 'Milo hätte sich auf die Lauer legen und warten sollen, bis Clodius nächtlicher Weile herankam. Niemand hätte ihm dann im Fall des leugnens den Glauben versagt; denn getragen hätte erstlich diese Schuld der Ort selbst' usw. Ein Interpolator hat offenbar wegen *ei neganti* einen Satz vermisst, in welchem der Vollzug des Mordes erwähnt sein sollte. Ist aber ein solcher Satz unentbehrlich, wenn man die Stelle im ganzen Zusammenhang liest?

sind. Wie vielfach verderbt die gewöhnlichen Hss. dieser Rede sind, auch den Erfurtensis mit eingeschlossen, wie sehr sie namentlich durch eine grosze Zahl von Glossemen entstellt sind, dafür liegen die untrüglichsten Beweise in jenen Partien der Rede vor, welche in den Fragmenten des turiner Palimpsests, den Lemmata des Asconius und in dem unschätzbaren Fragment des alten Vaticanus *) §. 32—74 enthalten sind. Die ungemein zahlreichen Verbesserungen, welche aus diesen Quellen gewonnen wurden, gemahnen von selbst für diejenigen Theile der Rede, zu denen nur die gewöhnlichen Hss. vorliegen, allen Scharfsinn zur Beseitigung noch nicht aufgespürter oder sicher geheilter Fehler aufzubieten, während in den übrigen der Kritiker mit groszer Vorsicht wird verfahren müssen, damit er nicht etwa in gesundes Fleisch einschneide. Auszer spärlichen einzelnen Bemerkungen ist für die Verbesserung der Rede in neuerer Zeit fast nichts geleistet worden; hat sich doch selbst niemand die Mühe gegeben die Ausgaben von Faërnus und Garatoni einzusehen, um alle Lesarten des Vaticanus, die Orelli mit gewohnter Unvollständigkeit mitgetheilt hat, auszubeuten; indes eine bedeutende Leistung, die trefflichen Bemerkungen von Eduard Wunder in der Vorrede zu den *variae lectiones ex cod. Erfurt.* p. XL—LXI hat, wie sie Hr. Prof. Klotz übersehen hat, so auch Hr. Bake vergessen, wiewol er vor Jahren mit Rücksicht auf dieselben im 5n Bande der *Bibliotheca critica nova*

*) Eine genaue Beschreibung dieses Capitalcodex hatte man bisher noch nicht; Ref. hat eine solche von seinem Freunde dem Hrn. Dr. E. Bursian erhalten, der sich mit Hrn. Dr. Otto Ribbeck in eine neue Collation der in demselben Codex enthaltenen philippischen Reden getheilt hat. Der erste Quaternio des Codex fehlt; der mit II bezeichnete enthält das Fragment der Pisoniana; dann folgen sogleich die Quaternionen VII bis XV, mit welchem letztern der Codex ursprünglich nicht geschlossen hat, so dasz er jetzt am Anfang und am Ende als verstümmelt erscheint. Blosz der Quaternio II ist mit Majuskeln im 8n Jh. geschrieben, die übrigen mit Minuskeln im 9n Jh., welche Verschiedenheit der Schrift und des Zeitalters schon Garatoni bemerkt hat. Darf man nun annehmen, was gewis keine kühne Combination ist, dasz der erste fehlende Quaternio nichts als den Anfang der Pisoniana enthalten hat, so läszt sich der Umfang der Lücke am Eingang mit gröszerer Wahrscheinlichkeit berechnen als dies von Lagomarsini in seiner *epistola ad Facciolatum* geschehen ist, der seiner minutiösen Berechnung die Angabe der Zeilenabstände in den Lemmata des Asconius zu Grunde gelegt hat. Die Sicherheit unserer Berechnung wird noch durch den Umstand erhöht, dasz die Zeilenzahl auf allen Blättern des Codex die gleiche ist. Es enthält nun das Fragment des vorhandenen Quaternio 544 Zeilen der neuen teubnerschen Ausgabe; das jetzt erhaltene vorausgehende Stück der Rede umfaszt 416 Zeilen, so dasz sich für den fehlenden Anfang unter Abrechnung von ein paar Zeilen für den Titel 125 Z. ergeben würden. Sehr weit steht davon die lagomarsinische Berechnung nicht ab; dieser nimmt nemlich an dasz am Anfang ungefähr so viel fehle als der Raum von §. 88 bis zum Schlusz der Rede beträgt, d. i. 168 Zeilen der teubnerschen Ausgabe.

mehrere Stellen der Rede behandelt hatte. So ist es gekommen dasz Hr. B. mehrere schöne Vermutungen aufstellt, die schon früher Wunder vorgebracht hat, so, um nur éine solche Stelle zu berühren, die schlagende Verbesserung §. 30 *ac tamen* für *hac tamen*, die endlich die zürcher Ausgabe im Text bringen wird. Neu ist auch nicht §. 1 die wahrscheinliche Vermutung *quibus eras ignotus*, die sich schon bei Lallemand findet, und die zu §. 6 u. 10 mitgetheilten Vorschläge, in denen Garatoni und Schütz vorangegangen sind. Hingegen ist Hrn. B.s reines Eigenthum die Berichtigung der Interpunction unter Benutzung der Lesart des Palimpsests §. 80: *quorum alter, id quod meminero, semper aeque mihi fuit amicus ac sibi, alter, id quod obliviscar, sibi aliquando amicior quam mihi;* die schönen Verbesserungen §. 97 *sin autem aliquid speraveras*, §. 99 *quod potest esse improbis et probis commune*, so wie die wahrscheinlichen §. 74 *iudicasti* u. §. 75 *quo si est commotus*. Wie schon Wunder sich das Verdienst erworben hat eine Reihe von ganz unzweifelhaften Glossen aufzuspüren, die sich in groszer Zahl in den geringeren Hss. eingenistet haben (selbst der Vat. ist davon nicht frei, wie die merkwürdige aus dem Arusianus Messius berichtigte Stelle c. 23 a. A. lehrt), so ist es auch Hrn. B. gelungen noch mehrere solche Auswüchse auszuschneiden: so die ganz unzweifelhaften §. 87 *publicanis*, §. 97 *sententiae damnationis tuae*, die wahrscheinlichen §. 18 *populi Romani* nach *senatum*, §. 80 *C. Caesarem;* minder überzeugend ist die Athetese von *P. Lentulo* §. 34; geradezu ein Vorurtheil die Ausmerzung von *in pactione provinciarum* §. 28 und der längern Stelle §. 82 *perfecit ille* bis *haberemus*. Gut ist auch gegen Orelli die Nothwendigkeit der Aufnahme der Lesarten des Palimpsests bewiesen §. 18 *per interdicta potestatis tuae* und *auxilio fuerim*, §. 19 *quaerebam* (wo auch das Zeugnis des Isidorus Orig. II 30, 4 beigebracht werden konnte), §. 81 *cuius imperium* st. *c. imperio*, wie schon der geistreiche Lambin vermutet hat (doch steht die Lesart noch in keinem Text und ward auch von Peyron verkannt, der doch sonst selbst die offenbarsten Schreibfehler seines Palimpsests empfohlen hat), sodann die treffend motivierte Tilgung von *profectionis* §. 33. Wenn aber Hr. B. §. 48 in den Worten *iniussu populi Romani* gegen die Autorität des Palimpsests und Vat. *Romani* streichen will und sich dabei auf *auctoritatem senatus*, *iussa populi* in demselben §. und *iniussu populi* §. 52 beruft, so hätte er gerade umgekehrt auch in diesen beiden Stellen die Aufnahme von *Romani* aus dem Palimpsest empfehlen sollen. Von den Stellen, in denen dem Ref. die Behandlung des Hrn. B. nicht genügt hat, will er noch einige kurz besprechen, da er befürchten musz schon zu viel Raum in Anspruch genommen zu haben. §. 2, wo alle übrigen Hss. haben: *omnes enim honores populus Ro. mihi ipsi homini detulit*, hält er 'unam verissimam' die Lesart des cod. Ursini *mihi ipsi, non nomini, detulit*. Dem Ref. scheint dies eine ebenso grobe Interpolation wie das vulgäre *mihi ipsi homini novo*. Man hat, um die Stelle endlich aufs reine zu bringen, nur *homini* zu tilgen, dessen

Quelle auch nicht weit zu suchen ist; sie liegt nemlich in den gleich folgenden Worten vor: *me cum quaestorem in primis, aedilem priorem, praetorem primum cunctis suffragiis populus Ro. faciebat, h o m i n i ille honorem, non generi, moribus, non maioribus meis, virtuti perspectae, non auditae nobilitati deferebat.* — §. 6, wo die besseren Hss. haben: *mihi* — — *L. Gellius his audientibus civicam coronam deberi a re publica dixit,* verlangt Hr. B. mit Lambin *deberi a populo Ro.;* dann müste man auch ebenso im A. Gellius V 6, 15 corrigieren, wo es heiszt: *hac corona civica L. Gellius, vir censorius, in senatu Ciceronem consulem donari a re publica censuit, quod* etc. — §. 10 stöszt sich Hr. B. an den Worten *quam potestatem minuere* — — *nemo t a m effuse petulans conatus est* und verlangt *nemo t a m e n;* dabei wird die Kürze des Ausdrucks verkaunt, die sich ebenso findet or. Verr. V §. 34: *ut nemo tam rusticanus homo* — — *Romam venerit*; de orat. I §. 226: *quis hoc philosophus tam mollis* — — *probare posset?* Verg. Aen. I 539: *quod genus hoc hominum? quaeve hunc tam barbara morem permittit patria?* — Die Anfechtung von *quod diceres* §. 13, wofür Hr. B. *cum diceres* verlangt, erledigt sich durch Zumpts Bemerkung in der Gramm. §. 551. — §. 32 soll in *tu luctum senatus,* — — *tu cetera illa in maledicti loco pones, quae meus discessus rei publicae vulnera inflixit* der Indicativ falsch sein, weil Cicero nicht selbst 'praedicabat se vulnera inflixisse rei publicae', als ob dies nicht gerade seiner Ruhmredigkeit ganz entsprechend ist dasz er sagt, seine freiwillige Verbannung habe dem Staate tiefe Wunden geschlagen. — In den Worten §. 43 *impedita et oppressa mens conscientia* findet Hr. B. eine Lücke und will *scelerum conscientia* lesen; es war nichts hinzuzusetzen, sondern mit dem Vat. das Einschiebsel *conscientia* wegzuschneiden, womit die Stelle in bester Ordnung ist. — §. 45 *nemo bonus est* — —, *qui vos non oculis fugiat, auribus respuat, animo aspernetur, recordatione denique ipsa consulatus vestri perhorrescat* empfiehlt Hr. B. gegen den Vat. die Lesart des in dieser Rede sehr mittelmäszigen Erf. *recordationem denique ipsam.* Es ist aber gewis der ganzen Situation weit angemessener, wenn der Redner sagt: alle gutgesinnten befällt bei der bloszen Erinnerung an euer Consulat ein innerer Schauder. — §. 48 stöszt sich Hr. B. an dem Asyndeton in dem zweigliedrigen Vordersatz *cum iam egeret, cum illa* — — *aedificatio constitisset* und will *et* einsetzen; würde aber dann Cicero wol *cum* wiederholt haben? — Doch genug der Ausstellungen im einzelnen, durch welche den unbestreitbaren Verdiensten, die sich Hr. B. auch um diese Rede erworben hat, kein Eintrag geschehen soll.

[2] Nächst den oben besprochenen kritischen Beiträgen des Hrn. Bake sind von kleineren, welche in der letzten Zeit für die Reden erschienen sind, offenbar die bedeutendsten die in der *Mnemosyne* II 4 S. 423 ff. und III 2 S. 229 ff. von verschiedenen holländischen gelehrten niedergelegten, so dasz der Wunsch rege werden musz dasz die groszen Verdienste, welche sich dänische und holländische ge-

lehrte um den Cicero in den letzten Jahrzehnten erworben haben, auch eine gröszere Zahl von deutschen gelehrten veranlassen möchten diesem ersten Schriftsteller der römischen Litteratur eine gröszere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als in letzter Zeit geschehen ist. Wenigstens wenn man einen Blick in die zwei bedeutendsten philologischen Zeitschriften wirft welche selbständige Abhandlungen liefern, in den Philologus und in das rheinische Museum, so möchte man fast zu dem Glauben kommen dasz die kritische Forschung sich lieber jedem andern Schriftsteller als dem Cicero zuwende, trotzdem dasz die Zahl von dessen Schriften so grosz und noch so vieles für ihre gründliche Verbesserung zu thun ist. Eine um so gröszere Anerkennung verdient die Thätigkeit der holländischen gelehrten, zumal durch ihre Forschungen so treffliches zu Tage gefördert wird. In den oben bezeichneten zwei Heften der Mnemosyne sind über neunzig Conjecturen zu verschiedenen ciceronischen Reden mitgetheilt, unter denen sich durch Scharfsinn wieder besonders die von C. G. Cobet auszeichnen. Da ihre grosze Zahl eine eingehende Besprechung nicht zuläszt, so musz sich Ref. auf eine blosze Angabe der ganz evidenten oder besonders beachtenswerthen beschränken. Verr. act. I §. 1 *his iudiciis [quae nunc sint] pecuniosum hominem — — neminem posse damnari*, vgl. Accus. I §. 6 (*quae nunc sint* fehlt beim Schol. Gron. und schon Baiter hat es als entbehrlich bezeichnet) — ebend. §. 26 *ut quacumque posset ratione* (diese evidente Verbesserung hat auch Spengel gefunden) — §. 33 *quoniam pugnare contra me instituisti, non tam ex tua natura quam ex istius tempore et causa [malitiose] necesse est* (der kundige Verbesserer dieser drei Stellen ist nicht genannt) — Accus. III §. 198 *quo more? quo iure? quo exemplo?* (Ruhnken). Die übrigen Emendationen zur Accusatio sind von Cobet, nemlich: I §. 35 *auram posse aliquam afflare* (so schon Zumpt) — II §. 5 *ad omnes res sic illa provincia semper usi sumus* — II §. 54 *qui statim, cum rem sensisset* — II §. 87 *qui floruit Himerae* (ansprechender Bake in den Schol. Hyp.: *qui fuit Himeraeus*) — II §. 166 *eum quoque his odio esse oportere* — II §. 171 *portorium autem et scripturam eadem societas habebat* — II §. 179 *meminero me non suscepisse quem accusarem, sed recepisse quos defenderem* — II §. 180 *tantum agam de hoc toto crimine societatis* (so schon Bake in der Bibl. crit. nova) — IV §. 70 *audies homines e conventu Syracusano qui ita dicant* — IV §. 104 *quem legibus ac sociali iure persequor?* — p. Fonteio §. 22 *vos tamen cum Gallis stare* (der Vat. *iurare*) *malitis?* (C = Cobet) — p. Caecina §. 35 *numquid magis possidebis? [Actio enim iniuriarum non ius possessionis assequitur, sed dolorem imminutae libertatis iudicio poenaque mitigat]* (R = Ruhnken) — §. 39 *ius constitutum in eum, qui* (B = Bake) — §. 41 *cum de possessionis controversia — — loquimur* (B) — §. 49 *ain tu, qui — — exprimis, poterisne dicere* (B) — §. 50 *illud vero nullo modo potest [deiectus esse quisquam], non modo* (B) — §. 52 *sermo mehercule [et] familiaris et quotidianus non cohaerebit* (diese

Vermutung Bakes bestätigt der cod. Tegerns.) — §. 58 *tamen hi ipsi — — continebuntur* (die Lesart *et ipsi* weist vielmehr auf *ei ipsi*) — §. 66 *non deieci, sed eieci te ex eo loco* (C) — §. 70 *qui autem interpretes iuris vituperat*, [*si imperitos iuris esse dicit*,] *de hominibus*, *non de iure civili detrahit* (C) — §. 72 *quod mulier sine* [*tutore*] *auctore promiserit deberi* (C) — de lege agraria I §. 1 *quae res aperte petebatur*, *ea nunc* [*occulte*] *cuniculis oppugnatur* (R) — II §. 10 *aliud* [*spe ac*] *specie simulationis ostentant* (B) — II §. 19 *ut id — — populi ad partes traheret* — in Catilinam I §. 17 *si — — posses*, *tu*, *ut opinor* (C) — p. Murena §. 47 *aut in incommodo morbi* (R) — p. Sulla §. 43 *de alicuius periculo comminisci* (C) — §. 44 *non mecum familiari tuo questus es?* (C) — §. 51 *o patrem* [*Cornelium*] *sapientem!* (C) — in derselben Rede setzt Kiehl nach einer Andeutung Ruhnkens die Worte §. 87 *persolvi patriae quod debui; reliqua iam — — debentur* an den Schlusz des §. hinter *voluntate deducor* — p. Archia p. §. 8 *est ridiculum ad ea quae habemus nihil dicere*, *requirere quae habere non possumus* — p. Flacco §. 18 *egentes et leves spe largitionis* (st. *legationis*) *et viatico publico — — prolectat* (so Cobet, ist aber nicht neu) — §. 26 *intentis oculis*, *ut aiunt*, [*acerrime*] *contemplemini* (R) — §. 52 *ubi erant illi Pythodori*, *Aetidemi*, *Lepisones*, *ubi ceteri homines apud nos noti* (C) — §. 67 *prae re publica contemnere* (so Cobet, wie auch Baiter) — de domo sua §. 9 *denique eam*, *quam senatus frequens — — secutus ut* (Cobet, wie auch Ref. im Rh. Mus. N. F. IX S. 345) — p. Sestio §. 89 *an causam susceptam abiceret?* (R) — de provinciis consul. §. 1 *quid me censere conveniat* (C) — p. Balbo §. 35 *sed isti disputationi hic certe nihil est loci* (C) — p. Plancio §. 45 *bonorum omnium iram ac dolorem excitarunt* (C) — p. Rabirio Postumo §. 12 *datur tibi tabella* [*iudicii*] (C) — p. Ligario §. 26 *constantiam ornatissimi viri* [*L. Tuberonis*] (C) — or. Philipp. II §. 77 *nec opinato cum os ostendisses* (C) — XI §. 13 *hominem ridiculum*, *qui se expedire aere alieno putet posse*, *cum vendat aliena* (so Cobet für *exire;* aber beides liegt von der Lesart des Vat. *qui se exercere alieno p. p.* weit ab, näher läge *qui se exserere aere alieno* etc.) — XI §. 37 *praesertim cum contra ac Deiotarus sensit victoria belli inclinarit* (so Cobet für *iudicarit;* erscheint aber nicht *diiudicarit* passender?).

[3] Das dem Verzeichnis der Sommervorlesungen der göttinger Universität vom J. 1852 vorangeschickte Prooemium des Hrn. Prof. *K. F. Hermann: Vindiciae lectionum Bernensium in Ciceronis oratione pro P. Sestio* (12 S. 4) stellt sich die Aufgabe an einer Reihe von Stellen die Lesarten besonders des ältern cod. Bernensis gegen den von Madvig und andern Kritikern höher geschätzten cod. Parisinus zu rechtfertigen. Was es mit der Streitfrage über den gegenseitigen Werth der beiden Hss. für eine Bewandtnis habe, glaubt Ref. in seinem Aufsatz: 'Interpolationen in ciceronischen Reden aus [illegible] codex Parisinus Nr. 7794 nachgewiesen' im Rh. Mus. N. F. IX S. 321—350

dargelegt und zur Genüge bewiesen zu haben: 1) dasz diese Streitfrage nach der bisherigen Kenntnis des Par. aus der mit sträflicher Leichtfertigkeit gemachten Collation von Krarup, an der man am meisten die ganz ersonnenen Lesarten bewundern musz, gar nicht zu entscheiden war, 2) dasz der Bern., der ganz dieselben Reden wie der Par. und in gleicher Folge enthält, nach den sichersten Spuren aus keinem andern Codex als dem Par. abgeschrieben ist *) und abgesehen von dem geringern Werthe, den eine Abschrift gegenüber dem Original immer haben musz, dadurch weit hinter demselben zurücksteht, dasz der Abschreiber durchschnittlich den Correcturen und Fälschungen der spätern Hände des Par., die sich öfters um ein paar Jahrhunderte jünger erweisen, gefolgt ist. Erscheint so auch das Hauptergebnis der Abhandlung des Hrn. H. als unhaltbar und musz namentlich die Behauptung p. 5 'interpolatione autem Parisiensem multo saepius quam Bernensem laborare vidimus' theils ganz abgelehnt theils auf einige Correcturen, die der Par. erst im 15n oder 16n Jh. erfahren hat, beschränkt werden, so erleidet doch dadurch das Verdienst des Hrn. H. nicht die mindeste Schmälerung, der unbeirrt durch die mangelhafte Collation des Par. mit groszem Scharfsinn an einer beträchtlichen Reihe von Stellen die Richtigkeit von Lesarten erkannt hat, die bisher allein aus dem Bern. bekannt waren und jetzt auch durch die reinere Quelle des Par. bestätigt sind. Es wäre daher unbillig, wenn wir über die wenigen Stellen, wo sein Blick nicht so richtig gesehen hat, mit dem gelehrten Vf. der Vindiciae rechten wollten, da wir überzeugt sind dasz er in diesen jetzt gern der bessern Ueberlieferung sich anschlieszen werde. Neue Vermutungen stellt Hr. H. auf zu §. 78: *accepisset res publica plagam*, *sed eam quam acceptam gemere posset*, wo er *gaudere* (oder *regerere*) *posset* lesen will, aber Bakes Vermutung *gemere non posset* **) viel ansprechender

*) Da bei diesem Befunde der an sich so werthvolle cod. Bern. aus unserm ciceronischen Apparate ganz ausgeschieden ward, so dürfte es am Orte sein noch einige andere Beweise zu geben, für die wir die Rede *in Vatinium* wählen. §. 4 hat P *nimi es uehemens* für *nimiũ es u.;* nach *nimi* ist *s* eingeflickt, daher in B *nimis* — §. 6 steht in P am Ende einer Zeile *sanguinem prin* || *ciuitatis*, das nicht ausgeschriebene *prin* ist durchstrichen, daher fehlt *principum* in B. Ebenso §. 8, wo P hat *cumnius mea salute* für *cum unius m. s.;* das durchstrichene *nius* fehlt wieder in B, während die übrigen Hss. *cum mea unius s.* haben — §. 10 steht in P vor *inflata* am Rande *rogante* von späterer Hand; *rogante inflata* hat allein B — §. 16 hat P *siciebas* f. *sciebas;* daraus in B *sitiebas* — §. 32 hat B *expiaras*, weil in P ein *a* über der Lesart *expiares* steht — §. 41 hat P von erster Hand *uerum etiamenquaero*, woraus Lambin richtig *uerum tamen quaero* verbesserte; die Correctur in P *uerum etiam inquaero* findet sich so buchstäblich in B, während andere Hss. *etiam inquiro* oder *etiam quaero* bieten.

**) Bei dieser Gelegenheit bemerken wir dasz es auf einem Verstosze beruht, wenn Hr. Maehly NJahrb. LXIX S. 49 angibt dasz §. 110 im Par. *non* vor *fuit popularis* fehle. Die Negation steht in allen bekannten Hss.

erscheint. Auch *superbierat* §. 37 für *sumpserat* dünkt uns ein gezwungener Ausdruck zu sein, daher wir jetzt lieber bei den zahlreichen gröszeren und kleineren Lücken, die sich in den im Par. enthaltenen Reden finden, den Ausfall von *exilium* vor *sumpserat* annehmen möchten. Endlich in der schwierigen Stelle §. 145, wo der Par. hat *certadeietexeram* mit durchstrichenem *ie*, vermutet Hr. H. *certe caritate texeram.* Nach dem was Cicero als Hauptgrund seines *discessus* wiederholt bezeichnet hat, möchte man eher auf *quam, ut levissime dicam, certe a caede texeram* rathen.

[4] In der Gratulationsschrift zu dem fünfzigjährigen Amtsjubilaeum des Schulraths und Gymnasialdirectors zu Holzminden Joh. Chr. Koken (Wolfenbüttel 1851. 12 S. 4) behandelt Hr. Director *Justus Jeep* mehrere sehr schwierige Stellen der ciceronischen Reden. Glänzend ist die erste Verbesserung, die er zu or. Verr. IV §. 2 vorbringt: *etiam planius: nihil in aedibus cuiusquam, ne in hospitis* (st. *in oppidis*) *quidem, nihil in locis communibus, ne in fanis quidem — — reliquisse.* Denn wie die *fana* den *loca communia* untergeordnet sind, so verlangt die ganze Anlage des Satzes dasz auch nach *nihil in aedibus cuiusquam* ein engerer untergeordneter Begriff folge. In der or. p. Sestio schreibt Hr. J. §. 72: *alter vero, non ille Serranus ab aratro, sed ex deserto Gavio olenti ore a calatis Gaviis in Calatinos Atilios insitus*, womit die Schwierigkeiten der unheilbaren Stelle ebenso wenig gelöst scheinen, als es seinen Vorgängern gelungen ist sie zu heben; §. 97: *en igitur ut ii sint, quam tu nationem appellasti, qui* etc. aus der Lesart des Par. *ẽ igitur*, wo aber noch fraglich ist ob *est* einer Aenderung bedürfe, und wo auch die Richtigkeit der Verbindung *en ut sint* durch die aus Catullus 61, 157 beigebrachte Stelle keineswegs auszer Zweifel gestellt ist. Dem Gedanken nach befriedigt die Vermutung §. 110 *nihil sane ad haec iuvabant anagnostae; libri pro vino etiam saepe oppignerabantur:* aber sie verliert an Wahrscheinlichkeit durch die Lesart der ersten Hand im Par.; s. des Ref. Bem. im Rh. Mus. N. F. IX S. 338. §. 131 liest Hr. J. zunächst *cum ipsis Non. Sext. idem dies adventus mei fuisset redditus, qui natalis* etc., wo das Plusquamp. *fuisset redditus* gewis noch bedenklicher erscheint als das der Vulg. *fuisset reditus;* sodann wird in der handschriftlichen Lesart *cumque itinere toto urbes Italiae festos dies agere adventus mei videbantur* das von Madvig gestrichene *cumque* in *cunctae* geändert, ob mit Recht musz Ref. noch bezweifeln, der eine Rettung der Ueberlieferung in seiner Ausg. von 1853 versucht hat. Sehr ansprechend ist die Vermutung §. 134 *est enim nimia gloriae cupiditate*, jedoch erscheint das Bedenken das Madvig Opusc. I p. 502 f. über das vorhandensein eines Glossems erhoben hat nicht völlig beseitigt. Schön verbessert Hr. J. in der or. in Pisonem §. 55: *sed quid ego enumero, qui tibi obviam non venerint? quin dico venisse paene neminem* aus der Lesart des Vat. *cui dico*, wie sicherlich auch in derselben Rede §. 67 zu schreiben ist: *nihil apud hunc lautum, nihil elegans, nihil exquisitum — —,*

quin (Vat. *cui*) *ne magno opere quidem quicquam praeter libidines sumptuosum.* Bei Behandlung von §. 69 derselben Rede ist Hrn. J. Madvigs Note zu den B. de fin. b. et m. p. 148 entgangen, der in der einleuchtenden Verbesserung *desertum* für *disertum* mit J. zusammentrifft, aber sonst in der Constituierung der Stelle abweicht. Von der Nothwendigkeit einer Aenderung in der or. in Vatinium §. 25 *quem tu — — ante aliquanto timebas*, wofür Hr. J. *tandem aliq.* will, hat sich Ref. noch nicht überzeugen können; die Behandlung aber der schwierigen Stelle p. Sulla §. 63 konnte aus dem Grunde nicht genügend ausfallen, weil Hr. J. die Lesart der besten Hs., des cod. Tegerns. noch nicht gekannt hat. Wenn Ref. den Resultaten des scharfsinnigen Vf. auch nicht überall beipflichten kann, so musz er doch sehr wünschen dasz er uns recht bald wieder mit Früchten seiner ciceronischen Studien erfreuen möge.

[5] Sehr beachtenswerthe Verbesserungen zu den philippischen Reden von *Paul Richard Müller* in Jena enthält der Philologus IX S. 186 f., die alle auf die Spuren des Hauptcodex, des Vaticanus, begründet sind. Entschieden richtig ist V §. 18: *illud vero taeterrimum non modo aspectu sed etiam auditu, in cella* etc. (vgl. Phil. II §. 63), wo im Vat. *aspectu* und *auditu* ihre Stellen wechseln; V §. 29: *num umquam* (*numquam* Vat.) *perditis civibus vexillum quo concurrant defuturum putatis?* XI §. 9: *quam si qui* (*si ui* Vat.) *alterius facinus subire cogitur.* IV §. 13 hat der Vat. *quamquam alia omnia falsa incerta sint caduca mobilia, virtus est una altissimis defixa radicibus*, wo Hr. M. mit groszer Wahrscheinlichkeit vermutet: *nam quum alia omnia fluxa incerta sint* etc. Auch der Verbesserungsversuch in der verderbten Stelle V §. 12: *quibus rebus tanta pecunia una in domo coacervata est, ut si hoc genus populi in usum* (*genus pene in unum* Vat.) *redigatur, non sit pecunia populo Romano defutura*, ist allen früheren weit vorzuziehn, nur hat Hr. M. übersehen dasz der Vat. *rei publicae defutura* hat, wodurch die unangenehme Wiederholung von *populus* vermieden wird.

[6] Dagegen müssen wir leider die Beiträge zu den Reden, welche das neuste Heft des Philologus IX S. 372 ff. bringt: *Analecta Ciceroniana* von *Landsberg*, als ganz unbrauchbar bezeichnen. Conjecturen wie de har. resp. §. 47: *atque ex hac nimia nonnullorum alienatione et aliis quibusdam* (sc. *rebus*) *haerent illa tela in re publica, quae* etc. und in Vatin. §. 16 *de quibus duos edentes* (soll heiszen 'von sich geben'!) *vides, te aediliciam praetextam togam... vendidisse* widerlegen sich durch die Latinität selbst; der Versuch in der or. pro Caelio §. 23 *non* vor *negavit* einzuschieben beruht auf einem groben Misverständnis des Sinnes; auch der Verbesserung der Interpunction or. Phil. XI §. 2: *ecce tibi geminum in scelere par; inusitatum, inauditum, ferum, barbarum!* wird niemand Glauben schenken. Die vier Adjectiva sollen nemlich Neutra sein = *inusitata res*, damit die einleuchtende Verbesserung von Graevius *invisitatum*, die jetzt auch der für diese Reden noch nicht benützte cod. Tegerns.

bestätigt, abgewiesen werde. Dasz dem Cic. in der or. p. Plancio §. 88 nicht der Hexameter *interitus nullos ultores esse videbam* entschlüpft sei, konnte der cod. Erf. lehren, der *esse ultores* hat, für welche Lesart Ref. jetzt auch das Zeugnis des cod. Teg. beibringen kann. Nichtssagend ist auch die versuchte Rechtfertigung or. p. Rab. Post. §. 5, wo man bisher las: *stulte: quis negat? aut quis iam non admonet? Quod male cecidit, bene consultum putares? Sed est difficile* etc. Denn wenn auch Ant. Augustinus falsch emendiert hat *quod male cecidit, id si bene, bene c. p.*, so konnte doch der Soloecismus *putares*, den Ernesti richtig erkannt hat, zeigen dasz die Vulgata nicht haltbar sei. Aus der Lesart der Hss. *aut quis iamamouet quo* (*quod*) *male cecidit b. c. putares id est diff.* ergibt sich dasz die Stelle so zu ordnen ist: *aut quis iam volet quod male cecidit bene consultum putare? Sed est difficile* etc. Richtig ist nur die Bemerkung dasz or. de domo sua §. 50: *cuius* (*legis*) *quam quisque partem tetigit, digito, voce, praeda, suffragio, quocumque venit, repudiatus convictusque discessit*, in *praeda* ein Fehler vorliege; aber die versuchte Abhilfe *pedibus* ist unbrauchbar, weil von einer *lex tribunicia* die Rede ist, in Tributcomitien aber ein *pedibus ire in sententiam* bekanntlich nicht stattgefunden hat.

[7] Endlich haben wir noch zu berühren den Aufsatz des Hrn. Prof. *C. E. Putsche* in Weimar: *über Ciceros Rede für den Ligarius* im 19n Supplementband dieser Jahrb. S. 532—540, in welchem der Vf. eine vortreffliche Zergliederung der ganzen Rede gibt und einige sehr brauchbare Nachträge und Berichtigungen zu der Schulausgabe des Ref. mittheilt. Bei so freundlicher Unterstützung von mehreren Seiten könnte es mit der Zeit gelingen eine billigen Anforderungen ganz genügende Schulausgabe der Reden herzustellen; denn dasz eine solche sich mit dem ersten Schlage kaum hinstellen läszt und überhaupt keine so leichte Sache ist als vielleicht mancher denkt der nicht selbst eine solche versucht hat, dürfte jetzt wol eine unbestrittene Wahrheit sein.

München. *Karl Halm.*

9.

Der Rechtsstreit zwischen P. Quinctius und S. Naevius. Eine Einleitung zu Ciceros Rede für P. Quinctius, mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnis der Philologen bearbeitet von Dr. J. Frei, a. o. Prof. an d. Univ. Zürich. Zürich, bei S. Höhr. 1852. 38 S. 4.

Der Einladung der Redaction dieser Zeitschrift, der vorstehenden Collectivrecension eine Anzeige des trefflichen Schriftchens von Hrn.

Prof. Frei beizufügen, folge ich mit Vergnügen, da dasselbe sehr geeignet ist sowol Schüler als Lehrer, von denen auch jetzt noch viele mit den zur Lectüre Ciceros nothwendigen römischrechtlichen Vorkenntnissen nicht hinlänglich versehen sind, in das Verständnis des römischen Civilprocesses einzuführen. Hr. F. führt uns nemlich nicht blosz den der Quinctiana zu Grunde liegenden Rechtsfall vor, sondern wir erhalten eine Uebersicht über den Gang und Verlauf eines ganzen römischen Civilprocesses, geknüpft an die Hauptmomente der naevianischen Sache. Dies geschieht mit solcher Klarheit und Anschaulichkeit, dasz jeder Leser bis in die Details zu folgen im Stande ist. Die Vollständigkeit der Darstellung und die Richtigkeit der von Hrn. F. angenommenen Resultate zeigt aber dasz derselbe, indem er sich dieser Arbeit unterzog, durch ein gründliches Studium der ciceronischen Reden und der betreffenden juristischen Litteratur gehörig vorbereitet war. Am meisten folgt Hr. F. den Resultaten der Kellerschen Untersuchungen (z. B. bei der Darstellung der *bonorum possessio* und der dahin einschlagenden Edictsworte, in der Ansicht über den Termin der bei der *bonorum possessio* eintretenden Infamie, in der Auffassung der Disposition der Rede und der rednerischen Klagen über erlittenes Unrecht, sowie in Betreff der Sponsionen usw.); doch behauptet er dabei seine Selbständigkeit und prüft allenthalben sorgfältig, weshalb er an andern Stellen die Kellersche Ansicht verläszt und mehrmals die von O. E. Hartmann in seinem scharfsinnigen und zum Theil auch für die Philologen interessanten Buche über das römische Contumacialverfahren niedergelegten Erklärungen annimmt. Ueberhaupt musz man den sichern Takt des Vf. anerkennen, welcher unter den oft widersprechenden Ansichten der Juristen in der Regel die zufolge der Sachlage und des ciceronischen Textes wahrscheinlichste Deutung angenommen hat.

Einen Auszug zu liefern ist unmöglich, aber eine kurze Inhaltsangabe soll hier Platz finden. I. Ursprung und Verlauf des Rechtsstreites bis zur gerichtlichen Verhandlung (S. 5—24). II. Vertheidigung des P. Quinctius durch Cicero, dasz die *bona* desselben nicht 30 Tage hindurch von S. Naevius besessen worden seien (S. 24—38): 1) Eingang (Cap. 1. 2), 2) Darstellung des Sachverhaltes (Cap. 3—9), 3) Beweisführung (Cap. 10—27), 4) Schlusz (Cap. 28—31). In dem Abschnitt über die Beweisführung ist die Unparteilichkeit Hrn. F.s hervorzuheben, mit welcher er die von Cicero vorgebrachten Gründe beleuchtet. Wenn er auch von der Rechtmäszigkeit der Sache des Quinctius im ganzen überzeugt zu sein scheint, so setzt er doch die vielen schwachen Partien von Ciceros Argumentation, dessen advocatorische Kunstgriffe, grundlose Beschwerden und einseitige Verdrehung von Thatsachen gehörig ins Licht. Dies thut Hr. F. mit sorgfältiger Benutzung der zuerst von Keller gegebenen Ausführungen und Andeutungen, und zwar in viel praeciserer Form und übersichtlicherer Weise, so dasz diese kleine Schrift für den welcher selbständige juristische Studien zu machen nicht gedenkt, vor Kellers umfassender

und bei aller Vortrefflichkeit manches überflüssige enthaltender Entwicklung den Vorzug verdient, und es wäre zu wünschen dasz man auch zu den Reden pro Q. Roscio comoedo u. pro Tullio ähnliche Einleitungsschriften besäsze.

Da es aber gegen alles herkommen verstöszt eine Anzeige in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Vf. zu schlieszen, so erwähne ich noch einige Punkte, in denen man anderer Meinung sein kann. So ist die auf S. 13 nach Keller von Hrn. F. angenommene unbedingte Satisdationspflicht eines jeden Procurator mir noch jetzt so unwahrscheinlich wie früher (Rec. von Kellers Sem. Tull. in der Jen. Litt. Zeit. 1842 Nr. 200), denn wenn das Princip der nothwendigen Satisdation alle Procuratoren umfaszt hätte, so würde sich Cic. durch eine solche auffallende Rechtsverdrehung (etwas ganz anderes ist es, wenn der Redner Thatsachen verdreht) in den Augen der Richter und Zuhörer mehr geschadet als genützt haben. Ich will keineswegs sagen dasz Cic. Recht hatte, die Satisdationspflicht des Alfenus als Vertreters des Quinctius in Abrede zu stellen, aber ich bin überzeugt dasz Cicero wenigstens einen Schein von Recht für sich haben muste und dasz es wenigstens in alter Zeit Procuratoren gab — etwa Generalbevollmächtigte — welche nicht bei jeder Vertretung zur Satisdation gezwungen waren, wenn auch keineswegs daraus folgt dasz Alfenus in die Zahl dieser besonders ausgenommenen Procuratoren gehört habe. — S. 23 erwartete man in einem philologischen Programm wenigstens in einer Anmerkung Aufschlusz über die oft bei den Classikern vorkommende Sponsionsformel *ni* etc. Vorarbeiten darüber befinden sich in der erwähnten Rec. Jen. L. Z. 1842 Nr. 199 und in Bachofens Rec. in den krit. Jahrb. für deutsche Rechtswissensch. VI S. 972 ff. — S. 8. Sehr schwierig ist die Entscheidung über die Bestimmungen des Edicts rücksichtlich der *missio in bona*. Nach Keller und Frei ist diese Maszregel zuerst gegen solche Schuldner bewilligt worden welche sich durch böswilliges wegbleiben von dem Gericht der Klage und ihren Wirkungen entziehen wollten, sodann wurde sie auch auf die Schuldner ausgedehnt deren man überhaupt vor Gericht nicht habhaft wurde, diese mochten sich nicht einlassen wollen oder nicht erscheinen können. Endlich stellte der Praetor den der ein versprochenes Vadimonium nicht eingehalten, bezüglich der *missio in bona* dem Schuldner gleich, so dasz der Beweis eines *vadimonium desertum* gewissermaszen als Beweis des Schuldverhältnisses galt. Während Hr. F. im Text dieser Kellerschen Theorie folgt, erklärt er in der Anmerkung dasz Ciceros Worte Kellers Ansicht nicht sonderlich günstig seien und dasz Cic. mehr für Hartmann spreche. Dieser nemlich meint, das blosze Schuldverhältnis und Abwesenheit des Schuldners seien zur *missio in bona* nicht ausreichend, sondern es hätten andere Umstände z. B. *vadimonium desertum* noch hinzukommen müssen. Hier konnte sich Hr. F. entschiedener über das Verhältnis beider Ansichten aussprechen und die Wahrheit scheint in der Mitte zu liegen. Ob *vadimonium desertum* ohne Schuldverhältnis zur Postulatio der *missio* aus-

gereicht habe (so Keller), steht noch nicht unbedingt fest, denn es wäre jedenfalls ungerecht gewesen die *missio* zu gestatten, wenn es sich nicht um wirkliche pecuniäre oder vermögensrechtliche Benachtheiligung des Klägers handelte; sicher aber ist dasz *vadimonium desertum* nicht allemal (wie Hartmann meint) zum Schuldverhältnis hinzutreten muste. Setzen wir den Fall, jemand habe nachgewiesen dasz er Gläubiger sei und dasz er auf dem gewöhnlichen Processwege nichts ausrichten könne — was hätte er dann für eine Hilfe gehabt, wenn ihm die *missio* versagt gewesen wäre? Ich glaube daher, der Postulant muste vor allem sein Verhältnis als *creditor* beweisen, sodann aber auch, dasz er nicht zu seinem Rechte gelangen könne und überhaupt Ursache zum Verdacht gegen den *debitor* habe. So lange der *debitor* dem *creditor* nicht verdächtig war, so lange man an dem guten Willen des *debitor* nicht zweifeln konnte, so lange war der Antrag auf *missio* unzulässig. Der höchste Verdachtsgrund den der *creditor* hegen konnte war freilich das *vadimonium desertum* seitens des Schuldners, denn da lag dessen böser Wille klar zu Tage, da er ungeachtet aller Versprechungen sich nicht gestellt hatte. Darum ist *vadim. desertum* bei Cic. als ein den Schuldner zur harten Maszregel der *missio* rechtfertigender Verdachtsgrund behandelt. Sowol §. 48 als §. 60 sagt der Redner: das Schuldverhältnis allein reicht nicht aus, der Schuldner musz sich haben etwas zu Schulden kommen lassen (*commissum*), wodurch er den Verdacht des Gläubigers erregte. Die trügerische Absicht wird aber am meisten durch *vadim. desertum* manifestiert, obwol dies keineswegs hinzutreten muste, denn das Benehmen des *debitor* konnte auch in anderer Weise Verdacht erregen, ohne *vadim. desertum.* Auf diese verdächtige Handlungsweise des *debitor* deutet Cic. §. 51, wenn er sagt: *viri boni cum palam fraudantur*, *cum experiundi potestas non est* (wenn man des beklagten nicht habhaft werden kann), *timide tamen — istuc descendunt* (zur *missio*), *vi — coacti*, *inviti*, *multis vadimoniis desertis* (was hier nur als Beispiel angeführt ist). Ich setze nichts weiter hinzu, da mir Hartmanns Buch nicht zur Hand ist, und bemerke noch dasz Hr. F. in der überaus schwierigen Stelle Cap. 19 der Meinung derer ist, welche eine 4e Clausel *qui absens iudicio defensus non fuerit* in den Text einschieben wollen, wie er schon 1851 im Philologus VI S. 324—332 gezeigt hat.

Eisenach. *Wilhelm Rein.*

10.

Ueber den Anfang von Livius Geschichte.

Hat Livius seine Geschichte wirklich mit den Worten *iam primum omnium satis constat* begonnen, oder ist der Anfang verloren?

Zunächst ist auffällig die Bemerkung von Servius ad Aen. I 242: *hi enim duo* (Antenor und Aeneas) *patriam prodidisse dicuntur secundum Livium.* Wenn Livius eine solche Bemerkung gemacht hat, so wäre die einzige hierzu geeignete Stelle in diesem ersten Capitel zu suchen. Zwar ist es nicht wahrscheinlich dasz Livius dem *pius Aeneas* einen solchen Makel angehängt habe, aber er könnte ja dieser Meinung widersprochen haben, die bei griechischen Dichtern (vgl. Heyne exc. VII ad Aen. lib. I) ausgesprochen sich findet und zu den πολυθρύλλητα gehört zu haben scheint. Denn zweimal erwähnt sie Aurelius Victor de origine gentis Rom. c. 9, 1 u. 2, und zweimal legt Servius (ad Aen. I 242. 647) dem Vergilius die Tendenz unter, er wolle der verbreiteten Meinung von der *proditio Aeneae* entgegentreten.

Doch lassen wir Servius Bemerkung dahin gestellt sein. Halten wir uns an Livius selbst und seine Worte. Duker zu IX 17, 5 bemerkt, das *iam* bilde den Uebergang von der Vorrede zu der Geschichte. Vergleicht man die ähnlichen Vorreden bei Thukydides, Polybios, in Tacitus Agricola, so findet man dort keinen solchen Verband. Wie jene mit Ἐπίδαμνός ἐστι πόλις — *Cn. Iulius Agricola* ihre Geschichte beginnen, so möchte man bei Livius einen Anfang erwarten wie in Tacitus Annalen: *VRBEM ROMAM* etc. Doch wollten wir jenen durch *iam* vermittelten Uebergang annehmen, so ist doch das Factum: *Achivos Aeneae Antenorique omne ius belli abstinuisse* ein so untergeordnetes, herausgegriffenes Mittelglied, dasz man glauben möchte, Livius wolle in der manierierten und gesuchten Weise moderner Romanschreiber seine Leser *in mediam rem* einführen, was mit der ruhigen Würde und rhetorischen Gemessenheit von Livius in Widerspruch steht. Achten wir nun weiter auf Livius Sprachgebrauch, so finden wir dasz er *iam primum* und *iam primum omnium* dann gebraucht, wenn er für eine eben ausgesprochene Behauptung die einzelnen Belege anführt. V 51 *invenietis omnia prospere evenisse — iam omnium primum Veiens bellum* etc. IX 5 *omnia tristiora futura — iam primum inermes exire iussi* etc. XLIV 38 *quam multa pro hoste et adversus nos fuerint. iam primum omnium quantum numero nos praestent* etc. IX 17 *ea et singula et universa intuenti facile praestant invictum Rom. imperium. iam primum, ut ordiar ab ducibus comparandis, haud equidem abnuo* etc. Wenig unterschieden hiervon sind die Fälle wo ein angegebenes Verfahren detailliert wird und die der Reihe nach erste Handlung mit *iam primum* eingeführt wird. XXI 62 *prodigiis procurandis tota civitas operata fuit. iam primum omnium urbs lustrata est* etc. XLIV 18 *extemplo apparuit, non segniter id bellum L. Aemilium gesturum. iam omnium primum a senatu petiit* etc. XXVIII 39 *SciPiones nullo tempore destiterunt quae nobis secunda essent facere. iam omnium primum oppidum nobis restituerunt.* XL 3 *neque obscurum erat Philippum rebellaturum omniaque eo spectare. iam primum omnem fere multitudinem* etc. (Nicht gehören hierher Stel-

len wo *iam primum* heiszt 'schon gleich vom Anfang', Sall. Cat. 15, oder wo *primum* 'anfänglich' *postea* zum Gegensatze hat, Tac. Ann. IV 6.)

Wenn also Livius seine Geschichte etwa mit folgendem Gedanken begonnen hätte: *Urbis Romae prima origo Troia est*, so würde sich als erster Punkt der weitern Darlegung passend die Bemerkung anschlieszen, dasz Aeneas und Antenor bei der Zerstörung Trojas gerettet worden seien, um so zunächst dem Einwurfe zu begegnen, Troja sei mit all den seinen vernichtet worden, mithin könnten von dort Roms Urväter nicht ausgegangen sein. Hieran reiht sich dann ferner die zweite Bemerkung, dasz jene geretteten (*deinde*) ihren Weg nach Italien gelenkt haben. An diesen natürlichen Verlauf schlieszt sich dann c. 4 *sed debebatur, ut opinor, fatis tantae origo urbis* die Hinweisung auf den göttlichen Ursprung der Stadt.

Jener von uns substituierte Anfang konnte nun leicht dahin erweitert gewesen sein, dasz eine Bemerkung über die *proditio Aeneae* beigemischt war. Aber ein kurzer Satz hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, weil dessen Ausfall dadurch erklärt werden könnte dasz der, welcher den einzigen erhaltenen Codex schrieb, die Anfangsworte demjenigen Abschreiber überliesz, welcher die bunten Uncialverzierungen hinzufügen sollte. Dies unterblieb und so entstand der Torso.

Schwerin. *Carl Wex.*

11.

Stellen des Curtius im Pseudo-Kallisthenes.

Ebert bemerkt in dem Verzeichnis der wolfenbüttler Handschriften griechischer und römischer Classiker S. 64, ein Codex des Curtius finde sich unter ihnen nicht: was unter diesem Namen in dem alten Kataloge verzeichnet sei, beziehe sich nicht auf Curtius, sondern auf Pseudo-Kallisthenes. Diese Angabe ist nicht genau. Denn die zweite unter den von Ebert S. 16 angeführten Lebensbeschreibungen Alexanders (Nr. 25), ein Gemisch sehr verschiedenartiger Bestandtheile, enthält nicht unerhebliche Bruchstücke aus dem zehnten Buche des Curtius.

Zunächst gibt sie einen ziemlich ausführlichen Bericht über Alexanders Versuch das Paradis zu erreichen. Das wesentliche der Erzählung ist folgendes. Alexander gelangte zu einem breiten Strome und fand am Ufer desselben ein groszes, wol ausgerüstetes Schiff. Von den Anwohnern erfuhr er, der Strom, Ganges oder Phison genannt, komme aus dem Paradise. Auch traf er auf den Dächern der Häuser Palmblätter, die auf dem Strome aufgefangen waren und getrocknet und zerrieben einen wunderbar lieblichen Geschmack hatten. Nun hält er

alles was er erstrebt und erreicht hat für nichts, wenn er nicht auch zu dem Paradise gelange. Er läszt sein Heer an einem sichern Orte zurück und besteigt mit einer auserwählten Schaar das Schiff. Unter Mühseligkeiten und Gefahren die sich täglich steigern erreichen sie am vierunddreiszigsten Tage eine hohe, lange, mit Moos so überzogene Mauer, dasz die Steine und ihre Fugen nicht zu erkennen sind. Sie fahren die Mauer entlang. Am dritten Tage zeigt sich in ihr ein kleines verriegeltes Fenster. Alexander schickt einige von den seinigen in einem Kahne ab. Auf ihr pochen wird das Fenster geöffnet und eine Stimme von innen fragt, wer und woher sie seien und was sie begehren. 'Wir sind' antworten die Macedonier 'gesandte des Königs der Könige, des unbesieglichen Alexander, dem der Erdkreis gehorcht und den alle Welt fürchtet. Er verlangt zu wissen, zu welchem Volke ihr gehört, unter welchen Gesetzen ihr lebt, wie grosz eure Macht und wer euer König ist. Zugleich gebietet er dasz, wenn euch Leben und Wolfahrt lieb ist, ihr euch ihm unterwerft und Tribut zahlt.' Darauf erwiedert dieselbe Stimme, sanft und freundlich wie vorhin: 'spart eitle Drohung und Forderung und erwartet in Geduld die Antwort auf euer Verlangen.' Nach etwa zwei Stunden wird das Fenster wieder geöffnet. Der unbekannte zeigt sich den harrenden und übergibt ihnen für den König im Auftrag der Bewohner des Orts einen Edelstein von wunderbarem Glanze und seltener Farbe, an Grösze und Gestalt dem menschlichen Auge vergleichbar. Dieser Stein könne Alexander, wenn er dessen Natur und Eigenschaften erkenne, von aller Habgier und allem Ehrgeiz befreien. Uebrigens solle er hier nicht länger weilen — denn Wind und Wogen droheten Tod und Verderben — und Gott für die ihm erwiesene Wolthat danken. Die abgesandten überbringen den Edelstein mit der Warnung und Alexander nimmt sie als ein kluger Mann zu Herzen und kehrt eilig zu seinem Heere zurück. Dies hatte inzwischen von den Gefahren des Stroms gehört, war in Sorge um das Leben des Königs versetzt und deshalb über seine Erhaltung und glückliche Rückkunft hoch erfreut. Nun zogen sie weiter und gelangten zu einer reichen Stadt, von deren Bewohnern sie ehrenvoll aufgenommen und beschenkt wurden. Am folgenden Tage entbot Alexander die weisen des Orts, Juden und Heiden, insgeheim zu sich, um von ihnen Auskunft über das bestandene Abenteuer und über die Eigenschaften des Edelsteins zu erhalten. Diese können nun zwar die weisen Männer nicht geben: doch hüllen sie ihre Rathlosigkeit in zweideutige Worte und suchen den König dadurch zu befriedigen dasz sie sein Glück, seinen Erfolg und seine Macht erheben und preisen. Alexander unterdrückt seinen Unmut und entläszt sie beschenkt. Es war aber in der Stadt ein betagter Greis, Papas mit Namen, ein Jude. Als der von der Ankunft des Königs und seiner Unruhe über den Stein hörte, liesz er sich — Altersschwäche hinderte ihn am gehen — in einem Sessel zu ihm tragen. Der König empfieng den Mann, wie es seine würdige Gestalt und seine grauen Haare verlangten, mit Ehrerbietung, unterredete sich mit ihm über

alte Dinge und erkannte aus seinen Antworten bald dasz er ein Mann von Weisheit sei. Da erzählte er ihm von seiner Fahrt, den Gefahren und dem glücklichen Ausgang derselben. Der Greis erhob seine Hände zum Himmel und sprach: 'o König, vergisz nicht wie viel du dem Gott des Himmels schuldest! Keinem sterblichen ist ähnliches gewährt. Viele, an Kraft und Geist ausgezeichnet, haben zu verschiedenen Zeiten vor dir die Fahrt unternommen. Manche sind in den Wogen umgekommen, andere blind, taub oder mit zittern an allen Gliedern zurückgekehrt. Keiner ist ans Ziel gelangt. Du allein hast die Gefahren bestanden, den Ort erreicht und Antwort erhalten: gewis nicht ohne Gottes gnädige Fügung und Leitung.' Durch diese Worte beruhigt und erfreut sprach Alexander: 'nun sehe ich dasz die Schrift mit Recht bezeugt: in den alten ist Weisheit'; und zeigte den Stein, welchen er bisher in der Hand verborgen gehalten. Als der Greis diesen erblickt und lange angestaunt hatte, sagte er: 'das ist in Wahrheit eine wunderbare und eine ernste Mahnung!' Auf die Bitte des Königs ihm alles was er wisse mitzutheilen liesz er sich zuvor eine Wage bringen und legte den Stein darauf. Dieser übertrifft an Schwere alles Gold was auf die andere Schale gelegt wird; nachdem er aber mit etwas Staub bestreut ist, überwiegt ihn das kleinste Gewicht, selbst eine Feder. Nun erst erfüllt der Greis die Bitte des Königs, ihm über den Ort den er gesehen und über dessen Bewohner Auskunft zu geben. 'Was du, o König, gesehen hast' sagt er 'ist nicht eine Stadt, sondern eine feste und allem Fleisch undurchdringliche Mauer. Die vom Fleische befreiten Geister der gerechten warten da auf die Auferstehung des Leibes im Genusse der stillen Ruhe welche ihnen Gott beschieden hat. Aber nach dem Gericht werden sie in das Fleisch zurückkehren und mit ihrem Schöpfer in Ewigkeit herschen. Diese Geister, denen das Heil der Menschen am Herzen liegt, haben dir den Stein gegeben, um dich zu warnen und von der Hab- und Ehrsucht frei zu machen, welche dich in Sorgen stürzt, durch Verdacht und Mistrauen quält und nicht zum Genusz der dir verliehenen Güter kommen läszt. Der Stein ist nach Form und Farbe das menschliche Auge. Und wie ihn, ehe er mit Staub bestreut war, nichts aufwog, so wird das Auge des Menschen, so lange es im Lichte lebt, von der Glut der Begierde getrieben, von dem vielfachen Reize des neuen angezogen, durch nichts gesättigt. Ruht es aber unter der mütterlichen Erde, dann kennt es empfindungslos keine Lust und kein verlangen mehr, wie der mit Staub bedeckte Stein von einer leichten Feder aufgewogen wird. Auf dich, o König, den Sieger über Völker, den Gebieter über Reiche, den Herrn des Erdkreises deutet der Stein: dich warnt und mahnt er. Ein wenig Erde wird deinem unersättlichen trachten ein Ziel setzen.' Nach diesen Worten entschuldigt der Greis seine Freimütigkeit; Alexander aber umarmt und beschenkt ihn königlich; entsagt der Habgier und Ehrsucht und weiht sich dem Edelmut und der Tugend. Nach einigen nothwendigen Einrichtungen kehrt er auf dem kürzesten Wege nach Babylon

zurück und lebt da frei von Mühseligkeiten und Kämpfen fortan in Ruhe und Frieden.

An diese Erzählung reiht sich ein kurzer Abschnitt aus der Handschrift Nr. 24 (*Textus de ortu magni Alexandri*), welcher der Hauptsache nach das enthält was sich im Pseudo-Kallisthenes III c. 30. 31. 35 (ed. Müller. Paris. Didot. p. 143 sqq.) findet. In diesen Abschnitt sind die aus dem zehnten Buche des Curtius entlehnten Stellen eingeschaltet. Ich gebe das Bruchstück nach der ältern Hs. Nr. 24 und füge die wesentlichen Abweichungen der Hs. Nr. 25 am Rande hinzu.

Cumque *inde*[1]) proficisci disponeret, contigit ut quendam mulier infantem pareret, cuius superior pars ad hominem pertinens iam quidem putrefacta ac semiviva videbatur, inferior vero beluinis capitibus, qualem Scyllam ferunt fabulae poëtarum, praeter quod non caninis lupinisve. Enimvero leonum et pardorum ursorumque atque draconum capitibus inguina infantuli cingebantur. Quod ubi Alexandro intimatum est, protinus mulierem advenire iussit partumque monstrare. Adveniens illa nudavit infantem monstrumque ostendens professa est sese peperisse. Rex autem *confestim prodigiorum interprete arcessito*[2]) sciscitabatur, quidnam hoc portenderet. Qui mox secreto respondit regi dicens 'o rex, utinam interpretatio hostibus et inimicis tuis haec esset! Superior quippe pars, quae ad hominem pertinet, quaeque iam putrida ac semiviva videtur, te significat, domine rex. In promptu quoque est, ut tu moriaris atque intereas. Inferior vero pars, quae ferinis capitibus cingitur, quaeque vivere videtur, hi sunt principes tibi subiecti. Et ut hae ferae inter se dissident, sic quoque post mortem tuam hi inter se discordes erunt.' Haec interpretatio non modicam Alexandro maestitiam intulit. Occasio igitur illius mortis haec fuit. Mater eius scripserat ad eum de simultatibus Antipatris *et divino*[3]) patris praemonuitque insidias eorum *cavendas*[4]). *At ille* statuit Antipatrem ad sese de Macedonia venire alio in loco eius subrogato. Inde Antipater iratus in ipso itinere veneno efficacissimo ac potentissimo elaborato per ministrum regi destinavit hauriendum. Quo ille hausto mox lectulo datur intellexitque se moriturum. [ ] Ordinatis itaque rebus dispositisque principibus ac ducibus suis, prout sibi libuit, spiritum emisit. [ ] Cumque de sepultura *illius*[5]) iurgia orirentur, quippe Macedonibus in sua eum transferre cupientibus et Persis econtra resistentibus, tandem Iovis oraculum consulentes responsum acceperunt apud Aegyptum eum *sepeliri*[6]) oportere, non in Memphys, verum in illa quam ipse sibi aedificaverat urbe. Ergo honorificentissime ibi ei erecta est sepultura. [ ] Vixit autem annis XXXII, imperio potitus annis XII; condiditque urbes XII, quas omnes suo de nomine Alexandriam nuncupavit: Alexandria quae condita est sub nomine Bucefali equi. Alexandria montuosa. Alexandria apud Porum. Ale-

1) de Babylone 2) prodigiorum confestim interprete accercito 3) et divinatione 4) cavendas. Sic enim oraculo praemonitus erat: 'Babilone morieris, non ferro, sed veneno.' At ille 5) Alexandri 6) sepelire

xandria in Scythia. Alexandria Babylonis. Alexandria apud Massagetas. Alexandria apud Aegyptum. Alexandria apud *Origida*[7]). Alexandria apud Granicum. Alexandria apud Troadā. Alexandria apud Tigridē fluvium. Alexandria apud *Sanctȳ*[8]). Insignivit ergo muros earum primorum quinque Graecorum *elementorum*[9]), uti legeretur in eis 'Alexander Rex Genus Iovis Fecit' *ΑΡΓΙΦ*. Et quem orbis universus ferro superare non potuit, vino et veneno superatus atque extinctus occubuit.

An den durch [ ] bezeichneten Stellen finden sich Bruchstücke aus Curtius. Auf die Worte *intellexitque se moriturum* folgt ohne einen Absatz oder einen Zwischenraum Curt. X 5, 1—6 (bis *cum ipsi felices essent*); dann auf die Worte *spiritum emisit* Cap. 5 §. 7—9 (bis *regem invocantes*), §. 17 (vorangestellt), §. 15 (von *Babylonii alius e muris* an), §. 16, 18—25, 37, Cap. 6 §. 1—9, 13—18 (bis *anulum tollere iubebant*), Cap. 7 §. 1 (von *in seditionem ac discordiam* an: zur Verbindung ist vor diesen Worten *contra autem dicente Meleagro duce* eingeschaltet), §. 2, 3, 6—10, 12—14, 16—19 (bis *ceterique idem fecere*), Cap. 10 §. 1 (von *consilium principum virorum habuit* an: vor diesen Worten ist *tandem reconciliatus regi et concordia facta inter principes Perdicca* eingeschoben), §. 2—4, 9—11. Endlich findet sich nach den Worten *ibi ei erecta est sepultura* noch Cap. 10 §. 12. 13 und, nachdem die Worte *nec eum quidam veneno necatum esse credidere. E converso plerique affirmare filium a matre commonitum insidias Antipatris cavere; sicque commoto rege Antipatri successorem subrogasse. Ipsum vero, quia iussus fuerat venire, venenum praestantissimi vigoris elaborasse. Praesertim* voraufgeschickt sind, §. 14—20.

Die Hs., im 13n Jh. auf Pergament geschrieben, steht, was die aus Curtius genommenen Stellen anlangt, den älteren Hss. bei Zumpt näher als den jüngeren und stimmt namentlich mit den Hss. oder der Ausgabe des Modius und dem Flor. G in mehreren auffallenden Lesarten überein. Zum Beweis mögen folgende Stellen dienen: X 5, 9 *Macedones aptissimum ac fortissimum* (fragm. membr. Mod.) — 5, 15 *alius e culmine* (fragm. Mod.) — 5, 17 *cum coniugibus* (fragm. Mod.) — 6, 13 *maiore ex parte captivae* (fragm. membr. Mod.) — 7, 6 *non alium regem se quam* (fragm. Mod. Flor. G) — 7, 10 *irrupit in regiam* (fragm. Mod.) — 7, 10 *paulo ante conceptae* (fragm. membr. Mod.) — 7, 13 *quam elanguerat* (fragm. Mod.) — 10, 3 *praeceptumque est* (fragm. Flor. G) — 10, 4 *leomachus traciam* (fragm. Flor. G: *leomacus*) — 10, 4 *imperium etiam obtinerent* (fragm. Mod. Flor. G). Um das Verhältnis in welchem die Hs. zu den früher verglichenen steht, näher anzugeben und ihre etwaige Benutzung zu erleichtern, lasse ich die Abweichungen derselben von der Zumptschen Recension des Curtius (Braunschweig 1849) folgen. Dasz gewöhnlich *e* statt *ae* und *oe*, *i* statt *y* und *Darius* statt *Dareus* geschrieben ist, bemerke ich hier ein für

7) Origalam 8) Scantū 9) elementorum caracteribus

allemal, ohne es im einzelnen weiter nachzuweisen. X 5, 2 *inuenietis inquid* — §. 3 *durauit, donec a toto exercitu* (ohne *illud ultimum*) *persalutatus est* — *uulgo uelud omni* — §. 5 *ceterum pro- uide iam* — *parari sibi iussit. rursus* — §. 6 *dixit tunc velle* — §. 7 *lamentisque* (ohne *et planctibus*) *tota regio* — *mox uelud* — §. 8 *maerore ac luctu* — §. 9 *macedones aptissimum ac fortissimum* — §. 15 *alius e muris alius e culmine* — *quasi cel- siora uisuri* — §. 16 *accendere. sed quia* — *inuicem suscepti ac solliciti* — §. 17 *commisso more detunsis peccorib'* (i. e. *peccatoribus*) *in lugubri ueste* — *non ut uictorem et modo ut hostem* — *lugebant. ac sueti* — §. 18 *eufratē* — §. 19 *abscissa ergo* — *qua indata ē* — §. 20 *ephestionē cui* — *communi mesticia retractabant. sed* — §. 21 *illam suam neptiumque uicem* — §. 22 *curam acturum esse* — *iterum excessisse regno* — *tueretur, se reperisse* — §. 23 *subibant int' añū LXXX fratres* — *patrem et septem* — §. 24 *accedentes genibus* — *quinto de- nique postquam* — *die extinta est* — §. 25 *alexandri indul- gentiae* — *eam iusticieque* — §. 37 *ut unius subire eam ñ pos- set* — *tantae multitudinis ahhaeserunt* — Cap. 6 §. 1 *di- uertit oratio* — *custodcaр̄s in regiam* — §. 2 *spernebantur inperium* — §. 3 *heiulatus ingens* — *futuri consilii exspecta- tio* — *inhabitis lacrimis* — §. 4 *tunc perdicca* — *cum armis erat* — §. 5 *ego quidem anulum ait quo* — *inperii uires* — §. 6 *excogitare potest* — §. 7 *nichil aliud* — *corpori nomini- que quam* — *soluamus haut* — §. 8 *hoccine uno an* (ohne *pluribus*) *in* — §. 9 *quo roxana* — *destinate. hinc perdicca* — §. 13 *tum tholomeus digna prorssus est soboles inquid* — *inperet genti roxanis* — *maiore ex parte captiue* — §. 14 *reges illi* — *et zersis* — *nequiquam petiuerunt* — §. 15 *fuerit: idque quod* — §. 16 *ptholomeo quidam* — *cui regnum relinquere uo- luisse optimum delegi* — §. 17 *neque* (ohne *enim*) *unum* — *sed circumferenti* — *summam inperii ad perdiccam deferre* — Cap. 7 §. 1 *uersa est contio. tunc quidam* (ohne *plerisque*) *macedonum* — §. 2 *arrideus* — *consors* (ohne *modo*) *nunc* — *quo suo merito* — §. 6 *pertinacia et adclamatione decla- rant* — §. 8 *uulgi erat haec uox* — *alia sentencia. e quibus phiton* — *consequi cepit totoresque* — §. 9 *in potesta- tem* — §. 10 *haut iniuria* — *cum his secesserat* — *irrupit in regiam* — *paulo ante concepte* — *fratrem regem duorum sibi- metipsis ipsum potissimum* — §. 12 *pauci uero perdicce* — *quam sperauerant in imperium* — *penitebatque* (ohne *modo consilii*) *modo penitencie* — §. 13 *quam elanguerat* — *posita fuit, induitur* — §. 14 *clippeos quatiens* — *se sancguine illo- rum* — *affectauerant nichil ad* — §. 16 *obseruari iubet* — *tolo- meus quoque* — §. 17 *haut difficulter* — §. 18 *meleager iratus perdicce. huc qui Alexandri corpus tueri uellent se uocat se-*

qui. qui irruperant — *tela* (ohne *in ipsum*) *iaciebant* — *precari eos qui* — *ut abstinerent bello* — Cap. 10 §. 1 *inperium ita* — *eius summam optineret* — *satrapes tholomeus* — *africe* — §. 2 *phamphilia* — §. 3 *praeceptumque est* — *ad trapeunta* — *cum arabata* — §. 4 *phiton* — *leomachus traciam* — *tracie ponticas gentes* — *optinere* (ohne *iussi*). *qui* — *inperium* (ohne *etiam ius*) *oblinerent decretumque est* — §. 9 *curis omnium* (ohne *ad formandum publicum statum*) *a tam* — §. 10 *non alias quam* — *tantusque est* — *uelud igne* — §. 11 *aduenis. traditum magis quam creditum refert* — §. 12 *minimo tū liuore* — *nondum destituerat* — §. 13 *egiptii claldeique* — *adtrectare eum* — *repletumque odoribus* — *et capita adiecta* — §. 14 *sepe* (ohne *certe*) *audita* — *antipatrem* — *maioremque praefecti opibus ac titulo, spartana uictoria inflatum, omnia a se data sibi asserentem* — §. 16 *talē se constat* — *patientem esse dumtaxat constat sucistigem* — §. 18 *subules deinde* — §. 19 *a tolomeo* — *honos^re^*

Diese Abweichungen der Hs. sind nicht ohne Bedeutung für die Kritik des Curtius. Zunächst werden durch sie einige Lesarten geschützt, welche Zumpt ihres innern Werthes wegen aufgenommen hat und aufnehmen muste, obgleich ihnen entweder alle oder doch eine genügende handschriftliche Begründung fehlte. Dahin gehört X 5, 5 *respondit ei, qui esset optimus.* 5, 8 *nobiles pueri custodiae corporis eius assueti nec doloris magnitudinem capere nec se ipsos intra vestibulum regiae tenere potuerunt: vagique* — *totam urbem* — *maerore compleverant.* 5, 17 *cum coniugibus ac liberis* — *regem* — *lugebant.* 5, 20 *assidebat ei altera ex neptibus.* 5, 22 *qui post Alexandrum respiceret, utique non reperturas.* 7, 6 *igitur non alium regem se passuros.* Auszerdem bietet die Hs. manches was wenigstens sorgfältige Erwägung verdient. Die Lesart 5, 3 *incredibile dictu audituque in eodem habitu corporis* — *duravit, donec* ist Curtius Sprachgebrauch gemäsz (vgl. IV 7, 16. VIII 2, 36) und stimmt mehr als *durasse* zu dem folgenden *dimissoque vulgo* — *membra reiecit.* Ferner wird 5, 15 *Babylonii alius e muris, alius e culmine sui quisque tecti prospectabant* und 7, 10 *irrupit in regiam* die Aufnahme der Praepositionen *e* und *in*, da beide jetzt durch eine nicht zu verachtende Auctorität sicher gestellt sind, ihre Auslassung aber wider den Gebrauch des Schriftstellers ist, kein Bedenken mehr haben. Auch scheint es mir dasz 5, 25 *magnum profecto Alexandri indulgentiae in eam iustitiaeque in omnes documentum est mors huius* der Genetiv *Alexandri* den Vorzug vor dem Dativ *Alexandro* verdiene. Denn es handelt sich hier nicht um einen Nachweis f ü r, sondern ü b e r Alexander.

Abgesehn von den Stellen an welchen die Hs. richtigeres darbietet als die früher verglichenen, gibt sie erwünschte Andeutungen über die Weise wie die neueren Lesarten allmählich aus den älteren durch das streben diese zu verbessern hervorgegangen sind. Sie fällt

nemlich, da sie aus dem 13n Jh. stammt, ihrer Abfassung nach **vor** die Zeit in welche Zumpt die Interpolation der älteren Hss. des Curtius setzt. Dessenungeachtet hat sie neben ausgemachten Schreibfehlern und zufälligen Abweichungen nicht wenige offenbar absichtliche Aenderungen, welche ebensowol durch ihre Kühnheit als durch ihre Eigenthümlichkeit auffallen: vgl. X 5, 9. 15. 17. 37. 6, 3. 7, 6. 12. 18. 10, 14. Sie gibt also den Beweis dasz nicht erst im 15n Jh., wie Zumpt es annimmt, ein gelehrter Italiäner den überlieferten Text verbesserte, sondern dasz die absichtliche Aenderung desselben schon früher begann und allmählich fortschritt. Zugleich geht aus mehreren der Hs. eigenthümlichen Lesarten dies hervor, dasz man schon im 13n Jh. verderbte Stellen, anstatt die verderbten Wörter zu verbessern, durch willkürliche Zusätze lesbar zu machen suchte, dadurch aber das Uebel nur vergröszerte. Das schlagendste Beispiel dieser Art ist X 5, 17 *Persae*, *comis suo more detonsis*, *in lugubri veste — regem vero desiderio lugebant.* Der Abschreiber fand hier die alte, von Palmerius glücklich beseitigte Corruptel *commisso more detonsis* vor. Dasz diese Worte sinnlos seien erkannte er, suchte aber den Fehler nicht da wo er steckte, in *commisso more*, sondern behielt dies, um seine Bedeutung unbekümmert, im Texte, änderte *detonsis* in *detunsis* und versperrte dadurch dasz er *peccatoribus* hinzufügte, den rechten Weg das wirklich verderbte zu verbessern. Nach einem solchen Vorgang im 13n Jh. sind die Interpolationen des 15n Jh., welche mitunter kein Masz und kein Ziel kennen, erklärlich und da wo sie entbehrt werden können ohne Bedenken auszuscheiden.

Endlich weist die Hs. auch darauf hin, dasz man in früheren Zeiten die Fragmente des Curtius fast als eine herrenlose Sache ansah, über die man nach belieben verfügen könne. Dasz die Hss. des Curtius, mit Ausnahme der älteren und besseren, durch längere Stellen aus Justin und durch andere Zusätze unbekannten Ursprungs verfälscht und entstellt sind, ist bekannt genug. Dasz man aber auch Stellen des Curtius in andere Schriften, um diese damit auszuschmücken, wörtlich übertrug, ist, von dem freieren Verfahren des Philippus Gualterus in seiner Alexandreis abgesehn, meines wissens bis jetzt nicht nachgewiesen. Die wolfenbüttler Handschrift gibt den Beleg.

Wolfenbüttel. *Justus Jeep.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

(7.)

Ueber Begriff und Bedeutung der mythischen und heroischen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf den homerischen Sagenkreis.

(Schlusz von S. 71—98.)

Wir werden hiemit von selbst auf das Verhältnis geführt, in welchem die heroische Zeit zur mythischen (im allgemeinern Sinne) steht, und wir können dies Verhältnis nicht anders als so bestimmen, dasz auch die heroische Zeit ihrem wesentlichen Charakter nach noch eine mythische sei. Dies aus dem doppelten Grunde, 1) weil in der Anschauungsweise dieser Zeit nothwendig die göttliche Macht und deren walten so überwiegt und das bestimmende ist, dasz keine selbständige Auffassung der eignen menschlichen Bethätigung als solcher und ihrer individuellen Kraft, noch weniger eine Steigerung menschlicher Persönlichkeiten in der Sage zu halb göttlichen Gestalten möglich ist; 2) weil auch diese Zeit nach der ganzen Art und Richtung ihres Bewustseins noch eine solche ist, dasz sie ungeachtet der gehobenen freien Selbstbethätigung menschlicher Kraft dennoch noch nicht die individuell persönliche Ausbildung und deren Bedeutung in der Gemeinschaft kennt, sondern der einzelne noch in das gleichmäszige und allgemeine thun der ganzen Zeit und Gemeinschaft befaszt ist.

Die Göttermacht ist, wie wir sahen, das Vorbild, von welchem aus auch das heroische Bewustsein sich erhebt. Für sich selbst wäre in jener Zeit des durchgreifenden praktischen Gefühls der natürlichen Bedingtheit und Abhängigkeit von der göttlichen Macht das menschliche Bewustsein niemals fähig gewesen die kämpfende Bethätigung seiner freien Kraft als seine Bestimmung anzuschaun. Und nicht blosz dies, sondern die Seite des unbedingten, welches die Gottheit gegenüber von dem Menschen voraus hat, gewinnt auch eben jetzt erst, mit der Erhebung des heroischen Bewustseins, ihre geschärftere Bedeutung. Indem die Gottheit als eine gegen feindliche widerstrebende Kräfte kämpfende und eben hierin ihren göttlichen Charakter

bewährende gedacht wird, so kann sie dies letztere nur, indem sie sich als die siegreiche unbedingte Macht erweist. Es beginnt daher jetzt jene Abscheidung der Gottheit von dem unmittelbaren verflochtensein mit dem gegensätzlichen Naturverlaufe, welches in der pelasgischen Anschauung noch wesentlich ist, und jene Gottheiten, für deren Anschauung diese Verflechtung mit dem Naturverlaufe zu wesentlich ist, fangen ebendeshalb an zu blosz heroischen Mächten herabzusinken, wie dies z. B. vor allem von Herakles gilt, in dessen Vorstellung die Mühsal und Arbeit ein zu wesentliches Element ist, als dasz er zur reinen unbedingt göttlichen Macht hätte werden können, während umgekehrt z. B. in der Anschauung von Apollon jene Seite des natürlichen Verlaufes, welchem die Gottheit unterworfen ist, sich nur noch als einzelne Spur erhalten hat (in der Dienstbarkeit bei Admetos d. h. der ursprünglichen Bedeutung nach dem Unterweltsherscher usw.), im ganzen aber vielmehr die entgegengesetzte Seite der siegreichen, alles störende und feindliche fern haltenden Ordnung der lichten Macht zum beherschenden Grundzuge geworden ist. Um so weniger kann sich in diesem Entwicklungsgange des Bewustseins ein selbständig menschliches Ideal bilden, welches durch die Thaten und die Erscheinung einzelner auszerordentlicher Persönlichkeiten angeregt der Sage Stoff zu weiterer Ausbildung und Verherlichung böte. Denn vorerst ist die heroische menschliche Kraft hier noch keines selbständig auf sich stehenden Bewustseins fähig, indem sie vielmehr aus den Göttern, in welchen sie ihr Vorbild und ihren Beistand anschaut, ihre eigne Kraft nimmt; und ausserdem, wenn schon die mit dem endlichen Naturverlauf verflochtene, in ihn hineingezogene Gottheit jetzt anfängt ihre ursprüngliche Bedeutung zu verlieren und im Unterschiede von den sich abscheidenden unbedingt göttlichen Mächten in das halb menschliche heruntersinkt, so ist es weit mehr das menschliche thun und dasein selbst, das sich gegenüber von dem göttlichen seiner Bedingtheit und Schwäche bewust ist, so dasz auch von dieser Seite her selbst die höchste menschliche Kraftentwicklung als eine untergeordnete erscheinen musz, kein selbständiger und bleibender Anhaltspunkt der heroischen Sage werden kann. Denn wenn auch im Gegensatz gegen die frühere natürliche Gebundenheit die sich bethätigende Kraft der freien Selbstheit als der höhere Zweck zum Bewustsein gekommen ist, so ist sie dies doch nichts weniger als in rein geschiedener geistiger Gestalt, sondern nur in ihrer äuszern natürlichen Selbstbethätigung (was wären noch die Helden der Ilias ohne ihre unterscheidende äuszere Kraft und Gewandtheit?); als solche aber ist sie in jeder Beziehung eine endliche bedingte, welche über eine gewisse Grenze hinaus auch geistig der Furcht usw. unterworfen ist.

Man wende hiegegen nicht ein, dasz ja doch wirklich in den homerischen Helden usw. menschliche Ideale angeschaut seien, also auch solche in Anknüpfung an menschliche Helden sich haben bilden können. Denn etwas ganz anderes ist es, wenn schon überkom-

mene heroische Gestalten sich allmählich immer mehr zu individuell menschlischen ausgebildet haben, als wenn wir annehmen sollen dasz der unmittelbare gegenwärtige Eindruck einzelner Persönlichkeiten sie zu Helden und Idealen der Sage gemacht habe. Eben von diesem gegenwärtigen gilt es, dasz es weder so in selbständiger Weise als diese menschliche Kraft für sich betrachtet werden konnte (indem es vielmehr die göttlichen Mächte sind die Sieg und Kraft geben und in deren walten sich so das menschliche thun noch unselbständig befaszt), noch auch vor der höhern idealen Vorstellung einer schon überkommenen Sage, die ursprünglich von göttlichen Gestalten ausgieng, das eigne und gegenwärtige menschliche thun in einem so glänzenden Lichte hätte erscheinen können. In Wahrheit sind also jene Gestalten vielmehr zu menschlichen herabgesunken, indem eben dies der wesentliche Entwicklungsgang jener Zeit ist, dasz, so sehr auch einerseits die Gottheit selbst eine geistigere (und insofern menschlichere) Bedeutung erhält, sie sich andrerseits nur um so mehr nach der Seite ihrer Unbedingtheit von dem natürlich bedingten und menschlichen sein abscheidet, also auch alles was dem natürlich bedingten Verlaufe angehört zum menschlichen herabsinkt, während umgekehrt in der pelasgischen Zeit die Gottheit zwar weit mehr allgemeine Naturmacht und insofern dem geistig menschlichen sein fremder war, aber auch andrerseits weit mehr (in pantheistischer Weise) noch innerhalb des Naturverlaufes selbst stand. Zugleich ist nicht zu vergessen dasz die individuell menschliche Ausbildung, in der wir jetzt jene heroischen Gestalten finden, erst dem Ende der heroischen Zeit und ihrem Uebergang in die individuell geschichtliche angehört. Denn die homerische Poesie ist jedenfalls erst die letzte Verklärung der heroischen Zeit, diejenige in welcher sie schon eben als Poesie in die mildere und positive individuell menschliche Ausbildung und gegenständliche Anschaulichkeit übergeht. Und doch sind auch noch in der Ilias Züge, welche nichts weniger als dem individuell menschlichen angehören, sondern ganz an die ehemaligen Göttergestalten erinnern, wie der Kampf des Achilleus mit den Fluszgöttern und die Götterkämpfe des Diomedes.

Dies führt uns indessen noch zu dem andern Punkte über, welcher gleichfalls einer Ausbildung individuell persönlicher und menschlicher Heroensage in der heroischen Zeit selbst entgegensteht. Diese Zeit nemlich kennt ebendeshalb, weil sie nur erst die einseitige Entgegensetzung der freien Selbstheit gegen die frühere natürliche Gebundenheit des Bewustseins ist, noch nicht die Bedeutung des individuell persönlichen daseins und seine Geltendmachung in der Gemeinschaft; sie befaszt vielmehr als diese negativ kriegerische abstracte Richtung des Geistes den einzelnen in dem allgemeinen gleichförmigen Geiste seiner Gemeinschaft und Zeit, so dasz der einzelne hierin wol einen gröszern oder geringern Grad persönlicher Bedeutung haben kann, allein im ganzen doch nur als Glied in der Gemeinschaft verschwindet. Und je weiter wir in der heroischen Zeit zurückgehen,

desto mehr wird auch noch diese einseitige Abkehr von der individuellen und gegenständlich manigfachen Ausbildung des Lebens, die einseitig negative und subjective Erhebung über die unfreie Natürlichkeit der beherschende Grundzug sein. Aus der spätern Zeit gibt es hiefür keine bessere Analogie als die des dorisch-spartanischen Lebens, welches aus demselben Grund, weil es nemlich einseitig die subjective freie Selbstdarstellung im Gegensatz gegen die entwickelte gegenständliche Cultur zum Inhalte hat, auch den einzelnen noch in diesen Geist der ganzen Gemeinschaft gefangen nimmt, ihm keine solche individuelle Bedeutung und Geltung gibt, wie sie vor allem der reichen bürgerlichen Ausbildung des attischen Lebens eigen war. Auch jene Individualisierung der homerischen Helden, wie sie einerseits ohnedies an ihre frühere mythologische Bedeutung sich anschlieszt, gehört daher in solcher Weise erst der Poesie an, in welcher schon das wesentlich verschiedene Interesse lebendiger gegenständlicher Anschauung sich regt; und zwar ist auch hier das rein heroische Ideal der Ilias, die erhabene unwiderstehlich dahinstürmende Selbstheit des Achilleus, älter als das ausgebildete Ideal des gegenständlich erfindsamen, klugen und besonnenen Odysseus.

Wir müssen also behaupten dasz auch die heroische Sage noch wesentlich entweder von ursprünglich göttlichen Gestalten, oder noch von dem zusammengefaszten thun und Schicksal ganzer Gemeinschaften, Stämme, Culte usw. erfüllt, also gleichfalls in ihrer Ueberlieferung noch mythisch ist. Denn die heroische Zeit ist die scharfe negative Erhebung des göttlichen und frei unbedingten über die natürliche Bedingtheit und Endlichkeit, während der Mensch in dieser letztern immer ebenso sehr gefangen bleibt und daher ebenso sehr nur in der göttlichen Macht die wahre Kraft seines thuns anschaut, wie er dabei in einem noch einseitig abstracten und gleichförmigen thun der Gemeinschaft befaszt ist. Dasz wir dies nicht etwa blosz auf einseitige begriffliche Weise abgeleitet haben, dies wird nicht blosz noch durch die homerische Dichtung bestätigt, welche selbst die schon längst in der Sage gefeierten halb übermenschlichen Gestalten ihrer Heroen doch so sehr in Abhängigkeit von den ihnen zur Seite stehenden göttlichen Mächten setzt und so vielfach einprägt, dasz nur mit Hilfe dieser die Helden selbst ihre Verherlichung finden, — sondern auch dadurch dasz die Heroen überall entweder als Vertreter und Häupter bestimmter Stämme usw. erscheinen, oder wo sie einzeln für sich auftreten, wie Herakles usw., um so deutlicher ihren mythologischen Ursprung an sich tragen. — Das individuell persönliche und ebendamit unterscheidend historische Bewustsein also ist weder in dem unfreien bindenden Naturzusammenhange der pelasgischen Zeit möglich, noch in dem zum einseitig unbedingten aufstrebenden und durch dessen ideale gegenständlich göttliche, sowie noch gleichförmig allgemeine Macht beherschten heroischen Zeitalter. *)

*) Wir glauben mit dem obigen die Ansicht von einem wirklichen

Die sich selbst fühlende individuell persönliche Bedeutung beginnt vielmehr erst mit der Zeit, in welcher die freie geistig sittliche Form des hellenischen Geistes ihren noch negativ kriegerischen, einseitig erhabenen Charakter ablegt und zur positiv gegenständlichen geistigen Gestaltung und Ausbildung des eignen natürlichen daseins übergeht. Denn damit erst, dasz die manigfach gegenständliche und natürliche Bestimmtheit des menschlichen daseins sich wieder in ihrer Berechtigung erfaszt, obgleich jetzt als geistig gestaltete (nicht mehr als unmittelbarer natürlicher Culturzweck, wie in der pelasgischen Zeit), fühlt sich der Mensch auch in der selbständigen Bedeutung seines individuellen daseins; in der Abstraction jenes negativ kriegerischen Bewustseins ist dies noch nicht möglich. Der Anfang der unterscheidend historischen Zeit des griechischen Lebens ist aber so im wesentlichen identisch mit dem Anfang der positiv bürgerlichen (im Gegensatz gegen die heroische), und deshalb kann auch die Zeit der groszen Wanderungen, welche man gewöhnlich als die erste Grenzscheide der beginnenden historischen Zeit betrachtet, noch nicht wirklich hiefür gelten. Denn mögen auch aus jener Zeit die Namen einzelner Stammhäupter theilweise überliefert sein, sofern eben an die Häupter das Bewustsein der waltenden Stammgottheiten und Stammheroen sich anknüpfte, auch das menschliche thun (als heroisches) jetzt in der göttlichen Ordnung wenigstens eine gröszere Bedeutung erlangt hat als gegenüber von der frühern unmittelbaren Naturmacht, so sind es doch in der That noch blosze Namen (deren geschichtliche Einzelpersönlichkeit überdies selbst zum Theil noch zweifelhaft ist), nicht aber sind es charakterisierte bestimmte Persönlichkeiten. Das wirklich geschichtliche sind also auch aus jener Zeit nur erst die Thaten und Schicksale der Stämme und Gemeinschaften. Dasz aber der hellenische Geist aus dieser heroischen Periode in die geistig sittlicher bürgerlicher Bildung übergehen konnte, dies ist darin begründet, dasz doch auch schon die heroische Zeit nicht blosz an der einseitigen negativen Erhebung der freien Selbstheit über die bindende unmittelbare Natürlichkeit des Bewustseins ihren Inhalt hat, sondern dasz jene siegreiche Bethätigung der freien Selbstheit, in der das Bewustsein jetzt seinen Zweck hat, doch zugleich schon auf eine positive in sich zusammenstimmende und folglich geistig sittliche Ordnung und Gestaltung des äuszern daseins gerichtet ist. Die blosze kämpfende Erhebung über die bedingende Naturmacht und über die unfrei natürlichen Antriebe wäre noch nichts geistig sittliches, sie enthielte nur erst die negative Seite desselben; geistig sittlich ist sie eben dadurch erst, dasz sie als diese kämpfende heroische Macht doch eine

---

menschlich-geschichtlichen Ursprung der Heroengestalten, wie sie z. B. in Lauers Geschichte der homerischen Poesie S. 150—157 vertheidigt wird, wenigstens für den der wirklich die Eigenthümlichkeit jener Zeiten zu begreifen vermag, hinlänglich widerlegt zu haben. Von dem homerischen Sagenkreis insbesondere wird ohnedies noch unten die Rede sein.

zusammenstimmende Ordnung herstellen und bewahren soll, in welcher alles feindlich rohe und störende ausgeschlossen ist und welche also ein sittliches Masz enthält. Dieser Charakter ist am schärfsten in dem Apollocultus nach seiner geistigen hellenischen Form ausgesprochen; die freie und kämpfende Macht der siegreichen Selbstheit ist auch zugleich wesentlich die lichte Macht, welche alles störende und rohe, dem verderblichen Dunkel angehörige ausschlieszt. Ja eben auf dieser lichten Natur beruht die siegreiche Kraft und Hoheit, mit der sich der Gott gegen jedes widerstrebende rohe und verderbliche Element erhebt; denn die Herlichkeit des lichten daseins, in dem er sich bewegt, schlieszt allen störenden Widerstreit aus. Obgleich also in der heroischen Zeit selbst noch einseitig das negative der kämpfenden freien Selbstheit, welche die störende feindliche Macht überwindet, den Grundzug des ganzen Bewustseins bildet, so hat dieses doch schon die Anlage zur positiv schönen geistigen Gestaltung des daseins. Und wenn jene sittliche Eigenthümlichkeit am schärfsten in dem Apollocultus hervortritt, so hat sie doch auch an andern Gottheiten und Culten, vor allem an der Athene, ihren Anhaltspunkt; ja das hellenische Bewustsein hat in merkwürdiger Weise die beiden geistigen Elemente, welche in jener sittlichen Anschauung enthalten sind, so zu sagen an diese beiden hervortretendsten Gottheiten vertheilt. In Apollon nemlich stellt sich die subjective Hoheit (die des Willens) dar, welche von ihrer lichten Ordnung alles rohe und widerstrebende (wie überhaupt das negative der Endlichkeit) ausschlieszt. In Athene dagegen stellt sich diese freie geistige Bethätigung nach ihrer gegenständlichen Besonnenheit dar, welche als solche gleichfalls über das sittliche Masz und wacht jeden Ausbruch der Selbstheit fern hält, welcher die zusammenstimmende Ordnung des Daseins verletzen würde (so z. B. wenn Athene den Achilleus von einseitigem Ausbruche seines verletzten Selbstgefühls zurückhält). Durch diese positive Beziehung auf eine zusammenstimmende Ordnung des natürlichen daseins unterscheidet sich die heroisch-hellenische Zeit bei aller Analogie doch so tief und wesentlich von dem einseitig gewaltsamen Geiste des germanisch-nordischen Reckenthums, welches in einer weit rauhern und feindlichern Natur auch ebendeshalb bei dem bloszen Kampfe gegen die eigne natürliche Bedingtheit, bei der sich bethätigenden negativen Freiheit von ihr stehen blieb, nicht aber zur geistig sittlichen Bethätigung dieser freien Kraft in einer zusammenstimmenden gegenständlichen Ordnung des daseins durchzudringen vermochte. Mit der wirklichen gegenständlichen Ausbildung dieses daseins durch die geistige Kraft der freien Selbstheit hat es die heroische Zeit allerdings noch nicht zu thun; sie bleibt vielmehr als dieser einseitige erste Gegensatz gegen die frühere natürliche Gebundenheit dabei stehen, dasz sie als freie über die blosz natürlichen Antriebe erhabene Kraft sich in Ueberwindung widerstrebender feindlicher Kräfte bewährt; allein doch stellt sie darin ein in sich zusammenstimmendes dasein her, trägt ein sittliches Masz in sich, obgleich

es ohne Zweifel einer innern Entwicklung bedurfte, damit sich dasselbe im Gegensatz gegen die einseitige rohe Kraft feststellte. Es ist die glücklichere lichte Natur des Südens, durch welche der heroischen Kraft diese mildere, positive und sittliche Form möglich geworden ist.

Die pelasgische und die heroische Zeit sind, wie wir sahen, aus entgegengesetztem Grunde mythisch, jene, weil das selbständig menschliche Bewustsein noch in dem unfrei bedingenden Naturzusammenhange untergeht, diese, weil sie noch durch die einseitige vom individuell menschlichen losgerissene und jenseitig göttliche Abstraction der unbedingten über die Natürlichkeit siegreichen Selbstheit beherscht ist. *) Allein die heroische Zeit nimmt doch selbst das Material ihrer Anschauungen und Mythen aus jener erstern, wandelt es aber in ihr Eigenthum um, indem diejenigen Gottheiten welche dazu sich eignen selbst zu Vorbildern der unbedingten heroischen Kraft werden, andere welche mehr mit dem Wechsel und der Endlichkeit des Naturverlaufes verflochten sind, zu halb göttlichen Wesen, Heroen und Daemonen werden. Diese in die Naturreligion zurückführenden Ausgangspunkte der heroischen Sage zu erkennen ist nichts weniger als Sache einer bloszen Curiosität, welche den schönen Leib der Sage kritisch zerlegt und ihren geistigen Gehalt ertödtet, sondern es führt eben diese Erkenntnis erst ganz in das innere geschichtliche Leben jener Zeiten ein, sie macht den Mythus erst zu dem was er in seiner noch unerklärten Gestalt noch nicht ist, zu einem wirklichen Geschichtsbilde seiner Zeit, und in der Entwicklung welche der Mythus durchläuft spiegelt sich um so klarer der geistige Fortschritt der Zeit, für welche die überkommene Anschauung eine von der ursprünglichen wesentlich verschiedene Bedeutung gewinnt. Am wenigsten aber läszt sich ebendeshalb sagen dasz durch jene Zurückführung auf ursprüng-

*) Dagegen trägt die Heldensage des skandinavischen Nordens deswegen mehr den subjectiv menschlichen, nicht in solcher Weise mythischen Charakter, weil sie nicht in der positiv gegenständlichen unbedingten Bethätigung und Verherlichung der Selbstheit, welche nur der Gottheit wahrhaft zukommt, ihr Wesen hat, wie das griechische Heroenzeitalter, sondern unmittelbar in dem freien ankämpfen gegen die eigne natürliche Bedingtheit, in dieser subjectiv menschlichen wenn auch gewaltsamen Ueberwindung der bindenden Natürlichkeit. Weil so dieses nordische Heldenthum nur die innerliche subjective, wenn auch vor allem in äuszerer Tapferkeit sich darstellende entzweite Losreiszung von der Natürlichkeit ist, so ist auch das Ideal dieser Anschauung erst das jenseitige aus der Endlichkeit entrückte Heldenleben der Walhöll, während das griechische Heroenthum umgekehrt so ganz auf die unmittelbar gegenwärtige, in dem natürlichen dasein sich darstellende Verherlichung der freien Selbstheit gerichtet ist. Dieser tiefe Unterschied zweier innerlich so verwandter Entwicklungsstufen mag zugleich zeigen, wie sehr das Urtheil über den mythischen Charakter einer Zeit nur aus ihrer innersten geistigen Eigenthümlichkeit sich entnehmen läszt.

liche Naturanschauungen das geistige frei menschliche Interesse der Heroensage verloren gehe. Nur bei einer ganz misverständlichen Auffassung, welche, wie zum Theil allerdings schon geschehen ist, in die Sage oder gar in die heroische Poesie noch das Bewustsein jener Naturanschauungen hineintragen will, kann dies mit Recht gesagt werden; in der Erkenntnis jener Umbildung dagegen zeigt sich nur um so klarer und siegreicher die Macht, mit welcher das erwachte frei geistige Bewustsein die früheren blosz natürlichen Elemente zu Trägern seines eignen Lebens umgewandelt hat. Und ebenso, wenn wir bei Thaten der Heroen als wahre geschichtliche Grundlage zum Theil die Thaten und Geschichte bestimmter Stämme und Gemeinschaften erkennen, so zeigt sich auch hierin nur um so lebendiger und vollständiger die wahre geistige Eigenthümlichkeit jener Zeiten, welche noch in substantieller Gebundenheit die waltenden und bewegenden Kräfte ihrer Geschichte nicht in dem eignen individuell menschlichen thun anzuschauen vermochten, sondern in höheren idealen, über die unmittelbar gegenwärtige menschliche Bedingtheit hinausgerückten Götter- und Heroengestalten, aus denen das Bewustsein seine Kraft schöpfte.

Dies alles soll nun, soweit es in den engen Grenzen einer kurz zu entwickelnden Grundauffassung möglich ist, besonders an dem homerischen Sagenkreise dargethan werden, wobei wir zwei Hauptseiten, die übrigens wesentlich miteinander zusammenhängen, zu unterscheiden haben, nemlich 1) den Ursprung der ganzen Sage von dem troischen Kriege, und 2) die ursprüngliche Bedeutung der in dieser Sage auftretenden Hauptpersönlichkeiten. In ersterer Hinsicht werden wir an eine schon mehrfach ausgesprochene, aber wie uns scheint bis jetzt weder in der wahren innerlichen Weise begründete, noch auch von der gegnerischen Seite richtig aufgefaszte Erklärung anknüpfen, dasz nemlich die (selbst noch in die heroische Zeit fallende) aeolische Wanderung nach Kleinasien und die mit ihr zusammenhängenden Kämpfe den allgemeinen geschichtlichen Grund der ganzen Sage bilden; was die besonderen Persönlichkeiten derselben betrifft, so versteht es sich von selbst dasz wir nur auf die hauptsächlichsten (vor allem Achilleus und Odysseus) etwas näher eingehen können.

Zunächst haben wir die Gründe in Erwägung zu ziehen, welche gegen jene hauptsächlich von K. Völcker*) und E. Rückert**) vorgetragene Erklärung des troischen Sagenkreises von F. G. Welcker***) geltend gemacht worden sind. Diese Gründe sind theils aus besonderen örtlichen und geschichtlichen Umständen entnommen, theils beziehen sie sich auf die innere Undenkbarkeit einer solchen Gestaltung der Sage, nach welcher sie die wirklichen geschichtlichen Vorgänge

*) Allgem. Schulzeitung 1831 2e Abth. Nr. 39—42.

**) Trojas Ursprung, Blüte, Untergang und Wiedergeburt in Latium. 1846, und ungleich früher schon eine kurze Andeutung in der Schrift über den Dienst der Athena. 1829.

***) Der epische Cyclus. 2r Theil. (1849) S. 21 ff.

'auf die früheren glänzenden Heroen der Nationalgeschichte hinaufgerückt' hätte. Unter den Gründen der erstern Art steht voran die Verschiedenheit des aeolischen Ilion von dem Troja der homerischen Dichtung, die Nichtigkeit der Ansprüche jenes aeolischen Ilion und die aus dem allem folgende Verschiedenheit des aeolischen Zuges und seiner Ueberlieferung von dem troischen Kriege Homers. So wenig es uns nun einfällt an diesem ersten Grunde die Praemissen, nemlich die Verschiedenheit des aeolischen Ilion und des alten Troja usw. bestreiten zu wollen, so sehr müssen wir uns gegen die allzu rasche Schluszfolgerung wenden. Die Hauptfrage nemlich, von welcher aus erst die Richtigkeit jener Folgerung beurtheilt werden kann, ist offenbar die, in welche Zeit denn die Gründung jenes aeolischen Ilion und die Entstehung des an dasselbe geknüpften Anspruchs (an die Stelle des alten Troja getreten zu sein) zu setzen ist? Auf diese Frage fehlt es an einer bestimmten Antwort aus dem Alterthum; allein wenn Welcker a. a. O. S. 23, ohne genauer zu unterscheiden, die Gründung Neuilions und die an dasselbe geknüpfte Meinung von der Identität desselben mit dem alten Troja den aeolischen Colonisten zuschreibt, in der Zeit als sie sich nach und nach in Troas festgesetzt hatten, so ist dies eine durchaus ungerechtfertigte Hinaufschiebung einer Thatsache, von welcher wir in Wahrheit erst aus ungleich späteren Zeiten wissen; und was wir noch aus den erhaltenen wenigen Nachrichten sowie den Umständen selbst schlieszen können, ist weit mehr gegen diese Ansicht. Ist auch die Angabe bei Strabo XIII p. 601, dasz *ἐπὶ τῶν Λυδῶν* das neue Ilion gegründet worden sei, eine sehr unbestimmte, so wird doch schon durch sie die erste Entstehung dieses Neuilion in eine Zeit herabgesetzt, die mehrere Jahrhunderte später ist als die der aeolischen Colonien und ihrer Kämpfe, und zugleich wird es wiederholt als ein in seiner ersten Zeit ganz unbedeutender Ort, als bloszes Dorf bezeichnet (p. 593), so dasz auch hieraus ersichtlich ist dasz seine Gründung kein Act von Bedeutung war. Noch viel mehr aber fragt es sich, welcher Zeit die Entstehung jener Meinung angehört, welche dies neue Ilion an die Stelle des alten setzte, denn der blosze Name Ilion ist doch wahrlich noch kein Beweis dasz etwa schon von Anfang diese Meinung sich angeknüpft hätte; auch spricht im Gegentheil eine Erwägung der übrigen Umstände durchaus dagegen dasz diese Meinung schon in einer frühen Zeit aufgekommen wäre. Welcker selbst findet bei der ganzen Sachlage, wie er sie darstellt, nur den Umstand verwunderungswerth, dasz 'eine zur Festung und zur Hauptstadt von Troas so günstige Lage wie die des alten Ilion niemals benutzt worden sei.' Woher aber dieser auffallende Umstand? Ohne Zweifel aus dem einfachen halb religiösen Grunde, dasz den Aeolern selbst der Grund und Boden einer feindlich zerstörten Stadt, gegen welche so der Wille der Götter selbst sich erklärt hatte, nicht geeignet erschien für eine eigne Niederlassung (vgl. dieselbe ganz natürliche Reflexion schon bei Strabo p. 601). Dies aber spricht dann jedenfalls dagegen, dasz schon

durch die älteren Aeoler selbst die Meinung aufgekommen sein sollte, als stünde das neue Ilion an der Stelle des alten. Und wie in der That erst aus viel späterer Zeit diese Meinung überliefert wird und zwar als eine immer zugleich auch bestrittene, so läszt sich auch nicht einsehen, wie im Gegensatz gegen die homerische Dichtung gerade in jener ältern Zeit und in jener Gegend, in welcher die Sage ihren Hauptsitz hatte, eine abweichende Meinung hätte aufkommen und sich befestigen können. Die Entstehung der Gesänge der Ilias ist ja doch wol jedenfalls jünger als jene aeolische Wanderung und als die Kämpfe die sie begleiteten; ja sie würde ungefähr in eben die Zeit fallen, in welcher nach jener Welckerschen (freilich ziemlich unbestimmt gehaltenen) Auffassung der Anspruch Neuilions auf der Stätte des alten zu stehen aufgekommen sein müste. Wie aber sollen wir uns dies zusammendenken, dasz in eben der Zeit, in welcher die sich ausbreitende epische Dichtung an der wirklich geschichtlichen Lage des alten Troja festhielt, eine entgegengesetzte Meinung gerade im Mittelpunkt der Gegenden, in welchen die Dichtung ihre lebendigste Wurzel hatte, sich hätte ausbilden können? Kurz, jene Meinung gehört allen Anzeichen nach einer Zeit an, die sowol von der Entstehung der homerischen Gesänge als von der ältern Geschichte der aeolischen Colonien durch einen weiten Zwischenraum, durch Jahrhunderte, getrennt ist; sie beweist also nichts dagegen, dasz die alten aeolischen Colonisten mit dem wirklichen alten Troerstaate zu kämpfen hatten. — Aehnlich verhält es sich mit einem zweiten Gegengrunde, dasz nemlich die homerische Vorstellung, zufolge welcher Aeneas und sein Geschlecht nach dem Falle Trojas noch über die Troer fortherschen sollen, mit den Verhältnissen der spätern aeolischen Zeit, in welcher jenes Geschlecht unterlegen sei, nicht stimme. Es fragt sich hier nur, in welche Zeit denn dieses unterliegen des Aeneadengeschlecht gesetzt werden müste, zumal da ohnedies darüber durchaus keine directe Nachricht vorhanden ist. Nach Strabo p. 607 sollen in Skepsis das Geschlecht des Askanios und das des Skamandrios (Hektors Sohn) lange Zeit regiert haben, ja noch in später Zeit, als diese Gegend mit Milet zu einer Gemeinde vereinigt wurde, sollen die Abkömmlinge jenes Geschlechts besondere Auszeichnung genossen haben; und ebenso ist noch in der Erzählung Xenophons (Hellen. III 1, 8 ff.) von einem dardanischen Geschlecht die Rede, das gleichfalls eben in Skepsis und Gergis, 'festen Städten', in der Eigenschaft von Satrapen fortherschte. Bei Herodot V 122 werden in der Zeit des ionischen Befreiungskampfes die Gergithier als die übrig gebliebenen alten Troer aufgeführt. Bei diesen Angaben hat man wol volles Recht anzunehmen, dasz auch gegenüber von den aeolischen Ansiedlern sich jener an das Geschlecht der Aeneaden geknüpfte troische Gebirgsstaat lange Zeit, noch Jahrhunderte, behauptet haben mag, und es ist nicht einzusehn, warum die Anschauung des homerischen Epos sich nicht aus den Verhältnissen in der ältern Zeit der aeolischen Colonien soll erklären lassen können. Müssen wir vielmehr der ungleich wahrscheinlichsten Annahme nach

die Ausbildung jenes Epos eben in die älteren Zeiten der aeolischen Colonien setzen *), so wird wol mit mehr Recht der umgekehrte Schlusz erlaubt sein, dasz auch durch die homerische Anschauung die (durch nichts umgestoszene) Annahme bekräftigt wird dasz jener troische Gebirgsstaat sich gegenüber von den Aeolern noch lange behauptet habe.

Die beiden so eben besprochenen Gegengründe Welckers stehen auf so schwachen Stützen, dasz man glauben musz, der Widerspruch gegen jene Erklärung rühre weit mehr von ihrer vermeintlichen innern Undenkbarkeit her; und in der That wird diese von Welcker in den stärksten Ausdrücken hervorgehoben: 'etwas gedichtetes und früheres von solchem Umfang und Zusammenhang an die Stelle von etwas wirklichem und späterem, das doch selbst grosz und denkwürdig war, zu setzen, alle eignen Helden und deren Thaten und Geschicke gänzlich fallen zu lassen und völlig verschiedene zu erfinden, konnte niemand einfallen.' 'Kein Beispiel möchte sein, dasz die Sage eine Begebenheit in die Zeiten der Urväter der wirklichen Helden hinaufrückte, diese mit ihren eignen, weit entfernten Wohnsitzen angehörigen Ahnherren vertauschte' usw. Allein in Wahrheit ist auch eine solche Auffassung der Sache nur ein gänzliches Misverständnis (wobei wir freilich von der Art wie bei Völcker u. a. jene Erklärung begründet und ausgedrückt sein mag, ganz absehen und uns nur an die Sache selbst halten). Nicht im mindesten d a v o n ist bei jener Erklärung, wenn sie anders richtig gefaszt wird, die Rede, dasz die Sage die eignen Kämpfe der aeolischen Ansiedler in eine frühere Zeit, auf frühere Helden habe hinaufrücken wollen; was w i r vielmehr behaupten ist das, dasz die Sage von den siegreichen Kämpfen der homerischen Helden u r s p r ü n g l i c h nichts anderes als der (aus der Anschauungsweise jener Zeit) innerlich nothwendige und ganz natürliche Ausdruck für die e i g n e n Kämpfe jener aeolischen Einwanderer selbst gewesen sei und dasz erst durch diese (in Folge des ganzen Zeitbewustseins) noch nothwendig mythische Darstellungsform jener Kämpfe allmählich jene Auffassung entstehen muste, welche dem wirklichen

---

*) Ohnedies gerade jene Ausführung im 20n Buch der Ilias, welche am meisten und offenkundigsten auf Verherlichung des Aeneas und seines Geschlechts berechnet ist, gehört wol zu den wenigst ursprünglichen Bestandtheilen der Dichtung; denn die man kann nicht anders sagen als geschwätzige und gerade auf dem erwartungsvollen Punkte, wo der Pelide zum erstenmal wieder auftritt, gewis sehr störende Breite, mit welcher namentlich von Vs. 200 an die Abstammung des Aeneas entwickelt wird und von welcher auch der Dichter selbst ein sehr naives Bewustsein zeigt (vgl. besonders Vs. 244—254), dies nebst der ganzen überall hervortretenden Absicht, die Gestalt des Aeneas (und also in ihm den Ruhm des Aeneadengeschlechts) möglichst zu heben, so dasz Vs. 261 ff. selbst der Pelide in einer Weise, die uns zu seiner sonstigen Charakteristik wenig zu passen scheint, vor dem Gegner erschrickt, weist gewis darauf hin, dasz wir hier ein von dem unbefangenen und echt poetischen Geiste der ältern Dichtung schon ziemlich abweichendes späteres Element vor uns haben.

innerlich geschichtlichen Ursprung und Kern dieser mythischen Darstellung schon fern stehend die ganze Sage nun wirklich nur auf jene alten Heroen bezog und sie so in eine frühere Zeit hinaufrückte. Um es noch bestimmter auszudrücken: wir halten den homerischen Sagenkreis, so weit er es unmittelbar mit dem troischen Kriege zu thun hat, ursprünglich nur für die nothwendige religiöse und mythische Form, in welcher das Bewustsein und die Sage der aeolischen Einwanderer ihre eignen Kämpfe darstellen muste, so dasz diese Sage also ursprünglich sich vollkommen bewust war, hierin eben von diesen eignen geschichtlichen Kämpfen zu sprechen, allein im Fortgang der Zeit und zumal in jener schon ungleich entfernteren, in welcher das homerische Epos sich ausbildete, jene mythische Form nicht mehr nach ihrem wirklichen geschichtlichen Kern verständlich war, sondern das geschichtliche Bewustsein überwuchernd und in sich begrabend nur noch als solche, als diese mythische Heroensage sich fortbehauptete. Zugleich sind wir bei dieser Erklärung weit entfernt, alles auf geschichtliche Züge aus den Schicksalen jener Aeoler selbst zurückführen zu wollen, sondern wir glauben (wie dies namentlich z. B. von der Achilleussage gilt) dasz sich eben in Folge der mythischen Form zugleich andere mythische Anschauungen, vor allem solche die eben in jener Gegend schon vorgefunden wurden, mit der Sage von dem Kriege selbst verschmolzen, während endlich das was über den Kreis der Colonistensage selbst hinausgeht, d. h. also die Anschauung von einem allgemein hellenischen sich erst hieraus entwickelte und ebenso die Sage von der Rückkehr der Helden und ihren daran geknüpften Schicksalen erst dann, als die ursprüngliche innere Bedeutung jener erstern Sage schon sich verwischte, nothwendig mit derselben zusammenwuchs und nun vor allem von der epischen Dichtung ausgebildet wurde.

Die allgemeine innere Grundlage für diese so eben ausgesprochene Auffassung ist uns durch die oben erörterte Eigenthümlichkeit der ganzen heroischen Zeit gegeben. Wir können dieser zufolge nicht anders behaupten als dasz die verschiedenen Bestandtheile jener aeolischen Einwanderer in ihren Kämpfen und Siegen das walten ihrer besondern Stammgottheiten und Stammheroen anschauen musten, eben hierin das höhere Bewustsein und die Verherlichung ihrer eignen Geschichte fanden, so dasz dann auch andrerseits die Führer und Häupter der Troer und ihrer verbündeten ursprünglich gleichfalls religiöse Mächte sind. Können wir uns nun auch, wenigstens bei dem jetzigen Stande der Alterthumswissenschaft, nicht anheischig machen an allen Hauptgestalten des troischen Sagenkreises ihre bestimmte mythische Bedeutung nachzuweisen, so kann dies doch theils gerade bei den geistig hervorragendsten und bedeutsamsten geschehen, theils stehen dann diejenigen, deren bestimmtere Deutung sich nach dem jetzigen Stande der Forschung noch nicht nachweisen läszt, nach allen Seiten in einem solchen mythischen Zusammenhange, dasz sie sich für den unbefangenen gleichfalls als mythisch zu erkennen geben.

Dasz Achilleus seiner ursprünglichen Bedeutung nach nichts anderes als ein Stromgott sei, diese Erkenntnis wird allmählich zu einer so ziemlich anerkannten *), und wir können uns daher der Kürze halber enthalten, die von andern schon hervorgehobenen Beweise hiefür zusammenzustellen. Wir weisen nur noch darauf hin dasz, wenn namentlich in dem Culte des dodonaeischen Zeus sich ein besonders hervortretender Zusammenhang mit dem Acheloos, diesem alten Inbegriff der mächtigen und befruchtenden Stromgottheit, und eine ursprüngliche hohe Bedeutung desselben kund gibt, ganz in entsprechender Weise auch Achilleus in der Ilias *Π* 233 ff. sich in besondere Beziehung zu dem dodonaeischen Zeus, diesem Mittelpunkte urhellenischer Religionsanschauung setzt. In der Stellung des Achilleus selbst aber, durch welche er den Mittelpunkt der Ilias einnimmt, haben wir nun ohne Zweifel zwei wesentlich verschiedene Elemente zu unterscheiden, ein im engern Sinne geschichtliches, d. h. der troischen Kriegs- und aeolischen Wanderungssage angehöriges, und ein anderes in eben jener Gegend schon vorgefundenes, das mit den besondern Naturverhältnissen derselben zusammenhängt und in die Anschauungen der alten Naturreligion zurückgreift, also mit der aeolischen Kriegssage sich erst zu einem ganzen verschmolz. Gerade der Zorn des Achilleus nemlich, von welchem die Ilias ausgeht, seine periodische Unthätigkeit und sein Kampf mit Hektor scheinen uns ursprünglich nicht sowol jener aeolischen Kriegssage anzugehören, als vielmehr aus einer schon ältern religiös-mythischen Naturanschauung entsprungen, die in der besondern Natur der troischen Ebene und den alten Culturverhältnissen derselben ihren Grund hat. Wie Achilleus in der Ilias eine von dem übrigen Heer eben so sehr getrennte selbständige Stellung einnimmt, als er andrerseits wieder zu demselben mit gehört, so weist auch dieses Verhältnis auf eine von der übrigen Kriegssage ursprünglich getrennte und selbständige ältere Anschauung zurück, so dasz wol auch eben diese besondere und eigenthümliche Verflechtung des Achilleus mit dem religiösen Sagenkreise des troischen Gebietes dazu mitgewirkt hat, ihm in der Sage und Dichtung diese Hauptstelle zu geben. In jener alten Anschauung nun ist Achilleus nichts anderes als der Daemon der stürmenden Flut, welcher zu gewissen Zeiten mit der vereinten Macht der anschwellenden Meeresströmung und der entgegendrängenden ausgetretenen Flüsse die troische Ebene überschwemmt, in Zeiten der Trockenheit dagegen in Unthätigkeit zurückgedrängt gleichsam grollend und zürnend am rauschenden Meeresufer seine Stimme vernehmen läszt. **) In seinem

*) Wie sich z. B. auch Welcker a. a. O. S. 37 so ausspricht. Vgl. jetzt ferner Preller: griech. Mythol. I S. 30. II S. 281. Rückert: Trojas Ursprung S. 144 ff., in eigenthümlicher einseitig consequenter Weise aber bekanntlich Forchhammer, zuerst in den 'Hellenika' 1837, dann in der kleinern Schrift 'Achill'. 1853.

**) Vgl. zu dem allem theils Forchhammer in den eben genannten

stürmenden vordringen besiegt und erlegt er den Ἕκτωρ, den aufhaltenden, abwehrenden und schirmenden Gott, während er selbst wiederum den Pfeilen Apollons, des lichten, trocknenden und die feindlichen stürmenden Mächte besiegenden Gottes erliegt. Wie die ganze Anschauung in den eigenthümlichen Naturverhältnissen der troischen Ebene begründet sei, wie schon der Name Ilion (mit ἰλύς zusammenhängend) auf diese Verhältnisse hinweise, dies haben schon zur Genüge andere ausgeführt. Nöthiger scheint es die Bedeutung hervorzuheben, welche diese Verhältnisse und die darauf bezüglichen Anschauungen in dem religiösen Culturbewustsein des alten Troerstaates haben musten, soweit wir auf dasselbe aus den mythischen Spuren noch zurückschlieszen können. Wie jetzt noch Reste uralter Canalanlagen von früherer auf eben jene Naturverhältnisse bezüglicher Culturthätigkeit reden, so hat auch ohne Zweifel die Mauer des Herakles (Il. *Υ* 145 ff.), unter deren Schirm er das Meerungeheuer bekämpft, welches die Hesione (d. h. das Uferland) verschlingen will, eine analoge Bedeutung, ja vielleicht auch die von Poseidon und Apollon (diesen von entgegengesetzter Seite hieher gehörigen Göttern) erbaute troische Mauer, sowie die Mauer der Danaer, welche Poseidons Misgunst wieder zerstört (Il. *Η*), und von welcher wol gleichfalls keine Sage entstanden wäre, wenn nicht alte Ueberreste auf eine solche Erklärung geführt hätten. Zugleich aber ist überhaupt der Gesamteindruck, welchen das mythische Bild des alten troischen Staates macht, ein solcher, der im Gegensatz gegen das heroisch-hellenische vielmehr auf eine mit dem pelasgischen verwandte Cultur hinweist, wie dies auch theils schon der Gesammtstellung der benachbarten asiatischen Völker gegenüber von Griechenland, theils namentlich auch dem Zusammenhange entspricht, in welchem ohne Zweifel die troische Cultur mit den alten idaeischen Göttercultten stand. Hieher gehört vor allem der unkriegerische Stadtherscher Priamos selbst, welcher mit Hekabe und seinen 50 Söhnen, besonders dem immer an asiatische Weichlichkeit erinnernden Paris, ganz den Eindruck friedlicher reicher Cultur macht und welchen man wol nicht mit Unrecht mit dem gerade aus diesen Gegenden stammenden und dort (am Hellespont) besonders verehrten Priapos zusammengestellt hat, da sowol jene Fruchtbarkeit als auch des Priamos goldener Weinstock, ja selbst sein anderer Name Podarkes hiemit zusammenstimmt, denn Priapos, welcher in der symbolischen Eigenschaft eines kriegerischen Tänzers auch mit den idaeischen Daktylen zusammengebracht wird *), ist wol eine ihrem Ursprung nach ungleich ältere und erst in späterer Zeit auf jene feste Form und Bedeutung beschränkte Gottheit. Nach jener obigen Anschauung gehört er in den Kreis der idaeischen Korybanten, Kureten,

---

Schriften, auch die 'Beschreibung der Ebene von Troia' nebst der beigefügten Karte, 1850, theils namentlich auch zu den folgenden Ausführungen Rückert a. a. O.

*) Lucian. de saltat. 21; vgl. Lobeck Aglaoph. 1165.

Kabiren, welche die Wolken- und Gewitterdaemonen, auch die vulcanischen Kräfte des Gebirgs zu bezeichnen scheinen und so an sich selbst auch in Beziehung zur Fruchtbarkeit stehen. Ebenso erinnert Hekabe nicht blosz durch ihren Namen, sondern vor allem auch durch den eigenthümlichen Mythus von ihrer Verwandlung in eine Hündin, welche heulend Thracien durchstreift, an die eben in jenen Gegenden (Thracien, Samothrake, Hellespont) besonders verehrte Hekate *). Der troische Erichthonios aber mit seinem Reichthum und seiner Rossezucht weist ohnedies in allem auf den pelasgischen Erichthonios des alten Attika hin, während ebenso in der besondern Bedeutung des Pallasdienstes und des Palladion sich dieselbe Verwandtschaft zeigt. Pelasger aber finden sich ausdrücklich im troischen Gebiete selbst und werden als troische Bundesgenossen aufgeführt. Weist nun dies alles sowie das ganze Verhältnis, in welchem nach der homerischen Dichtung selbst Troer und Hellenen erscheinen, auf einen mit der altgriechischen Cultur und ihrem Religionskreise sehr verwandten Bildungszustand hin, welcher wesentlich dem entspricht, was wir auch über das sonstige Verhältnis der kleinasiatischen Küstenvölker und ihrer Culte zu dem alten Griechenland schlieszen können, so wird nicht nur begreiflich, wie Sagen, welche von selbst an den hellenischen Vorstellungskreis sich anschloszen, wie vor allem die von Achilleus und seinem Kampfe mit Hektor, sich schon vorfinden konnten, sondern es erscheint auch ebendamit die ganze geistige Bedeutung jenes Kampfes in ihrem vollen Licht. Jener Punkt, auf welchem Asien und Europa unmittelbar zusammenstossen, bot nicht blosz durch seine eigenthümlichen Naturverhältnisse besondern Anlasz zu Anschauungen die sich auf das ringen natürlicher wolthätiger Cultur mit feindlicher Naturmacht bezogen, sondern er muste auch eben in jener alten Zeit, in welcher die Züge der Völker sich noch möglichst an das Land und die Küsten anschlossen, zum vielseitigsten wichtigsten Berührungspunkte asiatischer und europaeischer Cultur und Religionsanschauung werden, zu einem Punkte auf welchem die verschiedensten Elemente zusammenflossen. Auf derselben natürlichen Lage und Bedeutung dieses Punktes beruht es auch, dasz hier zuerst hellenische Einwanderer

*) Mit der Hekate wird sie auch ausdrücklich bei Lykophron Kass. Vs. 1174 ff. zusammengebracht. Zu den obigen Momenten mag man noch hinzunehmen dasz auch Hektor sowie der mit ihm in Zusammenhang stehende Fluszname Skamandros in Boeotien heimisch gewesen zu sein scheint und mit den pelasgischen Wasserbauten in innerer Verbindung stehen mag; vgl. Rückert a. a. O. und die Stellen des Paus. IX 18, 4 und Lykophr. 1206 ff. Schlieszlich aber sind noch namentlich die pelasgischen Kabiren zu erwähnen, welche jedenfalls, wie überhaupt die Culte der benachbarten Inseln, Samothrake, Imbros, Lemnos, mit den idaeisch-troischen Götterculten in Zusammenhang stehen und mit welchen nach den alten Nachrichten ebenso die Hekate zusammengehört, wie ohnedies der pelasgische Hermes, welcher als phallischer befruchtender ganz an Priapos (Priamos) erinnert und auf analoge Weise mit der Persephone verbunden wird.

Niederlassungen gründeten und mit dem zwar vielfach verwandten, aber von dem heroisch-hellenischen Bewustsein doch ebenso sehr verschiedenen asiatischen Elemente in Kampf geriethen. Dieser Kampf aber hatte so zufolge aller dieser Verhältnisse mehr als irgend einer die Bedeutung, dasz an ihm die Eigenthümlichkeit des hellenischen und heroischen Bewustseins sich reicher und schärfer ausbilden und sich selbst anschaulich werden muste im Gegensatz gegen einen bei aller Verwandtschaft doch noch in dem blosz natürlichen Zwecke befangenen Religions- und Cultuskreis. So stellt sich denn eben an diesem Grenzpunkte und Zusammenstosz abendländisch hellenischer und andrerseits asiatischer und der pelasgischen Zeit angehöriger Bildung klarer als irgendwo die geistige Fortentwicklung der Zeit dar. Jene Sage von Achilleus und Hektor bezeichnet in ihrer ursprünglichen Gestalt nur erst den Kampf des unmittelbar natürlichen Culturzweckes mit der entgegenstehenden Naturmacht; sie hat sich in der hellenischen Sage zum menschlich-heroischen Inhalt vergeistigt. Aber nicht blosz dies, sondern indem Achilleus zum Hauptheldeu der Hellenen im Kampfe gegen die Troer wird, so wandelt sich nun jener Kampf zugleich noch bestimmter um in den des frei geistigen heroischen Bewustseins gegen das noch im blosz natürlichen Culturzweck gefangene Völkerleben. Mit Recht hat so der troische Krieg diese hohe unterscheidende Bedeutung im hellenischen Bewustsein erhalten; er ist dieser natürliche Brennpunkt, in welchem das frei geistige hellenische Wesen sich zuerst nach seiner allgemeinen unterscheidenden Eigenthümlichkeit gegenüber von andern Bildungselementen anschaulich geworden ist und in welchem daher auch die Sage allmählich die Kräfte des ganzen Hellas zum erstmaligen gemeinsamen Zuge gegen die fremde Macht vereinigt hat. Demgemäsz hat er denn auch durch die epische Dichtung in der manigfachsten tiefgreifendsten Weise auf das Mutterland geistig zurückgewirkt. Kurz der troische Krieg und die auf ihn bezügliche Sage und Dichtung ist, wenn wir ihn in seiner allgemeinsten und weitgreifendsten Bedeutung bezeichnen, nichts anderes als der auf dem natürlichen Berührungspunkte und Zusammenstosze Asiens und Europas zum erstenmal sich in seiner unterscheidenden gemeinsamen Eigenthümlichkeit erfassende und seine eigne Verherlichung feiernde Sieg des frei geistigen abendländischen Elementes über das noch unfrei natürliche und orientalische. Als äuszerlich geschichtliche Wahrheit also kann sich zwar die Sage von einem alten gemeinsamen Zuge der Hellenen gegen den troischen Staat nicht behaupten, und niemals wird man dafür etwas weiteres beizubringen wissen als gesuchte Hypothesen; denn von einem andern Zuge als dem jener aeolischen Wanderung weisz die wirkliche Geschichte nichts, während die Begründung des Krieges in der Dichtung sich an sich selbst (durch die Person der Helena usw.) als mythisch zu erkennen gibt. Allein ihre geistig geschichtliche Wahrheit hat jene Sage allerdings, sofern eben in jenem Kampfe das freie abendländisch-hellenische Element sich zum erstenmal nach seiner gemeinsamen unter-

scheidenden Eigenthümlichkeit zum Bewustsein kam und ebendeshalb die Sage gerade in diesen Kampf immer mehr die ganze hellenische Welt (auch diejenige welche in der That gar nicht dabei betheiligt war) hineinverflochten hat. Dasz aber dies unterscheidend hellenische und heroische Bewustsein sich in der Sage und Dichtung gegenüber von dem troisch-orientalischen nicht schärfer und bestimmter charakterisiert (obwol es doch nicht an manchen bezeichnenden Zügen hiefür fehlt, z. B. in der Gegenüberstellung des Paris und des Menelaos als der Vorkämpfer beider Heere im Gegensatz des unkriegerischen Priamos und des Kriegerfürsten Agamemnon, in der Charakteristik des eigenthümlichen anrückens des Troerheeres und andrerseits dessen der Hellenen, im Gegensatz der Aphrodite oder auch des Ares als Beistandes der Troer und andrerseits der Athene usw.), — dies erklärt sich nicht blosz aus dem mythischen und vor allem mit Verherlichung der eignen Heroen beschäftigten Wesen der Sage, in welcher dann auch die Feinde, um desto bedeutender zu erscheinen, eine analoge Gestalt annehmen musten, sondern es erklärt sich auch noch bestimmter daraus, dasz das hellenische Element in jenem Kampfe mit einem in Wirklichkeit vielfach verwandten, in die altgriechische Zeit selbst zurückgreifenden Gegner zu thun hatte und eben in diesem Kampfe erst sich von dem ältern verwandten Elemente ganz abscheiden lernte. Die Hauptsache aber bleibt so doch auch in der mythischen Form der Sage und Dichtung als der eigentliche Mittelpunkt stehen, dasz in jenem Kampfe zum erstenmal sich das hellenische Element gegenüber von dem fremden zusammenfaszt, und gewis darf man auch mit Recht sagen, dasz in Folge jenes Kampfes erst und noch mehr der aus ihm sich entwickelnden Sage und Dichtung die allgemeine Abscheidung der frei geistigen hellenischen Welt von der ältern orientalischen begonnen hat, mit welcher die pelasgische Zeit noch so eng verflochten war. Aus diesem innern Grunde vor allem können alle übrigen und früheren Kämpfe der Heroenzeit, z. B. der Krieg gegen Theben, sich an geistiger Bedeutung nicht mit dem troischen vergleichen; sie sind noch blosze Kämpfe zwischen den verschiedenen Elementen Griechenlands selbst. Als wahrhaftes höheres und seiner selbst vollkommen bewustes Gegenbild des troischen Krieges aber darf man mit Recht den persischen bezeichnen: in ihm erst steht ganz das frei geistige und rein hellenische dem erklärt barbarischen gegenüber, nicht musz es sich, wie im troischen Kriege, von dem fremden Elemente als einem ursprünglich verwandten erst abscheiden.

In nichts aber zeigt sich dieses geistige Verhältnis, welches in dem troischen Kriege zu Grunde liegt, treffender als eben in seiner mythischen Begründung, darin dasz es ein gemeinsames von beiden Theilen in Anspruch genommenes Eigenthum und zwar Helena ist, um welches sie kämpfen. Dasz beiden Theilen die Anschauung und der Cult der Helena eigen war, so dasz sie aber bei den Hellenen mit dem Atriden, bei den Troern mit dem asiatischen Paris verbunden war, dies ist der einfache Grund, welcher in Zusammenhang mit den alten

an die Licht- oder Mondgöttin sich anknüpfenden Mythen und Anschauungen von einer Entführung jene Begründung des Krieges in der Sage herbeiführte. Jene troische Helena ist eine mit Unrecht oder fälschlich angemaszte; gegen jenen falschen Gemahl der Helena kämpft der wahre und seine verbündeten. So wird der Kampf um den äuszerlichen Besitz des Landes vergeistigt und idealisiert in diesen Kampf zweier entgegengesetzter, in einem gemeinsamen Punkte sich begegnender, aber ebendeshalb nur um so mehr sich bekämpfender Anschauungen. Die ursprüngliche Anschauung und Sage liesz hierin noch in bewuster Weise ideale Mächte (nicht äuszerlich gegenwärtige Personen), die Atriden als Stammheroen oder Stammgötter gegen jenen falschen Gemahl der Helena ankämpfen; sie drückte damit, wie schon oben gesagt, ursprünglich nichts anderes aus als die ihrem eigenthümlichen Bewustsein gemäsz geformte Anschauung von den Kämpfen der aeolischen Einwanderer selbst. Allein je mehr so die Stammheroen in unmittelbar persönlicher Betheiligung als für ihr Recht kämpfend und einstehend gedacht wurden, desto mehr wurde jene mit der Zeit ohnedies nothwendig eintretende Anschauung befördert, welche nur noch die mythische Form, nicht deren ursprüngliche eigentlich geschichtliche Bedeutung kennend die ganze Sage nur in diesem heroisch ritterlichen Sinne (nicht in dem ursprünglichen zweier sich gegenseitig begegnender religiöser Anschauungsweisen) faszte. Und ebenso muste die gerade bei jener Lichtgöttin in verschiedener Weise wiederkehrende Anschauung von einer Entführung in diesem Zusammmenhange gleichfalls auf die Vorstellung eines Kampfes der Heroen selbst um die geraubte hinwirken. Zugleich erscheint von dieser obigen einfachen Erklärung aus auch jene andere Form der Sage erst in ihrem natürlichen Lichte, dasz nemlich die wahre wirkliche Helena gar nicht in Troja gewesen sei, sondern nur ein Scheinbild. Denn auch dies hat ursprünglich nur denselben Sinn wie die andere Form der Sage; die troische Helena ist nur eine mit Unrecht angemaszte, sie ist (in dieser Verbindung mit Paris) nicht die wahre, wirkliche, welche nur den Hellenen eigen ist. Diese zweite Wendung drückt nur den ursprünglichen Sinn der ganzen Anschauung reiner und schärfer aus im Gegensatz gegen die Vorstellung von einem wirklichen äuszerlichen Raube, welche aber ihrer Natur nach um so mehr zum Mittelpunkt der gewöhnlichen Sage und vor allem der epischen Dichtung werden muste, da ja diese bei jener erstern Form schon wesentlich an innerem Interesse verloren hätte (wie schon Herodot II 116 bemerkt hat). Ihrem Ursprung nach aber mag jene Form der Sage schon ebenso alt wie die gewöhnliche sein, wie sie auch vor Stesichoros schon Hesiod gekannt haben soll, und die Sagen von einem Aufenthalte bei Proteus gaben ihr wol nur den bestimmteren Anhaltspunkt, nicht aber überhaupt die erste Entstehung. Auch der Kampf um Helena hat demnach seine geschichtliche Wahrheit, nur nicht in jener buchstäblichen mythischen Form, sondern als Kampf zweier verwandter, aber innerlich ebenso sehr getrennter Anschauungen. Und wenn wir den wirklichen

allgemeinen Inhalt aussprechen, der in dieser hellenischen Anschauung von dem Kampf um die Helena liegt, so ist es kein anderer als der, dasz die lichte reizende Göttin, d. h. dieser Inbegriff der schönen Natürlichkeit *), nur der hellenischen, siegreich und herlich in der Natürlichkeit sich bethätigenden und darstellenden frei heroischen Selbstheit angehöre (von ihr als der rechtmäszige Kampfpreis errungen wird), nicht aber dem noch im unmittelbar natürlichen Zwecke gefangenen Culturbewustsein. Dies allgemein geschichtliche wahre Bewustsein des Hellenenthums über sich selbst spricht die Sage von dem troischen Kriege aus; denn in Wahrheit ist ja auch das wirkliche Ziel, welchem sowol der troische Kampf als alle übrigen Kämpfe der Heroenzeit zugiengen, nichts anderes gewesen als die wahrhaft schöne geistig gestaltete Natürlichkeit (wie sie sich in der folgenden Entwicklung vollends ausbildete). Fassen wir die Anschauung von der Helena in dieser ihrer allgemein geistigen Bedeutung, so ist in der That auch der spätere Perserkrieg ein Kampf um Helena, d. h. für die lichte und schöne geistig gestaltete Natürlichkeit des hellenischen Lebens gewesen; allein diese steht im Perserkriege schon entwickelt und bewust dem orientalischen Barbarenthum gegenüber (obwol sie sich gleichfalls eben in Folge jenes Kampfes erst zu ihrer ganzen Reife und Schönheit entwickelt hat), während sie im troischen Krieg sich erst gegenüber von dem noch v e r w a n d t e n orientalischen als das eigenthümlich hellenische b e w u s t w e r d e n und a b s c h e i d e n musz. Am klarsten aber zeigt sich eben in dieser Anschauung von dem Kampf um Helena und in der Bedeutung, welche diese Anschauung gewinnen konnte, jene schon der hellenischen Heroenzeit eigne Richtung und Anlage zur gegenständlich schönen Selbstdarstellung. Nur deshalb konnte auch für das negativ kriegerische Bewustsein der Heroenzeit dennoch die lichte schöne Göttin solche Bedeutung haben, weil auch das heroische Bewustsein doch wesentlich in der positiv gegenständlichen siegreichen Darstellung und Verherlichung der freien Selbstheit, in dieser lichten schönen Natürlichkeit lebte. Was wir so in dem Apollocultus, oder auf ähnliche Weise auch in dem der Athene, unmittelbar beisammen finden und was auch wesentlich aneinander geknüpft war, nemlich das siegreich heroische und wiederum die schöne herliche Erscheinung, das tritt in der Sage des troischen Krieges zugleich in geschiedener Weise vor die Anschauung; die frei heroische hellenische Kraft eignet sich auch die lichte schöne Natürlichkeit, obgleich sie so für sich angeschaut als eine

*) Helena, ihrem Namen nach überhaupt Lichtgöttin und nur eine andere Form von Selene, ist wol ihrer bestimmtern Bedeutung nach vorzugsweise Göttin des stralenden Morgenlichtes als Inbegriffs alles jugendlichen Reizes geworden, worauf auch ihr Aufenthalt bei Proteus im Osten zu deuten scheint (s. weiter unten bei dem was über die Atriden gesagt ist). Jedenfalls hat sie in eigenthümlicher Weise eben diese Seite des schönen, reizenden, als dessen Inbegriff die milde Lichtgöttin erscheint, zu ihrer specifischen Bedeutung erhalten.

kampflose weibliche Erscheinung sich darstellt, doch als das in Wahrheit nur ihr angehörige, nur bei ihr vorhandene rechtmäszige Eigenthum zu. Dem Paris gibt die Sage wol den unmittelbar äuszerlichen (üppig orientalischen) Reiz, und so kennt auch das mit dem altgriechischen eng verwandte Culturbewustsein des troischen Staates wol in seiner Weise die lichte schöne Göttin; allein ihre wahre höhere Bedeutung, das wahre höhere Recht auf sie hat doch nur die frei geistige hellenische Welt, nicht jene orientalische noch blosz natürliche Cultur.

Kehren wir indessen von dieser einfachen und natürlichen Gesamtauffassung des troischen Krieges nochmals zur Einzelerörterung zurück, so muste der Zorn und die Unthätigkeit des Achilleus in der heroischen Auffassung nothwendig eine wesentlich andere Wendung erhalten; die ursprüngliche Bedeutung, da sie wesentlich sich an die alte Naturanschauung knüpft, war nicht mehr verständlich; so wird denn beides in der Sage wol an ein gegensätzlich eifersüchtiges Verhältnis der hellenischen Stämme unter sich angeknüpft*), das (analog wie alles übrige) als ein gegenüberstehen ihrer Heroen erscheint. Seine Bedeutung als Mittelpunkt der Sage aber behält dieser Zorn des Achilleus und sein Kampf mit Hektor deshalb, weil er nicht nur die eigenthümlichste in jener Gegend schon vorgefundene Grundlage war, mit der sich die ganze übrige Kriegssage verschmolz, sondern auch weil eben in dieser Form der Sage am meisten das heroisch erhabene Ideal des Helden hervortrat. Es erhellt von selbst, wie Achilleus eben zufolge jener Naturbedeutung, welche den ursprünglichen Ausgangspunkt der ganzen Anschauung bildet, sich am meisten zum Vorbild des unwiderstehlich dahinstürmenden erhabenen Schwunges eignete. So hat auch sein Kampf mit den Fluszgöttern ursprünglich wol dieselbe Naturbedeutung gehabt, während er in der rein heroischen Auffassung gleichfalls eine andere Wendung erhalten muste. Zu welchem ganz andern Wesen aber ist so Achilleus gegenüber von dem alten dodonaeischen Acheloos, dem befruchtenden Stromgotte (welcher als solcher auch mit dem befruchtenden Regen-Zeus in so wesentlicher Verbindung steht) geworden! Und doch finden sich noch überall in der Achilleussage, in der Anschauung des schnellfüszigen Helden, in den Mythen von Thetis und Peleus, welcher selbst nur eine Form des Wolken- und Gewittergottes zu sein scheint, usw. die Spuren der alten Anschauung; nur der innerliche heroische Umschwung des ganzen Bewustseins hat jene ganz verschiedene Richtung und Bedeutung des Mythus hervorgebracht. Dasz jedoch die Heroensage von Achilleus in der Hauptsache (nemlich mit Ausnahme seiner Jugendgeschichte) ganz dem troischen Sagenkreise angehört, dies weist wol

*) Vgl. Strabo XIII p. 612, sowie Rückert und Völcker a. a. O. — Dasz wir uns übrigens nicht blosz auf jene Notiz bei Strabo stützen, deren hieher gehörige Beziehung immerhin unsicher ist, sondern auf eine im innern Entwicklungsgang der Sage gegründete eifersüchtige Gegenüberstellung des Agamemnon und Achilleus zurückgehen, darüber s. weiter unten gegen den Schlusz dieser Abhandlung.

darauf hin, dasz sie insbesondere eben in jener Gegend und in dieser höchsten bewustesten Entwicklung des heroischen Geistes ihre Bedeutung erhalten hat. Und dies wird auch dadurch bestätigt, dasz überhaupt die Gestalt des Achilleus die geistig höchste Form des rein heroischen Ideals ist; denn in bewunderungswürdiger Weise ist gerade das was mit der ursprünglichen Naturbedeutung des Heroen zusammenhängt und was ihn nothwendig zum bloszen menschlichen Heroen machte, nemlich die Anschauung von seinem frühen Ende, ein wesentliches Moment seiner geistigen Verherlichung geworden. In der Bewustheit, mit welcher er dem nahen Tode entgegensieht, und in der Erhabenheit des heroischen Sinnes, mit welcher er sich dabei über die Rücksichten der Endlichkeit, über die Empfindungen des gewöhnlichen natürlichen Menschen hinwegschwingt, hat ja das heroische Ideal seine höchste Verinnerlichung und Vergeistigung erreicht; die Endlichkeit selbst, das worin das menschlich heroische thun gegen die Gottheit zurücksteht, dient zu seiner geistigen Erhöhung. Und so zeigt sich die heroische Anschauung als auf demjenigen Höhepunkte angekommen, von dem aus sie immer mehr dem selbstbewust menschlichen zugeht und so aus der mythischen Zeit heraus sich der historischen nähert. Denn dem ältern Ideale ist noch weit mehr die äuszerlich siegreiche und unbedingte Macht der Selbstheit wesentlich, wie sich dies namentlich an Herakles und seiner übermenschlichen Kraft darstellt; auch sahen wir wie eben aus diesem Grunde, weil nemlich das heroische Bewustsein ursprünglich aus einer über die Endlichkeit hinausgerückten höhern und unbedingten Macht seine geistige Kraft schöpft, nur die Götter das reine und volle Ideal sind. Jetzt dagegen, in der Sage von Achilleus, wie sie den geistigen Mittelpunkt des troischen Sagenkreises bildet, ist zwar die heroische Zeit auch noch ihrem Gesamtcharakter gemäsz von idealen, über die unmittelbar gegenwärtige Menschheit hinausgerückten Gestalten beherscht, allein sie hat sich doch zu dem letzten gerade entgegengesetzten Punkte fortgebildet, wo nun vielmehr eben die Endlichkeit selbst, diese menschliche Bedingtheit, zur Verherlichung der heroisch geistigen Erhabenheit dient. Auch in dieser Beziehung erscheint Achilleus, dieses in der Endlichkeit selbst sich darstellende und durch sie gehobene geistig heroische Ideal, als der menschliche Antipode Apollons, welcher am schärfsten die rein göttliche von der Endlichkeit überhaupt sich unberührt haltende lichte Macht darstellt. Allein das geistig menschliche Ideal erscheint hierin als ein schon höheres, einer jüngern Entwicklung angehöriges als jenes göttliche. Auch ist Apollon in der That nur zufolge der Naturbedeutung der wesentliche Gegner des Achilleus (sofern dieser ursprünglich der Daemon der stürmenden Flut ist) und dieser zufolge muste er es in der Sage nothwendig bleiben; er ist es der während der Unthätigkeit des Achilleus mit Hektor bis zum Gestade vordringt usw. Auch an diesem Verhältnisse zeigt sich nur um so mehr, wie sehr sich in jenem Kampfe das hellenische Element von dem ihm gegenüberstehenden noch verwandten erst ganz abscheiden

muste; denn den lichten Gott in seiner Naturbedeutung als den ebenso wolthätig abwehrenden wie verderblich wirkenden kannte auch die gegenüberstehende asiatische Bevölkerung, ja er hatte vielleicht an diesen asiatischen Küsten ursprünglich seinen hauptsächlichsten Sitz. Allein das freie menschlich heroische Ideal des Achilleus (und so auch die höhere geistig sittliche Bedeutung des Apollon) hatte nur das hellenische Bewustsein.

Jene Vergeistigung und die ebendamit immer mehr dem selbstbewust menschlichen sich annähernde Form zeigt sich nun auch in dem andern Hauptbelden des homerischen Sagenkreises, Odysseus, und in der ganzen Anschauung der Odyssee, allein so dasz wir bereits nicht mehr das rein heroische Ideal selbst, sondern im Gegensatz gegen das negativ kriegerische den Uebergang zur positiv gegenständlichen und selbstbewust menschlichen Ausbildung sehen. In Achilleus zeigt sich jene Vergeistigung doch noch ganz als der rein subjective über die Endlichkeit sich hinweghebende Schwung des kriegerischen Heroen; in seinem Zorn erscheint ganz das subjective hohe und mächtige Gefühl der verletzten Heroenehre, und so trägt auch sein ganzes übriges auftreten diesen einfachen Grundzug seines unwiderstehlich dahinstürmenden erhabenen Naturells. In Odysseus dagegen stellt sich nun die gegenständlich besonnene und ausgebildete, ebenso manigfach erfindungsreiche und gewandte als muthig und geduldig ausdauernde Kraft dar. Das heroische Ideal hat sich also aus seinem frühern erhabenen Gebiete noch weit mehr in die endliche Bedingtheit des menschlichen Lebens hineingebildet; in ausharrendem dulden bei trauriger oder schmählicher Lage, in naiver ergötzlicher List und Erfindsamkeit usw., kurz in seinem ganzen Charakter steht Odysseus dem gewöhnlichen Menschen weit näher (man denke nur z. B. wie der Held selbst in der Rolle und Gestalt eines schäbigen und schmutzigen Bettlers erscheint usw.), während Achilleus gerade in seinem Emporschwung über die eigne Endlichkeit geistig noch um so mehr über das gewöhnlich menschliche hinausragt. Allein obgleich so das heroische Ideal in der Odyssee schlieszlich bei dem geraden Gegentheil seiner anfänglichen Form angelangt ist, nemlich statt unbedingter und über die Natürlichkeit hinausgerückter siegreich göttlicher Mächte vielmehr bei dem recht menschlichen, recht in die manigfachsten Beziehungen der Endlichkeit, in Elend und Schmach hineingeworfenen, so ist es doch auch hier noch wesentlich mythischer Art. Denn Odysseus ist seiner ursprünglichen Bedeutung nach nichts anderes als der in den ganzen Wechsel des Naturverlaufes und seiner Endlichkeit hineingestellte Jahresgott*), wie er in der winterlichen

---

*) Vgl. zu diesem folgenden K. W. Osterwald: Hermes-Odyseus (1853). So wenig wir dieser Schrift in der besondern Durchführung selbst überall unsere Zustimmung geben können, so ist doch unzweifelhaft hre Grundauffassung eine richtige, wie denn auch der Vf. dieses sich chon vorher eine in der Hauptsache entsprechende gebildet hatte.

stürmischen Zeit als ein gleichsam in die Ferne verschlagener und zürnend trauernder erst nach langer Mühsal wiederkehrt und die in seinem Eigenthum hausenden, seine Gemahlin, die Erde, umlagernden feindlichen Mächte besiegt. Als dieser trauernd zürnende (ὀδύσσομαι und ὀδύρομαι, ersteres mit kurzem υ: hierauf spielt auch die Odyssee selbst unverkennbar an α 62. τ 275. 407. ε 340. 423) weilt er im fernen Meere (in welchem die Wintersonne gleichsam versunken zu sein scheint) bei der Kalypso, der verhüllenden, bedeckenden, weilt er ferner in der Wohnung des lärmenden rauschenden Wasserriesen (Πολύφημος, Sohn des Poseidon, mit dem einzigen groszen und rund gewölbten Wogenauge, Κύκλωψ) *), in der Nähe der Ziegen- d. h. Wogen- und Sturminsel (nach der bekannten Bedeutung von αἴξ); er weilt in den Gemächern der zauberischen Weberin (Κίρκη, mit κρέκω, κερκίς zusammenhängend) d. h. der unterirdischen Erdgöttin, die seine Gefährten d. h. die Wintertage bei sich gefangen hält, obwol sie ihn selbst, der einst wieder zurückkehren wird, nicht bezaubern kann. Oder er steigt, wie in diesem allem bereits, nur in anderer Form, ausgesprochen ist, in den Hades hinab; er verliert wegen der verzehrten Heliosrinder, d. h. eben der hinschwindenden und immer mehr abnehmenden Wintertage, alle seine Gefährten. Doch nichts kann auf die Dauer ihn aufhalten; aus der Höhle des Wasserriesen entweicht er im dichten Widdervliesze, d. h. er entführt aus ihr die befruchtende Regen- und Frühlingswolke, und aus der fernen See bringen endlich die Zauberschiffer ihn wieder nach Hause. Dort waltet inzwischen an seiner Statt nur der schwächere unmündige Sohn, die nur von fern her (weil sie ja aus ihrer Bahn verschlagen ist) gegen die umlagernden Freier ankämpfende Wintersonne (Τηλέμαχος) und die inzwischen unwirksame, immer wieder ihr Gewand auftrennende Weberin Penelope, bis endlich der nach Hause gekehrte und wieder erstarkte Jahresgott mit seinen Pfeilen die lästigen Freier erlegt. Wie sich in allem diesem Odysseus als ein mit den feindlichen finsteren Mächten ringender Jahresgott zu erkennen gibt, der im Winter in die Ferne verschlagen ist und in der Unterwelt oder der bergenden See weilt, während seine Gattin, die Erdgöttin, verlassen um ihn trauert, und wie er theils in dieser gegenseitigen Beziehung von Ober- und Unterwelt, theils in seinem ganzen Wesen an Hermes den gewandten und listigen erinnert (auch das Widdervliesz, in welchem er dem Polyphemos entweicht, gehört dem Hermes an), so werden auch ausdrücklich noch in einer andern selbständigen Form des Mythus Hermes und Pan mit Penelope und Odysseus zusammengebracht, und so weist auch der mit ländlicher Arbeit beschäftigte trauernde Vater Λαέρτης ebenso in dieser seiner Umgebung und Beschäftigung wie in seinem Namen auf denselben Kreis von Anschauungen hin (der Steine zusammenfügende, zusammenreihende oder aufhäufende, mit Beziehung auf die uralte Sitte Steine von dem Acker wegzulesen und dem Hermes

*) Vgl. hiezu Prellers griech. Mythol. I S. 389.

zu Ehren am Wege aufzuhäufen, woraus dann die Hermen entstanden sind, während die Sitte selbst sich auf Ackerbau und Fruchtbarmachung bezieht). Wenn aber in diesem allem der auf das agrarische Leben bezogene, mit den feindlichen Mächten ringende wolthätige Jahresgott durchblickt, so gehört dagegen die ganze Ausführung und Ausmahlung seiner Abenteuer der Sage einer seefahrenden Bevölkerung an, womit auch wol jene Form der Sage, die Odysseus als Sohn des Sisyphos *) bezeichnet, zusammenhängt. Und dieser Charakter ist es auch, welcher in der episch-heroischen Auffassung am entschiedensten durchblickt. Es ist nicht mehr der hohe kriegerische Schwung des Achilleus, sondern der Geist eines zu reicher gegenständlicher Anschauungslust erwachten Bewustseins, der in der ganzen Odyssee wie in diesem Ideale des vielfach umhergetriebenen Helden sich ausspricht. So bewegt sich denn auch diese Anschauung jetzt nicht mehr in dem troischen Kriege, nicht mehr in dieser hohen mythisch-geschichtlichen Erinnerung an den Kampf, in welchem das eigenthümlich hellenische Bewustsein zuerst sich zusammengefaszt und gegen die anderen und älteren verwandten Elemente abgegrenzt hat; sondern es ist ein an den troischen Krieg blosz angeknüpfter, ursprünglich ganz für sich bestehender Kreis, wie dies mehr oder weniger auch von den übrigen *νόστοι* gilt.

Wenn wir hiemit in Kürze an den beiden Hauptbelden der homerischen Dichtung sowol den wesentlich mythischen Charakter der heroischen Anschauung, als andrerseits den Entwicklungsgang derselben aus dem negativ erhabenen, über die Natürlichkeit und Endlichkeit hinausgerückten zu dem immer mehr menschlichen und der in der endlichen Bedingtheit selbst sich bethätigenden frei geistigen Macht nachgewiesen haben, so dasz ungeachtet des mythischen Ausgangspunktes sich das Bewustsein doch seinem Geiste nach immer mehr der historischen, d. h. selbstbewust menschlichen und individuell ausgebildeten Zeit nähert: so können wir nun freilich nicht eine gleiche zureichende Nachweisung auch an den übrigen Gestalten des troischen Sagenkreises geben, allein doch wenigstens eine solche bei der sie zufolge des ganzen Zusammenhanges in dem sie stehen gleichfalls als mythisch erscheinen müssen. Ueber Patroklos, welcher übrigens schon seiner Abstammung nach mit dem Aeakidenkreise zusammengehört, und über sein Verhältnis zu Achilleus haben wir zunächst keinen andern Anhaltspunkt als dasz nach ausdrücklicher Ueberlieferung (Strabo XIII p. 582) ein Theil der aeolischen Einwanderer lange

*) *Σίσυφος* ist wol, worauf schon sein Name hinweist, ursprünglich nichts anderes als der nie ruhende Wogenwälzer (vgl. Preller a. a. O. S. 513), welcher als solcher dann zugleich zum Symbol des verschlagenen und gewandten, nie ruhenden Seefahrergeschlechtes wird. Gemäsz jener ursprünglichen Naturbedeutung erscheint er dann auch im Hades als der nie ruhende Steinwälzer. Aus seiner Bedeutung des nie ruhigen Seegottes erklärt es sich, warum er gerade in Korinth, diesem natürlichen alten Mittelpunkte des Seeverkehrs, zu Hause ist.

in Lokris (woher Patroklos stammt) sich aufhielt und so mit Lokrern verschmolzen namentlich Kyme gründeten, so dasz das enge Verhältnis zweier Stämme zugleich zum Anknüpfungspunkt für das Freundschaftsverhältnis zweier ohnehin verwandter Heroen geworden sein mag, während auf der Theilnahme von Lokrern auch die Sage von dem kleinen Aias, Oïleus Sohn, beruht, der im übrigen in seiner Erscheinung nach Analogie der leichtbewaffneten Lokrer charakterisiert ist. Ungleich entschiedener weist auf eine bestimmte Naturbedeutung der Telamonier Aias zurück. Denken wir an die Bedeutung seines Stammvaters Aeakos und den entsprechenden Namen des Aias selbst, an den Vater Telamon, den tragenden, wie auch Aias selbst ein Träger des riesigen Schildes ist, so werden wir in allem, ebenso wie bei dem Aeakiden Peleus, auf Himmelsgötter des Regens und Sturmes hingewiesen, mag nun der riesige Schild unmittelbar das Himmelsgewölbe selbst bedeuten, dessen Träger so Telamon wäre, oder die gewaltige Gewitter- und Regenwolke. Jedenfalls weist auch die eigenthümliche Sage von der Geiselung und Tödtung der Widder durch Aias, womit dann zugleich sein eignes verbluten zusammenhängt, auf dieselbe alte Symbolik hin*). Der ursprünglichen Naturanschauung analog aber hat sich in der heroischen Sage und Dichtung die Gestalt des Aias ausgebildet; sie kennt nicht jenen hinstürmenden erhabenen Schwung des Achilleus, sondern ihr Charakter ist der ganz entgegengesetzte des schweren wuchtvollen standhaltens (ein 'Thurm' in der Schlacht), daher auch in dieser Hinsicht keine Vergleichung schlagender ist als die mit dem starken Esel, den Knaben umsonst wegzudrängen versuchen (Il. Λ 558 ff.). — Von Diomedes, dessen ursprünglich göttliche und mit dem Cultus der Athene zusammenhängende Natur schon von andern (K. O. Müller usw.) erläutert worden ist, haben wir ohnedies nicht weiter zu reden.

Dasz endlich die Atriden der am unmittelbarsten betheiligte Mittelpunkt des ganzen Zuges sind, dies hängt theils mit jenem Verhältnis zusammen, aus welchem wol nach dem obigen die Sage von dem Kampf um Helena zu erklären ist, theils damit dasz nach der Ueberlieferung unter den aeolischen Colonisten selbst die Pelopiden den überwiegenden und ursprünglichsten Bestandtheil bilden und dasz eben so sehr nach den jetzt noch vorhandenen Spuren wie nach der Sage die Pelopiden oder Atriden als das mächtigste Herscherhaus des alten Griechenlands erscheinen. Wenn man aber geltend gemacht hat dasz gerade die Gestalten des Agamemnon und Menelaos so wenig Anhaltspunkte für eine mythische Erklärung bieten, so ist hiebei vergessen dasz sie schon vor allem als dieses Brüderpaar, welches mit dem Schwesterpaar der Helena und Klytaemnestra sowie dem der Diosku-

*) Vgl. hiezu A. Schöll: Sophokles Aias, in der Einleitung über Sinn und Geschichte der Aeakidenfabel (1842), wo das über Aias gesagte wol jedenfalls richtiger ist als das über die Peleus- und Achilleussage.

ren in unmittelbarem Zusammenhang steht, zu einer entsprechenden Auffassung auffordern. Und zwar wiederholt sich in diesen drei zusammenhängenden Paaren immer ein paralleles Grundverhältnis, dasz nemlich jedesmal die éine Gestalt den unsterblichen und aus der Endlichkeit entrückten lichten Charakter an sich trägt, während die andere der Endlichkeit und dem unheilvollen Dunkel zugeneigt erscheint, so nemlich einerseits Polydeukes, Helena und Menelaos (welchem letztern gleichfalls schon in der Odyssee die Unsterblichkeit geweissagt wird und zufolge seiner Verbindung mit der Helena zukommt), andrerseits Kastor, Klytaemnestra, Agamemnon. Erklärt sich dieser Doppelcharakter bei den Dioskuren aus ihrer ursprünglichen Naturbedeutung von selbst, indem sie das morgendlich aufsteigende und abendlich niedersteigende Licht sind, das erstere also das unsterbliche ist, das letztere dem Dunkel und dem Tode sich zuneigt, so findet gewis eine analoge Bedeutung bei dem ihnen beigegebenen Schwesterpaare statt: Helena ist die stralende Morgengöttin, während Klytaemnestra die dem Dunkel und Unheil zugewendete Seite ist (oder man mag an die Mondgöttin denken, an welche ja der Name der Helena zunächst erinnert, und an die dualistisch entgegengesetzten Seiten in ihrer Anschauung, die heitere freundliche und die unheimlich nächtliche; im wesentlichen ergibt sich immer dieselbe Grundanschauung). Und entsprechendes wird nun auch von dem mit jenen Schwestern verbundenen Atridenpaar gelten: sie werden ursprünglich eine den Dioskuren verwandte Bedeutung haben, und wenn Menelaos (obwol der glücklichere und unsterbliche) als der schwächere und mildere erscheint, Agamemnon dagegen, wie auch sein Name ausdrückt, als der stärkere und mächtigere, so könnte man auch hiebei wieder an den Gegensatz des mildern Morgenlichtes *) und andrerseits des mittäglichen stärker wirkenden, aber auch dem Untergange zugehenden denken. Von selbst erscheint hiebei Agamemnon und Klytaemnestra (wie auch schon in der Odyssee geschieht) als Gegenstück zu dem Verhältnis des Odysseus und der Penelope: auch Klytaemnestra ist eine umfreite, aber sie gibt sich zum Unheil des Gatten dem Buhlen Aegisthos hin, dessen Name schon eben so wie der seines Vaters, des zum Weibe des Atreus in analogem Verhältnis stehenden Thyestes, auf die stürmische unheilvolle Macht hinweist. Ueberhaupt scheint auch der Mythus von Atreus analoge Anschauungen zu enthalten. Denn ist Atreus (worauf die Eigenthümlichkeit des übrigen Mythus selbst hindeutet) die Sonne, wie sie unverrückt und unbeirrt ihren festen regelmäszigen Gang geht (*Ἀτρεύς* von *τρέω* mit dem *α* privativum), obgleich Thyestes, der stürmische (*θύω*) Regen- und Wolkengott, mit des Atreus Gemahlin,

*) Hiezu würde auch der Aufenthalt des Menelaos und der Helena im Osten bei Proteus dem Seegotte passen, von welchem aus ja (nach der gewöhnlichen mythischen Anschauungsweise) das Morgenlicht seinen Ausgangspunkt nimmt und der vielleicht hievon seinen Namen hat (der frühe, der erste, sofern von ihm der Tag ausgeht?).

der finstern Nebelwolke (Ἀερόπη) buhlt, so erklärt sich von selbst jener so auffallende Zug des Mythus, dasz die Sonne in ihrem Gange umkehrt (nemlich in der Wintersonnenwende) und dasz in Folge dessen Atreus obsiegt, Thyestes fliehen musz.*) Die Schlachtung des Sohnes des Thyestes aber durch Atreus zum Mahle für den Vater ist wol eine in das entgegengesetzte umkehrende Verschmelzung jenes mythischen Verhältnisses mit blutigen Cultusgebräuchen, die sich auf Thyestes als den finstern stürmischen Gott bezogen. Statt des gewohnten Opfers, das dem finstern Gotte gebracht wird, erhält der besiegte Thyestes jetzt nur den eignen geschlachteten Sohn. Auf diese wechselnden Naturgegensätze bezieht sich wol ursprünglich die Sage vom Hause des Atreus.

Wir unterlassen es auf die bestimmteren einzelnen Anhaltspunkte einzugehen, die man für die Erklärung des mythischen Grundes, an den die Sage den troischen Krieg knüpft, der Entführung der Helena durch Paris, aus Culten am Hellespont usw. zu entnehmen gesucht hat.**) Denn während dieselben einerseits doch keinen genauen und sichern Nachweis zu geben im Stande sind, steht doch andrerseits die mythische Bedeutung im ganzen betrachtet jedenfalls fest, und es sind insbesondere zwei Hauptanschauungen darin enthalten, die sich auch anderwärts wiederholen: 1) die von einer Entführung oder Flucht der Lichtgöttin, welche in so verschiedenen Formen wiederkehrt und welche unmittelbar an den Wechsel der natürlichen Erscheinung selbst, das verschwinden des Lichtes in dem täglichen Verlauf, an die Phasen

---

*) Eben in der gegensätzlichen Beziehung darauf, dasz nun die Sonne doch in ihrem Gange umkehrt (ein scheinbares Wunder für die naive natürliche Anschauung), erhält der Name Ἀτρεύς, die unverrückt ihre Bahn gehende Sonne, erst seine rechte Bedeutung; gerade im Gegensatz gegen diese Eigenschaftsbezeichnung tritt das Wunder erst recht hervor. Zugleich ist der Sinn klar; denn durch die Wintersonnenwende beginnt die Sonne wieder Kraft zu erhalten über den winterlich stürmischen Gott. Dasz aber eben jener Zug der Sage das hauptsächlichste in diesem Atreusmythus sei, dies geht namentlich aus Strabo I p. 23 hervor, wo an Atreus eben dies hervorgehoben wird, dasz an ihn jene Anschauung von der Wendung der Sonne sich anknüpft, sowie aus Schol. Il. *B* 106 und Plat. Polit. p. 269. — Der Streit um das goldene Lamm sowie die Bezeichnung auch des Thyestes als πολύαρνος (Il. *B* 106) und der Widder auf seinem Grabe erklärt sich gleichfalls vollkommen: denn der Widder (oder das goldene Lamm), dieses Symbol der befruchtenden Regenwolke und des Reichthums, kommt auch Thyestes dem stürmischen zu, so dasz aber, indem er als der winterliche es sich einseitig aneignet (mit Hilfe der Aërope), nun Atreus seines Reichthums beraubt wird. Denn die Fruchtbarkeit beruht ja wesentlich auf dem zusammenwirken der Sonne und der Regenwolke. Uebrigens steht der Name des Atreus zugleich auch im Gegensatz gegen die unruhig stürmische Bewegung, welche im Namen des Thyestes ausgedrückt ist. Vgl. übrigens zu dem allem Schöll a. a. O. in der Einleitung.

**) Vgl. Rückert a. a. O. in den betreffenden Abschnitten, Uschold Gesch. d. troj. Kriegs S. 143 ff. und Movers Phoenicier II 2 S. 72 ff.

des Mondwechsels usw. anknüpft, und 2) die hiemit verflochtene ebenso alte Anschauung der Vermählung unter der Form eines Raubes, eine Vorstellung die auf alten Formen der Ehe selbst beruhend gleichfalls oft genug wiederkehrt und so auch in den Sagen über den Hymenaeos sich nicht verleugnet. Die Helenasage aber zugleich aus verwandten, auch an der kleinasiatischen Küste heimischen Cultusverhältnissen zu erklären hat um so weniger Anstand, als nicht nur überhaupt der manigfache religiöse Zusammenhang, der in der ältesten Zeit zwischen Griechenland und der asiatischen Küste bestand, auszer allem Zweifel ist (insbesondere was die Lichtgottheiten betrifft), sondern auch noch andere ganz verwandte Beispiele sich finden, wie der Mythus von Auge (die ebenso unzweifelhaft als Lichtgöttin sich zu erkennen gibt) aus Arkadien nach Mysien oder das noch bekanntere Beispiel der Europa. Die Hauptsache ist daher auch nur die, das grosze Gewicht zu erklären, welches die Sage erhielt, indem sie Anlasz und Ziel des ganzen Krieges bezeichnet; und diese grosze Bedeutung erklärt sich einerseits äuszerlich aus der Verknüpfung der Helena mit den Atriden, den Stammheroen oder Stammgöttern des überwiegenden Theiles der aeolischen Einwanderer, andrerseits aus dem was oben über das Wesen des heroischen Bewustseins gesagt ist. Helena vertritt diesem zufolge ihrer innern geistigen Bedeutung nach nichts anderes als die gegenständliche positive Seite, welche das heroisch-hellenische Bewustsein neben seiner negativen, dem subjectiv kriegerischen Schwunge in sich trägt, nemlich die lichte siegreich glänzende Erscheinung, an welcher das heroische Bewustsein eben sein gegenständliches Ziel hat und in welcher es daher ein wesentlich seinem Geiste entsprechendes göttliches sein anschaut. Die Helena des troischen Kriegs ist so von Seiten des hellenischen Geistes bereits nicht mehr blosze Lichtgottheit, sondern (wie Apollon usw.) zugleich diese geistige Macht der gegenständlich herlichen Erscheinung, in welcher das Heroenthum sein Ideal hat. Und hiemit begreifen wir, welche innere Bedeutung es für die Hellenen jener Zeit haben konnte, gegenüber von den Asiaten und der auch bei ihnen angetroffenen Helena (die hier aber in der That noch blosze Naturbedeutung hatte) dieselbe vielmehr als ihr ausschlieszliches Eigenthum zum Losungsworte des Kampfes zu machen, die der Asiaten als eine blosz angemaszte, blosz geraubte oder fälschliche zu bezeichnen. Der Kampf um Helena gegen die Asiaten spricht so der Sache nach ganz direct und unmittelbar nichts anderes aus, als dasz gegenüber von dieser orientalischen (mit der altgriechischen verwandten) Welt ausschlieszend nur die hellenisch-heroische die wahrhaft schöne und lichte d. h. geistig beherschte und gestaltete Natürlichkeit zum Inhalt und Ziel habe. So ist in der That die ewige allgemein geschichtliche Bedeutung des troischen Kampfes dieser erste selbstbewuste Sieg des frei geistigen europaeischen Bewustseins über das orientalische.

Zugleich zeigt sich jetzt mit dem allem, um wie viel höher und geistig durchsichtiger durch die innere mythische Erklärung die alt-

hellenische Geschichte erscheint als bei der angeblich conservativen äuszerlich buchstäblichen Auffassung. Die mythische Erklärung erst, indem sie in den vermeintlichen Persönlichkeiten allgemeine religiös geistige und in der ganzen Lebensanschauung jener Zeit wurzelnde Mächte und Anschauungen erkennen lehrt, schlieszt ebendamit auch die ganze Bedeutung und zugleich die hohe classische Schönheit der Sage auf; denn wie harmlos poetisch erscheint von hier aus betrachtet auch dieser erste Kampf des erwachenden Hellenenthums, vor allem im Vergleich mit der altitalischen und römischen Geschichte! Der ganze Krieg um den äuszerlichen Besitz des Landes vergeistigt sich in dieser Anschauung in den bloszen Kampf des hellenischen Heroenthums als dessen, welches sich allein den Cultus der lichten schönen Natürlichkeit zum wahren ausschlieszlichen Eigenthum zueignet, gegen ein zwar verwandtes, aber noch im blosz natürlichen Culturzwecke gefangenes Bewustsein des Orients.

Wir weisen schlieszlich nur noch kurz darauf hin, wie auch das letzte und jüngste Element, durch welches der troische Sagenkreis erst seine ausgebildete poetische Gestalt erhalten hat, nemlich das ionische, sich in die troische Kriegssage eindrängt. Dieser Antheil des ionischen Elements ist vertreten in Nestor dem Neliden (denn die Neliden sind ja die Häupter der ionischen Wanderung), dessen Verhältnis in der Sage ein naiver einfacher Ausdruck für das Verhältnis des ionischen selbst zu dem troischen Kriege ist. Denn so wie der ionische Stamm in der That bei dem Kriege selbst nicht betheiligt war, sondern nur zur Sage desselben die süsze Macht der Rede und der Dichtung hinzugebracht hat, so ist auch Nestor in dem Kriege nur mit seinem Rathe und der Rede wirksam, die 'süszer als Honig ihm von der Zunge flieszt' (Il. *A* 248).*) Nestor aber ist ohne Zweifel seiner ursprünglichen Bedeutung nach nichts anderes als der Meergreis selbst, der mythisch göttliche Ahnherr des seefahrenden und Poseidon verehrenden ionischen Stammes, sowie schon Neleus (Sohn Poseidons) nur eine bestimmte Form des Poseidon selbst ist. Eben in Folge seiner ursprünglichen Bedeutung als der Meergreis ist Nestor der alte, der drei Menschenalter sah, ist er ferner der weise, kundige**), ganz so wie Nereus und Proteus, ist er endlich der *ἱππότα*. In der Gestalt Nestors und ihrer Einflechtung in den troischen Sagenkreis zeigt sich also schon die letzte Form des heroischen Bewustseins, der Uebergang in die Lust an reicher gegenständlich entwickelter Anschauung; denn Nestor mit seinen redseligen Erzählungen von Thaten der Helden und mit seinem ganzen Redeflusz ist schon ein Abbild der erzählungslustigen heroischen Dichtung selbst.

---

*) Vgl. auch hiezu Schöll a. a. O.

**) Ob nicht *Νέστωϱ* geradezu von *ἵστωϱ*, der wissende, kundige, mit *ν* intensivum abzuleiten ist? Denn das (schon bestrittene) wirkliche vorhandensein eines solchen *ν* intens. scheint uns Döderlein im homerischen Glossarium z. B. bei *νώϱοψ* hinlänglich erwiesen zu haben.

Es bedarf nach diesem allem nicht erst einer Nachweisung und Erörterung, wie die heroische Zeit des hellenischen Geistes in eine entwickelte épische Dichtung und überhaupt in die milde gegenständlich schöne Ausbildung des Lebens übergehen konnte. Schon das einfache allgemeine Factum dasz Helena, die Göttin der lichten schönen Natürlichkeit, die Losung und das Ziel des heroischen Kampfes ist, zeigt dasz auch das geschichtliche Ziel, welchem er zugeht, die ausgebildete gegenständlich schöne Gestaltung des natürlichen daseins ist, dasz der negativ kriegerische Schwung zufolge seiner eignen Richtung auf die siegreiche lichte Selbstdarstellung in jene positive friedliche Bildung übergehen musz. Insbesondere hat ja das Heroenthum als diese in der Natürlichkeit selbst sich darstellende siegreiche Bethätigung und Erscheinung der freien Selbstheit unmittelbar den Trieb zu gegenständlicher Selbstanschauung, wie diese in der epischen Dichtung sich ausgebildet hat und wie sie sich auf so charakteristische Weise namentlich auch in der Veranschaulichung der äuszern Person der Helden, ihrer Rüstung in der sie in die Schlacht ausziehen usw. kund gibt. Und hiemit erst zeigt sich die vollständige tiefe Kluft, welche zwischen der heroischen Zeit des griechischen Geistes und dem sonst so verwandten Heldenthum des altgermanischen Nordens besteht. Denn dieses letztere hat, wie schon oben gesagt wurde, nicht in der gegenständlichen siegreichen Selbstdarstellung (welche als in einer zusammenstimmenden Ordnung sich bethätigend sich nothwendig zur lichten schönen Natürlichkeit entwickelt) sein Ziel, sondern es ist in einer weit schärferen innerlichen Entzweiung mit der Natur, ist nur die subjective Erhebung über die feindlich entgegengesetzte beengende und niederziehende Natürlichkeit, das gewaltsame ankämpfen gegen dieselbe, das sich zwar auch äuszerlich, aber noch mehr innerlich nicht von ihr unterjochen lassen will. Und so bewegt sich zwar diese altnordische Heldensage ungleich mehr im subjectiv menschlichen selbständig innerlichen Gebiete, während die griechische Heroenzeit, weil sie an der gegenständlichen siegreichen Darstellung der unbedingten Selbstheit ihren Inhalt hat, wesentlich von göttlichen und über die unmittelbar gegenwärtige Menschheit und Endlichkeit hinausgerückten idealen Gestalten behersclit, also mythisch ist; allein jenes nordische Heldenthum hat es andrerseits nicht zur schönen und sittlich geistigen Form gebracht, weil es nicht in einer gegenständlichen in sich zusammenstimmenden Ordnung des daseins, in welcher eben die beherschende freie Selbstheit sich darstellt, sein Wesen hat, sondern in dem bloszen subjectiv freien ankämpfen der Selbstheit gegen die Natürlichkeit. Daher das wilde und ungeschlachte, nordisch trübe und gewaltsame dieses Reckenthums gegenüber von der hellenischen Heroenzeit.

Fassen wir nun unsere Resultate kurz zusammen. Die vorhellenische palasgische Zeit ist mythisch, weil das individuelle menschliche Bewustsein und Zweck noch unselbständig durch die Gesetzmäszigkeit des unmittelbaren bedingenden Naturzusammenhanges und

seine gegenständlich allgemeinen Mächte (Götter und ganze Gemeinschaften) bestimmt ist und in ihnen verschwimmt. Die heroische Zeit schlieszt sich ebenso sehr an die unterscheidende Eigenthümlichkeit jener pelasgischen (oder altgriechischen) Anschauung an, wie sie sich in gegensätzlicher Weise über sie erhebt; sie ist aber gleichfalls wesentlich mythisch, weil sie nur von der gegenständlich göttlichen Macht aus als einer siegreich die Natürlichkeit beherschenden unbedingten Selbstheit zum eignen heroischen thun und Bewustsein sich erhebt und ihrer Natur nach immer durch ideale über die gegenwärtige Menschheit und Schwäche hinausgerückte Gestalten, zugleich auch ebendamit noch einseitig durch das allgemeine thun der Gemeinschaft beherscht ist. Aber immer mehr bildet sich das heroische Ideal aus seiner anfänglichen jenseitig göttlichen, übermenschlich gewaltigen und unbedingten Gestalt hinüber in die geistig menschliche und erreicht endlich im troischen Kriege, sowie in dessen Sage und Dichtung, in dieser ersten bewusten Abscheidung des eigenthümlich hellenischen von der verwandten ältern halb orientalischen Bildung seine höchste Reife, so dasz der erhabenste Schwung heroischen Geistes sich jetzt gerade an den unter das frühe Loos der Endlichkeit verfallenen Helden knüpft, gerade in dieser Endlichkeit sich bethätigt*), schlieszlich aber auch dieser hohe negativ erhabene Schwung einem ganz in die gegenständlich manigfache menschliche Bedingtheit und Mühsal eingehenden Ideale Platz macht und so bei einer dem ursprünglichen Ausgangspunkte gerade entgegengesetzten Form angekommen, sich überhaupt zur milden und reichen Anschaulichkeit positiver schöner Ausbildung des daseins verklärt. Aber dieses herabsteigen des Ideales aus dem negativ erhabenen und unbedingt göttlichen in die positive Natürlichkeit und gegenständliche Bedingtheit des menschlichen daseins selbst bewegt sich doch noch immer in einer höhern poetischen und heroischen Welt, in einer Welt des Mythus, und nun erst, nachdem diese Anschauung sich zu ihrer letzten Reife ausgebildet hat, bricht endlich das nüchtern historische und selbständig menschliche Bewustsein der prosaisch bürgerlichen Cultur hervor, welches wir als den unterscheidenden Grundzug der hesiodischen Poesie nachgewiesen haben. Hiemit erst ist jene mythische Welt des Ideales gänzlich verlassen: sie liegt jetzt als eine scheinbar höhere Zeit ganz hinter dem Bewustsein der Gegenwart, welche aus jenem frühern Schwunge ganz herabgesunken ist in das trübe drückende

*) Dasz wir mit vollem Recht gerade diese Seite in der Bedeutung des Achilleus wiederholt hervorheben, dies zeigt seine ganze Erscheinung in der Ilias. Es ist dieser hohe tragische Zug, der sich an seine Gestalt knüpft, der frühe Tod und der eben in Beziehung hierauf nur um so erhabener hervortretende Emporschwung des Geistes über alle Rücksichten des gewöhnlichen Bewustseins und über die Endlichkeit. Man vergleiche nur, wie sogleich im Anfang des Ilias (*A* 352 ff. und noch mehr 415 ff.) diese Seite in wunderbar ergreifender Weise als das charakteristische an der ganzen Gestalt und Stellung des Achilleus hervortritt.

Gefühl der bedingenden Natürlichkeit und Endlichkeit, welche durch sie geistig gestaltet und überwunden werden soll. Jene gewaltige geistige Antithese gegen die pelasgische Zeit (d. h. gegen das anfängliche Bewustsein natürlicher Bedingtheit und seinen gegenständlichen blosz natürlichen Culturzweck) hat sich erschöpft, und mit diesem Ende der heroischen Zeit beginnt von neuem, aber in höherer geistig gestalteter und schöner Form die gegenständliche Durchbildung des natürlichen daseins. Jene Reife der heroischen Zeit und die aus ihr hervorgehende epische Dichtung knüpfte sich vorzugsweise an die gegensätzliche Berührung mit der aus alter Zeit her noch verwandten Bildung des benachbarten Asiens, und wie durch diesen Gegensatz der hellenische Geist sich zuerst in bewuster und allgemeiner Weise nach seiner Eigenthümlichkeit abscheiden lernte, so wirkte zu gleicher Zeit die mildere und reifere Natur der asiatischen Küste auf die vollendete schöne Ausbildung des heroischen Bewustseins, auf die sich entfaltende Blüte der Dichtung hin. Allein hiemit ist nun die Zeit vorüber, während welcher das hellenische Geistesleben in den Colonien seinen entwickeltsten Sitz findet, und indem nun die ernstere selbstbewust bürgerliche Reflexion und die innerlichere Arbeit der unterscheidend historischen Zeit beginnt, zieht sich die geistige Entwicklung allmählich wieder immer mehr in das Abendland, in das eigentliche Hellas hinüber. Auch in dieser Hinsicht macht die hesiodische Poesie den Beginn.

Indem wir hiemit das Wesen und den Entwicklungsgang der mythischen Zeit und namentlich ihrer letzten Form, des troischen Sagenkreises und der homerischen Dichtung, nach seinen Grundzügen kurz bezeichnet haben, sind wir uns wol bewust, wie ungenügend, namentlich auch für eine genauere Geschichte der homerischen Dichtung, diese allgemeinen Umrisse noch sind. Allein wie überhaupt eine innere Geschichte der homerischen Poesie wieder Sache einer ganz andern umfassendern Aufgabe ist, so sind doch andrerseits die wesentlichen geistigen Gesichtspunkte für die verschiedenen Entwicklungsphasen derselben in dem obigen hervorgehoben. In dieser Beziehung fügen wir nur noch hinzu dasz, während die Sage und Dichtung immer mehr aus dem negativ kriegerischen und erhabenen zu dem menschlich schönen und gegenwärtigen herabsteigt, sich dagegen in anderer Beziehung der allgemeine und ideale Inhalt immer mehr aus der Besonderheit der unmittelbaren mythisch geschichtlichen Sage herausgebildet hat. Bezieht sich die Sage von dem troischen Kriege ihrem allgemeinen Ursprunge nach auf die Einwanderung und Kämpfe der aeolischen Colonien und ist zugleich in älterer Zeit noch das negativ kriegerische das überwiegende Element, so folgt aus beidem, dasz sowol die Anschauung von einem allgemein hellenischen Kampfe als das damit zusammenhängende Motiv des Kampfes um Helena sich erst später und allmählich ganz ausgebildet haben kann, obgleich schon in der anfänglichen Anschauung der Kampf um Helena als ein wesentliches Moment enthalten sein muste, und zwar als ein solches,

das seiner Natur nach die gegensätzliche innerlich geistige Bedeutung des Kampfes besonders hervortreten liesz. Indem aber die Sage zufolge ihrer eignen mythischen Form, in welcher das geschichtliche sich als ein Kampf höherer idealer Mächte (der Heroen und Götter) darstellt, immer mehr die unmittelbar geschichtliche und besondere Beziehung auf die Einwanderer selbst verlor, hob sich andrerseits desto mehr das allgemeine ideale Element in derselben hervor. So wird nun vor allem Achilleus noch entschiedener zum Hauptnelden und zum Mittelpunkt der Sage und Dichtung, und seine feindliche Stellung zu Agamemnon mag wol mehr noch als durch irgend ein anderes Verhältnis eben dadurch in der Sage befördert worden sein, dasz sich das allgemein heroische Ideal, wie es in Achilleus seinen Hauptvertreter hat, über die besondere geschichtliche Beziehung des Kampfes, der zufolge Agamemnon oder die Atriden als das Haupt erscheinen musten, emporhob und dasz so anfangs auch die Sage selbst noch in einer gegensätzlich eifersüchtigen Gegenüberstellung beider Helden befangen war, indem das geschichtliche Sonderbewustsein des überwiegenden Theiles der Colonisten sich jenem überwiegenden hervortreten des Achilleus in der Sage zuerst noch entgegensetzen muste. Ganz diesen Charakter trägt ja in der Ilias das Verhältnis des Achilleus und Agamemnon, dasz das Uebergewicht des idealen Heldenthums, wie es an jenen sich knüpft, feindlich bekämpft wird von dem Bewustsein Agamemnons der Vertreter der Hauptmacht zu sein, von welcher der troische Krieg ausgeht. Jene eifersüchtige Gegenüberstellung der Heroen mag zugleich, wie es in der Natur dieses Bewustseins lag, von entgegengesetzten Ansprüchen der Stammestheile begleitet gewesen sein, die in dem einen oder dem andern der beiden Heroen ihren Vertreter sahen. Kurz, während der Zorn und die Unthätigkeit des Achilleus, sowie das vordringen Hektors während derselben eine ältere ursprünglich selbständige Anschauung ist, die wir oben erörtert haben, so ist dagegen der Streit mit Agamemnon nur der hieran angeknüpfte und so in den troischen Krieg selbst zurückgeschobene natürliche Reflex des spätern Gegensatzes zwischen dem geschichtlichen Sonderbewustsein der Sage, das sich an den besondern Stammheros des gröszern Theils der Colonisten knüpfte, und andrerseits der aus ihr hervorgehenden allgemein idealen und mythischen Heldensage und ihrem Interesse. *) Dasz Achilleus der Hauptheld wurde und blieb und Agamemnon als der erscheint von welchem das Unrecht ausgeht, darin zeigt sich der Sieg welchen dem Wesen dieses mythisch-heroischen Bewustseins zufolge und noch mehr in der Dichtung das höhere ideale Interesse über das beschränkte Sonderbewustsein des Stammes davon tragen muste. Indem nun aber

*) Es ist bezeichnend für die geistige Fortentwicklung des Mythus, dasz, während der Zorn und die Unthätigkeit des Achilleus ursprünglich ein Naturverhältnis ausdrücken, sie später auf die Anfechtung seiner idealen Heldenbedeutung bezogen werden.

immer mehr diese allgemeine ideale Macht des hellenisch-heroischen Bewustseins sich zum beherschenden Mittelpunkte der Sage und Dichtung macht und eben im Gegensatz gegen die fremden Gegner, denen es sich hiebei gegenüberstellt, sich selbst immer mehr anschaulich wird, so bildet sich ebendamit jene allgemein hellenische Auffassung des troischen Krieges, der zufolge alle die verschiedenen Stämme in ihn hineingezogen werden, und jene geistig ideale Motivierung desselben, die Sage von dem Kampf um Helena vollständig aus. Dieses schon von Anfang an vorhandene gegensätzlich geistige Moment in der Bedeutung des Krieges erhebt sich (seiner oben erörterten Bedeutung gemäsz) immer mehr für sich in idealer Weise zum Motiv des ganzen Kampfes. Denn wenn es auch in der spätern Sage und Dichtung nicht mehr, wie in dem ersten Ursprung der Sage, unmittelbar der Cultus der Göttin Helena ist, der als ein in seiner Wahrheit hellenischer sich dem entsprechenden troischen gegenüberstellt und hierin ein religiös geistiges Moment des Kampfes wird, so hat doch Helena auch für die spätere Anschauung, für welche sie diese von Paris geraubte geschichtliche Person ist, nichtsdestoweniger noch eine hohe geistige und göttliche Bedeutung (wie sie ja noch in später Zeit göttlicher Ehren genosz). Sie ist auch so noch ein Ausdruck jener siegreich glänzenden persönlichen Erscheinung und Selbstdarstellung, welche das hellenische Heroenthum mit Recht als sein ausschlieszliches Eigenthum in Anspruch nahm, obwol es zugleich gewis ist dasz die spätere Zeit bei weitem nicht mehr die ganze ideale Bedeutung zu fassen wuste, welche einst für die heroische Anschauung Helena und der Kampf um sie hatte. Um diese Bedeutung aber zu begreifen, darf man, wie schon oben gesagt, nur daran festhalten dasz, wenn gleich die lichte schöne Erscheinung so für sich angeschaut eine kampflose ist und so in der Form des unmittelbar vorhandenen weiblichen Reizes vorgestellt wird, wie dies in der Lichtgöttin Helena geschieht, diese Erscheinung dennoch für das heroische Bewustsein nur als Bild der siegreich und glänzend sich darstellenden frei heroischen Persönlichkeit selbst ihre wahre geistige Bedeutung hatte. So ist zwar Helena, weil sie nicht die subjective kämpfende Macht, sondern nur deren gegenständliche Seite, ihre siegreich glänzende Erscheinung in sich darstellt, auch ein zur Aphrodite sich hinüberneigendes Wesen (in solchem Zusammenhang erschien sie wol jedenfalls in dem troischen Cultus), und die Macht der Aphrodite ist es durch welche sie als Raub des Paris erscheint; allein diese Seite musz doch dem höhern Rechte des frei heroischen Geistes erliegen, welcher die Helena für sich als sein wahres und ausschlieszliches Eigenthum in Anspruch nimmt.

Es wäre nach diesem allem nur noch die Frage übrig, wie sich denn die Sage von dem troischen Kriege nach ihrer oben gegebenen Erklärung zu jener andern Ueberlieferung über die aeolische Wanderung verhalte, von welcher uns bei Strabo u. a. dürftige Ueberreste erhalten sind? Hierauf jedoch ist die Antwort eine sehr ein-

fache. Indem nemlich der wirkliche Reichthum und das innerlich lebendige Interesse der aeolischen Wanderungs- und Kriegssage sich der Natur jener Zeiten zufolge eben in der mythischen Form jener Heroenkämpfe des troischen Krieges niederlegte und so die besondere geschichtliche Beziehung immer mehr in der mythisch idealen Gestalt dieses Heroenkampfes untergieng, konnte sich zwar das Bewustsein von der Einwanderung selbst und von der bestimmten Stammesangehörigkeit der Einwanderer nicht völlig verlieren, allein es sank neben jener idealen Heldensage, in welcher es ursprünglich seinen lebendigen geistigen Inhalt niedergelegt hatte, die aber im Fortschritte der Zeit sich als eine selbständig mythische von ihrem ursprünglichen geschichtlichen Grunde ablöste, zu einem dürftigen äuszerlichen Ueberreste herab, so dasz gerade das eigentlich geschichtliche Factum sich neben der glänzenden idealen Gestalt des Mythus nur wie ein blasser Schatten fort erhält, der seinen bestimmtern Inhalt und seine lebendige Bedeutung ganz an jene mythische Heldensage abgegeben und verloren hat. Aber auch jene so kahlen und dürftigen Reste der aeolischen Wanderungssage, die gleichsam als ein bloszer erläuternder Rahmen neben dem lebendigen Gemählde des troischen Sagenkreises sich einherziehn, tragen doch insofern gleichfalls den Charakter der mythischen Zeit, als sie blosze Stammhäupter nennen, die zum Theil (wie Orestes und wol auch Penthilos) selbst unzweifelhaft mythischer Natur sind und jedenfalls in sonstiger Beziehung durchaus nichts individuell geschichtliches darbieten: — Und so sind gerade jene wenigen parallelen Züge, in welchen sich der Rest der aeolischen Wanderungssage neben der von dem troischen Kriege einherzieht (die entsprechenden Stammverhältnisse, die Identität der Gegenden, das beiden eigenthümliche Opfer in Aulis) der lehrreichste und eindringendste Beweis, wie zufolge der geistigen Eigenthümlichkeit der mythischen Zeit, und so insbesondere auch noch der heroischen, die Besonderheit der geschichtlichen Ueberlieferung immer mehr untergeht in den allgemeinen idealen Mächten und Verhältnissen, durch welche das Bewustsein noch beherscht ist. So wie wir bei dem Untergange der Sonne schon nicht mehr die wirkliche Sonne selbst, sondern nur noch ihren Reflex in dem Dunstkreise sehen, der sie gröszer erscheinen läszt, so ist auch die Besonderheit der aeolischen Wanderungssage verblaszt und untergegangen vor dem idealen mythischen Bilde des allgemein hellenischen Kampfes vor Troja, das sich aus ihr entwickelt hat. Und wie dieser Entwicklungsgang aus der Besonderheit der Stammsage heraus zu dem höhern allgemeinen Bilde des idealen Heldenthums sich auch innerhalb des troischen Sagenkreises selbst, in der homerischen Dichtung darstellt, nemlich in dem Streite des Agamemnon und Achilleus, dies haben wir ja oben gesehen. Die letzte mythische Gestalt dieses ganzen Anschauungskreises aber ist der Dichter selbst; denn dasselbe unterscheidende Bewustsein höherer idealer Mächte, von welchem der heroische Kampf selbst beherscht ist, trägt sich schlieszlich auch noch auf die geistig so ganz mit ihm

verwachsene Dichtung über; auch sie faszt sich ihrem Ursprung nach in einer allgemeinen idealen und über die gewöhnliche menschliche Wirklichkeit hinausgehobenen Gestalt zusammen, in einem gottbegeisterten und gottentsprossenen Sänger; und hierin hat die mythische Zeit ihren natürlichen und letzten Abschlusz, in welchem das subjectiv erhabene des Heroenthums sich zugleich schon ganz mit der milden gegenständlich entwickelten und friedlichen Ausbildung verschmolzen hat.

Was wir aber für uns aus dem allem als Schluszresultat entnehmen, das ist dasz die griechische Geschichtsentwicklung auch insofern ihre unterscheidend classische Bedeutung hat, als sie gleich keiner andern in ihrem eignen beschränkten Gebiete den höhern Gang der Geschichte im ganzen wiederholt. Denn aus dem versenktsein in die bedingende Natur und deren unmittelbare unfreie Gesetzmäszigkeit erhebt sie sich zur mächtigen geistigen Antithese gegen sie, zur idealen über die Natürlichkeit hinausgerückten Macht der siegreich bekämpfenden und beherschenden Selbstheit und ihrer Ordnung, bis sie endlich aus dieser einseitigen idealen Abkehrung immer mehr zum selbstbewusten frei menschlichen und zur vollen positiv geistigen Durchbildung des natürlichen gegenwärtigen daseins herabsteigt. Die italische und römische Geschichte kennt, wie schon gesagt, diesen Durchgang durch eine heroische Periode nicht; sie hat ebendeshalb die Formen und Einrichtungen ihrer Urzeit in einer ganz andern stetigen Weise forterhalten und fortgebildet, wie z. B. die strenge Patriarchalverfassung der Familie, während diese in Griechenland wol eben durch die heroische Zeit, durch diese subjective Entgegensetzung gegen die unmittelbar natürliche unfrei bedingende Gesetzmäszigkeit gelockert und gelöst worden ist. Indessen auf diesen ganzen Unterschied, welcher so tief in das innerste Wesen der griechischen und römischen Geschichte eingreift, und auf seine bestimmteren Folgen einzugehen liegt nicht mehr in unserer Aufgabe.

Tübingen. *K. Ch. Planck.*

12.
Zu Sophokles.

[1] Ai. 921 f.

ποῦ Τεῦκρος; ὡς ἀκμαῖος, εἰ βαίη, μόλοι,
πεπτῶτ' ἀδελφὸν τόνδε συγκαθαρμόσαι;

Es sind dies bekanntlich Worte der Tekmessa, die den blutigen Leichnam des Aias eben entdeckt hat und nun, nachdem das Unglück einmal geschehen, zunächst nur von der éinen ängstlichen Sorge bewegt wird, wenigstens den entseelten Leib nicht in die Gewalt der Feinde gerathen, sondern von Freundeshand bestatten zu lassen. Aber sie hat keine Hilfe, und allein ist das schwache Weib nicht im Stande

den Leichnam zu tragen: οἴμοι τί δράσω; τίς σε βαστάσει φίλων; Der einzige der helfen könnte, Teukros, ist noch immer nicht da, obwol sie schon vorher Boten nach ihm ausgeschickt hat (804) mit der Weisung so schnell als möglich den Auftrag zu vollziehn, dasz Teukros unverzüglich komme; als ob sie zugleich ihres Herrn und Gatten Sinn geahnt hätte, wenn er im Angesicht des Todes die flehentliche Bitte an Zeus richtet (826 ff.): πέμψον τίν' ἡμῖν ἄγγελον κακὴν φάτιν | Τεύκρῳ φέροντα, πρῶτος ὥς με βαστάσῃ | πεπτῶτα τῷδε περὶ νεορράντῳ ξίφει, | καὶ μὴ πρὸς ἐχθρῶν του κατοπτευθεὶς πάρος | ῥιφθῶ κυσὶν πρόβλητος οἰωνοῖς θ' ἕλωρ. Daher Tekmessas ungeduldiger Ausruf: ποῦ Τεῦκρος; κτλ. — Diese vielbesprochene Stelle ist eine von denen, auf welche Reisig comm. de vi et usu ἄν part. p. 124 seine Theorie von der einen Art des Optativs ohne ἄν in selbständigen Sätzen, wo 'aliquid hypotheticum ita ponitur, ut ab ipso qui loquitur non certa ratione, sed quodam cogitandi arbitrio sit sumptum', ganz besonders stützt. Der Ausdruck sei hier völlig zutreffend, 'et omnibus omnino Graecis ita licuit: prave vel ineleganter diceretur Graece ἀκμαῖος, εἰ βαίη, μόλοι ἄν: nam id ipsum venire voluntaria conditione ante est sumptum'. Doch setzt Reisig, als ob er dieser eben gegebenen Erklärung selbst nicht recht traute, unmittelbar darauf hinzu: 'quamquam illud per se minime contemnendum, quod doctissimis viris placuerat, ἀκμαῖ' ἄν, εἰ βαίη, μόλοι.' Wir müssen uns für diesmal versagen auf eine genauere Prüfung der Stellen, wo der Optativ als modus potentialis in selbständigen Sätzen ohne ἄν stehen soll, näher einzugehen; viele der Stellen auf die man sich früher berief haben ihre richtigere Erklärung bereits gefunden; andere harren ihrer noch. Ist der Opt. hier modus potentialis, dann darf ἄν schlechterdings nicht fehlen; für Sophokles wenigstens müsten wir bei seinem wunderbar festen und reinen Gebrauch der Modi, im Dialog sowol als in den lyrischen Partien, die Auslassung von ἄν geradezu für sprachwidrig erklären. Das haben die älteren Herausgeber wol erkannt und daher die Partikel ἄν ohne weiteres eingefügt: Brunck schreibt ὡς ἂν ἀκμαῖος, Bothe ὡς ἀκμαῖος ἂν βαίη μολών, Erfurdt nach Wakefields Conjectur ὡς ἀκμαῖ' ἄν, εἰ βαίη, μόλοι, und so auch Dindorf. Und zu dieser letzten Lesart ist auch der neuste Herausgeber des Dichters, Schneidewin, in der 2n Auflage des Aias zurückgekehrt, während er in der 1n noch sich an Reisig anschlieszend den bloszen Optativ durch die Uebersetzung zu vertheidigen gedachte: 'wie würde Teukros, wenn er sich aufgemacht hätte, gerade recht kommen!' Das Gefühl dasz, falls man μόλοι als Opt. potentialis fasse, ἄν nicht zu entbehren sei, ist vollkommen richtig, wenn auch die angeführten Aenderungsvorschläge selbst nicht anzunehmen sind. In Bruncks Vorschlag ist der Anapaest (ἂν ἀκμαῖ) statt des Iambus unerträglich*), Bothes ὡς ἂν βαίη μο-

*) Hermann zum Vig. p. 818: 'male Brunckius ὡς ἂν ἀκμαῖος scripsit. Rectius scripsisset ὡς ἀκμαῖ' ἄν, εἰ βαίη. μόλοι. Sed non opus vulgatum mutari.'

λών kann gar nicht gesagt werden, zumal es hier nicht auf das ἀκμαῖον βῆναι, sondern auf das ἀκμαῖον μολεῖν ankommt; die Lesart ὡς ἀκμαῖ᾽ ἂν endlich kann trotz Dindorfs und Schneidewins Zustimmung nicht gebilligt werden. Der Grieche verlangt hier nach der bekannten Analogie von ὄψιος, νύχιος, ἡμάτιος, θερινός, ὑστεραῖος, δευτεραῖος ἦλθεν das masc. Adjectiv im Sing.; das Neutrum plur. wäre hier gerade so wenig statthaft wie etwa σκοτιαῖα ἦλθεν oder χρόνια ἦλθεν statt σκοτιαῖος, χρόνιος ἦλθεν: denn wenn sich Schn. dagegen auf ἀτάρβητα Ai. 197 oder auf ὑπερόπτα O. R. 883 und κατάμεμπτα O. C. 1696 beruft, so ist dabei übersehen dasz die drei letztgenannten Neutra plur. darum als Adverbialausdruck gebraucht werden konnten (obwol Dindorf in der angef. Stelle Ai. 197 wenigstens nach Hss. ἀτάρβητος schreibt), weil weder eine zeitliche noch eine räumliche, sondern nur eine allgemeine Bestimmung der Art und Weise in ihnen enthalten ist. Daher haben andere Erklärer μόλοι in unserer Stelle als eigentlichen Optativus, als Ausdruck des Wunsches genommen. So Wunder: *utinam opportune, si veniat, adsit* (das unter andern zur Bestätigung angeführte Beispiel aus Hom. Od. φ 201 passt jedoch nicht, da der hier mit ως eingeführte Satz von dem vorausgehenden Optativsatz abhängig ist), ferner Ellendt im Lex. Soph. II p. 1001 unter Beziehung auf El. 125 ὡς ὁ τάδε πορὼν ὄλοιτ᾽ κτλ., und auch G. Hermann, der gleichfalls unsere Stelle so übersetzt: *nam utinam tempori si veniat adsit ad funus interempti fratris curandum*, während er noch zum Vig. p. 818 unsere Stelle mit Reisig (nur von einem andern Erklärungsgrunde ausgehend) zu den übrigen Beispielen rechnet, in denen ἂν als nicht wesentlich nothwendig fehle. Da jedoch von den genannten Erklärern der Gedankenzusammenhang nicht bestimmt genug dargelegt und zudem die Uebersetzung des Conditionalsatzes εἰ βαίη nicht genau ist, so ist man von dieser letztern Erklärung des Opt. ohne nähere Prüfung wieder abgegangen. 'Ich kann mich nicht überreden' äuszert sich in dieser Beziehung Bäumlein Unters. über die griech. Modi S. 305 'mit Hermann und Wunder ὡς ἀκμαῖος μόλοι als Wunsch aufzufassen: *utinam opportune, si veniat, adsit*. Die beigefügte Bedingung εἰ βαίη, wenn er kommen sollte, in Verbindung mit dem Attribut ἀκμαῖος führen auf die viel natürlichere Auffassung des Satzes als eines Urtheils: wie rechtzeitig, wenn er käme, käm' er. Der Zusatz εἰ βαίη musz, wie auch Wunder anerkannt hat, sobald man in ὡς μόλοι einen Wunsch findet, nothwendig als unpassend befremden. Denn der Wunsch könnte nicht wol der sein, dasz er rechtzeitig käme, wenn er überhaupt kommen sollte, sondern schlechthin, dasz er zur rechten Zeit d. h. jetzt käme.' Aber das heiszt ja εἰ βαίη hier auch gar nicht. Zusammenhang und Bedeutung dieser Worte ist vielmehr so zu fassen. In der oben dargelegten Lage und Stimmung fragt Tekmessa: wo bleibt nur Teukros? und fügt fast vorwurfsvoll den Wunsch hinzu: 'dasz er, wenn er sich aufgemacht, nun auch in dem entscheidenden Augenblicke, wo die Sachen auf der ἀκμή stehen, käme, seinen gefallenen Bruder mitzubestatten'.

Es steigt die Besorgnis in ihr auf, Teukros zögere noch, habe sich trotz der dringlichen Mahnung noch nicht auf den Weg gemacht, oder wenn das (εἰ βαίη), so halte er sich unterwegs zu lange auf und versäume darüber den rechten Augenblick; denn es ist Gefahr im Verzug, die Feinde können jede Minute kommen und den Leichnam rauben (wie ja Aias selbst ähnliche Befürchtung gehegt hatte 826 ff.). Darum musz Tekmessa vor allem wünschen, nicht blosz dasz Teukros auf dem Wege sei, sondern auch dasz er ἀκμαῖος komme, dem Bruder den letzten Liebesdienst zu erweisen, ehe denn es zu spät ist. Und weil Teukros noch immer nicht kommen will, so verzweifelt sie am Ende auch an dieser einzigen Hilfe und fügt darum dem eben ausgesprochenen sehnsüchtigen Wunsche gleich die Klage hinzu: ω δύσμορ' Αἴας, οἷος ὢν οἵως ἔχεις | ὡς καὶ παρ' ἐχθροῖς ἄξιος θρηνῶν τυχεῖν. So schlieszt alles wol aneinander und die Worte εἰ βαίη verlieren das anstöszige das sie allerdings auf den ersten Blick haben. Auszer mehreren andern, in der ganzen Situation liegenden Gründen stehen diese Worte auch der neusten Erklärung Schneidewins entgegen. Er meint, in der Bitterkeit ihres Schmerzes sage Tekmessa, die durch den Gedanken, wer Aias forttragen solle, natürlich auf den erwarteten Bruder geleitet werde (als wenn sie nicht gleich von vorn herein, als der Bote Teukros bestimmten Befehl überbracht (795), mit ihren Gedanken auf Teukros geleitet (804) gewesen wäre), also Tekmessa sage: Teukros werde nun gerade recht zum Begräbnis kommen, anders als der liebevolle Bruder es gehofft hatte. Nein, sie erwartet den Teukros sehnlichst; von Teukros — das ist die letzte Bitte die Aias von Zeus erfleht — will Aias aus dem Bereich der feindlichen Gewalt zu ehrenvoller Bestattung gerettet werden; und wenngleich Tekmessa diesen letzten Wunsch des geliebten Herrn nicht mit ihren leiblichen Ohren vernommen, so kennt sie doch den Sinn des gefallenen Helden zu gut, um nicht zu wissen wie sie in seinem Geiste handle; durch sie als das passendste Werkzeug erfüllt Zeus jene Bitte des Aias. — Wem dennoch der Zusatz εἰ βαίη nicht gefallen will, dem bleibt nichts übrig als durch Conjectur zu helfen und etwa zu lesen: ποῦ Τεῦκρος; ὡς ἀκμαῖος ἡμῖν ἂν μόλοι! 'wie gelegen, wie gerade recht würde jetzt mir Teukros kommen (den ich schon so lange sehnlichst erwarte), diesen seinen gefallenen Bruder mitzubestatten (bestatten zu helfen)'. Dies wäre jedenfalls viel glätter und der oben geschilderten Stimmung der Tekmessa gleichfalls vollkommen angemessen. An der Verbindung von ἡμῖν ἂν μόλοι wird wol niemand Anstosz nehmen; zu allem Ueberflusz können wir jedoch auch das analoge Beispiel O. T. 765 anführen, wo Oedipus im Gespräch mit Iokaste nach dem Sklaven, der ein Augenzeuge der Ermordung des Laios gewesen, mit den Worten verlangt: πῶς ἂν μόλοι δῆθ' ἡμῖν ἐν τάχει πάλιν;

[2] Oed. Col. 1418 f.

ἀλλ' οὐχ οἷόν τε. πῶς γὰρ αὖθις αὖ πάλιν
στράτευμ' ἄγοιμι ταὐτὸν εἰσάπαξ τρέσας;

Auch diese Stelle gehört zu denen auf welche man jenen oben berührten vermeintlichen Unterschied zwischen dem Opt. potentialis ohne ἄν und demselben Opt. mit ἄν hat begründen wollen, und Schneidewin hat hier selbst in der 2n Auflage des Oed. Col. die Vulgatlesart durch die Erklärung schützen zu können geglaubt: 'das ist nicht thunlich; denn wie sollte ich daran denken mögen, in feiger Angst dieses selbe Heer mit einem male ohne weiteres zurückzuführen? Der blosze Optativ' setzt S. hinzu 'drückt aus dasz jeder Gedanke an Verwirklichung dessen, was Antigone bittet, dem Polynices fern liege.' Dem steht aber der constante Sprachgebrauch bei Sophokles offenbar entgegen; es wäre dies das einzige Beispiel, wo in solcher Frage mit πῶς das so nothwendige ἄν fehlte, während in ganz analogen Gedanken überall πῶς ἄν steht. So fragt z. B., um nur einiges anzuführen, in unserm Stück Vs. 602 Theseus den Oedipus (der vorher beides gesagt hatte, die Thebaner wollten ihn wieder haben und er dürfe doch nicht ins Land): πῶς δῆτά σ' ἂν πεμψαίαθ', ὥστ' οἰκεῖν δίχα; wie läszt sich beides vereinigen, wie können sie dich zu sich entbieten bei der festen Ueberzeugung dasz du ihr Land nicht betreten darfst; das ist ja ein Widerspruch, also 'jeder Gedanke an Verwirklichung' dessen was du sagst auf das bestimmteste abzuweisen. Oder gleich im folgenden (Vs. 605) antwortet Theseus auf Oedipus Verheiszung, dasz einst die Thebaner in diesem Lande Attika geschlagen werden sollten: καὶ πῶς γένοιτ' ἂν τἀμὰ κἀκείνων πικρά; es ist ja Frieden zwischen uns, wie sollte das geschehen dasz Feindschaft zwischen uns beiden, zwischen Athen und Theben, ausbräche, das ist ja 'gar nicht denkbar'; worauf Oedipus an den Wechsel der Stimmungen im Lauf der Zeiten und den schnellen Umschlag der Gesinnungen erinnert. Desgleichen Vs. 971 πῶς ἂν δικαίως τοῦτ' ὀνειδίζοις ἐμοί und kurz darauf mit doppeltem ἄν: πῶς ἂν τό γ' ἆκον πρᾶγμ' ἂν εἰκότως ψέγοις; in der Rede des Oedipus gegen Kreon; ferner spricht Vs. 1132 Oedipus zu Theseus: πῶς σ' ἂν ἄθλιος γεγὼς | θιγεῖν θελήσαιμ' ἀνδρὸς ᾧ τις οὐκ ἔνι | κηλὶς κακῶν ξύνοικος. So ausnahmslos auch in den übrigen Tragoedien, z. B. O. R. 599 (Kreon zu Oedipus): πῶς δῆτ' ἐγὼ κεῖν' ἂν λάβοιμ' ἀφεὶς τάδε; 'wie könnte ich so thöricht sein nach der Tyrannis zu streben, da ich bereits alle Vortheile derselben geniesze, und zwar ohne die *invidia* die ihr anklebt? wie ist das denkbar?' El. 591 (zu Klytaemnestra) πῶς ταῦτ' ἐπαινέσαιμ' ἄν; und Vs. 773 (Klytaemnestra auf die Worte des Paedagogen: μάτην ἄρ' ἡμεῖς ὡς ἔοικεν ἥκομεν): οὔτοι μάτην γε· πῶς γὰρ ἂν μάτην λέγοις; wie kannst du nur bei solchem Inhalt deiner Botschaft von 'vergebens' reden? und ebenso Vs. 1313 (Elektra zu dem wiedergefundenen Bruder): οὔ ποτ' ἐκλήξω χαρᾷ | δακρυρροοῦσα· πῶς γὰρ ἂν λήξαιμ' ἐγὼ κτλ. Phil. 41 (Odysseus vom kranken Philoktet): πῶς γὰρ ἂν νοσῶν ἀνὴρ | κῶλον παλαιᾷ κηρὶ προσβαίη μακράν; Alle diese Stellen, auf die gerade jene Erklärung von dem bloszen Optativ recht eigentlich passt, zeigen zur Genüge, dasz der angenommene Unterschied in diesem Falle bei Sopho-

kles wenigstens nicht begründet werden kann. Mit vollem Recht haben daher die meisten Herausgeber und Erklärer des Dichters an unserer Stelle das unentbehrliche *ἄν* in den Text eingefügt; und zwar setzt Dindorf *ἄν* nach dem Vorgang Bruncks hinter *αὖθις* an die Stelle von *αὖ* und schreibt also *αὖθις ἂν πάλιν*. Diese Stellung aber hat folgendes gegen sich: einmal darf *ἄν* die zusammengehörigen Wörter *αὖθις* und *πάλιν* nicht voneinander trennen, sondern musz sich hier entweder gleich an *γάρ* oder an das Verbum anschlieszen; sodann ist gerade die Häufung von *αὖθις αὖ πάλιν*, wie Schneidewin richtig bemerkt, hier ganz an ihrem Orte, ebenso wie im Philoktet, wo dieser seinen bisherigen Aufenthaltsort, dem er schon auf immer entronnen zu sein glaubte, in bitterer Täuschung anredet, Vs. 952 f. *ὦ σχῆμα πέτρας δίπυλον α ὖ θ ι ς α ὖ π ά λ ι ν | εἴσειμι πρὸς σὲ ψιλὸς οὐκ ἔχων τροφήν*. Darum gehört *ἄν*, wie schon Toup zu Suid. III p. 55 richtig angibt, zu *ἄγοιμι* und ist also *ἄ γ ο ι μ' ἄν* zu schreiben. Doch damit ist der Stelle noch nicht vollständig geholfen. — Polynices ist tief gebeugt von der abschlägigen Antwort und dem Fluche des Vaters. Antigone hält daher diesen Augenblick für besonders geeignet ihn von seinem vorhaben der Belagerung Thebens abzubringen und räth ihm deshalb 1416 f.: *στρέψαι στράτευμ' ἐς Ἄργος ὡς τάχιστά γε | καὶ μὴ σέ τ' αὐτὸν καὶ πόλιν διεργάσῃ*. Darauf antwortet Polynices, über die Demütigung die in der Befolgung dieses Rathes liegen würde entrüstet, die obenstehenden Worte. Schneidewin übersetzt wie oben angegeben; er nimmt also mit Hermann *πάλιν ἄγοιμι* für einen Begriff gleich *reducam* und *εἰσάπαξ* in der Bedeutung von *uno nisu*, *repente*. Diese Erklärung ist aber entschieden unrichtig. Erstens heiszt *εἰσάπαξ* niemals 'ohne weiteres', sondern wie die bekannte Stelle in Aesch. Prom. 750 *κρεῖσσον γὰρ εἰσάπαξ θανεῖν | ἢ τὰς ἁπάσας ἡμέρας πάσχειν κακῶς* beweist, nichts anderes als 'auf einmal, ein einziges mal'. Sodann lehrt schon die Wortstellung und der Rhythmus des Verses, dasz *εἰσάπαξ* mit *τρέσας* zu verbinden ist, und drittens endlich kann auch das Part. aor. *τρέσας* nicht durch 'in feiger Angst' übersetzt werden. Daher erklärt insoweit Wunder ganz richtig: *quomodo enim iterum eundem exercitum contra Thebas ducere possim, si semel fugerim?* Doch wie ist dabei das *ταὐτόν* zu verstehen? Schneidewin meint, es gehe wol darauf dasz das Heer nicht in derselben Vollzähligkeit, ohne sich mit dem Feinde gemessen zu haben, sich zurückziehen dürfe; ist aber durch diese seine Erklärung selbst so wenig befriedigt, dasz er, wenn Sophokles die verkürzte Optativform *ἄγοιν* hätte, *τοσοῦτον* oder *τοιοῦτον* für *ταὐτόν* vermuten möchte. Der Fehler steckt allerdings in *ταὐτόν*, das gar nicht in den Zusammenhang passt. Daher liegt die Vermutung nahe, dasz vielmehr so zu lesen sei: *στράτευμ' ἄ γ ο ι μ' ἂ ν α ὐ τ ὸ ς εἰσάπαξ τρέσας*. Das verlangen der Antigone empört den Feldherrnstolz des Bruders und er antwortet in leidenschaftlicher Entrüstung: 'du willst dasz ich meine Existenz aufgebe; denn meinst du, i c h k ö n n t e n o c h e i n m a l w i e d e r a n d e r S p i t z e e i n e s H e e r e s s t e h n, wenn ich selbst

auch nur ein einzigmal gezittert und damit meine Unfähigkeit den Feldherrnstab zu führen klar genug bewiesen hätte?' Auf diese Antwort des Polynices passt auch die Entgegnung der Antigone, die bei diesen Worten ihren Bruder wieder von der alten Aufwallung ergriffen sieht und keineswegs bereit, den Heereszug gegen Eteokles auf immer aufzugeben: 1420 f. τί δ' αὖθις, ὦ παῖ, δεῖ σε θυμοῦσθαι; τί σοι | πάτραν κατασκάψαντι κέρδος ἔρχεται;

[3] Oed. Col. 658 ff.

πολλαὶ δ' ἀπειλαὶ πολλὰ δὴ μάτην ἔπη
θυμῷ κατηπείλησαν· ἀλλ' ὁ νοῦς ὅταν
αὑτοῦ γένηται, φροῦδα τἀπειλήματα.

Das ist die handschriftliche Lesart, die neuerdings Dindorf und in der 2n Auflage (abweichend von dem frühern Vorschlag) nach Kaysers Erinnerung in diesen Jahrb. LXV S. 24 auch Schneidewin beibehalten hat. Schon der Scholiast hatte die Worte in derselben Gestalt und Verbindung vor sich; er erklärt demnach ohne langes bedenken: πολλοὶ ἄνθρωποι πολλὰ ἀπειλήσαντες ἐκ θυμοῦ, πέψαντες τὸν θυμὸν καὶ τὸν καθεστηκότα νοῦν ἀναλαβόντες ἐπαύσαντο τῶν ἀπειλῶν. Daran aber haben die meisten Erklärer mit Recht Anstosz genommen; denn es steht eben bei Sophokles nicht πολλοὶ ἄνθρωποι oder πολλοὶ ἀπειλοῦντες, sondern πολλαὶ ἀπειλαί und das möchte doch eine allzugewagte 'Metonymie' sein zu sagen: 'viele Drohungen aber haben eben viele Worte in der Leidenschaft so in den Tag hineingedroht; wenn die Besinnung wiederkehrt, ist all das gedrohte spurlos dahin.' Auch kann man sich nicht wol damit helfen wie Schneidewin, der übrigens die Härte der Verbindung nach wie vor anerkennt, jetzt in der 2n Aufl. thut, als habe Theseus das abstracte Nomen im Fortgang der Rede vergessen und denke nur an ἀπειλοῦντες: denn das Praedicat κατηπείλησαν folgt ja gleich unmittelbar auf das vermeintliche Subject πολλαὶ δ' ἀπειλαί, so dasz von einem 'nicht im Sinne behalten des abstracten Nomen' nicht wol die Rede sein kann. Daher ist denn schon früh an den Worten geändert worden. Toup zu Suid. III p. 16 schlägt an die Erklärung des Scholiasten anknüpfend πολλοὶ δ' ἀπειλάς, πολλὰ δὴ μάτην ἔπη, θυμῷ κατηπείλησαν vor. Allein abgesehn von der Härte dieser Verbindung ist dabei der Ausdruck πολλὰ ἔπη gar nicht motiviert; genau genommen entspricht nemlich dem ἀπειλάς nur das einfache ἔπη, nicht aber πολλὰ ἔπη, was hinwiederum πολλὰς ἀπειλάς voraussetzt. Aus diesem Grunde haben daher andere wie Brunck, Schäfer, Musgrave auch wirklich πολλὰς δ' ἀπειλάς geschrieben. Um aber ein Subject zu gewinnen, wollen die beiden ersteren θυμὸς κατηπείλησεν, der letztere θυμοὶ κατηπείλησαν gelesen haben. Indessen wenn sich auch bei dieser Lesart πολλὰ ἔπη und πολλὰς ἀπειλάς richtig entsprechen, so ist doch die Auffassung der πολλὰ δὴ μάτην ἔπη als blosz erklärender Apposition etwas matt, und es ist nicht zu verwundern dasz auch diese Erklärung nicht befriedigen konnte. Schneidewin gieng daher früher noch weiter und zwar so dasz er seine Conjectur ohne weiteres in

den Text aufnahm, während er sich doch jetzt in der 2n Aufl. darauf beschränkt sie in der Anmerkung aufs neue vorzulegen. Er schrieb nemlich: *πολλοὶ δὲ πολλοῖς πολλὰ δὴ μάτην ἔπη θυμῷ κατηπείλησαν.* Dem Sarcasmus, meint er, würde diese Parechesis wol anstehen, zumal Sophokles dem Theseus diese Worte nicht ohne Bezug auf seine Zeit in den Mund lege. Einer solchen Aenderung bedarf es aber an unserer Stelle in der That gar nicht; vielmehr läszt sich bei einer genauern Betrachtung des Zusammenhangs und der Schlag auf Schlag folgenden Stichomythien die handschriftliche Lesart recht wol vertheidigen, wenn man sie nur richtig erklärt. Theseus hatte dem hilfeflehenden Oedipus die Versicherung gegeben ihn zu schützen. Oedipus aber will noch einmal im einzelnen der Hilfe gegen Kreons und seiner Söhne Angriff vergewissert werden und hält demgemäsz seinem hochherzigen Beschützer die drohende Gefahr in wenig Worten vor: 'wirst du auch dein Wort halten, wenn der Angriff erfolgt? sie werden kommen.' Theseus aber schlägt eben so rasch mit festen Worten die ängstliche Besorgnis des greisen Gastfreunds nieder: 'das liegt diesen (den Kolonialen) ob.' Doch Oedipus ist noch immer nicht ruhig: 'gib Acht dasz nicht, wenn du weg bist' — Theseus läszt ihn nicht zu Ende kommen: 'lehr mich nicht was ich zu thun habe.' Und als Oedipus darauf sich entschuldigt: 'die Furcht zwingt mich dazu' und Theseus geantwortet: 'mein Herz kennt keine Furcht', erwiedert Oedipus mit den Worten: 'du weiszt nicht, wie sie drohen.' Darauf entgegnet nun zum Schlusz Theseus, indem er sich anschickt wegzugehen, auf die beiden letzten Worte des Oedipus: *οὐκ οἶσθ'* und *ἀπειλάς* nacheinander: 'auf dein du weiszt nicht (*οὐκ οἶσθα*) habe ich zu sagen, ich weisz (*οἶδ' ἐγώ*), dasz dich wider meinen Willen niemand von hier entführen wird; was aber das andere, ihr vieles drohen (*ἀπειλάς*) betrifft, — nun es sind eben schon viele Worte zum Tag hinein in der Leidenschaft gedroht; kehrt die Besinnung wieder, ist all das gedrohte spurlos verschwunden. So auch jene die du fürchtest; wenn sie sich auch erkühnt haben drohend zu reden von deiner Entführung, das sind eitle Worte, die Fahrt selbst hierher wird ihnen wol zu weit sein, d. h. zur That wirds wol nicht kommen.' — Demnach wäre zu interpungieren: *πολλαὶ δ' ἀπειλαί· πολλὰ δὴ μάτην ἔπη | θυμῷ κατηπείλησαν.* Die Satzform der ersten Hälfte ist wie oben Vs. 303 *μακρὰ κέλευθος*, was sicherlich nicht mit Schneidewin erklärt werden darf: sc. *ἀγγελιεῖ τοῦτο τοὔπος*, der breite Weg, die weite Landstrasze wird dem Theseus deinen Namen zu Ohren bringen, sondern *μακρά* ist vielmehr ordnungsmäszig praedicativ zu fassen. 'Wird Theseus' hatte Oedipus zweifelnd gefragt 'um eines blinden Greises willen hier erscheinen?' 'Wenn er deinen Namen erfährt' antwortet der Chorführer, 'ganz gewis.' Das ist aber für Oedipus ein geringer Trost. 'Wer wird ihm aber diesen meinen Namen sagen?' fragt er ungläubig. 'Den wird er, sei versichert, trotz des weiten Wegs erfahren' entgegnet ihm der Chorführer; 'das spricht sich aus, bald wird das

Gerücht von einem Wanderer zu dem andern und zuletzt zu Theseus Ohren dringen.' Also *μακρὰ κέλευθος* sc. *ἐστίν, πολλὰ δ' ἐμπόρων ἔπη φιλεῖ πλανᾶσθαι κτλ.* So auch in unserer Stelle *πολλαὶ δ' ἀπειλαί* sc. *εἰσίν.* Die Adversativpartikel aber steht hier in derselben Bedeutung wie das lat. *at* bei Einwürfen: *at multae sunt minae:* aber, sagst du, der Drohungen sind viel (mit derselben Wortstellung wie in *μακρὰ κέλευθος*). Darauf habe ich zu erwiedern: so viel Drohungen, so viel leere, eitle Worte, die nie zu Thaten werden; das geschieht eben oft in der Leidenschaft, dasz sie viel Worte erfolglos unbedachtsam drohen, das hat aber nichts zu bedeuten usw. Dem rhetorischen Charakter, den der Oedipus in Kolonos an vielen Stellen unverkennbar an sich trägt — hat doch der Chor selbst in der Vertheidigungsrede des Oedipus, die in mehrfacher Beziehung fast einen euripideischen Charakter trägt, die *ἐνθυμήματα* rühmend anerkannt —, dieser Rede und Gegenrede, der rhetorischen Widerlegung Punkt für Punkt entspricht die vorgeschlagene Erklärung unserer Stelle meines erachtens vollkommen.

Hanau. *K. W. Piderit.*

13.

Die Begriffe der Bewegung und des werdens bei Platon.

Das Verhältnis in welches Platon den Begriff der Bewegung zu dem des werdens setzt, hat meines wissens noch niemand genauer untersucht. Und doch sollte man es fast für eine Elementarfrage des Systems halten, zu deren Lösung die Lectüre fast jedes Dialogs hindrängt; eine so grosze Rolle spielt neben dem Begriffe des seins und werdens auch der der Bewegung. Die Darsteller des platonischen Systems müssen natürlich von ihm auch häufigen Gebrauch machen; aber ich finde nicht dasz man auch nur die Schwierigkeiten enthüllt hätte, welche alsbald entstehen, wenn man die Aussprüche Platons über das werden mit der Anwendung zusammenstellt die er von dem Begriffe der Bewegung macht. Die moderne Anschauungsweise nemlich faszt die Bewegung entweder als eine Art des werdens, oder als die qualitative Bestimmung desselben, oder auch als das Mittel durch welches sich dieses vollzieht. Darnach ist ohne werden die Bewegung nicht zu denken und diese wird als jenem untergeordnet zu betrachten sein. Bringen wir diesen Begriff mit zur Lectüre Platons und schieben ihn unter wo er von der Bewegung spricht, so bleiben Widersprüche nicht aus. Wenn nemlich Platon die Bewegung als ein nothwendiges Praedicat für das seiende, die Ideen, in Anspruch nimmt (Soph. 248 A ff.) oder den Beweis von der Unsterblichkeit der Seele auf diesen Begriff gründet (Phaedr. 245), so scheint das gegen die

Grundansicht des Systems zu verstoszen, wonach alles werdende als ein nichtsein erscheint und der Begriff des werdens von den Ideen als dem allein wahrhaft seienden gradezu ausgeschlossen werden musz, ein Beweis von der Unsterblichkeit der Seele aber unmöglich wäre, wenn sie dem Gebiete des werdenden anheim fiele. Solche Aussprüche nöthigen dem Unterschied der platonischen Auffassung von der modernen nachzugehen, damit auch für uns der Widerspruch schwinde und es nicht scheine, als habe Platon in den Begriff des wahrhaft seienden der Art oder gar dem Wesen nach wieder unvermerkt hinein gebracht, was er dem Begriffe nach mit aller Kraft daraus entfernte. Aber freilich sieht man sich in den platonischen Dialogen um, so nehmen die Schwierigkeiten nicht ab, sie wachsen vielmehr. Denn weit gefehlt dasz sich eine ausdrückliche Antwort auf die angeregte Frage fände, treten uns vielmehr Aussprüche entgegen, welche auch von rein platonischem Standpunkte aus die Sache um ein bedeutendes verwickelter machen. So werden im Theaet. 153 ff. die Stützen der heraklitisch-protagoreischen Ansicht angegeben, die sie aus der *κίνησις* hernimmt, aus Thatsachen deren Richtigkeit auch Platon zugestehen wird, und in demselben Dialoge 181 C D wird die Bewegung in zwei Arten unterschieden, die *ἀλλοίωσις* und *περιφορά*, und beide angewandt um zu zeigen, dasz, wenn man sie — freilich absolut — in das seiende hineinträgt, dieses aufhört ein seiendes zu sein und erkannt werden zu können. Auch im Parmenides 138 C werden *ἀλλοίωσις* und *φορά* als die einzigen Arten der *κίνησις* angegeben. Dasz die Ideen die *ἀλλοίωσις* nicht annehmen können, wird ausdrücklich im Phaedon 78 D erklärt. Dieser Begriff steht direct gegenüber dem *ὡσαύτως κατὰ ταὐτὰ ἔχειν* und geht auf Wesensveränderung, eine Art der *κίνησις*, die allerdings dem seienden in platonischem Sinn nicht zukommen kann. Ihm gleich steht die *μεταβολή* Parm. 162 C D; im Kratylos dagegen und auch sonst ist gerade das *φέρεσθαι* ein Ausdruck für die Ruhelosigkeit des absoluten werdens der Dinge. Rep. IX 583 E heiszt *τὸ ἡδὺ ἐν τῇ ψυχῇ γιγνόμενον* (also im Zustande des werdens!) *καὶ τὸ λυπηρόν* eine *κίνησις*. Polit. 269 E gibt keinen Aufschlusz. Der Timaeos enthält zwar viel über Bewegung, z. B. 34. 36. 37. 43. 57. 88. 89; aber wir lernen da nur die Anwendung des Begriffs, auch wol die verschiedenen Formen räumlicher Bewegung; aber über das Verhältnis des Begriffs Bewegung zu dem des werdens und seins weisz ich nichts bestimmtes daraus zu entnehmen; ja 57 E kann manche Bedenklichkeit erregen. Doch ich übergehe das und alle anderen Stellen, die ich über die *κίνησις* beizubringen wüste, weil sie die Entscheidung die ich wünschte doch nicht fördern. Es finden sich aber auch Stellen, wo zwar von der *κίνησις* nicht direct die Rede ist, doch aber den Ideen eine bestimmte Art von Bewegung zugeschrieben wird. So in dem Unsterblichkeitsbeweise Phaed. 100 B ff. Dort handelt es sich um das Verhältnis entgegengesetzter Begriffe oder Ideen zueinander und zwar innerhalb der Erscheinungsdinge. Es wird zuerst nachgewiesen dasz, in welchen Zustand auch ein Ding versetzt

werden möge, dies nur durch die κοινωνία oder μέθεξις an der bestimmten Idee stattfinde, die den Namen dieses Zustandes usw. führt. Die Erscheinungsdinge wechseln aber auch ihre Zustände. Solche Uebergänge eines Dinges aus éinem in einen andern Zustand müssen auch wieder in Bezug gesetzt werden zu den betreffenden Ideen. So spricht Platon von einem προσιέναι, einem herantreten, kommen der Idee. Das Ding nimmt sie auf, προσδέχεται αὐτήν. Wenn nun aber das Ding sich in einem jener herzukommenden Idee begrifflich entgegensetzten Zustand befindet, so ist der Grund davon die 'Inhaerenz', das ἐνεῖναι, die παρουσία der entgegengesetzten Idee. Diese musz, wenn ihr Gegensatz hervortritt, ἢ φεύγειν καὶ ὑπεκχωρεῖν (ἀπέρχεσθαι) ἢ ἀπολωλέναι. Es versteht sich von selbst dasz diese Alternative nur von logischem Standpunkt aus möglich ist, der metaphysische läszt nur das erste Glied zu. Denn eine γένεσις der Ideen ineinander kann hier noch weniger als auf logischem Gebiete der Begriffe statuiert werden und die Vergänglichkeit der Ideen fällt dort in sich zusammen. Ich habe bis jetzt so allgemein gesprochen, um der platonischen Ausdrucksweise treu zu bleiben und der Erklärung nicht vorgreifen zu müssen. In diesem kommen und gehen der Ideen hätten wir aber, wenn wir die Ausdrücke buchstäblich nehmen, Arten der Bewegung, die den Ideen zugeschrieben würden. Das ist nun die Frage, ob man, wie es der sinnlichen Anschauung nach geboten scheint, dies Verhältnis der Ideen zu den Erscheinungsdingen auch als eigentlich platonische Ansicht hinstellen dürfe. Und das scheint mir nicht so. Man würde damit viele Schwierigkeiten und Widersprüche in die platonische Ideenlehre hineintragen, da sich diese Anschauung mit der Lehre von der Unwandelbarkeit und Einheit der Ideen keinenfalls vereinigen liesze. Man würde sie damit dem werden selber preisgeben. Hierfür möchte ich auch Philebos 15 B beweisend finden, wo gerade die Probleme aufgestellt werden, um die es sich bei dem Verhältnis der Ideen zu den Erscheinungsdingen handeln kann. Dort wird es als Unmöglichkeit bezeichnet dasz man die Idee in die Erscheinungsdinge hineinversetze, möge man sie nun in ihnen sich zerspalten denken und zur Vielheit werden lassen, oder sie ganz aus sich selber heraus in jene hineintreten lassen. In keinem dieser Fälle lasse sich ihre Identität und Einheit (in éinem und vielem) festhalten. Auch das folgende, auf das ich hier nicht näher eingehen kann, ist in dieser Beziehung sehr lehrreich, namentlich 24 C, wo bei der Darstellung des Verhältnisses der relativen und bestimmten Grösze zueinander eine ähnliche Ausdrucksweise wiederkehrt, wie wir sie in jener Stelle des Phaedon fanden. Auch hier wird von einem zukommen und weggehen dieser Begriffe gesprochen. Aber hier ist die Sache an sich viel einfacher, weil der Gesichtspunkt der Erörterung ausgesprochenermaszen nicht ein metaphysischer, sondern ein logischer ist. Wenn man aber den Erscheinungsdingen gegenüber nur den logischen Standpunkt einnimmt, so kann man ohne Gefahr für die Wahrheit der Untersuchung von dem eigentlichen, verborgenen Verhältnis der beiden Reiche des

seins und werdens zueinander absehen. Es kommt dann nur darauf an die Begriffe festzustellen, die in den Dingen immerhin zur Erscheinung kommen, um dann mit ihnen operieren zu können. Es macht die Betrachtung nicht falsch, wenn man das auftreten eines Begriffes in den Dingen als ein kommen der Idee und sein vorhandensein als eine Inhaerenz in den Dingen hinstellt: denn dem Betrachter der mitten unter diesen steht erscheint es allerdings so. Das Wesen der Begriffe wird durch diese Annahme nicht geändert und Schlüsse können aus den so gefundenen Bestimmungen mit derselben Sicherheit gezogen werden, als ob die volle Wahrheit zu Grunde läge. Sie bedingt für uns nur eine andere Form der Anschauung. Darin liegt denn éin Grund, welcher auch die Anwendung jener Ausdrucksweise im Phaedon rechtfertigt. Denn wenn schon die Frage dort wirklich metaphysischer Art ist, so ist doch das Resultat, dasz entgegengesetzte Begriffe sich ausschlieszen, eine Consequenz dieser Anschauungsform so gut wie der tiefergehenden, wahren. Fragt man mich, welche diese eigentlich sei, so erinnere ich an jenen Satz, dasz nicht die Ideen in den Dingen, sondern umgekehrt die Dinge in den Ideen inhaerieren und dadurch an dem sein einen gewissen Antheil haben. Nehmen wir dies als feststehend an, so fällt damit ganz die Möglichkeit einer Bewegung der Idee nach und von den Dingen. Der Umstand aber dasz in den Dingen doch ein Wechsel, wenn ich so sagen darf, 'der zur Erscheinung kommenden Begriffe oder Ideen' stattfindet, erklärt sich folgendermaszen. Unter den Erscheinungsdingen findet ein Causalnexus statt, der sich eben in ihrem werden wirksam zeigt. Das verdrängen der Begriffe aus einem Ding und das einführen anderer ist aber in der That nichts weiter als die Lösung des Inhaerenzverhältnisses in dem jenes Ding bisher stand, und die Knüpfung eines neuen. Die Dinge bringen in ihrem wirken aufeinander die ihnen selbst zukommenden Inhaerenzverhältnisse aneinander, und dadurch entsteht dann die Veränderung auch in den begrifflichen Verhältnissen der Dinge, je nachdem die früheren Inhaerenzverhältnisse sich mit den neuen, zu denen das Ding genöthigt wird, vertragen oder nicht. So sind denn diese Vorgänge der Causalität nur auf die Erscheinungsdinge zu beschränken und setzen keinerlei Art von Bewegung der Ideen voraus. Einen Beweis dafür finde ich auch im Phaedon 104 D ff. Dort wird nachgewiesen, dasz es Dinge gibt die in einem nothwendigen Inhaerenzverhältnis zu gewissen Ideen stehen, daher auch wirken nach der Kraft dieser Ideen selbst. Daher wird 105 C die Erlaubnis ertheilt, an die Stelle des abstracteren Begriffs geradezu einen concreten zu setzen. Auf diese Weise kommt ein neuer Rechtfertigungsgrund zu der auffallenden Ausdrucksweise im vorhergehenden hinzu, den ich darin sehe dasz nachträglich der Wahrheit, wenn auch in beschränkter Weise, ihr Recht wird. Uebrigens wird dort die Sache nur so weit betrachtet, als es für den Zweck durchaus nothwendig war. So wird man auch mir diesem Beispiele zu folgen erlauben. Es genüge das Resul-

tat, dasz die Bewegung der Ideen nach und von den Dingen nur eine scheinbare sei.

So sind wir denn auf die beiden Stellen im Soph. und im Phaedon beschränkt, die ich oben citierte. Es ist fast als ob Platon bei seinen Lesern ein ganz bestimmtes Bewustsein habe voraussetzen können, welche Bewandtnis es mit diesem Begriff habe, und wie er die Schwierigkeiten in seinem System löse, die schon von verschiedenen vor ihm waren angeregt worden. Betrachten wir nun jene beiden Stellen. Im Soph. geht Platon aus von der Bestimmung des seins als einer *δύναμις εἰς τὸ ποιεῖν ἕτερον ὁτιοῦν πεφυκὸς εἴτ' εἰς τὸ παθεῖν καὶ σμικρότατον ὑπὸ τοῦ φαυλοτάτου*, 247 E. Darauf läszt er die Freunde *τῶν εἰδῶν* unterscheiden zwischen dem Gebiet der *γένεσις* und *οὐσία*. Mit dem Leibe haben wir Theil an jenem, mit der Seele an diesem. Nunmehr läszt er jenes bei Seite und weist nach dasz dem seienden, insofern es erkannt werde, auch Bewegung zukomme, ebenso wie andrerseits Ruhe. Die Bewegung ist auch eine *δύναμις* — *καὶ τὸ κινούμενον δὴ καὶ κίνησιν συγχωρητέον ὡς ὄντα.* Wie eine Vereinigung verschiedener Begriffe trotz ihres Unterschiedes denkbar sei, wird durch die nachfolgende Erörterung über die *κοινωνία* der Begriffe erwiesen. Doch lassen wir das; für uns geht aus dieser Stelle so viel hervor, dasz Bewegung und Ruhe einen Gegensatz unter sich bilden, der von dem Gegensatz der *γένεσις* und *οὐσία* scharf zu trennen ist, so dasz also die Bewegung nicht unter den Begriff der *γένεσις* fällt, aber ebensowenig blosz unter den Begriff der *οὐσία*, und sich als unvereinbar mit der *γένεσις* darstellt. Nehmen wir die oben angeführten Stellen aus dem Parm., Theaet. usw. hinzu, so müssen wir vielmehr sagen: die *κίνησις* ist ein der *γένεσις* übergeordneter Begriff. Noch deutlicher tritt es im Phaedr. 245 C hervor, dasz sich der Begriff der Bewegung über den des werdens erhebt und in ihm selbst eine dialektische Scheidung vollzogen werden musz, die nur éinen Theil auf Seite des werdens fallen läszt. Dieser Gegensatz liegt gleich in den Worten *τὸ γὰρ ἀεικίνητον ἀθάνατον.* Denn fiele der ganze Begriff der *κίνησις* in die *γένεσις*, so gäbe es kein bewegtes, das nicht auch vergehen müste, da mit dem *γίγνεσθαι* das *ἀπόλλυσθαι* stets verknüpft ist. So heiszt es E: *τοῦτο δὲ οὔτ' ἀπόλλυσθαι οὔτε γίγνεσθαι δυνατόν.* Das *ἀεικίνητον* wird aber weiter definiert als *τὸ αὐτὸ κινοῦν ἅτε οὐκ ἀπολεῖπον ἑαυτό, οὔποτε λήγει κινούμενον*, während alles was von einem andern bewegt wird auch ein Ende seiner Bewegung und damit seines Lebens findet. Aus dieser Stelle geht nun auch unzweideutig hervor, dasz die Art der *κίνησις*, welche dem seienden unvergänglichen zukommt, die Selbstbewegung, die dem werdenden und vergänglichen zukommende die Bewegung durch anderes ist (Causalität). So kommt es nicht auf die Art der Bewegung an sich an, sondern vielmehr auf die Quelle derselben. Aber allerdings hängt es nun wiederum mit der Natur der Dinge aufs innigste zusammen, ob sie die Quelle der Bewegung in sich haben oder auszer sich, und damit ändert sich denn auch die Art der Bewegung

die sie haben. 245 E sagt es uns dasz die Selbstbewegung das innewohnen einer Seele voraussetzt. Wie nun ihre Bewegung zu denken sei, überläszt uns Platon wiederum selbst zu suchen. Aber jetzt ist die Sache nicht mehr so schwer. Man wird nur scheiden müssen: die bewegende Thätigkeit der Seele, welche sie nach auszen ausübt auf leibliches — das können nur Seelen welche in directe Verbindung mit leiblichem, materiellem gesetzt sind — und die innere Seelenthätigkeit, welche etwa in den Ideen geübt wird. Da ist die Selbstbewegung jene δύναμις die wir oben kennen lernten, eine intensive geistige Activität (Bewustsein) vergleichbar allein der Thätigkeit des erkennenden denkens in platonischem Sinne. Dies ist jene Art der Bewegung, die Vermittlerin zwischen dem erkennenden Subject und den Objecten wahrhafter Erkenntnis, die allein dem Gebiete des seienden eigen ist.

Diese Andeutungen über die schwierige Frage mögen vorläufig genügen. Die Lehre von der Bewegung ist im platonischen System ein Gebiet, das noch zu eingehender Untersuchung auffordert. Das Interesse für diesen Gegenstand von neuem anzuregen war daher Zweck dieser Miscelle.

Hanau. *Julius Deuschle.*

14.

Pnyx oder Pelasgikon? Von F. G. Welcker. Mit einer Tafel in Steindruck. (Aus dem Rheinischen Museum besonders abgedruckt.) Bonn, 1854. 48 S. gr. 8.

Gegen Hrn. Welckers Abhandlung 'der Felsaltar des höchsten Zeus' habe ich vor bald zwei Jahren zur Wahrung der Topographie von Athen eine kleine Schrift 'die Pnyx und das Pelasgikon' erscheinen lassen. Sie ist allerdings nicht in dem stattlichen Format eines akademischen Quartanten und unter der Aegide einer Akademie erschienen; mein geehrter Gegner gibt sich daher die Genugthuung, sie nur als eine 'Flugschrift', offenbar im Gegensatz gegen sein κτῆμα ἐς ἀεί, zu bezeichnen. In jener Schrift habe ich mich streng an die Aufgabe gehalten, die ich mir gestellt hatte; wenn Hr. W. sich dadurch unangenehm berührt gefunden hat, so kommt dies nur auf Rechnung der thatsächlichen Widerlegung seiner unhaltbaren Meinung. Andere Leser als ihn selbst scheine ich auch von der guten Begründung der Benennung der Pnyx seit Chandler überzeugt zu haben; ohne mich auf die beistimmenden privaten Mittheilungen urtheilsfähiger Männer zu beziehen, verweise ich nur auf die Beurtheilungen meiner Schrift in öffentlichen Organen.*) Hrn. W. aber habe ich nicht überzeugt; be-

*) Gersdorfs Repertorium 1853 III S. 131—134; die heidelb. Jahrb. 1853 Nr. 60 S. 955 und der verstorbene gemeinsame Freund

kanntlich kann man niemanden zwingen dasjenige einzusehen, wofür ihm Sinn und Verständnis abzugehen scheint. Er versichert, mein 'Schriftchen', welches ich ihm doch gemäsz unsern langjährigen freundschaftlichen Beziehungen mit einer höflichen Zuschrift überschickt hatte, über ein Jahr 'unaufgeschnitten und ungelesen' bei Seite gelegt zu haben; nachdem er es aber endlich gelesen, ist er offenbar sehr entrüstet worden und hat den vorliegenden Aufsatz zur Vertheidigung seiner Meinung geschrieben.

Auf die lange Einleitung desselben, in welcher Hr. W. die erste Urheberschaft des von ihm ausgeführten Gedankens (doch nicht auch der Benennung 'Pelasgikon des Zeus'?) nochmals auf den seligen Ulrichs zurückführt und sein Urtheil über mich und meine Befähigung in archaeologischen und topographischen Fragen mitzusprechen den Lesern zum besten gibt, gehe ich hier nicht ein. Beides gehört nicht zur Sache, und ich will meinem geehrten Gegner die Freude an seiner Polemik, die er von Lessing gelernt zu haben behauptet, nicht verkümmern.

Berufen zur Vertheidigung der bisherigen Ansicht über die Pnyx konnte ich mich schon deshalb glauben, weil ich erst kürzlich, wenn gleich nur im vorbeigehn, doch bestimmt und deutlich genug (Theseion, Vorr. S. IX. XI. XIV; ferner S. 60 f.) die Ueberzeugung ausgesprochen hatte dasz die Pnyx einer der sicher gestellten Punkte in der Topographie Athens, dasz sie eben unzweifelhaft die Pnyx sei. Ueber die Sache selbst ist nicht mehr zu sagen als ich bereits gesagt habe. Wenn Hr. W. nicht einsehen will dasz eine Oertlichkeit, die ein *πάγος ὑψηλός*, ein *λόφος* war, auf die man hinaufstieg (*ἀναβαίνω*) und auf der man oben (*ἄνω*) sasz, von der herab (*ἄνωθεν*) man frei um sich sah, auf der eine Sonnenuhr stand usw., unmöglich 'in einer Niederung', 'zwischen umgebenden Felsabhängen' gelegen haben und noch obendrein durch Mauern gegen die Sonnenstrahlen geschützt gewesen sein kann, so läszt sich ihm nicht helfen. Ich lasse daher alle versuchten Gegenreden meines geehrten Gegners gegen das was ich über die Beschaffenheit und Lage der Pnyx gesagt habe, auf sich beruhen und verweise nochmals getrost auf meine Schrift.

Nur zwei Punkte will ich hier berühren. Der erste betrifft die Höhe des Bema auf der Pnyx. Hr. W. hätte schwerlich in seiner ersten Abhandlung mit so viel Emphase von dem 'riesenmäszigen' der Anlage gesprochen, die er für einen Altar des Zeus hält, wenn nicht das Bema in seiner Vorstellung doppelt so hoch (zwanzig Fusz statt zehn), also wol auch doppelt so breit gewesen wäre als es in Wirklichkeit ist. Jedermann sieht aber leicht ein welchen gewaltigen Unterschied

---

R. Rochette in einer eingehenden Kritik im Journ. d. sav. 1853 p. 736—751 haben sich beifällig und zustimmend ausgesprochen. Selbst eine sonst ziemlich farblose Anzeige im litt. Centralblatt 1853 Nr. 46 S. 752, die sich offenbar eine Art Vermittlung der streitenden Meinungen vorgesetzt hatte und auf die sich Hr. W. S. 19 beruft, gibt mir in allem wesentlichen Recht.

dies macht. Ein zehn Fusz hoher Stein, mit Einschlusz der sechs Stufen welche hinaufführen (s. die Abbildung in meiner Schrift S. 9), hat nichts riesenmäsziges; wenn man ihn aber zwanzig Fusz hoch annimmt und dann sich einen Redner darauf gestellt denkt, um zu der Versammlung auf der Fläche unter seinen Füszen zu sprechen, so empfindet man allerdings etwas was über das gewöhnliche und denkbare hinausgeht, und wenn es von den Rednern nicht blosz heiszt dasz sie auf das Bema hinaufsteigen (*ἀναβαίνειν ἐπὶ τὸ βῆμα*, Plut. Demosth. 10 und 18), sondern hinaufspringen (*ἀναπηδώντων πολλῶν ἐπὶ τὸ βῆμα*, Plut. Phoc. 22; *τῶν ῥητόρων ἀναπηδώντων εὐθὺς ἐπὶ τὸ βῆμα*, id. reg. et imper. apophth. in Phoc. 11), so gibt dies ein schier halsbrechendes Bild. Dazu kommt dasz, wenn das Bema zwanzig Fusz hoch wäre, auch die behauene Felswand mit den Nischen, an die es sich lehnt und die es nicht überragt, doppelt so hoch sein müste als sie in Wirklichkeit ist. Dieser Irthum Hrn. W.s über die Höhe der Rednerbühne ist um so mehr zu beklagen, als ohne denselben, ohne die dadurch bei ihm hervorgerufene falsche Vorstellung von einem riesenhaften Werke wahrscheinlich seine ganze Abhandlung nicht entstanden wäre. Nur so läszt sich sein Misgriff erklären und entschuldigen. Auch scheint er seitdem genauere Erkundigungen über die Höhe und andere Masze des Bema eingezogen zu haben; denn er citiert (S. 19 seiner Schrift) meine Angaben darüber ohne einen andern als einen indirecten Versuch ihre Richtigkeit zu verdächtigen. Zur vollen Steuer der Wahrheit wäre es aber wol zu verlangen gewesen, dasz er in einer drei Bogen starken Gegenschrift Raum gefunden hätte, wenigstens den meszbarsten Theil seiner Irthümer unumwunden einzugestehen. Aber er hütet sich wolweislich, geradezu das Bekenntnis abzulegen, dasz er die Beschaffenheit und Gröszenverhältnisse der Oertlichkeiten, über welche er der gelehrten Welt ein ganz neues Licht anzuzünden sich schmeichelte, so wenig kannte; denn gerade dieser Irthum ist der Kern seiner phantastischen Meinung.

Der zweite Punkt den ich berühren will ist der dasz mein geehrter Gegner fortfährt (S. 16. 20. 44), das bekannte Histörchen des Plutarch im Themistokles von der Umdrehung des Bema auf der Pnyx in Schutz zu nehmen. Er räumt ein dasz die Geschichte 'erfunden' sein könne, aber sie ist und bleibt ihm 'nicht unglaubhaft'. Nun dann hätte Hr. W. doch wenigstens nachweisen müssen, an welchem Orte in Athen die Pnyx 'in einer Niederung', 'zwischen umgebenden Felsabhängen' dennoch zugleich so gelegen sein konnte dasz ein Blick von dort auf das Meer möglich war. Aber er läszt dies klüglich unbestimmt, weil es in Athen, einer Stadt von mäszigem Umfange, auszer den von mir (S. 2—5) aufgezählten und nachgewiesenen Höhen keine disponibeln Felsabhänge gibt, zwischen denen er seine Pnyx mit den vielen disparaten Eigenschaften, die er ihr gegen alle Zeugnisse freigebig de suo beilegt, mit einigem Erfolg unterbringen könnte. Etwa auf dem schmalen Raum zwischen der Südseite der Akropolis und dem

Ilissos? Aber das rechte Ufer des Ilissos ist viel zu niedrig, das linke Ufer erhebt sich viel zu hoch, als dasz man von dem linken Ufer über das rechte hinweg das Meer sehen könnte. Oder in der gröszern Nordhälfte der Stadt? Aber von dort kann man wieder wegen der Akropolis, des Areopags und des Nymphenhügels das Meer nicht sehen. Einen dritten Platz weisz ich nicht. So lange also Hr. W. nicht wenigstens eine Stelle innerhalb des alten Athen nachweist, wo die Pnyx unter allen den von ihm vorausgesetzten Bedingungen gelegen haben kann, so lange kann er auch nicht die — in der Gestalt wie sie gegeben ist rein unmögliche — Erzählung des Plutarch in Schutz nehmen. Ich sehe daher immer noch keine andere Möglichkeit dieser Erzählung wenigstens einen Schimmer von Wahrheit zu retten, als durch die Erklärung die ich in meinem Theseion Vorr. S. XV versucht habe: 'dasz die dreiszig die Volksversammlungen im Theater, von wo man das Meer sehen konnte, einstellten und wieder auf die Pnyx verlegten'.

Für die andere Möglichkeit dasz Plutarch, wenn man diese Erklärung nicht gelten lassen will, 'um des politisch-sittlichen Effectes willen ein populäres Geschichtchen nachschwatze, ohne sich von seiner Möglichkeit Rechenschaft zu geben', habe ich mich auf ein Urtheil Courriers über Plutarch bezogen. Hr. W. nennt dies 'keinen guten Ausweg, eine verfehlte und absurde Phrase'. Ich bitte allerdings um Verzeihung dasz ich mich in den Zweifeln über die unbedingte Glaubwürdigkeit des Plutarch, da wo er mit andern sehr positiven Zeugnissen in geradem Widerspruch steht, auf keine bessere Autorität gestützt habe als die des geistreichen französischen Pamphletisten. Aber wird mein geehrter Gegner das Urtheil Niebuhrs gelten lassen, Vorträge über alte Geschichte II 359? Die Stelle ist zu lang, um sie ganz hierher zu setzen; ich will nur einige Aeuszerungen Niebuhrs wiedergeben. 'Der Stoff zu den Biographien des Plutarch' sagt er 'ist meist ganz elend. — Seine Anekdoten sind aus Anekdotensammlungen entnommen, die gar keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben und theils aus hörensagen entstanden sind, theils aus Schriftstellern von der grösten κακοήθεια; dazu kommt dasz Plutarch selbst ganz unkritisch ist. — — Das ansprechende war Plutarchs eigentlicher Zweck. — Unbegreiflich was für alberne Geschichten er mit der grösten Ruhe erzählt! — — Der erste der mich vor zwanzig Jahren darauf aufmerksam machte, dasz Plutarch so aufgefaszt werden müsse, was mich damals sehr frappierte, war Wilhelm von Humboldt' usw. So urtheilte und lehrte Niebuhr, fast etwas zu hart und wegwerfend, über Plutarch an derselben bonner Universität, wo Hr. W. jetzt für die unbedingte Glaubwürdigkeit des liebenswürdigen, auch von mir wegen des manigfaltigen Interesses seines Stoffes und des Reizes seiner Darstellung sehr geliebten Schriftstellers mit so groszer Entrüstung gegen mich in die Schranken tritt. Es wird ihn vielleicht überraschen zu sehen, dasz W. von Humboldt und Niebuhr über die kritische Zuverlässigkeit Plutarchs, wenigstens in Fällen wo er etwas ungereimtes und an sich unmögliches erzählt, nicht besser gedacht

haben als Paul Louis Courrier, und ihn in seinem Glauben an das Anekdötchen von der Umkehrung des Bema etwas irre machen.

Schlieszlich gebe ich nur nochmals die Versicherung dasz es mit der Pnyx und dem Pelasgikon beim alten bleibt. *Opinionum commenta delet dies;* Hr. W. wird sich jetzt, wenn er bei kälter gewordenem Blute die Sache nochmals überdenkt, wol schon selbst überzeugt haben dasz er sich übereilt hatte und dasz er nicht berufen war mit so geringer Kenntnis der Oertlichkeiten, wie seine beiden Schriften verrathen, die Topographie von Athen durch 'überraschende Entdeckungen' zu reformieren.

Halle. *Ludwig Rosz.*

15.

Vier Programme über Livius.

1) *Ioannis Nicolai Madvigii, philol. prof. ordinarii, disputatio de Livii libri XLIII initio e codice Vindobonensi emendando.* (Akademische Einladungsschrift zur Gedächtnisfeier der Reformation in Dänemark am 10n November 1852.) Hauniae MDCCCLII, typis Schultzianis. 17 S. 4.

Bei der groszen Rührigkeit welche man in unserer Zeit an den Tag legt, um überall entweder neue handschriftliche Hilfsmittel für die bessere Constituierung der alten Texte zu gewinnen, oder bereits früher benützte Manuscripte abermals zu untersuchen und daraus noch ungehobene Schätze an das Tageslicht zu ziehen, nimmt es in der That Wunder dasz zuweilen gerade solche Hss. welche unbestritten die gröste Bedeutung haben uns nur nach unzuverlässigen und offenbar lückenhaften Collationen bekannt sind, und somit die betreffenden Partien des Schrifttextes einer gründlichen Bearbeitung und Besserung bis jetzt haben entbehren müssen. In diesem Falle befinden wir uns merkwürdigerweise bezüglich der fünf letzten von den noch jetzt vorhandenen Büchern des livianischen Geschichtswerkes. Dieselben sind bekanntlich erst im J. 1531 in der ersten frobenischen Ausgabe des Livius durch Simon Grynaeus veröffentlicht worden, der so glücklich gewesen war in der Praemonstratenser-Abtei Lorsch am Odenwalde die einzige bis jetzt bekannte Hs. dieser fünf Bücher zu entdecken. Grynaeus hat unleugbar mit groszem Scharfsinn und anerkennenswerther Gelehrsamkeit den in der Hs. durch unzählige Fehler und bald gröszere bald kleinere Lücken entstellten Text ziemlich lesbar hergestellt, allein über das was er vorgefunden und was er hinzugesetzt keine Aufschlüsse gegeben, so dasz man bis auf den heutigen Tag an

vielen Stellen völlig in Unsicherheit darüber gelassen ist was der Hs. angehört oder was auf Rechnung des Ueberarbeiters gesetzt werden musz. Glücklicherweise ist diese werthvolle Hs., die zugleich unter allen noch übrigen livianischen die älteste ist, nicht verloren gegangen, sondern, nachdem man über ein Jahrhundert von ihrem vorhandensein keine sichere Kunde mehr hatte, im J. 1665 unter den Schätzen der kaiserlichen Bibliothek zu Wien wieder aufgetaucht. Arnold Drakenborch, der für die Bereicherung seines Apparates keine Mühe scheute, suchte zwar durch die Mitwirkung einfluszreicher Freunde sich eine Collation zu verschaffen; allein seine Bemühungen blieben leider ohne Erfolg. Erst vor etwa dreiszig Jahren hat man durch eine von Kopitar im Auftrag der Weidmannschen Buchhandlung angefertigte Vergleichung, von welcher zuerst Kreyszig und später Bekker Gebrauch machten, eine nähere, wenn auch keineswegs genügende Kenntnis von dem Inhalt des Codex erhalten. Denn selbst nachdem Kreyszig in seinen 'Annotationes ad T. Livii libros XLI—XLV ex codice olim Laurishemensi nunc Vindobonensi a Sim. Grynaeo editos' (Misenae 1849) sowol über den Inhalt jener Collation als auch über sein verfahren bei deren Benützung genauere Aufschlüsse gegeben hat, befestigt sich immer mehr die Ueberzeugung dasz nur durch eine gewissenhafte neue Vergleichung der Hs. der kritischen Bearbeitung dieser Bücher Vorschub geleistet werden kann. Eine solche findet sich ohne Zweifel unter dem Nachlasz Alschefskis; wenigstens läszt sich dies aus zerstreuten Angaben in seiner gröszern, kritischen Ausgabe des Livius (z. B. im 2n Bd. praef. p. XVI, dann p. 67 b, 75 b, 168 b, 313 b, 591 b) schlieszen; und es wäre daher eine vollständige Veröffentlichung sämtlicher von dem gegenwärtigen Texte abweichenden Lesarten der Hs. um so mehr zu wünschen, als die Fortsetzung und Vollendung der Alschefskischen Ausgabe in der Art und Weise, wie die drei erschienenen Bände angelegt sind, wol kaum zu erwarten steht.

Hr. Madvig, welcher gelegentlich seiner grammatischen und historischen Untersuchungen bereits mehrfach auf die sehr zweifelhafte Zuverlässigkeit des Textes in den fünf letzten Büchern des Livius aufmerksam gemacht hat, gibt in vorliegendem Programm einige Proben, welche Ausbeute selbst auf einem verhältnismäszig geringen Raume die eigne Einsicht und Untersuchung der Hs. dem Kritiker darbietet. Auf einer Erholungsreise durch Deutschland begriffen hatte derselbe während eines viertägigen Aufenthalts in Wien es sich nicht versagen können eine und die andere Stunde der kaiserlichen Bibliothek zu widmen. Der Anblick des livianischen codex unicus legte den Wunsch nahe von einer so wichtigen Urkunde nicht ganz mit leeren Händen zu scheiden, und so unternahm denn Hr. M. die Vergleichung einiger auf gerathewol sich ihm darbietenden Capitel (XLI 10 und 11, XLII 66, XLIII 1), da für einen gröszern Abschnitt die Zeit nicht zureichte. — Im allgemeinen ergab sich nun, wie dies kaum anders zu erwarten war, dasz Grynaeus allerdings eine sehr grosze

Zahl der vorgefundenen Schreibfehler mit Geschick beseitigt, dennoch aber hie und da eine richtige Lesart oder eine solche die auf eine richtige führen konnte übersehen hatte; besonders auffallend aber stellte sich das Resultat bezüglich des Anfangs des 43n Buches, wo der erste Herausgeber mit den Schwierigkeiten, welche die Hs. bot, so wenig fertig zu werden wuste dasz er sich die maszloseste Interpolation erlaubte. In der Frob. 1 lautet nemlich der Anfang des genannten Buches folgendermaszen: *Eadem aestate, qua in Thessalia equestri pugna vicere Romani, legatus in Illyricum a cos. missus opulenta duo oppida vi atque armis coegit in deditionem, omniaque iis sua concessit, ut opinione clementiae eos qui Carnuntem munitam urbem incolebant alliceret. Postquam nec ut dederent se compellere, neque capere obsidendo poterat, ne duabus oppugnationibus nequicquam fatigatus miles esset, quam prius intactam urbem reliquerat, diripuit.* Sigonius hat später aus leicht ersichtlichen Gründen die Aenderung *quas prius intactas urbes reliquerat* vorgenommen, und in dieser Fassung ist nun die Stelle auch von Kreyszig und Bekker beibehalten worden, obwol beide davon Kenntnis hatten wie wenig Aehnlichkeit dieser Text mit dem hat was die Hs. gibt. Nur W. Weiszenborn hat bereits im Jahre 1833 in seiner Lectionum Livianarum particula I p. 27 die groszen Schäden dieser Stelle aufgedeckt und darnach in der Teubnerschen Ausgabe (1851) den Text, soweit dies möglich war, von den Entstellungen des Grynaeus befreit. Die Hindernisse welche einer vollständigen Erledigung der Stelle im Wege standen, werden sich bei Betrachtung der ursprünglichen Lesart der Hs. von selbst ergeben. Diese lautet aber nach Hrn. M.s Angabe wie folgt: *Eadem aestate in Thessalia legatus in Illyricum a cons. omissus opulenta duo oppida oppugnaiuiceremiam ui atque armis coegit in deditionem*, das übrige dann wie in der Frob. 1 (*quam prius intactam urbem*), nur dasz der Abschreiber irrig *in opinione* für *ut opinione*, *eosque* für *eos qui*, *Carnuntemcarmunitam* für *Carnuntem munitam*, *conplere* für *compellere* schrieb. Es fällt vor allem in die Augen dasz sich nach *aestate* in der Hs. *qua* nicht vorfindet; davon hat, wie es scheint, Kapitar in seiner Collation nichts bemerkt; denn weder Kreyszig noch Bekker wissen hievon etwas, obwol ersterer gerade wegen dieser Stelle (s. a. a. O. p. 65) wiederholt Kopitar über die Lesart der Hs. befragt hat. Minder von Belang, wenn auch immerhin merkwürdig ist der Umstand dasz Kopitar bei derselben Gelegenheit nachträglich die Berichtigung gibt, nicht *ui adque armis*, wie er in der Collation geschrieben, sondern *uia adque armis* finde sich in der Hs., während doch jetzt Hr. M. die erste Angabe bestätigt. Wie dem indessen auch sei, so viel erhellt zur Genüge aus dem gesagten, dasz der Kritiker, so lange uns eine diplomatisch genaue Abschrift des Codex abgeht, in diesen Büchern mehr blosz experimentieren als gründlich heilen kann. — Die Mittel durch welche Hr. M. unsere Stelle in Ordnung zu bringen versucht hat, sind, wie es sich von einem so geistvollen Kritiker nicht anders erwarten läszt, überraschend und,

so weit in solchen Dingen eine Ueberzeugung möglich ist, schlagend. Da die Worte *in Thessalia*, wenn *qua* in der Hs. fehlt, unmöglich richtig sein können, so ist die Conjectur *M. Messalla* so naheliegend, und in Betracht dasz der Name des Legaten kaum entbehrt werden kann, so zweckmäszig dasz man über das Bedenken, welches der Mangel aller sonstigen Nachrichten über einen Legaten des Consuls P. Crassus, Namens M. Messalla, einflöszen könnte, sich ohne weiteres hinwegsetzen kann. Dasz in der Lesart des Codex *oppugnaiuiceremiam* zuvörderst *oppugnavit* mit Sicherheit zu vermuten sei, hat bereits Weiszenborn dargethan; gröszere Schwierigkeit boten die folgenden Buchstaben, in welchen letzterer eine Verderbnis von *eorum unum* zu erkennen glaubte. Hr. M., im wesentlichen von denselben Voraussetzungen geleitet, wählte einen einfachern und kürzern Weg der Verbesserung, indem er ohne weiteres *Ceremiam* als den Namen der einen der beiden Städte, von welchen hier die Rede ist, betrachtet, ohne sich durch den Umstand beirren zu lassen, dasz diese Stadt sonst nirgends genannt wird. Läszt sich nun auch freilich nicht mit apodiktischer Gewisheit behaupten, dasz dieser Ort wirklich gerade *Ceremia* und nicht etwa *Ceraunia* oder *Ceramia* geheiszen, so darf es doch nicht befremden, wenn von einer Gegend, über welche uns aus dem Alterthum nur höchst dürftige Nachrichten zugekommen sind, ein sonst ganz unbekannter Ortsname hier angeführt wird; ist ja auch die gleich nachher genannte illyrische Stadt *Carnus* lediglich aus dieser Stelle bekannt und gleichwol deswegen an ihrer damaligen Existenz keineswegs zu zweifeln. Es versteht sich von selbst dasz im folgenden die ursprüngliche Lesart *quam prius intactam urbem reliquerat* der von Sigonius aufgebrachten Veränderung nicht bedarf, wie denn bereits Weiszenborn zur richtigen Lesung zurückgekehrt ist. So lautet nun nach der Verbesserung Hrn. M.s der Anfang des Capitels folgendermaszen: *Eadem aestate M. Messalla legatus in Illyricum a consule missus opulenta duo oppida oppugnavit; Ceremiam vi atque armis coegit in deditionem* etc.; durch die Aenderung weniger Buchstaben ist die handschriftliche Lesart, welche Grynaeus nur durch die gewaltsamsten Versetzungen und willkürlichsten Zusätze heilen zu können meinte, zu richtiger Geltung gebracht und in ihre Stelle eingesetzt worden. — XLI 10, 7, wo die Hs. *quod cum militum cons. imperio dicto audientes futuros esse dicerent* gibt, billigt Hr. M. Drakenborchs Besserung *quod cum illi tum consulis imp.* etc., nur dasz er für *quod cum* (s. Madvigs lat. Spr. § 449) mit Gronov *cumque* gesetzt wünscht. Vielleicht ist jedoch mit Klaiber *futuros* in *facturos* zu verwandeln (vgl. Drkb. zu Liv. XXXII 8, 15) und *quod cum* beizubehalten. — In demselben Cap. § 12 fand Hr. M. in der Hs.: *haec a collegae obsequenter facta*, was Kopitar ebenfalls nicht angemerkt zu haben scheint; es ist daher gewis *a collega* (wenn nicht vielleicht *a collega collegae*) *obsequenter facta* zu lesen. — Bedenklicher möchte c. 11, 1 die Aenderung *oppugnarant* für das handschriftliche *oppugnant* sein. Das Plusquamperfect würde an seiner Stelle sein, wenn

etwa durch ein beigesetztes *nequiquam* die Annahme begründet erschiene, dasz Junius und Manlius die Bestürmung der Stadt wegen Erfolglosigkeit hatten aufgeben müssen; darauf leitet aber der Zusammenhang nicht hin. Ref. nimmt hier an dem Praesens historicum aus zwei Gründen weniger Anstosz: erstens weil das vorausgehende *paucis ante diebus*, für welches der terminus a quo (nemlich *ante Claudii adventum*) aus dem Zusammenhange suppliert werden musz, viel weniger eine stricte Zeitbestimmung ist als vielmehr eine Uebergangsformel, wie *interim* häufig, vertritt; sodann weil durch das Plusqpf. *receperat* im Zwischensatze das Hauptverbum *oppugnant* eine Relation erhält, welche die Beziehung auf *paucis ante diebus* zurücktreten läszt. — Ganz unzweifelhaft ist die Verbesserung XLII 66, 8 *intr a re angustias ausi*, da die Hs. *intr o re* hat. Gewöhnlich wird dafür *intr o i re* gelesen, welches jedoch weder Cicero noch Livius mit einem Objectsaccusativ verbinden. In demselben Cap. § 6—7 ist die Conjectur Heusingers *haesit* (Hs. *caesis*), welcher Hr. M. seine Zustimmung gibt, bereits von Bekker in den Text aufgenommen, welcher zugleich durch Streichung des von Heusinger noch beibehaltenen Pronomen *iis* vor *haesit* dieser Verbesserung den rechten Abschlusz gegeben hat. — Zuletzt bespricht Hr. M. noch die schwierige Stelle XLI 9, 11, durch deren Behandlung (s. bei Drkb. Bd. XV p. 428—432) Peter Lambek sich einst zwar keine kritischen Lorbeeren erworben (denn die Besserung *eorum* für *forum* hatte vor ihm schon Perizonius gemacht), aber doch wenigstens die erfreuliche Nachricht von dem noch vorhandensein der Hs. der litterarischen Welt mitgetheilt hat. Auf den Grund der ursprünglichen Lesart *ut dictator* | *cons. interrex censor pr. qui nunc es* | *set* vermutet Hr. M., dasz nicht, wie gewöhnlich geschieht, *nunc* in *tunc* zu verwandeln, sondern der Ausfall einer ganzen Zeile, nemlich *quive posthac futurus esset* anzunehmen sei. Diese Vermutung leuchtet um so mehr ein, weil dieser Senatsbeschlusz den gerügten Unfug nicht blosz für das laufende Jahr sondern für alle kommenden Zeiten abzustellen bezweckte und daher auch solcher Magistrate Erwähnung thut, welche im Augenblicke gar nicht vorhanden waren. Der Ausfall des Satzes war aber durch das am Ende der Zeile sich wiederholende *esset* sehr nahe gelegt. Ebenso treffend ist die Anordnung des Textes, welche Hr. M. für den Schlusz des Capitels vorschlägt. In der Hs. lauten die Worte: *haec in posterum causa* | *iussique edicto C. Claudi cons. Clau* | *dio decreta est*, und von der letzten Zeile ist der noch übrige Raum, der etwa 13 oder 14 Buchstaben fassen könnte, leer gelassen, während sonst überall die Schrift ununterbrochen fortläuft. Daraus hat Grynaeus die Lesart, welche noch jetzt in den Ausgaben sich findet, zurecht gemacht: *haec in posterum causa iurisque dictio C. Claudio consuli decreta est.* Allein es läszt sich nicht leugnen dasz weder die Ausdrücke *causa* und *iurisdictio* im vorliegenden Falle am Platze sind, noch überhaupt abgesehen werden kann wie für die zukünftigen Vorkommnisse gerade der Consul dieses Jahres und nicht vielmehr die jeweiligen Magistrate

mit der Untersuchung und Entscheidung sollten betraut worden sein. Es ist daher kein Zweifel dasz zunächst gelesen werden musz, wie Hr. M. bessert, *haec in posterum cauta.* Denn das Senatusconsultum entsprach ja erst vollständig dem zweiten Theile der Bitte der Latinen, der die Sicherung ihrer Rechte für die Zukunft betraf (c. 8, 12): *ut lege caverent, ne quis quem civitatis mutandae causa suum faceret neve alienaret.* Mit den übrig bleibenden Worten ist nun freilich nichts anzufangen; und da der leergelassene Raum der Zeile die Vermutung an die Hand gibt dasz der Abschreiber hier entweder schon eine Lücke gefunden oder das geschriebene nicht mehr hat lesen können, so hält es Hr. M. für das gerathenste die Stelle wie sie ist zu belassen und nur durch ein Zeichen anzudeuten, dasz hier ein Verderbnis oder eine Lücke sei, also: *iussique edicto C. Claudii consulis * * * Claudio decreta est.*

Nachdem durch diese vortrefflichen Emendationen die Schwierigkeiten dieser Stelle zum grösten Theile gehoben sind, kann es sich Ref. nicht versagen noch einen Zweifel zur Sprache zu bringen, der sich ihm und, wie er glaubt, jedem der die Stelle unbefangen überliest unwillkürlich aufdrängt. Warum verlangt das Senatusconsultum die Eidesleistung von dem freizulassenden und nicht von demjenigen der die Handlung der Freilassung vornimmt? Wie ist es überhaupt denkbar dasz jemandem ein Eid auferlegt wird, um zu erhärten dasz ein anderer bei einer bestimmten Handlung etwas beabsichtige oder nicht beabsichtige? Hier wäre höchstens die Formel des sogenannten Credulitätseides anwendbar, der aber, soviel Ref. weisz, erst eine neuere Erfindung ist. Crevier hat zwar die Sache durch die Bemerkung zu erledigen gesucht, in diesem Falle sei eben der freizulassende die am meisten betheiligte Person, der ganze Act beziehe sich blosz auf dessen Vortheil, und deshalb müsse auch er vorzugsweise beschwören dasz die Manumission kein Scheingeschäft zur Erlangung der römischen Civität sei. Allein wenn der Senat ernstlich die Abschaffung dieses Misbrauchs der Manumission beabsichtigte, so gewährte ihm der Eid des freizulassenden, wenn anders dieser ihn wirklich leisten konnte, keinerlei Garantie. Zwischen dem latinischen Vater der sich seines Sohnes durch Mancipation entäuszerte, und dem römischen Bürger in dessen Dominium dieser Sohn übergieng, muste rücksichtlich dieses Scheingeschäfts und der daran sich knüpfenden Manumission vollkommenes Einverständnis stattfinden, der Sohn dagegen brauchte von der Bedeutung und Absicht dieses verfahrens gar keine Kenntnis zu haben. So konnte also der Sohn möglicherweise mit gutem Gewissen beschwören was die Vorschrift verlangte, weil er es nicht besser wuste, und das Gesetz war umgangen, während der römische Bürger, welcher die Freilassung vornahm, in einem solchen Falle nur durch einen Meineid die Absicht des Senatsbeschlusses vereiteln konnte. — Sieht man nun ferner die Worte selbst unbefangen an, so läszt der erste Theil des Consults darüber kaum einen Zweifel aufkommen, dasz es den Eid von dem freilassenden verlangte; denn

die Worte *ut ius iurandum daret qui eum manu mitteret* gehören eng zusammen, und *qui eum manu mitteret* ist Subject zu *daret* und nicht, wie man gemeiniglich annimmt, zu *civitatis mutandae causa manu non mittere.* Zu letzterer Annahme hat man sich erst dadurch bestimmen lassen, weil folgt: *qui id non iuraret, eum manu mittendum non censuerunt.* Und allerdings, sind diese Worte so wie sie stehen richtig, so bleibt nichts übrig als sich ihre Rückwirkung auf Construction und Erklärung des vorhergehenden selbst mit widerstreben gefallen zu lassen. Nun steht aber in der Hs. nach Hrn. M.s und Kreyszigs Angaben: *manu non mitteren˜ quid non iurare;* Ref. hält *mitteren˜* nicht für einen gewöhnlichen Schreibfehler, wie etwa gleich darauf *iurare* statt *iuraret;* auch Kreyszigs Vermutung, der Abschreiber habe noch einmal *non mittere* schreiben wollen, seinen Irthum aber bemerkt und den bereits geschriebenen Buchstaben *n* durch den beigefügten Zug als überflüssig bezeichnen wollen, hat wenig für sich, da dies sonst in der Hs. durch einen einfachen Punkt über dem zu tilgenden Buchstaben angedeutet wird. Sollte nicht vielleicht ursprünglich *in quo id non iuraret* gestanden haben? — So würden wir mit einemmal die Eidesleistung derjenigen Person aufgetragen sehen, welche bei der ganzen gesetzwidrigen Handlung gewis am schwersten graviert ist, weil sie gewissenlos zu einem Betruge die Hand bietet, welcher ohne ihre Hilfeleistung nicht ausführbar wäre.

Es ist noch übrig, einer Verbesserung Erwähnung zu thun welche Hr. M. unabhängig von den durch seine neue Vergleichung gewonnenen Resultaten gleichsam als Vorläuferin und zum Beweise, wie viel selbst nur mit den bisher vorhandenen Notizen über die Hs. hie und da noch geleistet werden könne, an die Spitze seiner Dissertation gestellt hat. XLIV 36, 10 las man früher: *vereri* (*se Nasica dicebat*), *ne nocte* (*hostis*) *abeat, sequendus maximo labore ac periculo in intima Macedoniae, exercitusque sicut prioribus ducibus per calles saltusque Macedonicorum montium vagando circumagatur.* Kreyszig hat mit vollem Grund, da nach *Macedoniae* die Hs. *sit* enthält, vor *nocte* die Conj. *si* eingesetzt; allein wenn derselbe für *exercitusque*, was eine Erfindung des Grynaeus ist, *caesusque* im Texte substituiert, so ist das allerdings etwas seltsam, so dasz Hr. M. sogar zu der Annahme geneigt ist, Kreyszig habe in Kopitars Collation *caesusque* als Lesart des Cod. gefunden und an einer gründlichen Heilung der Stelle verzweifelnd das sinnlose Wort geradezu in den Text gesetzt. Dasz dem nicht also war, erhellt aus der Bekkerschen Ausgabe, in welcher bereits aus derselben Collation unter dem Texte die handschriftliche Lesart *aesosque* abgedruckt ist. Aus dieser Corruptel aber hat Hr. M. scharfsinnig *aestasque* hergestellt, eine der schönsten Emendationen welche im Bereich dieser fünf Bücher noch gemacht worden sind, und man musz sich nur wundern, dasz drei Jahrhunderte und darüber vergehen konnten, ohne dasz jemand dem richtigen, was uns jetzt so nahe zu liegen scheint, auf die Spur kam. — Möge die Zusage, welche Hr. M. am Schlusz des Programms ertheilt, für eine vollständige

und gewissenhafte Vergleichung der wiener Hs. Sorge tragen zu wollen, sich recht bald verwirklichen, da wir zuversichtlich daran die Hoffnung knüpfen dürfen, durch seine kunstgeübte Hand noch gar manche Gebrechen geheilt zu sehen, durch welche unser vortrefflicher Geschichtschreiber noch verunstaltet ist.

2) *Observationes ad nonnullos T. Livii locos*, *vom Conrector* ***Wiedemann.*** (Jahresbericht über das Gymnasium zu Blankenburg von Ostern 1852 bis dahin 1853.) Blankenburg 1853. 13 S. 4.

Hr. W. hat in vorstehendem Programme eine Reihe von Stellen der 3n und 4n Decade behandelt, welche allerdings der gröszern Zahl nach wegen der daran sich knüpfenden kritischen oder exegetischen Schwierigkeiten zu einer erneuten Besprechung sehr wol geeignet sind. Je mehr von dieser Seite die gute Absicht des Vf. alle Anerkennung verdient, um so mehr bedauert Ref., indem er nach dem Wunsche der geehrten Redaction die Beurtheilung dieses Programmes unternimmt, mit der Art und Weise, wie in demselben die Verwirklichung jener Absicht versucht ist, sich nicht einverstanden erklären zu können. Wenn man bei kritischen Fragen nicht auf die trostloseste Weise umhertasten will, so musz man über die Verfassung des zu behandelnden Textes, über das was daran sicher beglaubigt und was es nicht ist, so wie über die Bedeutung und den Umfang der kritischen Hilfsmittel vollständig mit sich im klaren sein; und erst alsdann ist es gerathen sich die Besserung und Berichtigung eines Schrifttextes zur Aufgabe zu machen. Dasz Hr. W. es mit dieser Forderung nicht streng genug genommen hat, beweisen sogleich die ersten Zeilen seiner Observationes. Zur Stelle XXV 31, 7 (nach Drkb.): *omnium sibi laborum — nequaquam tantum fructum esse*, *quam capere Syracusas potuisse* bemerkt Hr. W.: 'sic recte I. A. Ernestius, Kreyssigius ac Drakenborchius a d f i d e m l i b r o r u m M s s. atque aptissime ad loci sententiam'. Es dürfte sehr schwer sein nachzuweisen, in welcher Hs. *potuisse* steht, da alle namhaft aufgeführten *potuisset* darbieten; allein hievon abgesehen ist es eine bekannte Sache dasz in der 3n Decade die Lesarten aller übrigen Hss. dem Puteaneus gegenüber geradezu gleichgiltig sind. Wer also die genannte allerdings schwierige Stelle zu behandeln gedenkt, für den ist es vor der Hand sehr überflüssig zu wissen, was dieser oder jener Codex hat, was Ernesti, Kreyszig u. a. aufgenommen haben; er musz vor allem fragen: wie lautet die Stelle im Put.? Die Antwort ist für den einigermaszen mit der Sache vertrauten nicht zweifelhaft: *q u o d capere S. potuisset.* Dies war nun die Grundlage für die weitere Nachforschung; statt dessen bemerkt Hr. W.: 'mirum in modum Weissenbornius nuper recidit ad alteram scripturam: *quod c. se* (wol Druckfehler statt *Syracusas*) *potuisset*, quae non dubium est quin grammatici scrupulo suborta sit' etc. und versperrt sich natürlich so selbst jeden Ausweg der zu einem

sichern Resultate führen konnte. Ueberdies hat Hr. W. überhaupt bei der Untersuchung der Stelle dem Apparate nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet, indem er z. B. die Lesart *quam quod capere S. potuisset*, welche, wie ein Blick in Drkb.s Ausgabe lehrt, nur Lovel. 5 enthält, ohne weiteres dem Flor. Lovel. 1. 2. 4 etc. zuschreibt. —.So sagt Hr. W. zu XXVII 42, 8 (*circa quingentos Romanorum sociorumque victores ceciderunt*): 'locus hic multifariam depravatus non modo numerum turbatum exhibet'. Nachdem aber Gronov schon ausdrücklich bemerkt hat dasz der Put. das Zahlzeichen *D* (wahrscheinlich ð, s. Alschefski Bd. III p. XIII) enthält, kann man füglich diese Frage für abgethan erachten und sich zu den übrigen angekündigten Schwierigkeiten wenden. Allein wenn man von dem seltneren Gebrauch von *circa*, der doch wol durch XLV 34, 6 gesichert ist, absieht, werden sich dieselben sehr vereinfachen. *Victores ceciderunt* hat an sich gar nichts anstösziges (vgl. XXI 29, 3) und ist auch nach *Romanorum sociorumque* gar nicht müszig, denn diese Genetive sollen nur andeuten dasz bei der Zahl 500 Römer und Bundesgenossen ineinander gerechnet sind. Wenn dagegen Hr. W. ein Bedenken zu beseitigen meint, indem er sagt; 'non est cur quis Mureto auctore *victores* in participium *victi* mutari velit', so ist nur zu bemerken dasz Muret daran nicht im entferntesten gedacht hat, sondern (wenn er anders Var. lect. XVI 8 unsere Stelle im Sinne hatte) vielmehr voraussetzte, in den Hss. stehe *victi*, und darauf die Conjectur *sexcenti* gründen wollte. — Zu XXVIII 2, 1 (*confragosa loca et obsita virgultis tenebant colles*) bringt Hr. W. die ganz passende Conjectur *tegebant* in Vorschlag; allein weil er gar keine Notiz davon nimmt dasz der Put. *obsiti* hat, gehen für ihn alle Vortheile dieser Verbesserung verloren, und wir erhalten die seltsame Erläuterung: 'hi colles tegebant loca confragosa et virgultis obsita, sic ut hac locorum opportunitate usus Silanus in valle militem considere iuberet', während zu sagen war: 'hauddum quisquam hostium senserat, nam confragosa loca et obsiti virgultis tegebant (Silanum) colles', vgl. XXII 4, 3 *tumulis apte tegentibus*. — Einen besonders auffälligen Beweis aber, wie wenig Gewicht Hr. W. auf die urkundliche Beglaubigung des Textes legt, liefert seine Behandlung der Stelle XXXIII 41, 3. Es ist bekannt dasz dieses Buch in einer einzigen Hs., welche die bamberger Bibliothek als ein kostbares Kleinod bewahrt, vollständig erhalten ist, indem jener Codex aus welchem die Mainzer im Jahre 1518 die zweite Hälfte desselben von c. 17, 6 an zum erstenmal veröffentlichten, längst verloren gegangen ist. Man staunt also nicht wenig, wenn Hr. W. zur Bekämpfung der von den neusten Herausgebern aus guten Gründen aufgenommenen Lesart der bamberger Hs.: *Antiochus suam fore Aegyptum, si tum occupasset, censebat*, sich also vernehmen läszt: 'immo si scripsit Livius, quod est in Mss., *si tum occasio esset*' etc.; was sollen das für Manuscripte sein? — Die mainzer Ausgabe hat zwar *si tum occasio esset;* ob aber auch in der mainzer Hs. Nicolaus Carbach wirklich diese Worte gerade so vorfand,

möchte sehr schwer zu beweisen und um so mehr zu bezweifeln sein, als derselbe versichert wie schwierig ihm die Entzifferung der alten Schriftzüge geworden sei. Jedenfalls aber haben wir uns Glück zu wünschen dasz durch die bamberger Hs. diese Stelle ihre vollständige Erledigung erhalten hat; denn dasz hier *occupare* natürlich nicht 'besetzen' oder 'in Besitz nehmen', sondern 'zuvorkommen' (s. Fabri zu XXI 39, 10) bedeutet, bedarf wol kaum der Erinnerung.

Unter diesen Umständen ist es daher auch nicht zu verwundern dasz der Vf. bei der Erklärung der von ihm in Schutz genommenen Lesarten hin und wieder auf Abwege geräth, vor welchen ihn eine klarere Einsicht in das Sachverhältnis bewahrt haben würde. So kann wol kein Zweifel darüber obwalten dasz XXX 44, 7 die Conjectur Drkb.s: *necesse est in vos odio vestro consultum credatis*, welche Kreyszig in der bamberger und Alschefski in einer pariser Hs. als wirkliche Lesart gefunden haben, vollkommen zu Recht besteht. Ohne hierauf Rücksicht zu nehmen erklärt sich Hr. W. für die alte Lesart *nec esse in vos* etc. mit dem Beisatze: 'ego vero haec sic potius explicaverim: nec velitis credere, esse provisum vestro in vos odio a Romanis. Romani tantum vestro in se odio consuluerunt. Vobis licet vos odisse; itaque rem vestram parum amare, lacrimare, quod tributa pendere iubemini et penditis' — eine Interpretation deren Eigenthümlichkeit vielleicht nur durch die Ausführung überboten wird, mit welcher Hr. W. die Besserung Drkb.s *necesse est* als mit dem Gedanken der Stelle unverträglich zurückweist; er sagt nemlich: 'nam si crederent Carthaginienses, quod vult Drakenborchius, sane aptum esset; sed quod *necesse est credatis* idem dicit, quod non potestis non credere. Atqui non credunt Carthaginienses, sed ipso quidem Drakenborchio volente debent credere; quocirca aut coniunctivo aut imperativo opus fuit.' — Zu XXV 38, 1 *ne tamen subita res et nocturnus terror etiam non suae fortunae consilium perturbaret* etc. wird die erklärende Uebersetzung gegeben: 'damit jedoch ein plötzlich eintretendes Ereignis und ein nächtlicher Schreck nicht auch auf die besonnene Benützung der Umstände des Zufalls störend einwirken möchten, den er leicht in seiner Gewalt hätte, so hielt er eine Ansprache und Ermutigung der Soldaten für nöthig' usw. Ref. hat sich alle Mühe gegeben, den Sinn dieser Erklärung erst für sich allein und dann mit den Texteswörten zusammengehalten sich verständlich zu machen; allein es hat ihm nicht gelingen wollen. So viel scheint klar, dasz bei den Worten 'den er leicht in seiner Gewalt hätte' durch ein Versehen die Negation 'nicht' ausgelassen ist; aber dadurch ist man über die räthselhafte Construction und Auffassung der Worte *etiam non suae fortunae consilium* um nichts gefördert. *Subita res* und *nocturnus terror* gehen aber offenbar auf das vorhaben des Marcius selbst; sagt er seinen Soldaten davon vorher nichts, so kann es leicht kommen dasz im entscheidenden Augenblick das unerwartete eines noch dazu in der Nacht zu bewerkstelligenden Aufbruchs sie confus macht und die Durchführung seines Plans stört; dieser Plan aber hat

im Texte das Attribut *etiam non suae fortunae*, weil Marcius blosz durch die Wahl des Heeres ohne die üblichen Auspicien zum Feldherrn erhoben recht wol weisz, dasz ihm die volle Berechtigung zu einem so gewagten Unternehmen abgeht, und weil er bereits erfahren hat (c. 37, 9), wie deprimierend schon das erstemal, wo er die Functionen des Anführers geübt, die Erinnerung an die Scipionen auf die Soldaten eingewirkt hat. Eine vorausgehende Erklärung, welche das Unternehmen gleichsam der unsichtbaren Leitung der Scipionen (c. 38, 8) unterstellt, gab dem Plane des Marcius diejenige Weihe, ohne welche sein *consilium maius quam pro fortuna, in qua erat natus* (c. 37, 2) erscheinen konnte.

Ref. übergeht anderes von geringerem Belang, wie z. B. die Behandlung von XXV 38, 3, wo sich der Vf. bei den Worten *cogor vestram omnium vicem unus consulere* unbegreiflicherweise (s. Madvig lat. Spr. § 237 c Anm. 3) anstrengt eine neue Construction von *consulere* 'sorgen' zu Wege zu bringen, nemlich *consulere rem*, was eine ähnliche, aber doch nicht ganz gleiche Bedeutung wie *consulere de re* haben soll; oder die Vermutung zu XXXVI 12, 6 *quos placida oratione territos cum permulsisset*, wo die Stellung von *territos* als Veranlassung genommen wird, das Wort als ein Glossem zu tilgen (vgl. dagegen die vortrefflichen Bemerkungen Nägelbachs in der Stilistik § 166); nur über die schwierige Stelle XXIX 26, 5 erlaubt sich Ref. zum Schlusz noch einige Worte. Weiszenborn hat in Uebereinstimmung mit den Hss. (wahrscheinlich auch Put.) im Teubnerschen Texte die Stelle in folgender Weise gegeben: *et Scipio dux partim factis fortibus partim suapte fortuna quadam ingenti ad incrementa gloriae celebratus converterat animos*, und in der Praef. auf seine Lect. Liv. II 3 verwiesen, wo die Lesart *ingentis* als weder durch die Hss. noch durch den Zusammenhang begründet zurückgewiesen wird. Um so auffallender ist es dasz Hr. W. seine Bemerkungen zu dieser Stelle mit den Worten beginnt: 'mirum est, Weissenbornium rediisse in memoriam Drakenborchianae emendationis *ingenti*' — unbegreiflich, da *ingenti* überhaupt keine Conjectur, am allerwenigsten aber eine Drkb.s ist, der gerade *ingentis* im Texte und in den Noten beibehält. Obwol nun schon die älteren Ausgaben zwischen beiden Lesarten schwanken (*ingenti* hat Tarvis. 1485, Bechar., Frob. 2; *ingentis* Asc. 1510 und 1513, Mog., Ald.), so scheint es jedenfalls bedenklich von dem diplomatisch so ziemlich sicher gestellten *ingenti* abzugehen, vorausgesetzt dasz es eine zureichende Erklärung zuläszt. Hier läszt sich nun zunächst anführen dasz *quadam* mit *ingenti* im Sinne von 'wahrhaft, förmlich' (s. Nägelsbach Stil. § 82, 3) verbunden und sodann der Zusatz *ad incrementa gloriae* (s. Hand Turs. I p. 106) als nähere Bestimmung, worauf dieses 'wahrhaft ungeheure Glück' sich bezog, gefaszt werden kann. Denn die Verbindung *fortuna ingens ad incrementa gloriae* kann an sich ebenso wenig anstöszig sein wie bei Cic. Rull. II 2, 5 *beneficium ad animi mei fructum duco esse permagnum*. So wäre denn der Sinn folgender: Scipio war ein gefeier-

ter Mann theils wegen seiner tapferen Thaten, theils in Folge eines ihm eigenthümlichen Glückes, welches in Bezug auf das Wachsthum seines Ruhms wahrhaft alles sonst gewöhnliche überstieg. Trotz alle dem verhelt Ref. nicht dasz ihm der Ausdruck *ingens fortuna* an sich misfällt; wer mit den Eigenthümlichkeiten der ältesten Quelle, welche uns für die Textesconstitution der 3n Decade vorliegt, einigermaszen vertraut ist, wird den Vorschlag *indulgenti* (vgl. XXIII 2, 1 *indulgentia fortunae*) für *ingenti* zu lesen nicht zu kühn finden. Abgesehn von den tapferen Thaten des Scipio begleitete ihn ein Glück, welches sich ihm zur Mehrung seines Ruhms besonders günstig erwies.

3) *Observationes Livianae Scripsit Joh. Freudenberg.* (Programm des königl. Gymnasiums zu Bonn zum 31. August 1854.) Bonn 1854. 14 S. 4.

Wenn auch nach der gründlichen Untersuchung Otto Jahns (in den Berichten über die Verh. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig, philol.-hist. Classe III S. 372—383) der Ausdruck *emendavi* oder *emendabam*, welcher sich gerade in einigen der besseren livianischen Hss. am Ende einzelner Bücher der ersten Decade mit den Namen *Nicomachus Flavianus*, *Nicomachus Dexter*, *Victorianus* als Subscription findet, keineswegs zu der Annahme berechtigt dasz diese Männer den Text des Livius einer förmlichen kritischen Bearbeitung unterworfen haben, so steht doch wol so viel fest dasz schon zu des Symmachus Zeit ein bestimmtes Exemplar der 1n Decade mit den genannten Subscriptionen eine ganz besondere Auctorität genossen hat, so dasz man bei Anfertigung von Abschriften vorzugsweise nach demselben gegriffen hat. Diese Auctorität gründete sich wol ohne Zweifel auf eine gewisse, wenigstens damals angenommene Correctheit des Textes, welche von einer Ueberarbeitung desselben nicht durch die genannten Männer sondern aus einer früheren Zeit sich herschrieb, wovon uns, wenn nicht alles trügt, Quinctilian IX 4, 74 eine maszgebende Probe überliefert hat. Jedenfalls ist der Text der 1n Decade so wie ihn die jetzt besten Hss. enthalten ein bereits appretierter; eine ausgleichende Hand hat vielfältig jene Spuren ursprünglicher Gestaltung, welche im Put. und Vind. uns oft so sprechend entgegentreten, abgeglättet und dadurch die Anhaltspunkte für eine sichere Nachforschung hinweggenommen.

Je schwieriger demnach für den Kritiker unserer Tage die Behandlung dieses Theils des livianischen Textes ist, desto erfreulicher ist es wenn sich wiederholt frische Kräfte dieser Aufgabe zuwenden. Hr. Fr. hat eine Anzahl interessanter Stellen der 1n Decade mit Geschick und glücklichem Takt behandelt, und wenn auch Ref. nicht durchweg der Ansicht des Vf. beipflichten kann, so gibt er doch der Methode, mit welcher derselbe theils durch die Mittel der Exegese theils auf dem Wege der Emendation die vorgefundenen Schwierigkeiten zu bemeistern oder die bisher geltende Auffassungsweise zu berichtigen sucht, bereit-

willigst seine Zustimmung. Zu Praef. § 6 *poëticis magis decora fabulis* bemerkt Hr. Fr. gewis mit Recht, dasz *decora* nicht in dem Sinne des Part. *decorata* sondern vielmehr in der gewöhnlichen Bedeutung (*convenientia* oder *apta*) zu fassen und somit *fabulis* und *monumentis* als Dativ zu nehmen sei, wie bereits Crevier die Stelle erklärt. Doch geht der Vf. zu weit, wenn er jenen erstern Gebrauch des Wortes *decorus* dem Livius überhaupt abspricht, da VII 10, 7 (*arma habilia magis quam decora*) unabweisbar das Gegentheil darthut. — I 9, 5 vertheidigt der Vf. die frühere Vulgate *a plerisque rogitantibus dimissi* gegen die einstimmige Lesart aller bessern Hss. *ac plerisque r. d.* Die älteren Ausgaben haben weder *a* noch *ac*, erst Aldus hat die Praeposition beigefügt. Da nun *ac* für sich betrachtet hier vollkommen an seiner Stelle ist und eine Veranlassung, wodurch die Praep. *a*, wenn sie ursprünglich hier stand, irthümlich in *ac* verwandelt worden wäre, kaum abzusehen ist, so hält Ref. eine Aenderung der handschriftlichen Lesart für bedenklich. Denn dasz *plerisque rogitantibus dimissi*, wie Hr. Fr. annimmt, nur den Sinn haben könne, die meisten Völker hätten miteinander und zu ein und derselben Zeit die Frage bei der Entlassung der gesandten gestellt, läszt sich doch wol nur bei einer zu engherzigen Auffassung der Abl. conseq. behaupten, welche hier offenbar mehr Ablativi modi als temporis sind. Da Livius im vorhergehenden ganz allgemein *nusquam*, nicht *a nulla gente* gesagt hat, so ist wol auch in dem zweiten den Vorgang näher beschreibenden Satze von ihm absichtlich keine Rücksicht auf die entlassenden selbst genommen, sondern blosz auf die Procedur der Entlassung. Die Stelle XXIV 6, 4 beweist nur dasz Livius *a plerisque rogitantibus dimissi* sagen konnte, keineswegs dasz er so sagen muste. — Bei I 22, 5, wo sich in den meisten Hss. nach *benigne* noch die Worte *comi fronte* finden, bekämpft Hr. Fr. die von dem Ref. früher aufgestellte Vermutung, dasz vielleicht *blande ac benigna cum fronte communiter regis convivium celebrant* zu lesen sei. Was zunächst die Zweifel an der Verbindung *benigna cum fronte* anlangt, so erledigen sich dieselben abgesehen von der bereits aus Gellius N. A. XV 9 angeführten Stelle des Caecilius (*fronte hilaro*) gewis durch Seneca de benef. II 13 med.: *iucunda sunt quae humana fronte certe leni placidaque tribuuntur*, sowie denn überhaupt der Gebrauch des Wortes *frons* in solchem Zusammenhange (s. Cic. ad Att. XIV 13 B a. A.; ad Quintum fr. I 5, 15) geläufig erscheint. Ob es nöthig sei *comiter* in *communiter* zu verwandeln, läszt Ref. jetzt dahingestellt sein, obwol seine frühere Ansicht von der Bedeutung jenes Wortes durch die beiden von dem Vf. angeführten Stellen nicht eben modificiert wird; *comis* ist üblich von dem der eine Gefälligkeit, einen Dienst, eine Ehre erweist, nicht von dem der sie annimmt; die Römer welche dem Apollo Feste veranstalten (Liv. XXV 12, 9) und es sich für diesen Zweck etwas kosten lassen, handeln *comiter;* nicht minder auch Caesar, der dem Dejotarus (Cic. Deiot. 7, 19) die Ehre seines Besuches erweist und bei seinem Gastmahl vergnügt und guter Dinge, nicht

steif und vornehm sich benimmt. Das gilt von den gesandten der Albaner nicht; doch läszt sich vielleicht Curt. VIII 6, 14 hieher ziehen. — C. 41, 7 *iam tum comprensis sceleris ministris* erklärt Hr. Fr. durch den auch bei Cicero zuweilen vorkommenden Sprachgebrauch, dasz sich *tum* mit einem epexegetischen Particip verbindet, eine Erklärung welche schon Halm zu Cic. Sest. § 21 für unsere Stelle vorgeschlagen hat. Ref. hat hiebei nur das einzige Bedenken, dasz gerade der Med. und Harl. 1, ja selbst Bamb., der sich sonst meistentheils dem Par. anschlieszt, *iam tum cū conprensis* geben, wonach die von dem Ref. vorgeschlagene Besserung *iam tum cum conprensi sceleris ministri sunt* näher zu liegen scheint als jene Ausdrucksweise, welche dem historischen Stile jedenfalls fremder ist als dem Gesprächstone oder dem Redner. — II 17, 3 wird gewöhnlich nach einer Conjectur von Lipsius *sed utrum, nomen auctores non adiciunt* gelesen; die Hss. geben aber *sed uerum nomen,* weshalb Alschefski und Weiszenborn *sed* als ein Glossem von *verum* aus dem Texte getilgt haben. Hr. Fr. nimmt gewis mit Recht Anstosz an *verum*, was sich zur Einführung einer Parenthese wol kaum eignet; allein wenn derselbe *verum* mit Lipsius in *utrum* zu verwandeln und auszerdem noch *nomen* zu streichen vorschlägt, so scheint dies doch etwas zu gewaltsam; Ref. würde *sed viri nomen* (vgl. Fabri zu XXI 4, 9) vorziehen, obgleich sich auch dies zu weit von den Hss. entfernt. — An der vielbesprochenen Stelle II 30, 4 *ut imperium suo vehemens mansueto permitteretur ingenio* vermutet Hr. Fr. es sei zu lesen *imperium iure suo vehemens*, worauf schon Klock hingedeutet hat. Ref. ist der Ansicht dasz *imperio suo*, was die besseren Hss. (auch Bamb.) übereinstimmend haben, beibehalten werden müsse; und ist man darüber einig, so ergibt sich als nothwendige Consequenz die Annahme dasz etwas ausgefallen ist: ob *magistratus* oder *dictatura* oder *potestas*, wird sich wol nicht mit Sicherheit ermitteln lassen, und es gehört daher gewis diese Stelle zu denen, bei welchen der Kritiker sich das bekannte 'est quadam prodire tenus' zurufen musz. — Die Fabel des Menenius Agrippa, welche nach Dionysius Hal. VI 83 med. in allen alten Geschichtsbüchern zu lesen war, bietet bei Livius II 32, 9 gleich am Anfang besondere Schwierigkeiten dar. Die besseren Hss. geben: *tempore, quo in homine non ut nunc omnia in unum consentiant, sed singulis membris suum cuique consilium suus sermo fuerit* (Harl. 1; Par. m. pr. *fuerat*). Da die Stelle in dieser Verfassung kaum eine erträgliche Erklärung zuläszt, so schlägt Hr. Fr., von der Voraussetzung ausgehend dasz *fuerat* die ursprüngliche Lesart gewesen, die Aenderung *consenserant* vor, welche allerdings von zwei Hss. jedoch des letzten Ranges unterstützt wird. Ref. würde an dem Indicativ nicht den geringsten Anstosz nehmen, wenn nur das Plusqpf. irgendwie gerechtfertigt werden könnte; es wird ja ein Zustand geschildert, innerhalb dessen ein Ereignis vorgeht, und die Dauer dieses Zustandes, nicht der Abschlusz desselben gegenüber einem später eintretenden Factum kommt hier in Betracht. Ref. glaubt deshalb gerade umgekehrt

fuerit (Med. Bamb.) für das ursprüngliche halten zu müssen, und Weiszenborn vermutet gewis mit Recht in *consentiant* eine Corruptel; vielleicht ist dafür *consentientia* zu lesen, was sich, wenn einmal die sich wiederholenden Buchstaben *enti* durch ein versehen ausgelassen waren, leicht in jene Form umwandeln konnte. Sehr ansprechend ist zu derselben Stelle § 10 die Conjectur des Vf. *nec dentes denique conficerent*, da Harl. 1 und Leid. 1 *dentesque*, Med. *dentesquae* darbieten und es immerhin bedenklich erscheint, *quae* mit Alschefski für *quicquam* zu nehmen. Ref. vermutete bisher dasz vor *dentesque* ein Substantiv z. B. *malae* ausgefallen sei. — II 41, 4 *quae (plebs) primo coeperat fastidire munus vulgatum a civibus isse in socios.* Hr. Fr. findet mit Recht die Erklärung welche Alschefski versucht hat, um diese Stelle so wie sie in mehreren der besten Hss. steht zu halten, unzureichend, indem es gewis sehr gezwungen ist zu *fastidire* als Object den Consul Cassius aus weiter Ferne herbeizuziehen und überdies der Ausdruck *vulgatum ire* seine Bedenken hat. Er selbst ist daher der Ansicht dasz *vulgatum — esse* zu lesen sei, was im Leid. 1 steht, nicht auch unbedingt im wormser Codex, wie der Vf. von Alschefski verleitet fälschlich annimmt; denn aus des Rhenanus Notiz: 'in vetusto codice quidam scripserat *esse*' sieht man deutlich dasz auch dort die ursprüngliche Lesart *isse* war und erst eine spätere Hand (quidam) *esse* corrigiert oder darübergeschrieben hatte. Uebrigens ist durch diese Aenderung nichts gewonnen; von einem *vulgatum esse* kann noch nicht die Rede sein, es handelt sich ja erst um den Vorschlag (*divisurus — erat* § 1); und die Annahme, der blosze Wille sei hier der That selbst schon gleich geachtet, würde statthaft sein, wenn von dem Miscredit des Consuls die Rede wäre und nicht von dem sinkenden Werthe der Ackervertheilung, eines sonst so lockenden Geschenkes. Ref. möchte daher vorschlagen: *fastidire munus, vulgatum a civibus si isset in socios;* über *si* vgl. Curt. VI 5, 11 *rex indignatus, si una gens posset efficere ne invictus esset.* Die Aenderung ist keine gewaltsame und gewinnt durch die auszerdem allerdings sehr gleichgiltige Varietät in den Hss. *iisse* einige Wahrscheinlichkeit. — Ob III 44, 6 die Anordnung des Textes, welche Clericus, Drkb., Crevier u. a. getroffen haben: *serva sua natam (servamque appellans) esse* genügt um alle Zweifel zu beseitigen, möchte Ref. in Frage stellen; eine Parenthese wäre wol nur bei einer Umstellung der Begriffe statthaft, nemlich: *servam appellans (quippe serva sua natam)*, vgl. I 16, 3 *deum deo natum.* In jener Fassung widerstrebt die Parenthese dem natürlichen Gefühl namentlich wegen des Particips *appellans*, welches gemäsz seiner directen Verbindung mit dem Hauptverbum (*iniecit*) sich gewissermaszen gegen die Einschlieszung stemmt. Ref. glaubte früher in *appellans* eine Corruptel von *puellam* zu finden; und bei Vergleichung der Stelle I 40, 3 *Romulus deo prognatus deus ipse* wäre derselbe fast geneigt *serva sua natam servamque ipsam puellam esse* vorzuschlagen, wenn für den Ausfall der drei Buchstaben *ips* einigermaszen ein Anhaltspunkt gegeben wäre. — Dagegen stimmt

Ref. dem Vf. vollkommen bei, wenn er III 67, 11 *Esquilias quidem ab hoste prope captas et scandentem in aggerem Vulscum hostem nemo submovit* mit Muretus durch ein Zeugma erklärt. Livius hatte wol anfangs im Sinne *neglexistis* zu sagen, durch *nemo* aber wurde er zu einer andern Wendung abgelenkt, welche ihn statt des allgemeinern Begriffes den speciellern setzen läszt.

Zuletzt gibt Hr. Fr. noch zu der schwierigen Stelle VI 1, 11 die Conjectur: *insignemque religione rei ullius publice privatimque agendae fecerunt*, welche indessen nach des Ref. dafürhalten noch mancherlei Zweifel offen läszt; erstens misfällt das geschraubte *rei ullius*, wofür wenigstens *quicquam — agendi* das natürlichere wäre; dann hat der ganze Ausdruck *diem insignem religione facere* etwas auffälliges; denn die *religio* haftet entweder objectiv an einem Gegenstand oder sie ist Bezeichnung für eine bestimmte subjective Gemütsverfassung; im erstern Falle ist der Genetiv des Gerundiums *rei ullius agendae* kaum denkbar, im andern stimmt die Phrase *diem insignem facere* mit *religione* nicht zusammen. Ueberdies hat die Aenderung an sich etwas gewaltsames. Doch gesteht Ref. gern zu dasz er selbst ein genügendes Hilfsmittel für die Schwierigkeiten dieser Stelle nicht anzugeben weisz und sich vor der Hand bei der von Alschefski und Weiszenborn gegebenen Erklärung beruhigen zu müssen glaubt.

Einen sehr interessanten Gegenstand behandelt das Einladungs-Programm zu den öffentlichen Prüfungen des fürstl. schwarzburgischen Gymnasiums zu Sondershausen (März 1853):

4) *Zweiter Beitrag zur Charakteristik des Livius: die Darstellung desselben. Vom Oberlehrer [jetzt Professor] Dr. G. Queck.* 22 S. 4.

Nachdem der Hr. Vf. in einem frühern Programme (vom Jahre 1847) eine Charakteristik des Livius bezüglich seines Berufes für die Geschichtschreibung und namentlich eine Darstellung seiner religiösen und sittlichen Anschauungsweise gegeben, stellt er sich in der vorliegenden Schrift die Aufgabe 'den historischen Stil und die Darstellung des Livius im allgemeinen, die sprachliche Composition, die in seinem Wesen und seiner Aufgabe begründete Eigenthümlichkeit, den rhetorischen Charakter, die poëtische Seite seiner Darstellung' eingehender zu betrachten. Der Vf. beginnt mit einer Zusammenstellung der bei den alten Theoretikern (Cicero, Quintilian, Dionys, Lucian) zerstreut vorkommenden Bemerkungen über das Wesen des historischen Stils (s. Creuzer hist. Kunst d. Gr. S. 237 ff.), weist den Zusammenhang nach in welchem diese Bestimmungen mit den individuellen Ansichten über die Aufgabe der Geschichtschreibung stehen, und wie eben die richtige Erkenntnis dieser Aufgabe in der Darstellung sich nothwendig documentiert. Insofern aber das Kunstwerk nicht ein Product der Theorie sondern der unmittelbaren Schöpferkraft des Genius ist, welcher wol die Regel gibt, aber sich nicht in eine bestimmte Formel bannen läszt, so erscheint für die Entwicklung der

historischen Kunstform auch das nationale Element maszgebend und berechtigt. Die Betrachtung des Bildungsganges welchen die römische Sprache von ihren dürftigen Anfängen bis zu ihrer künstlerischen Vollendung durch Cicero genommen hat, führt den Vf. auf Livius zurück, welcher gleichsam auf dem Wendepunkt steht wo mit der Umwandlung des Staatslebens, mit der Auflösung der guten Sitte und des religiösen Glaubens auch die Litteratur einen andern Weg einzuschlagen und die Sprache ihrem Verfall entgegenzugehen begann. Da aber die dieser Katastrophe vorangehende kurze Epoche der höchsten Blüte wesentlich durch den Umstand bedingt erscheint dasz die schriftstellerische Thätigkeit sich nicht ausschlieszlich auf die Capitale beschränkte, sondern frische Kräfte aus den Provinzen und den oberitalischen Municipien zur Belebung und Bereicherung der römischen Litteratur sich thätig erwiesen, so liegt die Frage sehr nahe, in welche Stellung Livius als Provinciale zu der specifisch römischen Litteratur trat, um so mehr als der demselben von Asinius Pollio gemachte Vorwurf einer gewissen Patavinität einen Anhaltspunkt zu gewähren scheint. Der Vf. kommt nach einer kurzen Schilderung der Lebensverhältnisse und der Sinnesart des Asinius Pollio im Zusammenhalt mit den uns über Livius Persönlichkeit erhaltenen Nachrichten zu folgendem etwas weitschichtigen Resultate: 'Pollio vermisste an Livius die römische Urbanität im alten Sinne, Einfachheit und Nüchternheit der Auffassung und der Darstellung des Gedankens, die bis ins kleinste gehende strenge Beobachtung der Regel in der Wahl des Wortes und der Verbindung der Sätze, kraftvolle Bündigkeit, entschiedenes Urtheil und politische Auffassung; mit diesen alten Tugenden der römischen Darstellung stand nunmehr die freiere Bewegung in der Handhabung der sprachlichen Gesetze und Verbindungen, die Fülle und Breite, das schulmäszige und die Büchergelehrsamkeit, die objective Auffassung der geschichtlichen Thatsachen, der Mangel einer entschiedenen Parteinahme in einem den Pollio verletzenden Gegensatz.' — Nach diesen einleitenden Untersuchungen bezeichnet der Vf. als die am bestimmtesten hervortretenden Charakterzüge der livianischen Darstellung 'Lebendigkeit und Anschaulichkeit, Ernst und Würde'. Er sucht diese Eigenschaften zuvörderst nachzuweisen 'in der Erzählung der Thatsachen', indem einerseits Beispiele vorgeführt werden, in welchen 'die Einfachheit, Leichtigkeit und Klarheit der Darstellung, eine klare Erörterung der vorbereitenden Umstände, die kurze und bezeichnende Angabe des Resultats' sich besonders bemerklich macht, andrerseits die kunstvolle Anlage und Gliederung der livianischen Periode mit Benützung der von Nägelsbach in der Stilistik entwickelten Grundsätze dargestellt wird. — Die obengenannten Eigenschaften der livianischen Darstellung treten aber nach dem Vf. ferner hervor 'bei ausfuhrlicher Beschreibung einzelner Ereignisse z. B. der Schlachten, Eroberungen, Verhandlungen', wobei nicht selten schmucklose Einfachheit und praegnante Kürze mit einer vollern und reichern Diction wechselt. Auch hier werden zahlreiche Beispiele zusammengestellt und theils

auf die aesthetischen Vorzüge der Schilderungen, theils auf die in Anwendung gebrachten Kunstmittel der Rhetorik, den Ton, Klang und Fall der Worte, vollen Schlusz, Chiasma, Anaphora u. a. aufmerksam gemacht. Hiebei legt der Vf. ein besonderes Gewicht auf die seit Livius mehr und mehr in Aufnahme kommende Personification abstracter Begriffe, namentlich auch solcher die eine Seelenthätigkeit bezeichnen, und den Reichthum an Metaphern, und findet in diesen beiden Beziehungen vornehmlich das poëtische Element der livianischen Darstellung, dessen weitere Erörterung er sich aber für eine andere Gelegenheit vorbehält. — In ähnlicher Weise werden weiterhin an einer Reihe von Fällen, wo Livius 'die handelnden Personen und Charaktere zeichnet' oder 'die Wirkung der Ereignisse auf das Gemüt der von denselben betroffenen Menschen schildert', die angegebenen Vorzüge seiner Darstellung hervorgehoben und hingewiesen auf seine 'besondere Geschicklichkeit das wesentliche von dem zufälligen zu unterscheiden, ein Gesamtbild aus den einzelnen Zügen zusammenzustellen und es in eindringlicher Weise dem Leser vorzutragen, seine liebevolle Vertiefung in den Charakter, seinen tiefen Blick in die menschliche Natur, in die jedesmaligen politischen und nationalen Verhältnisse, seine achtungsvolle Scheu und Bewunderung vor dem groszen und erhabenen, seine Verachtung des niedrigen und gemeinen und seine volle Anerkennung der sittlichen Mächte die in der Geschichte wirksam sind.' — Schlieszlich gedenkt der Vf. noch der 'rhetorischen Färbung, welche die Darstellung des Livius, gleichwie die der meisten römischen Schriftsteller, als eine durch das ganze öffentliche Leben bedingte und geförderte Eigenthümlichkeit an sich trägt.' Wenn auch vieles von dem hieher gehörigen der Natur der Sache nach schon in den vorangehenden Ausführungen seine Stelle gefunden hat, so hat doch der Vf. auch hier durch eine reiche Mustersammlung besonders wirksamer Stellen und eine Analyse der rhetorischen Eigenthümlichkeiten derselben sehr schätzbare Beiträge zu einer genauern Würdigung und Beurtheilung der livianischen Sprache und Darstellungsweise gegeben.

Bayreuth. *Heinrich Heerwagen.*

16.
Kritische Miscellen.

Bester Freund, Sie werden möglicherweise bisweilen einige kleine Schluszartikel brauchen. Deshalb sende ich Ihnen folgende anspruchslose Bemerkungen, die ich bei meinen jüngsten Studien gemacht.

[1] Bei Cicero de natura deorum I 29, 81 stehen jetzt in allen Ausgaben, auch in der von G. F. Schömann die zusammenhangslosen Worte: *Quid? si etiam, Vellei, falsum illud omnino est, nullam aliam nobis de deo cogitantibus speciem nisi hominis occurrere, tamenne ista tam absurda defendes? Nobis fortasse sic occurrit, ut dicis: Iovem, Iunonem, Minervam, Neptunum, Vulcanum, Apollinem,*

reliquos deos ea facie novimus, qua pictores fictoresque voluerunt, neque solum facie, sed etiam ornatu, aetate, vestitu: at non Aegyptii nec Syri nec fere cuncta barbaria; firmiores enim videas apud eos opiniones esse de bestiis quibusdam quam apud nos de sanctissimis templis et simulacris deorum. Das Asyndeton nach den Worten *ut dicis* ist kaum erträglich, da das folgende *Iovem — ea facie novimus* man weisz nicht wie hinzutritt. Die Bücher geben in ihrer Mehrzahl an jener Stelle zwischen *ut dicis* und *Iovem* die bisher unerklärten und deshalb von den meisten getilgten Schriftzüge *apparuisse.* Daraus ergibt sich dasz Cicero geschrieben habe: *ut dicis: a parvis enim Iovem, Iunonem — ea facie novimus.* Aus *aparuisēi* gieng *apparuisse* mit Leichtigkeit hervor. So sehr auch das vorkommen derselben Corruptel in der Parallelstelle aus Cicero de legibus II 4, 9 *a parvis enim, Quinte, didicimus*, wo die Bücher ebenfalls folgende Verschreibungen haben: *apparuisse enim*, *apparuisse uim*, *apparuisse mi* etc., meine Vermutung bestätigt, so war doch meiner Eitelkeit diese Wahrnehmung, welche ich erst nach Auffindung meiner Lesart an unserer Stelle machte, anfänglich beinahe unangenehm, weil ich sah dasz dieselbe Divination schon einmal, wenn auch an anderer Stelle, vor mir gemacht worden war.

[2] Bei Cicero de divinatione I 20, 40 f. steht ein längeres Bruchstück aus des Ennius Annalen, bei J. Vahlen: Ennianae poësis reliquiae (Lips. 1854) p. 10 Vs. 36—52. Hier ist noch folgendes, was auch der fleiszige Vahlen übersehen hat, nachzubessern. Einmal ist *eccita* statt *excita* nach den Büchern, welche *etcita* oder *et cita* lesen, zu schreiben. Sodann ist mit guten Hss. das gegen die Sprache des ältern lateinischen Epos an dieser Stelle verstoszende *commemorat* mit *tum memorat* zu vertauschen, und es sind demnach die beiden ersten Verse also zu lesen:

Eccita quom tremulis anus attulit artubus lumen,
talia tum memorat lacrimans, exterrita somno:

Das einfache *memorare* kommt so in den Annalen noch neunmal vor, *commemorare* natürlich mit Ausnahme unserer Stelle so nie. Selbst in der Stelle bei Charisius IV p. 252 u. p. 253 kann noch Zweifel gegen *commemoro* erhoben werden, ob es schon dort in anderem Sinne steht.

[3] Bei Plautus miles gloriosus III 1, 152 (747 R.) liest man gegenwärtig in den neusten Ausgaben folgenden Vers:

Si illis aegrest, mihi quod volup est, meó rem remigió gero:

und die Lexikographen haben sich nicht gescheut nach diesem Verse die sprichwörtliche Wendung *suo remigio rem gerere* anzuführen, in dem Sinne 'ganz nach seinem Willen verfahren', nicht beachtend dasz das allgemeine *rem gerere* wenig zu dem speciellen *suo remigio* passe. Die Verschreibungen in den Hss., deren Lesarten man bei Ritschl p. 116 nachsehen möge, führen dahin dasz in dem Archetypus im letzten Theile des Verses gestanden habe: *meo remigio rem gero*, eine Lesart die wol auch, wie Ritschl vermutet, im Ambrosianus stand. Darnach hat Plautus ohne Zweifel geschrieben:

Si illis aegrest, mihi quod volup est, meó remigio rémigo.
Die Lexikographen hätten sonach vielmehr die Redensart *suo remigio remigare* aus dieser Stelle als eine sprichwörtliche Wendung beibringen sollen.

Leipzig. *Reinhold Klotz.*

[4] Herodotos VI 102: *χειρωσάμενοι δὲ τὴν Ἐρέτριαν καὶ ἐπισχόντες ὀλίγας ἡμέρας ἔπλωον ἐς τὴν Ἀττικὴν κατέργοντές τε πολλὸν καὶ δοκέοντες ταὐτὰ τοὺς Ἀθηναίους ποιήσειν τὰ καὶ τοὺς Ἐρετριέας ἐποίησαν.* Was *κατέργοντες* bedeute, hat noch niemand auf eine dem Zusammenhang der Stelle und der Bedeutung des Wortes entsprechende Weise erklärt. Da *καὶ δοκέοντες κτἑ.* offenbar explicativ zu dem vorhergehenden hinzutritt, so wird ein Ausdruck erfordert der frohe Zuversicht und stolze Hoffnung ausdrückt. Einen solchen glaube ich in *κατοργέοντες* zu finden. Dasz ὀργᾶν zur Bezeichnung einer lebhaften Begierde gebraucht worden ist, beweist Timaeos Lex. Plat. Die Grundbedeutung läszt jedenfalls die Uebertragung auf ein von Aufgeblasenheit begleitetes, den Ausgang kaum erwartendes stürmisches verlangen zu.

[5] Ovidius Fast. II 533:

parva petunt manes. pietas pro divite grata est
munere. non avidos Styx habet ima deos.

Ich nehme an den Worten *pietas pro divite grata est munere* Anstosz. Mag man sie erklären: 'dankbare Frömmigkeit gilt ihnen so viel wie ein reiches Geschenk' oder: 'die Frömmigkeit ist den Manen eben so lieb wie ein reiches Geschenk', immer bleibt der Sinn im Widerspruch damit dasz ja Geschenke unumgänglich nöthig sind, also die Frömmigkeit ohne dieselben nicht genügt, ja sogar reiche Geschenke gar nicht unangemessen genannt werden (Vs. 539). Ich vermute: *prae divite — munere:* 'die Frömmigkeit (mit welcher die kleinen Geschenke gebracht werden) ist ihnen lieber als eine reiche Opfergabe'.

Grimma. *Rudolph Dietsch.*

[6] Lucretius de rerum natura I 70 f.:

inritat animi virtutem, effringere ut arta
naturae primus portarum claustra cupiret.

Die Rede ist von dem *Graius homo* welcher zuerst die Welt von dem schweren Druck des Aberglaubens befreite und sich in seinem streben durch keine drohenden Himmelszeichen abschrecken liesz; im Gegentheil reizten diese um so mehr *animi virtutem, effringere ut arta* etc. *cupiret* scheint statt *cuperet* die richtige, von Priscian anerkannte Lesart, welche auch der von Lachmann so genannte 'corrector oblongi' gibt, jedoch mit den beigefügten Worten *al. videret.* Nach Lachmanns Urtheil sind diese 'sane mirabilia'. Allerdings; indes scheinen sie nur falsche Lesung oder Corruptel einer alten Variante unserer Stelle, nemlich *valeret*, was sowol dem Sinne nach hier sehr gut an seinem Platze als auch durch lucretianischen Sprachgebrauch wol verbürgt ist; vgl. I 108 *aliqua ratione valerent religionibus atque minis obsistere vatum*, u. a. St.

Basel. *J. Maehly.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

17.

Rhythmengeschlechter und Rhythmopoeie.

(*λόγος τριπλάσιος* und *ἐπίτριτος, ῥυθμοποιία συνεχὴς* und *τελεία.*)

Die *τρία Στησιχόρου* konnten bei den alten kein gröszeres *πολυθρύλλητον* sein als der Satz dasz es nur drei Rhythmengeschlechter gebe. Was nicht dactylisch, iambisch oder paeonisch ist, das ist arrhythmisch, *quidquid istis discrepabit, absonum reddet melos.* Dennoch aber reden die uns erhaltenen Schriften der Rhythmiker noch von einem vierten und fünften rhythmischen Verhältnisse, das zwar weniger *εὐφυὴς* ist, aber doch zugelassen werden kann. Ich meine damit nicht die irrationalen Füsze, die sich von selber einem der drei Normalrhythmen unterordnen, sondern Füsze mit rationalen *χρόνοι* von vier und sieben Moren, die *πόδες ἐν λόγῳ τριπλασίῳ καὶ ἐπιτρίτῳ.* Wenn ich in der griechischen Rhythmik § 5 das epitritische Geschlecht als eine rhythmische Künstelei aus der Zeit des Verfalles der Kunst auffaszte, so kann ich dies jetzt nur von dem *ἐπίτριτον τεσσαρεςκαιδεκάσημον* gelten lassen, wofern dies anders von einem Verhältnisse 6 : 8 zu verstehen ist: der *λόγος ἐπίτριτος* als solcher stammt ebenso wie der *τριπλάσιος* aus der besten Zeit der musischen Kunst und war, wie ich S. 237 bemerkte, dem Aristoxenus hinlänglich bekannt. Die Trümmer seines Werkes haben uns über die Zulässigkeit und Unzulässigkeit dieser secundären Rhythmengeschlechter, wie wir sie nennen können, werthvolle Andeutungen erhalten, deren richtiges Verständnis uns über einen der dunkelsten Punkte der Metrik, nemlich über die vielbesprochene und vielbestrittene Natur der antispastisch-iambischen und diiambisch-trochaeischen Verse einen sichern Aufschlusz zu geben vermag.

Die Hauptstelle über das 4e und 5e Rhythmengeschlecht finden wir in den von Psellus aus Aristoxenus gezogenen Excerpten, p. 302 Morelli, p. 624 Caesar. Sie ist so unscheinbar dasz sie bisher kaum

beachtet worden ist, und erheischt um so mehr von uns ein genaueres eingehen. Zu ihrer richtigen Würdigung müssen wir zunächst auf die Reihenfolge in den Excerpten des Psellus einen Blick werfen; nur so können wir uns überzeugen, ob die betreffenden Worte von Aristoxenus selbst herrühren oder ob sie von dem Epitomator anderswoher hinzugefügt sind.

I.

Die *προλαμβανόμενα εἰς τὴν ῥυθμικὴν ἐπιστήμην* bestehen aus zwölf aristoxenischen Fragmenten oder näher aus zwölf Abschnitten der aristoxenischen Stoicheia. Die Ordnung des Originals hat Psellus völlig verlassen und statt deren eine andere Reihenfolge gewählt, die von dem oberflächlichen Verständnisse des Epitomators Zeugnis ablegt, wenn sich auch ein gewisser äuszerer Plan in seiner Zusammenstellung nicht verkennen läszt. Das letztere gilt von allen Fragmenten mit Ausnahme des 8n, welchem der reine Zufall seine Stelle angewiesen zu haben scheint. Wir geben in dem folgenden die Reihenfolge bei Aristoxenus; die nur bei Psellus erhaltenen Stellen unterscheiden wir durch ein vorgesetztes *, die Reihenfolge in den *προλαμβανόμενα* bezeichnen wir durch Angabe der Seiten- und Zeilenzahl nach Caesars Ausgabe (Rh. Mus. N. F. I S. 621 ff.).

Erstes Buch.

*fr. 1. *Καὶ πρῶτόν γε ὅτι πᾶν μέτρον πρὸς τὸ μετρούμενον* . . . (621—622, 9).

*fr. 3. *Τῶν δὲ ῥυθμιζομένων ἕκαστον οὔτε κινεῖται συνεχῶς οὔτ' ἠρεμεῖ* . . . (623, 3—17).

In wie weit fr. 1 Zusätze von Psellus erfahren hat, brauchen wir hier nicht zu erörtern. Die Erklärung habe ich gr. Rh. S. 235 gegeben.

Zweites Buch.

fr. 2 a. *Δύο δὲ ταῦτα πρῶτον νοητέον τόν τε ῥυθμὸν καὶ τὸ ῥυθμιζόμενον* (622, 9. 10). Aristox. p. 269 Mor.

fr. 8. *Νοητέον δὲ τόν τε ῥυθμὸν καὶ τὸ ῥυθμιζόμενον* . . . (625, 7—19). Aristox. 269—273.

fr. 2 b. *Ἐστὶ δὲ ὁ μὲν ῥυθμὸς σύστημα ἐκ* . . . (622, 10—623, 2). Aristox. 273—279.

fr. 4. *Πρῶτόν τε νοητέον χρόνον* . . . (623, 17—19). Aristox. 280.

fr. 9. *Τῶν δὲ ποδῶν οἱ μὲν ἐκ δύο χρόνων σύγκεινται.* . . . (626, 1—6) Aristox. 289. 290.

fr. 10. *Τῶν δὲ ποδῶν ἕκαστος ὥρισται ἢ λόγῳ τινὶ ἢ ἀλογίᾳ* (626, 6. 7). Aristox. 293.

fr. 11. *Καὶ μεγέθει μὲν διαφέρει ποὺς ποδός* . . . (626, 7—15). Aristox. 298—300.

fr. 12. *Τῶν δὲ ποδῶν τρία γένη* . . . (626, 16. 17). Aristox. 300.

*fr. 7. *Τῶν δὲ τριῶν γενῶν οἱ πρῶτοι πόδες* . . . (624, 13—625, 7).

*fr. 6. *Τῶν ποδικῶν λόγων εὐφυέστατοι εἰσὶ τρεῖς* . . . (624, 7—13).

*fr. 5. *Τῶν δὲ χρόνων οἱ μέν εἰσι ποδικοί, οἱ δὲ ῥυθμοποιίας* . . . (623, 19—624, 13).

In den Abschnitten, für welche uns noch eine Vergleichung mit dem Original möglich ist, gibt Psellus fast niemals die continuierliche Rede des Aristoxenus, sondern nur einzelne Sätze oder Worte, zwischen denen oft grosze Lücken gelassen sind. Die excerpierten Sätze aber folgen in derselben Ordnung wie bei Aristoxenus. Von Einschie-

bungen lassen sich nur zwei bemerken, einmal fr. 4 der Zusatz *γνωρί-μων*, wahrscheinlich durch das unmittelbar vorhergehende Fragment 3 (von den *γνώριμοι χρόνοι*) veranlaszt, sodann fr. 2b der einfältige Zusatz *ὁ δὲ ῥυθμὸς οὐ γίνεται ἐξ ἑνὸς χρόνου κτέ.*, wo der Epitomator wahrscheinlich in die Stelle Aristox. p. 290 hineingerathen ist.

Von den drei letzten Fragmenten gehört fr. 5 in den Abschnitt von der Rhythmopoeie, also in den Schluszabschnitt der Stoicheia. Eine nähere Erläuterung desselben werde ich am Ende der vorliegenden Abhandlung geben (VI). — Fr. 7 schlieszt sich an das Verzeichnis der *μεγέθη*, dessen Anfang in dem vaticanischen Codex bis zum *ὀκτάσημον* erhalten ist: es recapituliert die Grenzen in der *αὔξησις* der Rhythmengeschlechter, indem für jedes der drei *γένη* das kleinste und gröste Megethos genannt wird. Zugleich wird hier der Grund für die verschiedene Ausdehnung angegeben, worauf Aristox. bereits p. 290 verwiesen hatte. Die Erklärung dieses Fragments s. gr. Rh. S. 231 ff. — Fr. 6, welches der folgenden Untersuchung zu Grunde liegt, ist von fr. 7 zu trennen, worauf schon die significanten Anfangsworte *τῶν ποδικῶν λόγων* und *τῶν δὲ τριῶν γενῶν* hinweisen. Welche Stelle es in den Stoicheia einnahm, läszt sich ziemlich genau ermitteln. In der von Aristox. p. 298. 299 gegebenen Uebersicht über die *ποδικαὶ διαφοραὶ* nimmt das *μέγεθος* die erste, das *γένος* die zweite Stelle ein. Was nach jener Uebersicht folgt mit Einschlusz des fr. 8 Psell., enthält die genauere Erörterung des *μέγεθος*. Es musz nunmehr in den Stoicheia die zweite *διαφορὰ ποδῶν*, nemlich das *γένος* erörtert worden sein, denn wenn dieser Punkt bereits bei den *μεγέθη* berührt ist, so ist dies nur eine vorläufige Anticipation, wie sie auch sonst bei Aristox. häufig vorkommt. In der allgemeinen Uebersicht hatte Aristox. das *γένος* mit folgenden Worten definiert p. 298: *γένει δὲ* (sc. *διαφέρει ποὺς ποδός*), *ὅταν οἱ λόγοι διαφέρωσιν οἱ τῶν ποδῶν, οἷον ὅταν ὁ μὲν τὸν τοῦ ἴσου λόγον ἔχῃ, ὁ δὲ τὸν τοῦ διπλασίονος, ὁ δ' ἄλλον τινὰ τῶν εὐρύθμων* (leg. *ἐρρύθμων*) *χρόνων*. Aus der genaueren Erörterung des *γένος*, die der Lehre vom *μέγεθος* folgt, hat Psellus das in Rede stehende fr. 7, unsere Hauptquelle für den *λόγος τριπλάσιος* und *ἐπίτριτος*, entlehnt. Der Zusammenhang ist hienach folgender:

διαφοραὶ ποδῶν Aristox. 297—300 = Psellus fr. 11.
α' μέγεθος {Aristox. 300 usq. ad fin. = Psellus fr. 12.
{Psellus fr. 7.
β' γένος Psellus fr. 6.

An der letzten Stelle war wenn irgendwo der Platz, die irregulären Rhythmengeschlechter zu behandeln.

II.

Die Hauptstelle des Aristoxenus über das vierte und fünfte Rhythmengeschlecht (fr. 6 Psell.) ist folgende: *τῶν ποδικῶν λόγων εὐφυέστατοι εἰσὶ τρεῖς· ὅ τε τοῦ ἴσου καὶ ὁ τοῦ διπλασίου καὶ ὁ τοῦ ἡμιολίου. γίνεται δέ ποτε πους καὶ ἐν τριπλασίῳ λόγῳ, γίνεται καὶ ἐν ἐπιτρίτῳ. . . . . πᾶς δὲ ὁ διαιρούμενος εἰς πλείω ἀριθμὸν καὶ εἰς ἐλάττω διαιρεῖται. . . . . ἐστὶ δὲ καὶ ἐν τῇ τοῦ ῥυθμοῦ*

φύσει ὁ ποδικὸς λόγος ὥσπερ ἐν τῇ τοῦ ἡρμοσμένου (sc. *φύσει*) *τὸ σύμφωνον*. Es ist klar dasz hier nicht die fortlaufende Rede des Aristox. vor uns liegt, sondern dasz Psellus wie gewöhnlich nur einzelne Sätze seines Originals excerpiert hat. Eine Lücke findet statt vor *πᾶς δὲ ὁ διαιρούμενος* und vor *ἐστὶ δὲ καὶ ἐν τῇ τοῦ ῥυθμοῦ*, so wie vielleicht hinter *σύμφωνον*, was wir durch Punkte bezeichnet haben. Der Auslassungen wegen sind die Sätze ohne Verbindung und Zusammenhang, doch läszt sich der Sinn der ganzen Stelle herstellen. Ich werde zunächst den Anfangs- und Schluszsatz behandeln, den mittleren Satz erst weiter unten (V) erörtern. Im Anfangssatze sagt Aristoxenus: 'die normalen Rhythmen sind der *ἴσος*, *διπλάσιος* und *ἡμιόλιος*, in welchen die *χρόνοι ποδικοὶ* im Verhältnisse von 1 : 1, 1 : 2, 2 : 3 stehen. Auszerdem kommen aber bisweilen auch Füsze vor, in denen sich Thesis und Arsis wie 1 : 3 und 3 : 4 verhalten, die *πόδες ἐν λόγῳ τριπλασίῳ* und *ἐπιτρίτῳ*.' Welche Berechtigung erkennt Aristox. den zwei zuletzt genannten Verhältnissen zu? Hierüber gibt uns der Schluszsatz des Fragmentes hinreichende Auskunft, wenn man ihn richtig zu deuten weisz. Man darf freilich nicht übersetzen wie Feuszner: 'es liegt aber das Taktverhältnis ebenso im Wesen des Rhythmus, wie die Consonanz im Wesen des melodischen Tonverbandes.' Von einer solchen allgemeinen Phrase steht im griechischen Texte nichts, wo vielmehr von ganz positiven Thatsachen die Rede ist. Aristox. sagt nemlich: 'in der Rhythmik ist das Verhältnis zwischen Arsis und Thesis dasselbe wie das Symphonon in der Harmonik, d. h. in den rhythmischen Füszen herscht dasselbe Verhältnis wie in den symphonischen Intervallen.' Zur Erläuterung dieser Stelle folgendes. Die Harmonik unterschied *διαστήματα σύμφωνα* und *διάφωνα*. Zu den *σύμφωνα* gehören nach Euklides harm. p. 8, Bacchius p. 3 u. a.: 1) *διὰ τεσσάρων* die Quarte, 2) *διὰ πέντε* die Quinte, 3) *διὰ πασῶν* die Octave, 4) *διὰ πασῶν καὶ διὰ τεσσάρων* die Undecime, 5) *διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε* die Duodecime, 6) *δὶς διὰ πασῶν* die Quindecime oder Doppeloctave. Zu den *διάφωνα* gehören alle Diastemata, die unterhalb der Quarte oder zwischen den symphonischen liegen, wie Secunde, Terze, None (*τὰ ἐλάττονα τοῦ διὰ τεσσάρων καὶ τὰ μεταξὺ τῶν συμφώνων πάντα*). Schon früh hatten die Griechen die Zahlenverhältnisse der Intervalle zu bestimmen gesucht, wie dies zuerst von Pythagoras erzählt wird. Wir stellen sie für die *σύμφωνα* zugleich mit den entsprechenden rhythmischen Verhältnissen in der folgenden Tabelle zusammen:

CC	*ὁμόφωνον*	1 : 1	*λόγος ἴσος* 1 : 1
F	*διὰ τεσσάρων*	$\frac{3}{4}$	*λ. ἐπίτριτος* 3 : 4
G	*διὰ πέντε*	$\frac{2}{3}$	*λ. ἡμιόλιος* 2 : 3
c	*διὰ πασῶν*	$\frac{1}{2}$	*λ. διπλάσιος* 1 : 2
f	*δ. πασῶν καὶ δ. τεσσάρων* .	$\frac{3}{8}$	
g	*δ. πασῶν καὶ δ. πέντε* . .	$\frac{1}{3}$	*λ. τριπλάσιος* 1 : 3
c̄	*δὶς διὰ πασῶν*	$\frac{1}{4}$	

Nach Aristoxenus entspricht also der *λόγος ἴσος* mit gleichen *χρόνοι*

ποδικοὶ der Verbindung zweier gleicher Töne, der λόγος διπλάσιος der Octave, der *ἡμιόλιος* der Quinte, der *τριπλάσιος* der Duodecime, der *ἐπίτριτος* der Quarte. In der That besteht für die genannten Intervalle in Beziehung auf Saitenlänge, Saitenspannung usw. dasselbe Verhältnis wie für die entsprechenden Rhythmengeschlechter in Bezug auf Ausdehnung der Arsis und Thesis, wovon ein Blick auf die gegebene Tabelle überzeugt. Von den symphonischen Intervallen sagt Euklides: *ἔστι δὲ συμφωνία μὲν κρᾶσις δύο φθόγγων, ὀξυτέρου καὶ βαρυτέρου*, von den diaphonischen: *διαφωνία δὲ τοὐναντίον δύο φθόγγων ἀμιξία μὴ οἵων τε κραθῆναι, ἀλλὰ τραχωθῆναι τὴν ἀκοήν*. Ebenso verhält es sich mit rhythmischen Verbindungen. Das griechische Ohr vertrug die Verbindung einer drei- und fünfzeitigen Länge zu einem Fusze (— ⊔⊔ oder ⌙ – ⌙) ebenso wenig wie den diaphonischen Sextenaccord ($\frac{3}{5}$). Dagegen konnte die einem *σύμφωνον* entsprechende Verbindung von ◡ ⌙ (*πους ἐν λόγῳ τριπλασίῳ*) zugelassen werden, sie beleidigte so wenig wie die Duodecime das Gehör, nur war sie minder *εὐφυὴς* als der *ῥυθμὸς ἴσος, διπλάσιος* und *ἡμιόλιος*, ebenso wie das *ὁμόφωνον, διὰ πασῶν* und *διὰ πέντε* für uns sowol wie für die Griechen *εὐφυέστερα* sind als das *διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε* und als das *διὰ τεσσάρων*.

Wie alle übrigen Vergleiche, die Aristoxenus seinem Standpunkte gemäsz zwischen Rhythmik und Harmonik anstellt, so gibt auch der an unserer Stelle dargelegte einen höchst wichtigen objectiven Anhaltspunkt. Es geht daraus hervor dasz die zwei secundären Rhythmen (*τριπλάσιος* und *ἐπίτριτος*) den drei Normalrhythmen an sich völlig coordiniert sind, da das in ihnen ausgedrückte Verhältnis ebenso gut wie das dactylische, iambische und paeonische einem *σύμφωνον* entspricht; dem allgemeinen Wesen nach — so meint Aristox. — würden sie sich gerade so gut wie die drei übrigen für die Rhythmopoeie eignen (wie denn auch die moderne Musik an dem Gebrauche des *τριπλάσιος* nicht den mindesten Anstosz nimmt), aber sie sind weniger *εὐφυεῖς* und darin beruht der ganze Unterschied im Gebrauch. — Nach der von mir gegebenen Erklärung versteht es sich von selbst dasz die Worte *γίνεται δέ ποτε πους καὶ ἐν τριπλασίῳ λόγῳ, γίνεται καὶ ἐν ἐπιτρίτῳ* nicht etwa von Psellus hinzugesetzt sind, sondern nothwendig von demjenigen herrühren der die folgenden Worte: *ἔστι δὲ καὶ . . . ὥσπερ ἐν τῇ τοῦ ἡρμοσμένου* geschrieben hat, und das kann natürlich kein anderer sein als Aristoxenus.

Ehe wir untersuchen, wo die beiden secundären Rhythmengeschlechter gebraucht werden, wollen wir zuvor zwei andere hierher gehörige Fragen beantworten. Die erste ist die, ob auszer dem *λόγος τριπλάσιος* und *ἐπίτριτος* auch noch der *λόγος τετραπλάσιος* und der *λόγος τρία πρὸς ὀκτὼ* in einem rhythmischen Fusze zugelassen wurden — denn auch diese Verhältnisse entsprechen zwei symphonischen Intervallen, dem *δὶς διὰ πασῶν* und dem *διὰ πασῶν καὶ διὰ τεσσάρων*. Dieselbe Frage erhebt sich bei der Bestimmung der *χρόνοι ἄλογοι*, welche Aristox. p. 295 mit den irrationalen Intervallen vergleicht, und

musz auf dieselbe Weise wie dort beantwortet werden (s. gr. Rh. S. 43). Aristox. sagt nicht dasz alle den *σύμφωνα* entsprechenden rhythmischen Verhältnisse zugelassen werden könnten, sondern nur dasz die zugelassenen den *σύμφωνα* entsprechen; er führt nur zwei *γένη* auf, die noch neben den Normalrhythmen vorkommen, und nicht mehr als diese zwei dürfen wir annehmen, wenn wir nicht die Schranken einer genauen Exegese willkürlich überspringen wollen. — Die zweite Frage bezieht sich auf die Stelle des Aristides, in welcher dieser neben den drei Normalrhythmen noch ein viertes, aber nur dieses vierte aufführt, das *γένος ἐπίτριτον*. Er sagt p. 35: *προστιθέασι δέ τινες καὶ τὸ ἐπίτριτον*, und einige Zeilen später: *τὸ δὲ ἐπίτριτον ἄρχεται μὲν ἀπὸ ἑπτασήμου, γίνεται δὲ ἕως τεσσάρων καὶ δεκασήμου, σπάνιος δὲ ἡ χρῆσις αὐτοῦ.* Ein *γένος τριπλάσιον*, welches Aristox. noch vor dem epitritischen nennt, wird hier gar nicht erwähnt. Warum nicht? Aristides nennt alle die in der Rhythmik vorkommenden rationalen Füsze, welche den symphonischen Diastemata derselben Octave entsprechen; weil das der Quarte entsprechende *γένος ἐπίτριτον* zwischen dem *ἴσον* und *ἡμιόλιον* in der Mitte liegt, wird es in der Reihe der normalen Rhythmengeschlechter, wenn gleich mit dem Zusatze *τινὲς προστιθέασι* aufgeführt; das *γένος τριπλάσιον* hingegen, welches der zu einer andern Octave gehörenden Duodecime (dem *διὰ πασῶν καὶ δια πέντε*) entspricht, wird in dieser Classe nicht genannt.

III.

Nunmehr fragen wir, wie sich die secundären von den normalen Rhythmen in der Anwendung unterscheiden? In dem bisher behandelten fr. 7 Psell. sagt Aristox. hierüber weiter nichts als dasz die ersten bisweilen vorkämen (*γίνεταί ποτε*) und dasz die letzteren *εὐφυέστατοι* seien. Dagegen läszt sich die Antwort einer andern Stelle seiner Stoicheia entnehmen: die normalen Rhythmen lassen eine *συνεχὴς ῥυθμοποιία* zu, die secundären aber nicht. Es heiszt nemlich p. 301 Mor.: *τῶν δὲ ποδῶν τῶν καὶ συνεχῆ ῥυθμοποιίαν δεχομένων τρία γένη ἐστί, τὸ δακτυλικὸν καὶ τὸ ἰαμβικὸν καὶ τὸ παιωνικόν.* Der schlechte Epitomator gibt hiervon fr. 12 nur die Worte: *τῶν δὲ ποδῶν τρία γένη ἐστίν, τὸ δακτυλικόν, τὸ ἰαμβικόν, τὸ παιωνικόν*, aber die Worte die er ausläszt sind bedeutungsvoll genug. Genauer gibt Marius Victorinus in seinem Capitel *de rhythmo* unsere Stelle des Aristox. wieder, die ihm hier vorlag, denn er fügt nach der Erörterung des *rhythmus dactylicus*, *iambicus* und *paeonicus* p. 2485 die Worte hinzu: *hae sunt tres partitiones quae continuam ῥυθμοποιίαν faciunt*, womit er das aristoxenische *συνεχῆ ῥυθμοποιίαν* übersetzt. Welcher Nachdruck auf den Worten *καὶ συνεχῆ ῥυθμοποιίαν δεχομένων* liegt, geht daraus hervor dasz Aristox. die *πόδες ἐν λόγῳ τριπλασίῳ* und *ἐπιτρίτῳ* ausdrücklich aus der Zahl der *συνεχῆ ῥυθμοποιίαν δεχόμενοι* als arrhythmisch ausschlieszt. Vgl. p. 302: *ὁ μὲν τοῦ τριπλασίου* (sc. *λόγος*) *οὐκ ἔρρυθμός ἐστιν* und p. 304: *οὐκ ἔστιν ἔρρυθμος . . . ὁ τοῦ ἐπιτρίτου.* Ein triplasischer und epitritischer

Fusz kann also vorkommen, aber nicht in der *συνεχὴς ῥυθμοποιία*. Der Sinn hiervon kann kein anderer sein als der: die *πόδες διπλάσιοι*, *ἴσοι*, *ἡμιόλιοι* können fortlaufend mit einander verbunden werden (*in continua rhythmopoeia*), z. B. ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ oder ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ oder –́ ⏑ – –́ ⏑ – –́ ⏑ – –́ ⏑ –, aber nicht die *πόδες ἐν λόγῳ τριπλασίῳ* und *ἐπιτρίτῳ*, also nicht ⏑ ⊔́ ⏑ ⊔́ ⏑ ⊔́ ⏑ ⊔ und nicht ⏑ ⊔́ ⊔ ⏑ ⊔́ ⊔ ⏑ ⊔́ ⊔ ⏑ ⊔́ ⊔. In den beiden letzten Reihen ist wie in den drei vorausgehenden die Rhythmopoeie eine fortlaufende, ununterbrochene, eine *συνεχὴς* oder *continua*, und daher ist weder die aus triplasischen noch die aus epitritischen Füszen bestehende eine errhythmische, weil beide Verhältnisse aus der *συνεχὴς ῥυθμοποιία* ausgeschlossen sind. Nur dann, wann diese secundären Füsze vereinzelt unter den drei Normalrhythmen vorkommen, nur dann sind sie zulässig; sie bilden dann eine *ῥυθμοποιία ἀσυνεχής*, wie wir nach Analogie von *σύνθετος* und *ἀσύνθετος* sagen dürfen. Die Worte *γίνεται δέ ποτε πούς καὶ ἐν τριπλασίῳ λόγῳ* stehen somit im Gegensatze zu *τῶν δὲ ποδῶν τῶν καὶ συνεχῆ ῥυθμοποιίαν δεχομένων* und finden durch diesen Gegensatz ihre Erklärung.

Wo aber finden wir die secundären Füsze in der Metrik? Wenn ich gr. Rh. S. 30 den Amphibrachys des Terentianus Maurus p. 2414 als Beispiel eines *ποὺς ἐν τριπλασίῳ λόγῳ* anführte: ⏑ –́ ⏑ (1 3) | ⏑ –́ ⏑ (1 3) | ⏑ –́ ⏑ (1 3), so stimmt das zwar mit der Auffassung des Metrikers, denn es heiszt bei ihm dasz Thesis und Arsis im Verhältnis von 1 : 3 stehen: *septimum pedem loquemur, quem vocant ἀμφίβραχυν, cum duae breves utrimque, media longa ponitur: arsis uno sublevetur, deprimant thesin tria;* aber die rhythmische Messung kann dies nicht sein, denn der *λόγος τριπλάσιος* wäre hier in einer *continua rhythmopoeia* gebraucht. Die Messung welche Terentianus Maurus dem vorliegenden Verse gibt, ist also nach Aristoxenus arrhythmisch. Terentianus hat nur die sogenannte metrische, durchgängig ein- und zweizeitige Silbenmessung im Auge, ohne sich um die rhythmische Messung zu bekümmern, und fügt deshalb auch nach der kurzen Aufzählung der drei Rhythmengeschlechter p. 2412 die Worte hinzu: *latius tractant magistri rhythmici vel musici, nos viam metri studemus parte ab aliqua pandere.* Ueberhaupt wissen die Rhythmiker von einem Amphibrachys gar nichts, und der vorliegende Vers ist bei ihnen kein amphibrachischer, sondern ein *προσοδιακὸς* oder *ἐνόπλιος* (mit kyklischen Anapaesten).

Als wirkliche rhythmische Messung kommt der *λόγος ἐπίτριτος* und *τριπλάσιος* bei einem *χρόνος ἄλογος* vor, wie bereits gr. Rh. S. 237 bemerkt ist. Wo der letztere eine Thesis ist, wie in dem *χορεῖος ἄλογος* des Aristoxenus, steht er mit der dazu gehörigen Arsis in dem Verhältnis von $2 : 1\frac{1}{2} = 4 : 3$, also im *λόγος ἐπίτριτος*: –́ ⏑ᵅ, 2 $\frac{3}{2}$; wo er Arsis ist, wie in dem *κρητικὸς* der Rhythmiker, bildet er mit der folgenden Thesis das Verhältnis $1\frac{1}{2} : \frac{1}{2} = 3 : 1$, also den *λόγος τριπλάσιος*: – ⏑ –ᵅ ⏑, 2 1 $\frac{3}{2}$ $\frac{1}{2}$; auch auf die irrationalen Füsze findet demnach der Satz des Aristox. seine Anwendung: *ἐστὶ δὲ ἐν τῇ τοῦ ῥυθ-*

μοῦ φύσει ὁ ποδικὸς λόγος, ὥσπερ ἐν τῇ τοῦ ἡρμοσμένου τὸ σύμφωνον: der irrationale Trochaeus oder Iambus entspricht dem symphonierenden *διὰ τεσσάρων*, die irrationale Arsis mit der folgenden *brevi brevior* dem symphonierenden *διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε*.

Aber es wäre gegen die Stellen der alten, wenn wir die secundären Rhythmengeschlechter auf die irrationalen und kyklischen Füsze beschränken wollten, die vielmehr erst im weitern Sinne dazu gerechnet werden können. Aristox. hat bei seinen Worten *γίνεται δέ ποτε πούς καὶ ἐν τριπλασίῳ λόγῳ, γίνεται καὶ ἐν ἐπιτρίτῳ* zunächst Füsze im Sinne, welche rationale Zeiten, nemlich 1 + 3 und 3 + 4 Moren enthalten. Dies geht unmittelbar aus der Stelle des Aristides hervor, nach welcher das kleinste *μέγεθος* des epitritischen Geschlechts ein *ἑπτάσημον* ist, also 3 + 4 Moren enthält; dem analog müssen wir auch für das triplasische Geschlecht ein *μέγεθος τετράσημον* 1 + 3 annehmen. Nur von diesen kann fortan die Rede sein.

IV.

Wir wissen aus den im vorhergehenden mitgetheilten Sätzen der Rhythmiker, dasz die *πόδες τετράσημοι τριπλάσιοι* und *ἑπτάσημοι ἐπίτριτοι* nur vereinzelt zwischen den übrigen Rhythmen vorkommen, in einer *continua rhythmopoeia* dagegen unzulässig sind. Dies führt uns aber von selbst auf den nähern Thatbestand. Unterbrochen ist der Rhythmus in allen solchen Versen, in denen eine Synkope der Thesis eingetreten ist und daher zwei Arsen unmittelbar aufeinander folgen; die secundären Rhythmengeschlechter haben daher im synkopierten Metrum ihre Stelle. Dahin gehören die katalektisch iambischen Verse, die nach den gr. Rh. § 20 zusammengestellten Nachrichten der alten folgendermaszen zu messen sind:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⊔ –

rhythmisch gleich dem akatal.: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –.

Die letzte Thesis ist synkopiert, d. h. sie ist nicht durch eine besondere Silbe ausgedrückt, ihr Zeitumfang wird durch *τονή* der vorausgehenden Arsis compensiert, indem diese zu einem *χρόνος τρίσημος* erweitert wird. Nach der antiken Theorie besteht ein solcher Vers aus fünf Iamben und einer Silbe: ⏑ – | ⏑ – | ⏑ – | ⏑ – | ⏑ ⊔ | –, aber nur die vier ersten Iamben sind *πόδες ἐν λόγῳ διπλασίῳ*, der fünfte ist ein *πούς ἐν λόγῳ τριπλασίῳ*, da die Länge das dreifache der Thesis beträgt. Ebenso gehören hierher die iambischen Verse, in denen die Synkope der Thesis an einer andern Stelle stattfindet, z. B. nach der zweiten Arsis: ⏑ – ⏑ ⊔ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –. Es ist nicht nöthig, die allein richtige rhythmische Messung welche Böckh für diesen Vers annimmt gegen die den alten völlig widerstreitende Auffassung Hermanns zu vertheidigen; es sei nur bemerkt dasz der Vers nicht aus zwei Reihen besteht, wobei wir auf den von Aristides als einen einzigen Rhythmus aufgeführten *ἁπλοῦς βακχεῖος ἀπὸ ἰάμβου*: ⏑–⏑⊔–⏑–⏑ verweisen, und dasz die fehlende Thesis nicht durch *λεῖμμα*, sondern durch *τονή* der vorausgehenden Arsis ersetzt wird. Die alten nun

messen den vorliegenden Vers *): ⏑ – ⏑ ⊥ | – ⏑ – ⏑ | – ⏑ –; aber der erste Diiambus ist kein *ποὺς ἑξάσημος ἐν λόγῳ ἴσῳ*, sondern ein *ποὺς ἑπτάσημος ἐν λόγῳ ἐπιτρίτῳ*, der erste Iambus enthält drei, der zweite (mit dreizeitiger Länge) vier Moren. Die Aufzählung der übrigen hierher gehörigen Metra (auch die sog. antispastisch-iambischen Verse gehören hierher) bleibt einem andern Orte vorbehalten, da die mitgetheilten Beispiele zur Erläuterung der in Frage stehenden Rhythmengeschlechter genügen. Die Rhythmopoeie ist hier keine *συνεχὴς* mehr, indem der Rhythmus unterbrochen, die Aufeinanderfolge von Arsis und Thesis durch Synkope der letztern gestört wird. In einem solchen Falle trat nach der Theorie der alten die *μῖξις ῥυθμοποιίας* ein (*καθ' ἣν τοὺς ῥυθμοὺς ἀλλήλοις συμπλέκομεν, εἴ που δέοι* Aristid. p. 43) und zwar die zweite der hierher gehörigen *συμπλοκαὶ χρόνων*, welche Bacchius p. 23 mit den Worten *συμπέπλεκται μακρὸς μακρῷ* bezeichnet, worüber das nähere gr. Rh. § 42.

Die hier erfolgende Dehnung der Länge erklärt zugleich einen von Marius Victorinus in seinem Capitel *de rhythmo* p. 2484 gebrauchten Ausdruck. Dieser sagt nemlich von den in der *continua rhythmopoeia* gebrauchten Rhythmen: *rhythmus est pedum temporumque* *i u n c t u r a v e l o x*, *divisa in arsi et thesi*. Die *continua* oder *συνεχὴς ῥυθμοποιία* ist in der That der *ἀσυνεχὴς* gegenüber, in der die secundären Rhythmen ihre Stelle haben, eine *velox iunctura;* die letztere könnte man als *tarda* oder *remissa iunctura* bezeichnen. Denn da im *ποὺς τριπλάσιος* oder *ἐπίτριτος* gedehnte Längen vorkommen, so ist der Gang hier ein langsamerer als da, wo die drei Normalrhythmen *in continua rhythmopoeia* verbunden sind.

Wir haben hiermit gezeigt dasz ein *ποὺς ἐν λόγῳ τριπλασίῳ* und *ἐπιτρίτῳ* ebenso wie die *ἀσυνεχὴς ῥυθμοποιία* durch Synkope der Thesis bedingt wird. Damit ist aber nicht gesagt dasz eine jede Synkope das eintreten jener Füsze zur Folge hat; dies ist vielmehr nur dann der Fall, wenn die Reihe mit einer Thesis beginnt. In einer trochaeischen Reihe bringt die Synkope zwar *τονὴ* der Länge hervor und hebt die *συνεχὴς ῥυθμοποιία* auf, aber sie veranlaszt kein triplasisches Verhältnis. Deshalb sagt Aristoxenus von den drei Normalrhythmen: *τῶν καὶ συνεχῆ ῥυθμοποιίαν δεχομένων*: die secundären Rhythmengeschlechter lassen blosz eine *ἀσυνεχὴς ῥυθμοποιία* zu, die normalen sowol die *ἀσυνεχὴς* wie die *συνεχής*. So bilden in der Reihe ⏑́ ⏑ ⊔ – ⏑ – ⏑ nicht blosz die vier letzten, sondern auch die drei ersten Silben einen *ποὺς ἑξάσημος ἐν λόγῳ ἴσῳ*, der erste Trochaeus als dreizeitige Arsis, die folgende Länge als dreizeitige Thesis. Seine eigentliche Stelle hat der *λόγος τριπλάσιος* und *ἐπίτριτος* in den iambischen Strophen der Tragiker, besonders des Aeschylos und Euripides.

---

*) So besteht der Vers Aristoph. Nub. 1155 *βοάν. ἰώ, κλάετ' ὠβολοστάται* nach dem metrischen Scholiasten *ἐξ ἰαμβικῆς βάσεως καὶ τροχαϊκοῦ ἑφθημιμεροῦς*. Vgl. schol. Aristoph. Av. 623. Eurip. Orest. 970.

Ich kann hier nicht umhin auf eine früher von mir gehegte Ansicht zurückzukommen, dasz nemlich unter den ῥυθμοειδεῖς περίπλεῳ des Aristides nicht blosz die χρόνοι ἄλογοι, sondern auch gedehnte Längen (παρεκτεταμένοι) zu verstehen sind. In der gr. Rh. S. 126 wies ich diese Ansicht mit den Worten zurück: ‘der χρόνος περίπλεως ist stets gröszer als der πρῶτος, doch hat man dabei nicht an die eigentlichen παρεκτεταμένοι zu denken, da deren Charakter ein ganz anderer ist. Denn die παρεκτεταμένοι sind majestätisch, erhebend und ruhig, durch die περίπλεῳ dagegen werden die Rhythmen ὕπτιοι καὶ πλαδαρώτεροι, schlaff und weichlich, Aristid. p. 100.’ Doch scheint mir dieser Einwand nicht mehr von Gewicht zu sein. Auch die χρόνοι τρίσημοι geben dem Rhythmus meist den Charakter der Weichheit und Wehmut, wenn sie in iambischen Reihen, d. h. im λόγος τριπλάσιος und ἐπίτριτος gebraucht sind, wie sich dies in den meisten iambischen Strophen des Aeschylos und Euripides nachweisen läszt. Ich kehre daher zu der früher gehegten Ansicht zurück, dasz zu den ῥυθμοειδεῖς nicht blosz der τροχοειδὴς und ἰαμβοειδὴς ἄλογος gehören, obwol sich diese schon durch ihren Namen als die Hauptrepraesentanten dieser Classe darstellen, sondern dasz hierher auch die πόδες ἐν λόγῳ τριπλασίῳ καὶ ἐπιτρίτῳ zu zählen sind, die, wie oben gezeigt, im λόγος mit den irrationalen Füszen übereinkommen. Nur so vermag ich die Worte des Aristides p. 35 διὰ συνθέτων φθόγγων und p. 100 τῶν φθόγγων τὴν σύνθεσιν zu erklären. Zu den ῥυθμοειδεῖς στρογγύλοι müssen wir dem analog auch die zweizeitigen Füsze mit irrationaler Arsis hinzuzählen, wie z. B. den zweiten Trochaeus eines rhythmischen κρητικός, worüber vgl. gr. Rh. S. 141—143.

V.

Wenn wir von der modernen Auffassung rhythmischer Verhältnisse ausgehen wollten, so würden wir in den katal. iambischen, diiambisch-trochaeischen, antispastisch-iambischen Reihen usw. keine triplasischen und epitritischen, sondern durchweg nur diplasische Füsze von je drei Moren erkennen, da wir gewohnt sind die anlautende Thesis als Anakrusis oder Auftakt abzusondern, z. B. ⏑ | – ⏑ | ⊔ | – ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | ‒ oder ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | ⊔ | –. Zu dieser Messung, welche die rhythmische Einheit allerdings schärfer erfaszt hat, ist die antike Theorie nicht gelangt. Doch nähert sich ihr Aristoxenus wenigstens in so weit, als er erkannt hat dasz das errhythmische Megethos der ganzen Reihe durch einen triplasischen oder epitritischen Fusz nicht gestört wird. Darauf bezieht sich der mittlere Satz des fr. 6 Psell., zu dessen Erklärung wir nunmehr übergehn.

Schon oben ist bemerkt worden, dasz Psellus wie überall so auch in fr. 6 grosze Lücken gelassen hat. Wir haben nur den Anfangssatz (Aufzählung der rhythmischen Füsze), den Schluszsatz (Vergleich mit den σύμφωνα), und nur éin Satz ist uns aus der Mitte dieses Abschnittes erhalten: πᾶς δὲ ὁ διαιρούμενος εἰς πλείω ἀριθμὸν καὶ εἰς ἐλάττω διαιρεῖται. Was ist der Sinn desselben und in wel-

chem Zusammenhange stand er? Wir beantworten diese Frage folgendermaszen. Aristox. sagte: auszer den Normalrhythmen gibt es auch noch den triplasischen und epitritischen. Da die letzteren weniger *εὐφυεῖς* sind, so können sie nur unter besonderen Verhältnissen vorkommen, nemlich nicht als selbständige Rhythmen, sondern nur mit anderen Rhythmen verbunden (in einer *ἀσυνεχὴς ῥυθμοποιία*) und nur als Theile einer rhythmischen Reihe. Das Gesamtmegethos einer Reihe kann nemlich immer nur ein errythmisches sein (vgl. die Scala der Megethe), und die übermäszige Morenzahl eines *πούς ἐν λόγῳ τριπλασίῳ* oder *ἐπιτρίτῳ* musz daher durch die Morenzahl der übrigen zu derselben Reihe gehörenden Füsze ausgeglichen werden, z. B.

⏑ – ⏑ – | – ⏑ – *ῥυθμὸς δωδεκάσημος* (7 | 5)
⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – *ῥυθμὸς δωδεκάσημος.* (6 | 6)

Aristox. wies in der Ausführung dieses Satzes kurz auf die Bedeutung der durch die *διαίρεσις ῥυθμοποιίας* entstandenen rhythmischen Reihe hin, welche die Ausdehnung des *πούς καθ' αὐτὸν* um das doppelte und vielfache übersteigt, ähnlich wie er p. 291 Mor. gesagt hatte: *δεῖ δὲ μὴ διαμαρτεῖν ὑπολαμβάνοντας μὴ μερίζεσθαι πόδα εἰς πλείω τῶν τεττάρων ἀριθμῶν· μερίζονται γὰρ ἔνιοι τῶν ποδῶν εἰς διπλάσιον τοῦ εἰρημένου πλήθους ἀριθμὸν καὶ εἰς πολλαπλάσιον . . . ὑπὸ τῆς ῥυθμοποιίας διαιρεῖται τὰς τοιαύτας διαιρέσεις.* Bei dieser Auseinandersetzung sagte er: *πᾶς δὲ ὁ διαιρούμενος εἰς πλείω ἀριθμὸν καὶ εἰς ἐλάττω διαιρεῖται*, z. B. die iambische Hexapodie (*πούς μείζων ὀκτωκαιδεκάσημος*) zerfällt, insofern sie aus 6 einzelnen Füszen besteht, in 12, oder wenn man nach Dipodien rechnet, in 6 *χρόνοι ποδικοὶ* (*εἰς πλείω ἀριθμόν*); zugleich aber bildet sie eine rhythmische Einheit (*πούς κατὰ ῥυθμοποιίας διαίρεσιν*) und zerfällt als solche nur in 2 *χρόνοι* (*εἰς ἐλάττω ἀριθμόν*), nemlich in eine Arsis von 4 und eine Thesis von 2 iambischen Füszen (*χρόνοι ῥυθμοποιίας ἴδιοι*). Wenn nun eine Reihe einen *πούς ἐν λόγῳ τριπλασίῳ* oder *ἐπιτρίτῳ* enthält — dies ist der Gedanke des Aristox. —, so entsteht nur bei der Zerfällung *εἰς πλείω ἀριθμὸν* ein arrhythmisches Megethos, aber bei der höheren Gliederung nach *χρ. ῥυθμοποιίας ἴδιοι* (*εἰς ἐλάττω ἀριθμὸν*) wird das Megethos errhythmisch, z. B.

⏑ –́́ ⏑ – – – ⏑ – | ⏑ –́ ⏑ – errhythmisch (12 | 6)
⏑ –́́ ⏑ –́ | –́́ ⏑ –́ | ⏑ –́́ ⏑ –́ arrhythmisch. (7 | 5 | 6)

Durch diese Auffassung des Aristox., die sich aus dem éinen uns erhaltenen Satze noch deutlich erkennen läszt, wird also der Begriff des *λόγος τριπλάσιος* und *ἐπίτριτος* wenigstens für die ganze rhythmische Reihe wieder aufgehoben und den drei Normalrhythmen untergeordnet, und die antike Auffassung tritt hiedurch der modernen ziemlich nahe, wenngleich noch immer ein bedeutender Unterschied zwischen beiden besteht.

VI.

Mit dem eben erklärten Satz des Aristoxenus (fr. 6) steht der Inhalt des bei Psellus unmittelbar vorhergehenden Fragmentes (fr. 5) in so innigem Zusammenhange, dasz wir nicht umhin können demselben hier unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und wir glauben dies um so mehr thun zu müssen, als die bisherigen Erklärungsversuche in keiner Weise befriedigen können (Feuszner Aristoxenus S. 38—40). Der Wortlaut von fr. 5 ist folgender: *τῶν δὲ χρόνων οἱ μέν εἰσι ποδικοί, οἱ δὲ τῆς ῥυθμοποιίας ἴδιοι. ποδικὸς μὲν οὖν ἐστι χρόνος ὁ κατέχων σημείου ποδικοῦ μέγεθος οἷον ἄρσεως ἢ βάσεως ἢ ὅλου ποδός. ἴδιος δὲ ῥυθμοποιίας ὁ παραλλάσσων ταῦτα τὰ μεγέθη εἴτ' ἐπὶ τὸ μικρὸν εἴτ' ἐπὶ τὸ μέγα . . . . καὶ ἐστὶ ῥυθμὸς μέν, ὥσπερ εἴρηται, σύστημά τι συγκείμενον ἐκ τῶν ποδικῶν χρόνων, ὧν ὁ μὲν ἄρσεως, ὁ δὲ βάσεως, ὁ δὲ ὅλου ποδός· ῥυθμοποιία δ' ἂν εἴη τὸ συγκείμενον ἔκ τε τῶν ποδικῶν χρόνων καὶ ἐκ τῶν αὐτῆς τῆς ῥυθμοποιίας ἰδίων.* Auch hier gibt Psellus nur den Anfangs- und Schluszsatz der Stelle die ihm im Original vorlag; zwischen beiden ist eine grosze Lücke, die wir durch Punkte bezeichnet haben. Die beiden Classen von *χρόνοι* die in dem Anfangssatze unterschieden werden, sind durch die zwei Classen von *πόδες* bedingt, welche Aristox. rhythm. p. 289—292 und harm. p. 34 unterscheidet. Der *ποὺς καθ' αὑτὸν* zerfällt in zwei *χρόνοι ποδικοί*, der durch *διαίρεσις ῥυθμοποιίας* gebildete in zwei *χρόνοι ἴδιοι ῥυθμοποιίας*.

1) Der *ποὺς καθ' αὑτὸν* oder, was dasselbe ist, *ποὺς ᾧ σημαινόμεθα τὸν ῥυθμὸν καὶ γνώριμον ποιοῦμεν τῇ αἰσθήσει* ist entweder eine Monopodie oder Dipodie.*) Im ersten Falle ist sein *χρόνος*, genannt *χρόνος ποδικός*, entweder eine *βάσις* oder *ἄρσις μονόχρονος*, im zweiten ein ganzer Fusz:

πόδες καθ' αὑτούς

– ◡		– ◡ – ◡	
μέγεθος βάσεως	*μέγεθος ἄρσεως*	*μέγ. ὅλου ποδὸς (βάσ.)*	*μέγ. ὅλου ποδὸς (ἄρσ.)*

χρόνοι ποδικοί.

Im Paeon finden sich beide Bestandtheile vereinigt (*ἄρσις καὶ διπλῆ βάσις*). Ist der *χρόνος ποδικὸς* ein *ὅλος πούς*, so kann er auch aus einer einzigen gedehnten Silbe bestehen, z. B. – ◡ ⌴ (gr. Rh. S. 174), doch ist dies natürlich keineswegs immer der Fall, wonach das a. a. O. S. 39 Anm. 6 von mir gesagte zu berichtigen ist.

2) Der durch *διαίρεσις ῥυθμοποιίας* gebildete *ποὺς* (Tripodie, Tetrapodie, Pentapodie, Hexapodie) übertrifft den *ἀριθμὸς* des *ποὺς καθ' αὑτὸν* um das doppelte oder vielfache (*διπλάσιον, πολλα-*

---

*) Damit ist aber nicht gesagt dasz jede Dipodie — der Monopodie zu geschweigen — ein *ποὺς καθ' αὑτὸν* sei und nicht der *διαίρεσις ῥυθμοποιίας* angehöre. Das letztere ist stets der Fall, wenn die Dipodie eine selbständige Reihe ist; vgl. gr. Rh. S. 63. 232.

πλάσιον Aristox. p. 291), deshalb musz auch jeder seiner beiden χρόνοι, genannt ἴδιοι ῥυθμοποιίας, den χρόνος des ποὺς καθ' αὑτὸν mehr oder weniger übertreffen (παραλλάσσων ταῦτα τὰ μεγέθη εἴτ' ἐπὶ τὸ μικρὸν εἴτ' ἐπὶ τὸ μέγα). Bei letzterem war die gröste Ausdehnung das μέγεθος ὅλου ποδός, hier dagegen beträgt sie den Umfang einer Dipodie, Tripodie und Tetrapodie (gr. Rh. § 18), z. B.

διαιρέσεις ῥυθμοποιίας

–̋ ⏑ – ⏑	–́ ⏑ – ⏑	–̋ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑	–́ ⏑ – ⏑
μέγ. διποδίας (βάσ.)	μέγ. διποδίας (ἄρσ.)	μέγ. τετραποδ. (βάσ.)	μέγ. διποδίας (ἄρσ.)

χρόνοι ἴδιοι ῥυθμοποιίας.

Mit dem Schluszsatze unseres Fragmentes will Aristox. keineswegs eine Definition von Rhythmus und Rhythmopoeie geben, der Sinn ist vielmehr folgender. Schon die blosze Gliederung nach χρόνοι ποδικοὶ bringt einen ῥυθμὸς hervor (analog heiszt es von dem aus χρόνοι ποδικοὶ bestehenden ποὺς καθ' αὑτὸν p. 288: ᾧ δὲ σημαινόμεθα τὸν ῥυθμόν), aber das ist noch keine ῥυθμοποιία. In der Rhythmopoeie musz vielmehr zu der Gliederung nach χρόνοι ποδικοὶ noch die Gliederung nach χρόνοι ἴδιοι ῥυθμοποιίας hinzukommen, zu der Gliederung nach Einzeltakten noch die höhere Gliederung der rhythmischen Reihe. Erst beides vereint macht die Rhythmopoeie aus. Ein Beispiel wird dies verdeutlichen. Gliedern wir die Reihe ⏑ –́ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – nach χρόνοι ποδικοί, so haben wir einmal die Gliederung des einzelnen Fuszes, die ἄρσις und βάσις μονόχρονος zu bestimmen: ⏑́ –̋ ⏑́ –̋ ⏑́ –̋ ⏑́ –̋ ⏑́ –̋ ⏑́ –̋ sodann haben wir aber, da auch der ὅλος ποὺς (hier der einzelne Iambus) ein χρόνος ποδικὸς ist, die Reihe auch nach Dipodien zu gliedern, von den beiden Füszen der Dipodie ist der eine die Arsis, der andere die Thesis: ⏑ –̋ ⏑ –́ ⏑ –̋ ⏑ –́ ⏑ –̋ ⏑ –́. Schon durch diese Gliederung nach χρόνοι ποδικοὶ haben wir einen Rhythmus, oder nach unserer modernen Bezeichnungsweise, wir haben Takt, nemlich sechs $^3/_8$ oder drei $^6/_8$ Takte. Aber mit der bloszen Taktfolge begnügt sich die antike Rhythmopoeie so wenig wie die moderne; es musz noch eine höhere Gliederung hinzutreten, was wir moderne die periodische Gliederung, die antiken die Gliederung nach χρόνοι ῥυθμοποιίας ἴδιοι nennen. Die ganze Reihe von 18 Moren soll als Einheit gefaszt, die einzelnen Takte zu einem in sich geschlossenen ganzen zusammengefügt werden, bezeichnet durch die geordnete Hervorhebung der einen Arsis zur Haupttarsis, der übrigen Arsen zu Nebenarsen. Wir haben deshalb nach der Ueberlieferung der alten (gr. Rh. S. 62. 75. 77) zu sondern

⏑ –̋ ⏑ – ⏑ – ⏑ –	⏑ –́ ⏑ –
βάσις	ἄρσις.

Nur dann, wenn wir diese Gliederungen verbinden, wenn wir ein σύστημα haben ἐκ τῶν ποδικῶν χρόνων καὶ ἐκ τῶν αὐτῆς ῥυθμοποιίας ἰδίων, nur dann ist den Forderungen der Rhythmopoeie Genüge ge-

schehen. Deshalb sagt Aristides p. 42: *τελεία δὲ ῥυθμοποιία, ἐν ᾗ πάντα τὰ ῥυθμικὰ περιέχεται σχήματα*, d. h. in ihr müssen alle *σχήματα* vorkommen, welche durch die *διαίρεσις ῥυθμοῦ* hervorgebracht werden, sowol die Diaeresis der Reihe in Einzeltakte und deren Arsis und Thesis, als auch die Diaeresis der Reihe nach ihren beiden Hauptgliedern, der Arsis und Thesis, von denen eine jede mehrere Füsze umfassen kann, wie dies an dem letzten Beispiele gezeigt ist.

VII.

Die technischen Ausdrücke des Aristoxenus in fr. 5 Psell. stehen also völlig fest. *Χρόνοι ποδικοὶ* sind einerseits Arsis und Thesis des einzelnen Fuszes, andrerseits die beiden Füsze einer Dipodie, die sich ebenfalls wie Arsis und Thesis zueinander verhalten; die *χρόνοι ῥυθμοποιίας ἴδιοι* beziehen sich auf die Gliederung der Reihe nach Haupt- und Nebenarsis, es sind die beiden rhythmischen Glieder der ganzen Reihe, die stets in demselben Verhältnis zueinander stehen müssen wie Arsis und Thesis des einzelnen Fuszes.

Wie verhält sich aber zu dieser Terminologie die Stelle des Aristides p. 34: *ἔτι τῶν χρόνων οἱ μὲν ἁπλοῖ, οἱ δὲ πολλαπλοῖ, οἳ καὶ ποδικοὶ καλοῦνται*? Man scheint allgemein angenommen zu haben dasz das Wort *χρόνοι ποδικοὶ* hier in einem ganz andern Sinne als in dem aristoxenischen Fragment bei Psellus gebraucht sei. Wir können hiermit ebenso wenig wie mit den bisherigen Erklärungen einverstanden sein. G. Hermann nimmt die *ἁπλοῖ* da an, wo ein metrischer Fusz aus gleichen Silben besteht, wie Spondeus, Proceleusmaticus, Tribrachys, die *πολλαπλοῖ*, wo er aus ungleichen Silben besteht, wie Dactylus, Anapaest, Trochaeus. Feuszner, dem Caesar beitritt, hält die *χρόνοι ἁπλοῖ* und *πολλαπλοῖ* für identisch mit den *χρόνοι ἀσύνθετοι* und *σύνθετοι* des Aristoxenus, und meint in seiner modernisierenden Weise: wenn ein 4/4 Takt aus zwei halben Noten besteht, so sind dies zwei *ἁπλοῖ*, wenn er aus 16 sechszehnteln besteht, so sind das zwei *πολλαπλοῖ*, je acht sechszehntel zu einem *χρόνος* vereint. Aber es ist weder das eine noch das andere der Fall. Die *χρόνοι ἁπλοῖ* des Aristides sind identisch mit den *χρόνοι ποδικοὶ* des Aristoxenus, die *πολλαπλοῖ* mit den *χρόνοι ἴδιοι ῥυθμοποιίας*. Die Bezeichnung des Aristides war zweifelsohne auch dem Aristoxenus bekannt, vielleicht hatte sie dieser gerade in der von Psellus ausgelassenen Stelle des fr. 5 gebraucht. Aristoxenus sagt nemlich mit Beziehung auf diese Terminologie harm. p. 34 von den aus *χρόνοι ποδικοὶ* bestehenden *πόδες*, den *πόδες καθ' αὑτούς*: *ἁπλᾶς τε καὶ τὰς αὐτὰς* sc. *κινήσεις κινοῦνται*, demnach sind auch die *χρόνοι* derselben *ἁπλοῖ*; er sagt ferner mit Beziehung auf die *διαίρεσις ῥυθμοποιίας* und die daraus entstandenen im Megethos wechselnden Füsze: *ῥυθμοποιία πολλὰς καὶ παντοδαπὰς κινήσεις κινεῖται*, demnach sind auch die *χρόνοι* dieser Füsze, die sogenannten *χρόνοι ἴδιοι ῥυθμοποιίας*, *πολλαπλοῖ*. Der *πους καθ' αὑτὸν* besteht aus *χρόνοι ποδικοὶ* oder *ἁπλοῖ*: der *πους κατὰ ῥυθμοποιίας διαίρεσιν* aus *χρόνοι*

ἴδιοι ῥυθμοποιίας oder *πολλαπλοῖ*. Aber wie steht es mit dem Zusatze des Aristides: *οἳ καὶ ποδικοὶ καλοῦνται*? Hier ist zweifellos ein Fehler im Text, der aber glücklicherweise leicht zu entfernen ist, wenn wir den Zusatz dahin stellen, wohin er nach Aristox. gehört, nemlich hinter *ἁπλοῖ*. Darauf hätte schon die Uebersetzung des Martianus Capella führen müssen p. 191 Meib.: *sed temporum alia simplicia sunt, quae podica etiam perhibentur. pes vero* etc. Hier fehlen die Worte *alia multiplicia* als Uebersetzung von *οἱ δὲ πολλαπλοῖ*, wie Meibom richtig bemerkt hat, aber mit Unrecht hat er sie hinter *simplicia sunt* eingeschoben. Wir haben vielmehr zu schreiben bei Martianus: *sed temporum alia simplicia sunt*, *quae podica etiam perhibentur*, [*alia multiplicia*], und bei Aristides: *ἔτι τῶν χρόνων οἱ μὲν ἁπλοῖ, οἳ καὶ ποδικοὶ καλοῦνται, οἱ δὲ πολλαπλοῖ. πους μὲν οὖν ἐστὶ μέρος τοῦ παντὸς ῥυθμοῦ, δι' οὗ τὸν ὅλον καταλαμβάνομεν.* Die Worte *οἱ δὲ πολλαπλοῖ* mögen früh aus dem Texte des Aristides ausgefallen sein, deshalb hat sie Martianus nicht übersetzt und ein späterer bei Aristides wieder hinzugefügt, wodurch sie an das Ende des Satzes gekommen sind. Die von uns gemachte Umstellung wird aber nicht blosz durch Aristoxenus erfordert und durch den Fehler bei Martianus bestätigt, sondern auch durch die Stelle des Aristides selber nothwendig gemacht. Aristides bringt nemlich drei verschiedene Eintheilungen der *χρόνοι*: 1) *πρῶτος* und *σύνθετος*, 2) *ἔρρυθμοι*, *ἄρρυθμοι* und *ῥυθμοειδεῖς*, 3) *ἁπλοῖ* und *πολλαπλοῖ*. Auch die letzteren musz er ebenso wie die unter 1) und 2) näher erklären, und zwar zuerst die als e r s t e Classe genannten, die *ἁπλοῖ* oder *π ο δ ι κ ο ί*. Statt aber zu sagen *ποδικοὶ μὲν οὖν*, sagt er *πους μὲν οὖν*, was auf dasselbe hinauskommt. Die Stelle respondiert mit Aristox. p. 288: *ᾧ δὲ σημαινόμεθα τὸν ῥυθμὸν... πούς ἐστιν κτλ.* Auch Aristox. bespricht hier nur die *χρόνοι* des *πους καθ' αὑτόν*, d. h. die *χρόνοι ποδικοὶ* oder *ἁπλοῖ* und verweist für die *χρόνοι ῥυθμοποιίας ἴδιοι*, die er nur anticipierend berührt, auf das Capitel von der Rhythmopoeie. Ebenso auch Aristides, der bei seiner compendiarischen Fassung die *πολλαπλοῖ*, die zweite Classe, auch nicht einmal anticipierend bespricht.

Ich bin hiermit dem Versprechen nachgekommen, das ich am Ende des Vorwortes zur griechischen Rhythmik gegeben habe. Zugleich benutze ich diese Gelegenheit, um zu den Addenda und Corrigenda meiner Rhythmik noch folgende Nachträge zu machen: S. 13 *ποσῆς*, S. 15 u. 16 falsche Bezifferung der Anmerkung, S. 54 Z. 14 *ὀκτωκαιδεκασήμου*; das Anm.-Zeichen 5) gehört hinter *ἑκκαιδεκασήμου* Z. 16; S. 59 Z. 4 *ἑκκαιδεκάσημον*, S. 76 Anm. 6 ⏗⏑ ⏗⏑ ⏗⏑, S. 85 Z. 14 v. u. die Auslassung von –, S. 86 Z. 6 *διπλάσιος* statt *ἴσος*, S. 88 Z. 4 *ἴσος* statt *διπλάσιος*, S. 97 Z. 4 *ἐς* statt *ἐξ*, S. 126 *στρογγύλοι*, S. 137 *τούτων τῶν τρόπων*, S. 200 *ἔχει* statt *ἔχε*, S. 225 im Schema ⏗⏑⏑⏗ –⏑⏑–⏑, S. 5 Anm. 9 ist hinzuzufügen: Lasos bei Mart. Capella p. 936 Kopp. Schlieszlich bemerke ich dasz ich S. 65 Anm. die *ἐπ' ἀκριβὲς τεχνολογία* des Aristides unrichtig auf rhythmische Verhältnisse bezogen habe.

Tübingen. Prof. *August Rossbach.*

18.

Aristarch-homerische Excurse.

2.*)

Infinitivformen im vierten Fusze vor der bukolischen Caesur.

Nachdem Hermann bereits Orph. p. 729 f. darauf hingewiesen hatte dasz die epischen Dichter im vierten Fusze den Dactylus dem Spondeus vorziehen, wenn auf denselben die Caesur eintritt, Spitzner aber in der Ilias mehr dem subjectiven Gefühle folgend bald den Spondeus für 'magis congruum huic versuum regioni' erklärt hatte, wie *T* 100, bald durch Aufnahme des Dactylus für die 'volubilitas numerorum' Sorge getragen hatte, machte neuerdings R. Merkel prol. Apoll. Rh. p. CXII auf die grosze Accuratesse aufmerksam, welche Apollonios namentlich auf diesen Theil des Verses verwendet habe, auch in diesem Stücke ein sorgfältiger Beobachter der aristophanischen Recension des Homer. Ob nun Aristophanes von Byzanz, als er *T* 30 *γ* 237 *ἀλαλκέμεν*, dagegen *B* 447 *ἀγήρων* und *β* 50 *ἐπέχραον* edierte (an den andern von Merkel angeführten Stellen mag es trotz *B* 447 glaublich, dürfte jedoch schwer zu beweisen sein dasz dem Aristophanes diejenige Lesart gehöre, welche die aristarchische nicht ist), an ein 'artificium circa pedem quartum' dachte, bleibe dahin gestellt: ich denke, er schrieb was seine Handschriften lasen; Aristarch aber, wie ich bereits im 1n Excurse angeführt, dachte nicht entfernt an dergleichen metrische Beobachtungen, wenn er auch z. B. *N* 172 eine Lesart des Zenodot wegen des *κακόμετρον ποιεῖν τὸ ἔπος* verwirft; vgl. auch *Σ* 222 *Ψ* 221 Dionys zu *X* 379. Gleichwol darf zugegeben werden dasz Merkels Bemerkungen etwas verführerisches haben, weil in der That eine Schütte aristarchischer Lesarten beigebracht werden kann, welche zu beweisen s c h e i n e n dasz dieser Kritiker, zunächst gleichviel aus welchem Grunde, im Widerspruch mit Aristophanes geneigter war die Beweglichkeit des Rhythmus durch Aufnahme von Spondeen zu hemmen, ja sogar eigensinniger Consequenz zu Liebe (*Γ* 18) den Rhythmus nach unserm Gefühl zu verunschönen als dem Verse durch Dactylen Beweglichkeit zu verleihen. Stellen wo die Tilgung des Augmentes Ursache eines trägern Rhythmus ist, bietet der 1e Excurs. Man nehme folgende hinzu: *A* 91 *ὅς νῦν πολλὸν ἄριστος Ἀ χ α ι ῶ ν* (statt *ἐνὶ στρατῷ*). 117 *βούλομ' ἐγὼ λαὸν σ ῶ ν* (*σόον*) vgl. *ε* 305. *Γ* 18 *καὶ ξίφος α ὐ τ ὰ ρ δ ο ῦ ρ ε* (*ὁ δοῦρε*), weil er Vs. 19. 20 strich. *H* 130 *β α ρ ε ί α ς χεῖρας* (*φίλας ἀνὰ χεῖρας*). *K* 362 *χῶρον ἀν' ὑλήενθ', ὁ δὲ* (*ὁ δέ τε*). 539 *Ἀργείων ὤ ρ ι σ τ ο ι* (*οἱ ἄριστοι*). *M* 218 *ὄρνῑς ηλθε* (attisch, statt *ὄρνις ἐπῆλθε*). 382 *χ ε ί ρ ε σ σ' ἀ μ φ ο τ έ ρ η σ ι ν*

*) Nr. 1 steht im Philologus IX S. 426 ff.

(χειρί γε τῇ ἑτέρῃ). *N* 347 Ζεὺς μ έ ν ῥ α Τρώεσσι (μὲν ἄρα). [359 διχῶς· ἐπ' ἀλλήλοισι und ἐπ' ἀμφοτέροισι.] *Ξ* 44 δ ε ί δ ω, μὴ δή μοι (δείδια). *O* 94 οἷος κ ε ί ν ο υ θυμός (ἐκείνου). *Π* 188 φ ώ ω ς δ ὲ (προφόωςδε). *Υ* 57 ὑψόθεν· α ὐ τ ὰ ρ ᾿ν έ ρ θ ε (ἔνερθε). *X* 324 φαῖνον δὲ κληῗδες. [*Ψ* 467 σ ύ ν θ' ἅρματα ἆξαι (γρ. κατά θ'. A). 750 μέγαν κ α ὶ πίονα δημῷ (ἐν ἄλλῳ καταπίονα. A).] α 244 νῦν ἑτέρως β ο ύ λ ο ν τ ο (ἐβάλοντο, ἐβόλοντο). γ 380 ἀλλὰ ἄνασσ' ἵ λ η θ ι (ἐλέαιρε). ε 132 Ζεὺς ἔ λ σ α ς (ἐλάσας). η 221 καὶ ἐ μ π λ η σ θ ῆ ν α ι (καὶ ἐνιπλήσασθαι). ξ 65 θεὸς δ' ε ὔ μ ο ρ φ ο ν ἀέξῃ (ἐπὶ ἔργον). ο 152 ε ἰ π ε ῖ ν (εἴπετον). Von diesen Stellen sind *A* 91 *H* 130 *Ψ* 467 unten wieder einzureihen, von den übrigen ähneln sich *Γ* 18 *K* 359 *M* 218 *N* 379 *O* 94 *Π* 188 *Υ* 57 *X* 324 (vgl. im 1n Excurs *B* 250 Z 155 *Φ* 84 *Δ* 43 *O* 601) insofern, als durch die aristarchische Schreibart der durch die Caesur nach dem dritten Trochaeus ohnehin matte Vers noch träger schleppt und fast auseinanderfällt. — Woher nun diese Erscheinung? folgte Aristarch seinem Ohre und individuellen rhythmischen Sinne, oder seinen Handschriften und anderweiten sprachlichen Beobachtungen? Vergleicht man *Υ* 57 (*Γ* 18) mit ι 434 κείμην· αὐτὰρ χερσὶν ἀώτου, ζ 132 nach Rhians Lesart δαίεται· αὐτὰρ βουσί, *Φ* 294 und findet daselbst sogar die Interpunction nach dem ersten Fusze wieder, so wird man wol nicht zweifelhaft sein dasz an einer guten Anzahl von Stellen, deren Rhythmus uns nicht behagen will, unser Tadel, wenn er den Kritiker trifft, ihn wenigstens nicht als Metriker trifft, sondern vielleicht als zu consequenten Grammatiker. In Wahrheit ist auch diese Neigung Aristarchs für den Spondeus nur s c h e i n b a r, wie er denn z. B. andrerseits öfter an derselben Stelle des Verses das zenodoteische ἀπὸ οὗ nicht behielt, sondern ἀπὸ ἕο schrieb, oder z. B. *Λ* 639 κνέε statt κνῆ las, nach dem Zeugnis des Herakleides von Milet bei Eustath. p. 872. S Lobeck technol. p. 27. Osann quaest. Hom. part. III p. 26. IV p. 20.

Nach diesen Vorbemerkungen führe ich die Stellen auf in welchen Aristarch den Spondeus im 4n Fusze vor der Caesur aufgenommen hatte, obschon der Dactylus unschwer herzustellen war, und ordne selbige möglichst übersichtlich, werde mich jedoch für diesmal nur mit den Infinitivformen auf εμεν und ειν befassen*), um zu zeigen dasz ganz andre als metrische Gründe Aristarch bewogen die eine oder die andre Form zu wählen. Freilich wird dieser aristarch-homerische Excurs in einen antiaristarchischen umschlagen; allein die Absicht das Verständnis Homers zu fördern und ratio selbst im Fehlgriff wird auch hier zu Tage treten.

K 359 διώκειν, nach Zeugnis des Aristonikos — *P* 465 ἐπίσχειν, nach Herodian im Victor. — [*Σ* 258 πολεμίζειν, nach Aristonikos? AB] — *T* 30 ἀλαλκεῖν, nach Didymos — *T* 71 ἰαύειν, nach Aristonikos — *T* 79 ἀκούειν, nach Didymos — γ 237 ἀλαλκεῖν, desgl. —

*) Diese Formen bespricht, soweit sie im ersten Fusze des heroischen Verses auftreten, en passant auch Lobeck technol. p. 168, ohne jedoch ein bestimmtes Ergebnis mitzutheilen.

ο 393 ἀκούειν, desgl. — *B* 447 ἀγήρων — *Θ* 538 ἀγήρως — ε 136 ἀγήρων — ε 305 σῶς, vgl. *Α* 117 — *I* 645 ἐείσω (ἐείσαο einige Hypomneme) — *Ξ* 235 χάριν εἰδέω — *Ω* 605 υἱεῖς und υἱέες, διχῶς — α 52 ὀλοόφρων — η 486 θέμωσεν (?) — *Α* 91 Ἀχαιῶν — *H* 130 βαρείας — *Ψ* 467 σὺν θ'. Nicht mit aufgenommen wurden *E* 466 *Π* 636, da Merkel a. a. O. durch *E* 549 widerlegt wird.

Dagegen erfahren wir dasz Aristarch den dactylischen Infinitiv auf εμεν hatte: *Γ* 459 ἀποτινέμεν, nach Aristonikos — *E* 132 οὐτάμεν, wo Zenodot οὐτάσαι, wie *Π* 322 — *E* 255 ἐπιβαινέμεν, nach Didymos schol. Soph. El. 320 — *Θ* 223 γεγωνέμεν, nach Aristonikos, vgl. *Λ* 6 — *I* 230 σαωσέμεν, laut Didymos *I* 681, vgl. *T* 401, wo keine Variante — *I* 688 εἰπέμεν, wie es scheint nach Aristonikos — *N* 367 ἀνωσέμεν AV — *Ξ* 125 ἀκουέμεν, wol nach Aristonikos — *Σ* 191 παρ' οἰσέμεν, nach Herodianos — *T* 68 μενεαινέμεν (*E* 606), nach Aristonikos — *T* 361 μεθησέμεν, wo Zenodot ἀμελησέμεν — *Φ* 455 ἀπολεψέμεν, wo gewis erst nach Aristarch aus seiner Metaphrase die Lesart αποκόψειν aufkam, aber auch nach Hesychios ἀπολέψομεν existiert haben musz. Andre Varianten, unter denen das veraltete kyprische ἀπολουσέμεν die merkwürdigste ist, worüber Lobeck technol. p. 22, s. bei Spitzner z. St. — *Ψ* 183 δαπτέμεν, nach Aristonikos — *Ψ* 660 πεπληγέμεν (V. τὸ δὲ πεπληγέμεν πλήσσειν. Friedländer Ariston. p. 3). — Von Erotian lex. Hippocr. p. 36 wird aus *B* 10 ἀγορευέμεν citiert, was nicht zu übergehen ist, da im Erotian durch das Medium des Bakcheios viel aristarchisches steckt.

Auszerdem liefern die Scholien folgende und, da A Zeuge ist, wahrscheinlich ältere Varianten: *I* 356 π ο λ ε μ ι ζ έ μ ε ν γρ. καὶ πολεμίζειν, Eustath. 755, 50 — *K* 147. 327 φ ε υ γ έ μ ε ν, Nikanor φεύγειν — *N* 9 ἀ ρ η ξ έ μ ε ν γρ. καὶ ἀρήξειν — [*T* 194 vulg. ἐνεικέμεν, ἐνεγκέμεν, Strabo ἐνεγκεῖν] — *T* 100 δ ι ε λ θ ε ῖ ν γρ. διελθέμεν — [*Ψ* 197 ἐλθέμεν im Versanfang, γρ. ἐλθεῖν] — β 244 καταπαυέμεν, wo Rhian καὶ παύεται — *N* 465 ἐπαμύνομεν (andre ἐπαμῦναι) — β 50 ἐπέχραον (Spitzner zu *Π* 356) — *T* 338 endlich stand ἐν ἄλλῳ· ἀντὶ Ἀχιλλῆος πολεμίζειν ἠδὲ μάχεσθαι, wofür aber Aristarch einen ganz andern Vers las.

Diese Zusammenstellung lehrt schon numerisch, dasz die Infinitivform auf ειν, mit der wir es jetzt zu thun haben wollen, im aristarchischen Texte des Homer gegen die Form auf εμεν eine g a n z v e r e i n z e l t e Erscheinung ist, so dasz der verstorbene Lange gewis sehr fehl geht, wenn er zu *Α* 547 bemerkt, Aristarch werde auch hier ἀκούειν geschrieben haben. Sieben-, vielleicht achtmal wird ausdrücklich erwähnt dasz er ειν geschrieben, aber 16mal wird εμεν ohne aufhebens zu machen als seine Lesart angeführt. Will man einen aristarchischen Text herstellen, so hat man sich sehr zu hüten, didymeischen Notizen zu éiner Stelle Allgemeingiltigkeit für alle ähnlichen Stellen beizumessen. So wenig Aristarch alle Infinitivformen auf εμεν verbannte, ebenso wenig schrieb er überall ἀκούειν, und seine Anhänglichkeit an ειν war so gering, dasz er *H* 481 πρὶν πιέειν in πιέμεναι

verwandelte. Er schrieb aber ἀλαλκεῖν usw. nicht mit Rücksicht auf Silbenzahl des Wortes, nicht veranlaszt durch nachfolgende Interpunction (denn sowol *I* 230 β 244 wie *T* 79 γ 237 ο 393 fällt Caesur und Interpunction zusammen), auch nicht um dem Uebelstande zu begegnen dasz der Vers γ 237 ο 393, wenn εμεν zugelassen wird, aus lauter Dactylen bestünde (*T* 30. 71. 79 widerlegen das, wie *Δ* 78, wo kein χολώσειν*) von Aristarch erwähnt wird), sondern er schrieb ἀλαλκεῖν usw., weil er für das Verständnis des Dichters zu peinlich besorgt war, die Form zu klar hervorspringen lassen wollte — und verderbte daher den Text des Dichters.

Diesen Beweis zu liefern, werden wir weiter ausholen müssen. Apollonios von Rhodos hat den Infinitiv an der besagten Stelle des Verses vor der Caesur 24mal, meist von nicht homerischen Verben: *A* 197. 529. 707. 716. 719. 1217. *B* 329. [*Γ* 476.] 533. 1190. *Γ* 204. 370. 547. 592. 611. 1045. 1154. *Δ* 343. 399. 490. 499. 755. 1101. 1105. 1482, darunter nur ein einzigesmal *B* 1190 mit der Variante ἐλθεῖν im Guelf., ἐλθέμεν im Laur. Merkel hat im Text ἐλθεῖν, widerruft aber diese Lesart prol. p. CXII und verlangt ἐλθέμεν. Merkel hat in der Sache Recht, nur glaube man ihm nicht dasz Apollonios τεκταινέμεν, πεισέμεν usw. schrieb, weil Aristophanes abweichend von Aristarch so schrieb, oder weil er sich aus Wolklangsrücksichten das 'artificium circa pedem quartum' zur Regel gemacht hatte, sondern ganz einfach, weil er es aus seinem Homer, ehe eine aristarchische ἔκδοσις da war, nicht besser wuste noch wissen konnte. Meiner Ueberzeugung nach hat Homer an dieser Stelle des Verses allüberall die längere Form gesetzt, für welche sie recht eigentlich geschaffen war, so gut wie er die Formen auf εϝιδης, das Wort κόϊλος u. a. stets in die Thesis bringt. Man durchmustere die ganze Ilias von *A* bis *Ω* und bringe doch Beispiele wo auf den Infinitiv im 4n Fusze ein mit einem Consonanten beginnendes Wort folgt! Wäre letzteres oft der Fall, dann freilich müste die Frage, wann Homer ἀμύνειν, wann ἀμυνέμεν schrieb, ungelöst bleiben. So aber folgt auf diesen Infinitiv durchweg ein mit einem Vocal beginnendes Wort, zum unträglichen Beweise, meine ich, dasz der Epiker überall die längere Form setzte, auf welche eben kein Consonant folgen konnte, dasz er zwei Kürzen in die Thesis brachte. Nur zwei Verse existieren in der ganzen Ilias, an denen auf die Infinitivform ειν ein Wort folgt, das mit dem Consonanten beginnt, *Z* 463 ἀμύνειν δούλιον ἦμαρ, *I* 435 ἀμύνειν νηυσὶ θοῇσι. Ich kann mich nicht überreden dasz diese beiden Stellen in Ordnung seien, obgleich unsre heutigen Hilfsmittel keine Anleitung zur Heilung des Uebelstandes geben. Wol aber verdient darauf aufmerksam gemacht

*) Schol. L bemerkt zwar χολωσέμεν· τῶν Δωριέων, aber Aristarch scheint nur das ἄκρως Δώριον aus dem homerischen Texte geschafft zu haben. Auch *Δ* 452 *B* 234 *Θ* 254 *N* 379 *O* 73 *E* 223 *Θ* 107 haben wir lauter Dactylen und keine Variante Aristarchs angemerkt. Dagegen *K* 359 hatte Aristarch διώκειν, wo doch διωκέμεν so malerisch ist.

zu werden dasz in dem ganzen Gesange Z, mit Ausnahme von 266 λεί-βειν, dies ἀμύνειν das einzige Beispiel einer Infinitivform auf ειν ist, während auszerdem sechsmal, Vs. 53. 109. 209. 222. 275. 281, die Form εμεν auftritt; dasz dagegen wunderlich genug *I* diejenige Rhapsodie ist, in der nächst *T N Φ (Υ)* die ειν form gewaltig überwiegt, nemlich achtmal auftritt, *I* 11. 93. 241. 250. 256. 408. 435. 615. Bis *I* aber sind die Infinitive auf ειν ebenso selten wie in *Ψ* und in *Ω*, wo er je éinmal vorkommt, und sind es streng genommen nur die Verba πολεμίζειν und ἐλθεῖν, an denen die kurze Form haftet, überhaupt in der Ilias am häufigsten haftet. Folgende Uebersicht diene zum Beweis: πολεμίζειν *B* 121. 452. *Γ* 67. 435. *E* 802. *H* 3. 169. *I* 356. *Λ* 12. 717. *N* 74. *Π* 834. *Σ* 258. *T* 206. *Φ* 572 — ἐλθεῖν *Γ* 393. *I* 408. *N* 172. *X* 156. *Ω* 309 — ἀμύνειν *Z* 463. *I* 435. *N* 312. 814. *Φ* 231 — κάμψειν *H* 118. *T* 72 — μίμνειν *Θ* 78. *Σ* 255 — σχεῖν *T* 140. *Ψ* 50. *Φ* 341.

Alle andern Verba treten in dieser Infinitivform nur je éinmal auf: κικλήσκειν *I* 11, ὑφαίνειν *I* 93, ἀποκόψειν *I* 241, εὑρεῖν *I* 250, λείβειν *Z* 266, κήδειν *I* 615, ἀλύξειν *K* 371, διώκειν *N* 64, ἴσχειν *O* 456, ὀφέλλειν *Π* 631, παρασχεῖν *T* 140, κλοτοπεύειν *T* 149, καταθάπτειν *T* 228, ἀνάξειν *Υ* 180, ὑποφεύγειν *X* 200. Nun halte man folgende Stellen dagegen: πολεμιζέμεν *E* 520. *H* 3. *Π* 220 — ἐλθέμεν *Δ* 247 (Nikanor). *Z* 109 (Nik.). *Θ* 239. *K* 308. 320. 395. *O* 146. 508. *Ω* 565. 716 — ἀμυνέμεν *Θ* 414. *I* 602. *N* 109. *O* 73. 688. *P* 273. 703. *Σ* 129, wo sich der alte Epiker doch nicht hat verdrängen lassen, und man wird nicht umhin können den Schwarm obiger πολεμίζειν, ἐλθεῖν, ἀμύνειν für einen ganz unberufenen Eindringling zu halten, sei es dasz ihn Aristarch und seine Schule introducierte, sei es dasz unsre Hss. dem Dichter diese Aufmerksamkeit erwiesen. Verfolgen wir diese Erscheinung bei andern Epikern, so ist der Ertrag unbedeutend, doch ausreichend unsre Ansicht für Wiederherstellung der Form in εμεν zu stützen.

Nur die vier bedeutendern homerischen Hymnen, deren Text aber so sehr im argen liegt, haben überwiegend ειν, nemlich 4mal gegen 2mal: Apoll. 414. Merc. 571. Ven. 222. 241. Cer. 454 — Apoll. 68. Merc. 172. — Hesiodos aber hat in der Theogonie den Infinitiv εμεν 3mal 396. 831. 883, in den Werken und Tagen 4mal 570. 631. 734. 812 (mit der Variante φυτεύειν in G), im Heraklesschilde 2mal 121. 335; den in ειν in Werken und Tagen und im Heraklesschilde je éinmal: ἔργ. 750. ἀσπ. 432: also — das unechte Machwerk und die Variante abgerechnet, nur éinmal die Form ειν, ἔργ. 750. — Beim Antimachos finde ich nur éinmal im Anfang des Verses ῥεξέμεν fr. XVI p. 44 Stoll. — Aratos hat nur Phaen. 376 εἰπεῖν. — Kallimachos schrieb unter nur 3 Infinitiven an dieser Stelle éinmal ειν Del. 226 ἀμύνειν (sic), aber 2mal εμεν Iov. 81. Dian. 251. — Theokritos, dessen fr. XXV hier allein in Betracht kommt, Vs. 81 χαλεπαινέμεν. — Musaeos bietet allein 288 κατελθέμεν, Pseudophokylides 102 ἀπολυέμεν, sonst keinen Infinitiv an dieser Versstelle, wie sich denn im Koluthos gar keiner findet. — Quintus Smyrnaeus, der auch

das aristarchische *ἐπέχραον* mehrmals hat (*H* 74 *Θ* 218 *ΙΔ* 522) und *υἱέος*, *υἱέας* (*ΙΔ* 181. 204), brauchte den Infinitiv auf 14 Bücher 20mal, aber stets auf *εμεν*, was fast überflüssig wäre zu erwähnen, wenn nicht Orpheus abwiche, *Α* 462. 517. 600. 751 *Β* 44 *Ι* 293 *ΙΔ* 99 *Β* 149. 159. 300. *Ζ* 453 *Θ* 243 *Γ* 15 *ς* 177 *Ζ* 366 *Θ* 36. 231 *Ι* 77 *ΙΑ* 138 *ΙΒ* 561 *ΙΓ* 410. Die Verba sind gröstentheils die homerischen. — Orpheus endlich in den Argon. 386. 410 hat beidemal *εμεν*, in dem Gedichte von den Steinen 5mal die vollere Form prooem. 18. 76. 80. XI 111. XVI 21, 3mal die vulgäre XI 58. XX 11. XVIII 71. 'An den angeführten Stellen tritt *πολεμιζέμεν* nicht auf, *ἐλθέμεν* im Musaeos 288, Orpheus prooem. lith. 18, Quintus Smyrn. *Β* 300 *Γ* 15 *Ζ* 453 *Θ* 243, *ἀμυνέμεν* im Quintus *Ι* 77; hingegen *ἐλθεῖν* Hes. *ἀσπ.* 432, *ἀμύνειν* Kallim. Del. 226.

Sonach spricht die Tradition, wie die ratio von vorn herein gar nicht anders erwarten liesz, für die epische Form *εμεν*, und wir werden den Einflusz Aristarchs erwarten dürfen, wo die vulgäre Form *ειν* erscheint. Nemlich Aristarch fand *ΑΛΑΛΚΕΜΕΝ* und *ΕΠΙCΧΕΜΕΝ*. Diesen Formen konnte man aber nicht ansehen, ob sie praesentisch oder aoristisch waren und wie sie demzufolge accentuiert werden musten. Jenes Wort war aus der Prosa überhaupt verbannt und weniger geläufig, dieses konnte von *ἐπέχω*, aber auch von *ἐπίσχω* abgeleitet werden. Aristarch hielt nun das erste für einen Aorist, das andre für ein Praesens, und um seine Entscheidung über das Wesen der Verbalform den Lesern auch ohne Commentar auf den ersten Blick klar zu machen, schrieb er *ἀλαλκεῖν* *Τ* 30 *γ* 237 und *ἐπίσχειν* *Ρ* 465. Dasz dem so sei, wird aus Herodian klar: *Ι* 605 *ἀλαλκών· ὀξυτονητέον. δευτέρου γὰρ ἀορίστου ἐστίν, ὡς ἀγαγών καὶ ἀγαγεῖν, οὕτως καὶ ἀλαλκών καὶ ἀλαλκεῖν.* *Ρ* 465 *οἱ περὶ Ἀρίσταρχον ἐπίσχειν κατὰ παρατατικόν, οἱ δὲ περὶ τὸν Ἀσκαλωνίτην κατὰ ἀόριστον, ὡς λαβεῖν. καὶ ὁ Ἡρωδιανὸς δὲ ἐπίσχειν παροξυτόνως, εἰ μή τις λέγοι, ὅτι ἔθος ἐστὶ τῷ ἀορίστῳ συντάττεσθαι τὴν ἐπί.* V. Vgl. Lehrs Ar. p. 263. 4 ff.*) Sonach durfte Freund A. Nauck Arist. Byz. p. 42 *ἀλαλκέμεν* dreist als unzweifelhaft homerisch und quellenmäszig bezeichnen und brauchte es nicht unter die 'lectiones ambiguae' einzureihen.

Nach dem gesagten ist nunmehr *Τ* 194 zu beurtheilen *δῶρα ἐμῆς παρὰ νηὸς ἐνεικέμεν*: wenn die Hss. Strabos X 716, 5 *ἐνεγκεῖν* bieten, so repraesentieren sie Aristarchs Text, welcher andeuten wollte dasz die Form aoristisch sei und nichts mit dem Praesens *ἐνείκω* zu thun habe. Wenn dagegen an den oben aufgezählten Stellen die gewöhnlichen Aoriste *ἐλθεῖν*, *εὑρεῖν*, *παρασχεῖν*, *σχεῖν* auftreten, so sehe ich darin nicht Lesarten des Aristarch, sondern höchstens seinen Einflusz oder Vorwitz seiner Schüler, welche den Text nach seinen sporadisch

---

*) Auch *Φ* 303 las Aristarch *ἴσχεν* für *ἔσχεν*. Nicht minder instructiv ist in etwas andrer Beziehung Herodian zu *Ω* 388 über *ἔνισπες* und *ἐνίσπες*: *καὶ δῆλον* (aus dem Accentsatze), *ὅπου μὲν τὸ ι ἐστὶ τῆς προθέσεως, ὅπου δὲ τοῦ ῥήματος.* A.

auftretenden Lesarten überall uniformieren zu müssen glaubten; darum wol in schol. A *T* 100 *Ψ* 197 ein bloszes γϱ. und ein Rest solcher Schülerweisheit auch Hes. ἀσπ. 432, Apoll. Rh. *B* 1190. Schol. D *Ψ* 111 ἀ ξ έ μ ε ν· κόπτειν, παϱὰ τὸ ἄξαι hat mit Aristarch und seiner Schule nichts zu thun. Welcher vernünftige Grund liesze sich auch finden, ἐλθέμεν, εὑϱέμεν, παϱασχέμεν, σχέμεν dem Dichter zu nehmen? Dasz dies Aoriste seien, brauchte Aristarch seinen Lesern wahrlich nicht erst durch die Schreibart εὑϱεῖν, ἐλθεῖν, σχεῖν zu verdeutlichen. Jeder brauchte sie täglich. — Haben wir also Aristarch an den 3 Stellen *P* 465 *T* 30 γ 237 auf einer vernünftigen Willkür ertappt, so wird unser Verdacht gegen die andern beiden Stellen, an denen er nach Didymos glaubwürdigem Zeugnis ἀκούειν schrieb, rege, um so mehr als *Ξ* 125 ἀκουέμεν seine Lesart gewesen zu sein scheint und nirgends weiter ein ἀκούειν angemerkt wird, obgleich das Wort auch *A* 547 *Z* 281 im 4n Fusze des Hexameters vor der Caesur steht. Man hat die Worte des Didymos im Harlej. ο 393 Ἀϱίσταϱχος ἀκούειν, ὡς εὕδειν nicht verstanden, wenn man übersetzt: 'er schreibt ἀκούειν mit der Infinitivform, wie sie Vs. 392 εὕδειν aufweist.' Er schrieb vielmehr ἀκούειν, w e i l εὕδειν voraufgieng, und *T* 79, weil ὑβϐάλλειν folgte; doch ist anzumerken dasz Eustathios 1171, 57 ἀκουέμεν las. Aristarch scheint nemlich von seiner an sich ganz treffenden Bemerkung, dasz der Dichter gern dieselben Formen des Verbi rasch repetieren läszt, hier zur Ungebühr Gebrauch gemacht zu haben. Sieh über dies in homoeoptoton und homoeoteleuton zerfallende von Friedländer nicht erwähnte Schema homoeokatalekton Herodian b. Walz VIII p. 601. Sieh da den Grund weshalb Nikanor *K* 147. 327 βουλὰς βουλεύειν ἢ φεύγειν ἠὲ μάχεσθαι las, was Friedländer p. 204 zu einem '(sic)' Veranlassung gab. Wahrscheinlich war auch hier Aristarchs Schule vorangegangen und hatte, auf solches ἀναλογεῖν oder κατάλληλον εἶναι groszen Werth legend, das Schema des Homoeoteleuton angebracht. Naturgemäsz afficierte eine Stelle die andre; auch χ 65 ἠὲ μάχεσθαι ἢ φεύγειν konnte auf *K* 147. 327 Einflusz üben, wie φ 312 καλὸν ἀτέμβειν οὐδὲ vielleicht nach *T* 79 καλὸν ἀκούειν οὐδέ gemacht ist. Während *X* 200 ὑποφεύγειν οὔθ' ὁ διώκειν allem Anschein nach aus Aristarchs Fabrik stammt, weist κ 73 κομιζέμεν οὐδ' ἀποπέμπειν die unverdorbne Hand des Dichters auf.

Uebrig sind noch *K* 359 διώκειν *T* 51 ἰαύειν, die nach Aristonikos als aristarchische Lesarten erscheinen könnten. Unmöglich ist es nun nicht und wird durch das schweigen des Didymos wahrscheinlich dasz Aristonikos, dem es doch nur auf Erklärung der Diple ankam, διώκειν und ἀκούειν nach vulgärer Form schrieb, während der Text διωκέμεν hatte, wie *E* 223 *Θ* 107. Vorausgesetzt aber, Aristarch hätte, da Aristonikos sonst genau die Form des aristarchischen Textes zu repraesentieren pflegt (*Θ* 223 *T* 68 *Ψ* 183. 660), διώκειν und ἰαύειν geschrieben, so folgt nur für zwei weitre Stellen ein willkürliches verfahren. Seltsam genug müssen es gerade zwei Verba sein, welche ihm öfter zu lexicalischen Bemerkungen Veranlassung gaben, und es

wäre nicht undenkbar dasz er dem Leser durch die Form hätte ein Merkzeichen geben wollen. Dazu kommt dasz *T* 71 dem *ἰαύειν* — *γόνυ κάμψειν* in Vs. 72 entspricht (vgl. schol. Harl. *ο* 393), wodurch *H* 118 afficiert ist, und *γόνυ κάμψειν* als Emendation *τῶν ἀπὸ τῆς σχολῆς* erscheint.

Ob *Σ* 258 AB *πολεμίζειν* (in attischer Syntaxis, welche Aristarch fleiszig observierte, von *ῥηΐτεροι* abhängig) auf Aristonikos und so auf Aristarch zurückzuführen sei, bleibt zweifelhaft. Auffällig ist es immer dasz *πολεμίζειν ἠδὲ μάχεσθαι* so häufig auftritt, ja sogar Apollonios de constr. I 16 p. 45 so liest. Auffallend bleibt ferner dasz Kallimachos hymn. in Del. 226 auch gerade *ἀμύνειν* bietet. Doch letzteres hat mit Aristarchs Homer nichts zu thun. Was aber *πολεμίζειν ἠδὲ μάχεσθαι* betrifft, so möchte ich behaupten, es sei nicht aus der *ἔκδοσις* Aristarchs, sondern durch *K* 147. 327 *φεύγειν ἠὲ μάχεσθαι* von der Schule so ins Schlepptau genommen worden, wie Hes. *ἀσπ.* 432 *ἐλθεῖν οὐδὲ μάχεσθαι*. Aber *E* 802 *) will ich nicht dafür gut sagen dasz nicht das *πολεμίζειν* unsrer Texte dem Aristarch seinen Ursprung verdankt, der es mit 803 *οὐδ' ἐκπαιφάσσειν* in Uebereinstimmung zu bringen suchte durch das Schema der Homoeokatalexe. War aber das der Fall, dann besorgte die Schule mit einem *γρ. καί* geschwind für andre Stellen das weitre, ohne trotzdem die erzielte Gleichförmigkeit zu erreichen. Schwankt nicht der Wolfsche Text noch zwischen *πολεμίζειν* und *πολεμιζέμεν Ἕκτορι δίῳ* *H* 169 *I* 356? Auch *Π* 631 *ὀφέλλειν ἠδὲ μάχεσθαι* ist vielleicht erst nach *πολεμίζειν ἠδὲ μάχεσθαι*, *φεύγειν ἠὲ μάχεσθαι*, *ἐλθεῖν οὐδὲ μάχεσθαι* gemacht. — *πόλεμον πολεμίζειν* *B* 121 schol. D. *Γ* 435 scheint der Absicht das attische Schema der Paronomasie hervorspringen zu lassen seinen Ursprung zu verdanken. — Dagegen ist die Masse der Infinitivformen in *ειν*, welche im *σχῆμα ὁμοιοκατάληκτον* einer solchen benachbarten Form entsprechen sollten, ziemlich grosz: *Γ* 393 *ἐλθεῖν* — *καθίζειν*, *N* 814 *ἀμύνειν* — *ἐξαλαπάζειν*, *I* 241 *ἀποκόψειν* — *ἐμπλήσειν* (denn so schrieb Aristarch statt *ἐμπρήσειν*; zugleich wird klar warum man *Φ* 455 *ἀποκόψειν* statt *ἀπολέψεμεν* einschwärzte), *I* 615 *κήδειν* — *φιλέειν* (vielleicht sollte übrigens auch die Accentuation *κήδειν* klar werden, da andre, wie Hesychios zeigt, *κηδεῖν* lasen), *T* 149 *κλοτοπεύειν* — *διατρίβειν*. — *Φ* 341 *σχεῖν* ist Imperativ, Aristarch aber schrieb *ο* 152 *εἰπεῖν* statt Zenodots *εἴπετον*. Wie viel nun hiervon auf Aristarch selbst und wie viel auf seine Schule zurückgeht, das möchte schwer zu entscheiden sein. Ich halte indessen, um ein festes Resultat dieser Untersuchung zu bringen, folgende Infinitive in *ειν* für sicher aristarchisch: *P* 465 *ἐπίσχειν*, *T* 30 *γ* 237 *ἀλαλκεῖν*, *T* 79 *ο* 393 *ἀκούειν*, *K* 147. 327 *φεύγειν*, *I* 241 *ἀποκόψειν*, *T* 149 *κλοτοπεύειν*, *I* 615 *κήδειν*, *E* 802 *πολεμίζειν*: vielleicht sind *K* 359 *διώκειν*, *T* 71 *ἰαύειν* beizuzählen.

---

*) Das *οὐκ εἴασκον*, welches den Schlusz dieses Verses macht, erinnert an *Ω* 17 (Friedländer Ariston. p. 33), welcher vielleicht schlosz: *TONΔEIACKEN*, d. i. *τὸν δ' εἴασκεν*.

Zum Schlusz sei es gestattet aus dem 1n Excurs die Bemerkung zu wiederholen dasz es nicht zu verwundern ist, wenn Didymos auch über dies Capitel der aristarchischen Textesrecension nur so selten als Zeuge auftritt, *P* 465 mitgezählt, da Herodian jedenfalls aus Didymos schöpfte, nur 5mal. Allerdings läszt sein schweigen zu *E* 802 *K* 327 [147] *I* 241. 615 *T* 149 [*K* 359 *T* 71] auf lückenhafte Ueberlieferung seines Werkes *περὶ Ἀρισταρχείας διορθώσεως* schlieszen; allein ich zweifle stark dasz er noch öfter als zu diesen 5 resp. 6, wenn es hoch kommt 8 Stellen über diesen Punkt hätte zu berichten gehabt.

Oels. *Moriz Schmidt.*

19.

Zur Litteratur von Sophokles Trachinierinnen.

1) *Sophokles. Erklärt von F. W. Schneidewin. Sechstes Bändchen: Trachinierinnen.* Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1854. 147 S. 8.

2) *Ueber die Trachinierinnen des Sophokles. Von F. W. Schneidewin.* (Aus dem sechsten Bande der Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.) Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 1854. 40 S. gr. 4.

Mit Nr. 1 ist die Ausgabe von Schneidewins Sophokles zu Ende gebracht, ein Werk welches das innerlichere Verständnis und die richtigere Beurtheilung des grösten Tragikers wesentlich gefördert hat. Auch für das letzte Drama besteht S.s Verdienst vorzüglich in eingehender Ergründung des Organismus dieser vielfältig verkannten Tragoedie; er entwickelt in der Einleitung aufs befriedigendste, wie gerade aus dem Kampf entgegengesetzter Neigungen und dem streben befangener Leidenschaftlichkeit der Dichter das erhabene Ziel hervorgehen läszt, welches die göttliche Vorsehung dem Herakles gesteckt hatte, und wie selbst das mislingen dessen was der Held erstritten zu haben wähnte, so wie dessen, was die in ihrer treuen Anhänglichkeit gekränkte Gattin erreicht zu haben hoffte, dazu leitet dasz sich ihr Schicksal vollendet, aber auch ihre Gesinnung verklärt. Vertieft man sich in dies unerschöpflich reiche Lebensbild, dann musz man sich wol verwundern wie Männer denen doch sonst Sinn für das bessere nicht abzusprechen ist, die Trachinierinnen für ein sehr frühes Werk des Sophokles, wo der Dichter noch nicht zu voller Durchbildung seiner Kunst gelangt sei, halten konnten (Dissen kl. Schr. S. 342), oder für ein unausgeführtes Werk der spätern Lebensjahre von 'oberflächlichem Bau' (Bernhardy gr. Litt. II 817, vgl. dagegen wiener Jahrb. CXVIII 133). Indes selbst S. gibt zu 'dasz das Drama als ganzes nicht den

harmonischen Gesamteindruck wie die meisten übrigen auf uns hervorbringen könne.' Ref. erlaubt sich für seine Person von diesem Zugeständnis zu abstrahieren und sich Thudichum anzuschlieszen, der in seiner Uebersetzung II 64 den Ausspruch thut: 'die Trachinierinnen sind ein so vollkommenes Stück des Sophokles als irgend eines der übrigen; alle seine Kunstmaximen, seine ganze Denk- und Empfindungsweise, die Milde und Groszheit seiner Poesie ist auch hier vollständig zu sehen. Eine neue Seite des menschlichen Lebens hat er geschildert, zu zwei groszen Frauencharakteren, der Schwester Antigone, der Tochter Elektra, hier die Gattin Deïaneira hinzugefügt und auch darin den Preis der Kunst davongetragen.' Die Vorstellung dasz diese Tragoedie dennoch den Werth der andern sophokleischen nicht erreiche, äuszert S. auch in der Abhandlung S. 7, wo er unter anderm erklärt, wer vorurtheilsfrei darüber urtheilen wolle, dürfe sich nicht beikommen lassen gleich von vorn herein dieses Drama mit einer Antigone, Elektra, einem Oedipus Tyrannos zu vergleichen, ihnen stehe es ohne Frage weit nach. Einen Oedipus Tyrannos gebe es in der dramatischen Litteratur der Welt nur éinmal. Indes hat gerade der Verlauf der Trach. mit dem im Oedipus grosze Aehnlichkeit, und die Kunst in der Darstellung des verhängnisvollen irregehens bringt dort kaum erschütterndere Wirkungen hervor als hier.

Aber éin Zug allerdings kann den modernen Leser befremden und abstoszen, der sogar das entschiedene misfallen eines ausgezeichneten Kenners der alten Litteratur noch neuerdings erregt hat: wir meinen die Zumutung des Herakles an Hyllos, die bereits von ihm, dem Vater, umarmte Iole zur Gattin zu nehmen. Bergk will deshalb den Schlusz des Stückes einem Interpolator zuweisen, da Sophokles selbst einen würdigern Ausgang herbeigeführt haben müsse. Einen solchen glaubt er (NJahrb. LXI 243) in einigen Spuren bei Lucian im Peregrinus Proteus c. 36, 39, bei Aristoteles Ethik p. 1242, 35 Bekk. und bei Dio Chrysost. LXXVIII p. 271 Emp. entdeckt zu haben; wogegen S. ausführlich (S. 9—18 der Abh.) die Incohaerenz der angeblichen Ueberbleibsel mit dem Plane der Trach. zu erweisen sucht. Sicher ist dasz Iole, die unschuldige Ursache des Untergangs beider Gatten, nicht stillschweigend bei Seite geschoben werden durfte: auch ihr Schicksal muste einen bestimmten und zwar einen bedeutenden Ausgang nehmen. Nun kann man aber kaum eine andere Wendung erdenken als eben die von Soph. eingeschlagene, wodurch die unglückliche davor bewahrt wird fremde Schuld büszen zu müssen; aber nur der Sohn vermag ihr das zu gewähren was dem Vater auszuführen versagt ist. Hier kam dem Dichter der Mythus zu Hilfe, demzufolge Hyllos wirklich Gemahl der Iole war, zugleich die bei den Athenern herkömmliche Ansicht über das Verhältnis der Frauen, wornach sogar mit der *ἀδελφὴ ὁμοπατρία* eine Ehe eingegangen werden konnte: einigermaszen analog ist damit die Vermählung des Sohnes mit dem dem Vater bestimmten Weibe; übrigens ist selbst 1225 nicht ausgesprochen dasz Iole ihre Jungfräulichkeit schon verloren habe, auch bezieht sich die Einwen-

dung des Hyllos 1233 f. nur auf das durch Ioles erscheinen herbeigeführte Unheil. Eine 'armselige' Auskunft wäre es gewesen, hätte sie Herakles einem seiner Mitkämpfer zugewiesen. Wenn ferner Bergk in den Schluszversen der Tragoedie den grellsten Widerspruch mit der ganzen religiösen Anschauungsweise des Dichters fand, so lag das in der Voraussetzung dasz auch die letzten vier Dimeter dem Hyllos gehören, 'der in seinem frischen Schmerz um den doppelten Verlust des Vaters und der Mutter im tiefsten des Herzens verwundet, sich in jugendlicher Unbesonnenheit erdreistet, den Göttern bittere Vorwürfe zu machen'; im Munde des Chors gewinnen aber dieselben Worte eine ganz andere Bedeutung: er erkennt 'in allen den schweren Schicksalsschlägen das walten der göttlichen Weltordnung; die Athener, welche weiter sahen, ermangelten nicht aus ihrem Sagenbewustsein die Wahrheit des Ausspruchs zu ergänzen.'

Hier handelte es sich um die Kritik im groszen, d. h. um die Echtheit eines beträchtlichen Theiles der soph. Tragoedie, und auf welche Seite auch die Entscheidung sich neigen mag, wird sie immer nur aus umfassendem erwägen der innern Momente vorzugsweise hervorgehen. Dasselbe gilt von den zahlreichen Verdächtigungen im kleinen, welche einzelne Verse der Trach. getroffen haben. Man kann mit logischer Strenge manches als überflüssig ausscheiden; zerstört man aber zugleich eine gemütliche, für den Charakter und die Lage der Personen welche sie thun bezeichnende Aeuszerung, dann ist viel mehr verloren als gewonnen. Der Art ist die Tilgung der Verse 43—49, wo das wiederholte *πῆμα* in den Sätzen *σχεδὸν δ' ἐπίσταμαί τι πῆμ' ἔχοντά νιν* (43) und *κἄστιν τι δεινὸν πῆμα* (46) die Herzensangst der Deïaneira trefflich ausdrückt, und ebenso konnte die Bestürzung, mit der sie ihren schrecklichen Fehlgriff erkennt, nicht wahrer dargestellt werden als durch die wiederkehrende Betheurung (684), es sei ihr vom Kentauren das Philtron so angegeben worden und sie habe nur dessen Vorschrift befolgt; doch hat dieser Vers gleichfalls die unci sich gefallen lassen müssen. Nicht glücklicher war die Kritik welche 1195—97 verwarf, wo vielmehr 'die umständliche und genaue Vorschrift von der ruhigen Festigkeit des Heros zeugt, der alles das vorsieht wofür sonst die angehörigen des todten zu sorgen haben.' Wollte man 150 streichen, so würde der vorhergehende Vers zu knapp den Gedanken abschlieszen, auch wenn *ἐν νυκτί* = *ἐν μιᾷ νυκτί* von der Brautnacht, was wir vorziehen (vgl. Ai. 131), verstanden wird. Ueber 444 sprechen wir unten ausführlicher. Dobrees Urtheil gegen 166—168 nimmt nicht einmal darauf Rücksicht dasz, wenn die Verse fehlten, die Worte 169 f. alle Beziehung verlieren würden und der Chor dann nicht wissen könnte wovon die Rede ist.

Auch eine beträchtliche Anzahl von Conjecturen, die an sich zum Theil recht gefällig sind, verlieren an Wahrscheinlichkeit, betrachtet man sie von Seiten der Charaktere oder des dramatischen Zusammenhangs. Wenn 869 die Amme vom Chor *ἀήθης* genannt wird, so soll damit gesagt sein dasz diese alte sonst immer sich heiter zeigte, wie

sie denn auch im herbsten Schmerz nicht unterlassen kann ein witziges Oxymoron anzubringen (874 f. βέβηκε Δ. — ἐξ ἀκινήτου ποδός). Dieser Sinn geht mit der Aenderung ἀηδής verloren. Eine Verschämtheit in sexuellen Ausdrücken, wie sie selbst ein Soph. anzuwenden nicht für nöthig erachten mochte, wird ihm beigelegt durch die Schreibung ἀνήρεις für ἀνὴρ εἷς (460). Soph. hat dem Gebote des Anstandes durch das züchtige ἔγημε Genüge geleistet, übrigens verträgt sich die Erinnerung an die vielen geliebten des Herakles sehr wol mit dem Zweck der Rede Deïaneiras: Lichas soll durch die scheinbare Unbefangenheit mit der sie davon spricht zum Geständnis der wahren Sachlage sich bewegen lassen, was ihr auch gelingt. Auszerdem erinnert S. dasz ἀνήρεις schon darum nicht passe, weil darunter auch Witwen verstanden werden können. Wer 313 φρονεῖν οἶδεν durch δοκεῖ ersetzen will, schwächt nur die Bezeichnung feinsinniger Divination ab, wodurch D. sogleich den Seelenadel Ioles erkennt, der sie vor ihrer Umgebung auszeichnet. In 77 ist τῆςδε τῆς χώρας mit τοῦτον ἄρας ἆθλον zusammenzuhalten, mithin die Aenderung ὥρας unnöthig. D. denkt, der gefahrvolle Moment im Leben ihres Gemahls, den das Orakel bezeichnete, sei eben der, wenn er gegen Euboea ausziehe, also müsse die Weissagung auf dies Land sich beziehen. Mehreren Conjecturen zu 1230 begegnet die einfache Interpretation dieser Stelle: S. konnte noch bemerken dasz der praegnante Sinn von ὧδε, d. h. in solcher Weise dasz H. obgleich φρονῶν so unnatürliche Wünsche äuszern kann, Misdeutungen veranlaszt hat. Minder schwierig war die Widerlegung von Vorschlägen wie 60 τοῖς γ' ἐμοῖς λόγοις, wo das Zeugma τἀνδρὶ τοῖς τ' ἐμοῖς λόγοις den Schlusz der Rede pikanter macht, wie 144 χώροις ἵν' αὐαίνοντος, welche Aenderung den Reiz der Vermischung des verglichenen Gegenstandes mit dem Bild (*simile per brevitatem* bei Cornificius 196, 11) sehr mindert; von 809, wo das θεμίστ' für θέμις δ' das Schema der *traductio* (vgl. Corn. 145, 9) und der *transiectio* (ib. 174, 14) zugleich aufhebt, letzteres, indem Hyllos eigentlich sagen sollte ἐπεύχομαι δέ, εἰ θέμις, also eine viel weniger pathetische Redeform dadurch hervorgebracht wird. Man wird auch kein bedenken tragen 695 φλόγα beizubehalten und weiterhin χθονί, statt an ersterer Stelle χθόνα und darauf φλογί zu lesen; denn die Häufung ἐς μέσην φλόγα, ἀκτῖν' ἐς ἡλιῶτιν passt ganz zu dem übrigen Ton dieser Rede, welche durch Verworrenheit und Ueberladung D.s Beklommenheit malt; auch kann man eher angeben was hier μέση φλόξ (der Brennpunkt des von der Sonne beschienenen Bodens) als was μέση χθών bedeuten solle. Ein sinnreicher Gegensatz 966 βαρεῖαν ἄψοφον φέρει βάσιν durfte nicht durch βραδεῖαν verwischt werden; 1046 ist κοὐ λόγῳ um vieles matter als καὶ λόγῳ; auch 1108 ὧν und ἕρπων schwächer als ὦ und ἕρπω. Der Orakelton in der Stelle 1168 ff. konnte keinen Zweifel an der Richtigkeit der Worte χρόνῳ τῷ ζῶντι καὶ παρόντι νῦν aufkommen lassen.

Abgesehn von dem Vortheil den die Kritik aus einer vor allem den poetischen Gehalt und die diesem entsprechende Form ergründenden Exegese zieht, ist diese auch sonst hier sehr ergiebig an schönen

Beobachtungen. An mehreren Stellen macht S. auf die ominösen Worte aufmerksam, welche bedeutungsvoll die Zukunft erschlieszen, während sie nach der Meinung des sprechenden nur dem Augenblick gelten, wie z. B. 25, 234, 305, 494, desgleichen darauf dasz frühere Aussprüche in veränderter Lage der Dinge wiederholt einen ganz neuen Sinn erhalten, vgl. 718 mit 84, 1122 mit 817, besonders 770 mit 714 ff., wo die unabsichtlich von Hyllos angestellte Vergleichung der Qualen des Herakles mit dem Bisz einer Natter von schauerlicher Wirkung ist, nachdem kurz vorher Deïaneira von der Wirkung des Giftes der Hydra gesprochen hat; ferner kommen die tragischen Misverständnisse in Betracht, wie 594, wo D. in ihrer leidenschaftlichen Hast gar nicht versteht, was ihr der Chor deutlich genug zu bedenken gibt; die Doppelsinnigkeiten und Nebengedanken, z. B. 286, 289, 383, 494, 631; allenthalben wird das in Wort und That dem Wesen der auftretenden Personen angemessene bemerklich gemacht, wie 229, 431, 627, 905, 908; namentlich 1060, an welcher Stelle H. in seinem Ingrimme geradezu Unsinn redet, wenn er von der Ἑλλάς und ἄγλωσσος noch eine andere Art Land unterscheidet. G. Hermann hat die Gewalt des Ausdrucks durch die Version *neque Graecus nec barbarus*, *neque*, *quidquid terrarum adii*, *quisquam* allzu sehr gemäszigt.

Nur selten stieszen wir auf Erklärungen, die sich von dem was der Dichter eigentlich wollte unserer Ansicht nach entfernen; dies möchte der Fall 243 sein, wo εἰ μὴ ξυμφοραὶ κλέπτουσί με heiszen soll: 'wenn sie nicht etwa durch ihr herbes Loos in höherem Grade Theilnahme erregten, als sie es eigentlich verdienten.' Als unschuldige kriegsgefangene verdienen sie gewis das gröste Mitleid, aber D. äuszert mit jenem Ausspruch bereits leise den Argwohn, der nachher, wo sie Iole genauer ins Auge faszt, in deutlichern Ausdrücken wiederkehrt und von Lichas eher bestätigt als beschwichtigt wird. Zu 440 sagt die Note: 'D. eignet sich die Betrachtungen des Chors [127] an; sollten sie aber dort die verzagende aufrichten, so dienen sie jetzt, über den Wechsel der χαρά zu beruhigen.' Vielmehr redet sie hier nur verstellt und sucht den Lichas durch den Schein von Gleichgiltigkeit bei heftiger innerer Bewegung zu teuschen, um, was sie beunruhigt, vollständig zu erfahren. Auch 451 f. verstehen wir anders als S.; nicht als bezüglich auf die vorliegende Angelegenheit, sondern als allgemeine Lehre, dasz dem unwahrhaften dann das Vertrauen entzogen wird, wo er gerade ehrlich sein und dafür gelten möchte. In 597 scheint mit αἰσχρά nicht das geheimthun gegen den Herold gemeint zu sein; D. denkt dabei an den gegen H. gebrauchten Liebeszauber, wovon freilich weder dieser noch der Ueberbringer Kunde haben darf. Im Chor 831 ist φονία νεφέλα doch die dunkle Wolke des Todes; der Gedanke leidet nicht darunter, indem 835 mit ἀέλιον ἕτερον ein neuer Begriff hinzutritt, der des schnellen Unterganges. Wo H. von den beiden ihm gewordenen Orakeln spricht (1164): φανῶ δ' ἐγὼ τούτοισι συμβαίνοντ' ἴσα | μαντεῖα καινὰ τοῖς πάλαι ξυνήγορα, können wir in der Uebersetzung: 'ich werde dir zeigen, dasz in gleicher

Weise, wie diese, neue Weissagungen sich erfüllen, die mit den alten stimmen,' weder zugeben dasz *συμβαίνοντα*, noch dasz *ἴσα* die hier angenommene Bedeutung habe. Letzteres ist nicht Adverbium, es bleibt Adjectiv im Sinn von *ὅμοια*; *συμβαίνειν* aber musz die Bedeutung 'übereinstimmen' haben, was aus 1172—74 hervorgeht. Beide Göttersprüche waren in der Hauptsache, dem Ende des H., gleichbedeutend; nur unterschieden sie sich darin dasz das dodonaeische Orakel die Zeit des Todes, die früher dem Helden bekannt gewordene Prophetie des Zeus den Urheber des Todes bezeichnet hatte. Diese Uebereinstimmung leuchtet dem sterbenden erst jetzt ein, wo ihn sein Sohn über D.s wahre Absicht belehrt hat.

Was die Behandlung des Mythus betrifft, so sind wir für die Trach. weniger als für die übrigen Dramen im Stande, das poetische Verdienst des Dichters an den Schöpfungen der beiden andern Tragiker abzumessen, wie dies durchaus bei der Elektra, in vielen Punkten bei der Antigone, dem Oedipus und Philoktet, und in Beziehung auf Aeschylos bei Aias möglich ist. Auch über die epischen Bearbeitungen der Sage ist wenig bekannt, so dasz wir hauptsächlich auf die Angaben der Mythographen, wie Apollodor und Diodor, beschränkt sind. Worin nun von der bei diesen erzählten gemeinen Sage Soph. abweicht, hat S. gehörig hervorgehoben. Jene liesz den H. die D. erst nach Bestehung der zwölf Kämpfe heiraten, Soph. vorher, damit sie alle Mühsal, die der Held im Dienste des Eurystheus erdulden muste, mittrüge (vgl. dagegen Wunders Einl. p. 32); die vulgäre Erzählung berichtete dasz H. sich lange nach der Vermählung mit D. in Aetolien aufhielt, bei Soph. zieht der Heros mit der jungen Gattin sogleich nach Tiryntl ab, wodurch die Teuschung des unerfahrnen Weibes durch Nessos natürlicher erscheint; dort schickt H. selbst den Lichas ohne weitere Begleitung nach Trachis, um das Opfergewand zu holen, wodurch der Bote Anlasz erhält der D. von H. Liebe zu Iole zu erzählen und darauf von ihr das mit dem angeblichen Philtron bestrichene Kleid in Empfang nimmt; wie wesentlich hierin Soph. den Mythus umgestaltet hat, bedarf keiner Auseinandersetzung. Von ihm rührt auch wol die Form des Orakels her, welches nicht, wie das bei Apollod. II 4, 12. Diod. IV 10 erwähnte, nach Vollendung der 12 *ἆθλοι* Ruhe verhiesz, sondern eine Zeit bestimmte welche mit der Eroberung von Oechalia zusammenfiel.

Der Text der Tragoedie hat mehr gelitten, als S. anzunehmen scheint oder wenigstens zu erkennen gibt; vielleicht gelingt es ihm uns eines bessern zu belehren, wenn wir glauben dasz es hier an Lücken, Interpolationen und starken Corruptelen nicht fehlt; gewis kann es der guten Sache selbst nichts schaden dasz wir unsere Ideen hierüber ihm und andern Kennern des Soph. zur Prüfung vorlegen. Dasz es auch in dieser Tragoedie Lücken gebe, obwol S. keine anerkennt, ist kaum zu bezweifeln. Die erste Stelle der Art dürfte 264 f. sein. Das umgekehrte verfahren wendet Bergk an, wenn er die Hemistichien *πολλὰ δ' ἀτηρᾷ φρενί* und *λέγων χεροῖν μέν* ausscheidet, wo-

bei aber nicht zu begreifen ist wie sie hereinkamen. Ebenso wenig leuchtet die Möglichkeit ein, ein Verbum wie ἐφύβρισεν zu supplieren; also scheint nur die dritte Annahme zuläszig dasz ein Vers dastand, in welchem von den vielen thätlichen Ausbrüchen der ὕβρις, die H. von Eurytos zu erdulden hatte, die Rede war; der letzte, worauf als einzelnes Factum πολλά nicht passt, bestand darin dasz er ihn in trunknem Zustand vor die Thür warf. Ein anderer Fall ist 443 f. Der Uebergang von den Göttern unmittelbar zu κἀμοῦ γε bleibt höchst auffallend, wenn auch S. den salto mortale durch seine Erklärung zu mildern sucht; er sagt: 'statt des allgemeinen setzt D. gleich das specielle: und natürlich auch mich, wie jedes Weib, vgl. zu Ai. 155. D. liebt den H.: daher sei auch dem H. und der Iole zu verzeihen, wenn sie dem Eros erlagen.' Aber es handelt sich hier gar nicht von der Liebe der D. zu dem Heros, sondern von der Liebe die dieser einst zu D. faszte; so gut ihn diese damals durch die Macht des Liebesgottes ergriff, kann er auch jetzt unwillkürlich dem heftigen verlangen zu einer andern unterliegen. Auch von Ioles Neigung zu H. spricht D. hier nicht. Iole wird für sie μεταιτία, nicht weil sie den H. liebt, sondern nur als ein Werkzeug des Eros, wie es früher D. selbst war. Mit einem Edelmut, der ihr keineswegs von Herzen geht, versichert diese, sie zürne der Jungfrau nicht, die ihr nichts schimpfliches oder schlimmes anthue, vgl. dagegen 545 (ἐμοί in 448 musz zugleich auf αἰσχροῦ und κακοῦ bezogen werden, nicht, wie S. angibt, jenes auf Iole, dieses auf D.). In gleicher Weise will D. auch keinen Groll gegen die vielen andern von H. geliebten schönen gehegt haben, wo ebenfalls der Liebe derselben zu H. nicht gedacht wird. Richtig hat deshalb S. zu ἐντακείη den H. und nicht Iole verstanden. Wenn also diese Vorstellung als störender Hintergedanke fern gehalten werden musz, so ist 444 κἀμοῦ auf D. nur als geliebten Gegenstand, nicht als die selbst von Liebe entbrannte Jungfrau zu beziehen, wenngleich daran dasz sie die Neigung des H. erwiederte, zu zweifeln kein Grund vorliegt. Daher ist auch Wunders Motiv den Vers auszustoszen, weil man nicht wisse ob Iole den H. wirklich liebe, irrelevant. Er musz bleiben, aber mit der Voraussetzung dasz ein anderer (wenn nicht mehrere) ihn einleitete, welcher den H. und seine erotische Leidenschaft, die auch D. an sich erfuhr, zum Inhalt hatte. Eine dritte kleinere Lücke hat schon Köchly (Z. f. d. AW. 1842 S. 776 f.) in 882 entdeckt: der Chor weisz noch nicht, wie sich D. das Leben nahm, kann also nicht blosz von der αἰχμὰ βέλεος κακοῦ reden, er muste auch, wie gewöhnlich in solchen Momenten der Tragoedie, von dem Strang sprechen, etwa mit den Worten τίς θυμὸς ἢ τίνες νόσοι | τάνδ' αἰχμᾷ βέλεος κακοῦ | ξυνεῖλεν ἢ βρόχων ἐν ἀρτάναις; — Ueber 998 erlaubt sich Ref. von der üblichen Interpretation abzuweichen, dasz nemlich mit ἥν auf die Κηναία κρηπὶς βωμῶν zurückgewiesen werde; warum darf das Pronomen nicht auf λώβαν gehen, so dasz alsdann das ἀκήλητον μανίας ἄνθος καταδερχθῆναι damit in Relation träte? Damit dies aber möglich sei, musz der Ausfall wenigstens eines Monometers,

welcher mit μηδ' begann, supponiert werden. Jetzt ist die Verknüpfung des Infinitivsatzes τόδ' — καταδερχθῆναι mit dem vorhergehenden μή ποτ' ἐγὼ προσιδεῖν — ὤφελον um so härter, als die beiden Verba ganz synonym sind. In 983 werden wir ebenfalls eine gezwungene Construction mittelst der Annahme los, dasz ἐπί μοι μελέῳ durch versehen eines Abschreibers aus 995 wiederholt ist, wodurch die echten Worte verloren gegangen sind. Jetzt kann βάρος Accusativ sein in dem Sinn, welchen der eine Scholiast angibt: ἐν ἐπιθυμίᾳ ἔχω (wol ἐνθύμιον ἔχω) τὸ βάρος. Sonst wird weder ἐπὶ βάρος ἄπλετον, wenn μοι μελέῳ dazwischen steht, verbunden werden dürfen, obwol S. es für angemessen hält und übersetzt: 'mein Gemüt ist zu unendlicher Schwere in Aufregung versetzt,' noch in der andern von ihm vorgeschlagenen Weise, wenn man ἔπι schreibt und 'mit kräftigem Asyndeton' vor ἐμμέμονεν interpungiert, was heiszen soll: 'auf mir lastet unendliche Schwere, in hoher Aufregung ist mein Gemüt.'

In der Verdächtigung der Verse, die dem Inhalt nach entbehrt werden können, ist Wunder allerdings viel zu weit gegangen; dagegen sind auch seine Beurtheiler, wie Köchly und Schneidewin, im bestreben jede Athetese zurückzuweisen ihrerseits zu weit gegangen und haben für einige frostige Einschiebsel übergroszen Eifer gezeigt. So kann der Text durch ausstoszen von 585 nur gewinnen, da hier τήνδ' (in 584) durch τὴν παῖδα geschwächt, φίλτροις durch θέλκτροισι τοῖς ἐφ' Ἡρακλεῖ ohne besondere Wirkung blosz erläutert wird. Ref. hegt keinen Zweifel dasz wir hier nichts als eine versificierte Glosse vor uns haben. Von gleichem Unwerth ist 363 ἐν ᾗ | τῶν Εὐρύτου τῶνδ' εἶπε δεσπόζειν θρόνων, wo S:s Correctur τῶν Εὐρυτείων nicht wesentlich hilft und auch nicht helfen kann; denn der Gedanke, welcher noch dazu dem Inhalt von 364 vorgreift, ist so unnütz wie nur möglich: H. gebietet natürlich über den Thron dessen Inhaber er gestürzt hat, und über die Stadt welche er verwüstet. Eine kleine Aenderung ἐφ' ᾗ für ἐν ᾗ (nemlich αἰτίᾳ) wird den Zusammenhang retten, ohne dasz man zu dem Ende einer Plattitüde sich so anzunehmen braucht, wie S. (S. 29 der Abh.): 'da Lichas die Sache so dargestellt hatte (257, 283), als sei es dem H. darum zu thun gewesen, sich die Burg und das Land des Eurytos unterthan zu machen, so erinnert auch der Bote nachdrücklich daran, um seine Berichtigung der Lüge des Lichas desto eindringlicher zu machen — die Verse 356 f. und 362 f. schützen einander gegenseitig. Wer sie verdächtigt, begeht einen starken Verstosz gegen den Charakter der Rede, einen Verstosz der in meinen Augen weit höher anzurechnen ist, als wenn ein Philolog einmal das Unglück hat in grammatischen Bagatellen sich zu versehen.' Freilich durfte Wunder nicht auch 362 obelisieren. Die Hand eines amplificierenden Poeten, auf dessen Rechnung 585 zu setzen ist, glauben wir auch 1093 und 1096 zu erkennen. An ersterer Stelle bedurfte es für keinen Hellenen der Explication von Νεμέας ἔνοικον, jeder wuste dasz damit der schreckliche Löwe gemeint war; an der zweiten ist θηρῶν total überflüssig nach der concreten Schilderung des Ken-

taurenheeres; beide Verse wiederholen Ausdrücke die sonst noch im Lauf der Aufzählung gebraucht sind, *θρέμμα* aus 1099, *θήρ* aus 1097; gewis wird mit Weglassung beider das Pathos der Prosopopoeie gewaltiger, indem dann auch der Frageton in 1091 leichter festgehalten werden kann. Cicero hat wenigstens 1096 nicht übersetzt. Dasz 84 *ἦ πίπτομεν σοῦ πατρὸς ἐξολωλότες* unecht sei, gibt S. zu; Köchly wollte den Vers durch Versetzung nach 85 und die Aenderung *οἳ* für *ἦ* retten. Neu ist die Skepsis gegen 1267, wozu S. bemerkt: 'schwerlich ist *ἀγνωμ. εἰδέναι τινί*, womit man *χάριν εἰδέναι τινί* vergleicht, zu verbinden, doch vgl. zu O. C. 966. Leichter wäre die Verbindung mit *θέμενοι* und 1267 könnte wol als Glossem ausgemerzt werden. Doch faszt man am besten *εἰδότες* selbständig = die ihr Bescheid wiszt, eingeweiht seid in das was sich begeben hat.' Aber dagegen scheint die Symmetrie der Stelle zu streiten, welche verlangt dasz *εἰδότες* dem *θέμενοι* in jeder Hinsicht entspreche. Soph. scheint *εἰδότες* im Sinn von *συνειδότες* etwas kühn construiert zu haben; gegen die Tilgung des Verses müssen wir jedenfalls protestieren. Der interessanteste Fall dieser Gattung ist wol in der Epode des zweiten Chors zu finden 523—526. Mit einigem Recht erklärte Thudichum (Uebers. II 73) die folgenden Verse für Wiederholung des vorhergehenden Inhalts, mit Unrecht liesz er sie weg, sie sind unseres erachtens die eigentlich hieher gehörigen, und jene welche G. Hermann einst einer 2n Recension zutheilte, dürften wol ursprünglich gar nicht für die Trach. bestimmt gewesen sein; wir vermuten dasz darin ein Fragment aus Soph. Andromeda erhalten ist, indem darauf die ganze Situation passt, vgl. Aristoph. Thesmoph. 1116; wo der *ὄχθος περίρρυτος* vorkommt wie hier der *ὄχθος τηλαυγής*; auch wird bei Soph. wie bei Euripides Perseus erst sich um die Liebe der Jungfrau beworben haben, ehe er den Kampf mit dem Ungeheuer begann, daher die Bezeichnung desselben mit *τὸν ὃν ἀκοίταν*. Damit vereinigt sich der Satz *ἐγὼ δὲ μάτηρ μὲν οἷα φράζω* allerdings nicht; er läszt weder mit dem vorhergehenden noch mit dem folgenden eine Verbindung zu, weshalb es am gerathensten scheint ihn ebenfalls für ein Citat zu halten, dessen Inhalt auf El. 238 f. herauskommt, dessen Zweck aber nicht mehr zu erkennen ist. Mithin verknüpfen sich nach unserer Ansicht die Verse 527—530 mit 522; nur die leise Aenderung *ἄμμενεν* und *βεβάκει* ist erforderlich, um den Ton der Erzählung bis zum Schlusz fortzusetzen. S. will dagegen eine allgemeine Reflexion in den letzten Worten entdecken, die sich auf die Praesentia *ἀμμένει* und *βέβακε* stützt, übrigens die starken Correcturen *ἐγὼ δ' ἄπειρος — ἔλεγχον* erfordert, letzteres, weil *ἀμμένει* ein Object verlange. Die Mädchen sollen schelmisch auf das 142 ff. gesagte zurückblicken, wo ihnen D. Unerfahrenheit beilegte, und also sagen: 'ich bin freilich noch mit dergleichen Dingen, wie ich sie zu sprechen im Begriff bin, unbekannt, aber das musz ich doch sagen: ein Mädchen in solcher Lage harrt immer auf endliche feste Entscheidung: dann zieht sie ergeben und gefaszt flugs von dannen, wie ein der Mutter entführtes Kälblein.' Das *ἀμφινείκητον* widersetzt sich indessen dieser

Auffassung, auch bedurfte es, um von dem schnellen Abzug junger Frauen zu sprechen, keiner besondern Empirie.

Auszer den Glossemen und Zusätzen, welche in einer selbständigen Form erscheinen, glaubt Ref. auch einige zu erkennen, durch welche die Gestalt der soph. Rede stark alteriert ist. Hieher gehört 380, wo viel auffälliges zusammentrifft: dasz dem μέν kein δέ ententspricht (wenig befriedigt S.s Auskunft, der Bote habe etwa μητρὸς δέ im Sinn), dasz γένεσιν noch auf φύσιν in ganz gleicher Bedeutung folgt; dann ποτὲ Ἰόλη ἐκαλεῖτο, als hätte sie mit Eurytos Tod ihren Namen verloren oder aufgehört seine Tochter zu sein. Diese Unebenheiten würden entfernt, wenn man γένεσιν als Erklärung von φύσιν, ebenso οὖσα als Glosse von γεγῶσα nähme und den nothwendigen Gegensatz αὐτὴ δέ γε an den Schlusz des Verses treten liesze, der dann so lauten dürfte: πατρὸς μὲν Εὐρύτου γεγῶσ', αὐτὴ δέ γε κτέ. Eine ähnlich zugerichtete Stelle ist 267 φωνεῖ δὲ δοῦλος ἀνδρὸς ὡς ἐλευθέρου ῥαίοιτο. Hier hat Naucks φανεὶς δὲ — ἀντ' ἐλευθέρου ῥ. bei S. Beifall gefunden, obgleich er lieber ὀφθεὶς läse, weil es näher liegt. Beide Verba geben die Vorstellung von einer plötzlich eingetretenen Knechtschaft des H., enthalten also eine unrichtige Idee. Dasz nun Eurystheus gemeint ist mit ἀνδρός, wird man nicht bezweifeln können; dasz H. sich auf dessen Gebot plagen müsse, war Vorwurf des Eurytos; für den König von Argos konnte aber ἐλεύθερος kein passendes Praedicat abgeben, so wie andrerseits ἀνδρὸς ἀντ' ἐλευθέρου oder, was Nauck vorzog, ἐξ ἐλευθέρου wenig sagen will; ein schlimmeres Epitheton muste dem Eurystheus zu Theil werden, und Eurytos wird an seinem Gaste eben die Erniedrigung des freien Mannes unter dem Befehl jenes Feiglings zu stehen verhöhnt haben; beides erhalten wir mit κακοῦ δὲ δοῦλος ἀνδρὸς ὢν ἐλεύθερος. Nachdem einmal das die Beziehung auf λέγων andeutende ἐφώνει in den Vers gerückt war und κακοῦ oder etwas ähnliches verdrängt hatte, muste das isolierte und bedeutungslose ἀνδρός jedem Leser misfallen; die Lesart ὡς ἐλευθέρου rührt von dem Versuch her, dem Satz wenigstens eine erträgliche Wendung zu geben. Das παγχριστῷ (660) hält selbst S. für unecht, sein Einwand, dasselbe könne ohne vorhergehenden Artikel kein Substantiv sein, ist gegründet, aber insoweit bereits durch Köchlys Vorschlag τῷ für τᾶς oder Dindorfs παγχρισμῷ erledigt; freilich scheint bei beiden Conjecturen mehr die Grammatik als die poetische Diction berücksichtigt worden zu sein. S. verfiel auf ἀγκίστρῳ: dann müsten wir den Heros mit einem am Angelhaken hängenden Fisch vergleichen. Eher gienge θελγήτρῳ. In dem 4n Chor 852 wollte S. lieber Ἡρακλέους beibehalten und Hermanns Aenderung οὐδ' — ἀγάκλαυτον annehmen, als mit Dindorf in jenem Eigennamen die Explication einer gewähltern Bezeichnung wie Ζηνὸς κέλωρα sehen. Dadurch ist ein äuszerst dunkler und überladener Satz entstanden, indem die beiden Adjectiva οἷον und ἀγάκλαυτον und die beiden Genetive ἀναρσίων und Ἡρακλέους in ihrer Beziehung zueinander schwer zu fassen sind; gewis erwartet niemand dasz auf οἷον noch das erklärende ἀγά-

κλαυτον folge, und wenn dies, wie die Note angibt, bedeuten soll 'so thränenvoll', so vermiszt man eben das demonstrative Adverbium im Text. Das Ἡρακλέους ist nicht weniger dem Soph. fremd als oben Νέσσου (840). Nicht sowol durch Interlinearglosse als Correctur möchte 365 f. ἥκει δόμους ὡς τούςδε πέμπων οὐκ ἀφροντίστως, γύναι, οὐδ' ὥστε δούλην gelitten haben. Die Anm. dazu sagt: 'ὡς ist schwerlich recht, da es nur von Personen steht, wie 533. Denn O. R. 1458 ὡς ἀδελφὰς τάςδε χεῖρας ist = ὡς τὸν ἀδελφόν, περιβαλοῦντα ὑμᾶς ταῖς χερσίν. Hier wäre die Deutung ὡς ὑμᾶς τους ἐν τοῖςδε τοῖς δόμοις höchst gezwungen.' Damit stimmen wir ganz überein, aber die vorgeschlagene Aenderung πρός liegt zu nah und erklärt darum nicht genügend die Entstehung der Corruptel. Betrachtet man die Stelle genauer, so zeigt sich dasz ἥκει kaum auf H. gehen kann, von dessen Ankunft D. noch nichts bemerkt hat, wol aber auf Iole: wird dies zugegeben, dann musz ὡς τούςδε verwandelt werden in σοὺς ἥδε, und πέμπων in πέμπει δ'. Sehr leicht wurde ὡς aus σοὺς (vgl. dazu 185), besonders da δόμους unmittelbar vorhergeht; corrigierte dann jemand dies ὡς durch ein übergeschriebenes τούςδ', so konnte ein späterer Leser, statt σοὺς ἥδε darin zu erkennen, den alten Fehler mit der neuen Correctur verbinden und das echte ἥδε auf diese Weise verdrängen.

Andere Stellen verrathen keine besondere Ursache ihrer starken Verderbnis, die dann nur aus der Unlesbarkeit des unseren Hss. zu Grunde liegenden Urcodex zu erklären ist. Der Art scheint 553 f. zu sein: ᾗ δ' ἔχω, φίλαι, λυτήριον λύπημα, τῇδ' ὑμῖν φράσω. Mit Recht bestreitet S. die Abhängigkeit des Accusativs λύπημα von λυτήριον, aber mit λυτήριον λύπης τι oder λ. τι πημονῆς ist nicht genug geholfen, er will auch letztere Correctur nicht anwenden, um τῇδε nicht aufopfern zu müssen. Doch gerade dieses Wörtchen ist verdächtig; die Verbindung lautet seltsam: wie ich das Rettungsmittel habe, so werde ich es euch angeben. Wir versuchen ἣν δ' ἔχω λυτηρίαν λύπης μαθοῦσ' ὁδὸν φράσω. War einmal das sonst bei den Tragikern nicht vorkommende λύπημα eingeschwärzt, so ergaben sich die andern Aenderungen von selbst, und ὑμῖν trat an die Stelle des jetzt nicht mehr statthaften ὁδὸν ein. In 621 ff. οὔ τι μὴ σφαλῶ — τὸ μὴ οὐ τόδ' ἄγγος ὡς ἔχει δεῖξαι φέρων, λόγων τε πίστιν ὧν ἔχεις ἐφαρμόσαι nimmt S. wenigstens an ὧν ἔχεις Anstosz, indem er bemerkt: 'schwerlich ist die Lesart ὧν ἔχεις richtig, sondern durch Abirrung auf ὡς ἔχει verderbt. Weder ὧν λέγεις noch ἣν ἔχεις scheint Soph. geschrieben zu haben, sondern ὧν θέλεις, nach dem Schol. ἐπίθες ἣν θέλεις σφραγῖδα.' Hier ist wol nur das abirren zuzugeben, welches, wenn wir uns nicht sehr teuschen, in doppelter Weise stattgefunden hat: ἔχεις ist herunter, φέρων heraufgerathen und hat das zu ἄγγος gehörige Particip ἄγων weggeschoben, vgl. 495. Die πίστις λόγων, in welcher S. eine dem Lichas unbewuste Ironie erkennen will, da er gerade jetzt geteuscht wird, scheint demungeachtet in λόγων ἐπιστολαί, die das Geschenk begleiten sollten, wie D. (493) angekündigt hat, übergehen zu müssen. Der Tragiker schrieb vermutlich τὸ μὴ οὐ

τόδ' ἄγγος ὡς ἔχει δεῖξαί τ' ἄγων λόγων τ' ἐπιστολὰς φέρων ἐφαρμόσαι. Ueber das unerklärliche *καὶ τὰς ἄπαιδας ἐς τὸ λοιπὸν οὐσίας* (911) spricht sich S. dahin aus: 'ist die Stelle nicht verschrieben, so musz *οὐσίαι* in kühn geneuerter Bedeutung = Dasein, Lebenstage stehen. Aehnlich *fortunae* für *fortuna* Cic. Sull. 23, 66 *secundas fortunas amittere*. Tusc. 5, 39 *eius laudare fortunas*.' Die Sache steht schlimm, wenn das Latein, noch dazu in einem keineswegs analogen Fall, zu Hilfe gerufen wird. Kühn waren auch die Vorschläge Köchlys a. a. O. 786 *παῖδάς τ' ἄπαιδας ἐς τὸ λοιπὸν οὐσίαν* (soll heiszen: und die Kinder, welche in Zukunft dem Wesen nach, d. i. in der That, in Wahrheit Nichtkinder sein werden), oder *παῖδάς τ' ἄπαιδος ἐς τὸ λοιπὸν οὐσίας* oder gar *παῖδάς τ' ἄπαιδας ἐς τὰ λοίπ' ἀνουσίους* (d. h. vermögenslos). Aber was hatte D. für Gründe zu der Besorgnis, dasz ihre Kinder den H. nicht so wie es von ihm verordnet war beerben würden (vgl. 162 ff.)? Nach dem überlieferten Text beklagt sich dieselbe zugleich über den eignen Daemon und das hinfort kinderlose dasein. Warum nun Soph. den seltsamen Plural *οὐσίας* anwandte, ist nicht einzusehen. Im Singular heiszt das Wort überall nur *res familiaris*, und so übersetzt denn auch Donner 'dasz ihr Haus in Zukunft erbenlos verblühen soll.' Doch an Erben fehlt es dem kinderreichen Hause nicht. Es scheint dasz D. vielmehr auszer ihrem Daemon auch den des von nun an verwaisten Hauses beklagte, das jetzt durch ihre Schuld den Vater verloren hatte. An die Stelle der Kinderlosigkeit, welche D. nach ihrem Tod ohnehin nicht mehr empfinden wird, setze man also die Vaterlosigkeit und schreibe *καὶ τῆς ἀπάτορος ἐς τὸ λοιπὸν ἑστίας*. Dasz ein solcher Gedanke hier ausgedrückt war, ist auch Wunders Vermutung, bei dem wir die Note finden: 'mendosa scriptura est; non dubium autem, quin hanc poëta hic sententiam extulerit: et liberorum in posterum patre orbatorum sortem miserrimam.' Am ärgsten zugerichtet erscheinen die Worte des alten, die er dem Hyllos 1018 zuruft: *σὺ δὲ σύλλαβε· σοί τε γὰρ ὄμμα ἔμπλεον ἢ δι' ἐμοῦ σώζειν*. Wunder emendiert mit Köchlys Zustimmung: *σοί τι γὰρ ἅμμα ἔμπεδον*, letzteres Wort nach Hermanns Conjectur. In seiner zweiten Bearbeitung hat Hermann diese aufgegeben und vorgeschlagen *σοί τε γὰρ ὄμμα ἓν* (*ἔνεστι*) *πλέον*. S. kann sich so wenig wie wir bei den angeführten Versuchen beruhigen und erörtert treffend die Schwierigkeiten der schon vom Scholiasten so gelesenen Vulgata: 'die Worte müssen stark verderbt sein, da man nicht begreift, was das *ὄμμα* des Hyllos zur Sache thut, noch was *ἔμπλεον* bedeutet: *τε γάρ* steht hier allein bei Sophokles.' Die Corruption ist vielleicht dem Sinn nach noch schlimmer als in den Schriftzügen, die leicht verwechselt werden konnten: *ἔμπλεον* entstand, wie Ref. vermutet, aus der altattischen Schreibweise von *ἣν πλέον* und erhielt bei der Uebertragung in die neuere Orthographie nur nicht das *η* und die richtigen Accente; aus *σοι* musz *μοι* werden, welches sich dann mit *σύλλαβε* verbindet; *τε γὰρ ὄμμα* endlich ist aus *τὸ γάρ*, *οἶμαι* verschrieben. Jetzt bedarf es wenigstens keiner harten Ellipse von *μᾶλλον* mehr, wozu *ἔμπλεον* und

ἔμπεδον nöthigten. In ähnlicher Weise hat das schöne Bild 116 *οὕτω δὲ τὸν Καδμογενῆ τρέφει, τὸ δ' αὔξει βιότου πολύπονον* bei dem transcribieren gelitten. Nach der überlieferten Lesart würde ein *πολύπονον* (man erwartete *πόνος*) den Heros nähren, das andere ihn vergröszern wie das kretische Meer. Wie passt dann der Schluszsatz der Strophe: aber ein Gott hält ihn stets fern vom Hause des Hades? Gewis liegt in dieser Zusammenstellung eine grosze Schiefheit; denn wird H. durch die Mühsale gestärkt, so vermag er auch um so mehr die Gefahren, die sein Leben bedrohen, zu überstehen. Nehmen wir aber an dasz Soph. *τῷ Καδμογενεῖ — βίοτον* schrieb, dann wird jener Widerspruch gehoben und der Ausdruck selbst natürlicher und angemessener: die Anstrengungen des H. bleiben und nehmen gar zu, sein geplagtes Leben stellt sich unserer Phantasie unter dem Bild eines von wilden Wogen hinundhergeworfenen Schiffes dar; doch rettet ihn die Gottheit immer aus jeder Noth. Das falsch gelesene *ΚΑΔΜΟΓΕΝΕ* hatte leicht die Verwechslungen von *τὸν* für *τῷ*, *βιότου* für *βίοτον* zur Folge.

Schneidewin läszt sich bei seiner Kritik von der lobenswerthen Maxime leiten, den hergebrachten Text wo möglich zu halten. Er glaubt oft noch an dessen Richtigkeit, wo andere verzweifeln. In 30 z. B. vermögen wir uns nicht davon zu überzeugen dasz mit der Schilderung *νὺξ γὰρ εἰσάγει καὶ νὺξ ἀπωθεῖ διαδεδεγμένη πόνον* gemeint sei: 'die Nacht führt ein und die Nacht stöszt ab (verdrängt) die Noth, die sie (von der jedesmal früheren) empfangen hat, um sie wiederum der folgenden zu übergeben'. Wie soll man sich vorstellen dasz die Nacht eine Sorge von sich stosze und zugleich dieselbe der nächstfolgenden überantworte? Das Gefühl dieser Schwierigkeit hat sich dem Exegeten selbst aufgedrängt und die Bemerkung abgenöthigt: 'hart ist es dasz *ἀπωθεῖ* nicht *levat curis* bedeuten kann, sondern den Begriff zu supplieren verlangt, dasz die folgende Nacht die von der frühern ihr übergebene Sorge wiederbringt'. Dasz Wunder zu *εἰσάγει* und *ἀπωθεῖ* vielmehr *αὐτόν* als Object suppliert, erwähnt S. nicht einmal, und doch scheint nur diese Erklärung möglich zu sein: die Nacht, welche den Helden zur Ruhe geleitet, indem sie einen *ἆθλος* beendigt, führt zugleich einen neuen herbei, welcher ihn wieder forttreibt. Das Pronomen in Gedanken zu ergänzen ist unnöthig, da *σφ'* vor *ἀπωθεῖ* recht gut Platz findet. Nicht die Nächte berühren einander, sondern die Mühen. Ebenso wenig will uns die Billigung des über die Maszen verwirrten Satzes 322 f. *οὔ τἄρα τῷ γε πρόσθεν οὐδὲν ἐξ ἴσου χρόνῳ διοίσει γλῶσσαν* einleuchten, den S. so wiedergibt und ergänzt: 'also wird sie (die zu antworten zögert) ganz in gleicher Weise wie früher in nichts hinsichtlich des redens sich unterscheiden (von der frühern Zeit), ebenso wenig jetzt reden wie früher'. Das *ἐξ ἴσου τῷ πρόσθεν χρόνῳ* verträgt sich schwerlich mit dem *οὔ τἄρα — οὐδὲν διοίσει γλῶσσαν*, eher gienge ein Genetiv *τοῦ γε πρόσθεν χρόνου*. Zwar behauptet die Note, die Conjectur *διήσει* (von Wunder) sei verfehlt, da *διεῖναι γλῶσσαν* durchaus einen Zusatz wie *στόματος* erheische. Aber diese Ellipse ist nichts weniger als noth-

wendig. Iole hält die Zunge wie in einem Gefängnis eingeschlossen; desselben Bildes bedient sich Antigone 505, wenn sie von den alten urtheilt dasz Furcht ihre Zunge verschliesze, und Kreon (180), wo er den für einen schlechten Bürger erklärt, der φόβῳ του γλῶσσαν ἐγκλήσας ἔχει. Die Zunge befreien heiszt nun gewöhnlich ἀφεῖναι, vgl. Eur. Hipp. 990: ἀνάγκη, συμφορᾶς ἀφιγμένης γλῶσσαν ἀφεῖναι: zur Abwechslung konnte indes auch διεῖναι einmal gebraucht werden, wie wir unser 'durchlassen' anwenden. Gleich darauf gibt der sonderbare Satz 327 ἡ δέ τοι τύχη κακὴ μὲν αὐτῇ γ', ἀλλὰ συγγνώμην ἔχει zu gewagten Explicationen Anlasz: 'Lichas bemerkt, das schweigen, welches er mit τύχη als ein zufälliges, beliebiges bezeichnet, sei allerdings schlimm und zwar für die arme selbst'; dann heiszt es weiterhin: 'Lichas stellt seine Worte auf Schrauben, denn τύχη kann zunächst auf die Gefangenschaft bezogen werden (Ai. 480 ἡ ἀναγκαία τύχη), kann aber auch auf ihr Verhältnis zu H. anspielen. Sodann kann als Gegensatz gedacht werden: ihr selbst freilich ist dieses nachtheilig, der D. aber frommt es, wenn sie die Wahrheit nicht erfährt.' Hat Soph. diese Gedanken andeuten wollen, so hat er, fürchten wir, sie zu sehr versteckt; namentlich ist die letzte Antithese aus dem Wortlaut schwer, wo nicht unmöglich zu eruieren; auch zweifeln wir an der Bedeutung die τύχη haben soll, wenn S. sie für ein beliebiges schweigen erklärt. Einfacher wird σιγή die Stelle von τύχη, natürlich in der Weise einnehmen dasz es vor δέ τοι zu stehen kommt. Von dem Schmerz Ioles kann man nicht sagen dasz er verzeihlich sei, sie müste sonst ganz gefühllos sein; eben so wenig von ihrem traurigen Schicksal, wol aber von ihrem hartnäckigen stillschweigen. Ueber 491 ist S. einer Ansicht mit Wunder, Ellendt, Thudichum, welcher Ref. nicht beitreten kann. D. musz dort versichern, sie wolle, wozu Lichas sie aufgefordert hat, sich in das üble Verhältnis zu Iole finden und der Liebe des H. zu jener nichts in den Weg legen. Die νόσος ἐπακτός ist nicht 'die ihr von auszen her zugebrachte Krankheit' oder ein αὐθαίρετον κακόν, wie der Schol. meinte, sondern = ἔρως ἐπακτοῦ γυναικός (vgl. 544), welchem entgegenzutreten D. so eben für Thorheit erklärt hat, vgl. 441 f. Durch diese Auffassung wird die Lesart ἐξαρούμεθα beseitigt, welches Verbum übrigens den Sinn 'das Uebel verschlimmern' kaum haben kann; ἐξαιρούμεθα behält durchaus den Vorzug, indem D. sich bescheidet ihrem Gatten die Leidenschaft, die er für die junge Nebenbuhlerin gefaszt hat, nicht benehmen zu können. Am Praesens wird man nicht anstoszen, da der Entschlusz jeden Versuch der Art zu unterlassen schon jetzt bei ihr feststeht, wie sie wenigstens den Lichas glauben macht; für die Bedeutung von ἐξαιρεῖσθαι aber ist Eur. Hipp. fr. 4 zu vergleichen. In der folgenden Scene hat man bisher 532 die Benennung des Lichas als ὁ ξένος ohne Anstand passieren lassen, da doch der alte Diener des Hauses, welcher dem H. von jeher zur Seite stand, eher einen auf ein vertrauliches Verhältnis deutenden Namen erhalten sollte; mindestens musz er jetzt als der Ueberbringer von Geschenken und Aufträgen der Bote heiszen: ἄγγελος. In dersel-

ben Rede scheint *ποτὲ* 555 nicht so gut zu *ἦν* als zu *ἀνειλόμην* (558) zu passen, umgekehrt *παρά* besser von *παλαιὸν δῶρον* abzuhängen, weshalb wir vorschlagen beide Wörter ihre Plätze vertauschen zu lassen. Der Wechsel des Tempus in *προςπτύσσεται* musz auffallen, da die ganze übrige Erzählung 756—76 nicht aus dem Praeteritum heraustritt; auch haben alle Hss. die freilich dem tragischen Gebrauch widerstrebende Form *προςπτύσσετο*; schrieb Soph. vielleicht *κἀπεπτύσσετο*? Schwierigkeit macht 825 der Ausdruck *ἀναδοχὰν τελεῖν πόνων*, was man bisher mit *susceptio* erklärte und demnach *τελεῖν* in der ungewöhnlichen Bedeutung von 'endigen, beschlieszen' nahm, so dasz der Satz hiesze: *finem impositum iri necessitati labores suscipiendi.* Dagegen wendet S. ein dasz *ἀναδέχεσθαι πόνους* ungebräuchlich sei. Eher ist das *ἀναδοχή* im Sinne von *ἀνάπαυσις*, welche Erklärung des Schol. er zur seinigen macht, indem er hinzufügt: 'wie man einen herabfallenden Gegenstand oder einen rollenden Wagen *ἀναδέχεται*, so soll diese Zeit den steten Lauf der *πόνοι* hemmen.' Um uns bei dieser Exegese beruhigen zu können, hätte S. wenigstens einen Beleg beibringen müssen. Von Bergks *τότ' ἀνοχάν* urtheilt er dasz es die Glosse des Schol. (*τότε ἀνακωχὴν γενέσθαι τῶν πόνων τῷ Ἡ.*) in den Text trage. Lieber würden wir einwenden dasz *ἀνοχά* wie *ἀνακωχή* den verlangten Begriff völliger Ruhe nicht ganz ausdrücke; ein Wort wie *ἀναφορά*, vgl. Eur. Or. 424 (welches selbst wir übrigens vorzuschlagen Bedenken tragen) ist hier erforderlich. In ähnlicher Weise wird eine sonst nicht erhörte Bedeutung für *μοῦνον* (958) statuiert, welches Gegensatz von *ἄλκιμος* sein soll; dafür werden Ai. 510 *σοῦ μόνος* und Phil. 183 *μοῦνος ἀπ' ἄλλων* beigebracht, wo das Wort nur seinen gewohnten Sinn hat. Allerdings will es nicht recht gelingen etwas angemessenes aufzufinden; auch *φροῦδον*, woran wir sonst dachten, befriedigt nicht recht.

Einige gute Vorschläge früherer Kritiker haben bei S. noch nicht die gebührende Berücksichtigung gefunden, da es ihm, wie gesagt, überall darum zu thun ist die Vulgata festzuhalten. Er bestreitet daher z. B. 66 die Richtigkeit von Valckenaers *φέρειν*, wo man doch erwarten musz, D. werde dem Sohn die Ansicht der Dienerin mittheilen, wenn sie auch derselben durch den eignen Zusatz von *αἰσχύνην* mehr Schärfe gibt. In 396 scheint Canter Recht gehabt zu haben, wenn er *ἀνανεώσασθαι* mit Tilgung von *καί* schrieb. Im Dialog mit dem freiwilligen Botschafter 418 musz Lichas seinem Plan gemäsz vorerst leugnen dasz er die gefangene kenne, also vertheilte Brunck die Personen mit gutem Grund so: *κάτοισθα δῆτ'*; *Λ. οὐ φημι.*, sonst könnte der Bote dem Lichas nicht vorwerfen dasz er Iole jetzt auf einmal nicht kenne wolle. Man vergiszt die Situation dieser Scene, wenn *κάτοισθα δήπου* plötzlich die Bedeutung erhalten soll: 'du erinnerst dich des Mädchens' oder 'du weiszt welche ich meine'; denn wozu von Erinnerung dessen sprechen, was man eben noch vor Augen hatte? Dasz aber der Bote gerade Iole meine, kann Lichas nicht errathen; auf eine solche Frage muste eine ganz andere Antwort erfolgen.

Auf die Verneinung des Lichas bezieht sich aber der nächste Vers 419 *οὔκουν σὺ ταύτην, ἣν ὑπ' ἀγνοίας ὁρᾷς, Ἰόλην ἔφασκες — ἄγειν*; worin S. eine steife und unklare Verbindung sieht; dies ist zuzugeben, aber die Conjectur *ἧς σύγ' ἀγνοεῖς γονὰς* oder *ἧς σὺ τοὔνομ' ἀγνοεῖς* weicht zu sehr von der handschriftlichen Lesart ab und erklärt nicht wie diese entstehen konnte. Das *ὑπ' ἀγνοίᾳ* scheint echt zu sein und der Fehler blosz in *ὁρᾷς* zu liegen, das, wie S. richtig bemerkt, nur sehr gezwungen mit jener Phrase verknüpft wird. Man wird wol trotz der Einrede Ellendts u. a. bei Reiskes Emendation *στέγειν* sich beruhigen dürfen: Lichas birgt ihre Herkunft unter seiner (vorgeblichen) Unkunde. Sehr ähnlich ist Eur. Phoen. 1214 *κακόν τι κεύθεις καὶ στέγεις ὑπὸ σκότῳ*: das sind die Worte der Iokaste zu einem Boten, der gleichfalls mit der Wahrheit nicht herausrücken will. An unserer Stelle rührt das verschreiben wahrscheinlich von der Aehnlichkeit des vorausgehenden Versendes her. In 653 wird nicht sowol *αὖ στρωθεὶς* als Hermanns *καστρωθεὶς* dem Gedanken des Chores entsprechen. Allerdings kann das sonderbare *οἰστρηθεὶς* mit dem Oxymoron in Ai. 674 *δεινῶν τ' ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε στένοντα πόντον* zusammengestellt werden, aber dort leitet der Parallelismus auf den wahren Sinn der Vergleichung; hier drängt sich der Widerspruch fühlbarer auf, wenn der wutentbrannte Ares Frieden und Ruhe gebracht haben soll. Billerbecks *ἐπὸν μαθήσεται* (615) ist eine sehr ansprechende Verbesserung, da in der alten assimilierenden Schreibweise beide Lesarten zusammenfallen und insofern hier gar keine Aenderung stattfindet; nur wird man *εὐμαθὲς* kaum neben *μαθήσεται* beibehalten können; es dürfte etwa durch *εὐθέως* ersetzt werden. Die Anakoluthie hingegen, welche vulgo entsteht, wenn auf *ὃ κεῖνος εὐμαθὲς* nicht *ἐπιγνώσεται*, sondern *σφραγῖδος ἕρκει τῷδ' ἐπ' ὄμμα θήσεται* folgt, ist äuszerst hart und nicht einmal durch besonders heftiges Pathos hervorgerufen, welches wie sonst oft bei Soph. die Anwendung einer verwirrten Construction rechtfertigen könnte. In 1009 wünschten wir Köchlys *πόθι δ' ἔστ' ὦ Ἕλλανες πάντων ἀδικώτατοι ἀνέρες* aufgenommen oder wenigstens berücksichtigt; denn der Vorwurf der Undankbarkeit trifft ganz Hellas, nicht die wenigen welche den H. hergeschafft haben; unnütz ist auch die an jene gerichtete Frage woher sie stammen, da es genügte wenn sie für Griechen galten. Die Neigung ungewöhnliche Structuren anzunehmen zeigt S. unter anderm 627 f., wo er hinter *ξένης* statt nach *προςδέγματ'* interpungiert, so dasz *προςδέγματ' ὡς ἐδεξάμην* mit Berufung auf das wesentlich verschiedene Beispiel 49 verbunden wird. Der 'ungehörige Nachdruck', welcher sonst auf *αὐτὴν* fällt, ist von Hermann durch die Aenderung *προςφθέγματ', αὐτήν θ' ὡς*, von Köchly durch *αὐτή θ' ὡς*, von Wunder durch *προςδέγματ' αὐτὴν ὡς ἐδ. φίλα* vermieden worden; Patakis wollte *αὐτός*, was die unrichtige grammatische Betonung entfernt, aber die Anwesenheit des Lichas zu stark betont. An das einfachste hat man nicht gedacht, *ὡς* vor *αὐτὴν* zu stellen. Mit Correcturen ist auch 1160 gehörig bedacht worden, indem man mit Recht die Häufung

der Praepositionen πρὸς τῶν πνεόντων μηδενὸς θανεῖν ὕπο lästig fand; denn wenn auch πρός eine andere Bedeutung (vgl. El. 1071) haben kann, so denkt der Leser oder Zuhörer hier doch zunächst an die geläufigste (vgl. O. R. 713), so dasz das nachtretende ὕπο anstöszig ist; daher haben Musgrave und Wunder ποτὲ dafür verlangt, Dindorf wollte lieber πρὸς τῶν in ἀνδρῶν verändern, wodurch aber ein anderer Misstand hervorgebracht wird, dasz nemlich die Frauen damit bezeichnet sein könnten; Phil. 334 τέθνηκεν ἀνδρὸς οὐδενός, θεοῦ δ' ὕπο, welche Stelle Dindorf angezogen hat, fehlt das Epitheton, das hier durch das vortretende ἀνδρῶν von seiner Bedeutung verliert. Uns scheint der Fehler in θανεῖν ὕπο zu liegen: πρόφαντον verlangt die Folge eines Futurums, welches der üblichen Formel, die dem Abschreiber vorschwebte, früh gewichen sein mag; Soph. schrieb dann λείψειν βίον, vgl. Phil. 1143 ἀπὸ γὰρ βίον αὐτίκα λείψω. El. 1443 Ὀρέστην — βίον λελοιπόθ' ἱππικοῖσιν ἐν ναυαγίοις. Ueber das νῦν δέ 88 und 90 zu Anfang beider Verse berichtet S. wol, dasz es so schnell hintereinander in verschiedener Bedeutung manchem unerträglich schien, weshalb man statt des erstern ἀλλ' ὃ oder πρὶν δ' ὃ gesetzt habe, glaubt aber, gerade die Verschiedenheit der Bedeutung mache die Wiederholung erträglicher. Er bringt dann Beispiele von wiederholtem γάρ, ὡς oder pron. rel. bei, als wenn die Repetition solcher nur conjunctiven Wörtchen denselben Eindruck machte wie hier das stark betonte νῦν. Abermals scheint nur durch Schuld der Abschreiber gefehlt zu sein, indem Soph. kaum etwas anderes als eben jenes ἀλλ' ὃ ξ. π. setzen konnte.

Dasz dem Strabo ein besserer Text vorlag als der unsrige, zeigt die Lesart βούπρωρος (13) für das von allen Hss. festgehaltene βούκρανος; ob die Scholien auf einen solchen sich beziehn, wird man bezweifeln dürfen, wenigstens können wir uns nicht entschlieszen das daraus 7 aufgenommene ὄτλον zu billigen; darunter stellt man sich in der Verbindung mit νυμφείων die Lasten und Beschwerden des ehelichen Lebens vor; D. sah diesen erst mit banger Seele entgegen, das ist ὄκνος. Warum demselben nur das Praedicat μέγιστον, nicht auch das hier ihm beigelegte ἄλγιστον gegeben werden könne, wie S. behauptet, ist schwer zu begreifen. Zu 205 gibt ein Scholion den Inhalt des Chorliedes allgemein mit den Worten an: ὁ πᾶς οἶκος Ἡρακλέους θυσίας καὶ εὐχὰς ποιείτω. Daraus erhellt noch nicht die Nothwendigkeit ἀνολολυξάτω δόμος für ἀ. δόμοις zu corrigieren. Es lautet vielmehr sonderbar dasz ein Haus, worin sich zufällig Jungfrauen befinden, δόμος ὁ μελλόνυμφος heisze. Lieber lassen wir δόμοις stehen in dem Sinn 'zu Ehren des Hauses' (vgl. das vielleicht absichtlich gewählte δόμοις 950, wo der Chor, nachdem sich alles ins Gegentheil verkehrt hat, ausruft: τάδε μὲν ἔχομεν ὁρᾶν δόμοις) und ändern nur das Geschlecht des Artikels: ἁ μελλόνυμφος sc. κλαγγά. Jetzt entspricht erst dem ἴτω das ἀνολολυξάτω. In demselben Vers hat S. uns nicht darüber aufgeklärt, was ihn bewog die gute Emendation ἀλαλαγαῖς mit dem eigens gebildeten ἀλαλαλαῖς zu vertauschen; Aristoph. Av. 1763

ἀλαλαλαὶ ἰὴ παιών, was aus Lysistr. 1291 ἀλαλαὶ ἰὴ παιήων zu berichtigen ist, kann nichts beweisen. In 948 ist die Rückkehr zur Vulg. τέλεα anzurathen. Das traurige Ende der D. hält der Chor mit dem des H. zusammen. Das Metrum widerstrebt natürlich nur, wenn man τὰ μέν und τὰ δέ statt τάδε μέν und τάδε δέ in der Antistrophe schreibt. Hier hat wieder das Scholion bereits Hermann bestimmt ὀλοά zu ändern. Aber die Paraphrase ποῖα χαλεπώτερα καὶ περαιτέρω δεινότητος ist zu vag als dasz aus ihr eine solche Emendation abgeleitet werden könnte. Treffend hat Köchly an Hom. Od. ι 14 erinnert: τί πρῶτόν τοι ἔπειτα, τί δ' ὑστάτιον καταλέξω; Ohne Noth misfällt S. auch 58 πράσσειν δοκεῖν, er hält den Zusatz δοκεῖν für sehr lästig, da es sich um genaues wissen handle, und glaubt, die Aehnlichkeit der Versschlüsse von 59, 60 δόμους — δοκῶ habe ein Versehen veranlaszt. Aber zu dem Accusativ Ὕλλον ist πέμπειν nothwendig das regierende Verbum, und τοῦ καλῶς πράσσειν δοκεῖν löse man auf in εἰ καλῶς πράσσειν δοκεῖ: letzteres geht darauf dasz Hyllos vom entfernten Vater wenigstens Kundschaft einziehen sollte, wenn es ihm auch nicht möglich ist, sich durch eigne Anschauung von seinem Befinden zu unterrichten; er müste doch πυθέσθαι ποῦ 'στιν (66). Also bedarf es nicht des von S. vorgeschlagenen μολεῖν, welches er mit ὅνπερ εἰκός etwas gezwungen verbinden will. In 331 hätte die Lesart zweier Hss. τοῖς οὖσιν ἄλλην wol verdient der Conjectur F. W. Schmidts vorgezogen zu werden, welcher τοῖς οὖσι λύπην beibehält und dann διπλῆν λάβοι schreibt. Eur. Andr. 396 erhält das διπλοῦν ἄχθος aus dem Zusammenhang seine Berechtigung, wie aber soll hier die Iole zu den schon vorhandenen Uebeln noch eine διπλῆ λύπη treffen?

In dem ersten Chor hat S. wol gethan 103 ποθουμένα nicht mit dem von Musgrave angerathenen, von Wunder und Köchly belobten πονουμένα zu vertauschen, wenigstens ist 981 πεπονημένος ἀλλήκτοις ὀδύναις etwas anderes. Auch πόθι μοι πόθι παῖς (95) bleibt besser unangetastet, da Bergks πόθι μοι, πόθι· πᾷ ναίει ποτ' zu abgerissen dasteht, S.s πόθι γᾶς dem folgenden ἢ ποντίας — κλιθείς nicht ganz passend vorgreift. Musgraves αἰδοῖα für ἄδεια (122) nennt S. sinnreich: gewis schickt es sich aber mehr für Mädchen, welche wie die Danaiden bei Aeschylos (Suppl. 191) um Schutz und Beistand flehen, als für die Jungfrauen in Trachis, welche der niedergeschlagenen D. Trost bringen und sie selbst durch ihren Widerspruch aufrichten wollen. Deshalb ist ἄδεια viel sinnreicher als αἰδοῖα, was bei Wunder Aufnahme gefunden hat. Ueber den Eingang des 2n Chors haben wir schon oben gesprochen; am Schlusz desselben treten wir auf Dindorfs Seite, wenn er 220 εὐοῖ wiederholt und damit einen schwungvollen iambischen Tetrameter gewinnt, wogegen die von S. gewählte Form (‿ ́‿, dann troch. dim. und ith.) keinen kräftigen Ausdruck hat.*)

---

*) Trochaeisch-ithyphallisch läszt S. auch El. 192 ausgehen und glaubt damit ermächtigt zu sein den Eintritt des Verses beliebig zu modeln, ‒‒‿ in der Antistrophe dem ‿‒‒ in der Strophe entsprechen

Das *μ'* vor *ὁ κισσός* kann, da es schon auf *ἰδού* folgt, wegbleiben; *ὑποστρέφων* ist nicht sowol von dem zurückkehren zu früheren Bakchanalien zu verstehen, in *ὑπο* liegt eher die Vorstellung des unwillkürlich und unwiderstehlich den Chor ergreifenden Enthusiasmus, welcher ihn zum bakchischen Rundtanz fortreiszt. Dasz die Aenderung Dindorfs (222) *γυναικῶν* nicht durchaus nöthig sei, wird man eher zugeben dürfen. Durch ein Versehen ist ein Theil der Epode der Antistrophe des 3n Chors zugefallen, sie beginnt erst mit 523 statt mit 517. Im kleinen ist ein ähnlicher Fehlgriff 662 begangen, wo *συγκραθείς* mit dem vorhergehenden Verse verbunden sein sollte. Die Entsprechung ist auch zwischen 830 und 840 nicht genau, und erst in der Note zu dem strophischen Vers wird durch *λάχοι* oder *κίχοι* nachgeholfen. Indes kann *ἔχοι* bleiben, und es bedarf wenigstens hier durchaus keiner Correctur, wenn man den Vers als dochmisch-iambisch betrachtet; der antistrophische hat frühzeitig durch die Glosse *Νέσσου θ' ὕπο* Schaden gelitten, so dasz jede Emendation desselben ungewis ist, auch die von Hermann, welche S. allein vortrefflich findet, 'andere schalten willkürlich': *ὑπόφονα δολόμυθα κέντρ' ἐπιζέσαντα*. Hier ist *ὑπο* eher ein Ueberbleibsel des Glossems als *ὑπόφονα* ein authentisches Wort aus Soph. Feder; nicht willkürlicher möchte *φόνια δολιόφρονά τε κ. ἐ.* sein. In der folgenden Strophe dürfte nach Dindorf *ἀϊσσόντων γάμων τὰ μὲν οὔτι* als integrierendes Glied abgesondert und das Komma nach *συναλλαγαῖς* getilgt werden; überdies gebührte Wunders *οὐλίαις* für *ὀλεθρίαις* ein Platz im Text; dies gilt auch von der Emendation desselben *νάματι* (oder *νάσματι*?) statt *φάσματι*, wenigstens können wir an ein 'Gespenst der Hydra, welche sich an ihrem Mörder dadurch rächt, wie sonst die ermordeten ihren Mördern im Schlaf als gespensterhafte Schreckbilder erscheinen', nicht recht glauben.

Heidelberg. *Ludwig Kayser.*

20.

Ueber *prae* oder *pro* bei *neglegere*, *contemnere* und ähnlichen Ausdrücken.

K. Halm hat in seiner Schulausgabe von Ciceros Miloniana zu § 3 a. E. folgende Bemerkung: 'so (*prae*) statt der Vulg. *pro*. In den

---

zu lassen. Selbst diese Licenz ist bei Soph. nicht nachweisbar; betrachtet man aber den Vers als einen antispastisch-iambischen, so leuchtet die Unmöglichkeit der von S. empfohlenen Responsion vollends ein. Die Emendation *κοινᾶς ἀφίσταμαι* hält er (Philol. IX 142) für eine der evidentesten, die er im Sophokles gemacht; Ref. zählt sie nur zu den gewagtesten.

Redensarten *neglegere*, *contemnere*, *pro nihilo habere aliquid prae aliqua re* (im Vergleich zu etwas, d. h. sich weniger um etwas kümmern als um ein zweites) haben die Abschreiber gewöhnlich das ihnen unverständliche *prae* in *pro* verwandelt.' Halm scheint also, wie schon Zumpt zu Verr. II § 156, anzunehmen dasz man bei solchen Verben überall *prae*, nirgends *pro* gebrauchen müsse. Ich fürchte dasz die Acten über diesen Punkt noch nicht als geschlossen angesehen werden dürfen, und es sei mir erlaubt meine Zweifel hier in der Kürze zu genauerer Prüfung darzulegen. — Zumpt a. a. O. scheint diese Regel auf die Annahme gründen zu wollen, dasz diese Verba immer eine Beurtheilung (Schätzung), ein Urtheil bezeichnen, nirgends eine Handlung. Dies mag, was *leve ducere*, *pro nihilo putare* u. dgl. betrifft, wahr sein; was dagegen *contemnere*, *neglegere*, *spernere* u. dgl. angeht, so liegt in der Bedeutung dieser Verba keine Nothwendigkeit, dasz sie immer eine Schätzung bezeichnen sollen (eine Person oder Sache im Vergleich mit einer zweiten gering schätzen); warum sollten sie nicht auch in der Bedeutung gebraucht werden können: 'einen Gegenstand wegen (*pro*) eines andern (um diesen zu bewahren oder zu vertheidigen; vgl. Madvig lat. Sprachl. § 241 Anm. 2) verachten, d. i. ihm Trotz bieten'? Man musz hier zwei Fälle unterscheiden. Wenn nemlich 1) von zwei verglichenen Gegenständen die Rede ist, denen beiden ein gewisser positiver Werth beigelegt wird, so dasz man zwar beide Gegenstände werth schätzt (oder schätzen sollte), den einen aber in geringerem Grade als den andern, so musz natürlich *prae* gebraucht werden; es werden hier zwei, wenigstens relative, Güter verglichen, und *contemnere* usw. steht als stärkerer Ausdruck für *postputare* oder dgl., d. h. sie bezeichnen keine absolute, sondern nur eine relative Verachtung. (Beispiele von diesem Gebrauch, freilich mit andersartigen vermischt, finden sich bei Hand Turs. IV p. 523 f. Freund Wörterb. *prae* II B 2.) *) — 2) aber kann auch *prae* bei diesen Verben gebraucht werden, wenn man einen Gegenstand, den man (als ein Uebel) verachtet, mit einem zweiten, welchen man als etwas gutes hochschätzt, vergleicht; hier ist also gerade wie in dem deutschen Ausdrucke 'sich kümmern' eine Zweideutigkeit in der Auffassung des Verbums, indem man das geringschätzen bei dem Objecte in einer andern Bedeutung als bei dem Substantiv mit *prae* verstehen musz; der Gedanke wird aber sehr natürlich auf eine Abwägung des einen gegen

---

*) Auch Cic. de lege agr. II § 96 schreiben wol mit Recht alle Hgg. *prae*, obgleich die besten Hss. *pro* haben. Wenn auch das mit *contemnent* verbundene Verbum *irridebunt* nicht so leicht die Bedeutung einer Schätzung zuzulassen scheint, so führen doch die folgenden Verba (*conferendus*, *contendent*, *comparabunt*) auf diese Auffassung. — Uebrigens steht Cic. in Catil. IV § 23 *propter* (= *pro*) bei *repudiare* in einer ganz ähnlichen Vergleichung, wo man eher *prae* erwartete, wenn *repudiare* nicht den Begriff einer Schätzung auszuschlieszen schien. (Vgl. *abicere salutem pro aliquo* in Freunds Wörterb. *abjicio* mit unrichtigem Citat.)

das andere geführt, und man faszt den Sinn unwillkürlich so auf, dasz das Subject im Vergleich zu dem guten das es behaupten will es verschmäht sich dem Uebel zu entziehen, sich gegen dasselbe zu schützen, zu sichern, so dasz es eigentlich der Schutz, die Sicherung vor dem Uebel wird, die (als etwas gutes) mit einem zweiten Gute verglichen wird. (Beispiele Mil. § 3; Cic. Fam. XIV 4, 2; p. red. in sen. § 38; vgl. Verr. II 156 bei *leve ducere*.) Ob aber hier immer *prae* gebraucht werden müsse, das ist die Frage die ich noch nicht für ganz erledigt ansehen zu dürfen meine. Ich will es hier nicht urgieren dasz an allen drei angef. Stellen die Variante *pro* vorkommt; denn die Hss. scheinen doch, so viel ich weisz, mehr für *prae* zu sprechen; aber 1) scheinen ähnliche Stellen mit *pro* bei einem *verbum actionis* eine nicht verwerfliche Parallele zu bieten; z. B. Mil. § 68: *nullum se umquam periculum pro tua dignitate fugisse* = *omnia se semper pericula pro (?) tua dign. contempsisse;* ebd. § 94: *pro te totiens morti me obtuli* = *pro (?) te totiens mortem contempsi;* ebd. § 100: *ego inimicitias potentium pro te appetivi* = *ego inim. pot. pro (?) te neglexi;* vgl. p. Sulla § 84 u. dazu Halm. 2) aber finden sich noch wenigstens zwei Stellen, wo *pro* in einer solchen Verbindung nicht nur durch die Hss. sondern auch durch den Zusammenhang mir wenigstens völlig gesichert scheint, nemlich Cic. p. Flacco § 67: *huic autem barbarae superstitioni resistere severitatis: multitudinem Iudaeorum, flagrantem nonnumquam in contionibus, pro re p. contemnere gravitatis summae fuit* (durch *resistere* wird die Auffassung von *contemnere* als einer Handlung, nicht als einer Schätzung vorbereitet; man übersetze: 'ihnen um des Staates willen Trotz bieten'); Vatin. ad Cic. Fam. V 9, 1: *an verear, ne, qui potentissimorum hominum conspirationem neglexerit pro mea salute, is pro honore meo pusillorum ac malevolorum obtrectationes et invidias non prosternat atque obterat* (hier wird *pro* wegen der Gleichheit des entgegengesetzten Gliedes gefordert; vgl. gleich darauf: *hoc oneris et muneris pro mea dignitate tibi tuendum ac sustinendum puta*). Diese Beispiele (und vielleicht finden sich solcher noch mehr) möchten doch, meine ich, einiges Bedenken erregen; und wäre die Lesart *prae* in Mil. § 3 nicht sowol durch den cod. Erf. als durch einen alten Codex des Diomedes so gut verbürgt, möchte ich versucht sein auch hier mit den früheren Hgg. *pro* vorzuziehen. Denn diese Stelle hat mit den beiden zuletzt angeführten das gemein, dasz das Object des Verbums Personen bezeichnet (Fam. l. l. eine Verbindung, Verschwörung von Personen), bei denen man wol *contemnere* und *neglegere* eher von einer Behandlung derselben zu verstehen geneigt ist (sie verachten d. i. ihnen trotzen) als von einer Abwägung und Vergleichung, während an den drei andern oben angef. Stellen das Object Gefahren, Drohungen, Feindschaften bezeichnet, bei welchen Begriffen der Gedanke an eine Abwägung schon näher zu liegen scheint.

Statt also diese Frage als schon entschieden zu betrachten, möchte ich lieber dazu auffordern eine erneute Aufmerksamkeit darauf

zu richten und wo möglich noch andere Stellen aufzufinden, die zu einer sichern Entscheidung führen könnten.

Kolding. *F. C. L. Trojel.*

21.

Numas Schaltcyclus (Livius I 19).

Die Sprachen sollten nirgends exacter sein als in den exacten Wissenschaften, und doch zeigen sie sich eben hier oft schwankend und ungenügend in den Ausdrücken. Wo wir 'alle acht Tage' sagen, meinen wir einen Abschnitt von sieben Tagen; das doppelte ist aber 'alle vierzehn Tage' (französisch wieder: *quinze jours*). Das römische *lustrum* bezeichnet nicht blosz 5 sondern auch 4 Jahre (Ideler Chronologie II 78). Aber wie sich in unserer Sprache doch eine Regel zeigt, vor welcher der Ausdruck 'alle acht Tage' eine Ausnahme bildet, so läszt sich auch im lateinischen ein bestimmter Sprachgebrauch wahrnehmen. Wir können sagen dasz die olympischen Spiele jedes vierte Jahr (alle vier Jahr) stattfanden; rechnet man aber das Jahr der Feier als das erste, so ist die folgende Feier im fünften, *quinto quoque anno redeunte* (Censorinus). Der römische Sprachgebrauch ist nun eben dieser, für die bessere Zeit wenigstens. Man rechnete den Termin mit hinein, wie ja auch bei dem Monatsdatum die Idus und Kalenden als der erste Tag gelten. Ciceros Worte *quinto quoque anno Sicilia tota censetur* (Verr. II 56, 139) heiszen also auf deutsch nicht, wie Freund übersetzt 'alle fünf Jahr', sondern 'alle vier Jahr'. Der Römer rechnete das Jahr 75 v. Chr., wo der Praetor Peducaeus den Census in Sicilien abgehalten, als das erste, das 5e fiel demnach auf 71 v. Chr., wo Verres noch in Sicilien war. *Tertio quoque verbo* heiszt also 'bei jedem andern Worte'.*) Macrobius freilich beachtet schon den Sprachgebrauch nicht mehr; Saturn. I 13 sagt er *tertio quoque octennio* für 'alle 24 Jahr' und *octavo quoque anno* für 'alle 8 Jahr'. Er spricht so, wie wir sprechen.

Livius nun sagt I 19 von der Periode, durch die Numa sein Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung halten wollte, folgen-

---

*) Das Princip dieses Sprachgebrauchs erlaubte offenbar nicht weiter hinabzugehn als bis *tertius*, so dasz auf *tertio quoque anno* gleich *singulis annis* folgt (vgl. Krebs Antib. s. v. *quisque*). Ob denn wol je so etwas wie *secundo quoque die*, *secundo quoque verbo* gesagt ist in der guten Latinität? Macrobius mochte so sprechen, aber dem Sinne des echten Sprachgebrauchs widerstreitet es. Dieser verlangt einen *terminus a quo*, einen *ad quem* und noch ein Intervall dazwischen, also wenigstens 3. *Altero quoque die* kommt bei Celsus u. Columella vor (s. Forcellini s. v. *alter*), doch scheint *alternis diebus* besser.

des: *atque omnium primum ad cursus lunae in duodecim menses describit annum: quem, quia tricenos dies singulis mensibus luna non explet, desuntque dies solido anno, qui solstitiali circumagitur orbe, intercalariis mensibus interponendis ita dispensavit, ut vicesimo anno ad metam eandem solis unde orsi essent plenis omnium annorum spatiis dies congruerent.* Der cod. Haverc. hat hier von 2r Hand die Aenderung *ut vigesimo quarto quoque anno*, welche also kaum eine Lesart heiszen darf. Man nahm indes jene Aenderung an, um Livius Worte mit denen des Macrobius reimen zu können. Letzterer sagt Saturn. I 13, nachdem die Römer alle 8 Jahr 90 Tage nach der Weise der Griechen eingeschaltet, hätten sie ihren Irthum erkannt, vermöge dessen ihr Jahr um einen Tag zu lang gewesen, und dasz sie deshalb in jeder dritten Oktaëteris (alle 24 Jahr) 24 Tage weggelassen, mithin nur 66 Tage eingeschaltet hätten. Man liesz also den Livius sagen, dasz in jedem 24n Jahre die Tage mit demjenigen Stande der Sonne, von welchem die Periode ausgieng, übereinstimmten, d. h. dasz das Schluszjahr des Schaltcyclus dem Anfangsjahre entsprach. Dennoch kann nichts klarer sein als dasz der Anfang des éinen Cyclus dem Anfange des andern entspreche, das 2e Jahr des éinen dem 2n des andern usw. Wollte man also die dreifache Oktaëteris in den Livius bringen, so muste man diesen sagen lassen: *ut vicesimo quinto quoque anno;* denn das Jahr mit welchem der *vicesimus quintus annus* immer übereinstimmte, muste dem Sprachgebrauch zufolge als das erste gezählt werden.

Kehren wir zu der überlieferten Lesart zurück, so ist zuvörderst zu bemerken dasz es für den Sinn gleichgiltig ist, ob *vicesimo anno* oder *vicesimo quoque anno* steht. Das *quoque* scheint nur in dem cod. Buslidianus zu stehn, wenn Nannius recht las, in den andern Hss. fehlt es. *Quisque* deutet die allgemeine Geltung eines solchen Zahlbegriffs an; dasz hier aber von einer allgemein giltigen Norm die Rede ist, versteht sich von selber und ist auch von keinem verkannt worden. Man kann sich denken dasz Livius die ersten Schaltperioden der Zeitrechnung seines Numa hinstellt als Muster und Regel für alle künftige Zeitrechnung und das congruierende Verhältnis dieser ersten Schaltperioden ein für allemal angibt. Vom Saturn, der in 29 Jahren und $5^1/_2$ Monden um die Sonne läuft, sagt Plinius N. H. II 8, 32: (*Saturni sidus*) *tricesimo anno ad brevissima sedis suae principia regredi certum est.* Denn da ein jeder weisz dasz der Planet immer dieselbe Zeit braucht, so war es nicht nöthig *tricesimo quoque anno* zu sagen. So läszt auch Censorinus 17 das *quisque* weg von der Wiederholung der Saecularfeier, nachdem er eben zwei Stellen anderer Autoren über den Gegenstand citiert hat, welche das *quisque* hinzusetzen.*)

---

*) 'J. Fr. Gronov Obss. II 18 erklärt sich für die Emendation (*quarto et vicesimo*), das *quoque* weglassend, welches nach röm. Sprachgebrauch eher auf eine drei- als vierundzwanzigjährige Periode deuten würde' Ideler II 71. Wenn das *quoque* wirklich den Ausschlag gäbe,

Wenn nun Livius von einer Congruenz des zwanzigsten und ersten Jahres redet, so meint er einen Schaltcyclus nicht von 20*) sondern von 19 Jahren, und das 20e ist wieder das Anfangsjahr des neuen Cyclus. Nun aber ist es gewis dasz die ältesten Römer nach Mondmonaten rechneten und mithin statt des später erfundenen kurzen Schaltmonats einen vollen Mondmonat einschoben (Ideler II 50). Hiermit in vollkommener Uebereinstimmung ist es, wenn man dem Numa einen Schaltcyclus zuschrieb, welcher durch Einschiebung von 7 Monden binnen 19 Jahren das Mondjahr in Harmonie mit dem Sonnenjahr erhielt. Es ist dieses der in Griechenland hochberühmte und allbekannte Cyclus, den Meton, Perikles Freund, 432 v. Chr. aufstellte. Dasz dieser dem Numa zugeschrieben wird, mögen wir belächeln; der alte Numa befand sich hier weit mehr auf dem Gebiete des Glaubens als auf dem der Geschichte. Auch Cicero klagt die Nachlässigkeit der späteren Pontifices an, wenn die röm. Chronologie und der Kalender in die enormste Verwirrung kam, Numas verständige Anordnung sei nur von den Epigonen verdorben.

Livius also hatte wol einen Gewährsmann vor sich, der da glaubte dem Numa jene ausgezeichnete Schaltperiode (des Meton) beilegen zu dürfen. Wer statt derselben die 24jährige verlangt, musz wenigstens erst beweisen dasz man im Alterthum dieselbe dem Numa zuschrieb. Nur an éiner Stelle, sonst nirgends, wird der 24jährige Cyclus erwähnt und ohne Beziehung auf Numa, in Macrobius Saturn. I 13. Nachdem er Numas Einrichtung erwähnt hat, fährt er fort: *cum ergo Romani ex hac distributione Pompilii ad lunae cursum sicut Graeci annum proprium computarent, necessario et intercalarem mensem instituerunt more Graecorum.* Er kommt also auf die griechische Oktaëteris und sagt dasz die Römer dieselbe angenommen. Als eine noch weitere Entwicklung (*hoc quoque errore iam cognito*) folgt dann die 24jährige Periode. Es ist also kein Grund diese an Numas Namen zu knüpfen. Ideler glaubt dasz die 24jährige Periode eine Theorie sei, die nie recht

ob wir den Cyclus zu 23 oder 24, also auch ob zu 19 oder zu 20 Jahren ansetzen müssen, so würde ich die von Nannius bemerkte Variante (s. oben) in den Text setzen. Aber die röm. Gewohnheit den *terminus a quo* mitzuzählen hat wol keinen nothwendigen Bezug zu *quisque*, da wir sie ja durch den ganzen röm. Kalender hin finden.

*) Einen 20jährigen Cyclus hat Ideler II 71 ff. bereits zurückgewiesen, namentlich auch durch das was er über die Bedeutung und den langen Bestand eines eigentlichen Mondjahrs zu Rom sagt (ebd. 45). Weiszenborn will dennoch einen solchen. Abgesehn davon dasz in keinem Cyclus, sei er 20jährig oder nicht, das Schluszjahr mit dem Anfange (*unde orsi essent* [*dies*]) stimmen kann, rechnet Weiszenborn nicht genau und übersieht die Hauptsache, dasz nemlich der Cyclus in Mondmonate rein aufgehen musz. Die Ausgleichung mit dem romulischen Jahr ist doch nur ein secundärer Punkt und konnte einfacher durch Zählung der Monate erreicht werden, indem man 10 Monate als ein romulisches Jahr z. B. bei Friedensschlüssen gelten liesz, obwol 10 Monden etwas weniger sind als die alte Tageszahl des romulischen Jahres (304).

zur Ausführung*) gekommen (II 70), und da sie keinem bestimmten Urheber (*Romani*) beigelegt wird, so macht sie den Eindruck einer Hypothese.

Mit der Stelle im Livius kann man Ciceros Worte vergleichen, wo er von einer Planetenperiode redet, in der die Himmelskörper wieder dieselbe relative Stellung einnehmen; de nat. deor. II 20, 51: *quarum (stellarum) ex disparibus motionibus magnum annum mathematici nominaverunt, qui tum efficitur cum solis et lunae et quinque errantium ad eandem inter se comparationem confectis omnium spatiis est facta conversio.* Denn das livianische *plenis* enthält einen Perfectbegriff ähnlich dem *confectis* bei Cicero. Das *ad metam solis* indes gehört wol zu *congruunt*, da Livius I 5, 5 *congruere* so construiert mit *ad*, wie auch Weiszenborn will.

Parchim. *August Mommsen.*

22.

Die Schlacht an der Trebia.

Wer die Berichte des Livius und Polybios über die Schlacht an der Trebia und die ihr vorangehenden Bewegungen der beiden Heere mit Aufmerksamkeit liest und sie mit den vorhandenen Karten vergleicht, dem müssen sich nothwendig nicht unerhebliche Schwierigkeiten betreffend die Lage des Schlachtfeldes und die Stellung der beiden Heere vor der Schlacht aufdrängen. Diese Schwierigkeiten werde ich im folgenden ins Licht zu stellen und zu lösen versuchen. Es ist zu diesem Zwecke nöthig die Bewegungen der beiden Heere genau zu verfolgen von da an, wo Hannibal die Hauptstadt der Tauriner verliesz um ostwärts vorzurücken, und Scipio von Placentia, dem Stützpunkte der römischen Operationen, aufbrechend ihm entgegengieng.

Die Berichte beider Schriftsteller stimmen im wesentlichen durchaus überein. Nachdem Scipio bei Placentia den Po überschritten (Liv. XXI 39. Polyb. III 64), rückte er an den Ticinus vor, gieng auf einer Brücke (L. 45. P. 64) über diesen Flusz und lagerte sich im Lande der Insubrer 5000 Schritt von Victumulae (L. 45). Beide Heere rückten nun am Flusse entlang *ἐκ τοῦ πρὸς τὰς Ἄλπεις μέρους* gegeneinander vor, so dasz die Römer ihn links, die Karthager ihn rechts

---

*) An sich ist dies kein Grund gegen die Existenz der Theorie, denn die sich oder andere teuschenden Priester konnten auch die beste verderben. Ob es aber Spuren gibt von einem 19jährigen Cyclus? ob es bedeutsam ist dasz die Regierungszeit des Romulus wie die des Tullus jede zweimal 19 Jahre umfaszt und dasz die des Numa ebenso lang ist, wenn man das Interregnum abzieht und mit Polybios (Cic. de re p. II 14) rechnet?

hatten (P. 65). Am dritten Tage nach dem Uebergang der erstern kam es, offenbar auf dem rechten Ufer des Ticinus, zu einem Reitergefecht (P. 65. L. 46), in Folge dessen der verwundete römische Consul sein Heer bei Nacht über den Ticinus und weiter über den Po nach Placentia zurückführte (L. 47. P. 66). Hannibal, welcher nicht erwartete dasz die Römer sich zurückziehen würden, ehe noch das Fuszvolk handgemein geworden sei, verfolgte sie am nächsten Morgen bis an den Ticinus (ἕως τοῦ πρώτου ποταμοῦ P. 66), nahm dort 600 die noch auf dem rechten Ufer waren gefangen, machte aber dann, darauf verzichtend das Gros des Heeres einzuholen, Kehrt und zog in entgegengesetzter Richtung den Flusz entlang, um einen Uebergang über den Po zu suchen. Am zweiten Tage (L. 47. P. 66) fand er einen solchen, gieng auf einer Schiffbrücke über den Po, empfieng die Gesandtschaften der gallischen Völker, zog dann in einer seinem vorigen Marsche entgegengesetzten Richtung, nemlich stromabwärts den Po entlang, gelangte am zweiten Tage nach seinem Uebergang (Liv.: *paucis post diebus*) in die Nähe des Feindes, bot demselben am folgenden Tage die Schlacht an und bezog, als diese nicht angenommen wurde, 50 Stadien, 6000 Schritte von Placentia ein Lager (L. 47. P. 66). In der folgenden Nacht giengen 2200 Galler, welche im römischen Heere dienten, zum Hannibal über. Dies bewog den Scipio sich hinter die Trebia zurückzuziehen. Hannibal bemerkte diese Bewegung zwar zeitig genug um sie zu stören, allein die Raubgier der zur Verfolgung abgeschickten Numider, welche über der Plünderung des römischen Lagers ein energisches nachsetzen versäumten, bewirkte dasz nur wenige, noch auf dem diesseitigen Ufer der Trebia befindliche Römer ihm in die Hände fielen, während Scipio auf den hinter der Trebia liegenden Hügeln ein wolbefestigtes Lager bezog, um dort seinen Collegen zu erwarten (L. 48. P. 67. 68). Während er sich hier ruhig hielt, nahm Hannibal durch Verrätherei Clastidium und bezog fortan dorther seine Zufuhr. Mittlerweile kam der andere Consul Sempronius von Ariminum herbei und verband sich mit seinem Collegen. Durch die Verwüstung des Landes der zwischen Po und Trebia wohnenden Galler bewog Hannibal den Sempronius, seine Reiterei über die Trebia zu schicken, um diesen Plünderungen Einhalt zu thun (P. 69. L. 52). Kühn gemacht durch einen von derselben über die punischen Plünderer erfochtenen Sieg beschlosz Sempronius die Feldschlacht und liesz sich von Hannibal durch einen Scheinangriff verlocken, seine Truppen durch das hohe und kalte Wasser der Trebia zu führen. Die dadurch bewirkte Erschöpfung der Römer, die Ueberlegenheit der punischen Reiterei und das rechtzeitige hervorbrechen eines Hinterhaltes entschieden die Schlacht zu Gunsten Hannibals. Ein Theil des römischen Centrums jedoch, 10000 Mann, durchbrachen die punische Linie und erreichten, da der Flusz ihnen die Rückkehr in ihr Lager abschnitt, Placentia (P. 74. L. 56). Von den übrigen kamen die meisten auf der unordentlichen Flucht am Flusse um, von der Reiterei retteten sich viele nach Placentia, desgleichen manche andere auf der Flucht ver-

sprengte (P. 74. L. 56). Wenige, welche über den Flusz zurück das Lager wiedererreichten, führte Scipio nebst der Lagerwache unter dem Schutze der Nacht und des Unwetters auf Kähnen über die Trebia gleichfalls nach Placentia (L. 56).

Das dünkt mich leidet nach dem letzten Theile dieses Berichtes keinen Zweifel, dasz die Schlacht auf demselben Ufer der Trebia stattfand, auf welchem Placentia und das punische Lager lag, und dasz das römische Lager auf dem entgegengesetzten Ufer stand; denn um auf den Kampfplatz zu kommen musten die Römer über den Flusz gehen, die sich nach Placentia durchschlugen brauchten ihn nicht wieder zu passieren, die aber über den Flusz zurück in das Lager entrannen musten ihn wieder überschreiten um nach Placentia zu kommen. Demnach fand, wenn unsere Karten richtig sind d. h. wenn die Trebia oberhalb Placentia mündet, die Schlacht auf dem rechten Ufer statt, das römische Lager statt auf dem linken, das punische auf dem rechten Ufer. Das ist aber nach der ganzen vorausgehenden übereinstimmenden Erzählung beider Schriftsteller schlechterdings unmöglich. Denn 1) plünderte Hannibal, während die Heere in dieser Stellung waren, das Land zwischen Po und Trebia. Dieser Ausdruck ist allerdings unbestimmt, kann aber jedenfalls mit gröszerem Rechte auf das linke Ufer der Trebia angewendet werden, da dieselbe hier mit dem Po einen spitzen Winkel bildet. Um ihn daran zu hindern schickte Sempronius seine Reiter über den Flusz, Hannibal stand also auf demselben Ufer welches er plünderte. 2) Während die Heere in dieser Stellung waren, vereinigte sich Sempronius von Ariminum kommend mit Scipio. Keiner der beiden Schriftsteller sagt dasz dies irgend eine Schwierigkeit gehabt habe, und die muste es doch haben, wenn Hannibal auf dem rechten Ufer, also zwischen ihnen stand, keiner, dasz Sempronius, um die Verbindung zu bewerkstelligen, die Trebia überschreiten muste, und das muste er doch, wenn sein College sich auf dem linken Ufer befand. 3) Während die Heere sich in dieser Stellung befanden, nahm Hannibal Clastidium, welches ein gutes Ende westlich von dem linken Ufer der Trebia lag, und bezog fortan daher seine Zufuhr. Wie konnte er das, wenn das römische Lager und der Flusz zwischen ihm und Clastidium lag? 4) Nach dem Rückzuge des Scipio vom Ticinus nach Placentia überschritt Hannibal weiter oberhalb den Po und kam erst nach zwei Tagemärschen stromabwärts wieder in die Nähe des Feindes. Die beiden Heere müsten geradezu umeinander herumgegangen sein, wenn jetzt das römische auf dem linken, das punische auf dem rechten Ufer der Trebia sich befinden sollte. Und doch erlaubt der Schlachtbericht keine andere Annahme. Der Widerspruch ist unleugbar. Ihn zu lösen hat im Januarheft dieser Zeitschrift S. 59—66 Hr. Prof. Cron in Augsburg versucht. Die Rücksicht auf die angeführten vier Punkte bestimmt ihn, das römische Lager auf das rechte, das punische und das Schlachtfeld auf das linke Ufer zu setzen. Um damit den Schlachtbericht zu vereinigen, sieht er von dem blosz von Livius berichteten nächtlichen Zuge der in das Lager entronnenen und der Lagerwache

über die Trebia nach Placentia ab und hat dann blosz zu erklären, wie die 10000 die sich durchschlugen, ohne dasz der Flusz ihnen ein Hindernis war, nach Placentia kamen. Dies thut er durch die Annahme dasz das von Livius c. 57 erwähnte *emporium prope Placentiam* ein auf dem linken Ufer der Trebia, in dem Winkel zwischen ihr und dem Po gelegener befestigter Hafen gewesen sei, der natürlich da wo er lag den Flusz beherschte. Dahin also und von da weiter nach Placentia hätten jene 10000 sich geworfen. Allein 1) weisz Polybios, welchem doch Hr. C. hier allein folgen will, überhaupt von der Existenz dieses Emporiums gar nichts, geschweige dasz in seinem Schlachtbericht die leiseste Hindeutung auf diesen so überaus wichtigen Punkt, der nach der Annahme des Hrn. C. allein die Rettung der 10000 ermöglichte, sich fände. 2) gilt von dem Schlachtberichte des Livius nicht allein dasselbe, sondern seine Worte *media acie perrupere et — recto itinere Placentiam perrexere* widersprechen jener Annahme direct; denn wenn das Emporium da lag wo Hr. C. es hinsetzt, so hatten die 10000 nach Durchbrechung der feindlichen Linie dasselbe und noch mehr Placentia nicht blosz seitwärts sondern im Rücken, und konnten nicht *recto* sondern nur *verso itinere* dahin und nach Placentia kommen. 3) Angenommen aber nicht zugegeben, es sei dennoch alles so wie Hr. C. will, Livius berichte falsches und Polybios sei dennoch, da er einen strategisch überaus wichtigen Punkt zu erwähnen versäumt habe, aus Livius zu ergänzen: so bleibt doch noch eine Schwierigkeit unbeseitigt. Nach der Niederlage am Ticinus zog sich das römische Heer nach Placentia zurück (Liv. 47: *Placentiam pervenere*, Pol. 66: *στρατοπεδεύσας περὶ Πλακεντίαν*). Als aber die Galler übergiengen, überschritt es die Trebia. Das wäre ja nicht ein weiterer Rückzug, wie es doch nach Veranlassung und Zweck sein musz, sondern eine Bewegung dem Feinde entgegen, ein Uebergang auf dasselbe Ufer wo dieser stand; und doch brachte gerade durch diese Bewegung Scipio den Flusz zwischen sich und den Feind.

Aus dem allem ergibt sich folgende Alternative: entweder die Berichte des Livius und Polybios sind falsch und voll heilloser Widersprüche, oder unsere Karten sind falsch. Ersteres ist unglaublich; denn beide Berichte sind übereinstimmend in allen wesentlichen Punkten, folgen den Bewegungen der Heere Schritt für Schritt, und diese Bewegungen sind durchaus natürlich und den Ereignissen entsprechend. Die Widersprüche ergeben sich erst, wenn man die Karte vergleicht. Alle Schwierigkeiten sind dagegen sofort beseitigt, wenn wir annehmen, die alte Trebia mündete unterhalb Placentia. Der Uebergang des Scipio nach dem Verrathe der Galler über die Trebia ist dann in der That eine rückgängige Bewegung. Die Einnahme von Clastidium, die ungehinderte Vereinigung der beiden Consuln, die Verwüstung des Landes zwischen Po und Trebia durch Hannibal ist dann völlig natürlich. Die Schlachtberichte beider Schriftsteller stimmen dazu vollkommen. Ob die Trebia ihr Bett änderte, oder ob der Name später auf einen oberhalb Placentias mündenden Flusz übertragen wurde, und

wie dies zugieng, bescheide ich mich nicht zu wissen, genug dasz der oberhalb Placentias mündende Flusz die Trebia des Livius und Polybios nicht sein kann. Uebrigens bemerke ich dasz ganz analoger Weise darüber gestritten wird, welcher von mehreren kleinen Flüssen der Rubico sei. Der reisende erhält darüber an Ort und Stelle keine genügende Auskunft; erst die wissenschaftliche Forschung hat das richtige ermittelt, vgl. Mommsens röm. Gesch. I S. 372 Anm. Da ich dies Werk einmal erwähne, so scheint es mir nicht überflüssig zu bemerken dasz M. die erörterten Widersprüche zwischen den historischen Berichten und den Karten gar nicht berührt, sondern im ganzen an jene sich anschlieszend erzählt. Nur éinmal sagt er den Karten folgend, der rechte Flügel des römischen Heeres in seiner Stellung vor der Schlacht habe sich an Placentia gelehnt. Den dadurch entstehenden Widerspruch scheint er in der That nicht bemerkt zu haben.

Wen übrigens die obige Auseinandersetzung nicht überzeugt hat, der versuche es nur mit dem Polybios oder Livius in der Hand sich selbst eine Karte zu zeichnen. Er wird und musz Placentia auf das linke Ufer der Trebia setzen.

Greifswald. *Konrad Niemeyer.*

23.

C. Plini Secundi naturalis historiae libri XXXVII. Recognovit atque indicibus instruxit L u d o v i c u s I a n u s. *Vol. I. Libb. I—VI.* Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri MDCCCLIV. XXVIII u. 261 S. 8.

Hr. Prof. v. Jan gibt in der Vorrede über die Grundsätze seiner Arbeit sowie über die Zeichen deren er sich zur Erleichterung der kritischen Uebersicht bedient genügende Rechenschaft. Wir erfahren daraus mit Vergnügen dasz er sich mit einem sachlichen Commentar und einer deutschen Uebersetzung des Plinius beschäftigt. Wer eine so lange und so genaue Bekanntschaft mit seinem Autor besitzt wie der Hg., der ist vorzugsweise berufen die Schwierigkeiten desselben aufzuklären, und so wird ihm der Dank und das Lob, das er p. VI bescheiden von sich ablehnt, nicht entgehen. Auch die vorliegende kritische Arbeit ist sorgfältig und gewissenhaft und in mancher Beziehung ein erfreulicher Fortschritt. Rec. bekennt sich zu kühneren Ansichten als der Hg., welcher sich zögernd zu Aenderungen der handschriftlichen Lesart entschlieszt: abér er erkennt dankbar die Verdienste an, welche der Hg. sich um den Text erworben hat. In éiner Beziehung hat er mit besonderm Glück gearbeitet, in der Verbesserung der Interpunction. Umstellungen, das erste Buch ausgenommen, und Conjecturen nimmt er seltener auf als Rec. wünschen möchte, wie denn namentlich die Behauptung p. IV, Plinius habe viele Eigennamen wol

selbst falsch geschrieben, nur in seltenen Fällen gerechtfertigt erscheinen möchte. Dasz aber überall von der handschriftlichen Grundlage, wie sie bei Sillig gegeben ist, ausgegangen werden müsse (so lange nicht neue Hilfsmittel erschlossen werden), hält auch Rec. für ein unumstöszliches Gesetz. Darauf hin ist eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen richtiger geschrieben als bei Sillig, dessen grosze Verdienste übrigens der Hg. mit vollem Rechte bei verschiedener Gelegenheit hervorgehoben hat. Andere ist es ihm nicht gelungen zu verbessern. Aber das leidet keinen Zweifel: seine Ausgabe ist nicht allein von allen Textabdrücken der richtigste, ja jetzt der einzig brauchbare, sondern auch neben der groszen von Sillig jedem unentbehrlich, der sich mit Plinius beschäftigt.

Doch dem Hg. und vielleicht dem Publicum wird es angenehmer sein, seine Leistungen in einem Theile genauer geprüft zu sehen als allgemeine Lobsprüche zu lesen. Rec. wählt gleich das erste Buch, das er in seinen Vindiciae Plinianae übergangen hat, um die Abweichungen der Texte von Sillig und v. Jan so wie diejenigen Stellen zu besprechen, welche ihm selbst noch der Aenderung oder Herstellung bedürftig vorkommen, ohne absolute Vollständigkeit zu erstreben. Der Hg. folgt darin mehr der toledaner und 2n pariser Hs. (Td) als, wie Sillig that, der riccardischen und 1n pariser (Ra), weil sie mehr mit der Lesart der übrigen Bücher übereinstimmen, für die spätern natürlich der bamberger, und zuweilen mit entschiedenem Glück, obgleich auch Rec. in zweifelhaften Fällen den beiden von Sillig vorgezogenen Hss. gröszere Autorität beimiszt. Die Einrichtung ist durch die zugefügten Zahlen Harduins und durch die Parenthesen, worein die Unterabtheilungen der einzelnen Lemmata eingeschaltet werden, übersichtlicher geworden.

II p. 8 Z. 23 wird gut *alias* wiederholt. Z. 29 ist mit den Hss. *Hipparchia* statt *Hipparchea* zu lesen, Z. 34 die allerdings weniger gefällige Wortstellung *dierum noctibus lux* mit denselben beizubehalten. — p. 9 Z. 3 wird richtig zusammengelesen *ventorum genera, naturae, observationes*, während S. nach *naturae* ein Punkt setzt; ebd. Z. 10, wo schon S. eine Lücke vermutet, diese bezeichnet. Es fehlt offenbar die auf § 148 bezügliche Inhaltsanzeige. Da nun die Hss. *frumento* schreiben, so vermutet der Hg. p. VII sehr ansprechend *fremitus;* ich möchte noch *tubarum* hinzusetzen. Ebd. Z. 32 liest der Hg. mit Brotier und S. *quae terrae ipsae se sorbuerint;* da aber die Hss. bd schreiben *seminaverint*, so kann kein Zweifel sein dasz herzustellen ist *se minuerint;* vgl. § 205. In T fehlt das Lemma ganz, in R findet sich vom Verbum blosz . . . . *uerint.* — III p. 10 Z. 20. Da cod. A, dem vor allen gefolgt werden musz, gibt *qui sunt aut q̄ fuerunt*, so war *qui* vor *fuerunt* einzuschalten. Ebd. Z. 22 will S. lesen *Romae;* die Hss. haben *Roma* oder *Romam:* jenes behält der Hg. mit Recht bei. Auch die Aenderung Z. 25 von *Italia* in *Italiae*, wie einige Hss. haben, verdient Billigung, sowie Z. 33 mit guten Hss. *Gracile*, da A zwar hier *Gracili*, aber III 3 *Gracilae* liest. — IV p. 11 Z. 7

wird *Atticae* sehr gut mit A gestrichen, da nur die Hauptabtheilungen Griechenlands aufgeführt werden und das Wort in die andern Hss. aus dem vorhergehenden *Achaiae* durch Dittographie gekommen zu sein scheint. Dagegen sind Z. 10 die Genetive *Cretae* usw. in *Creta*, *Euboea*, *Cyclades*, *Sporades* zu verwandeln, da AR *chiclades*, *spora* und Td *Cyclades*, *Sporades* schreiben. Ebenso begreift man nicht, warum der Hg. mit S. Z. 11 die Erwähnung des schwarzen Meers nicht duldet und *Hellesponti*, *Maeotidis* schreibt, während in AR deutlich zu lesen ist *Hellesponti Ponti* und die Masze sowie die Gestalt des Pontus IV § 75 ff. angegeben werden. Man hat also zu schreiben: *Hellesponti*, *Ponti*, *Maeotidis*. — V p. 12 Z. 1 war wol nach ARa zu schreiben *Idumaeae Syriae*, nicht *Syriae*, *Idumaeae*, da nicht Syrien schlechtweg, sondern zuerst das an Arabien grenzende maritime Syrien, dann nach Phoenicien das hohle und antiochenische beschrieben werden, vgl. § 66 ff. Auch Z. 11 ist mit A zu lesen *Galatiae iunctae gentes:* denn die an Phrygien grenzenden Völker sind eben die galatischen § 146. Cappadocien wird erst im 6n Buche beschrieben. — VI p. 12 Z. 34 wird aus Td richtig *et* eingeschoben. — p. 13 Z. 20 hat d: *T. Livio F. Seneca*. Da nun auch im Ind. l. V *Livius filius* erwähnt wird, so leidet es keinen Zweifel dasz man *T. Livio filio*, *Seneca* schreiben musz. — VII p. 13 Z. 34 folgt der Hg. Sillig: *de conceptu hominum*, *generatione hominum*. Ra haben *de gen. hom.*, Td *et gen.* Eins von beiden Wörtchen musz also eingeschoben werden, wegen der Wiederholung von *hominum* das erste. — VIII p. 15 Z. 18 *quae propriae naturae* von den Löwen ist offenbar unrichtig, da ihnen nur éine *natura* zukommt, wie z. B. den Tigern Z. 24, den Hunden p. 16 Z. 6 usw. Man hat also zu lesen *propria*. — Ebd. Z. 30 *unde fabula versipellis:* die Fabel selbst kann nicht so heiszen, sie bezieht sich nur auf die *versipelles;* folglich ist aus *versipellio* oder *-pelio*, wie Rad lesen, zu machen *versipellium*. — Z. 37 wird das Lemma *de ranis rubetis*, das bei S. fehlt, aus ältern Ausgaben hergestellt, der Sache und den Worten des Plinius § 110 nach gewis richtig, aber es fragt sich, wie es mit der handschriftlichen Gewähr steht. — p. 16 Z. 2 wird richtig *tarandro*, Z. 6 *natura* geschrieben, letzteres gegen die Hss., die *naturae* mit einem aus dem folgenden *exempla* herrührenden Endbuchstaben geben. Dagegen scheint es ungerechtfertigt, Z. 19 mit der Vulg. gegen die Hss. *quibus in locis* statt *quibus locis* zu lesen. Z. 30 schreibt der Hg. *Attalo rege Philometore*, im Ind. l. XIV, XV, XVII, XIX *Attalo rege*, *Philometore rege*, wo Harduin éin *rege* gestrichen hat. Da Ind. l. XI *Attalo rege* und weiter unten *Philometore rege* vorkommt, so gewinnen wir die interessante Thatsache dasz sich ein Irthum in das Verzeichnis eingeschlichen hat, der sich auf jeden Fall in der Urhandschrift befand. Rec. möchte deshalb auch hier mit den Hss. nach *rege* interpungieren. — IX p. 17 Z. 9 wird mit RTd gut *quae* vor *alia* ausgelassen, ebenso Z. 26 mit Td und der Vulg. das unverständliche *cemiati* oder *-aci* in Ra, woraus S. *coracini* gemacht hat. — Z. 32 liest der Hg. mit der Vulg. und S. *Echeneis et veneficia*

eius. Die Züge der Hss. *et feltuecrius*, *et feltuae erius*, *et fatuetrius* ergeben die am Rande von R angemerkte Verbesserung *et effectus* oder vielmehr *effectusque* um so deutlicher, als sie mit dem Sprachgebrauch des Schriftstellers übereinstimmt, vgl. XXXII 32. — p. 18 Z. 3 lesen S. und der Hg. *quanta luxuriae materia mari sit* mit Rad. Die Vulg. hatte *sit in mari*, cod. T *in mari sit*. Hält man sich, wie billig, an die meisten Hss., von denen d sonst mit T übereinzustimmen pflegt, so musz das unpassende *mari* in *mare* verwandelt werden, ganz wie es in der betr. Stelle § 105 heiszt *damnosissimum ventri est mare*. — X p. 19 Z. 9 u. 10 nimmt der Hg. nach Td die Ordnung der Vulg. wieder auf und läszt das von S. doch vermutlich aus seinen Hss. eingeschobene Lemma *quibus mensibus non sint inauspicatae* (*cornices*) ohne Bemerkung fort. Aber zuerst leuchtet ein dasz die Krähen eben so wie die Raben u. a. zu den *inauspicatae aves* gehören, vgl. § 30 ff.; folglich ist mit Ra und S. die Ueberschrift *de inauspicatis avibus* vor *cornices* zu setzen. Dann unterscheidet Plinius a. a. O. eine Zeit wo sie nichts ungünstiges bedeuten; folglich sind die vom Hg. verworfenen Worte ganz an ihrer Stelle. — Ebd. Z. 14 ist statt *primum* mit a zu lesen *primus*, wie Plinius X 45 sagt. — Z. 28 scheint die vom Hg. nach Td angenommene Ordnung vor der S.schen den Vorzug zu verdienen. Dagegen schaltet man Z. 36 besser mit Ra und S. *avium* nach *volatus* ein, weil das Hauptwort in den übrigen Ueberschriften nirgends fehlt. — p. 20 Z. 2 wird *Diomediae* statt *Diomedeae* gegen die Hss., aber nach ihrer Lesart X 126 geschrieben. Man thut indessen in so zweifelhaften Fällen am besten, sich jedesmal an die Hss. zu halten. Deshalb scheint Z. 8 mit Recht *bibiones* statt *vipiones* aufgenommen zu sein, weil hier die Hss. entweder so oder *bubones*, und X 135 wenigstens zum Theil so lesen. Z. 8 f. liest der Hg. *quis gallinas farcire instituerit quique hoc primi* (mit Td, S. mit Ra *qui primi*) *censores vetuerint*. Es ist aber die *lex Fannia sumptuaria* gemeint (vgl. X 139), folglich ohne Zweifel *consules* zu schreiben. Die Aenderung erscheint, wenn man bedenkt dasz das Wort wol ursprünglich abgekürzt war, sehr leicht. — Ob Z. 14 *ardeolarum genera* mit S. richtig nach a vor *quae sint ova cynosura* etc. gestellt worden, läszt sich bezweifeln, da sowol X 158 ff. vor den *ardeolae* als 166 ff. nach ihnen von den Eiern gehandelt wird. Gewis aber wird *urina*, das in RTd wie im 10n B. sich findet, mit Unrecht von S. und dem Hg. ausgelassen. Es ist wol nach R zu lesen *urina quae cynosura*. — Z. 23 wird die Lesart von Td *quibus tactus* etc. mit vielem Schein vorgezogen. Aber auch hier erweist sich bei genauerer Prüfung, dasz Ra die echtere Schreibung geben, namentlich der sehr gute a. Sie lesen: *de sensibus animalium: tactus omnibus esse, item gustatus* (*-m* R); *quibus visus praecipuus* etc. Daran darf nichts geändert werden, auch nicht die von *sensibus* abhängigen Genetive, die S. mit dem Accusativ vertauscht. Denn § 195 u. 196 sagt Plinius: *tactus sensus omnibus est* und *existimaverim omnibus sensum et gustatus esse*, während von den übrigen Sinnen § 191 ff. verschiedenes berich-

tet und angegeben wird, welche Thiere sie in hervorragendem Grade besitzen. — XI p. 21 Z. 35 wird nach den Hss. *asilus*, *papiliones* gut hergestellt, p. 22 Z. 30 mit Td einmal *animalium* ausgelassen, p. 23 Z. 13 *de lacte* gegen die Hss. richtig nach *cursu* gestellt, Z. 30 *sitimque* mit Td statt *et sitim* (Ra) geschrieben. Ebd. Z. 36 hat wol S. Recht, wenn er *Mamilio* durchweg in *Manilio* verändert, vgl. seine Bem. zu X 4. — p. 24 Z. 4 begreift man nicht, warum sowol S. als der Hg. *Prienense* schreiben, da doch die Hss. mit geringen Verderbnissen dieselbe Form *Prienaeo* geben, die im Ind. l. XIV und XVII von den Hgg. selbst beibehalten wird. Sie ist gerade wie *Athenaeo* aus der griechischen Quelle beibehalten. — XII p. 24 Z. 10 behält der Hg. nach T mit Recht die bessere Form *viridaria* statt *viridiaria* bei, unnöthig Z. 15 *Indiae* statt *Indorum*, Z. 16 richtig ohne die Hss. *bregma*, vgl. XII 27. Sehr gut wird Z. 17 nach *caryophyllon* interpungiert (vgl. XII 30), dagegen p. 25 Z. 4 das Komma zwischen *cinnamum* und *comacum* gestrichen, vgl. XII 135. — XIII p. 25 Z. 30 wird nach Td die Vulg. hergestellt und *et* vor *quibus* eingeschoben, nicht richtig, weil auch nach *cedrus* oben *et* fehlt und der Singular *subnascatur* auch im Text XIII 56 ff. vorkommt. — Z. 31 schreibt der Hg. mit der Vulg. und Td *cummium genera VIIII*, S. mit Ra — *VIII*, ohne Zweifel richtig; denn acht, nicht neun Arten werden im Buche § 66 ff. aufgeführt; die Zahl *VIIII* ist aus der Z. 33 folgenden verdorben. — p. 26 Z. 5 wird nach Salmasius gut *tamarice* nach *sive* eingeschoben. — Z. 11 musz statt *Isidis* wol mit R *Isidos* gelesen werden. — XIV p. 26 Z. 32 wird sehr gut aus allen vier Hss. *de inventione mulsi* eingeschoben, wovon § 53 ff. die Rede ist. S. hatte die Worte gestrichen, weil er das Mulsum nicht namentlich erwähnt fand. — Z. 37 wird mit Td *posita* weniger gut fortgelassen. — p. 27 Z. 3 kann Rec. aus S.s Note nicht entnehmen, ob *hydromeli sive melicraton*, wie auch der Hg. liest, handschriftliche Gewähr hat. Dann ist es vielleicht auch XIV 113 zu ergänzen, sonst zu streichen, da es bei Plinius nicht genannt wird. — XV p. 27 Z. 30, 34, 35 kehrt der Hg. zu der ansprechenden Wortstellung und Schreibung der Vulg. nach Td zurück. Auch *fuerit* und *coeperit* scheint sie besser als die hds. Lesart *fuerint*, *coeperint*, die der Hg. beibehält, zu geben. — p. 28 Z. 10 schreibt der Hg. mit Td und der Vulg. richtiger *XIII* statt *XIIII*, weil § 106 ff. so viele Arten aufgezählt werden. — Ebd. Z. 20 fehlt in allen Ausgaben, auch bei dem Hg., unter den fremden Autoren Theophrast, den doch Plinius gleich im ersten Satze des 15n B. anführt. Da nun d ausdrücklich gibt *Theophrasto Hesimio*, so ist vor *Hesiodo* unzweifelhaft *Theophrasto* einzuschalten. — XVI p. 29 Z. 6 liest der Hg. *quibus modis spissa pix fiat*, *quibus cogatur resina zopissa*. Obgleich a das gefälligere *coquatur* gibt, läszt sich dem Urtheil des Hg. nicht gerade widersprechen, der aus RTd das ebenfalls nicht unstatthafte *cogatur* aufnimmt. Gewis aber ist nach *resina* zu interpungieren, da bei Plinius XVI 52—57 *pix*, *resina* und *zopissa* unterschieden werden. — Z. 7 zieht Rec. mit Rd die Vulg. *materiae* vor. — Z. 25 schlieszt sich S.s Lesart

quibus fructus ante quam folium nascatur (nach Ra) enger an den Text XVI 113 an als was der Hg. aus Td aufgenommen hat: *folia nascantur*. Es kommt also hier die relative Güte der Hss. und der Text des Schriftstellers zusammen, um uns für S. zu entscheiden. — Z. 27 u. 32 werden sehr richtig die überflüssigen Worte *praecoces fructus, serotini*, welche S., und *sponte*, das auch die Vulg. hat, als Glosseme ausgestoszen. Rec. übergeht Z. 35 *antea* und p. 30 Z. 2 das richtigere *VII*, um p. 30 Z. 13 ff. eine verdorbene Stelle durch verbesserte Interpunction zu berichtigen. S. schreibt: *ab Agamemnone satae; arbores a primo anno belli Troiani; arbores ab Ili appellatione; arbores apud Troiam antiquiores bello Troiano; item Argis ab Hercule satae*, der Hg. richtiger: *ab Agamemnone satae. arbores a primo anno belli Troiani, ab Ili appellatione*. Indem er aber mit Td *arbores* einmal ausläszt, bringt auch er einen Widerspruch mit der Darstellung des Plinius XVI 238 f. in die Stelle. Es sind zu unterscheiden: 1) die von Agamemnon in Delphi und Kaphyae, 2) die auf dem Grabe des Protesilaos d. h. im ersten Jahre des trojanischen Kriegs gepflanzten, 3) die mit der Gründung und Benennung von Ilium gleichzeitigen Bäume, welche also älter sind als der trojanische Krieg — endlich der Oelbaum in Argos, an den Io gebunden wurde, und die beiden von Herakles am Pontus gepflanzten Eichen. Folglich musz das von dem Hg. verworfene *arbores* aus Ra beibehalten und die ganze Stelle so interpungiert werden: *ab Agamemnone satae arbores. a primo anno belli Troiani arbores. ab Ili* (= *Ilii*) *appellatione arbores apud Troiam, antiquiores bello Troiano. item Argis. ab Hercule satae* etc. — XVII p. 30 Z. 33 wird *Graeci* statt *Graeciae* (richtiger wol *Graecia*) geschrieben, p. 31 Z. 4 besser *nascentia* nach Td, ebd. Z. 5 zweifelhafter *insitionum*. Ebenso wird gut XVIII p. 31 Z. 35 aus d im Einklang mit Plinius XVIII a. A. eingeschoben *naturae frugum*; Z. 36 mit Td *corona* ohne Noth ausgelassen, p. 32 Z. 13 die Stellung von *pabularia* nach den Hss. vollkommen richtig beibehalten, die Interpunction verbessert. Dasselbe gilt von der Interpunction Z. 3. Dagegen bezweifle ich ob Z. 5 *oryza*, das in S.s Hss. fehlt, richtig nach Harduin aufgenommen ist. Es scheint nemlich nicht § 71, sondern § 72 ff. ausgezogen zu sein. Z. 6 wird die Wortstellung berichtigt, *olyra*, das T an einer spätern Stelle nach *similagine* gibt, ohne Grund ausgelassen. Es ist mit S. *sive* zu streichen (vgl. XVIII 81). — Z. 20 folgt der Hg. mit Unrecht S. und der Vulg., indem er blosz *ratio saepius anno serendi* drucken läszt. Da R *serendi. item arvi*, a *serendi idemaru* gibt, sind die für den Sinn nothwendigen Worte *idem arvum* anzufügen. — XIX p. 33 Z. 28 wird aus *terrae; nascentium* sehr gut *terra enascentium* gemacht. Z. 34 f. folgt der Hg. S. Aus den Lesarten der Hss., verglichen mit dem Text XIX 160 ff. geht aber hervor dasz das Verzeichnis in dem Urcodex lückenhaft, vielleicht durchlöchert war. Es wird erst wieder mit dem Worte *ferulacea* vollständig (vgl. § 173). Daher ist Z. 34 *ad condimenta* in Ra, das sich auf § 160 bezieht, und Z. 35 *lacrimas nascantur* (lies *lacrima nascuntur*)

in Ra (d hat *lacrimae nascentes*) echt, das auf § 162 geht und sich auch bei dem sog. Appulejus findet. — Z. 37 schreibt der Hg. richtiger *erucas* statt *urucas* nach Rd. — XX p. 34 Z. 13 gibt S. ohne Variante *cucurbita XVII; sompho I.* Die letzten Worte läszt der Hg. ohne alle Bemerkung mit der Vulg. aus, etwa blosz aus Versehen? Echt sind sie ohne Zweifel, da sie sowol im Text XX 13 als bei Appulejus sich finden. Die Stelle ist aber auch so noch verdorben. An der angef. Stelle wird nur éin Mittel aus *cucurbita silvestris* oder σομφός erwähnt. Es ist also zu schreiben: *cucurbita sive sompho I.* — Z. 15 wird richtig *armoracia* geschrieben. Falsch ist dagegen Z. 21 die Conjectur *isati sive lactuca silvatica VII.* Die Hss. haben *isati I*, *alibi XX lact. s. VII.* Jenes *alibi XX*, woraus der Hg. *sive* macht, ist eine Variante, die, wie viele in demselben Buche, sich im Archetypus fand, ganz so wie die vom Rec. Vind. Plin. p. 90 in VI 61 aufgezeigte. *Isatis* aber, die dritte Art der wilden Lactuca, gibt nach XX 59 éin Mittel, die vierte sieben. S.s Lesart *isati I; lactuca silvatica VII* ist also ganz in der Ordnung. — Z. 23 werden die Worte *quae ambula* nach *intubo* gut umgestellt, die Zahl *III* mit S. und der Vulg. unrichtig beibehalten. Sie musz nach XX 73 mit Ra in *IV* verwandelt werden. — Z. 26 gut *silvestri.* Z. 28 nach Td *asparagis.* Da aber XX 110 der wilde Spargel oder *corruda* erst eingeführt wird, so verdient die Lesart von Ra und S. *asparago sativo*, die sich auf § 108 f. bezieht, den Vorzug. — p. 35 Z. 3 liest S. mit Ra *VI*, der Hg. mit Td *V*. Jenes ist, wie § 175 die Zählung ergibt, richtiger. — Z. 4 ist wol mit den Hss. *git*, nicht *gith* zu schreiben, vgl. S. zu XIX 167. Z. 7 wird wol ohne Noth mit der Vulg. *I* nach *opio* eingeschoben, das in Silligs Hss. fehlt. — Andere Abweichungen beruhen auf dem ungerechtfertigten Vorzuge, den der Hg. den beiden Hss. Td gegeben hat. Rec. überhebt sich der Mühe, die folgenden medicinischen Bücher im einzelnen durchzugehen und wendet sich zu denjenigen, wofür die bamberger Hs. die Richtschnur gibt. Ihr folgt der Hg., dem man ihre genaue Vergleichung verdankt, wie S. im allgemeinen getreu, ohne sich absolut an sie zu binden. So sehr man auch mit diesem Verfahren einverstanden sein musz, läszt sich an mehreren Stellen fragen, ob nicht ohne Noth von ihr abgewichen wird.

Sogleich im 32n Buche ist Rec. der Meinung, dasz die von dem Hg. verlassene Stellung der verschiedenen Lemmata beibehalten werden muste. Es ist zwar richtig dasz p. 55 Z. 24 ff. die auch von S. gebilligte Anordnung *ubi ex manu edant; ubi responsa dentur ex piscibus; ubi vocem agnoscant* der Stelle § 7—9 genauer entspricht als die des Codex, wo das zweite Lemma zuerst steht. Aber dem Sinne nach ansprechender ist die letztere, wo das gleichartige näher zusammengerückt wird. Noch bestimmter läszt sich die Umstellung Z. 26 u. 29 zurückweisen. Die Worte *esse et locorum sympathiam et antipathiam* beziehen sich in der That auf § 18 u. 19, wie S. bemerkt, und stehen deshalb im Bamb. ganz recht hinter *ubi non muti.* § 25 dagegen ist von der *repugnantia rerum* die Rede, d. h. *de discordia*

inter se marmorum, Worte die nicht hinter *pastinaca VIIII*, sondern vorher gestellt werden müssen. — XXXIII p. 57 Z. 17 ist S.s Wortstellung die richtigere, vgl. § 123 f. — XXXIV p. 58 Z. 8 f. wird die Stellung des B' ebenfalls mit S. ohne Noth verlassen: denn die Worte *de tricliniis aereis* beziehen sich auf § 9, nicht auf § 14, weil auch die *abaci* und *cortinae tripodum* nicht erwähnt werden. Auch XXXV p. 59 Z. 32 f. kann die Anordnung des Hg. nicht gebilligt werden. Wenn man mit den übrigen Hss. *externis*, nicht *internis* liest (und so thut auch der Hg.), so folgen die Lemmata *quando primum dignitas picturae et quibus ex causis Romae. qui victorias suas pictas proposuerint. quando primum externis picturis dignitas Romae.* genau so, wie Plinius die Fortschritte der Malerei in Rom darstellt. Das erste Lemma geht wie das vorhergehende auf sect. 7. Die Ursachen des Aufschwungs sind 1) die vornehme Herkunft und die anderweitige Auszeichnung der Künstler (Fabius, Pacuvius) § 19—21; 2) die Anwendung auf die Darstellung der Siege § 22. 23, welche in dem zweiten Lemma angezogen wird, und auf die fremden Bilder § 24 ff. bezieht sich das dritte. Der Hg. stellt es zuerst, indem er irrig meint, das zweite sei die Inhaltsanzeige von sect. 10. Diese enthält aber wie die vorhergehende eine Schilderung der in Rom ausgestellten fremden Bilder. Dagegen stellt der Hg. XXXVI p. 61 Z. 8 f. gegen S.s Hss. die frühere Lesart her: *quis primus in publicis operibus marmor ostenderit. quis primus peregrino marmore columnas habuerit Romae.* Aber *marmor* fehlt in denselben Hss. und wol mit Recht: denn nicht vom Marmor an sich, sondern von Seulen aus fremdem Marmor ist die Rede. Wenn auch bei Plinius der erste Besitzer derselben L. Crassus gleich nach M. Scaurus genannt wird, der sie in einem öffentlichen Gebäude anbrachte, so verdient doch logisch Crassus die erste Stelle; denn Plinius redet in seiner affectvollen Sprache zuerst von dem ungeheuersten Luxus; eine trockene Inhaltsanzeige hat aber zuerst das erste Beispiel des Besitzes anzuführen.

Auch mit mehreren Wortänderungen ist Rec. nicht einverstanden. Wol einem Schreib- oder Druckfehler ist es beizumessen, dasz p. 58 Z. 3 im Ind. auct. l. XXXIII *scripsit* gegen alle Hss. eingeschoben wird, ebenso p. 62 Z. 34 *gemmis* statt *gemma*, das mit XXXVII 5 übereinstimmt und vom Hg. zu S.s früherer Ausgabe V p. 464 mit Recht vorgezogen wird. Auch *tyranni* ebd. ist mit B wegzulassen, mit demselben und S. XXXVI *lithostrota* zu schreiben (vgl. § 189), nicht *lithostrotum*, wie der Hg. p. 62 Z. 13 thut, und p. 63 Z. 19 *de chrysolitho* mit S. und einigen Hss. statt *-is* wegen des folgenden *genera eius*. Dagegen gibt der Hg. p. 58 Z. 1, 62 Z. 38, 63 Z. 1 u. 22, 64 Z. 20 u. 34 richtigere Lesarten nach dem Bamb. Entschiedene Billigung verdient auch sein Urtheil p. 58 Z. 11. S. liest daselbst in XXXIV nach Vindob. I *quae loricatae statuae Romae*. Derselbe Codex läszt aber das folgende Lemma *quae primae statuae Romae* aus, d. h. die verstümmelten Züge *quael . . . . estatu . . . . omae* sind nicht anders zu ergänzen als *quae primae statuae Romae*. Ebd.

Z. 28 wird mit T gegen B besser *XIIII* als *XIII* geschrieben, vgl. XXXIV 121.

Beide Hgg. haben die bamberger Hs. im 1n Buche so trefflich benutzt, dasz nur eine geringe Nachlese bleibt. Das bedeutendste dürfte sich im Ind. auct. XXXVI finden, wo die gewöhnliche Lesart *Caelio, Galba* nach B in *C. Galba* zu verändern ist. Der Schriftsteller Galba führte nemlich diesen Vornamen, vgl. Borghesi Ann. dell' Inst. arch. XX p. 255.

Rec. musz es sich versagen die übrigen Bücher durchzugehen. Er scheidet von dem Hg. mit dem wiederholten Ausspruche, dasz er auch durch diese Arbeit sich um Plinius wol verdient gemacht habe.

Greifswald. *Ludwig Urlichs.*

24.

Zur Kritik der Caesares des Aurelius Victor.

Cap. 1: *anno urbis septingentesimo fere vicesimoque secundo etiam mos Romae incessit uni prorsus parendi.* Das *etiam* vermag ich nicht zu erklären; im gewöhnlichen Sinne genommen und auf *Romae* bezogen macht es den Sinn des Satzes falsch; denn diese Sitte war schon vorhanden mit dem ersten König Romulus. Richtiger heiszt es in der Epitome an entsprechender Stelle: *mos Romae repetitus est uni prorsus parendi.* Bedenken wir die oft wörtliche Uebereinstimmung beider Schriften, so wird man ziemlich sicher schreiben dürfen: *iterum mos Romae incessit.* Da wir für die Kritik unserer Caesares auf die eine Hs. Schotts beschränkt sind, so wird man dies Kriterium der Aehnlichkeit auch an andern Stellen zu benützen haben, z. B. c. 2: *quare solutis militiae artibus direpta pleraque iuris Romani*, wo man nach der Epitome wird schreiben müssen *resolutis.* — C. 3: *igitur Claudio Ferian insidiis oppresso.* So die Hs.; Schott hat daraus hergestellt: *igitur Claudio Tiberio iam insidiis oppresso.* Mir scheint in der Corruptel zu stecken: *Claudio Tiberio vi an insidiis*, eine diplomatisch leichtere Aenderung, sobald man sich *Tiberio* durch die Sigle *Ti* geschrieben denkt, aber auch dem Sinne nach ansprechender, da es wirklich ungewis war, ob Tiberius durch brutale Gewalt oder durch heimliche Mittel (Gift) umkam. — Ebd.: *sed repente caesis vario facinore innocentium paucioribus tamquam beluae hausto sanguine ingenium exercuit.* Ich glaube den Sinn des Schriftstellers besser zu treffen, wenn ich schreibe: *tamquam belua h. s. i. exseruit*: 'er zeigte seine Gemütsart, wie ein wildes Thier nachdem es einmal Blut gekostet.' — C. 5: *id ego, quamquam scriptoribus diversa firmantibus (affirmantibus?) verum puto.* (Es handelt sich von dem blutschänderischen Verhältnis Neros zu seiner Mutter.)

Namque ubi mentem invaserint vitia, nequaquam verecundiae externis societate humanius datur peccandi consuetudo, nova et eo dulciora affectans, ad extremum in suos agens. Es musz ohne Zweifel gelesen werden *verecundiae* *externae* *societate*, und der Sinn ist der, dasz, wenn zur sündigen Anlage und Lust die Scham vor der Welt (*verecundiae externae*) hinzutritt, sich ihr beigesellt (*societas*), dieser Umstand nur noch gröszere Ausgeburten des Lasters erzeugt. Deshalb möchte ich noch weiter gehen und schreiben: *namque ubi mentem invaserint vitia* *nequam* (auf *mentem* bezogen), *verecundiae externae societate* *inmanius* *datur peccandi consuetudo.* — C. 8: *namque milites . . postquam Othonem* *praedem* *praetoriis, Vitellium Germanicianis legionibus factum comperere* etc. Hier ist statt des völlig sinnlosen *praedem* wol kein anderes Wort zu setzen als *imperatorem.* Das vorgeschlagene *praesidem* stimmt allerdings den Buchstaben nach besser, ist aber dem Sinn und Gebrauche nach zu verwerfen. Die erste Silbe von *imperatorem* war wegen Aehnlichkeit der vorhergehenden letzten Silbe von *Othonem* ausgefallen. — Ebd.: *quis rebus* (*litteris* und *eloquentia*) *quamquam satis constet praestare mores, tamen cuique praesertim summo rectori utroque, si queat, iuxta opus: sin autem, vitae proposito in inmensum progrediente, elegantiae satis atque auctoritatis sumat eruditionem.* Das ganze ist ein wolgemeinter, aber schwer verständlicher Rath, der besonders den groszen der Erde gelten soll. Diese vor allen andern sollen wol möglich gleich ausgezeichnet sein (*iuxta opus*) in den Sitten und in den Wissenschaften; wenn dies aber nicht möglich (*sin autem*), so — und jetzt eben folgt der dem Wortlaut noch unverständliche Satz. Sehe ich recht, so liegt eine Gegenüberstellung in *iuxta* und *satis*, des Sinnes dasz, wenn Herscher nicht gleich ausgezeichnet sein können in beiden Sphaeren, sie doch auch bei ihren immensen Plänen ziemlich in den Wissenschaften erfahren sein sollen. Dieser Sinn kann aber nur hergestellt werden durch folgende Umstellung und Beifügung des Wortes *ad: elegantiae satis atque eruditionis sumat ad auctoritatem.* Die *auctoritas* ist die moralische Persönlichkeit; zu dieser musz noch hinzugenommen werden die wissenschaftliche, *elegantia et eruditio;* zwei Wörter, wie unmittelbar vorher *litterae* und *eloquentia*, ungefähr desselben Begriffes. — C. 9: *namque Romae Capitolium . . aedes Pacis, Claudii monumenta, amphitheatri tanta vis multaeque aliae ac forum coepta et patrata.* Doch wol *multaque alia;* denn auf das vorhergehende *vis* kann dieser Plural nicht bezogen werden. Zudem heiszt es in der Epitome bei der ganz gleichen Aufzählung jener Bauten: *multaque nova instituit.* — Der Schriftsteller fährt unmittelbar fort: *adhuc per omnes terras, qua ius Romanum est, renovatae urbes* etc. Lies *ad hoc* (d. h. *praeterea*, zudem). — C. 11: *at senatus gladiatoris more funus ferri radendumque nomen decrevit.* Die Epitome enthält ganz dieselben Worte, nur dasz statt *ferri* steht *efferri*, was also auch hier herzustellen ist. — C. 13: . . *in amicos perfidelis* (*Traianus*)*: quippe qui Surae familiari opus*

sacraverit, quae Suranae sunt. Man kennt dies *opus* nicht genau; sollten es *aquae* gewesen und dies Wort hinter *quae* ausgefallen sein? — C. 17: *inmiti prorsus feroque ingenio, adeo quidem ut gladiatores specie depugnandi crebro trucidaret, cum ipse ferrum obiectum veronibus plumbeis uteretur.* Das letzte ist vollkommen unverständlich und unmöglich; *utor* mit dem Accusativ verbunden, *vero* statt des überall sonst vorkommenden *veru*, dieses selbst wieder in einer ganz absonderlichen Bedeutung, alles beweist die Corruptel. Es ist zu emendieren: *cum ipse ferro, obiecti mucronibus plumbeis uterentur:* 'indem er, Commodus selbst, ein Schwert, die ihm entgegenstehenden aber (*obiecti*) nur Messer von Blei hatten'. — Ebd.: *coniuravere in eum maxime proximus, quippe dominationi adeo fidus nemo, ipsique satellites* etc. Hier wird niemand die Grammatik rechtfertigen wollen; alles löst sich aber sehr einfach und wird klar, sobald gelesen wird: *proximus quisque, dominationi* etc. — C. 20: *Severum . . lugendum sanxere, adstruentes illum iustum nasci aut emori minime convenisse.* Aus Spartianus, welcher dasselbe erzählt, sieht man dasz geschrieben werden musz: *illum aut non nasci aut emori minime convenisse.* — C. 20: *philosophiae, declamandi, cunctis postremo liberalium deditus studiis.* Sollte hier nicht hinter *liberalium* das Wort *artium* ausgefallen sein? Man könnte sich zwar berufen auf das bald folgende *proinde laborantibus secundarum initia earumque auctores memoriae sunt;* allein auch hier liegt der Verdacht nahe, dasz die gleiche Ursache die gleiche Wirkung (nemlich den Ausfall von *rerum*) nach sich gezogen habe. — Ebd.: Getas Ermordung und die daraus folgende des Papinian wird erwähnt, *quippe quem (Papinianum) ferunt Bassiani scrinia curavisse monitumque, uti mos est, destinando Romam quam celerrime componeret . . dixisse, haudquaquam pari facilitate velari parricidium quam fieri.* Die Worte *destinando Romam* sind offenbar corrupt. Man hat geglaubt durch die leichte Aenderung *destinanda* Sinn und Grammatik herzustellen, vergebens: denn die That geschah ja in Rom, und somit konnte Papinian nicht mit einem Schreiben betraut werden, das nach und für Rom bestimmt sein sollte. Ohne Zweifel folgen hier Spartianus und unser Schriftsteller, wie überhaupt in diesen Capiteln, derselben Quelle, stimmen sogar an vielen Stellen wörtlich überein. Wenn nun Spartianus erwähnt dasz Papinians Schreiben den Zweck haben sollte, *ut facinus dilueret*, so wird Victor etwas ähnliches auch gesagt haben, und in diesem Sinne weisz ich nichts näher liegendes vorzuschlagen als: *declinando crimini quicquam celerrime componeret:* er sollte zur Abwehr der Anklage irgend etwas aufsetzen. — C. 21: . . *aucta urbs magno accessu viae Novae et ad lavandum absoluta opera pulchri cultus.* Ob vielleicht *publici cultus?* — C. 33: . . *rem Romanam quasi naufragio dedit (Gallienus) . . adeo uti Thraciam Gothi . . Macedonas Achaeosque et Asiae finitima occuparent, Mesopotamiam Parthi, orienti latrones seu mulier dominaretur, Alemannorum vi tunc aeque Italiam, Francorum gentes . . Hispaniam possiderent* etc.

Dasz in dem *Alemannorum vi tunc aeque* eine Corruptel steckt, ist klar. Man hat geändert: *Alemannorum vis.* Ich nehme diese Aenderung ebenfalls an und möchte statt des nutzlosen und schleppenden *tunc aeque* noch weiter vorschlagen *turmaeque.* — Ebd.: *hinc quoque rerum vis ac nominum corrupta; cum plerumque potior flagitio, ubi armis superaverit, tyrannidem amotam vocaverit, damno publico oppressos.* Schott bemerkt: 'locus lectu quam intellectu difficilior', und dies wird er bleiben, ja er wird sogar unverständlich bleiben, wenn nicht geändert wird: *vocaverit damno publico oppressis* (dieses Wort von *amotam* abhängig), d. h. die Gewaltherschaft sei abgewendet von den zum Unheil des Staats unterdrückten. 'Allein' läszt uns der Schriftsteller denken 'nur die Personen haben gewechselt; die Sache ist die alte geblieben'. — C. 35: *tantum ille vir severitate atque incorruptis artibus potuit, ut eius necis auctoribus exitio, pravis metui, simulata dubiis, optimo cuique desiderio, nemini insolentiae aut ostentationi esset.* Schon der Parallelismus beweist dasz zu *dubiis* ein Substantivum im Dativ gehöre und *simulata*, das ohnedies völlig sinnlos ist, verdorben sei. Es ist vorgeschlagen worden *stimulo;* indes für die zweifelhaften und wankelmütigen ist dies nicht der passende Ausdruck; diesen musz Festigkeit und Standhaftigkeit gewährt werden, also *firmitati dubiis.* — C. 39: *quo mihi mirum videtur, nobilitati plerosque superbiam dare, quae gentis patriciae memor, molestiarum, quis agitatur, remedio, eminere paululum pluris habet.* Dies soll im Gegensatz zu Domitian, Marius u. a. gesagt sein, welche aus niedrigem Stande sich emporschwingend gewöhnlich die unersättlichsten sind. Mithin kann von den durch Geburt schon bevorzugten, der *nobilitas*, nicht gesagt werden dasz sie *pluris habet eminere*, sondern um diese vom Vorwurf des Uebermuts und hochfahrenden Wesens zu befreien, kann nur gesagt werden dasz sie am Ende mehr Berechtigung dazu habe, also *paululum iuris habet.* — Ebd.: . . *quasi partito imperio cuncta quae trans Alpes Galliae sunt Constantino commissa, Africa Italiaque Herculio, Illyrici ora Galerio, cetera Valerius retentavit.* Das *quasi* zu Anfang rührt von Schott her, welcher aus dem Compendium seiner Hs.: q q_3 (so) nichts anderes zu machen wuste. Die Theilung ist, wie man sieht, eine vierfache: sollte nicht *quadrifariam* zu lesen sein? — Ebd.: *qui cum ad explorandum annuntiandumque haec qui forte in provinciis motus exsisterent, instituti viderentur . . cuncta foede diripiebant.* Die Ausgaben lassen das *haec* einfach weg; mir scheint *haec qui* verdorben aus *ecqui.* — C. 41: *ob diversos tamen mores anxie triennium congruere quivere. Namque illi praeter admodum magna cetera, huic parsimonia et ea quidem agrestis tantummodo inerat.* Die erwähnte *diversitas morum* wird näher bestimmt durch das ausführende *namque;* allein im Verlauf wird nur die *parsimonia* des einen (des Licinius) angeführt, die entgegengesetzte Eigenschaft des andern dagegen (des Constantinus) ist weggefallen. Licinius hatte nur und ausschlieszlich *parsimonia*, sein Gegner dagegen

neben andern ziemlich hervorragenden Eigenschaften noch die der Sparsamkeit entgegengesetzte: *magnificentia*, ein Wort welches an seiner Stelle sehr leicht ausfallen konnte. Zu schreiben ist also: *namque illi praeter admodum magna cetera, magnificentia, huic parsimonia* etc. — C. 42: *quae quamquam in eius fortuna principis tamen et consilio accidere.* Es ist von Julians Erfolgen in Gallien die Rede. Die Stelle ist sichtlich verdorben, obschon der Sinn unzweifelhaft der ist dasz Julian vieles seinem Glück, vieles aber auch seiner Umsicht und Klugheit verdanke; die *fortuna* und das *consilium* bilden einen offenbaren Gegensatz, und man corrigiert demnach schlecht, wenn man statt *in* schreibt *vi*, so dasz jene beiden Factoren zusammen und in gleicher Linie einen Gegensatz zur *vis* bilden. Das *in* ist einfach Dittographie aus dem vorhergehenden *m* von *quamquam*, und zu schreiben: *quae quamquam eius fortuna principis, tamen et consilio accidere.*

Basel. *J. Maehly.*

25.

Ein Symbolum des Pythagoras.

Diogenes Laertius VIII 1, 17: *ἐν δακτυλίῳ εἰκόνα θεοῦ μὴ περιφέρειν.* Die Erklärung die Göttling ges. Abh. S. 302 von diesem Symbol gibt: Pythagoras untersage damit sich des Bildes der Gottheit zum versiegeln seiner Schätze und Vorräte zu bedienen, weil dasselbe 'zum verehren und nicht zum hüten des Mammons' bestimmt sei, verstöszt gegen die von ihm selber S. 284 gegebene Erläuterung des Wesens pythagoreischer Symbolik. Wenn nemlich diese, wie G. dort überzeugend ausführt, es durchaus nicht gestattet, die Worte in dem gewöhnlich mit ihnen verbundenen Sinne aufzufassen; wenn sie nicht blosz einzelne Wörter und Begriffe nach Analogie der gewöhnlichen Sprache, sondern ganze Urtheile symbolisch ausspricht und sich dabei nach seinem eignen Ausdrucke gewissermaszen einer eigenthümlichen symbolischen Syntax bedient, die jedoch wiederum von der Willkürlichkeit der Allegorie wol zu scheiden sei: so werden wir auch hier nicht mit ihm an eine Vorschrift über goldene oder eiserne Ringe, über Ringe mit oder ohne Götterbildnis zu denken haben, vielmehr wird auch hier der Wortsinn vor dem tiefern symbolischen zurücktreten müssen. Und da erscheint mir als die wahrscheinlichste Erklärung (und über Wahrscheinlichkeit wird man in diesem Falle doch kaum hinauskommen können) diejenige welche Trendelenburg 'Raphaels Schule von Athen' (Berlin 1843) S. 14 f. gegeben hat. Er erinnert dort an die Bedeutung die selbst für unsere Zeit Aussprüche des Pythagoras haben könnten, und nachdem er beispielsweise die vorstehenden Worte angeführt hat, fährt er fort: 'der Spruch rügt die Frömmigkeit, die nur gefallen will und den Besitz Gottes, der in der tiefen Stille der Seele wohnen soll, wie den prunkenden Stein des Ringes zur Schau trägt.'

Neustrelitz. *Friedrich Latendorf.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

26.

Zur Litteratur der griechischen Lyriker.

1) *Anthologie griechischer Lyriker für die obersten Classen der Gymnasien mit litterarhistorischen Einleitungen und erklärenden Anmerkungen von H. W. Stoll, Conrector am Gymnasium zu Hadamar [jetzt zu Weilburg]. I. Abtheilung: Elegien und Epigramme. II. Abtheilung: melische und chorische Lieder und Idyllen.* Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1851. VIII u. 98, IV u. 140 S. gr. 8.

Wenn Ref. bedauern musz dasz er seinen eignen und den Wünschen der verehrlichen Redaction dieser Jahrbücher mit einer Anzeige dieses sehr nützlichen Buches, das sich inzwischen durch sich selbst eingeführt hat, erst so spät entsprechen kann, so hat er doch dabei den doppelten Vortheil, 1) dasz er davon bei vielen Lesern als von einem bekannten reden, und 2) dasz er aus wiederholter Erfahrung reden kann. Beides zusammen macht es ihm möglich dasz er theils mit gröszerer Kürze theils mit festerer Ueberzeugung sein Urtheil abgeben kann. Gleich die Vorrede, in welcher der Hg. seinen Zweck und die Grundsätze die er bei der Ausführung beobachtete mittheilt und die Gebrauchsanweisung gibt, zeigte dem Ref. dasz da ein Buch angelangt sei wie gewünscht, von einem Manne der ungefähr in gleicher Stellung wie Ref. und durch öfter wiederholte Erfahrung zu der gleichen Ueberzeugung geführt einen ganz gleichen Mangel wahrgenommen und demselben abzuhelfen gestrebt hatte wie Ref. Denn auch dieser hatte sich schon längst mit dem Gedanken an die Ausarbeitung einer ähnlichen Anthologie getragen und freut sich jetzt dasz das, wozu er wol noch lange nicht die nöthige Musze gefunden hätte, von Hrn. Stoll mit Fleisz und mit unverkennbarer Liebe, mit Sachkenntnis und im ganzen mit richtigem Urtheil ausgeführt worden ist. Und der wiederholte Gebrauch in der Schule hat dem Ref. die günstige Meinung, die er aus der Vorrede und aus der ersten Ansicht des Buches gewonnen, im hauptsächlichen bestätigt.

Wir erlauben uns nun, um unsre Meinung deutlicher auszusprechen, die Vorrede des Hrn. St. einigermaszen zu umschreiben und

dabei auf einzelnes näher einzugehen. Als allgemein ausgemacht gilt der Satz dasz Homer und die Tragiker diejenigen griechischen Dichter sind, die in den obersten Classen unserer Gymnasien eine stehende Lectüre bilden müssen. Das Epos und die Tragoedie sind die beiden Hauptmassen an dem herlichen Bau der griechischen Poesie, so wie dieser heute vor uns steht und am schönsten und verständlichsten unsrer Jugend vor Augen tritt, und vor ihnen soll unsre Jugend am längsten und wird auch mit gröstem Segen verweilen. Aber der Wunsch liegt nahe, ihr dennoch auch von den übrigen so vielfach reizenden Partien der griech. Poesie einige Kenntnis nicht vorzuenthalten. Diese Partien gehören ja auch zu dem organischen ganzen jenes Baus, und wenn auch die Kenntnis desselben auf dem Gymnasium nothwendig sehr lückenhaft und unvollkommen bleiben musz, so ist doch die Vervollständigung der Umrisse mit einigen festen Zügen geeignet die Liebe der Jugend für die griech. Poesie zu erhöhen. Richtig bemerkt auch Hr. St., wegen des genauen Zusammenhangs der griech. Lyrik mit der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung dieses Volkes werde der Schüler durch die Lectüre der Lyriker auch eine genauere Kenntnis des griech. Nationalcharakters erlangen und für politische und Culturgeschichte keinen geringen Gewinn ziehen.

Wenn der Schüler durch längeres verweilen bei Homer mit der Eigenthümlichkeit dieses Epos, das sich durch die klare und bestimmte Zeichnung seiner Gestalten der Jugend so gern und so tief einprägt, ordentlich vertraut geworden ist, so wird der Uebergang leicht zu den Elegikern und Gnomikern, ja selbst zu den eigentlichen Lyrikern wie Simonides und Pindar wenigstens der Sprache wegen nicht schwer. Zu allen Arten der Lyrik, zur spielenden und heitern und zur ernsten chorischen wird von Homer aus die Brücke unschwer geschlagen. Ob auch zum Drama? Dafür scheint die meistens angenommene Praxis zu sprechen, nach welcher ohne Vermittlung durch eine andre Dichtgattung vom Homer sofort zu den Tragikern übergegangen wird. Wer indessen beide Erfahrungen mehrmals gemacht hat, wird wol beistimmen, dasz Classen welche zwischen Homer und den Tragikern lyrische Stücke, auch einige Oden von Pindar gelesen haben, sich z. B. in den Chorpartien der Tragiker viel leichter zurecht gefunden haben als solche die der Zwischenlectüre entbehrten. Denn diese ist gerade eine Vorbereitung für das lesen der Tragiker, und es zeigt sich auch hierin die Uebereinstimmung des paedagogischen Interesses mit dem litterarhistorischen, wie sich vermuten läszt in einer Litteratur, die wie die griechische vorzugsweise eine organische Entwicklung gehabt hat.

Dasz man gemeiniglich auf den Homer unmittelbar den Sophokles oder Euripides folgen läszt, das geschieht wol zunächst aus äuszern Gründen, denn in Wahrheit ist es doch ein mächtiger Sprung. Wenn schon die Tragiker in so mancher Rücksicht und zumeist in den Stoffen auf dem Boden der homerischen und verwandter epischer Sagenkreise wurzeln, so liegen doch zwischen beiden Dichtgattungen mehrere Jahrhunderte voll des reichsten Lebens und bereits sehr vielseitiger

productiver Bildung. Das Epos war vollendet, aber auch die manigfaltigste Lyrik hatte ihre Ausbildung erreicht, als das attische Drama sich seiner Blüte näherte, so dasz ihm die Vollendung nicht blosz des epischen sondern auch des lyrischen zu statten kam. Schon aus diesem Sachverhalt empfiehlt sich der Rath in unsern obersten Gymnasialclassen von den Producten der griech. Lyrik Notiz zu nehmen; aber nicht minder ist er empfohlen durch den Reiz und den Werth, der diesen Ueberresten wegen ihres Inhalts, ihrer Kunst, ihrer Anmut, ihrer Tiefe und Würde je nach Verschiedenheit der Art eigen ist. Und welche Freude macht jungen Leuten manche Gnome, manches Skolion, ja manches wenn auch schon mit gröszerer Mühe zu erstreitende Gedicht Pindars! Jedenfalls ist, wenn sie nicht auf Kosten der beiden andern Dichtgattungen geschehen musz, eine etwelche Einführung der reifern Jugend in die griech. Lyrik wünschenswerth und lohnend.

Aber die Praxis ist dagegen und man hört etwa wesentlich drei Bedenken dagegen; das erste aus einem innern Grunde, man dürfe nicht zulassen dasz unsre Gymnasialjugend, der ohnehin aus so manigfaltigen Fächern mehr zugemutet werde als früher, sich nun wieder im Fache des griechischen in manigfaltiges zersplittere. Das zweite und dritte Bedenken sind hergenommen aus äuszern Gründen, nemlich 1) aus dem Mangel an Zeit, 2) aus dem Mangel für den Zweck der Schule berechneter Sammlungen und Bearbeitungen. Das wichtigste Bedenken ist offenbar das erste, weil es die Einführung eines wirklichen Schadens für die Jugendbildung besorgen läszt. Die encyclopaedistische Vielerleiwisserei führe, wird mit Recht behauptet, die Jugend zur Zerstreuung und Verflachung. Verflachung aber und Zerstreuung entsteht alsdann, wenn gehaltvollen Gegenständen nicht eine intensive Aufmerksamkeit dauernd zugewendet wird. Dieses würde vielleicht der Fall sein, wenn man den Rath geben wollte etwa zwei Semester dem Homer, eines den Lyrikern, eines den Tragikern auf unsern Gymnasien einzuräumen. Wo aber, wie doch meistens auf Schulen geschieht, drei bis vier Semester Homer und zwei Semester die Tragiker Hauptlectüre sind, da ist doch wenigstens durch die Zeit nicht ausgeschlossen dasz die Jugend, soweit es überhaupt in diesen Jahren gelingen kann, mit den beiden Hauptgattungen sich vertraut mache. Ist aber dieses erreicht, wovon eine Probe darin liegt dasz der lernende nicht nur, mit Ausnahme besonderer Schwierigkeiten, im sprachlichen leicht fortkommt und das einzelne richtig versteht, sondern auch Uebung hat gröszere Theile zusammenzufassen, ihre Beziehung auf andere Theile zu erkennen und so endlich ganze Massen zu überschauen, sowie auch eine Fertigkeit charakterisierende Züge an Personen, Handlungen und Zuständen richtig zu finden; — ist dieses erreicht, so darf man vertrauen dasz der Schüler den Charakter des epischen oder auf einer andern Stufe des dramatischen sich sicher eingeprägt habe. Und von hier lassen sich Abstecher auf andre Gebiete ohne Schaden wagen, ja vielmehr mit Nutzen, weil hierdurch der Reiz zur Vergleichung entsteht, welche nach vorausgegangener

bestimmter Wahrnehmung die Mutter der schärfern Erkenntnis ist. Leicht wird z. B. der tüchtig an Homer gewöhnte Schüler, wenn er zur Elegie des Solon oder Theognis geführt wird, die Unterschiede wahrnehmen und bezeichnen, noch viel mehr beim Uebergange zu den eigentlichen Lyrikern, zu Simonides und Pindar. Das Merkmal eines zersplitterten und zerstreuten Studiums ist Unsicherheit der Auffassung und baldiges verschwimmen der Eindrücke. Wo aber die Eindrücke haften und wo scharfe Charakterzüge gewonnen worden sind, da ist nicht ein schädliches vielerlei entstanden, sondern eine vermehrte Uebung des Geistes sich in manigfaltigem zurechtzufinden, und eine Bereicherung an Anschauungen und Begriffen, durch beides also ein Zuwachs an Bildung. Es kommt somit auch hier auf die Behandlung an, um das erste der genannten Bedenken paedagogischer Natur zu entfernen.

Das zweite Bedenken, der Mangel an Zeit, wäre nur gegründet, wenn die fraglichen Gattungen der Poesie zur Hauptlectüre in der Schule werden sollten. Mit Pindar allerdings müste dieses eine Zeit lang geschehen, denn ihn kann man dem Privatstudium nicht anheimgeben. Wol aber den gröszern Theil einer Auswahl aus Elegikern, Gnomikern usw., für die es nur hier und da eine Stunde erfordert zur Ertheilung von Anleitung, von Auskunft über nichtverstandenes, oder zur Controle sei es vermittelst mündlicher oder schriftlicher Referate des Schülers. Nach Beendigung eines prosaischen Stückes, einer Rede, eines Dialogs von Platon, auch einer Tragoedie gibt es einige Zwischenstunden, in denen man Athem schöpft zu einem neuen Anlauf nach einem neuen gröszern ganzen. Ein solches sogar mit éiner oder zwei Stunden zu unterbrechen ist manchmal nur erfrischend. Mit einem Dutzend solcher *horae subsecivae* im Semester würde dem Hauptschriftsteller kaum etwas merkliches abgehen. Und was überhaupt den gefürchteten Zeitverlust anbetrifft, so ist dieser bei manchem Schriftsteller wol eingebracht durch zweckmäszige Schulausgaben, wenn nemlich der Schüler angehalten wird sie zweckmäszig zu gebrauchen.

Drittens endlich, dem Mangel an gehörig bearbeiteten Sammlungen läszt sich am leichtesten abhelfen, sowie man sich über den Zweck und Gebrauch solcher Bücher verständigt hat. Trefflich war seiner Zeit, wie alles was er für die Schule geschrieben hat, die Blumenlese von Fr. Jacobs, aber heutzutage bedürfte das Buch einer gänzlichen Umarbeitung. In der Anthologie von N. Bach 1838 vermiszt man Einleitungen und Anmerkungen, die für Anfänger nöthig sind. Die Einleitungen zu jedem Schriftsteller mit Belehrung über seine Zeit, seine Lebensumstände, seine Kunst, seine Stellung in der Litteratur sehen wir als das geeignetste Mittel an, den Schüler des Gymnasiums so weit als nöthig in die Geschichte der Litteratur einzuführen. Förmliche Vorträge darüber, wenn sich auch die Zeit dazu fände, dürften nicht verhältnismäszigen Nutzen stiften, da man sie nur zum kleinsten Theil verbinden kann mit dem lesen und interpretieren genugsamer Proben, ohne welche von keinem Schriftsteller ein sicheres Bild im

Geiste der Jugend haftet. An die Lectüre musz sich anschlieszen und theilweise aus ihr entwickelt werden, was über den Schriftsteller und seinen Platz in der Litteratur zu merken ist. Dazu sollen Einleitungen und Erläuterungen die Hand reichen. Das fragmentarische selbst in der Kenntnis des litterarischen Zusammenhangs, das hiedurch entsteht und sich stellenweise doch wieder ausfüllt, erhöht bei manchem den Reiz und das Verlangen nach vollständigerer Belehrung, die freilich einer höhern Stufe der Studien vorbehalten bleiben wird. Dem Gymnasiasten, der das Bedürfnis empfindet den Zusammenhang weiter zu überblicken, leistet dies eine Uebersicht wie die von Horrmann oder von Tregder. Und bald darf man hoffen von Th. Bergk ein Werk zu besitzen, das bedeutend höhere Ansprüche erfüllen wird.

Auszer dem was über die Einleitungen so eben gesagt wurde, dürften sich die Anforderungen an eine Anthologie für Schüler noch auf folgende Punkte beziehen: 1) dasz jede Gattung nur in Hauptrepraesentanten vorgeführt werde und in möglichst vollständigen Stücken, welche Individualitäten, Zeiten und Sitten zu charakterisieren vermögen; Namen sind nicht zu häufen und kurze Fragmente sind auszuschlieszen. 2) Da ein solches Buch wesentlich zur Privatlectüre dienen müste, so folgt dasz ein nichts überflüssiges enthaltender, aber für das Bedürfnis des nachdenkenden Schülers ausreichender Commentar den Text erläutere. 3) soll das ganze aus mehreren Rücksichten, auch um des Preises willen, von mäszigem Umfange sein.

So ungefähr, dachte sich Ref., müste ein solches Schulbuch beschaffen sein, und mit Vergnügen erkennt er dasz Hr. St. nicht nur von ganz ähnlichen Anforderungen ausgeht, sondern sie auch in der Ausführung im wesentlichen erfüllt und somit ein verdienstliches Werk geliefert hat. Es ist dabei nur zu billigen dasz er den Stoff ungefähr den Stufen von 2 Jahrescursen entsprechend in 2 Hefte vertheilt hat, von denen das 1e Elegien und Epigramme, das 2e lyrische Gedichte und Idyllen enthält. Wenn die letztern auch nicht eigentlich unter den Begriff der lyrischen Anthologie gehören, so wird doch über ihre Aufnahme niemand mit Hrn. St. rechten, da die Zugabe sehr erwünscht ist und ein allfälliges Misverständnis leicht abgewehrt werden kann. In einer 2n Ausg. dürfte es bei der Einleitung zu Theokrit Hr. St. wol selbst mit wenigen Worten thun. — Mit der Auswahl, wenn auch über einige Stücke verschiedene Meinungen walten können, erklärt sich Ref. im allgemeinen einverstanden; nur müste z. B. um des berühmten Namens willen von Archilochos durchaus mehr gegeben werden als die zwei nicht sehr bedeutenden Epigramme. Schon wegen Horatius Epoden und *ars poëtica* sollte der Schüler eine bestimmtere Vorstellung von ihm haben, die vermittelst einiger Lesestücke am besten haftet. Sonst hat Hr. St. darauf gesehen wo möglich ganze und charakteristische Stücke zu geben und jedem Fache und Dichter eine ansprechende Einleitung vorausgeschickt. — Auch der Commentar hat die wünschenswerthe Kürze und Deutlichkeit; er enthält wenig überflüssiges, eher sind einige Stellen, wo der Schüler Rath bedarf, ohne

Noten geblieben. Das 1e Heft enthält elegische Stücke aus Kallinos, Tyrtaeos, Mimnermos, Solon, Xenophanes, Theognis, Simonides, Ion, Euripides (nemlich aus der Andromache Vs. 103 ff. als das einzige Beispiel einer vollständig erhaltenen threnodischen Elegie) und auf 30 S. meistens wolgewählte Epigramme; im 2n finden wir eigentliche Lyriker, Sappho, Melinno, Anakreon und Anakreontea, eine Auswahl von Skolien, Ariphron, Aristoteles, Simonides, 11 Oden von Pindar, die leichtern mit Recht voran, dann 8 Stücke von Theokrit, éines von Bion und éines von Moschos. Ueberall zeigt Hr. St. die Bekanntschaft nicht allein mit den besten Ausgaben, den Sammlungen von Jacobs, Schneidewin, Bergk u. a. und überhaupt den hier einschlagenden Werken, sondern auch mit vielem was in Zeitschriften, Broschüren und Programmen zerstreut und oft mühsam zu finden ist. Die seitdem erschienene vortreffliche 2e Ausgabe von Bergks *poetae lyrici Graeci* wird ihm für eine neue Auflage vielen Nutzen bringen.

Indem wir nun nicht anstehen Hrn. St.s Anthologie allen Lehrern, die sie in dem angegebenen Sinne brauchen wollen, als praktisch und im allgemeinen wol gelungen aus eigner wiederholter Erfahrung zu empfehlen, finden wir uns doch auch zu einigen Bemerkungen veranlaszt. Hr. St. hat A. Heckers reichhaltige *epistola critica* an Schneidewin im Philol. V S. 414 ff. zwar benutzt, nur hätte es noch mehr geschehen sollen. So nimmt Hecker S. 450 in der Stelle des Tyrtaeos I S. 12, wenn man den Greis unter den Vorkämpfern liegen sehe *αἱματόεντ᾽ αἰδοῖα φιλῇς ἐν χερσὶν ἔχοντα*, nicht ohne Grund Anstosz an den seltsamen Worten und schreibt nach Homer Il. *Υ* 418 u. 420 *ἔντερά ϑ᾽ αἱματόεντα* oder *ἔγκατά ϑ᾽ αἱματόεντα.* Ebenderselbe schreibt die verdorbene Stelle Solons S. 24 Vs. 20 *ἐκ γὰρ δυσμενέων ταχέως πολυήρατον ἄστυ | τρύχεται ἐν συνόδοις τοῖς ἀδικοῦσι φίλους* sehr beachtenswerth *ἐκ γὰρ δυσνομίης ταχέως πολυήρατον ἄστυ | τρύχεται ἐν συνόδοις τῶν ἑτάρων ἀδίκοις.* Wir zweifeln dasz hier von äuszern Feinden die Rede sei, wie Hr. St. bei Anführung der frühern Conjectur Bergks *ἐν συνόδοις ϑ᾽ αἷς ἀδικοῦσι φίλους* für annehmlich zu halten scheint, denn das ganze Stück redet von innerer Parteiung und Gewaltthat, und durch die scharfe Entgegenstellung der *δυσνομία* und *εὐνομία* Vs. 32 f. wird *ἐκ γὰρ δυσνομίης* sehr empfohlen. Am Ende hatte Ref. conjiciert *ἐν συνόδοις, τῆς ἀδικοῦσι φίλους.* Gerade so auch Hertzberg in Bergks 2r Ausg. Ref. hält es für das richtige. Mit Bergk urtheilt dagegen Hr. St. S. 28 ohne Zweifel richtig, dasz in Solons *ὑποϑῆκαι εἰς αὐτόν* die Verse 39 u. 40 eine beigeschriebene Parallele aus einem andern Gedichte seien. Nachträglich wollen wir noch zu Mimnermos S. 19 einen Zweifel über die Erklärung aussprechen. Dort heiszt es Vs. 4: wir Menschen freuen uns auf kurze Zeit der Blüte der Jugend *πρὸς ϑεῶν εἰδότες οὔτε κακὸν | οὔτ᾽ ἀγαϑόν· Κῆρες δὲ παρεστήκασι μέλαιναι.* Hr. St. erklärt: '*εἰδότες* erfahrend, empfangend. Eine dem gewöhnlichen Glauben der Griechen zuwiderlaufende Ansicht, welche sich öfter bei Dichtern ausgesprochen findet, aber nur in augenblicklicher Verstimmung ihren Grund hatte.' Wollte aber

der Dichter wirklich sagen, die Menschen empfangen von den Göttern weder schlimmes noch gutes? Das Gedicht zeigt, wie sich die Menschen in der kurzen Freude Teuschungen überlassen, da ihnen doch viel Unheil bevorsteht, und Vs. 15: 'keiner ist, *ᾧ Ζεὺς μὴ κακὰ πολλὰ διδοῖ.*' Das scheint mehr auf den Gedanken zu führen: die Menschen erfahren von den Göttern nichts über die Zukunft, weder gutes noch schlimmes, etwa wie bei Pindar Ol. 12, 8 *σύμβολον δ' οὔ πώ τις ἐπιχθονίων πιστὸν ἀμφὶ πράξιος ἐσσομένας εὗρεν θεόθεν.* Ebd. zu Vs. 10 *αὐτίκα τεθνᾶναι βέλτιον ἢ βίοτος* heiszt es: '*τεθνᾶναι* statt *τεθνάναι*, seltene Form, entstanden aus *τεθναέναι*. Aesch. Ag. 550. Theogn. 181.' Allein s. Hermann zu Aesch. Ag. 517, der mit Recht die Form *τεθνᾶναι* verwirft und darauf aufmerksam macht dasz bei Theognis der cod. Mut. *τεθνάμεναι* gebe, was Bergk aufgenommen hat. Und so wird auch bei Mimnermos zu schreiben sein. — Um wieder zu Solon zurückzukehren, so hätte S. 22 Vs. 2 über die Worte *κόσμον ἐπέων ᾠδὴν ἀντ' ἀγορῆς θέμενος* eine kurze Bemerkung zur Verdeutlichung nicht geschadet. S. 31 möchten wir die Vulg. Vs. 9 f.: *πέμπτῃ δ' ὥριον ἄνδρα γάμου μεμνημένον εἶναι | καὶ παίδων ζητεῖν εἰσοπίσω γενεήν*, wo man nicht sieht wovon der Acc. c. inf. abhängt, so corrigieren: *πέμπτῃ δ' ὥριον ἄνδρα γάμου μεμνημένον εἶναι | δεῖ παίδων ζητοῦντ' εἰσοπίσω γενεήν.* Gleich darauf Vs. 11 f.: *τῇ δ' ἕκτῃ περὶ πάντα καταρτύεται νόος ἀνδρός, | οὐδ' ἔρδειν ἔθ' ὁμῶς ἔργ' ἀπάλαμνα θέλει*, hat wol Hr. St. den Dichter misverstanden, wenn er wegen der Lesart einer Hs. *ἐνδ'* für *οὐδ'*, allerdings nach Schneidewins Vorgang, lesen möchte: *ἐν δ' ἔρδειν ἔθ' ὅμως*, mit der Erklärung: 'dabei aber hat er doch noch bisweilen Lust zu eitlen Dingen.' Offenbar will der Dichter die concentrierte Kraft des vierzigers schildern, der im Gegensatz zum Jüngling keinen unerreichbaren Zielen mehr nachhängt und keine ideale Sprünge mehr macht, sondern das erreichbare mit den sichersten Mitteln will, wie bei Horat. A. P. 166 ff.: *conversis studiis aetas animusque virilis | quaerit opes et amicitias, inservit honori, | commisisse cavet quod mox mutare laboret. ἀπάλαμνα* sind unausführbare thörichte Dinge, wie es Theogn. 481 vom betrunkenen heiszt: *μυθεῖται δ' απάλαμνα, τὰ νήφοσι γίνεται αἰσχρά.* — In dem Stücke des Xenophanes S. 34 erklärt Hr. St. Vs. 14 die Worte *εὐφήμοις μύθοις*, es seien 'würdige Erzählungen und Angaben von dem Gotte.' Der Ausdruck 'Angaben' ist uns undeutlich. Dann vergleicht er ebd. Vs. 16 zur Erläuterung der Construction *ταῦτα γὰρ ὧν ἐστι προαιρετέον* Homer Il. Σ 128 *ταῦτά γε, τέκνον, ἐτήτυμον.* Es ist aber sehr die Frage, ob nicht bei Xenoph. *ταῦτα* Object von *προαιρετέον* sei. S. 36 liest man: 'was entspricht der Partikel *μέν* in Vs. 1?' Aber die Frage ist für den Schüler gar nicht leicht zu beantworten, da die grammatische Responsion gänzlich aufgegeben ist und die des Gedankens erst nach 13 Versen auftaucht. Der Schüler musz sich Vs. 14 vorstellen, es heisze *εἰ δὲ σοφίᾳ τις προέχοι.* Ebd. zu Vs. 17 heiszt es: '*μέν* steht bisweilen bei dem letzten mehrerer negativen Sätze oder Satzglieder'. Das ist richtig, bedarf aber des Zusatzes,

dasz es dann als abgekürztes *μήν* in der Bedeutung 'fürwahr' auftrete, sonst weisz der Schüler mit der Notiz nichts anzufangen.

In der Einleitung zu Theognis S. 37, wo der Hg. nach Plutarch Quaestt. Gr. 18 die politischen Zustände schildert, die nach der Vertreibung des Theagenes in Megara eintraten, nemlich zuerst eine vernünftige Mäszigung, bald aber unter den Demagogen eine unbändige und beispiellose Willkürherschaft eines gewaltthätigen Pöbels, halten wir es für Willkür, wenn die Worte Plutarchs *ὀλίγον χρόνον ἐσωφρόνησαν κατὰ τὴν πολιτείαν* in parenthesi interpretiert werden: 'd. h. für kurze Zeit kam der dorische Adel zu seiner frühern Herschaft.' Auch ist uns S. 38 die Stelle aufgefallen: 'hiebei ist besonders zu merken, dasz Th. die Partei des Volks, die gemeinen Leute stets mit dem Namen *κακοί, δειλοί* belegt.' Es sind ja z. B. in dem Lesestück Nr. 5 Vs. 43—52 vielmehr die Führer der Ochlokratie (*δῆμόν τε φθείρωσιν*), die Th. als *οἱ κακοί* bezeichnet. Grimmig ist der Dichter gegen die Demokratie in Megara, die aber auch dort so war wie etwa in praxi der rotheste Communismus, nach den Worten die Hr. St. aus Plutarch anführt: 'man verfuhr mit Uebermut gegen die reichen; die armen giengen unter anderm in ihre Häuser und verlangten köstlich bewirthet zu werden, und wenn ihnen dies nicht wurde, so zerstörten sie alles. Endlich machten sie ein Gesetz, dasz ihnen die Gläubiger die Zinsen die sie bezahlt hatten wieder zurückgeben musten.' Der Kunstausdruck dafür war nach Plutarch *παλιντοκία*. Zu Theognis hätte dann überhaupt die scharfsinnige Abhandlung von Hecker, der die politische Stellung des Dichters anders zeichnet als es gewöhnlich geschieht, mehr beachtet werden sollen. In dem an die Spitze gestellten Stücke des Dichters Vs. 667 ff.: *εἰ μὲν χρήματ' ἔχοιμι, Σιμωνίδη, οἷά περ ᾔδειν, | οὐκ ἂν ἀνιῳοίμην τοῖς ἀγαθοῖσι συνών.·| νῦν δέ με γιγνώσκοντα παρέρχεται, εἰμὶ δ' ἄφωνος | χρημοσύνῃ, πολλῶν γνοὺς περ ἄμεινον ἔτι*, genügt seine Erklärung: '*ᾔδειν*, was ich früher wuste und mittheilte' keinem Schüler, und die Stelle ist überhaupt gar nicht leicht, wie die Menge von Emendationsversuchen der Worte *οἷά περ ᾔδειν* beweist. Noch jüngst wollte Hecker *ὅσσα περ ἡδύ* und Bergk führt von Ahrens an *οἷα πρίν, ἤδη*. Ref. der seinerseits eine Klage über die durch die Revolution entrissenen Güter in des Dichters Worten erkennt, vermutete *οἷα πάρος δή*. Vielleicht aber ist die gewöhnliche Lesart durch Erklärung zu behaupten: 'wenn ich Güter hätte, sowie ich sie ehemals kannte (nemlich als die meinen), so würde ich mich nicht aus der Gesellschaft der edlen zurückziehen. Jetzt aber entgehen sie mir (sind sie nicht mehr mein), obwol ich sie wol kenne, und ich bin verstummt aus Armut.' Da nemlich der Dichter in guten Glücksumständen in den *συνουσίαις* oder *συνόδοις* ein bedeutendes Wort zu führen hatte, so meidet er sie jetzt niedergeschlagen aus Armut und zugleich aus Schmerz, da er die ihm wolbekannten Besitzthümer in den Händen anderer sieht. Indessen möchte es doch das schlichteste sein für *χρήματα* zu schreiben *χάρματα*: 'wenn ich Gegenstände der Freude hätte, so wie ich sie früher kannte.' — S. 40

Vs. 678 die Worte *χρήματα δ' ἁρπάζουσι βίῃ, κόσμος δ' ἀπόλωλεν,* | *δασμὸς δ' οὐκέτ' ἴσος γίγνεται ἐς τὸ μέσον,* | *φορτηγοὶ δ' ἄρχουσι* bezieht Hr. St. mit O. Müller auf 'die neue Ackervertheilung.' Allein mit einer gleichen Aeckervertheilung an die Bürger konnte den edlen Geschlechtern, denen die Aecker entrissen waren, wenig gedient sein. Der *δασμὸς ἴσος* scheint wol eher eine gleichmäszige Abgabe oder Steuer zu bezeichnen, und Hecker denkt S. 478 daran, dasz die Steuerlast von den unbegüterten auf die reichen gewälzt wurde. Doch darum mit ihm *τίνεται* für *γίγνεται* zu schreiben scheint nicht nothwendig. — S. 42 Vs. 203: *οὐ γὰρ ἐπ' αὐτοῦ* | *τίνονται μάκαρες πρήγματος ἀμπλακίας.* Hr. St.: 'sogleich nach der That.' Richtiger wol: 'sogleich bei oder während der That'. — S. 46 Vs. 744: *πῶς ἐστι δίκαιον,* | *ἔργων ὅστις ἀνὴρ ἐκτὸς ἐὼν ἀδίκων, — μὴ τὰ δίκαια πάθῃ*; Hr. St. erklärt; '*ὅστις — μὴ πάθῃ*, Relat. statt eines Infinitivsatzes.' Einfacher wäre wol die Erklärung des *ὅστις* durch *εἴ τις*. — S. 47 Vs. 1202. Der Dichter sagt, wie weh es ihm im Frühling thue, dasz andere seine Aecker besitzen und nicht seine Rinder den Pflug ziehen, *τῆς ἀειμνήστης εἵνεκα ναυτιλίης.* Hr. St. folgt der gewöhnlichen Erklärung, dasz vermutlich Th., als ihm sein Gut entrissen wurde, auf einer Seereise abwesend gewesen sei. Möglich, aber sehr ungewis, denn die Lesart *ἀειμνήστης* ist nur eine von mehrern zulässigen Conjecturen, aus welcher es unsicher ist ein historisches Factum abzuleiten. An einer andern Stelle des aus lauter Fragmenten nicht gut zusammengefügten ganzen, Vs. 671 ff. schildert der Dichter die Tollheit der Revolution unter der Allegorie einer bösen Seefahrt: wir fahren aus dem sichern malischen Meerbusen hinaus in das wegen seiner Klippen gefährliche Meer bei dunkler Nacht. Pumpen wollen sie nicht, das Meer aber schlägt über. Kaum ist Rettung möglich bei ihrem thun. Den wackern Steuermann haben sie abgesetzt, der einsichtig hütete. Gewaltsam rauben sie, die Ordnung ist dahin usw. Diese Verse sind zwar an Simonides gerichtet, dagegen 1197 ff. an Polypaïdes. Wäre es aber unmöglich, dasz auf jenes als treffend allbekannte und viel besprochene allegorische Bild von der Revolution, in welcher der Dichter seine Güter verlor, Bezug genommen worden wäre in dem Gedicht an Polypaïdes? — S. 49 Vs. 717: *χρὴ πάντας γνώμην ταύτην καταθέσθαι.* Für *ταύτην* hatte auch Ref. *ταύτῃ* vermutet wie Hecker, sowie auch Soph. Phil. 1448 für *κἀγὼ γνώμῃ ταύτῃ τίθεμαι* geschrieben werden dürfte *γνώμην ταύτῃ.* — S. 51 Vs. 323: *μή ποτ' ἐπὶ σμικρᾷ προφάσει φίλον ἄνδρ' ἀπολέσσαι.* Hr. St.: '*ἀπολέσσαι*, ein starker Ausdruck, der nicht in eigentlicher Bedeutung zu nehmen ist. Hecker schreibt *ἀποειπεῖν.*' Dieses bedürfen wir nicht und auch der Ausdruck ist weder uneigentlich noch zu stark: *ἀπολέσαι* heiszt 'verlieren' wie bei Homer Od. β 46 *πατέρ' ἐσθλὸν ἀπώλεσα.* Schwieriger ist der Schlusz dieses Fragments: *ἁμαρτωλαὶ γὰρ ἐν ἀνθρώποισιν ἕπονται* | *θνητοῖς, Κύρνε· θεοὶ δ' οὐκ ἐθέλουσι φέρειν.* Hr. St. gibt Welckers unwahrscheinliche Erklärung und dann Bergks Conjectur *θεοὶ δ' οὖν* oder *θεοὶ γοῦν.* Uns scheint der Gegensatz in diesen Worten folgender: dem

Menschengeschlecht ist es eigen zu fehlen, die Götter dagegen pflegen nicht zu fehlen. Ob aber, wenn man etwa *θεοὶ δ' οὐκ ἐθέλουσ' ἀλιτεῖν* schreiben wollte, *ἐθέλειν* in diesem Zusammenhang 'pflegen' bedeuten könnte, will Ref. nicht mit Sicherheit behaupten. — S. 57 Vs. 779 die Worte *παιάνων τε χοροῖς* sind jedenfalls so ungewöhnlich, dasz sie einer Note bedurften. Heckers *παιᾶσίν τε χοροῖς τ' ἰαχῇσί τε* scheint fast nothwendig. Im folgenden Vers erklärt Hr. St. die *ἀφραδίη* und *στάσις* von den Bewegungen der Demokratie in Hellas. Richtiger werden wol im Zusammenhange des Stückes die Worte so verstanden, dasz der Dichter vor den innern Zwisten der Parteien warnt bei der Annäherung der Gefahr des Perserkriegs. Endlich führen wir von Heckers Vorschlägen noch einen darum an, weil er sich fast von selbst darbietet und auch Ref. darauf verfallen war, dasz nemlich S. 60 Vs. 491 zu lesen sei *ἀκίνητος* für *ἀνίκητος*.

Noch wenige Bemerkungen über die Epigramme. Jenes erste von Platon S. 77, so zierlich es ist, passt gleichwol nicht ganz in diese Sammlung. Am Schlusz des letzten von denen des Meleager S. 91: *ἀλλὰ σὺ τὸν λάλιον καὶ πρεσβύτην με προσειπὼν | χαίρειν, εἰς γῆρας καὐτὸς ἵκοιο λάλον*, hatte Ref. an den Rand geschrieben *χαίρων εἰς γῆρας*. Später sah er in Jacobs Delectus nach und fand dasz dieser p. 114 die gleiche Emendation gemacht hatte. Sie wird wol richtig sein, da der Inf. *χαίρειν* sich nicht erklären läszt. Auch S. 97 findet Ref. einen Fehler in dem *ἀδέσποτον* Nr. 10: *τύμβος Ἀχιλλῆος ῥηξήνορος, ὅν ποτ' Ἀχαιοὶ | δώμησαν Τρώων δεῖμα καὶ ἐσσομένων· | αἰγιαλῷ δὲ νένευκεν, ἵνα στοναχῇσι θαλάσσης | κυδαίνοιτο πάϊς τῆς ἁλίας Θέτιδος*. Mit *νένευκεν* weisz Ref. nichts anzufangen, obschon Jacobs Del. p. 56 erklärt: *αἰγιαλῷ, εἰς αἰγιαλόν*, und auch Hr. St. gibt keine Erläuterung. Dagegen kommt alles in Ordnung, wenn man mit dem Ref. schreibt *αἰγιαλὸς δὲ κέκευθεν*.

Im 2n Hefte, wo in der Einleitung der Uebergang von der Elegie zur eigentlichen Lyrik besprochen wird, klingt uns S. 5 der Satz: 'der Dichtergeist hat (in der Elegie nemlich) noch nicht eine solche Selbständigkeit und Stärke der Gefühle erlangt, dasz er die Fesseln sprengen und sich frei in seinem Stoffe ergehen könnte', etwas seltsam und scheint uns von zweifelhaftem Inhalt, so dasz es besser wäre ihn fallen zu lassen. Ganz zweckmäszig hat übrigens Hr. St. bei jeder neuen Dichtgattung, wo es nöthig war, eine kurze Belehrung über den Dialekt den einzelnen Einleitungen beigefügt. Aufgefallen ist uns aber auf S. 24 die Note: '*ἂν χορεύω*. Die Partikel *ἄν* bei dem Ind. praes., eine äuszerst seltene Verbindung, macht das geschehen von Umständen abhängig.' Dieses bezieht sich auf Nr. 14 unter den Anakreonteen, wo die Taube von Vs. 28 an spricht: *πιεῖν δέ μοι δίδωσιν | τὸν οἶνον, ὃν προπίνει· | πιοῦσα δ' ἂν χορεύω | καὶ δεσπότην γέροντα | πτεροῖσι συγκαλύπτω*. Wir glauben nemlich einstweilen nicht, dasz *ἄν* mit dem Ind. praes. vorkomme. Bergk gibt *πιοῦσα δ' ἂν χορεύσω*, vermutlich die überlieferte Lesart. Allein obwol *ἄν* mit dem Fut. oder Aor. Conj. nach homerischem Sprachgebrauch untadellich

wäre, so passt es doch hier wegen der dieser Construction anhaftenden Futuralbedeutung nicht, sondern das Praesens, sowie denn Bergk auch im bald folgenden Verse *συγκαλύπτω* oder *συσκιάζω* fordert für das handschriftliche *συγκαλύψω* oder *συσκιάσω*. Hartung wollte *αὖ χορεύω*. Wir schlagen vor *πιοῦσα δ' οὖν χορεύω*, was offenbar dem Zusammenhang entspricht. — In dem Skolion Nr. 9 S. 31 ist der Sinn des 2n Verses *εἴ τις δύναιτο καὶ παλάμην ἔχοι* keineswegs so unverirrlich, dasz es keiner Anmerkung bedürfte. Nr. 16 S. 33: *ὑπὸ παντὶ λίθῳ σκορπιός, ὦ 'ταῖρ', ὑποδύεται* ist die anstöszige Quantität in einem Skolion vielleicht zu entschuldigen, sonst liegt nahe *ὑποδύσεται* oder auch *ὑπεδύσατο* zu schreiben. Nr. 18 wird dann wol Hr. St. nach Bergks Emendation schreiben *εἰ δὴ χρῆς ἀγαθοῖς ἀνδράσιν οἰνοχοεῖν*. Ebenso in dem Paean des Aristoteles S. 37 *καρπὸν ἰσαθάνατον χρυσοῦ τε κρείσσω*. — S. 39 im vorletzten Verse der Klage der Danaë entspricht die Zeichnung des Metrums dem Texte nicht. Dann interpungiert Hr. St. *ὅττι δὲ θαρσαλέον ἔπος, εὔχομαι, τεκνόφι δίκαν σύγγνωθί μοι* und erklärt: '*δίκαν* ist Object zu *σύγγνωθι*, erkenne mir an das Recht des Kindes.' Das dünkt uns etwas gezwungen. Das Komma vor *εὔχομαι* musz weg und der Sinn scheint am natürlichsten zu sein: 'dasz ich aber ein kühnes Wort flehe, verzeihe mir des Kindes wegen', so dasz *δίκαν* wie *χάριν* stünde oder, wenn dieses unzulässig, mit Schäfer *δίκᾳ* zu schreiben wäre. Noch aber wäre möglich das Komma hinter *δίκαν* zu setzen und zu erklären: 'dasz ich aber ein kühnes Wort rede nach Kindes Art, verzeihe mir'. Dennoch würden wir ersteres vorziehen. In dem Loblied des Simonides auf die in den Thermopylen gefallenen S. 40 ist zuerst Vs. 4 *οὔτε* vor *εὐρὼς* wieder in den Text zu nehmen, wie Bergk gethan hat. Dagegen möchten wir im folgenden der bisherigen Schreibart und Interpunction vor der von Bergk jüngst angenommenen: *χρόνος. ἀνδρῶν δ' ἀγαθῶν ὅδε σηκός*, den Vorzug geben. Ungern vermiszt man in dieser Sammlung das schöne Epinikion des Simonides auf Skopas Nr. 5 bei Bergk.

Die aus Pindar mitgetheilten Stücke sind im ganzen passend behandelt. Ol. 4, 1 S. 47 wird *ὑπὸ ἀοιδᾶς* richtig mit *ἑλισσόμεναι* verbunden, aber was *ὑπὸ ἀοιδᾶς* in diesem Zusammenhang bedeute, sollte erklärt sein. Ebd. zu Vs. 19 würden wir die Worte: 'ebenso — verwende' streichen, da dieser Schlusz von Erginos auf Psaumis keineswegs sicher ist, wie Ref. Comment. Pind. II p. 24 glaubt gezeigt zu haben. Die *σεμνοὶ ὀχετοί* Ol. 5, 12 sind einfach 'stattliche Canäle'. Vs. 16 *ἠὺ δ' ἔχοντες* hätte nicht im Texte bleiben sollen. Ol. 10, 9 hätten wir über *ποιμαίνειν*, wofür Hecker *πορσαίνειν* vorschlägt, eine rechtfertigende Note erwartet, ebenso 12, 6 zur Erklärung des Tropus *τάμνοισαι*. Ol. 14, 7 die Worte *εἰ σοφός, εἰ καλός, εἴ τις ἀγλαὸς ἀνήρ* sind wol allgemein gesagt und keineswegs direct auf den Knaben Asopichos zu beziehen, wie Hr. St. mit Tafel annimmt. Vs. 8 wird wol, mag man im übrigen die Lesart einrichten wie man will, *οὐδέ* für *οὔτε* zu setzen sein, was vom Ref. vorgeschlagen und auch von Bergk aufgenommen worden ist. Vs. 14: *θεῶν κρατίστου παῖδες, ἐπάκοος*

γένευ hat Hr. St. nach Hermann beibehalten, aber dieses scheint eine Unmöglichkeit. Ref. vermutete früher *ἀκηκόοιτέ μευ* und sieht dasz jetzt Bergk ähnlich *ἐπακοοῖτέ νυν* geschrieben hat, freilich eine ungewöhnliche und unbewiesene Wortform. Pyth. 7, 5 *ἐπεὶ τίνα πάτραν, τίνα δ' οἶκον | ναίοντ' ὀνυμάξομαι | ἐπιφανέστερον Ἑλλάδι πυθέσθαι.* Hr. St. gibt sich viele vergebliche Mühe, die aus dem handschriftlichen *ναίων* gemachte Conjectur *ναίοντα* zu schützen, indem er zwar die intransitive Bedeutung dieses Wortes hier verwirft und die transitive anwenden will; aber in welcher Construction? dasz *τίνα πάτραν* von *ναίοντα* abhänge: 'welch glänzenderes Haus, das welch glänzenderes Vaterland bewohnt?' Aber wahrlich, auch wenn man zur Ermöglichung dieser Construction *δ'* vor *οἶκον* streicht, so wird dem Leser dennoch übermäszig viel zugemutet. Die Natur erfordert dasz man *τίνα πάτραν* und *τίνα οἶκον* als coordiniert betrachte und nicht durch ein *ναίοντα* das erstere dem letztern unterordne. *ναίοντ'* ist nicht zu dulden, aber auch *κλείων*, *αἰνέων* und anderes, was man bei Bergk nachsehen kann, ist wie was Ref. einmal conjicierte, *ὑμνέων*, als zu leer zu verwerfen. Bergk wirft *ναίων* und in der Antistrophe *νῖκαι* aus dem Text, wobei er die Auslassung des letztern durch Ol. 7, 28 rechtfertigt. Doch sind die beiden Stellen einander nicht gleich und *νῖκαι* würde man, da von Siegen vorher keine Rede war, sehr vermissen. Dagegen wird in der Antistr. ausgeführt dasz das Haus der Alkmaeoniden durch zwei Dinge zusammen vor andern ausgezeichnet war, dasz sie dem Apollon den Tempel zu Pytho herlich wieder aufbauten, und durch acht Siege an den bedeutendsten Agonen. Beides zusammen sind *ἔργα*, mit welchem Ausdruck ja öfter die Siege bei Pindar bezeichnet werden. Also schlagen wir vor: *ἐπεὶ τίνα πάτραν, τίνα δ' οἶκον | ἔργοις ὀνυμάξομαι | ἐπιφανέστερον Ἑλλάδι πυθέσθαι*; — S. 62. Möglich aber nicht nothwendig ist es dasz man sich die Timodemiden als begütert auf Salamis und den Sieger Timodemos (Nem. 2, 13) als dort erzogen denke; s. des Ref. Einleitung S. 118. Zu Vs. 1 dieser Ode sehen wir nicht ein, warum das gemeinsame in der Vergleichung (das beginnen mit Zeus) zu unbestimmt sei, es kündigt sich im Gegentheil ganz bestimmt an. Auch scheinen uns weiter unten die Worte: 'Pindar hat wol diesen Vergleich am Anfang der Ode gewählt, weil diese selbst nur ein einleitendes Lied ist,' auf einer irrigen Vorstellung zu beruhen. Die *καταβολά* Vs. 4 ist wol richtiger 'Grundlegung' als 'Anfang'. Vs. 14: *ἐν Τρωΐᾳ μὲν Ἕκτωρ Αἴαντος ἄκουσεν.* Hr. St. erklärt: '*ἄκουσεν, ᾔσθετο τῇ πείρᾳ.* Schol. vgl. Hom. Il. *Λ* 532 *πληγῆς ἀΐοντες.*' Dieses letztere nach Dissen. Allein ob das Citat beweise, ist zu bezweifeln. *ἀκούω* ist nicht = *ἀΐω*, sondern letzteres bedeutet zwar auch *ἀκούω*, aber auszerdem auch so viel als *αἰσθάνομαι*. Für dieses aber steht *ἀκούω* nicht, und Stellen wie etwa Plat. Phaedr. 268 C *ἐκ βιβλίου ποθὲν ἀκούσας* können es nicht beweisen. Näher liegt es Stellen zu vergleichen wie Plat. Gorg. 488 C *δεῖ ἀκροᾶσθαι τοῦ ἰσχυροτέρου τοὺς ἀσθενεστέρους.* Und auch so bleibt die leise Ironie: Hektor muste auf den Aias als auf den

stärkern horchen. Heckers ἐγεύσατ' obwol nicht übel ist doch nicht nöthig. — Nem. 11, 4 εὖ δὲ (δέξαι) ἑταίρους ἀγλαῷ σκάπτῳ πέλας. Die Erklärung: 'man denke an eine Bildseule der Hestia mit einem Scepter, die am Altar des Prytaneion stand', wird zweifelhaft nach dem was K. F. Hermann gottesd. Alterth. § 15, 7 sagt. Musz es aber gerade der Stab der Hestia sein und kann nicht an den Stab gedacht werden, den Aristagoras als Symbol der Amtsgewalt, wie die homerischen Könige, trug? Dann wären die ἑταῖροι die Mitglieder des Rathes, die als nahe beim Stabe der Prytanen sitzend gedacht werden, also πέλας für πέλας ὄντας, nicht mit δέξαι zu verbinden. Vs. 10 hat Hr. St. Dissens Conjectur aufgenommen ἀλλὰ σὺν δόξᾳ τέλος | δωδεκάμηνον περᾶσαί νιν ἀτρώτῳ κραδίᾳ. Ansprechender ist Bergks Vermutung: ἀλλὰ σοὶ δόξαι und περᾶσαι. Ref. setzt auch seinen Versuch her: ἀλλὰ σὺν δόξᾳ τέλος δωδεκάμηνον π ε ρ ά σ α ι σ φ ι ν ἀτρώτῳ κραδίᾳ: 'möge er mit Ruhm sein jähriges Amt ihnen (den Tenediern) zu Ende führen mit ungekränktem Herzen.' Vs. 13: εἰ δέ τις ὄλβον ἔχων μορφᾷ παραμεύσεται ἄλλων. Hr. St. hätte sich nicht mit der Bemerkung 'παραμεύομαι dorisch für παραμείβομαι' begnügen, sondern darauf aufmerksam machen sollen, warum παραμείβεσθαι, das sonst mit dem Acc. steht, hier mit dem Gen. construiert sei. Vs. 24 heiszt es: 'γάρ bezieht sich auf den vorhergehenden Comparativ.' Deutlicher wäre: 'γάρ, weil der Begriff ὀκνηρότεραι gerechtfertigt wird.' Vs. 25: καὶ παρ' εὐδένδρῳ μολὼν ὄχθῳ Κρόνου | κάλλιον ἂν δηριώντων ἐνόστησεν ἀντιπάλων. Hrn. St.s Note: 'παρά c. dat. verbinde mit μολών' gesteht Ref. nicht zu verstehen, da doch μολεῖν παρά τινι nicht griechisch ist. Vielmehr ist die Stelle merkwürdig wegen der brachylogischen Form, in welcher hier die Localtermini verbunden sind, und diese Form hätte entweder bezeichnet oder entwickelt werden sollen.

Wir schlieszen diese Anzeige mit einigen Bemerkungen über Theokrit. In dem niedlichen Stück 15, wo die dorische Praxinoa weidlich über die Aegypter loszieht, heiszt es Vs. 50, sie seien ἀλλάλοις ὁμαλοί, κακὰ παίγνια, πάντες ἐρειοί. Da einerseits ἐρειοί nicht zu erklären ist, andrerseits aus Thuk. I 110 τῶν Αἰγυπτίων οἱ ἕλειοι bekannt sind und auch Aeschylos Pers. 39 sie ἑλειοβάται ναῶν ἐρέται nennt, so scheint die Conjectur ἕλειοι am natürlichsten, indem so die Aegypter alle als Sumpfmenschen bezeichnet würden, was in der Praxinoa Munde die Bedeutung des widrigen und unsaubern mit sich führt. Id. 13, 15 wird gesagt, mit welcher Liebe Herakles den jungen Hylas erzog, damit er ein rechter Mann würde, ὡς αὐτῷ κατὰ θυμὸν ο παῖς πεποναμένος εἴη, | αὐτῷ δ' εὖ ἕλκων ἐς ἀλαθινὸν ἄνδρ' ἀποβαίη. Hier heiszt es in der Note: 'εὖ ἕλκων, das Bild scheint hergenommen von den Stieren am Pfluge, die eine gerade Furche zum Ziele ziehen. Unger schreibt: αὔλακα δ' εὖ ἕλκων.' Allerdings gewinnt das ἕλκων durch Hinzufügung von αὔλακα, aber der Tropus scheint dem Ref. auch so problematisch. Sollte es nicht einfach heiszen εὖ ἥκων 'wol gerathen, gediehen'?

Die äuszere Ausstattung durch weiszes Papier und scharfen Druck gereicht der Verlagshandlung zum Lobe. Druckfehler haben wir wenige angetroffen mit Ausnahme des letzten Bogens, wo sich mehrere finden: S. 130 Vs. 18 μωνήσαϑ' für μημήσαϑ', Vs. 31 ἄστινά für ἄστικά. S. 131 wird Vs. 39 εἰς ἅμα auch ein Druckfehler sein für εἰς ἕνα, welcher Ausdruck übrigens eine kurze Note erforderte. Endlich ist S. 132 in der Zeichnung des metrischen Schema zu Id. 28 unterlassen, die beiden ersten Silben als Basis und zwar als spondeische, iambische und auch trochaeische anzugeben.

Bereits ist mehrmals in dieser Recension eines Werkes Erwähnung geschehn, welches eine Zierde dieser Litteratur ist, nemlich des folgenden:

2) *Poetae lyrici Graeci. Recensuit Theodorus Bergk. Editio altera auctior et emendatior.* Lipsiae, apud Reichenbachios. MDCCCLIII. XIV u. 1093 S. gr. 8.

Während schon die erste Ausgabe, wie die in verhältnismäszig kurzer Zeit erfolgte Nothwendigkeit einer neuen Auflage beweist, mit groszem Beifall aufgenommen wurde, so ist sie doch an Reichthum und Gehalt von der zweiten, wie schon eine blosz äuszerliche flüchtige Vergleichung lehrt, weit überboten. Wie viele neue Stücke sind aus zum Theil den entlegensten Schriften hinzugekommen, wie emsig ist alles bis dorthin erschienene gesammelt, wie vieles ist in diesen zum Theil räthselvollen Bruchstücken durch Benutzung der sorgfältig gesammelten Hilfsmittel und durch glückliche Conjecturen verständlich geworden, so dasz man jetzt mit rechtem Genusz durch diesen an aller Lieblichkeit überaus reichen Wald und Garten der lyrischen Poesie der Griechen lustwandeln kann. Und der gelehrte Forscher findet hier mit groszer Zuverlässigkeit und in bequemer Uebersicht den zu vielen Stücken massenhaft gewordenen kritischen Apparat mit möglichster Vollständigkeit gesammelt und geordnet. Dieser Commentar liefert eine Geschichte der Kritik der köstlichen Ueberreste, in welcher die Verdienste glänzen, die sich auch da wieder vor allem deutsche Philologen, F. Jacobs, G. Hermann, Welcker, Meineke, Passow, Thiersch, Döderlein, Mehlhorn, Schneidewin, Bergk selbst, Ahrens, Emperius und unzählige andere erworben haben. Auf den so durch Bergks gelehrten Fleisz zusammengebrachten und durch seine oft ausgezeichnet glücklichen Vorschläge bereicherten Apparat müssen sich nun alle weiteren Bestrebungen auf diesem Gebiete stützen. Wir erwähnen dieses nicht, um von dem umfangreichen Werk eine ins einzelne gehende Beurtheilung zu unternehmen, sondern weil aus jenem ein anderes sehr nützliches Buch hervorgegangen ist, das einigermaszen in den Kreis dieser Anzeige gehört und durch welches wir stets auf das gröszere Werk hingewiesen werden. Wir meinen die

3) *Anthologia lyrica continens Theognidem, Babrium, Anacreontea cum ceterorum poetarum reliquiis selectis. Edi-*

dit **Theodorus Bergk.** Lipsiae, apud Reichenbachios. MDCCCLIV. XVI u. 437 S. 8.

Diese Anthologie ist jedoch nicht etwa nur ein Textesabdruck aus dem gröszern Werke, sondern während hier unbedeutendere oder nur aus einzelnen wenigen Worten bestehende Fragmente übergangen sind, auch Pindar, von dem es genug Ausgaben gibt, weggelassen ist, enthält die Anthologie wieder ganz eigenthümliche Vorzüge und ist in vielen Stücken eine Ergänzung des gröszern Werkes, indem namentlich zahlreiche Dichter aus der Zeit nach Alexander, die in den P. L. G. fehlen, Aufnahme gefunden haben, so 18 Elegiendichter, darunter Hermesianax und Kallimachos, 5 Iambographen, unter denen der ganze Babrios, und 17 melische Dichter, worunter auch Philoxenos und Timotheos. Was an diesen neu hinzugekommenen Stücken von Hrn. B. geneuert worden ist, sowie Nachweisung über die Quellen einzelner dieser Stücke geben die Annotationes auf acht nach der Vorrede folgenden Seiten. Einleitungen und Erklärungen sind keine beigefügt, weil Hr. B. einen andern Zweck verfolgte als z. B. Hr. Stoll. Er dachte zunächst an den Gebrauch für Universitätsvorlesungen und in den philologischen Seminarien, für welche diese Einrichtung des an Stoff so reichen Buches geeignet ist, aber auch an den Gebrauch in Gymnasien. Denn in der That mit vorgerückteren Schülern, die durch einige Lectüre etwa in Stolls Buch dazu gehörig vorgeübt sind, wird man eine ganze Reihe von Stücken mit wenig Schwierigkeit lesen, auch manches Stück zur Privatlectüre aufgeben und nützliche Uebungen damit verbinden können, indem der Lehrer an geeigneten Stellen aus dem gröszern Werke den Schülern Conjecturen dictiert oder durch vorbereitende Bemerkungen auf solche hinleitet, was ebensowol das Urtheil schärft als zu tieferm eindringen nöthigt. Mancher Lehrer, und bisweilen wol mit Recht, zieht es ohnehin vor seinen Schülern Texte ohne Anmerkungen in die Hände zu geben. Ueberdies gereicht der schöne Druck auf weiszem Papier bei äuszerst billigem Preis (die 29 Bogen zu nicht mehr als 22½ Ngr.) dem Buche sehr zur Empfehlung. — Wir wollen nun einige Emendationsversuche als Beisteuer geben.

Theognis 1311 schreibt Hr. B. nach Hermann: *οὐκ ἔλαθες κλέψας, ὦ παῖ· καὶ γάρ σε διῶμμαι· | τούτοις, οἷσπερ νῦν ἄρθμιος ἠδὲ φίλος | ἔπλευ, ἐμὴν δὲ μεθῆκας ἀτίμητον φιλότητα, | οὐ μὲν δὴ τούτοις γ' ἦσθα φίλος πρότερον.* Der cod. Mut. hat *καὶ γάρ σε δίωμαι τούτοις*, Hermanns Aenderung ist also sehr leicht, dagegen ist der transitive Gebrauch von *διῶμμαι* entweder nicht zu erweisen oder doch selten. Nicht weit läge ab *καὶ γὰρ δεδίωγμαι τούτοις*, auch der Sinn wäre gut: 'deine Falschheit ist mir nicht entgangen; denn ich bin verfolgt von denen welchen du jetzt Freund bist, während du meine Freundschaft verschmäht hast; früher warst du doch denen nicht Freund.' — In der 2n Elegie des Ion p. 83 heiszt es: *ἡμῖν δὲ κρητῆρ' οἰνοχόοι θέραπες | κιρνάντων προχύταισιν ἐν ἀργυρέοις· ὁ*

δὲ χρυσὸς | *οἶνον ἔχων χειρῶν νιζέτω εἰς ἔδαφος*. Die Worte *ὁ δὲ χρυσός* sind ein Stein des Anstoszes und es existierte noch keine annehmliche Emendation. Hr. B. vermutete schon früher einen Eigennamen und schreibt jetzt obwol mit Zweifel: *ὁ δὲ Χρυσὸς* | *σινδόν᾽ ἔχων χειρῶν νιζέτω εἰς ἔδαφος*, mit der Erklärung *ὕδωρ κατὰ χειρῶν χεάτω καὶ εἰς ἔδαφος*. Allein abgesehen von dem problematischen *σινδών* scheint uns auch die Construction zu künstlich. Ebensowenig können wir an *νιζέτω* glauben, weil hier der Begriff des waschens unzulässig ist. Dagegen vermuten wir *ὁ δὲ κιρνὰς* | *οἶνον ἔχων χειροῖν σταζέτω εἰς ἔδαφος*, da die Libation mit Wein geschieht. — Vielleicht ist bei Simmias von Theben p. 98 Nr. 2 Vs. 3 f. *καὶ πέταλον πάντῃ θάλλοι ῥόδον, ἥ τε φιλόρρωξ* | *ἄμπελος, ὑγρὰ πέριξ κλήματα χευαμένη* für *χευομένη* zu lesen. Die Rebe musz doch zuerst ihre Schosse herumgeschlungen haben. — Das aristotelische Epigramm Nr. 28 p. 104: *σῶμα μὲν ἐν πόντῳ Προθόου, Τενθρηδόνος υἱοῦ,* | *κεῖται· ἀνοίκτιστον δ᾽ οὔνομα τύμβος ἔχει* macht viele Noth. Hr. B. traut der von ihm versuchten Conjectur selber nicht, und Schneidewins *κεῖται· ἀείμνηστον δ᾽ οὔνομα* oder *πνεῦμα δ᾽ ἀήρ, κενεὸς δ᾽ οὔνομα τύμβος ἔχει* scheint das erste zu wenig treffend, das zweite von den Schriftzügen zu weit entfernt. Wir schlagen vor: *κεῖται· ἄνευ δ᾽ ὀστέων οὔνομα τύμβος ἔχει*. So heiszt es ja auch Nr. 26 *ὀστέα δ᾽ αὖ Σικυὼν γῆ κατέχει φθιμένου*.

Verdorben ist, wie das Metrum zeigt, unter den Tetrametern des Archilochos Nr. 65 p. 155 *περίφημος*, wofür noch keine rechte Abhilfe gefunden worden ist. Wir schlagen vor: *οὔ τις αἰδοῖος μετ᾽ ἀστῶν καὶ περίβλεπτος θανὼν* | *γίγνεται· χάριν δὲ μᾶλλον τοῦ ζοοῦ διώκομεν*. — Eben dort Nr. 68 steckt im ersten Worte des 2n Verses ein Fehler, den man bei dem höchst erfrischenden und mannhaften Tone des Gedichtes so gern entfernt wissen möchte. Wir schreiben: *θυμέ, θύμ᾽ ἀμηχάνοισι κήδεσιν κυκώμενε,* | *εὖ ἄνα, δυσμενῶν δ᾽ ἀλέξευ προσβαλὼν ἐναντίον* | *στέρνον κτλ.* Die Hss. geben *ἀνὰ δὲ εὖ, αναδευ, εναδευ*. Es ist allerlei versucht worden: *ἄνεχε, ἄνα δέ, ἀναδέκευ* usw. Wir glauben durch blosze Umsetzung der hsl. Worte das für den erfrischenden Ton passende getroffen zu haben. — Nr. 76 p. 156 setzen wir gleich her, wie wir glauben dasz geschrieben werden müsse: *χρημάτων ἄελπτον οὐδέν ἐστιν οὐδ᾽ ἀπώμοτον* | *οὐδὲ θαυμάσιον, ἐπειδὴ Ζεὺς πατὴρ Οὐλυμπίων* | *ἐκ μεσημβρίης ἔθηκε νύκτ᾽ ἀποκρύψας φάος* | *ἡλίου λάμποντος· ὠχρὸν δ᾽ ἦλθ᾽ ἐπ᾽ ἀνθρώπους δέος.* | *ἐκ δὲ τούτου πιστὰ πάντα κἀπίελπτα γίγνεται* | *ἀνδράσιν· μηδεὶς ἔθ᾽ ὑμῶν εἰσορῶν θαυμαζέτω,* | *μηδ᾽ ὅταν δελφῖσι θῆρες ἀνταμείψωνται νομὸν* | *ἐνάλιον καί σφιν θαλάσσης ἠχέεντα κύματα* | *φίλτερ᾽ ἠπείρου γένηται, τοῖσιν ἡδύ γ᾽ ἦν ὄρος.* Für das hsl. *λυγρόν* hatte Ref. schon vor vielen Jahren, da das homerische *χλωρὸν δέος* nicht angeht, Homer aber doch Il. *Γ* 35 *ὦχρός τέ μιν εἷλε παρειάς* sagt, am Rande seiner Brunckschen Analekten *ὠχρόν* conjiciert und freute sich später, als er in Schneidewins Delectus das gleiche von Bentley angeführt sah. *ἐκ δὲ τούτου πιστά* 'glaublich' scheint die na-

türlichste Emendation von dem verdorbenen ἐκ δὲ οὐκ ἄπιστα πάντα zu sein, obwol B.s und anderer ἐκ δὲ τοῦ κἄπιστα πιστά auch angeht, während seine neuste ἐκ δὲ τοῦ κἄπιστ' ἀπαντᾷ κἀπίελπτα γίγνεται nicht einfach genug ist. Bei den letzten Worten sagt Hr. B., da überliefert ist τοῖσι δ' ἡδὺ ἦν ὄρος: 'facillima medela τοῖσι δ' ἡδὺ ᾖ ὄρος vel τοῖσιν ἡδὺ ἦν ὄρος, sed utrumque displicet' und macht mehrere unwahrscheinlichere Vorschläge. Ref. sieht nicht ein, warum er das einfache und, wenn noch γε hinzukommt, dem Sinn gerade so wie bei Hor. carm. I 2, 10 *nota quae sedes fuerat columbis* entsprechende τοῖσιν ἡδύ γ' ἦν ὄρος verwirft. — In dem Gedichte des Simonides von Amorgos über die Weiber p. 162, wo gezeigt wird, aus wie verschiedenen Stoffen die Götter die verschiedenen Arten der Weiber gebildet hätten, heiszt es Vs. 12 ff.: τὴν δ' ἐκ κυνὸς λιτοργόν, αὐτομήτορα, | ἣ πάντ' ἀκοῦσαι, πάντα δ' εἰδέναι θέλει, | πάντῃ δὲ παπταίνουσα καὶ πλανωμένη | λέληκεν, ἢν καὶ μηδέν' ἀνθρώπων ὁρᾷ. Für αὐτομήτορα, welches keine ungezwungene Erklärung zuläszt, ist conjiciert worden von Wakefield αὐτοκλήτορα, von Döderlein αὐτομήστορα, von Haase αὐτορήτορα, von A. Nauck αὐονήτορα, von Ahrens ἀστομήτορα, welches ἄστομον ἦτορ ἔχουσα bedeuten soll, aber in der That wenig Glauben finden wird. Ref. versucht ἀστυμήτορα. Wie es etwa eine in alles sich eindrängende, geräuschige, über alles, auch was sie nicht angeht Auskunft verlangende, scheltende Hausmutter gibt, so scheint der Dichter ein in dieser Art unangenehmes, alles meisterndes, überall hören und sehen und befehlen wollendes, mit allem Stadtgeschwätz sich befassendes Weib höhnisch eine Stadtmutter zu nennen. — Vs. 27 f. τὴν δ' ἐκ θαλάσσης ἐν φρεσίν γ' ἤδη νοεῖ | τὴν μὲν γελᾷ τε καὶ γέγηθεν ἡμέρην und Vs. 32: τὴν δ' οὐκ ἀνεκτὸς οὐδ' ἐν ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν. So hat Brunck Anal. und in dem Exemplar des Ref. hat ein früherer Besitzer, Georg Fisch von Aarau, ein in seiner Zeit sehr gelehrter Mann und Vf. einer auch noch heute lesenswerthen Beschreibung einer Reise in Südfrankreich am Ende des vorigen Jh., nicht übel geschrieben: τὴν δ' ἐκ θαλάσσης ἐφράσαντο δὴ νόον, wiewol B.s τὴν δ' ἐκ θαλάσσης, ἣ δύ' ἐν φρεσὶν νοεῖ aus dem hsl. ἡδὺ ἐν φρεσὶν νόει sich leichter ergibt und sinngemäsz und gefälliger ist. — Ebenso hat Fisch Vs. 45: ἡ σύν τ' ἀνάγκῃ σύν τ' ἐνιπῇσιν μόγις | ἔστερξεν ὦν ἅπαντα καὶ πονήσατο | ἀρεστά· τόφρα δ' ἐσθίει κτλ., wo man vor ἀρεστά eine Lücke annimmt und sonst noch Veränderungen nöthig findet, die Conjectur an den Rand geschrieben ἔστερξε τὸν ἀγαγόντα. Mit Mühe läszt sie sich den gefallen und gibt sich mit ihm zufrieden, der sie geheiratet, und es fällt ihr sauer zu Gefallen zu thun. — Eine andre Sorte Weiber ist die von Vs. 50 an geschilderte. Von ihr heiszt es Vs. 53: εὐνῆς δ' ἀληνής ἐστιν ἀφροδισίης, | τὸν δ' ἄνδρα τὸν παρόντα ναυσίῃ διδοῖ. Allerdings mit Recht bemerkt Hr. B. gegen den Vorschlag Valckenaers und Bruncks, die ἀδηνής = ἄπειρος wollten, dasz der Begriff *insatiabilis* erfordert werde. Dieser wäre etwa mit ἄπληστος leicht erreicht, allein es scheint etwas anderes darin zu stecken, etwa wie ἀλῆτις. — Nachdem nun der Dichter die mehr als

sieben bösen aufgezählt und dann auch die einzig gute und erfreuliche Gattung, nemlich die von den Bienen hergenommene hinzugefügt hat, folgt Vs. 94 ein Schlusz von 25 Versen, der so beginnt: *τὰ δ' ἄλλα φῦλα ταῦτα μηχανῇ Διὸς | ἔστιν τε πάντα καὶ παρ' ἀνδράσιν μένει.* Zwar hat Bernhardy gr. Litt. II S. 341 dieses Stück für von anderer Hand hinzugefügt erklärt, doch sind seine Gründe keineswegs überzeugend, und éinen, die vermeintliche Corruptel in Vs. 110 betreffend, hat Hr. B. durch Interpretation beseitigt. Freilich, wenn der Anfang von Vs. 94 *τὰ δ' ἄλλα φῦλα* echt wäre, so schiene allerdings etwas Unordnung obzuwalten. Denn nach der Abhandlung von neun bösen und éiner guten zuletzt genannten Art kann sich *τὰ δ' ἄλλα* entweder im Gegensatz gegen die letzte von den Bienen auf jene neun bösen Gattungen beziehen, oder neue Gattungen einführen wollen. Letzteres verstiesze aber gegen alle Ordnung, und im erstern Fall würde man statt *τὰ δ' ἄλλα φῦλα ταῦτα* wenigstens *τα δ' ἄλλα φῦλ' ἐκεῖνα* erwarten, womit etwas aber doch noch nicht alles gebessert wäre. Nimmt man aber an, dasz der Dichter nach Aufzählung aller Gattungen, in denen das schlimme um neun zehntel überwiegt, auf das ganze noch einen Rückblick mit einem Stoszseufzer thut, so ist abgeholfen, wenn man schreibt *τοιαῦτα φῦλα ταῦτα μηχανῇ Διός κτλ.* — S. 346 heiszt das Epigramm des Simonides Nr. 113 auf einen gewissen Leon: *θηρῶν μὲν κάρτιστος ἐγώ, θνατῶν δ', ὃν ἐγὼ νῦν | φρουρῶ, τῷδε τάφῳ λαΐνῳ ἐμβεβαώς· | ἀλλ' εἰ μὴ θυμόν γε Λέων ἐμόν, οὔνομά τ' εἶχεν, | οὐκ ἂν ἐγὼ τύμβῳ τῷδ' ἐπέθηκα πόδας.* Der 3e Vers ist nicht gerade sehr gefällig, und da Planudes hat *ὡς ὄνομ' εἶχεν*, so vermuten wir entweder *ἀλλ' εἰ μὴ θυμόν γε Λέων, ἐμὸν ὡς ὄνομ' εἶχεν* oder *ἀλλ' εἰ μὴ θυμόν γε λέων ἦν, ὡς ὄνομ' εἶχεν.*

Wir haben es vorgezogen mit obigen Versuchen eine kleine Beisteuer zu geben, und freilich dabei fast unbillig darauf verzichtet an einer Menge von Beispielen, was leichter war, zu zeigen wie viel auch die bloszen Texte durch Hrn. B.s Bearbeitung gewonnen haben. Dieses jedoch wird jeder schnell selbst erkennen, der nur den kritischen Apparat der gröszern Ausgabe nachschlägt, und diesen musz ohnehin jeder der die Anthologie als Lehrer sei es in Vorlesungen sei es in der Schule liest, fleiszig gebrauchen, für beide sich ergänzende Werke aber dem vielfach verdienten Herausgeber zum Dank sich verpflichtet fühlen.

Aarau. *Rudolf Rauchenstein.*

27.

Zur Litteratur von Aeschylos Agamemnon.

1) *G. F. Schoemanni emendationes Agamemnonis Aeschyleae.* (Vor dem Index scholarum der greifswalder Universität für das Wintersemester 1854—55.) Typis Fr. G. Kunike. 38 S. 4.

Gleich die erste Emendation, welche Hr. S. für sehr sicher ausgibt, musz ich bestreiten. Vs. 1203 sagt der Chor, Kassandras Erzählung sei vollkommen wahr: *τὴν μὲν Θυέστου δαῖτα παιδείων κρεῶν | ξυνῆκα καὶ πέφρικα, καὶ φόβος μ' ἔχει | κλύοντ' ἀληθῶς οὐδὲν ἐξῃκασμένα.* Hr. S. welcher nachweist, warum die bisherigen Erklärungen nicht Stich halten, schreibt: *ἀληθῶς οὖσιν ἐξῃκασμένα* und bemerkt dazu: '*ἀληθῶς ὄντα* sunt res vere gestae, vaticinia autem rebus vere gestis congrua easque, ut gestae erant, sic referentia recte dicuntur *ἀληθῶς οὖσιν ἐξῃκασμένα*, quemadmodum *ἐτύμοισιν ὁμοῖα* ab Homero et Hesiodo dicta sunt quae veritatem rerum imitantur.' Allein, abgesehen von dem Mangel des Artikels, gerade die *ψεύδεα ἐτύμοισιν ὁμοῖα* stellen die Unzulässigkeit jener Emendation ins Licht. Jenes sind so geschickt ersonnene Dinge, dasz sie der Wirklichkeit gleich zu sein scheinen. Folglich würde der Chor nicht zugestehen, Kassandra habe die Wahrheit getroffen, sondern sie habe ihre Erzählung wirklich geschehnem geschickt nachgebildet, d. h. sie habe nicht die Wahrheit gesagt. Für verdorben freilich halte auch ich die Lesart der Bücher. Nur wird man schon wegen Sept. 426 *οὐδὲν ἐξῃκασμένον. μεσημβρινοῖσι θάλπεσιν τοῖς ἡλίου* von *οὐδὲν ἐξῃκασμένα* nicht abweichen dürfen. Die Abschreiber scheinen auch hier, wie oft, durch die Krasis irre geführt zu sein. Ich schreibe: *κλύοντ' ἀληθῆ κοὐδὲν ἐξῃκασμένα.* Der Dativ, welcher allerdings zu *ἐξῃκασμένα* erfordert wird, ist aus *ἀληθῆ* zu entnehmen, *οὐδὲν ἐξῃκασμένα τοῖς ἀληθέσιν*, wie Arist. Eqq. 230 *οὐ γάρ ἐστιν ἐξῃκασμένος*, nemlich *αὐτῷ*. Die bei den Tragikern so beliebte Häufung *ἀληθῆ κοὐδὲν ἐξῃκασμένα* ist hier, wo der Chor nachdrücklich seine Verwunderung ausspricht, ganz am Platze. Mit *κλύειν ἀληθῆ* vgl. 666 *τοιαῦτ' ἀκούσας ἴσθι τἀληθῆ κλύων.* — Für nicht minder unzweifelhaft sieht Hr. S. seinen Vorschlag an, Vs. 1211 zu schreiben: *ἦ κάρτα νοῦν παρεσκόπεις χρησμῶν ἐμῶν*, wo die Hss. *ἦ κάρτ' ἄρ' ἂν παρ.* bieten. So ganz leicht ist die Aenderung doch nicht: auch möchte ich fragen, ob Aesch. dann nicht lieber mit besserm Rhythmus gesetzt haben würde: *ἦ κάρτα χρησμῶν νοῦν παρεσκόπεις ἐμῶν.* Sodann käme es darauf an zu widerlegen was Hermann mit andern erinnert, Kassandra sage, der Chor verstehe sie auch jetzt wieder falsch, gleichwie vorhin ihre den Agamemnon betreffende Prophezeiung. Danach schrieb Hermann mit leichtester Aenderung *ἦ κάρτ' ἄρ' αὖ π.* Hr. S. aber tadelt in der That nicht ohne Grund alle Kritiker, welche sich die Structur von *παρα-*

σκοπεῖν mit dem Genitiv haben gefallen lassen: wahrscheinlich hat man geglaubt, der Gen. stehe κατὰ τὸ σημαινόμενον, wie bei συνιέναι. Auch mir scheint diese Annahme unhaltbar. Nun könnte man, zumal die Hss. παρεσκόπης geben, daran denken, παρεσφάλης vorzuschlagen, dessen Glosse παρέκοπτες in den Text gedrungen sei. Allein weit wahrscheinlicher dünkt, die Corruptel vielmehr in ἐμῶν zu suchen, wo dann der Genitiv ganz richtig wäre. Etwa: ἦ κάρτ' ἄρ' αὖ παρεσκόπεις χρησμῶν νόμον, die Weise der Orakelsprüche, dunkel anzudeuten. Oder auch χρησμῳδίαν. — Vs. 1243 f. ὀμώμοται γὰρ ὅρκος ἐκ θεῶν μέγας, | ἄξειν νιν ὑπτίασμα κειμένου πατρός. Weil nicht blosz Heimkehr des Orestes aus der Fremde, sondern auch Vollzug der Rache bestimmt gewesen sei, verlangt Hr. S. πράξειν für ἄξειν. Aber der Zusammenhang spricht entschieden zu Gunsten der Ueberlieferung: 1239 ἥξει γὰρ ἡμῶν ἄλλος αὖ τιμάορος . . . φυγὰς δ' ἀλήτης τῆσδε γῆς ἀπόξενος κάτεισιν, ἄτας τάσδε θριγκώσων φίλοις. In der Umgebung ist wiederholt deutlich genug ausgedrückt, welcher Zweck den Orestes heimführen werde. Dagegen sind die Einwendungen, welche Hr. S. gegen Hermanns Lesart τί δῆτ' ἐγὼ μέτοικος ὧδ' ἀναστένω; gleich nachher macht, vollkommen überzeugend. Er konnte noch erinnern, der Sinn der Stelle selbst dulde dieses Wort gar nicht, gesetzt auch, die in Sklaverei entführte Kassandra könnte sich μέτοικος nennen. Denn als solche hatte sie ja gerade vielmehr Grund zu jammern; weshalb sie nicht sagen kann: 'warum jammere ich μέτοικος so, da es doch meinen Landsleuten insgesamt schlimm ergangen ist?' Eben das ist ja ein Trost für sie, dasz sie auf kein besseres Geschick als die übrigen Trojaner Anspruch machen kann. Daher mag die von Hrn. S. wie von H. Voss, Martin und R. Enger empfohlene Conjectur von J. Scaliger κάτοικτος, *lamentabilis*, allerdings nicht unwahrscheinlich sein. Freilich da das Wort sonst nirgend vorkommt, kann man noch andre Mutmaszungen in ähnlichem Sinne aufstellen. — Vs. 1281 ff. ἅπαξ ἔτ' εἰπεῖν ῥῆσιν ἢ θρῆνον θέλω | ἐμὸν τὸν αὐτῆς· Ἡλίῳ δ' ἐπεύχομαι | πρὸς ὕστατον φῶς, τοῖς ἐμοῖς τιμαόροις | ἐχθροῖς φονεῦσι τοῖς ἐμοῖς τίνειν ὁμοῦ, | δούλης θανούσης εὐμαροῦς χειρώματος. Hr. S. will zunächst Hermanns οὐ θρῆνον nicht annehmen, so sehr er einverstanden ist dasz ἢ thöricht sei. Er selbst schreibt ῥῆσιν ὡς θρῆνον, *dictura sum de me aliquid quod pro threno sit*, indem Kassandra vorhersehe dasz niemand ihr den Todtengesang anstimmen werde. Wäre in diesem Sinne zu ändern, so würde sich doch noch leichter ἦ θρῆνον darbieten, wie ich früher vermutet hatte und jetzt auch Enger vorschlägt. Allein will denn Kassandra wirklich eine Todtenklage anstimmen? Es scheint nicht: denn sie wendet sich mit einer letzten Bitte an den Gott des Tageslichtes das sie bald verlassen soll, und knüpft mit Hinblick auf ihr und Agamemnons Schicksal eine allgemeine Betrachtung der Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge an. Zur Noth könnte man nun die Lesart der Hss. ῥῆσιν ἢ θρῆνον so fassen: 'einmal noch will ich einen Spruch oder soll ich sagen ein Klaglied

über mich selbst anstimmen.' Betrachtet man aber den Zusammenhang genauer, so scheint der für Hermanns οὐ zu entscheiden. Da der Chor schon 1255 die Länge ihrer Reden getadelt hat, so leitet Kassandra ihr Abschiedswort mit einer Art Entschuldigung ein: sie bevorwortet, ihre letzte ῥῆσις sollte nicht nochmals eine Klage um ihr Todesloos sein. — Die folgenden Verse gehören entschieden zu den schwierigsten der ganzen Tragoedie. Sie sind der Art dasz man nicht gern von ihnen spricht, weil eine feste, auch andere überzeugende Ansicht aufzustellen kaum gelingen kann. Hr. S. hebt die Bedenklichkeiten der sehr kühnen Hermannschen Restauration hervor und räth dann mit Umstellung eines Verses die Stelle so abzuändern: ἡλίου δ' ἐπεύχομαι | πρὸς ὕστατον φῶς, τοὺς ἐμοὺς τιμαόρους, | δούλης θανούσης, εὐμαροῦς χειρώματος | ἐχθροῖς, φονεῦσι τοῖς ἐμοῖς τίνειν ὁμά. Allein abgesehn von andern Anstöszen, namentlich dem sehr nachschleppenden ἐχθροῖς, nach der wiederholt und noch so eben gegebenen bestimmten Voraussagung der Seherin, Orestes werde an Aegisthos und Klytaemnestra Rache üben, konnte Kassandra doch unmöglich dem letzten Lichte gegenüber ἐπεύχεσθαι, dasz ihre Rächer an ihren Mördern gleiche Strafe nehmen mögen. Sondern — und daher halte ich die Aenderung von Ἡλίῳ in ἡλίου für verfehlt — ich glaube, Kassandra ruft Gott Helios an, ihre (und Agamemnons) Rächer sicher zu geleiten, ὡς ἂν δόλῳ κτείναντες ἄνδρα τίμιον, | δόλῳ δὲ καὶ ληφθῶσιν, wie Apollon Cho. 549 f. den Orestes gewiesen hat. Die Worte selbst herstellen zu wollen scheint mir unrathsam. Doch verdiente Emperius sinnreiche Conjectur Opusc. p. 131: ἐχθρὰς φονεῦσι τοῖς ἐμοῖς φαίνειν ὁδούς auf jeden Fall mehr Beachtung als man ihr geschenkt hat. Auch ein Versuch von L. V. Schmidt: Quaestt. Epicharm. p. 67 ist unbeachtet geblieben: κοιράνων τιμωρίαν | ἐχθροῖς φονεῦσι τοῖς ἐμοῖς τίνειν ὁμοῦ | δούλης θ' ἁλούσης εὐμ. χειρ. Dagegen nimmt L. Kayser Hermanns Herstellung im ganzen an, ändert sie aber dahin ab, dasz er schreiben will: τοὺς ἐμοὺς τιμαόρους | καὶ βασιλέως φανέντας ἀσκεύοις ὁμῶς | ἐχθροῖς φονεῦσι τοῖς ἐμοῖς θεῖναι μόρον, dem Sinne nach nicht unrichtig, dasz auch die Thäter wehrlos gemordet werden, wie sie wehrlos gemordet haben. Doch frommt es nicht, seinen Scharfsinn an so verwahrlosten Stellen zu vergenden.

Da alle diese sechs Stellen, deren Emendation Hrn. S. sicher zu sein schien, aus den Reden Kassandras genommen sind, so verweilt er noch etwas länger bei diesem herlichen Epeisodion, der Krone aller Poesie, wie Hr. S. in schönen Worten nachdrucksvoll ausspricht. Zunächst genügen ihm alle Erklärungen nicht, welche für 1009 ff. aufgestellt sind: ἀλλ' εἴπερ ἐστὶ μὴ χελιδόνος δίκην | ἀγνῶτα φωνὴν βάρβαρον κεκτημένη, | ἔσω φρενῶν λέγουσα πείθω νιν λόγῳ. Sinnreich ist der Vorschlag εἰ σωφρονεῖ, so dasz, wie manchmal, das eintreten der Haupthandlung von zweierlei wenn abhienge. Allein die Wahrscheinlichkeit der nicht gelinden Aenderung bei Seite, reiszt man ἔσω φρενῶν von λέγουσα los, so steht dieses zu nackt und kahl: denn was sollte λέγουσα λόγῳ? Allerdings liegt in Klytaemnestras

Worten der vom Dichter beabsichtigte Doppelsinn, so dasz der Chor *λέγουσα λόγῳ* verbinden und wie 1006 verstehen konnte, vgl. Beispiele bei Lobeck Parall. II 525 f.; Klytaemnestra selbst aber kann nicht daran denken *λ. λ.* zu verbinden. Ich finde die richtig verstandene Vulg. vollkommen genügend. Wie *ἔσω φρενῶν γράφεσθαι*, so kann doch wol ohne Zweifel gesagt werden *ἔσω φρ. λέγειν*, d. h. so dasz sie nicht blosz die Laute mit dem Ohre aufnimmt, sondern auch den Sinn begreift. So gieng das *σέβας πολιτῶν* zu Lebzeiten Agamemnons in Argos den Leuten *δι' ὤτων φρενός τε*, Pindar lobt Isthm. 5, 68 *γλῶσσαν οὐκ ἔξω φρενῶν* u. dgl. Also hier einfach: 'wenn ich ihr verständlich rede'. Uebrigens meint Enger NJahrb. LXX S. 380, *πείθω νιν λόγῳ* habe Aesch. sicher nicht geschrieben, da der Spondeus unrhythmisch sei und das Praesens hier nicht stehen könne. Es sei daher *πείθοιμ' ἂν λόγῳ* zu setzen. Hier musz ein Schreibfehler passiert sein. Wahrscheinlich wollte E. *πείσομαι* vorschlagen. — Vs. 1084 ff.: *ἆ ἆ· ἰδού, ἰδού· ἄπεχε τῆς βοὸς | τὸν ταῦρον· ἐν πέπλοισιν | μελαγκέρῳ λαβοῦσα μηχανήματι | τύπτει· πίτνει δ' ἐν ἐνύδρῳ κύτει· | δολοφόνου λέβητος τύχαν σοι λέγω.* Man musz Hrn. S. zugeben, dasz *μελάγκερων* eine 'perinepta scriptura' sei. Denn der zur Vergleichung gezogene *κραταίπους* bei Pindar vermag nicht den wunderlichen Schwarzhorn zu schützen. Dazu kommt dasz *μηχανήματι* eines Epitheton bedarf. Verwandelt man aber auch den Accusativ in den Dativ *μελαγκέρῳ*, so ist damit nichts geholfen, da Hermanns Erklärung ganz unglaublich ist. Hr. S. schreibt daher *μελαγκότῳ*, *atrocis irae artificium*. Dieses Wort kommt sonst nicht vor; doch das würde uns nicht abhalten es anzunehmen, wenn der Sinn recht klar wäre; allein die nähere Aufklärung, welche Kassandra gleich gibt, läszt eher ein Epitheton im Sinne von *δολοφόνος* erwarten. Daher hat auch Franckens Vorschlag de scholl. Medic. p. 84 f. *μελαγκρόκῳ* keine Probabilität. Für *τύπτει* will Hr. S. mit Hermann das metrisch angemessenere *θένει*, welches er nur in *θενεῖ* verbessern will. Aber Hermann belegt *θένει* aus Hesychios, und überhaupt ist noch nicht ausgemacht ob *θένειν* nicht Praesens ist, vgl. Lobeck zu Buttmanns gr. Gr. II 196 f. — Vs. 1089 ff.: *οὐ κομπάσαιμ' ἂν θεσφάτων γνώμων ἄκρος | εἶναι, κακῷ δέ τῳ προσεικάζω τάδε. | ἀπὸ δὲ θεσφάτων τίς ἀγαθὰ φάτις | βροτοῖς τέλλεται; κακῶν γὰρ διαὶ | πολυεπεῖς τέχναι θεσπιῳδοὶ | φόβον φέρουσιν μαθεῖν.* Hr. S. will *μαθεῖν* in *μάταν* umändern, weil *φόβον μαθεῖν* nicht wol, wie Hermann annimmt, *metus sensum percipere* bedeuten könne. Jenes soll heiszen: *timorem afferunt, quo nihil tamen proficitur.* Allein dann würde das so bedeutsam vorangestellte *κακῶν διαί* unerklärlich sein, man müste es denn etwa anders fassen als gewöhnlich geschieht. Der durch *κακῷ*, *ἀγαθά* und *κακῶν* scharf markierte Gedanke kann nur sein: 'ich verstehe mich nicht auf Orakeldeutung, aber schlimm musz dieses sein. Sprieszt doch aus Orakeln kein guter Spruch; denn erst durch das erleben des schlimmen kommt man dahinter, was sie eigentlich wollen: vorher wecken sie nur Furcht, deren wah-

ren Grund eben erst die trotz der Orakel unentrinnbaren Thatsachen selbst enthüllen.' Daher hat Enger S. 380 f. sicherlich Unrecht, wenn er zu μαθεῖν nicht φόβον, sondern τέχνας Object sein läszt und erklärt: 'durch das Unglück, das sie im Gefolge haben, bringen die vieldeutigen Sprüche Furcht, sie zu verstehen, sie richtig zu deuten', weshalb der Chor gerade die dunkeln Sprüche der Kassandra nicht deuten wolle, weil sie nichts gutes verkünden. Hier liegt das Versehen zu Tage: der Chor kann sie nicht deuten, mutmaszt aber aus dem allgemeinen Satze, dasz auch dieses Orakel der Kassandra Unheil prophezeie. So ergibt sich dasz der von Enger in die Worte gelegte Gedanke schon wegen der Anknüpfung mit γάρ verkehrt ist. — Kassandra fährt fort Vs. 1095 f.: ἰὼ ἰὼ ταλαίνας κακόποτμοι τύχαι. | τὸ γὰρ ἐμὸν θροεῖς πάθος ἐπεγχέας. Hier werden Hermanns Aenderungen abgelehnt: 'nam chorus nihil nisi de vaticiniis Cassandrae dixerat infaustis sibique auditu ingratis, quod profecto non erat sortem illius conqueri.' Daher mutet uns Hr. S. die starke Aenderung zu θροῶ πάθος ἐπέγχυτον statt ἐπεγχέασα, indem zugleich im folgenden Verse ἤγαγες nicht mit Hermann in ἤγαγεν verwandelt werden soll. Ich musz auch hier Hermann beitreten. Nachdem der Chor von den Orakeln gesprochen hat, billigt Kassandra die allgemeine Sentenz, weil damit gesagt sei was sie selbst treffe und Agamemnon zugleich, d. h. der φόβος des Chors werde in der That erst erkannt werden διὰ κακῶν, durch die Ermordung Agamemnons und Kassandras. Da der Chor bisher blosz an Agam. gedacht hat, geht Kass. hiemit auf ihr eignes Schicksal über, indem sie bemerkt, damit habe der Chor zugleich ihre κακόποτμοι τύχαι ausgesprochen. Uebrigens hatte Martin Observatt. p. 6 ähnlich wie Hr. S. vorgeschlagen θροῶ πάθος ἐπαιγίσαν, in der Str. περίβαλον γάρ οἱ .... Dort ändert auch Enger S. 381, während ihm unsere Stelle ohne Zweifel für unverdorben gilt. Denn Kassandra, erinnert er gegen Hermann, könne den Chor nicht anreden, da dieser niemand beklagt hatte und ἐπεγχέας ohne alle Bedeutung wäre. Auch aus diesem allzu rasch gefällten Urtheile ist ersichtlich, wie es mit der Interpretation des Aesch. bestellt ist. — Vs. 1111 f.: τὰ δ' ἐπίφοβα δυσφάτῳ κλαγγᾷ | μελοτυπεῖς ὁμοῦ τ' ὀρθίοις ἐν νόμοις. Hermann μελοτυπεῖς ὁμοῦ στένουσ', weil er auch an entsprechender Stelle 1102 mit Ven. und Flor. ἀκόρετος βοᾶς φιλοίκτοις ταλαίναις φρεσίν recipiert hat. Ich bleibe dort bei Med. φεῦ ταλαίναις φρεσίν, wozu φιλοίκτοις Glossem scheint. Dahingegen nimmt Hr. S. an, φεῦ ταλαίναις sei aus φιλταλαίναις verschrieben und der Farn. habe mit dem einfachen φιλοίκτοις das wahre erhalten. Das wäre aber wahrlich ein Mirakel, wenn Triklinios das echte hätte, der Schreiber des alten Med. aber die Glosse! Indem Hr. S. demnach ἀκόρετος βοᾶς φιλοίκτοις φρεσίν billigt, corrigiert er in der Strophe μελοτυπεῖς ἄμουσ' ἐν ὀρθίοις νόμοις, so dasz ὀρθίοις per synizesin zweisilbig wäre. Sinnreich ist ἄμουσ' in der That, aber die Umstellung mitsamt der Nothhilfe einer Synizese sind nicht geeignet Beistimmung zu finden, abgerechnet die nicht gelun-

gene Behandlung des Gegenverses. Ich kann nicht ohne weiteres zugeben dasz ὁμοῦ τ' falsch sei. Kann nicht recht wol δύσφατος κλαγγά den unheilvollen Inhalt, ὄρθιοι νόμοι den durchdringenden Klang der in Dochmien vorgetragenen Jammerklagen bezeichnen? Daher und auch aus einem von der Aphaeresis hergenommenen Grunde kann ich Engers Vorschlag S. 370 f. ὁμοῦ 'ν ὀρθίοισιν νόμοις nicht gutheiszen. — Vs. 1155 'Aeschylus scripsit' erklärt Hr. S. '*ἐκμαρτύρησον προὐμοσάσῃ μὴ εἰδέναι*, h. e. *tu mihi testis esto* (utrum vera an falsa sim), *postquam tibi affirmavero, me nihil istarum rerum fama compertum habere.*' Der Schwur der Kassandra sei gerade in dieser Wendung enthalten. Die Antwort des Chors καὶ πῶς ἂν ὅρκου πῆγμα γενναίως παγὲν | παιώνιον γένοιτο legt Hr. S. dann so aus, es bedürfe der eidlichen Versicherung von Seiten der Kassandra nicht, weil dem Chor daraus doch kein Trost erwachsen könne. Ich kann diese Auffassung der Worte nicht anders als mislungen nennen. Schon der Bau des Verses selbst redet laut genug, dasz προὐμοσάσῃ nicht wahr sein kann, wenn nicht schon die Würde der Prophetin Einsprache thäte, ihr die Bereitwilligkeit einer προομοσία zuzutrauen. Der Grundirthum Hrn. S.s ist, dasz er προὐμόσας τὸ μὴ εἰδέναι verbindet, während doch ἐκμαρτύρησον τὸ μὴ εἰδέναι die richtige Verbindung ist. Die weitere Ausführung bitte ich im Philologus IX 157 f. nachzusehen. Damals war mir indes L. Schillers Vorschlag, den Anstosz in λόγῳ durch τορῶς zu beseitigen, noch nicht bekannt: er hilft allen Schwierigkeiten auf das einfachste ab, da nach meiner früheren Ansicht τὸ μὴ εἰδέναι auf Kassandra gehen müste, während es doch sprachlich nur vom Chor richtig gesagt wäre; auch die Losreiszung des λόγῳ von μὴ wird nun vermieden. Unmöglich kann ich dagegen Enger beipflichten, wenn er S. 382 den Fehler im vorhergehenden Verse sucht, der offenbar verdorben sei. Denn die Frage wäre nur dann richtig, wenn das blosze θηρῶ τι vorausgienge, nicht ἥμαρτον ἢ θηρῶ τι. Er ändert daher so: ἥμαρτον ἢ θηρῶ τι τοξότης τις ὥς; | εἰ ψευδόμαντίς εἰμι θυροκόπος φλέδων | ἐκμαρτύρησον προὐμόσας τό μ' εἰδέναι | λόγῳ παλαιὰς τῶνδ' ἁμαρτίας δόμων, 'gib Zeugnis, ob ich eine Lügenprophetin bin, nachdem du mir vorher geschworen, dasz ich die alte Schuld des Hauses nur obenhin kenne.' Allein hätte Aesch. das sagen wollen, da würde er weder ἀσυνδέτως geschrieben noch den Vers εἰ . . . dem ἐκμαρτύρησον . . . vorangestellt noch endlich die Bezeichnung ψευδόμαντις θυροκόπος φλέδων gewählt haben. Das πρῶτον ψεῦδος aber liegt darin, dasz E. an ἢ ψευδόμαντις . . . ohne Grund Anstosz nimmt. Das ἥμαρτον nochmals aufnehmend fragt Kassandra im Bewustsein ihrer Untrüglichkeit, ob sie nicht blosz das rechte verfehlt, sondern überhaupt dem Chor nur als gemeine Gauklerin erscheine. Der Bau der Rede ist ganz ähnlich wie wenn ein doppelter Vorder- oder Nachsatz erscheint. Und ebenso Sept. 183 ἤκουσας ἢ οὐκ ἤκουσας; ἢ κωφῇ λέγω; Arist. Lys. 128 ποιήσετ' ἢ οὐ ποιήσετ', ἢ τί μέλλετε; — Das verlangte Zeugnis aber enthalten die Worte des Chors: eines Schwures bedürfe es nicht, aber

die Wahrheit rede Kassandra. — In eben diesen Worten aber verlangt Hr. S. eine Aenderung der überlieferten Lesart: *θαυμάζω δέ σου | πόντου πέραν τραφεῖσαν ἀλλόθρουν πόλιν | κυρεῖν λέγουσαν, ὥσπερ εἰ παρεστάτεις.* Diese Structur von *θαυμάζειν* soll 'ab Aeschyli ingenio abhorrere', dagegen zu den 'deliciae grammaticorum' gehören. Ich denke, wir lassen den Dichter unbedenklich so reden wie die Bücher thun. Den Eidschwur lehnt der Chor ab, seine Verwunderung aber gibt er über das wissen der Seherin zu erkennen. Gerade dieses Gegensatzes halber stellt er voran *θαυμάζω δέ σου . . .*, 'wundern aber musz ich mich über dich, dasz du nemlich'. . . Sagte ein Prosaiker *θαυμάζω δὲ τοῦτό σου*, so dient hier der Infinitivsatz als Object. — Ebenso wenig stimme ich bei, wenn Hr. S. auch *πόλιν* für 'ineptum' erklärt: 'neque enim de civitate, sed tantum de regia domo Cassandra dixit. *Ἀλλόθρους* ipsa est, pro *πόλιν* autem scribendum *πάνυ*.' Der Anstosz ist nicht neu: schon Emperius Opuscc. p. 130 erinnert: 'quae dixit Cassandra non pertinent ad urbem vel civitatem, et *κυρεῖν λέγουσα* per se dictum magis arridet.' Daher vermutet er *πόντου πέραν σταλεῖσαν ἀλλόθρουν πόλιν.* Allein wenn man den Gegensatz beachtet, so behält auch hier die Ueberlieferung Recht. Kassandra *κυρεῖ λέγουσα ἀλλόθρουν πόλιν* gegenüber ihrer *πάτριος πόλις*, deren *πολίταις* sie früher *πάντ' ἐθέσπιζεν κακά* 1169. Dahin zielt der Chor und er durfte das, wenn auch die Sprüche der Kassandra blosz dem Hause der Atriden galten. Am wenigsten ist an Engers *ἀλλόθρῳ 'ν πόλει* zu denken, welches ein ganz lahmer Zusatz sein würde. — Vs. 1166. Nachdem Kassandra ihr Liebesverhältnis zu Apollon angedeutet, forscht der Chor weiter: *ἦ καὶ τέκνων εἰς ἔργον ἠλθέτην νόμῳ;* Hr. S. thut Einspruch gegen Hermanns Rechtfertigung des *νόμῳ* durch das homerische *ἣ θέμις ἀνθρώπων πέλει, ἀνδρῶν ἠδὲ γυναικῶν*, weil *νόμος* etwas anderes sei als *θέμις* oder *δίκη*. Er verbessert *γάμῳ*, welches 'de amatoria consuetudine' verstanden werden soll. Aber dann wäre ja der Beisatz nach *τέκνων εἰς ἔργον ἠλθέτην* höchst wunderlich und ohne Hrn. S.s ausdrückliche Erklärung, dasz *γάμῳ* nicht 'de iustis nuptiis' zu verstehen sei, würde jeder daran denken müssen. Denn nur im Falle der iustae nuptiae wäre *γάμῳ* statthaft und davon kann zwischen dem Gott und der sterblichen keine Rede sein. Ich sehe nicht ein warum Aesch. nicht *νόμῳ* gesetzt haben soll, d. h. *ὡς νομίζεται, ὡς νόμος βροτοῖς*, wie es in der Welt bei dergleichen Verhältnissen geht. Dadurch nimmt der Chorführer seiner an eine Jungfrau gerichteten, etwas zudringlichen Frage den Schein der Ungebühr. — Vs. 1187 ff.: *οὐκ οἶδεν οἷα γλῶσσα μισητῆς κυνὸς | λέξασα κἀκτείνασα φαιδρόνους, δίκην | ἄτης λαθραίου τεύξεται κακῇ τύχῃ.* Hr. S. leugnet dasz *φαιδρόνους* 'de simulata laetitia' verstanden werden könne. Er conjiciert *φαιόνους*=*μελανόφρων, κελαινόφρων*, gleichwie Aesch. für *μελαγχίτων* Cho. 1046 *φαιοχίτων* gesagt habe. Aber um *φαιόνους* — und noch dazu *γλῶσσα* — zu rechtfertigen, müsten Belege beigebracht werden, dasz *φαιός* jemals metaphorisch gebraucht

wäre. Wiederum musz ich zu den Hss. stehen. Durch die ganze Fassung der Rede οὐκ οἶδεν οἷα . . . tritt φαιδρόνους in die Gedankensphaere des Agamemnon, welchem Klytaemnestras glatte Reden aus einem φαιδρὸς νοῦς zu entquillen scheinen musten. Nur dann wäre φαιδρόνους widersinnig, wenn man es im Sinne des Chors auffaszte, welcher die Falschheit der verstellten durchschaute.

Soviel über dieses Epeisodion. Indem Hr. S. hieran Bemerkungen über einige Stellen der folgenden Scene knüpft, bespricht er zuerst Vs. 1332 f., wo ich ganz beistimme, wenn er Hermanns von Bothe bereits in Vorschlag gebrachte Correctur πᾶς γάρ τις . . . verwirft und πῶς im Sinne von πῶς ἄλλως durch passende Parallelen schützt. Es ist = οὐ γὰρ ἂν ἄλλως φράξειέ τις. Was Enger S. 385 gegen die Lesart einwendet, scheint mir spitzfindig, die von ihm anempfohlene Conjectur ἀρκύστατ' οὐ aber gar plump und aus mehrfachen Gründen verwerflich. — Vs. 1382 ff. λέγω δέ σοι | τοιαῦτ' ἀπειλεῖν, ὡς παρεσκευασμένης | ἐκ τῶν ὁμοίων χειρὶ νικήσαντ' ἐμοῦ | ἄρχειν· ἐὰν δὲ τοὔμπαλιν κραίνῃ θεός, | γνώσει διδαχθεὶς ὀψὲ γοῦν τὸ σωφρονεῖν. Hier erblickt Hr. S. eitel 'striblig̃inem', die freilich Hermann erträglich vorgekommen, dessen Erklärung aber ebenso 'perversa' sei wie die Texteswörte. Denn wer habe jemals gesagt *parata sum mihi imperare aliquem* statt *parata sum alicuius imperium ferre?* Daher wird vorgeschlagen ὡς παρεσκευασμένῳ: *age vero, minare mihi, quippe cum te paratum esse videam in certamine aequis viribus suscipiendo me superare.* Die Ironie darin liege zu Tage, da ja die alten nicht ἐκ τῶν ὁμοίων, d. h. *aequis viribus s. opibus*, der Gebieterin entgegentreten können. Obschon auch Enger S. 385 Hermanns Erklärung bestreitet, so könnte man sich doch zur Noth, sollte ich meinen, bei ihr beruhigen: 'drohet immerhin dergleichen nach Herzenslust, da ich gern bereitet bin dasz ihr, falls ihr eurerseits mit Gewalt mich besiegt, meine Herren sein sollt.' Jetzt aber, meint sie, habe ich das Heft in Händen und ἄρχω ὑμῶν. Hrn. S.s Ironie klingt nach meinem Gefühl nicht aeschyleisch und scheint zu weit hergeholt, wenn auch ἐκ τῶν ὁμοίων sich so auffassen lassen sollte. Befriedigen kann aber weder die Hermannsche noch die von Enger in Schutz genommene Wellauersche Lesart παρεσκευασμένη, wobei nach λέγω δέ σοι und ὁμοίων Kommata gesetzt werden: 'ich aber verkünde dir, denn zu solcher Drohung bin in gleicher Weise ich gerüstet, dasz du mich erst besiegen muszt und dann beherschen kannst.' Mir scheint ein noch unerkannter Fehler in den Worten zu liegen, die, drehe man sie wie man will, dünn und dürftig klingen. Sollte nicht ein Vers ausgefallen sein und νικήσαντ' ἐμοῦ nach dem Ausfall aus νικήσ . . . ἀντ' ἐμοῦ ἄρχειν zusammengeflossen sein? — Vs. 1396 dünkt Hrn. S. wahrscheinlicher als Hermanns Correctur: οὔ μοι φόβους μέλαθρον ἐλπὶς ἐμπατεῖν. Allein construiert man die Lesart der Hss. οὔ μοι φόβου μέλαθρον ἐλπὶς ἐμπατεῖ richtig, so ist zu den vielfachen Conjecturen gar kein Anlasz vorhanden. Richtig Enger S. 386. Weit schwieriger ist über Vs. 1409 f. zu urthei-

len: *κεῖται φιλήτωρ τῷδ᾽· ἐμοὶ δ᾽ ἐπήγαγεν | εὐνῆς παροψώνημα τῆς ἐμῆς χλιδῆς.* Ich kann in der Verwerfung von Hermanns *εὐχῆς* statt *εὐνῆς* nur Hrn. S. Recht geben, da, man mag mit den Genitiven sich abfinden wie man will, kein klarer Gedanke herauskommt. Aber darum kann ich noch nicht Hrn. S. folgen, wenn er in Vorschlag bringt: *ἐμῇ δ᾽ ἐπήγαγεν | εὐνῇ παροψώνημα τῆς ἐμῆς χλιδῆς*: *hanc caram suam amasiam adduxit Agamemno lecto meo tamquam condimentum deliciarum mearum.* Und zwar soll *lecto meo* bedeuten *meis et Aegisthi nuptiis.* Hiergegen musz ich aufs entschiedenste geltend machen, dasz Aesch. die Klytaemnestra nirgend so unumwunden ihrer *εὐνή*, die sie mit ihrem Buhlen theilte, gedenken lassen würde. Ich finde mitnichten im Aesch. was Hr. S. angibt, Klyt. habe Agamemnons Liebschaften mit troischen Weibern durch gleiches gestraft, dasz sie den Aegisthos in ihr Ehebett aufgenommen. Auch ist nicht wahr, dasz Klyt. Vs. 908 eingesteht, die lange Trennung vom Manne habe sie zur Ehebrecherin gemacht. Es ist wol 828 f. gemeint, wo das *γυναῖκα ἄρσενος δίχα ἧσθαι δόμοις ἔρημον* als ein *ἔκπαγλον κακόν* bezeichnet ist. Damit will aber Klyt. dem Agam. nur schildern, wie vieles sie in ihrer Verlassenheit zu ertragen gehabt habe. Daher kann *εὐνή* in diesem Sinne nicht gefaszt werden. Aber auch *ἐμῇ* erwartet man weniger als nach *φιλήτωρ τοῦδε* ein *ἐμοὶ δέ.* Klyt. hat die *τέλειος δίκη* der Iphigenia durch Ermordung Agamemnons erreicht: wider verhoffen kommt noch die Rache an Kassandra hinzu, um die Wonnelust der Mörderin zu mehren, vgl. 1219 f. Also vielleicht: *ἐμοὶ δ᾽ ἐπήγαγεν | εὐνῆς παροψώνημα ταῖς ἐμαῖς χλιδαῖς.* — Vs. 1449 ff. erklärt Hr. S. Hermanns gewaltsamen Versuch diese Worte mit der Antistrophe auszugleichen mit vollstem Rechte für sehr unwahrscheinlich. Er selbst schlägt zwei leichtere Wege das rechte aufzufinden vor. Entweder sei die Lesart der Hss. durch Glosseme entstanden, indem der Dichter geschrieben habe *ἦ μέγαν αὐτογενῆ* oder *οἰκίδιον* oder *ἐγγενέταν δαίμονα*, oder aber, und hierhin neigt Hr. S. mehr, Aesch. habe gesetzt *ἦ μέγαν ἐν μελάθροις δαίμονα . . .* Mir genügen beide Vorschläge nicht, wie ich in einem der für den Philologus bestimmten aeschyleischen Briefe ausgeführt habe, wo zugleich die von andern aufgestellten Ansichten, welche Hr. S., wie sehr oft, unberücksichtigt läszt, geprüft sind. — In der sehr schwierigen Stelle Vs. 1477 ff.: *βιάζεται δ᾽ ὁμοσπόροις ἐπιρροαῖσιν αἱμάτων | μέλας Ἄρης· ὅποι δὲ καὶ προβαίνων | πάχνᾳ κουροβόρῳ παρέξει* findet Hr. S. Hermanns Behauptung, *ὅποι καὶ προβαίνων* sei = *ὅποι ἂν καὶ προβῇ*, 'perquam incredibilis', auch sei *πάχνα* für *cruor* ohne Beispiel. Er selbst mutmaszt: *ὅμοια δ᾽ αὖ προβαίνων | ποινᾷ κουροβόρῳ παρέξει*, was bedeuten soll: *poenam liberorum devoratorum persequens similia rursus exhibebit.* Auch wenn mit dieser nicht eben poetischen Fassung ein klarer Gedanke gewonnen wäre, müste doch die Kühnheit der Aenderuug bedenklich machen zu folgen. Aber mir wenigstens bleibt dunkel, wie *ποινᾷ προβαίνων poenam persequens* heiszen kann. Uebrigens Hermann beitretend finde

ich nur das supplieren von *ἐπιρροὰς αἱμάτων* zu *παρέξει* überaus hart und lese daher, da ich *πάχνη* im Sinne von *τὸ πηγνύμενον αἷμα, δρόσος* nicht befremdlich finde, noch weniger aber an *ὅποι δὲ καὶ προβαίνων* anstosze, mit leiser Aenderung: *ὅποι δὲ καὶ προβαίνων,* | *πάχνᾳ κουροβόρῳ* ***παρήξει,*** ***nativoro cruori auxiliabitur.*** Alle weitern Vergieszungen von Blut werden den wegen der *πρώταρχος ἄτη* um Rache schreienden Kindern des Thyestes dargebracht. Gut stimmt das *ἐπαρήγειν* zu dem *προβαίνειν* des *μέλας Ἄρης.* Uebrigens schlug Martin Obss. p. 9 nicht glücklich vor *ὃ ποῖ δίκας πρ.*, *qui quo ultionis progrediens cruori puerorum comesorum* (*ultionem, δίκην*) ***praebebit?*** — Vs. **1491** ff.: *ἀλλ' ἐμὸν ἐκ τοῦδ' ἔρνος ἀερθὲν* | *τῆς πολυκλαύτης Ἰφιγενείας,* | *ἄξια δράσας, ἄξια πάσχων,* | *μηδὲν ἐν Ἅιδου μεγαλαυχείτω,* | *ξιφοδηλήτῳ* | *θανάτῳ τίσας ἅπερ ἦρξεν.* Hier rührt *τῆς πολυκλαύτης Ἰφιγενείας* von Hermann her, während die Hss. *τὴν πολυκλαύτην Ἰφιγένειαν* geben, was W. Dindorf durch die Veränderung des Accents in *Ἰφιγενεῖαν* dem Metrum anpasste, während Enger de antistr. p. 91 *τὴν πολύκλαυτόν τ' Ἰφιγενεῖαν* empfahl. Obschon nun Hermann die Aenderung des Genitivs durch die Abschreiber probabel zu machen sucht, so wird man doch sicherer gehen, wenn man Dindorf oder noch besser, weil die Hss. *πολύκλαυτόν τ'* bieten, Enger folgt, da die Form *Ἰφιγενεία* durch ähnliche Beispiele bei den Tragikern gesichert scheint. Einen andern Weg schlägt Hr. S. ein. Um die Schluszsilbe von *Ἰφιγένειαν* durch Position zu verlängern und zugleich eine klarere Structur und ein besseres Verständnis der Worte zu gewinnen, schreitet er zu folgender Umstellung: *ἀλλ' ἐμὸν ἐκ τοῦδ' ἔρνος ἀερθέν,* | *τὴν πολυκλαύτην Ἰφιγένειαν,* | *μηδὲν ἐν Ἅιδου μεγαλαυχείτω.* | *ἄξια δράσας ἄξια πάσχει* | *ξιφοδηλήτῳ* | *θανάτῳ τίσας ἅπερ ἦρξεν.* Mit schneidendem Hohn sage Klyt.: *nolo eum gloriari apud inferos de filia mea Iphigenia a se mactata: nolo eum hoc scelere suo superbire.* Aber, wird man fragen, wie kann Klyt. nur daran denken, Agam. werde in der Unterwelt mit der Opferung seiner Tochter als einer Heldenthat sich brüsten? Und ferner hindert Sprache und Satzbau, S.s willkürliche Conjectur irgend probabel zu finden. Denn wie kann *μεγαλαυχεῖν τινα* gerechtfertigt werden? wie wäre die Abgerissenheit des Satzes *ἄξια δράσας κτλ.* erträglich? Ganz untadellich dagegen ist die Vulgata. Klytaemnestra sagt: 'du beklagst Agamemnons hinterlistigen Mord, während er doch durch hinterlistige Hinauslockung der Iphigenia nach Aulis und deren Schlachtung selbst hinterlistiges Unheil über das Haus gebracht hat. Er mag sich daher, hat er empfangen was er ausgegeben, im Hades nicht berühmen, ihm sei zu nahe geschehen.' Also *ἄξια δράσας ἐμὸν ἔρνος ἄξια πάσχων μηδὲν μεγαλαυχείτω.* So aber läszt Aesch. die Klyt. sprechen nicht ohne Rücksicht auf die homerische Nekyia, wo Agamemnon Vs. 405 ff. seine empörende Ermordung durch die *οὐλομένη ἄλοχος* schildert. — Vs. **1562** ff. bin ich ganz einverstanden über Lesart und Erklärung, namentlich hinsichtlich der Verbindung *ἄσημα καθημένοις* und Blomfields evident

richtiges *ἄνευθεν*. Dagegen hat M. Schmidt kürzlich in Mützells Z. f. d. GW. 1854 S. 702 ff. sich sehr unglücklich an unsern und den folgenden Versen versucht, indem er z. B. *ἄσημ'* in *μάσημ'* verändern wollte. — Vs. 1568. Nachdem Thyestes die Schandthat des Bruders inne geworden ist, *μόρον ἄφερτον Πελοπίδαις ἐπεύχεται, | λάκτισμα δείπνου συνδίκως τιθεὶς ἀρᾷ.* Aengstliche Seelen könnten sich leicht durch Hrn. S.s starke Worte gegen die Kritiker, welche diese Stelle behandelt haben, einschüchtern lassen und sich ohne weiteres gefangen geben. Wir müssen dennoch unbeirrt widersprechen. Hr. S. bemerkt, *τιθεὶς ἀράν* sei richtig in *ἀρᾷ* verwandelt, da *τιθέναι τι ἀρᾷ*, *diris devovere aliquid* ohne Frage ungriechisch sei; aber auch *τιθέναι ἀρᾷ* s c h e i n e nur zu bedeuten *aliquid cum execratione exprobrare.* Was aber soll, fragt Hr. S., *λάκτισμα δείπνου*? Schütz sagt *impia hospitalis mensae violatio*, wie Paris bei Lykophron *λάξας τράπεζαν ἐξέβη δίκην.* Dagegen macht Hr. S. geltend, Paris Vergehen sei ganz anderer Art gewesen: 'et Thyesten tam immani facinore laesum nihil aliud conquestum esse quam mensae hospitalis aut potius convivii violationem? idque non aliquem de trivio versificatorem, sed Aeschylum, omnium quotquot fuerunt poetarum longe principem, sic fecisse? Absit ab illo dedecus hoc; absint interpretes talia ferentes!' Bona verba, quaeso. Hr. S. geht dann zurück auf die homerischen *ἀναθήματα δαιτός*, dergleichen 'cenae oblectamenta' später *ἀκροάματα* und *ἀκούσματα* heiszen. Bei dem unseligen Mahle aber 'pro cantu hilari et delectabili dira vox Thyestae audita est, cum iustam domui perniciem imprecaretur, *ἄκουσμα δείπνου συνδίκως τιθεὶς ἀράν*, *pro acroamate convivii diras devotiones* *συνδίκως* *inclamavit*', indem *συνδίκως* abweichend von Hermann, welcher es mit *οὕτως ὀλέσθαι* verband und *communi iustitia* erklärte, *πρεπόντως* bedeuten soll. Hrn. S.s Anathem darf nicht schrecken ihm zu widersprechen. Man sieht wol, die Zusammenstellung des Vergehens des Paris mit dem des Atreus hat Hrn. S. gegen die Ausleger der Stelle aufgebracht. Gewis hat Paris nicht so stark gefehlt: aber hat denn Aesch. verschuldet dasz man beider Schuld gerade hier gegeneinander aufwäge? An und für sich ist *λάκτισμα δείπνου* ein sehr starker Ausdruck, und gleichwie ein Römer von *conculcatio mensae hospitalis* reden könnte, so Aesch. vom *λάκτισμα δείπνου*. Der gottlose Atreus will Thyestes Heimkehr am Festtage der *κρεοδαίσια* feiern und schändet den Festschmaus durch seine blutige That. Eben diese Schändung des heiligen Gastrechts überantwortet Thyestes dem Fluche oder Fluchgeiste, auf dasz schmählich untergehe der gesamte Stamm des Pleisthenes. Doch so unzweifelhaft richtig *λάκτισμα* und, ehrlich gestanden, so ungehörig und unverständlich *ἄκουσμα* zu sein scheint, ganz ohne Fehler dürfte die Stelle nicht sein, wie auch eine von den Interpreten übersehene Anführung eines Grammatikers dahin weist. Ich will hier nur erinnern, dasz *ἀρᾷ τιθέναι τι* niemand für ungriechisch erklären kann, welcher sich entsinnt dasz Aesch. selbst *πάντα θεῖναι θεοῖς* nach Archilochos Vorgange gesagt hat. Hinter *ἀρᾷ* müste

dann ein Komma stehen, so dasz οὕτως ὀλέσθαι von ἐπεύχεται ἄφερτον μόρον abhienge. Ferner ist συνδίκως wol auch hier nichts anderes als *communiter*, *una cum*, wie bei Pindar σύνδικον Ἀπόλλωνος καὶ Μοισᾶν κτέανον *utrisque commune.* So auch W. Dindorf Steph. Thes. s. v., welcher an πανδίκως statt πάντως erinnert. Hierfür spricht sowol die übliche Formel bei Verfluchungen als auch speciell hier das voraufgeschickte Πελοπίδαις und das erläuternd beigefügte πᾶν τὸ Πλεισθένους γένος. — Vs. 1573 f. τρίτον γάρ ὄντα μ' ἐπὶ δέκ' ἀθλίῳ πατρὶ | συνεξελαύνει τυτθὸν ὄντ' ἐν σπαργάνοις. Mit G. C. W. Schneider empfiehlt Hr. S. τρίτον γάρ ὄντα μ' ἔτι δυσαθλίῳ πατρὶ . . ., *duobus pueris mactatis Aeg. tertius adhuc superstes erat.* Ich halte mich lieber an Emperius, welcher zuerst die dreizehn Kinder des Thyestes auf ein civiles Masz gesetzt hat, ἐπὶ δύ' ἀθλίοιν . . . Denn nur dann kann ich die Bezeichnung τρίτον reimen, wenn daneben die δύο, welche vorher geschlachtet, ausdrücklich erwähnt werden. Hermann freilich meint, man vermisse so ein Pronomen, etwa ἐπὶ δυοῖν τοῖνδ' ἀθλίοιν. Allein die Erwähnung der παιδεῖα κρέα und der Zusammenhang der ganzen Erzählung lieszen doch nicht zweifeln dasz δύ' ἀθλίω die beiden geschlachteten Brüder des Thyestes bezeichnete. Hermanns Conjectur ἐπίδεχ' ist äuszerst unglücklich. Die Vulg. scheint übrigens aus unzeitiger Reminiscenz von Prom. 775 entstanden: τρίτος γε γένναν πρὸς δέκ' ἄλλαισιν γοναῖς.

Soweit reichen Hrn. S.s Bemerkungen über die zweite Hälfte des Drama: mit S. 18 folgen die Besprechungen der zum Theil äuszerst schwierigen Stellen, welche in den ersten Theil des Agam. fallen. Es wird verstattet sein bei manchen dieser Stellen, welche sich ohne grosze Umständlichkeit und ohne Erörterung controverser Punkte von weitreichender Bedeutung nicht wol erschöpfend behandeln lassen, einfach Hrn. S.s Versuche zu referieren und kurz zu sagen, ob dieselben annehmbar scheinen oder nicht, dann aber warum nicht. Vs. 97 f.: τούτων λέξασ' ὅ τι καὶ δυνατὸν | καὶ θέμις αἰνεῖν verlangt Hr. S. Θέμις αἰνεῖ, *quod Fas te dicere, vel iubet vel approbat sive sinit.* Denn αἰνεῖν heisze nicht schlechthin *dicere* oder *iudicare*, 'sed semper habet aliquam iudicii ac voluntatis adsignificationem', wie αἶνος, vgl. Döderlein hom. Gloss. II 352 f. Und doch musz ich bekennen dasz Flor. und Farn. mit ihrer Glosse εἰπεῖν das getroffen zu haben scheinen, was sowol die Einfachheit des Aesch. als das voraufgehende Synonymum λέξασα heischt. Hermann erklärt ganz richtig *praedicare*, wie Cho. 187. Der ehrerbietige Chor bittet seine Herrin mitzutheilen was sie könne und was, da die res sacra dabei in Frage kommt, gestattet sei, laut vor allen Geronten zu verkünden und als frohe Botschaft zu rühmen. Hingegen würde nach meinem Gefühl hier ὅ τι Θέμις αἰνεῖ eine gekünstelte Wendung sein, die sich durch ähnliches kaum wird rechtfertigen lassen. — In der neuerdings von so vielen besprochenen Stelle Vs. 105 ff. liest Hr. S. nach Prüfung der Ansichten einiger gelehrten — übergangen ist auszer andern Bamberger Philol. VII 147 f. — so: πειθὼ μολπὰν ἀλκᾷ σύμφυτον

ᾄδειν, *adhuc enim divinitus fiducia inspirat mihi cantum fortitudini congruum* (h. e. qualem fortes canunt) *canendum*, d. h. μολπὰν ἄλκιμον. Allein so gewis die Worte das bedeuten können, hier spricht der Zusammenhang entschieden dagegen. Der Chor, welcher eben seine oft in ihm aufsteigenden Sorgen über die lange Abwesenheit des Heeres und dessen Erlebnisse geäuszert hat, erhebt sich mit κύριός εἰμι θροεῖν ὅδιον κράτος αἴσιον ἀνδρῶν über diese innern Aengste und spricht sich ermannend aus, noch halte er am endlichen gelingen des Zuges fest. Der Satz ἔτι γὰρ . . . motiviert sein Vertrauen auf ὅδιον κράτος αἴσιον dadurch, dasz die Götter durch ihr vom Kalchas gedeutetes Zeichen nach Ablauf einer Frist (von zehn Jahren) Sieg verheiszen haben. Diese ist noch nicht um und daher athmet götterseits ihm die (nach deren Willen) mit dem Rachezug verwachsene Zeit noch Vertrauen ein (das ὅδιον κράτος αἴσιον) zu singen. Hr. S. dagegen schiebt einen ganz unpassenden persönlichen Gedanken an die kraftvolle Stimme der alten Herren unter. Ueberhaupt dergleichen Conjecturen wie ᾄδειν statt αἰών können auf Beistimmung eines zweiten auszer dem πατὴρ τοῦ λόγου nun und nimmermehr rechnen. — Vs. 115 will Hr. S. nach Priens Vorschlag lesen λαγίνας ἐρικύμονα φέρματα γέννας, welche Lesart allerdings durch das nachfolgende βλαβέντα sich empfiehlt, da man nicht eben überzeugend κατὰ τὸ νοούμενον gewöhnlich τὸν λαγωόν denkt. Beachtet man aber die gewöhnliche Bedeutung von φέρμα, so wird man doch auf eine den Worten entsprechendere Lesart geführt. — Vs. 156 ff.: οὐδ' ὅστις πάροιθεν ἦν μέγας | παμμάχῳ θράσει βρύων | οὐδὲ λέξεται πρὶν ὤν. Hr. S. τις ὤν, *is qui ante Iovem magnus fuit, ne dicetur quidem aliquis esse*, h. e. *plane nullo in numero habebitur, nedum sit aliquis.* Abgerechnet die ohne weiteres vorgenommene Aenderung des überlieferten πρίν in τις scheint mir das Futurum in dieser Verbindung nicht angemessen. Vielmehr müste das Praesens stehen oder aber γενόμενος: 'künftig wird man nicht einmal mehr sagen dasz er einst gewesen ist.' Auch sehe ich nicht was gegen die Vulgata einzuwenden ist, vorausgesetzt dasz man sie richtig erklärt. Nach ὅστις πάροιθεν ἦν μέγας folgt nochmals, gleichsam eine Wiederholung der Protasis, πρὶν ὤν, d. h. ἀπογενόμενος, d. h. 'wer vor Zeus mächtig war, wird als vordem gewesen, jetzt abgethan, nicht einmal mehr gezählt werden.' — Vs. 166 f.: στάζει δ' ἔν θ' ὕπνῳ πρὸ καρδίας | μνησιπήμων πόνος καὶ παρ' ἄκοντας ἦλθε σωφρονεῖν. Hier dringt Hr. S. auf Annahme der Conjectur von Emperius ἀνθ' ὕπνου, wie auch andere gethan, und erklärt: *improbis non somnus instillatur in praecordia, sed pro somno cura et sollicitudo.* Treffend werde στάζειν vom Schlafe gesagt, welchen die Dichter mit Thau, der den erschlafften Körper netzt und erquickt, zu vergleichen pflegen. Hiernach würde Aesch. sagen: die Frevler werden von Gewissensbissen gequält, statt sanft zu schlafen. Allein nicht hievon, sondern davon ist die Rede, dasz die Götter den Frevler, der einmal ἔπαθε μαθησόμενος, zwingen sich zu bessern und vor neuen Fehl-

tritten zu hüten. Einmal selbst im Schlafe scheucht ihn der *μνησιπήμων πόνος* von neuem Frevel zurück, indem selbst im unbewusten Zustande die erfahrene Züchtigung ihm vor die Seele tritt, und sodann *σωφρονεῖν* lernt er selbst widerstrebend, da die Götter ihn zwingen sich zu bessern. Folglich ist entweder mit Hermann *σωφρονεῖν* als Object von *στάζει* zu denken, oder aber *στάζει* ist intransitiv zu fassen: 'es tropft unvermerkt die leideingedenke Qual ins Herz und läszt selbst im Schlafe nicht ruhen.' — Nicht besser ergeht es mir mit der vorgeschlagenen Correctur der unmittelbar folgenden Worte: *δαιμόνων δέ που χάρις βίαιος | σέλμα σεμνὸν ἡμένων*. So Hr. S., in der Antistrophe aber *παλιρροίοις* statt *παλιρρόθοις*. 'Aptissime' sagt er '*χάρις βίαιος* dicitur hoc genus beneficii divini, cum homines malis admoniti ad sanam mentem revocantur, ut *ἄκοντες σωφρονεῖν* discant.' Allein dann wäre *βία χαρίεσσα* am Platze, wie Suppl. 1038 *εὐμενὴς βία*. Nur dann, wenn vorher von einer *χάρις* der Götter die Rede gewesen, könnte diese eine *χάρις βίαιος* heiszen, so aber nicht. Dazu kommt dasz bei Hrn. S.s Conjectur *σέλμα σεμνὸν ἡμένων* ein überflüssiger Schmuck wäre, wohingegen durch *βίαια* oder *βιαίως* gerade das Oxymoron entsteht, welches die Spitze des Gedankens bildet. — Vollkommen einverstanden bin ich dagegen in der Beurtheilung von Vs. 199 ff., wo Hr. S. auch auf Bambergers Emendation *περιόργῳ σφ' ἐπιθυμεῖν* gekommen ist. Mit 199 *πῶς λιπόναυς γένωμαι* entscheidet sich Agam. bereits für die Opferung, und der mit *γάρ* angeschlossene Satz kann nur diese Entscheidung bestätigen: Agam. gibt dem drängen der Argeier nach. Wer, wie Martin und O. Müller, Agam. das Opfer hier noch von der Hand weisen läszt, kann *γάρ* nicht erklären. Die in der That unerklärlichen Schluszworte *εὖ γὰρ εἴη* verwandelt Hr. S. in *εἰ δ' ἄρ', εἶεν: quodsi ita est, age — esto — fiat!* oder auch *εἰ τἄρ* (—?), *εἴη: quandoquidem fas est sacrificium ab exercitu flagitari, ergo optandum est certe, ut bene eveniat.* Ich würde dem ersten Vorschlage den Vorzug geben schon des Metrums halber, nur behalte ich *εἴη*: 'ist es folglich einmal recht, so sei es!' — Vs. 240 findet Hr. S. *ἄγχιστον Ἀπίας γαίας μονόφρουρον ἕρκος* unbegreiflich. Er schreibt *εὔπιστον*, indem er nicht mit Hermann die Klyt. versteht, sondern die Greise des Chors: 'utpote absente rege soli ad tuendam terram una cum regina relicti.' Ja 'una cum regina', also nicht *μονόφρουροι*. Und wenn auch die obige Klage dasz sie, ein *ὄναρ ἡμερόφαντον*, der Ehre des Kriegszuges untheilhaftig geworden, nur die Untauglichkeit zu einem beschwerlichen Kriegsdienste bezeichnen soll, so wäre doch hier am Ende ihres langen Liedes gerade angesichts der Herscherin eine derartige Ruhmredigkeit am übelsten angebracht. Um so übler, da der Chorführer gleich voller Ehrerbietung bemerkt, er folge gehorsam dem Gebot der Königin und finde sich vor dem Palast ein. Deuteten wir hingegen die Worte mit Hrn. S. auf den Chor, so würde ganz gegen die Sitte der Tragoedie jede Andeutung fehlen, dasz Klyt., welche gleich angeredet wird, auftritt. Ich behalte auch die Lesart der Bü-

cher und glaube dasz es in der Absicht des Dichters lag, an beide Bedeutungen des Wortes, die der räumlichen Nähe und der nahen Verwandtschaft, zu erinnern. Wenn Hr. S. gegen Hermann einwirft: 'an vero plus bellici roboris in muliere quam in senibus fuisse dicemus?' — so trifft der Einwurf nicht, da Hermann gar nicht an 'bellicum robur' gedacht hat. Da Klyt. die Stelle des ἕρκος Ἀργείων jetzt allein vertritt, heiszt sie, die ἀνδρόβουλος γυνή, ganz richtig γαίας μονόφρουρον ἕρκος. Sollte endlich jemand sich daran stoszen, dasz der Chor ausspricht, sein Wunsch stimme mit dem der Klyt. überein, so wird ein tieferes eindringen in die Absichten des Dichters ihn belehren, worauf diese Aeuszerung berechnet ist von dem 'qui nil molitur inepte.' — Vs. 271 f. billigt auch Hr. S. Bambergers vorzügliche Emendation παρηγγάρευσε, ohne indes die sonstigen Schwierigkeiten der ganzen Stelle zu erörtern. Das Vs. 289 vorgeschlagene μὴ χρονίζεσθαι mit Vergleichung von Sept. 54 war von Martin längst vorweggenommen.

Hierauf wendet sich Hr. S. zu dem schwierigen Stasimon, wo zuerst Vs. 358 ff. abweichend von Hermann behandelt werden: πέφανται δ' ἐκγόνοις | ἀτολμήτως Ἄρη | πνεόντων μεῖζον' ἢ δικαίως κτἑ. Hermann erklärt: *apparuit divina male factorum animadversio natis intolerabiliter maiorem quam fas erat Martem spirantium.* Dies verwirft Hr. S., weil ja die Strafe vielmehr die Frevler selbst getroffen habe: auch könne Ἄρη πνεῖν nicht wol von Paris und den Troern gesagt werden, da diese sich vergangen in Folge der libido des Paris, 'horum nimia securitate quam diuturna felicitas opumque affluentia pepererat.' Darum sei mit Emperius ἀρά zu schreiben, *apparuit pernicies*, wie Suppl. 76; dann aber nicht mit Bamberger ἔκγονος, sondern: πέφανται δ' ἐγγὺς οὖσ' ἀτολμήτων ἀρά. Hiegegen wäre zunächst zu erinnern, dasz ἀρῆς ῥῦμα in Suppl. l. c. durch das homerische ἀρῆς ἀλκτῆρα gerechtfertigt ist, während ἀρά nur Verwünschung bedeuten könnte, vgl. Hermann in Z. f. d. AW. 1835 S. 1033. Richtig aufgefaszt ist Hermanns Lesart der Stelle ohne Tadel, da weder die Erwähnung der ἔκγονοι ohne Grund noch das Ἄρη πνεῖν der Troer aus der Luft gegriffen ist. Hrn. S.s Conjectur scheint mir schon des ἐγγὺς οὖσα halber so matt, dasz Aesch. unmöglich so geschrieben haben kann. Freilich noch weniger so wie Enger S. 369 glauben mochte, πέφανται δ' ἐκτίνουσα τόλμα τῶν Ἄρη πνεόντων! — Hiernächst geht Hr. S. zu 394 ff. und der Antistrophe 410 ff. über. Von letztern Versen anfangend verwirft er die Versuche der Vorgänger und schreibt selbst so: τὸ πᾶν δ' ἐφ' Ἑλλάδ' αἶαν | συνορμένα πένθεια τλησικάρδιος | δόμων ἑκάστου πρέπει, *omnino autem per Graecam terram coortus luctus corda mordens* [?] *unius cuiusque domus conspicuus est.* Einer so eigenmächtigen Umgestaltung des überlieferten ἀφ' Ἑλλάδος αἴας συνορμένοις würde ich in allen Fällen widersprechen: hier aber ist gar kein Anlasz dazu vorhanden, wie ich Philol. IX 137 ff. gezeigt zu haben glaube. Ebenso wenig glücklich ist Enger S. 370 gewesen, wenn er corrigiert ἐφ' Ἑλλα-

νίδος γᾶς συνορμένας κ. τλ. δόμῳ 'ν ἑκάστου πρέπει. Dasz *συνορμένοις* sich sehr wol mit *δόμων* vertrage ist Philol. a. O. dargethan. Hierauf bringt Hr. S. die von Hermann vorzüglich restaurierten Worte der Strophe mit seiner Fassung der Antistrophe so in Uebereinstimmung: *πάρεστι σῖγ' ἀτίμως | ἄλα δόμους αἴσχιστ' ἀφειμένους ἰδεῖν.* Ich musz auf das entschiedenste dagegen sein, da Hr. S. den alten Irthum theilt, als sei von Menelaos Hause und dessen Liebespein die Rede. Dieser Irthum, hoffe ich, ist Philol. a. O. widerlegt: wenn Enger S. 370, der übrigens in Hermanns Lesart, ich sehe nicht warum, nur *ἄλγιστ'* für *αἴσχιστ'* wünscht, zugibt, der Anfang der Strophe scheine allerdings für die zuerst von Welcker aufgestellte Ansicht zu sprechen, allein die Worte *πόθῳ δ' ὑπερποντίας κτέ.* können nur vom Menelaos verstanden werden, so wage ich zu hoffen dasz er durch die a. O. gegebene Ausführung diese Ansicht aufgeben werde. — Auch 402 ff. will Hr. S. überaus kühn so umformen: *μάταν γὰρ εὔχετ' ἐσθλά τις δοκῶν ὁρᾶν, | παραλλαγᾷ δὲ διὰ χερῶν . .* statt *εὖτ' ἂν* und *παραλλάξασα.* Ich kann hierzu so wenig einstimmen — vgl. Philol. IX 137 — wie zu der kürzlich von J. W. Donaldson vorgetragenen Mutmaszung *ὀρέξηταί σφε, διὰ χερῶν . .* vgl. das cambridger Journal of class. and sacred philology 1854, 2 p. 222. — Endlich sagt Hr. S. über Vs. 449 (*βάλλεται γὰρ ὅσσοις Διόθεν κεραυνός*) einfach: 'scribendum est *ὀξύς.*' Ich zweifle sehr und darf wol daneben meinen Vorschlag a. O. 143 f. gefälliger Erwägung empfehlen. — Vs. 454 bestreitet Herr S. Hermanns Aenderung: *εἰ δ' ἐτήτυμος | τίς οἶδεν; εἴ τι θεῖόν ἐστι μὴ ψύθος.* Gewis mit Recht, da ein *nisi forte . .* nur statthaft wäre, wenn der Chor im vorhergehenden Vertrauen, nicht Zweifel ausspräche. Aber was Hr. S. an die Stelle setzen möchte: *οὐδ' ἐτητύμως τις οἶδεν, ἤ τι θεῖόν ἐστιν ἢ ψύθος* geht auf keine Weise an. Denn da der Chor offenbar auf Klytaemnestras Wort 258 *μὴ δολώσαντος θεοῦ* ironisch zurückblickt, so darf *θεῖον* von *ψύθος* durchaus nicht losgerissen werden. Auch wüste ich nicht zu sagen, wie man *τι θεῖον* von *ψύθος* unterschieden denken sollte. Meinen Vorschlag *εἴτε* zu schreiben, den Hermann abwies, billigt Enger S. 372. Doch kann man auch noch anderes vermuten.

Vs. 615 findet Hr. S. die Hermannsche Erklärung der Worte *χωρὶς ἡ τιμὴ θεῶν* gekünstelt und unannehmbar. Er verändert *θεοῖς* und möchte daneben lieber *αἱ τιμαί*, *diis sui cuique separatim honores habendi*, d. h. 'alio tempore iis qui propitii sunt laeto animo grates agendae, alio tempore illis qui mala immittunt planctus et lamenta debentur.' Aber warum nicht bei dem Gen. bleiben und verstehen: 'die den Göttern schuldige Ehrung ist abgesondert' (von der *κακάγγελος γλῶσσα*)? Der Herold sträubt sich die Unglücksfälle des Heeres zu berichten, da er für die glückliche Heimkehr den Göttern danken müsse, und begründet sein *οὐ πρέπει* durch *χωρὶς (γὰρ) ἡ τιμὴ θεῶν.* Dieses ist gesagt wie *στεναγμὸς Ἅιδου, νερτέρων μειλίγματα* u. dgl. — Vs. 616 fährt der Herold fort: *ὅταν δ' ἀπευκτὰ*

πήματ' ἄγγελος πόλει | στυγνῷ προσώπῳ πτωσίμου στρατοῦ φέρῃ, | πόλει μὲν ἕλκος ἓν τὸ δήμιον τυχεῖν, | πολλοὺς δὲ πολλῶν ἐξαγισθέντας δόμων | ἄνδρας διπλῇ μάστιγι, τὴν Ἄρης φιλεῖ | δίλογχον ἄτην, φοινίαν ξυνωρίδα· | τοιῶνδε μέντοι πημάτων σεσαγμένον | πρέπει λέγειν παιᾶνα τόνδ' Ἐρινύων. Zunächst billigt Hr. S. Blomfields τυχόν. Dies scheint mir entbehrlich, da πήματα φέρει éinmal sehr wol als Object den Infinitiv, dann das Nomen im Accusativ erträgt. 'Er bringt schlimme Nachricht, éinmal der ganzen Gemeinde sei eine Gesamtwunde geschlagen, dann (φέρει) meldet er viele aus vielen Familien ἐξαγισθέντας.' Für letzteres 'confidenter reponendum esse aio ἐξανυσθέντας' sagt Hr. S. Daran zweifle ich gar sehr, zumal die Lesart der Bücher echt aeschyleisches Ansehen hat. Wie ἐξαγισθέντας zu verstehen sei hat Lobeck Acta soc. Gr. II 301 angedeutet, vgl. Philol. VI 610. Endlich τόνδ' Ἐρινύων darf gewis nicht mit Hrn. S. in τῶν Ἐρ. verändert werden. Denn jenes besagt ein Klaglied der Art, wie ich eben in diesen allgemeinen Umrissen andeutete. Ohne es zu wollen trifft der Herold nach der Auffassung des Chors auch hier das wahre, da dem Chor das unheilvolle weit zu überwiegen scheint. — Vs. 684 ff.: μεταμανθάνουσα δ' ὕμνον | Πριάμου πόλις γεραιὰ | πολύθρηνον μέγα που στένει κικλήσκου | σα Πάριν τὸν αἰνόλεκτρον, | παμπορθῆ πολύθρηνον αἰ | ῶνα φίλον πολιτᾶν | μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα. So hat Hermann die sehr schwer zu restaurierende Stelle gegeben. Hr. S. verlangt für ἀνατλᾶσα zunächst den mit πάμπροσθ' ἦ, wie er schreiben will, zu verbindenden Infinitiv ἀνακλαῦσαι, wodurch er den Gedanken gewinnt: 'Troianam civitatem, ubi lamentetur civium suorum sanguinem misere effusum, ante omnia Paridis facinus accusare tot malorum auctoris, h. e. omnium lamentorum exordium facere a Paridis accusatione.' Sodann betrachtet Hr. S. es für ausgemacht, dasz Aesch. nicht αἰῶνα, sondern αἶνον geschrieben habe, in dem nemlichen Sinne wie das Wort 1513 steht. Und endlich soll der Vers vervollständigt werden, indem statt ἀμφὶ πολίταν der Hss. geschrieben wird αἶνον φθιμένων πολιτᾶν. Danach lautete das ganze: πάμπροσθ' ἦ πολύθρηνον αἶνον φθιμένων πολιτᾶν | μέλεον αἷμ' ἀνακλαῦσαι, 'sententia perspicua et aptissima' behauptet Hr. S. Auch hier bin ich ungläubig. Mir kommt, abgesehen von der nichts weniger als gefälligen Structur und der Freiheit der Correcturen, doch der Gedanke sonderbar vor, dasz Troja den Anfang aller Klagen um den Verlust der seinen von Paris aus anhebe, während ich vielmehr erwarte, es fluche ihm als dem Urheber alles Unheils, nachdem es so viele der seinen verloren. Die Verbesserung der Worte wird immer zweifelhaft bleiben: für mich hat Emperius Vorschlag πάμπροσθ', ἦ πολύθρηνον αἰῶνα διαὶ πολιτῶν μ. α. ἀνατλᾶσα die meiste Wahrscheinlichkeit. Hiervon weicht Enger S. 375 nur darin ab, dasz er statt des vom Schol. nicht, scheint es, vorgefundenen ἀμφὶ vorschlägt δι' ὧν, welches nach αἰῶνα leicht ausfallen konnte. Dann haben wir wenigstens den erforderlichen Gedanken: 'rufend den Paris allzumal, sie, die ja fürwahr eine seufzerreiche Zeit durch das

unselig vergossene Blut der Bürger auszustehen gehabt hat.' — Vs. 697 ff. heiszt es von dem jungen Löwen: *πολέα δ' ἔσχ' ἐν ἀγκάλαις | νεοτρόφου τέκνου δίκαν, | φαιδρωπὸς ποτὶ χεῖρα σαί | νων τε γαστρὸς ἀνάγκαις.* Hr. S. will statt des Nom. den Acc. *φαιδρωπὸν π. χ. σαίνοντα κτέ.*, um der Aenderung von *ἔσχε* in *ἔσκε* überhoben zu sein oder um es nicht mit Hermann in neutraler Bedeutung fassen zu müssen. Ich sehe nicht ein warum nicht letzteres genüge, zumal *ἔσχε*, *haesit*, weit mehr sagt als *ἔσκε*, was andere gesetzt haben. Zur Empfehlung des Acc. wird erinnert, die handschriftliche Anfügung durch *τε* tauge nicht, da beides sachlich eng zusammen gehöre, *ποτὶ χεῖρα σαίνει φαιδρωπός.* Allein ein Dichter thut doch gewis besser, die einzige Handlung malerischer zu zerlegen und dadurch zu amplificieren: der junge Löwe ist schmeichlerisch gegen die Hand seines Wolthäters und wedelt dazu mit dem Schwanze. —' Die aufs stärkste corrumpierte 4e Strophe des herlichen Chorgesanges 733 ff. hat Hr. S. mit mehr Probabilität als die frühern zu restaurieren sich angelegen sein lassen. Er geht von Hermanns Text aus, welcher so lautet: *φιλεῖ δὲ τίκτειν ὕβρις | μὲν παλαιὰ νεά | ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν ὕβριν | τότ' ἢ τότ', ἔστ' ἂν ἐπὶ τὸ κύριον μόλῃ | νέᾳ ῥαφᾷ, | δαίμονά τε τὰν ἄμαχον, ἀπόλεμον, ἀνίερον, | θράσος μελαίνας μελάθροισιν Ἄτας, | εἰδομέναν τοκεῦσιν. | (Ἀντ. δ'.) Δίκα δὲ λάμπει μὲν ἐν | δυσκάπνοις δώμασιν, | τὸν δ' ἐναίσιμον τίει βίον. | τὰ χρυσόπαστα δ' ἔδεθλα σὺν πίνῳ χερῶν | παλιντρόποις | ὄμμασι λιποῦσ' ὅσια προσέμολε, δύναμιν οὐ | σέβουσα πλούτου παράσημον αἴνῳ· | πᾶν δ' ἔπι τέρμα νωμᾷ.* Vs. 736 f. geben die Quellen *τότ' ἢ τόθ' ὅταν τὸ κύριον μόλῃ νεαρὰ φάους κότον* gegen Sinn und Vers. Was Hermann jetzt dafür gesetzt hat, bestreitet Hr. S., da *ἐπὶ τὸ κύριον μολεῖν* von der insolentia gesagt sich nicht verstehen lasse. Auch sei nicht glaublich dasz der Dichter gesagt habe, die *ὕβρις* erzeuge neue *ὕβρις serius ocius* (*τότ' ἢ τότε*), da die insolentia stets insolenter agat. Sondern, früher oder später ereile Verderben die insolentes, sobald der Schicksalstermin herankomme. Daher will Hr. S. lesen: *τότε δ' ἢ τότ', ἣν τὸ κύριον μόλῃ τέλος*, indem er drei Correcturen in éinem Verse vornimmt. Ich begreife dagegen Hermanns freilich keineswegs unbezweifelte Emendation sehr wol. Gern, sagt der Chor, erzeugt alter Frevel bei schlechten Menschen neu aufkeimenden Frevel, bis er zu dem bestimmten Zeitpunkte gelangt, wo ihn die Strafe trifft. So hat Paris zu der *πρώταρχος ἄτη* neuen Frevel durch hartnäckiges bestehen des den seinigen unheilvollen Krieges und durch die Verweigerung der Herausgabe der Helena gefügt, bis er gestürzt wurde durch die der *ὕβρις* gleichkommende *ἄτη*, vgl. 396 ff. Mag also Paris fortwährend *ὑβριστικός* gewesen sein, immer musz er doch Gelegenheit finden seine *ὕβρις* zu äuszern. Und die *νεάζουσα ὕβρις* bleibt ja auch, wenn wir mit Hrn. S. im übrigen ändern. Hr. S. schreibt ferner, indem er Hermanns *νέᾳ ῥαφᾷ* mit vollem Recht ablehnt, für *νεαρὰ φάους κότον* vielmehr *νέατον φάους σκότον* und läszt den Acc. von *φιλεῖ τίκτειν* abhangen. Das verstehe ich nicht.

Freilich bin ich ganz einverstanden, wenn Hr. S. mit alten Kritikern in der Corruptel die Zusammenstellung von Licht und Düster sucht (vgl. 441 ff.), da nicht die geringste Probabilität dafür spricht, dasz Hermann mit Grund in *κότον* die Glosse zu *δαίμονα τὸν ἄμαχον* erkannt habe. Vielmehr, bleiben wir bei seiner Herstellung des vorigen Verses, so vermissen wir zu *τὸ κύριον* (*ἡ κυρία ἡμέρα*) eine Andeutung, dasz der entscheidende Tag der Züchtigung gemeint sei, welcher *μέλαιναν μελάθροισιν ἄταν* bringt. Ich betrachte *νεαρά*, worauf Hermanns *νέᾳ ῥαφᾷ* fuszt, als Glosse von *ὅταν τὸ κύριον μόλῃ*, nemlich *ἡ νεάζουσα ὕβρις*. So bleibt *φάους σκότον*, worin zu liegen scheint *φαεσκότον* (vgl. *φαεσφόρος*), 'bis der rechte Tag heranschreitet helldüster', mit leuchtendem Düster, d. h. wo *πρέπει φῶς αἰνολαμπές*, *σίνος*, wie es 372 heiszt. Damit man nicht *ΦΑΟCΚΟΤΟΝ*, wie in den alten Texten stand, *φαοσκότον* deute, sei erinnert dasz *φαόμορφος*, *φαόβιος* spätere Misbildungen sind, welche der Sprache des Aesch. fern liegen. — Das folgende soll nach Hrn. S. so umgewandelt werden: *δαίμονά τιν' ἄμαχον ἀπόλεμόν τ'*, | *ἀνίερον θράσος μελαίνας μελάθροισιν ἄτας*, | *εἰδομέναν τοκεῦσιν*. Im ersten Vers haben die Hss. *δαίμονά τε τὸν* und lassen *τ'* weg, welches zuzusetzen Hrn. S. seine Einrichtung der Antistrophe veranlaszte. Die erste Aenderung soll dadurch motiviert werden, dasz ohne Frage die drei Synonyma *σκότος*, *δαίμων*, *θράσος Ἄτας* denselben Begriff bezeichnen: 'nam ipsa illa mentis occaecatio daemonis instar homines in perniciem abripit, ipsa nihil aliud est quam Ates temeritas.' Für uns fällt *σκότος* weg: die neue *ὕβρις* erzeugt die ihr stets folgende *ἄτη*, welche ein *δαίμων ἀπ. κτέ.* ist, weil niemand sich ihr zur Wehr setzen kann, wie die Troer sich lange Zeit gegen ihre Angreifer vertheidigten, die göttliche Strafe aber, als die Zeit gekommen, nicht abhalten konnten. — Hiernach wird man die Antistrophe nicht mit Hrn. S. so umgestalten dürfen: *τὰ δὲ χρυσόπαστ' ἔδεθλα σὺν πίνῳ χερῶν* | *παλιντρόποις λιποῦσ'* | *ὄμμασιν ὁσιότροπα προσέβα*, | *δύναμιν οὐ σέβουσα πλούτου παράσημον αἴνῳ*. Hier ist *τὰ δὲ χρ.* umgestellt statt *τὰ χρ. δ'* um der in der Strophe gemachten Aenderung *τότε δ' ἢ τότ'* willen. Wenn Hr. S. für die Umstellung sich darauf beruft, dasz *δ'* im Farn. fehle, so ist das eine schlechte Gewähr, da Triklinios jenen Codex geschrieben hat. Dann hat Hr. S. wieder die Stellung der Worte verändert, da die Hss. *παλ. ὄμμασι λιποῦσ'* haben, und trotzdem will der strophische Vers sich nicht fügen, wenn man nicht mit Hrn. S. glauben will, Aesch. habe *νέατον* (oder *νεαρόν*) per synizesin iambisch messen wollen. Endlich muste Hr. S. für *ὅσια προσέβα*, wofür Hermann evident richtig *προσέμολε* gab, ein neues Wort setzen, *ὁσιότροπα*, das uns nicht eben am Orte scheinen will. — Vs. 769 wird mit Recht Hermanns Erklärung von *θάρσος ἑκούσιον ἀνδράσι θνήσκουσι κομίζων* verworfen: Hr. S. ist fest überzeugt dasz Aesch. geschrieben habe *θράσος ἀκούσιον ἀνδράσιν ἀποκνοῦσι κομίζων*, 'ut significetur cives etiam invitos a rege coactos esse ad expeditionem.' Dieser Voraussetzung

aber widerstreitet die ganze Tragoedie, in welcher nirgend ein Wort fällt, dasz nicht die Krieger gern gefolgt seien und nicht die Ansicht der Greise in der Parodos getheilt hätten, dasz es eine Ehre sei den Rachekrieg mitzumachen. Des Baues des Verses können wir geschweigen: seltsam aber ist der Versuch die Entstehung der vermeinten Corruptel zu erklären, wie Hr. S. gern überall darauf Acht hat seine Vorschläge palaeographisch plausibel zu machen. Hier bemerkt er: 'ex *ἀποκνοῦσι* cum *ἀποθανοῦσι* factum esset, hoc correctores propter metrum ferri non posse intelligentes in *θνήσκουσι* mutarunt.' Es begegnet nur gar zu oft dasz Philologen, welche Handschriften zu vergleichen keine Gelegenheit gehabt haben, Annahmen machen, welche den in der Palaeographie wirklich erfahrenen wunderbar vorkommen. Lachmann hat zum Lucretius ein wahres Wort darüber gesagt.

Vs. 851 soll Aesch. bei der Vulg. *εἴ τε δημόθρους ἀναρχία | βουλὴν καταρρίψειεν, ὥστε σύγγονον | βροτοῖσι, τὸν πεσόντα λακτίσαι πλέον*, nicht wol an eine Gerusia haben denken können, da er sonst sich wol deutlicher ausgedrückt haben würde. Darum vermutet Hr. S. *βουλὴν κακὴν ῥάψειεν.* Allein diese Wendung würde mich bei der *δημόθρους ἀναρχία* sehr befremden, da man davon einen stärkern Ausdruck erwartet. Auch wird *κακὴν βουλὴν ῥάπτειν* durch *κακὰ ῥάπτειν, φόνον, μόρον* u. dgl. nicht gerechtfertigt. Mir scheint diese wie andere Conjecturen übel angebracht, da ja der Gegensatz des *δῆμος* von selbst die richtige Deutung von der *βουλή* an die Hand gibt. Als wirkliche *βουλευταί* fungieren ja die alten des Chors unten beim Morde des Agam., und Aesch. überträgt auch sonst die politischen Zustände seiner Zeit in das heroische Alterthum.

Hierauf berührt Hr. S. einige Stellen aus der sehr dornichten Wechselrede der Klyt. mit Agam. 898 ff. Nachdem Klyt. gebeten hat, Ag. möge die eben geäuszerten Grundsätze nicht gegen ihre *γνώμη*, d. h. gegen ihren Wunsch dasz Ag. auf Purpurteppichen in den Palast schreite, gesagt sein wollen, erwiedert Ag.: *γνώμην μὲν ἴσθι μὴ διαφθεροῦντ' ἐμέ*, was Hr. S. nicht zulassen will, da *διαφθείρειν γνώμην* nicht von dem gesagt werden könne, welcher seine eigne *γνώμη* zum schlechten kehre, sondern von dem der eines andern Vorsatz verderbe. Aus Platon läszt sich das Gegentheil erweisen: hier aber gibt die Vulg. den einzig richtigen Sinn. Ag. sagt: 'deine Idee — nun die werde ich dir nicht verderben.' Aber, behält er in Gedanken, es handelt sich nicht um eine Idee, sondern um fest stehende Grundsätze, von denen abzuweichen nicht gestattet ist. Hineingelegt konnte aber auch der Sinn werden: meine *γνώμη* werde ich sicherlich nicht zu Schanden werden lassen, mag mein Schicksal sein welches es wolle. — Darauf fragt Klyt. 900 nach Hermanns Text: *ηὔξω θεοῖς δείσασαν ὧδ' ἔρδειν τάδε*; Es geht mir wie Hrn. S., dasz ich nicht errathen kann wie Hermann seine Lesart verstanden habe. Die Hss. *δείσας ἄν.* Hr. S. selbst behauptet, es müsse geschrieben werden: *εὖξαι θεοῖς δείσας· σὺ δ' ὧδ' ἔρδειν τάδε, precibus placa deos, si eos metuis; sed fac quod te iubeo.* Würde aber

wol irgend ein griechischer Tragiker einen solchen Vers gebaut haben? Und wie ist es glaublich dasz selbst die gottlose Klyt. so alle Scheu vor den Göttern mit Füszen treten sollte, dasz sie in éinem Athem sagte: 'thu wie ich dich heisze, hinterdrein kannst du beten, wenn dir vor den Göttern bange ist'? Wenn Hr. S. es lächerlich findet, ὧδ' ἔρδειν τάδε auf Agamemnons Weigerung zu beziehen, die Teppiche zu betreten, da er ja sonst vorher davon unterrichtet gewesen sein müste, Klyt. habe ihm solch eine Ehre zugedacht, so zwingt uns nichts speciell an die Purpurteppiche zu denken, sondern allgemein an das ablehnen zu hoher, den Neid der Götter erregender Auszeichnungen. Sondern, da Klyt. Agam. wol versteht und sich an 890 f. erinnert, fragt sie sehr charakteristisch für ihre innersten Gedanken, ob etwa Ag. den Göttern gelobt habe so zu handeln, und zwar aus Furcht vor jemandem. Aesch. schrieb daher wol: ηὔξω θεοῖς δείσας τιν' ὧδ' ἔρδειν τάδε; Oben 527 καὶ πῶς; ἀπόντων κριράνων ἔτρεις τινάς; Anders Enger S. 378, welcher der Vulg. einen richtigen Gedanken abzugewinnen sucht, indem er auf δείσας den Nachdruck legt, welches hier einen Gegensatz zu κρατήσας bilde: 'würdest du wünschen als besiegter so zu thun?' Das soll heiszen, wäre Agam. als besiegter zurückgekehrt, dann könnte er diese Ehrenbezeigung ablehnen, die ihm als Sieger gebühre. Allein nimmermehr kann, auch wenn der Gedanke zusagte, δείσας das bedeuten. Auf Sept. 171 durfte E. sich nicht berufen, wo κρατοῦσα und δείσασα allerdings sich gegenüberstehen, aber in dem Sinne: die Weiber, wenn sie obenauf sind, oder wenn sie in Angst schweben, ihre Stadt könne in Feindes Hand fallen. — Vs. 909 f.: Ag. ἦ οὐ καὶ σὺ νίκην τήνδε δήριος τίεις; Kl. πιθοῦ· κράτος μέντοι πάρες γ' ἑκὼν ἐμοί. Hr. S. behauptet, wer ἦ οὐ καὶ geschrieben statt der handschriftlichen Lesart ἦ καὶ, könne den Sinn nicht getroffen haben. Ag. frage: *num vere tu hanc victoriam contentione dignam aestimas?* Denn καὶ gehöre nicht zu dem enklitischen συ, sondern im Sinn von *vere* zu δήριος τίεις: der Gen. bei τίεις sei der sog. gen. pretii. Ich möchte sehr zweifeln, ob irgend ein Zuhörer im Theater die Worte so verstanden habe. Bamberger Philol. VII 157 vermutet ἦ κάρτα. Ich lese μὴ καὶ σὺ . . Ag. hatte der Klyt. verwiesen mit ihm weiter zu streiten. Hierauf entgegnet sie, den ὄλβιοι wenigstens, wie Ag., stehe es wol an sich besiegen zu lassen und den mindern nachzugeben. Hierauf Ag.: 'hältst nicht auch du solch einen Sieg im Hader hoch?' du die du doch auch ὀλβία bist, so dasz auch dir das νικᾶσθαι wol anstände, und doch legst du so hohen Werth auf das rechtbehalten. — Enger S. 378 irrt, wenn auch er, was der Stellung vor σύ wegen nicht angeht, καί auf den ganzen Satz bezieht und den Sinn so erklärt: 'ist dir denn auch dieser Sieg recht?' nemlich wenn in einem Streite dir der andere groszmütig den Sieg überläszt. — In der Antwort der Klyt. πιθοῦ· κράτος μέντοι πάρες γ' ἑκὼν ἐμοί soll ein Fehler stecken, da Aesch. sicher geschrieben habe τί δ' οὔ; *quidni?* nemlich *victoriam contentione dignam aestimem?* Fällt Hrn. S.s Aus-

legung des vorigen Verses, so fällt diese Erklärung zugleich. Enger S. 378 läszt Klyt. *πιϑοῦ* sagen, weil nach seiner Auffassung in Agamemnons Worten ein halbes Zugeständnis liege, und mit Rücksicht auf die Aeuszerung selbst, er solle ihr den Sieg freiwillig überlassen. Uebrigens sei der Vers, der in der jetzigen Form unrhythmisch und in dem *μέντοι* und *γε* ohne alle Bedeutung seien, so zu verbessern: *πιϑοῦ, κράτος μὲν σὸν παρεὶς ἑκὼν ἐμοί.* Unrhythmisch kann ein Vers aber nicht heiszen der seines gleichen bei Aesch. hat, und bedeutungslos finde ich die Partikeln nicht. Da Klyt. mit ihren Einwendungen kein Gehör findet, legt sie sich aufs bitten, so möge denn Ag. wenigstens doch aus gutem Willen ihr den Gefallen thun, wenn er auch in dem Wortstreite Recht behalten wolle.

Den Rest der Abhandlung nehmen die Bemerkungen zu dem dritten Stasimon ein. Vs. 950 ff. verbessert Hr. S., indem er *δέ τοι* von Hermann statt *δ' ἐπεὶ* annimmt: *χρόνος δέ τοι πρυμνησίων ξυνεμβολαῖς | ψαμμιᾶν ἀκάτων παρήβησεν, αἶσϑ' ὑπ' Ἴλιον | ὦρτο ναυβάτας στρατός.* Die 'stationes navium in litore' heiszen *ξυνεμβολαὶ πρυμν. ψαμμ. ἀκάτων*, 'quoniam subductae in litoris arenam naves eiectis retinaculis religantur.' Daher befolgt Hr. S. trotz Hermanns Einwendung die Conjectur Chr. G. Schneiders *ξυνεμβολαῖς*, indem er es versteht 'de retinaculis multarum navium simul in litus coniectis ibique alligatis' oder 'de multarum navium statione in litore.' Die Hss. geben *χρόνος δ' ἐπεὶ* (*ἐπὶ* Trikl.) *πρ. συνεμβόλοις ψαμμίας ἀκάτα* (*ἀκάτας* Trikl.) *παρήβησεν εὖϑ' ὑπ' Ἴλιον ..* Der Sinn läszt keinen Zweifel zu. Da die hauptsächlichsten Sorgen des Chors auf der Opferung der Iphigenia beruhen, so bemerkt er, die Zeit des Heereszuges gegen Troja sei längst vorüber und er sei Augenzeuge glücklicher Heimkehr, und doch weiche seine Angst nicht. Hieraus ergibt sich unseres bedünkens, dasz Hermann und Schömann *ξυνεμβολαὶ πρυμνησίων ψ. ἀκ.* irrig vom anknüpfen der Schiffe vermittelst der Taue am Ufer verstehen, während vielmehr vom losknüpfen der aufs sandige Ufer gezogenen die Rede ist. Denn in Aulis, wo Iphig. geopfert, weilen die Gedanken des Chors. Weil dort lange Windstille die Flotte fesselte, heiszen die Fahrzeuge *ψάμμιαι.* Was die Lesart anlangt, so kann man zwischen *δέ τοι* und *δ' ἐπὶ* schwanken: *ξυνεμβολαῖς* scheint Hr. S. richtig zu vertheidigen, da aus Pers. 391 nicht folgt dasz es immer so wie dort gebraucht werden muste. Dagegen *αἶσϑ'* für *εὖϑ'* zu setzen ist bare Willkür, auch müste es *αἷς* heiszen. Auch ist *ψαμμιᾶν ἀκάτων* eine sehr unwahrscheinliche Aenderung. Ein anderes Urtheil über diese Stelle findet sich in folgender Schrift:

2) *Observationes in locos quosdam Agamemnonis Aeschyleae. Scripsit Robertus Enger.* (Neunter Jahresbericht des k. kath. Gymnasiums zu Ostrowo.) Druck von Theodor Hoffmann in Ostrowo. 1854. XVI S. 4.

worin besonders dieses Stasimon besprochen wird und zwar mit

Rücksicht auf Schömanns Schrift. Hr. E. behält ἐπεὶ bei und erklärt: 'tempus est quo deductis navibus iam defloruit ex quo Troiam est profectus exercitus navalis.' Was soll aber hier *defloruisse exercitum navalem* bedeuten? Mit ἐπεί ist platterdings nicht zum Ziele zu kommen. Eingedenk des ἐννέα δὴ βεβάασι Διὸς μεγάλου ἐνιαυτοί und der wiederholt stark hervorgehobenen Befürchtungen des Chors vermutete ich früher: χρόνος δ' ἔβη πρ. ξυνεμβολαῖς ψαμμίας ἀκάτου, παρήβησέ τ' εὖθ' . . 'die Zeit ist dahin dem zusammenwerfen der Taue der Fahrzeuge und es ist längst entschwunden der Augenblick, wo . .' — Ueber Vs. 961 ff. spricht Hr. S. sich nicht aus, Hr. E. aber verlangt statt πρὸς ἐνδίκοις φρεσίν vielmehr ἐνθέοις. Aber recht wol läszt sich verstehen: 'mein inneres, von entscheidungsvollen Wirbeln des Herzens gegen die wahrhaftigen φρένες umgetrieben, verkündet nicht eitles', d. h. nicht ohne Grund pocht mir das Herz und klopft an mein inneres, das in Folge davon schlimmes ahnt. Die Worte sind freilich etwas überladen und schwülstig. — Die Strophe Vs. 968 ff. will Hr. S. so schreiben: μάλα γέ τοι τὸ τᾶς ἄγαν ὑγιείας | ἀκόρεστον τέρμα· νόσος δὲ γείτων ὁμότοιχος ἐρείδει. | καὶ πότμος εὐθυπορῶν ἀνδρὸς ὑπὲρ τὸ μέτρον | θᾶσσον ἔπαισε πρὸς ἄτας ἄφαντον ἕρμα. Uns scheint der Gedanke der Strophe, worüber Hr. E. S. X f. sich nach meiner Ansicht irrt, dieser zu sein: Ueberfülle körperlicher Gesundheit schlägt leicht in Krankheit um, und der lange glückliche Seefahrer geräth wol einmal auf einem Riffe fest. Entledigt er sich dann der Bürde, um das Schiff flott zu machen, so rettet er doch einen Theil seiner Habe und Zeus ersetzt den Verlust durch den Segen der Fluren: einmal vergossenes Blut aber ist nicht wieder zurückzubringen. Auch hier kehrt der Chor zum Urquell seiner Sorgen zurück, zu der Opferung der Iphigenia. Gleich die Partikelverbindung γέ τοι musz ich verwerfen: denn der Chor motiviert die δῖναι seines Herzens, welche zum Theil auf dem Glück Agamemnons beruhen; sodann musz dem folgenden καὶ πότμος entsprechend hier τε stehen. Also μάλα τε γὰρ τὸ τᾶς . ., nicht πολέος θ' ὑγ., wie Hr. E. S. XI meint. Nun soll nach Hrn. S. ἀκόρεστον τέρμα nichts anderes bedeuten können als 'woran die Menschen sich nie ganz sättigen können'; dann aber könne nicht causal fortgefahren werden: νόσος γὰρ γείτων . ., denn diese Betrachtung müste ja eher die Menschen von ihrer Begierde nach ὑγίεια abschrecken. Daher soll νόσος δὲ . . gelesen werden. Hiegegen ist zu erinnern dasz ἀκόρεστον erklärt werden kann: 'ohne Befriedigung und wahres Behagen, weil' . . vgl. 1291. — Im folgenden Verse befriedigt die handschriftliche Lesart Hrn. S. nicht, der etwas vermiszt 'cum ad numerorum rotunditatem tum vero ad sententiam.' Nemlich: 'non quaevis prospera fortuna ad scopulum impingit, sed ea tantum quae immodica est aut qua quis non recte utitur.' Auch die Antistrophe bürge für den Ausfall einiger Worte, welche Hr. S. so zu ergänzen vorschlägt, wie oben angegeben. In den Quellen wären danach nicht weniger als fünf Wörter ausgefallen, ὑπὲρ τὸ μέτρον, θᾶσσον, πρὸς ἄτας. Letzteres frei-

lich, *πρὸς ἄτας*, wollte auch Prien Rh. Mus. VII 388 ergänzen, dessen methodische Besprechung der strophischen und antistrophischen Worte den spätern Kritikern als Warnung hätte dienen sollen, nicht sich von Triklinios berücken zu lassen. Für die Annahme eines Ausfalls neben *ἕρμα* habe ich schon gött. gel. Anz. 1844, 153 S. 1526 auf Plat. Rep. 553 A aufmerksam gemacht: *ὅταν τὸν πατέρα ἴδῃ ἐξαίφνης πταίσαντα ὥσπερ πρὸς ἕρματι τῇ πόλει καὶ ἐκχέαντα τὰ ἑαυτοῦ.* Allein irgend etwas sicheres ist nicht zu ermitteln, eben so wenig wie in der Antistrophe, wo Hr. S. den Willkürlichkeiten des Triklinios vertrauend schreiben will: *τίς δ' ἀγκαλέσαιτ' ἐπαείδων*, statt *τίς ἂν πάλιν ἀγκ.*, dann aber: *εἴγε τὸν ὀρθοδαῆ τῶν φθιμένων ἀνάγειν | Ζεὺς ἀπέπαυσε τέχνας οὐκ ἐπ' ἀβλαβείᾳ*, wofür die Hss. *οὐδὲ τὸν ὀ.* und *Ζεὺς αὔτ' ἔπαυσ' ἐπ' εὐλαβείᾳ*. *Quis mortuum hominem revocare in vitam possit? quandoquidem eum, qui unus olim hac arte pollebat, ut ab inferis mortuos reduceret, Iupiter artem suam exercere vetuit, non cum impunitate*, d. h. *non sine poena*, *ὥστε μὴ ἀβλαβῆ εἶναι.* Allein eben hier führt Triklinios irre, von welchem dieses *ἀβλαβείᾳ* aus *εὐλ.* gemacht ist, wozu er eigenhändig, wie Prien a. O. versichert, *ὥστε μὴ ἔτι* (oder *τι*) *βλαβῆναι* als Glosse gefügt hat. Folglich beruht Hrn. E.s Schutzrede für *ἐπ' ἀβλαβείᾳ* S. XII ff. auf einem Paralogismus, so dasz seine Herstellung (*οὐδὲ τὸν ὀρθοδαῆ τῶν φθ. ἀνάγειν Ζεὺς εἴασεν ἐπ' ἀβλαβείᾳ*) misrathen muste.

So bleibt nur noch éine Bemerkung von Hrn. S. übrig. In derselben Antistr. 986 ff. soll gelesen werden: *εἰ δὲ μὴ τεταγμένα μοῖρα μοῖρά μ' ἐκ θεῶν | εἶργε μὴ πλέον φέρειν, | προφθάσασα καρδίαν γλῶσσα πάντ' ἂν ἐξέχει.* Ob jene Anadiplosis hier passend sei, mag unentschieden bleiben: genug, wenn die Erklärung der überlieferten Lesart *μοῖραν* zeigt dasz eine Aenderung unnütz ist. Ich kann nur so verstehen: 'wäre nicht von den Göttern alles so fest geordnet, dasz nichts dem andern vorgreifen und dessen Rechte schmälern darf, so würde meine Zunge dem Herzen vorauseilend alles was ich jetzt im stillen verberge ausschütten.' Offenbar veranlaszt die Beziehung auf Zeus Bestrafung des seine *μοῖρα* überschreitenden Asklepios diese Einkleidung des Gedankens. Bestimmt ahnt der Chor Unheil, weisz aber nicht, bevor es wirklich eingetreten ist, welcher Art es sein wird. Daher würde ein bestimmtes aussprechen seiner unbestimmten Angst ein zu früh! sein. Die Zunge griffe somit der innern *καρδία* vor, da es noch nicht an der Zeit ist zu reden. Anders Bamberger Philol. VII 158, anders Hr. E. S. XVI, welcher vorschlägt: *εἰ δὲ μὴ τεταγμέναν Μοῖρα μοῖραν . . . προφθάσασα καρδία γλῶσσαν οὖν ἂν* (oder mit Bamberger *ἂν τάχ'*) *ἐξέχει.* Hr. E. faszt den ganzen Gedankenzusammenhang anders als ich thue und, wenn ich nicht sehr irre, unrichtig, so: 'nam ne is quidem, qui unus hac arte pollebat, ut ab inferis mortuos excitaret, inviolatus artem illam exercuit. Est enim hominum sors (vitae termini) a diis constituta, quam fatum vetat ultra illos fines proferri. Quod nisi ita esset, ante-

vertens praesaga mens quae non intellecta in pectore inclusa agitantur in verba effunderet Nunc praesagientes metu cruciamur frustra, neque avertere possumus imminens periculum.' Der Grundfehler scheint mir hierbei in der unrichtigen Deutung von *μοῖρα* zu liegen.

Doch ich breche hier ab, um noch mit ein paar Worten einiger Verbesserungsvorschläge zu gedenken, welche Hr. E. in seinem Programme mittheilt. Vs. 347 ff.: *Δία τοι ξένιον μέγαν αἰδοῦμαι | τὸν τάδε πράξαντ', ἐπ' Ἀλεξάνδρῳ | τείνοντα πάλαι τόξον, ὅπως ἂν | μήτε πρὸ καιροῦ μήθ' ὑπὲρ ἄστρων | βέλος ἠλίθιον σκήψειεν.* Hr. E. bestreitet die Ansicht Hermanns, *ὑπὲρ ἄστρων* könne bedeuten *nimis longe iaculari*, da die Zusammenstellung mit *πρὸ καιροῦ* dagegen spreche, auch Zeus lächerlich erscheine, wenn er besorge, sein gegen einen sterblichen gerichtetes Geschosz könne über die Gestirne hinaus fliegen. Daher soll *ὑπὲρ ὥραν* gelesen werden, 'ut opportunum iaculandi tempus ne praetermittat, ne aut ante tempus aut post horam constitutam poena Alexandrum afficiat.' Dergleichen Hariolationen dürfen auf Beistimmung anderer nicht rechnen, da sie zumal ihren Urhebern über kurz oder lang zu misfallen pflegen. Weder vor der rechten Zeit sollte der Pfeil entschwirren, was auf die zehnjährige Dauer des Zuges geht, noch ins blaue hinein fahren, ohne den rechten Fleck zu treffen. Man hat nicht nöthig *ὑπὲρ ἄστρων* 'über die Sterne hinaus' zu verstehen, sondern 'hoch in die Lüfte, wo die Sterne sind', wie *χλωραῖς ὑπὸ βάσσαις* 'unten in Thälern', *stare pro litore* u. dgl. Dergleichen volksthümliche Bezeichnungen darf man nicht ad vivum resecare und es unpassend finden dasz vom Zeus im Aether die Wendung gebraucht ist. Wird er einmal als *τοξότης* gefaszt,. so darf auch jede vom *τοξεύειν* entlehnte Wendung auf ihn angewandt werden. Wäre das Wort zu ändern, so läge Wieselers *ἄκρων*, was auch ich vor langen Jahren vorschlug, näher. — Vs. 771 f. *νῦν δ' οὐκ ἀπ' ἄκρας φρενὸς οὐδ' ἀφίλως | εὔφρων πόνος εὖ τελέσασιν.* Nach begründeter Ablehnung der Hermannschen Erklärung glaubt Hr. E. helfen zu können, indem er *πόνον εὖ τελέσας εἶ* schreibt. Ich wundre mich dasz ihn sein rhythmischer Sinn nicht irre gemacht hat, anderer Gründe gegen diese Auskunft nicht zu gedenken. Ich glaube im Philol. IX 155 f. die Stelle probabler behandelt zu haben. — Endlich Vs. 1344 ff.: *παίω δέ νιν δίς· κἂν δυοῖν οἰμωγμάτοιν | μεθῆκεν αὐτοῦ κῶλα· καὶ πεπτωκότι | τρίτην ἐπενδίδωμι, τοῦ κατὰ χθονὸς | Ἅιδου νεκρῶν σωτῆρος εὐκταίαν χάριν.* Wozu *τοῦ κατὰ χθονός* zu *Ἅιδου* beigefügt, sehe man nicht: gewis sei *Ἅιδου* die Glosse zu *Διός*, so dasz noch deutlicher an *Ζεὺς σωτήρ* angespielt werde, indem zu *Διός* im Gegensatze zu der gewöhnlichen *τρίτη πόσις* hinzugesetzt sei *τοῦ κατὰ χθονός*, zu *σωτῆρος* aber *νεκρῶν*. Diese Ansicht scheint uns sehr wahrscheinlich. Ueber die S. XIII ff. besprochenen Verse Choeph. 59—63 ein andermal.

Göttingen. *F. W. Schneidewin.*

28.

Bemerkungen zu Ciceros Rede für T. Annius Milo.

Ungefähr gleichzeitig mit der zweiten Ausgabe der Reden für Milo, Ligarius und Dejotarus von K. Halm erschien eine dänische Schulausgabe der Rede für Milo *) in einer Sammlung von Schulausgaben griechischer und lateinischer Classiker. Es war mir interessant diese beiden Ausgaben zu vergleichen, um so mehr weil ich an der letztern selbst einen gewissen Antheil hatte. Die genannte Sammlung wird nemlich von einem Verein dänischer Schulmänner herausgegeben, von welchem sowol der Herausgeber dieser Rede als ich Mitglieder sind. Die Ausgaben werden nach gewissen gemeinschaftlich verabredeten Principien besorgt, und so ist es ein Gesetz dasz jedes Mitglied, das eine Schrift herausgeben will, einem zweiten Mitgliede sein Manuscript zur Durchsicht senden musz; die von diesem dazu gemachten Bemerkungen benutzt dann der Hg. nach seinem gutdünken. Da ich die Durchsicht der genannten Ausgabe besorgte, hatte ich Gelegenheit dem Hg. eine Reihe von Bemerkungen mitzutheilen, in welchen ich theils von den frühern Erklärern abwich, theils ältere Erklärungen und Lesarten gegen Neuerungen zu schützen suchte. Ich hatte die Befriedigung dasz mein gelehrter Mitarbeiter und Freund den grösten Theil dieser Bemerkungen billigte und berücksichtigte, sowie auch einige derselben mit den Verbesserungen von Halm in der 2n Ausgabe übereinstimmen. Dieser Umstand hat mir Mut eingeflöszt, eine Anzahl solcher Bemerkungen einem gröszern Leserkreis mitzutheilen, in der Hoffnung dasz vielleicht auch andere gelehrte einige derselben gegründet finden möchten. Indem ich die mit Recht so hoch geschätzte Halmsche Ausgabe als die beste der neueren (mir bekannten) betrachte, erlaube ich mir die folgenden Bemerkungen an diese anzuknüpfen, so dasz ich diejenigen Punkte, in welchen ich gegen die Erklärung oder die Lesart dieses gelehrten Hg. etwas erhebliches einwenden zu können glaube, einer genauern Prüfung unterwerfe.

§ 12: *declarant huius ambusti tribuni* etc. H. erklärt *huius:* 'der in der jetzigen Zeit so viel Lärm erregt.' Ist es nicht wie so oft: 'der hier anwesende'? So § 16. 26. 37. 58. 74. 75; vgl. Halm zur Deiot. § 32 u. Sest. § 2. — § 14: *itaque ego ipse decrevi* etc. H.s Erklärung dieser Stelle (*decrevi, non eum quidem, qui se defendisset, contra rem p. fecisse, sed vim et insidias factas esse: quas uter fecisset cum non constaret, crimen iudicio reservavi, rem notavi*) kann ich nicht ganz richtig noch befriedigend finden. Denn 1) scheint es mir wunderlich, warum man decretieren sollte: *vim et insidias factas esse;*

*) M. Tullius Ciceros Forsvarstale for T. Annius Milo. Bearbeidet til Skolebrug af H. H. Lefolii, Overlærer. Kjöbenhavn (Reitzel) 1853. 8.

dies war ja, was *vim* betrifft, schon eine Thatsache; und dasz Cic. schon damals daran gedacht hätte das Wort *insidias* einzuschwärzen, wie er es in der Rede § 31 so schlau thut, finde ich wenig wahrscheinlich. 2) mag ich auch nicht glauben dasz Cic. dem Decrete die Bestimmung hinzugefügt haben wollte: *non eum quidem — fecisse.* *) Da nemlich der Antrag (*relatio*) des Interrex, wie es scheint (vgl. Asconius zu d. St. Cic. p. Mil. § 12; Halm zu § 14 a. E.), den Milo oder überhaupt den Mörder des Clodius gar nicht erwähnte, so ist es nicht wahrscheinlich dasz Cicero darauf bestanden hätte, diesen in dem Decrete zu erwähnen oder zu bezeichnen. Wenn er also hier sagt: *decrevi — non eum — fecisse*, so ist dies so viel als *non decrevi, eum — fecisse* (vgl. Hand Turs. IV p. 269, 14), d. i. er sagt hier, dasz er diesen Punkt in dem Decrete nicht erwähnt haben wollte. Dasjenige aber, was er in dem Decrete ausgesprochen haben wollte, fügt er, etwas anakoluthisch (wie § 21 *multa vidit: fuisse — timuit*), nicht in einem von *decrevi* abhängigen Satz hinzu, sondern in einem unabhängigen Hauptsatze: *sed — crimen iudicio reservavi, rem notavi* = *sed (decrevi) crimen iud. reservandum, rem notandam esse;* und auch der Satz *cum inessent in re vis et insidiae* gehört nicht zu dem was er aufgenommen haben wollte. So bleibt alles was Cic. decretiert haben wollte, auf die Worte *crimen iudicio reservavi, rem notavi* beschränkt. In diesen Worten hat aber Cic., wie es denn auch zu erwarten stand (sonst würde jedem Leser, der den Gang der Verhandlungen in jener Senatsversammlung nicht im einzelnen kannte, das folgende unverständlich sein), gerade die beiden Punkte der *sententia*, welche getheilt wurde, angegeben: durch die Worte *crimen iud. reservavi* bezeichnet er kurz und allgemein den Theil der *sententia*, der durch die Intercession ausgeschlossen wurde, durch *rem notavi* den Theil, der wirklich Senatsbeschlusz wurde (§ 12 a. A.; Asc. zu § 14). Cic. führt aber deshalb sein eignes Votum an, um zu zeigen dasz der erwähnte Senatsbeschlusz, da er ihn selbst billigte, dem Milo nicht praejudicierlich sein könne. *Itaque ego ipse decrevi*, sagt er, d. i. deshalb (§ 13) stimmte ich selbst (der ich doch ein Freund Milos bin und für nichts ihm praejudicierliches stimmen wollte) für dasselbe wie der gesamte Senat, nemlich sowol für eine gerichtliche Untersuchung **) (denn ich konnte eine solche, da ich von der Unschuld Milos überzeugt war [§ 10], nicht fürchten) als auch für eine misbilligende Erklärung wegen des Vorfalls (denn dieser kann dem Milo nicht zur Last gelegt werden). Man hat mit Recht bei Cic. selbst eine Andeutung der beiden Punkte der getheilten *sententia* ge-

---

*) Ganz etwas anderes ist es, dasz er vielleicht in seiner Rede im Senat bei dieser Gelegenheit sowie öfters die Sache Milos vertheidigte (§ 12); *decrevi* geht aber auf das allein, wofür er stimmte (s. Matthiae zu d. St.).

**) Doch vielleicht nicht dafür dasz eine solche stattfinden sollte, sondern nur könnte; denn mehr liegt eigentlich nicht in Ciceros Worten.

sucht; man suchte sie aber an unrechter Stelle (*veteribus legibus — extra ordinem*) und verfehlte dadurch die Wahrheit, bis Th. Mommsen, zunächst, wie es scheint, nach dem Asconius, die richtige Erklärung gab, die mir durch meine Deutung dieser Stelle ebenso sehr gestützt scheint, als sie dieselbe stützt. — § 17. Die Bemerkung H.s zu *quidem* dürfte bestimmter so zu limitieren sein, dasz dies der Fall ist, wenn der Gegensatz von dem durch *quidem* hervorgehobenen Begriff vorangeht. — § 21: *non fuit ea causa, iudices, profecto non fuit.* So interpungiert H. in der 2n Ausg., indem er *profecto* mit dem zweiten *non fuit* verbindet, während er in der 1n mit Madvig (Opusc. I p. 134) Komma nach *profecto* setzte und diese Partikel mit dem ersten *non fuit* verband. Dies verlangt, sagt Madvig l. l., das Wesen der rhetorischen Figur (Anaphora), indem das zweite Glied mit demselben Worte wie das vorhergehende anfangen soll*); und dieselbe Regel macht H., wie ich meine mit Recht, gegen Madvig geltend p. Lig. § 33 (s. seine Anm. in der 1n Ausg. zu *hunc splendorem omnium*). H. meint die Richtigkeit der Interpunction in der 2n Ausg. durch die verglichene Stelle aus Cic. p. Flacco § 53 (*non est ita, iudices, non est profecto*) zu beweisen; aber diese Stelle sowie p. Mil. § 69: *erit, erit illud profecto* und § 84: *est, est profecto*, zeugt vielmehr für das Gegentheil, da an diesen Stellen *profecto* nachgestellt ist; hätte also Cic. auch hier (Mil. § 21) *profecto* erst im 2n Gliede setzen wollen, so hätte er es wol auch hier nach *non fuit* gesetzt. Vermiszt man vielleicht ein Beispiel von *profecto* im 1n Gliede, so führt Matthiae ein solches aus Cic. p. Rosc. Am. § 121 an: *non est ita profecto, iudices; non est veri simile;* denn obgleich hier keine eigentliche Anaphora ist, so ist die Aehnlichkeit mit einer solchen doch unverkennbar. Scheint die Stellung der Partikel etwas schleppend, so finden sich Beispiele wo dieselbe Partikel nicht weniger auffallend nachschleppt bei Hand Turs. IV p. 597, 7. Möchte man endlich die Wiederholung von *non fuit* etwas nackt und matt finden, so darf man doch auch der wiederholten Negation keine allzu schwache Bedeutung in dieser Versicherung beilegen; die Wiederholung bedeutet dasselbe, was wir durch das hinzugefügte 'sage ich' bezeichnen; so z. B. de imp. Cn. Pomp. § 32: *fuit hoc quondam, fuit proprium;* jedenfalls scheint mir die Wiederholung § 70: *satis iudicatum est a Pompeio, satis*, viel matter. — § 23. Statt der handschriftlichen Lesart *et electi iudices isque praepositus* schreibt H. nach Conjectur: *et ei lecti iudices isque praep.*, und vermutet (wie Madvig) dasz nach *iudices* vielleicht *sunt* ausgefallen (worauf auch, wie H. in der 1n Ausg. sagt, die 'verderbte' Lesart einiger Codd. *estis* für *isque* hinzudeuten scheint) und

*) Uebrigens scheint Madvig selbst diese Regel wieder zu vergessen, wenn er Opusc. I p. 473 Note ein solches Beispiel bildet: *non fuit, certe non fuit;* bildet sage ich: denn es dürfte ihm, wenn seine oben angegebene Regel richtig ist, schwer fallen dieses Beispiel mit einem Citate zu belegen.

dann vielleicht auch *disceptet* in *disceptent* zu verbessern sei. Mir will es nicht einleuchten wie Cic., der sowol im Anfange desselben § als gleich nach der verderbten Stelle die Richter in der zweiten Person anredet, hier in der Mitte dieselben in der dritten Person hätte erwähnen können. Vielmehr scheint mir *estis* vollkommen echt, und die zwiefache Lesart der Hss. dadurch entstanden, dasz éin Abschreiber erst in den Worten *iudicesestisisque* das éine *is* ausliesz und *iudicesestisque* schrieb, woraus dann ein zweiter, indem er das unpassende *que* wegwarf, *iudices estis* (ohne *isque*) machte, ein anderer aber entweder in der ursprünglichen Lesart sowol eines der doppelten *is* als eines der doppelten *es* wegliesz, oder aus der verschriebenen Lesart *iudicesestisque* das eine *es*, so dasz es *iudicestisque* *) ward, woraus dann natürlich die Lesart *iudices isque* hervorgieng. — § 27: *quod erat Lanuvii dictator Milo.* H. bemerkt dasz Bake dies für ein Einschiebsel hält und dasz die Worte allerdings, besonders durch das Impf. *erat*, etwas verdächtig erscheinen. Ich möchte doch ungern diese Worte entbehren, weil sie den Grund angeben, weshalb Milo die Priesterwahl besorgen sollte; ebenso heiszt es § 45: *dictatoris Lanuvini stata sacrificia nosse negotii nihil erat*, und § 46: *Lanuvii a dictatore Milone prodi flaminem necesse esse;* und zwar scheint mir die einfache Erwähnung des Milo als Dictators an diesen letzteren Stellen vorauszusetzen, dasz schon früher in der Rede gesagt worden ist dasz Milo lanuvinischer Dictator war. Das Impf. *erat* konnte der Redner ja sehr wol anwenden, weil es hier von keiner Bedeutung war, ob Milo jetzt noch Dictator war oder nicht, sondern nur dasz er es damals gewesen. Vielleicht ist aber richtiger das Impf. daraus zu erklären, dasz diese Rede erst eine Zeitlang nach dem Processe geschrieben ist (Cass. Dio XL 54); man wird so vielleicht in dem Impf. gerade eine Spur von diesem Umstand finden, indem Cic. sich mehr nach der damaligen als nach der ehemaligen Sachlage ausgedrückt hat, da der verbannte Milo nicht mehr Dictator sein konnte. Vgl. Madvig Opusc. alt. p. 350 f. So weist vielleicht auch die Anspielung auf den Bürgerkrieg (§ 69) auf eine Zeit der Abfassung, die dem Ausbruch desselben näher lag als der milonische Process. Auch die von Bake (§ 89) verdächtigte Stelle *quae est inventa apud eum cum reliquis legibus Clodianis* dürfte in dieser nachher geschriebenen Rede nicht so anstöszig sein. (Dagegen möchte ich § 90 *S. Clodio* unbedenklich streichen.) Vielleicht rührt auch daher der Gedächtnisfehler wegen des Vibienus (s. Halm zu § 37). — § 33: *an huius ille legis* etc. Dasz die folgenden Sätze, die in den Hss. fehlen, hier richtig eingeschaltet sind, nimmt auch H. mit Recht an. (Wenn einige z. B. Garatoni gezweifelt haben, ob die bei Quinctilian bewahrten Fragmente nicht vielleicht aus

---

*) Der cod. Erf. hat *iudices hisque*, und wenn man in dieser wie in andern Hss. zwar häufig *hi* und *hiis* statt *ii* und *iis* findet, so habe ich doch in derselben keine zweite Stelle gefunden, wo *his* statt *is* geschrieben wäre.

der wirklich gehaltenen Rede seien, so bemerke ich dasz es unmöglich Quinctilian einfallen konnte aus einer Rede, die Cic. nicht selbst herausgegeben hatte und welche Cassius Dio (XL 54) und der Schol. Bob. (p. 276 Or.) als so unvollkommen bezeichnen, Stellen als Muster anzuführen; und den Ausdruck *habita* bei dem Schol. darf man wol nicht urgieren.) Wenn dagegen H. nicht wie die früheren Hgg. vor diesen Worten eine Lücke bezeichnet, so kann ich ihm gar nicht beipflichten. Ich gebe zwar zu dasz die Worte *atque per*, welche einige Hgg. aus dem Schol. Bob. aufgenommen haben, dem Schol. und nicht dem Cic. angehören; damit ist aber die Frage noch nicht entschieden. Will H. das Wort *huius* vielleicht auf das folgende beziehen, so dasz es 'folgendes' bedeute (denn in dem vorhergehenden ist nur von mehrern Gesetzen, nicht von einem einzelnen die Rede)? Erstens wird aber dadurch die Verbindung mit dem unmittelbar vorhergehenden durch *an* hart und unmotiviert; sodann vermiszt man im vorhergehenden eine Erwähnung des P. Clodius (und des Milo), die nicht füglich unterbleiben konnte; denn *ille* (womit kein anderer als P. Clodius bezeichnet sein kann) wird dadurch undeutlich (man möchte es dann auf den durch *aliquem* bezeichneten oder auf S. Clodius beziehen), und auch für die Erwähnung des Milo durch *viro Mil.*, *non dicam consule* möchte man gern im vorigen einen Haltpunkt finden; endlich wird der Uebergang von der 2n zu der 3n Person in Rücksicht auf S. Clodius etwas hart erscheinen. Indem ich also eine Lücke annehmen zu müssen glaube, bin ich doch weit entfernt die Supplemente von Peyron und Beier zu billigen; von éiner Seite sind sie schon längst widerlegt worden (s. Osenbrüggen zu d. St.); und was übrigens in diesen Supplementen enthalten ist, wird man, hoffe ich, nach den folgenden Bemerkungen unrichtig finden. 1) Den eigentlichen Inhalt des Gesetzes kann Cic. hier nicht ausdrücklich, deutlich und vollständig angegeben haben; denn wie er gleich danach denselben anzuführen anfängt (mit den Worten *de nostrum omnium*), bricht er plötzlich selbst ab, wie er andeutet, aus Furcht vor den Clodianern. 2) Wäre der Inhalt des Gesetzes in dem vermeintlich verlorenen deutlich angegeben, so hätte der Schol. gewis nichts anderes als eben diesen angeführt; jetzt dagegen führt er (wenn die Lücke in dem Schol. wirklich so klein ist, wie Orelli p. 346 Note 4 angibt) nur die unbestimmte Andeutung durch *de nostrum* — *reprehensio est* an. Dies ist also alles, was er an dieser Stelle von dem Inhalte des Gesetzes gefunden hat. Auch die folgenden verstümmelten Worte des Schol. scheinen eine vollständigere Anzeige von dem Inhalt des Gesetzes enthalten zu haben, welche überflüssig gewesen wäre, wenn dieser in den von ihm aus Cic. angeführten Worten bestimmt angegeben wäre. 3) Die Erklärung, welche Asconius zu § 89 wegen dieses Gesetzes gibt, hätte er weder dort noch früher anzuführen nöthig gehabt, wenn Cic. selbst den Inhalt irgendwo in der Rede deutlich angegeben hätte. Also hat hier vor den Worten *an huius ille legis* nicht so viel gestanden wie Asconius zur Erklärung gibt; höchstens — und

wol kaum — so viel wie Cic. selbst § 87 u. 89 sagt. Dasz dennoch etwas hier fehlt, scheint 1) durch die Angabe von Peyron über den Umfang der Lücke in dem Palimpsest hervorzugehen (wenn die Zeilen nicht ungewöhnlich klein sein sollten, was ich freilich nicht weisz); 2) scheint, wie oben angedeutet, der Zusammenhang (ɔ: der Mangel an festem Zusammenhang) dies zu bestätigen. Was aber ausgefallen ist, kann mit gar keiner Sicherheit angegeben werden; der Redner konnte sich unzähliger verschiedener Wendungen bedienen. Um aber zu zeigen, wie ein nach meiner Meinung besserer Zusammenhang hergestellt werden könnte, setze ich hier eine Wendung her, die der Redner, wie mir scheint, hätte gebrauchen können. Nachdem also Cic. im vorhergehenden gesagt hat: 'komm hervor mit eurem Bücherschrein, wo ihr alle eure schändlichen Gesetze liegen habt', konnte er ungefähr so fortfahren: 'lies uns einmal (daraus) jenes Gesetz vor, welches P. Clodius von dem Manlius (Asc. zu § 22) aufgenommen hat, und welches zu seiner Zeit unser geehrter Praesident mit derselben Kraft bekämpfte, mit welcher Milo stets den Clodius bekämpft hat.' So wird sich das *an* leichter anknüpfen; so wird *ille* natürlich auf P. Clodius bezogen; so wird der Inhalt des Gesetzes hinlänglich bezeichnet sein, und doch nicht anders als dasz die folgende Aposiopese (*de nostrum omnium*) ihre volle Kraft behält, die durch eine bestimmtere Angabe im vorigen geschwächt worden wäre; so wird die Behauptung (im folgenden), dasz Clodius bei Milos Lebzeiten es nicht zu erwähnen gewagt hätte, motiviert; so wird der Uebergang zu der Erwähnung des S. Clodius in der 3n Person gemildert; so wird die Bemerkung, dasz S. Clodius sich als Erfinder des Gesetzes rühmte, in zwiefacher Rücksicht ironisch und beiszend; so endlich sieht man ein, warum der Schol. Bob. nur das folgende anführt und es erklärt, und warum Asconius zu § 87 die Erklärung nöthig findet. Diese Ergänzung will ich aber, wie gesagt, keineswegs als wahrscheinlich angesehen wissen, sondern nur als eine unter vielen mögliche; ich habe sie aber deshalb mitzutheilen gewagt, um an einem Beispiele deutlicher zu zeigen, was ich ungefähr vermisse. — Ebd.: *et aspexit me* etc. 'Es ist wahrscheinlich' sagt H., 'dasz auch vor *et* (*en?*) *aspexit* noch etwas fehlt, indem der Uebergang allzu schroff erscheint.' Freilich ist der Uebergang etwas schroff, doch wol nicht schroffer als es die Art der Bemerkung selbst mit sich bringt. Quinctilian IX 2, 56 führt nemlich diesen Satz als ein Beispiel von einer *brevior digressio* an, und bei einer Digression darf man keine allzu genaue Verbindung mit dem vorhergehenden verlangen (deshalb findet auch Asconius nöthig zu bemerken, dasz S. Clodius gemeint sei). Das *et* hat auch eine ziemlich natürliche Erklärung, wenn man es auf *periculosa* bezieht, so dasz der Sinn ist: 'seht wie verderblich ein solches Gesetz gewesen wäre, dessen Erwähnung sogar gefahrvoll ist; — und (das ist sie; denn) er blickte mich (als ich davon zu reden anfieng) mit jenen Augen an' usw. So enthält diese Bemerkung eine Erklärung, warum er es nicht wage das ganze zu sagen (*non audeo totum dicere*); denn dies geschah (nach

diesen Worten) nicht nur (wie Quinctilian IX 2, 54 sagt) aus Besorgnis und heiliger Scheu (um nichts *male ominatum* zu sagen), sondern auch, wie Cic. spöttisch bemerkt, aus (angeblicher) Furcht vor dem S. Clodius (*movet me quippe lumen curiae*). Eine ähnliche Stelle findet sich Cic. Phil. II § 76: *at etiam aspicis me, et quidem, ut videris, iratus;* hier ist freilich die Verbindung gar nicht schroff; es ist aber auch keine solche *digressio*. — § 43. H., der in der 1n Ausg. *etiam nunc* unrichtig erklärt hatte, setzt jetzt in der 2n: 'annoch, noch zur Stunde'. Ich möchte lieber 'selbst jetzt, sogar jetzt' übersetzen, jetzt nemlich, da er doch keine *vis* hat üben wollen; er hätte also augenscheinlich eine solche Anklage weit mehr befürchten müssen, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte den Clodius zu tödten; hat ihn nicht einmal seine Schuldlosigkeit davor schützen können, um wie viel weniger hätte er Straflosigkeit hoffen können, wenn er schuldig wäre! vgl. § 77 u. 50. So auch Lefolii. — § 50. H. hat mit dem cod. Col. und einem Lagom. *ibi* ausgelassen, weil es (wie es in der 1n Ausg. heiszt) nur die gezwungene Erklärung zuliesze: *si ibi Clodius occisus esset*, und weil es (wie er in der 2n sagt) nur dann einen Sinn gäbe, wenn man *ibi* mit *violati* verbände: 'Leute, die in der dortigen Umgegend, so bes. Nachbarn seines Albanum, Clodius verletzt hatte'. Wenn man es aber mit *violati* verbinden wollte, so wäre doch die Stellung vor *multi* höchst auffallend; und eben dieses auffällige in der Stellung ist also ein Wahrzeichen dasz man es mit *violati* nicht verbinden dürfe. Freilich ist es ein sehr kurzer Ausdruck (statt: *si ibi Clodius occisus esset*), doch wol nicht kürzer oder unverständlicher, als wir uns oft auch in unseren Sprachen um der Kürze willen ausdrücken; Cic. konnte nicht, ohne schleppend zu werden, den vollständigen Bedingungssatz hinzufügen, und da er schon im vorigen von der Gelegenheit des Orts gesprochen hat, durfte er sich wol die Kürze erlauben, mit dieser Partikel darauf zurückzudeuten. Ich habe zwei Gründe, warum ich das *ibi* nicht gern entbehren möchte: 1) scheint mir die veränderte Bezeichnung der Zeit durch die Imperfecta *caderent*, *citaretur* (s. Madvig lat. Sprachl. § 347 Anm. 2) nach den vorhergegangenen Plusquamperfecten (*credidisset*, *sustinuisset*, *indicasset*, *ostendisset*) dadurch einen Stützpunkt zu gewinnen, während man ohne diesen keinen eigentlichen Grund zu dem Wechsel in der Bezeichnung der Zeit findet, da das Zeitverhältnis doch eigentlich dasselbe ist; 2) hatte Cic., nachdem er in dem Satze *sustinuisset locus* aus dem Orte, und in den folgenden Worten *tum neque — caeca nox ostendisset* aus der Zeit gefolgert hatte, jetzt, da er wieder aus dem Orte einen Schlusz ziehen wollte, eine wenn nicht eben nothwendige doch passende Veranlassung solches anzudeuten; konnte er sich denn nicht, um das schleppende eines vollständig ausgeführten Satzes zu vermeiden, die Bedingung in dieser Partikel kurz anzudeuten erlauben? — § 51: *atque illo die certe* etc. Hierzu bemerkt H.: 'gerade die Hinzufügung von *certe* macht es wahrscheinlich, dasz Clodius auf seinem Albanum nicht zugesprochen hat; hätte Cic. darüber eine sichere Kunde gehabt, so

hätte er blosz *devertit* ohne *certe* gesagt.' Aber zu § 54 bringt H. selbst eine Stelle aus Quinctilian (VI 3, 49) bei, aus welcher es hervorgeht dasz der Ankläger selbst eingeräumt hat, dasz Clodius in dieser Villa gewesen. Dasselbe geht aus § 46 hervor, wo Cic. sich wegen des einsprechens in der Villa auf die Zeugen der Clodianer beruft (vgl. § 48), sowie auch schon die umständliche Schilderung § 54 kaum einen Zweifel zuläszt; auch Appian B. C. II 21 bestätigt es. Die Bedeutung von *certe* scheint mir ganz einfach diese (versichernde) zu sein: nachdem Cic. hat zeigen wollen dasz Milo den Clodius eher des Nachts in einer berüchtigten Gegend in der Nähe der Stadt hätte angreifen sollen, fährt er (§ 51) so fort: und soviel ist jedenfalls gewis (*certe*), dasz Milo keinen ungelegenern Ort zum Ueberfall hätte wählen können als gerade den wo die That geschah (vgl. § 53); er muste vermuten, dasz Clodius auf der Rückreise von Aricia auf seinem Albanum einsprechen würde; entweder hätte er ihn also vor der Ankunft auf dem Albanum oder an dem obengenannten Orte des Nachts überfallen sollen. — § 54: '*id temporis*' sagt H. 'bezeichnet nicht die Tages- sondern die Jahreszeit, da der Mord nach dem wahren Kalender am 25n Oct., wo die Tage schon stark abgenommen haben, vorgefallen ist.' Hierzu bemerke ich erstens, dasz in Italien, wo der Unterschied der Tageslänge weit geringer ist als bei uns, die Tage am Ende des October noch nicht so 'stark' abgenommen haben. Ferner glaube ich nicht dasz der allgemeine Ausdruck *id temporis* für sich einen so speciellen Begriff haben könne, es müste denn in dem Zusammenhang eine bestimmte Andeutung davon liegen. Eine solche scheint freilich H. in die Umstände legen zu wollen; dagegen erwiedere ich aber: was hat denn die Jahreszeit mit dem zu thun wovon hier die Rede ist? Ob die Tage kurz oder lang waren, kam ja ganz auf dasselbe hinaus, wenn er erst so spät des Abends (*vesperi*) ausgezogen war (denn dasz die éine Stunde, die nach Ciceros Darstellung von dem Tage übrig war, in dieser Jahreszeit etwa um eine Viertelstunde kürzer als im Sommer war, kann hier nicht von groszer Bedeutung sein). Ich sehe keinen Grund ein, warum H. den Ausdruck so erklären will, wenn er nicht vielleicht das vorhergehende *tarde* durch 'spät' übersetzt; dies würde aber nur eine matte, weil verallgemeinernde Wiederholung des bestimmtern und dadurch stärkern *vesperi* sein. *Tarde* ist 'langsam'; so stellt Cic. den Zug des Clodius dar, um zu zeigen dasz Cl. zögerte, um nicht von dem gewählten Orte *ante fundum suum*, bevor Milo käme, fortzukommen (*dum hic veniret, locum relinquere noluit*); und *praesertim id temporis* (ɔ: zumal zu der schon genannten Zeit) weist ganz natürlich auf die in *vesperi* schon angegebene Zeit zurück. Wäre Clodius, will er sagen, erst so spät (Abends) ausgezogen, so hätte er doch wenigstens eilen sollen, um nach Rom zu kommen (vgl. § 49 u. 52), während er nun zögerte*) (*mora ac tergiversatio*). — Ebd.: *quid*

*) Dasz die Angabe durch *tarde* mit der § 49 gegebenen Darstellung in Widerspruch geräth, besagt nichts; denn theils gilt dies ja

ergo erat? H. suppliert: *cur deverteret* (besser wol *deverteretur*). Es dürfte aber eine Frage sein, ob diese Erklärung richtig oder vollständig ist. Mir will es scheinen dasz Cic. mit diesen Worten nicht nur das letztgenannte Glied (*devertit* etc.), sondern auch das vorhergehende *primum egredientem e villa* etc. vor Augen gehabt hat, und dasz er mit diesen Worten nicht gerade nach der Absicht fragt, sondern nur einfach, was denn alles dieses sei, was es bedeute; 'es war' antwortet er dann 'nichts als Zögerung und Ausflüchte.' Cic. hat nemlich in der ganzen Darstellung (von *videte* an) durch die eingeschalteten Fragen im ersten Glied (*videte — temporis*) zeigen wollen, wie dieses Verfahren des Clodius ungereimt und unzweckmäszig gewesen wäre, wenn er keine specielle Nebenabsicht dabei hatte; in dem zweiten Glied (*devertit — fuerat*) hat er die in den Fragen vermutete Absicht selbst in den hinzugefügten Antworten widerlegt. Da er also bis hieher eben so wenig von dem 1n wie von dem 2n Gliede eine befriedigende Erklärung gegeben, sondern nur angedeutet hat, dasz sowol das 1e als das 2e (nemlich ohne eine specielle Voraussetzung) ungereimt war, warum sollte er nicht zuletzt ebensowol von dem 1n als von dem 2n Gliede die (wie er glauben machen will) wahre Erklärung in positiver Fassung geben? Dies thut er nun, indem er das ganze mit den Worten *quid ergo erat* zusammenfaszt. 'Wenn er also' will er sagen 'sonst keinen vernünftigen Grund dazu und keine vernünftige Absicht dabei haben konnte, wenn sein ganzes Verfahren nicht vernünftig war, was war es denn? (was war denn alles dieses? wie kann man sein ganzes Verfahren bezeichnen?) — es war nichts als Zögerung und Ausflüchte.' — § 59: *de servis nulla lege quaestio est in dominum* etc. Man hat diesen Satz bisher misverstanden und den ganzen Schlusz dieses § nicht verstanden. Erst in der 2n Ausg. ist H. der Wahrheit einen Schritt näher gekommen, indem er das Verhältnis des letzten Satzes dieses § zu dem unmittelbar vorhergehenden eingesehen, dasselbe richtig erklärt und durch die Interpunction angedeutet hat. Es ist aber noch ein Schritt weiter rückwärts zu thun. Die gewöhnliche verschrobene Erklärung dieser Stelle (vgl. Osenbrüggen S. 13 f. Anm. 25 u. Halm zu d. St.) scheint mir im wesentlichen daher zu rühren, dasz man den oben angeführten Satz allzu isoliert betrachtet hat, als eine selbständige Bemerkung mit Rücksicht auf das eben genannte Sklavenverhör, und so in den Worten *in dominum* eine Analogie mit diesem Verhör und eine Anspielung auf den Clodius gesucht hat, so dasz man übersetzte: 'ein Verhör der Sklaven gegen ihren Herrn ist ja sonst nicht gesetzlich erlaubt.' Auch hat man die Wendung *sed tamen maiores nostri* misverstanden; H. übersetzt: 'doch abgesehen davon'

---

nicht von *tarde* allein, sondern auch von dem folgenden (*devertit — noluit*); theils stellt Cic. nach seiner jedesmaligen Absicht die Sache anders dar; und eigentlich ist die Darstellung der Eile (§ 49) nicht die des Cic., sondern dort nach der Aussage der clodianischen Zeugen gegeben, während § 54 die Darstellung der Sache so gibt, wie Cic. sie als wirklich wahr zeigen will.

usw. und fügt hinzu: 'damit lenkt der Redner wieder von der scherzhaften Darstellung zum Tone des Ernstes ein' usw. Diese gezwungenen Erklärungen hoffe ich durch eine berichtigte Interpunction und eine einfache Erklärung bei Seite zu schaffen. Man interpungiere so: *De servis nulla lege quaestio est in dominum: — nisi de incestu (ut fuit in Clodium; proxime deos accessit Clodius, propius quam tum, cum ad ipsos penetrarat, cuius de morte tamquam de caerimoniis violatis quaeritur;) — sed tamen maiores nostri in dominum quaeri noluerunt, non quia non posset verum inveniri, sed quia videbatur indignum et dominis morte ipsa tristius: in reum de servo accusatoris cum quaeritur, verum inveniri potest?* Cic. will nemlich nichts anderes sagen als: 'Verhör der Sklaven gegen den Herrn ist nicht erlaubt, und zwar nicht gerade, weil man dadurch die Wahrheit nicht finden könnte, sondern aus Pietätsrücksichten: kann man aber die Wahrheit finden, wenn man die Sklaven des Anklägers wider den angeklagten verhört?' Cic. wollte nemlich die Ungerechtigkeit und Unzuverlässigkeit des eben erwähnten Verhörs, welche er in der ironischen *) Frage *di boni! quid potest agi severius?* spöttisch gerügt hatte, noch deutlicher darthun; deshalb führt er zur Beleuchtung (als Analogie) das in Processen so oft erwähnte Verhör (*de servis in dominum*) an; der erste Satz *de servis nulla lege quaestio est in dominum* hat sodann keine Bedeutung für sich, sondern nur in Bezug auf den letzten: *in reum de servo accusatoris* etc.; diese beiden Sätze stehen also in dem von Madvig lat. Sprachl. § 438 besprochenen Verhältnis zueinander (wie dies H. rücksichtlich der Wiederaufnahme des ersten Satzes erkannt hat). Der Zusammenhang ist aber ein wenig unterbrochen, weil Cic. nach dem einleitenden Satze (*de servis — in dom.*) entweder um der Genauigkeit willen die Ausnahme (*nisi de incestu*) hinzufügte, wobei er denn auf den Witz gegen Clodius kam, oder auch er fügte diese Ausnahme hinzu, um auf diesen vorher bedachten Witz zu kommen; nach diesem parenthetischen Einschiebsel nimmt er dann den angefangenen Gedanken durch die Worte *sed tamen* wieder auf (Madvig lat. Sprachl. § 480), fügt aber jetzt, statt den Gedanken in derselben Form zu wiederholen, zugleich den Grund hinzu, weshalb die Vorfahren ein solches Verhör nicht gestatten wollten, wodurch freilich diese zweite Fassung des Satzes (*noluerunt* etc.) zu dem folgenden (*in reum* etc.) nicht so gut zu passen scheint als die ursprüngliche nackte Darstellung des Verhältnisses ohne hinzugefügten Grund; dennoch hat diese Nebenbemerkung auch ihre Relation zu dem folgenden *verum inveniri potest*, welches dadurch verstärkt wird. In dem Satze *cuius de morte tamquam de caerimoniis violatis quaeritur* ist also gar keine Beziehung auf das unmittelbar vorher genannte Verhör der Sklaven des Clodius zu suchen, sondern es ist nur das ganze

*) Vgl. § 60: *quid hac quaestione certius? — — quid hac quaestione dici potest integrius? quid incorruptius?* (Es ist von demselben Verhör die Rede.)

Verfahren in dieser Sache im allgemeinen berücksichtigt, und zwar die Forderung der Ankläger, dasz Milo seine Sklaven zur Folterung hergeben sollte (Asc. § 10. 24. 25); der Sinn ist also: 'über dessen Tod man eine Untersuchung von derselben Art mit derselben Strenge wie über Verletzung des heiligen anstellt, indem man nemlich Sklaven gegen ihren Herrn ins Verhör fordert.' — Die Worte *de servo* vor *quaeri*, die in dem Erf. fehlen, hat H. eingeklammert; ich möchte sie lieber ganz weglassen. Wunder (var. lect. p. LXXXIII) hat schon richtig bemerkt dasz sie überflüssig seien, weil es schon aus dem Ausdruck *in dominum quaeri* folge dasz dies Verhör ein Sklavenverhör sei. Dies ist um so mehr der Fall, da dieser Satz, wie oben gezeigt, eine (summarische) Wiederholung des vor kurzem gesagten ist: 'aber — dieses Verhör gegen den Herrn, von dem ich reden wollte' (dies liegt in *sed tamen*, s. oben) 'haben unsere Vorfahren' usw.; *in dominum quaeri* ist so als éin Begriff zu fassen und durch den Chiasmus dem vorhergegangenen *quaestio (est) in dominum* (auch als éinem Begriff) gleichgestellt. Ein Abschreiber konnte leicht darauf verfallen die Worte *de servo* sei es aus dem vorhergehenden *de servis* oder aus dem folgenden *de servo accusatoris* hinzuzufügen. — § 64: '*domus* etc., wozu *dicebantur* aus *dicebant* zu ergänzen ist.' So sagt ganz kurz H. in der 2n Ausg., freilich richtiger als in der 1n; aber kann man auch so leicht ein Passiv aus einem Activ ergänzen, dasz dies keiner weitern Erklärung bedürfte? Zu § 101 sträubt sich H. (vgl. die Anm. in der 1n Ausg.) *est* aus *eritis* zu ergänzen, vielleicht ohne Grund; aber was er uns hier zumutet, ist doch ohne Vergleich härter. Ich meine dasz man hier zwei Momente zur Vertheidigung dieses Wechsels der Construction anführen kann: 1) dasz Cic. den Anfang der ganzen Schilderung in passiver Form gegeben hat, wobei also leichter die passive Vorstellung sich auch nach dem Activ *dicebant* (zumal mit einem allgemeinen Subjecte 'man') wieder einstellte; 2) dasz das unmittelbar vorhergehende Glied (*arma — devecta*) eine Form hat, die ebensowol für den Nominativ als für den Accusativ gebraucht wird, so dasz bei der schwankenden Auffassung dieser Form der Redner leichter wieder auf den Nominativ geführt werden konnte, womit er anfieng. Einen nicht unähnlichen Uebergang von dem Accusativ in den Nominativ (und merkwürdig genug mit denselben Worten und auch nach einem Acc. plur. neutr.) haben wir p. Rosc. Am. § 133 a. A.: *habet animi relaxandi causa rus amoenum et suburbanum; plura praeterea praedia, neque tamen ullum nisi praeclarum et propinquum; domus referta vasis* etc.; man erwartete *domum refertam* von *habet* regiert; nun ist es freilich hier nicht so sehr hart zu *domus referta* etwa *ei est* hinzuzudenken; doch ist auch eben kein Grund ersichtlich, warum der Redner diese Worte hier auslassen sollte; es dürfte daher vielleicht richtiger sein auch hier zu statuieren, dasz Cic. durch die zweideutige Form von *praedia* (besonders mit dem folgenden den Zusammenhang leicht etwas in Vergessenheit bringenden Zusatz *neque tamen — propinquum*) auf den Nominativ gekom-

men und daher so fortgefahren ist, als ob er schon im 1n Gliede *ei est* und nicht *habet* gesetzt hätte (deshalb habe ich etwas stärker als gewöhnlich vor *plura* interpungiert). — § 65. Wenn H. trotz der gegründeten Einwendung von Madvig (Opusc. alt. p. 328) dennoch die Conjectur *quin etiam fuit audiendus* der vortrefflichen Conjectur von Madvig *cui etiam fuerit audiendus* vorzieht, so ist vielleicht die Ursache davon in einigem Bedenken gegen die Beziehung von *cui* auf das durch ein ganzes Punctum entfernte *Pompei* zu suchen. Aber 1) vermiszt man bei der Lesart H.s die Bezeichnung der Person, die solches hören muste; man möchte *ei* hinzugefügt wünschen; 2) musz man in der Bemerkung über *ii quibus tota commissa est res p.* doch auch an Pompejus denken, zu dessen Entschuldigung diese Bemerkung dienen soll; 3) dürfte diese ganze Bemerkung (*nimis — res publica*) nicht durch Punkte von den umgebenden Worten zu trennen sein, sondern nach *iudices* wäre (mit Lefolii) ein Kolon, nach *res publica* ein Semikolon zu setzen; 4) ist eine ähnliche Beziehung des Relativs auf ein entfernteres Wort gar nicht ohne Beispiel; ja ein ganz analoges (*qui etiam* mit folgendem Conjunctiv) findet sich Corn. Att. 11, 2, wo das Wort auf welches sich *qui* bezieht (die Person des Atticus) noch entfernter ist, während auch dort der Zwischensatz auf Atticus Beziehung hat. Vgl. Nipperdey zu d. St. und zu Corn. Alcib. 8, 3; Wesenberg Emend. Cic. Tusc. II p. 1 Note 1. (Ein solches anknüpfendes *qui* mit dem Conjunctiv hat Cornelius auch Att. 6, 4 und 11, 4.) — § 67: *comperta sunt. Cum tamen metuitur etiam nunc Milo, non iam hoc Clodianum crimen* etc. So liest H. und nimmt bei dieser schwierigen Stelle ebensowenig auf die Klotzische (von Osenbrüggen aufgenommene) als auf die Madvigsche (von Lefolii befolgte) Lesart Rücksicht. H. erklärt die Stelle so: 'wenn dessen ungeachtet Milo auch jetzt noch gefürchtet wird, so haben wir nicht zu besorgen, dasz noch jemand den Milo des Mordes des Clodius zeihen werde, sondern es sind einzig die Befürchtungen des Pompejus, durch die Milo in das Gerede eines gefährlichen Menschen gebracht wird.' Gegen eine ähnliche Verbindung der Gedanken hat bereits Madvig (Opusc. alt. p. 328 f.) nicht unerhebliche Gründe beigebracht; auch dürfte für den Anfang einer neuen Periode mit *non iam* der Umstand sprechen, dasz Asconius an dieser Stelle die Worte, an die er seine Anmerkung knüpft, gerade mit *non iam* anfängt; und er fängt sonst nie ein Lemma mitten in einer Periode an (vgl. Madvig de Q. Asconio Pediano p. 60. 88 u. 145). Es mag mir erlaubt sein noch einen andern Grund hinzuzufügen. Entweder musz bei dieser Verbindung der Satz *non iam hoc Clodianum crimen timemus* in einer directen Beziehung auf den Vordersatz (*cum tamen metuitur etiam nunc Milo*) stehen; es ist aber zwischen diesen Sätzen ebensowenig ein *nexus causalis* als ein *nexus conditionalis* (Madvig Opusc. alt. l. l.) zu finden, wie es sich auch in H.s Erklärung aufs deutlichste zeigt; wie konnte nemlich das vorhandensein einer solchen Furcht ein Grund sein, warum niemand den Milo des Mordes des Clodius zeihen sollte? es müste denn sein dasz

sie den Milo so sehr fürchteten, dasz sie ihn nicht (durch eine Anklage) zu reizen wagten; aber von so etwas ist ja gar nicht die Rede; *hoc Clod. crimen* ist ja doch die wirklich schon erhobene Anklage des Milo, gegen welche ihn Cic. hier vertheidigt. Oder es musz der Satz *non iam hoc Clod. cr. tim.* nicht als ein selbständiger zu fassen sein, sondern als eine einleitende, gegensätzliche Nebenbemerkung in Beziehung auf das folgende (nach Madvig lat. Sprachl. § 438), so dasz der Sinn ungefähr dieser sein würde: 'wenn dennoch Milo auch jetzt noch gefürchtet wird, so ist es diese Furcht und zwar dein Verdacht, Pomp., weswegen wir uns ängstigen müssen, — weit mehr als wegen der Anklage rücksichtlich des Clodius.' Somit würde aber dieser Satz zum Werthe eines nicht einmal nothwendigen oder sehr wesentlichen Nebensatzes heruntersinken; und dasz er dies nicht ist, scheint mir aus dem Zusammenhang des ganzen einleuchtend. Nachdem nemlich Cic. das ungegründete und ungereimte in dem Verdacht des Pomp. (d. h. dem 2n Glied in der Verbindung *non iam hoc Clod. cr. — perhorrescimus*) in den §§ 67—71 gezeigt hat, kehrt er § 72 a. A. mit den Worten *nec vero me, iudices, Clodianum crimen movet* offenbar zu dem 1n Glied (*non iam hoc Clodianum crimen timemus*) zurück, wodurch denn diese beiden Glieder so bestimmt als wirklich und nicht blosz formell coordiniert hervortreten, dasz man sie beide als gleichgestellt betrachten musz. Was ich hier gegen diese Lesart und Erklärung beigebracht habe, wird im wesentlichen auch die Klotzische treffen. Gegen die Madvigsche: *comperta sunt; cum tamen metuitur etiam nunc Milo. Non iam* etc. führe ich an dasz seine Vertheidigung des *cum* mit dem Indicativ mir hier nicht hinreichend scheint; und da der scharfsinnige gelehrte selbst seine Conjectur und Erklärung nicht für sicher hält (l. l. p. 329), so dient solches nicht dazu sie andern zu empfehlen. Besser scheint es mir zu lesen: *cur tamen metuitur etiam nunc Milo?* wenn nicht vielleicht ein tieferes Verderbnis verborgen liegt. — § 68: *ne ille.* So schreibt H. mit éiner Hs. und den ältesten Ausg. (wie vielen und welchen?), und sagt dasz es zweifelhaft erscheinen dürfte, ob hier *hic*, geschweige *iste* (wie die übrigen Hss. haben) anwendbar gewesen wäre. Doch hat H. diese Meinung nicht weiter begründet. Wenn auch *iste* im Munde des Redners gewöhnlich den Gegner bezeichnet, so hat es doch Cic. wenigstens an éiner andern Stelle auch von dem vertheidigten gebraucht, nemlich p. Plancio § 99, wo es, wie es scheint, blosz um einer Abwechslung willen steht, da *hic* kurz vorhergegangen ist. An dieser Stelle (Mil. § 68) scheint mir *iste* mit Rücksicht auf das kurz vorhergegangene *ista suspitio* gewählt, so dasz *iste* so viel ist als *is qui tibi istam suspitionem movet.* — Ebd. a. E. H.s Erklärung (in der 2n Ausg.) von dem Gegenstande des hier erwähnten Zeugnisses scheint mir nicht richtiger als die in der 1n gegebene. Wenn man an die Bedeutung des *antestari* in der römischen Gerichtssprache denkt, wird man den Sinn natürlicher so ergänzen: 'dasz die Gewalt, deren Milo geziehen ist, rechtmäszig (gesetzmäszig) verübt worden sei.' Es ist gewis

eine richtige Bemerkung von Lefolii, dasz, weil diese Handlung (*antestari*) immer darauf ausgieng, dasz *vis* gesetzmäszig angewandt sei, Cic. auch hier *antestari* gebrauchen konnte, ohne dasjenige hinzuzufügen, wofür Milo den Pompejus als Zeugen anrufen würde. — § 69 a. A. schreibt H. wie Madvig und Orelli *vide;* dagegen haben Osenbrüggen und Lefolii mit dem Erf. (u. Hittorp.) *vides.* Dieses letztere scheint auch mir richtiger; es will mich dünken dasz hier weniger zu einer Aufforderung Veranlassung ist als einfach dazu, den Pompejus an das folgende, wovon er an dem Schicksal des Milo ein gegenwärtiges Beispiel hatte, zu erinnern ('du siehst ja, es kann deinem Blicke nicht entgehen'), um daran (an die Voraussetzung dasz Pomp. dieses sehe) die am Schlusz des § enthaltene Warnung zu knüpfen, welche selbst nicht in der Form einer Aufforderung gegeben ist. — § 79: *ut ea cernamus, quae non videmus.* So H. mit dem Col. 'vortrefflich' wie er sagt, statt der Vulgata *ut ea cernimus, quae videmus.* Die Lesart des Col. hatte schon Orelli (in der 1n Gesamtausg.) verworfen und sie aus dem mutmaszlichen Schreibfehler *ut ea cernamus, quae videmus* erklärt; Madvig (Opusc. alt. p. 302), Osenbrüggen und Lefolii sind ihm gefolgt und gewis mit Recht. Wenn es nemlich heiszt: 'denn [das könnt ihr:] unsere Gedanken sind ja frei [von jeder körperlichen Beschränkung] und was sie wollen d. i. alles was sie sich vorstellen, schauen sie so' usw., so kann man doch hier an nichts wirkliches ɔ: jedesmal sichtbares, sondern nur an etwas vorgestelltes ɔ: dem leiblichen Auge jetzt unsichtbares denken; wozu denn nun der Zusatz: 'so dasz wir (dadurch ɔ: in den Gedanken) das sehen, was wir (wirklich, leiblich) nicht gewahr werden ɔ: unsichtbare, nicht gegenwärtige Dinge'? So würde ja der ganze Satz kurz so auszudrücken sein: 'unsere Gedanken schauen das (unsichtbare) was sie wollen so, dasz wir das unsichtbare sehen.' Dies scheint mir nicht nur eine Tautologie, sondern vielmehr Unsinn. Würde sich jemand gegen den Einflusz des vorhergehenden *fingite animis* und des nachfolgenden *fingite cogitatione* und gegen die Bedeutung von *cogitationes* und *liberae* erhärten und *quae volunt* sowol von wirklich sichtbaren als von nur vorgestellten Dingen verstehen (welche Erklärung mir jedoch durchaus verwerflich scheint), so würde doch der Folgesatz auffallend kurz stehen; man hätte dann erwarten sollen: 'unsere Gedanken schauen alles was sie wollen (ɔ: sowol sichtbares als vorgestelltes) so, dasz wir [nicht nur das wirklich gegenwärtige, was schon das Auge auffaszt, sondern auch] das unterscheiden was wir mit den Augen nicht sehen;' oder wenigstens: 'unsere Gedanken schauen alles was sie wollen so, dasz wir [sogar] das unsichtbare unterscheiden.' Dieses 'sogar' würde man gar nicht entbehren können, da der Folgesatz ja nur das unsichtbare angeht; es ist aber auch im vorhergehenden von nichts anderm (als dem unsichtbaren, vorgestellten) die Rede. Deshalb gibt auch die andere Lesart des Erf. und aller übrigen Hss. den vortrefflichen und richtigen Sinn: 'denn unsere Gedanken sind frei und schauen somit alles was sie wollen (ɔ: wir schauen in den Gedanken,

ohne die Augen, alles was wir wollen) ebenso leibhaftig, wie wir diejenigen Gegenstände unterscheiden (auffassen), die wir mit unsern leiblichen Augen sehen.' (Vgl. Tusc. I § 46. Orat. § 18.) — Ebd. Wenn H. ein Kolon nach *conditionis meae* setzt und eine Aposiopese nach *revixerit* statuiert, so könnte man leicht dadurch verleitet werden den Satz *si possim* etc. als einen Vordersatz zu nehmen, dessen Nachsatz wegen der Aposiopese weggeblieben wäre; deshalb scheint es mir richtiger mit Madvig und Lefolii nach *meae* nur ein Komma zu setzen, wodurch es besser angedeutet wird dasz der Satz *si possim* einen Gegenstandssatz vertritt, indem er den Inhalt der *conditio* angibt, während die angenommene Aposiopese sich auf *fingite igitur* bezieht, welche Worte gleichsam einen Vordersatz vertreten (vgl. Madvig lat. Sprachl. § 442 a Anm. 2). Uebrigens ist der Nachsatz der Form nach von Cic. in den Worten *quid vultu extimuistis* gegeben; dasz aber vor diesen Worten eine kleine Pause im Vortrag gemacht werden musz, kann man passend durch einen Strich andeuten; doch möchte ich lieber mit Lefolii *revixerit: — quid* schreiben. — Ebd.: *ab inferis evocare.* Es dürfte vielleicht eine Frage sein, ob nicht (mit Lefolii) nach dem Erf. *avocare* zu schreiben sei; wenn man an die eigentliche Bedeutung des Wortes *inferi* denkt (darum *a b inferis, a p u d inferos*), ist der Gebrauch von *avocare* ('ihn gleichsam von der Gesellschaft der abgeschiedenen abrufen') wol nicht so auffallend, als er auf den ersten Blick scheinen möchte. — § 81: *praemia laudis.* H.: 'die in Lob bestehen'. Das wäre freilich ein etwas karger Lohn! *ex quo* (heiszt es) *e t i a m praemia laudis essent petenda:* 'woraus d. i. zufolge dessen er s o g a r Lob als Lohn verlangen müste.' Was konnte er wol geringeres verlangen, wenn er überhaupt einen Lohn verlangen sollte? Sagt Cic. nicht auch gleich nachher: *honores assequeretur amplissimos* ('die höchsten Ehrenstellen und Ehrenbezeigungen')? Das ist doch ganz etwas anderes; ebenso heiszt es § 80: *honoribus nullis afficietis* mit Beziehung auf den Anfang des §: *Graeci homines* etc.; ferner § 83: *praemiis afficere* u. § 39 a. E.: *de praemiis cogitaretur*, wo ganz gewis etwas anderes als das blosze Lob gemeint ist; auch der Plural *praemia* vom Lob a l l e i n scheint mir nicht recht passend. Ich möchte so übersetzen: 'zufolge dessen er [nicht nur Straflosigkeit, sondern] sogar Belohnungen f ü r sein Verdienst verlangen müste.' Es ist darin keine Tautologie; *laudis* bezeichnet nicht dasselbe wie *ex quo;* dieses letztere ist die T h a t selbst, *laudis* ist das verdienstvolle der That, das V e r d i e n s t das er sich dadurch um den Staat erworben hat: 'indem er von dieser That ausgienge (*ex*), müste er sogar Belohnungen für sein Verdienst verlangen ɔ: Belohnungen dafür dasz er sich i n dieser Handlung (durch d. H.) verdient gemacht hätte.' Der Genetiv ist also ein einfacher gen. coniunctivus oder possessivus (Madvig lat. Sprachl. § 280), sowie § 96 *praemia recte factorum* und § 97: *praemia virtutis;* vgl. Verg. Aen. I 461: *sunt hic etiam sua praemia laudi*, 'auch hier findet das Verdienst seinen Lohn.' — § 83: *vicissitudines rerum atque ordines* übersetzt H.:

'Wechsel und Ordnung in der Welt'; genauer wäre vielleicht (mit Lefolii): 'die regelmäszige (geordnete) Abwechslung in der Natur' (namentlich der Jahreszeiten, des Tages und der Nacht). Vgl. Madvig lat. Sprachl. § 481 a am Schlusz. — § 88 a. E.: *ne cum volebat quidem id facere in privato eodem hoc, aliquid profecerat.* So schreibt H. in der 2n Ausg. Diese Conjectur von Bake (*volebat* statt *solebat*) kann ich nicht billigen. Die Worte *ne cum volebat* (*solebat*) *quidem* stellen den angedeuteten Zeitpunkt dem damals gegenwärtigen entgegen; wenn es also heiszt: 'nicht einmal als der Senat dies wollte', so liegt darin der Gegensatz: 'denn jetzt ist der Senat nicht willig dazu' (*volebat* ist mehr als z. B. *conabatur*), ein Vorwurf gegen den Senat der in dem Munde eines Senators wenig schicklich erscheint. Dagegen wenn man *solebat* liest, wird der Gegensatz: 'denn jetzt pflegt er es nicht mehr'; dies konnte er, da der Grund unerwähnt bleibt, ohne Anstosz sagen. Wenn man vielleicht in dieser Lesart zu viel zu finden meint, indem doch nur von (mislungenen) Versuchen, nicht von einer wirklich erfolgten Beschränkung die Rede ist, so möchte diese Einwendung durch die Uebersetzung 'da er beschränkende Maszregeln zu nehmen pflegte' wegfallen, eine Deutung die der allgemeine Ausdruck *id facere* wol erlaubt. Und sonst wüste ich nicht was gegen *solebat* einzuwenden wäre; denn dasz Cic. es eine 'Gewohnheit' des Senates nennt, wird wol durch die wiederholten von Clodius eludierten Senatsbeschlüsse (§ 73: *saepe censuit* und dazu Halm; § 87: *senatus decreta perfregerat*) gerechtfertigt sein. Ferner scheint mir aber auch die Interpunction nach *hoc* weniger passend als die Madvigs u. a., welche das Komma hinter *facere* setzen und *in privato eodem hoc* zum folgenden ziehen. Der erste Satz bekommt durch H.s Interpunction etwas schleppendes, weil man nach *id facere* nichts mehr erwartet; der zweite Satz dagegen tritt in auffallender und harter Kürze hervor, und man möchte eher *quicquam* als *aliquid* erwarten, da die Negation (*ne cum solebat quidem* = *ne tum quidem, cum* —) doch eigentlich zu diesem Satze gehört (denn der Sinn ist: 'er hatte n i c h t s ausgerichtet')*). Aber auch der Sinn scheint mir einer solchen Interpunction zu widerstreben; Cic. führt zwei Gründe an, weshalb der Senat den Clodius nicht würde beschränkt haben: 1) der Senat pflegt jetzt nicht mehr dies zu thun; 2) wenn Clodius Praetor wäre, hätte er sich dem Senate noch weniger gefügt denn als Privatmann; wenn also der Senat damals nichts ausgerichtet hatte, als er beschränkende Maszregeln gegen Clodius nahm u n d als dieser Privatmann war, so hätte er um so weniger jetzt den Clodius unschädlich gemacht. Es scheint mir demnach dasz die b e i d e n Bestimmungen zu

*) Dies letztere ist freilich auch der Fall, wenn man *in privato eodem hoc* mit *aliquid profecerat* verbindet; allein eben diese vorangesetzten Worte dienen dazu, den Uebergang etwas zu mildern ('nicht einmal, als der Senat dies zu thun pflegte, hatte er bei dem Clodius als Privatmann das erreicht, was man einen Fortgang oder Erfolg haben nennen kann').

aliquid profecerat gehören, und dasz die eine der andern nicht untergeordnet werden darf. Der Sinn ist also: 'auch damals nicht, als der Senat solches zu thun pflegte, hatte er bei demselben, ungeachtet er damals nur Privatmann war, irgend einen Fortgang oder Erfolg gehabt.' — § 90: *templum sanctitatis*, *amplitudinis*, *mentis*, *consilii publici*. H. scheint *publici* nur mit *consilii* zu verbinden; mir scheint das Adjectiv zu allen vier Substantiven zu gehören. Die beiden ersten könnte man wol zur Noth für sich verstehen; aber *templum mentis*, wenn man nicht *publicae* hinzudenkt, scheint mir doch allzu nackt und allgemein, und dasz *publicae* hinzuzudenken ist, scheint auch die von H. aus der or. de harusp. resp. angeführte Stelle wahrscheinlich zu machen; soll aber *publici* zu mehr als *consilii* gehören, so musz es zu allen vier Begriffen gehören. Auch ist es nicht nothwendig, dasz *consilium publicum* als stehender Ausdruck überall den Senat bezeichne; es steht p. Rosc. Am. § 151 a. E. von den Richtern; und Livius scheint lieber (wenn nicht ausschlieszlich) *publicum consilium* zu sagen (Fabri zu Liv. XXIII 2, 4). — § 91. Zu dem Worte *sustinetis* hat H. die Bemerkung: 'vielleicht richtiger *sustineatis;* vgl. Z. 21 (*restiterit*)'. Dort aber ist der Satz *cuius* — *restiterit* von einem von *putent* regierten Acc. c. inf. abhängig, während *sustinetis* einen indicativischen Hauptsatz hat. Da folglich der Conjunctiv hier nicht nothwendig war (vgl. Madvig lat. Sprachl. § 366 Anm. 1), so wählte Cic. lieber den Indicativ, der von einem thatsächlichen Umstande weit natürlicher erscheint. — § 93: *quam primam*. 'Die Hss.' sagt H. 'haben *quam primum*, was sich schwerlich durch die Erklärung *ubi primum aliquam* vertheidigen läszt.' Will denn jemand es so vertheidigen? H. meint doch wol nicht, dasz man *quam primum* dann als Conjunction (= *ubi primum*) verstehen müsse? *Quam* ist relatives Pronomen; warum sollte aber Cic. nicht hier wie öfters, wenn auch gegen den gewöhnlichsten Gebrauch, das Adverbium statt des Adjectivs setzen können? So erwartete man wol in Catil. III § 15 eher *a quo primo* statt *a quo primum;* vgl. Kühner zu Cic. Tusc. IV § 15 und besonders Madvig zu Cic. de fin. I § 44 nebst Add. p. 866. — § 94: *cum me senatui dedissem*. Zu der Erwähnung der Vermutung Garatonis *dedidissem*, die H. als 'vielleicht richtiger' bezeichnet, finde ich, besonders in einer Schulausgabe, gar keine Veranlassung; s. Freund Wörterb. *do* B 5 b (S. 237). — § 99. Zu der richtigern Erklärung die H. in der 2n Ausg. von *vixero* gibt, könnte man wol passend hinzufügen dasz *vixero* euphemistisch = *moriar* ist, ebenso wie oft *vixit* (er hat gelebt ɔ: er hat zu leben aufgehört) = *mortuus est* (ɔ: er ist todt); vgl. Freund Wörterb. *vivo* 2; Madvig lat. Sprachl. § 335 b (*fuit Ilium*); also hier ungefähr: 'ich werde einen herlichen Tod finden, mein Leben wird einen herlichen Ausgang haben'. Auch sorgt der Redner durch diesen Ausdruck für die Abwechslung in der Rede; vgl. kurz zuvor: *meo capite luitur*, und gleich danach: *si quid mihi acciderit*. Ueber das Fut. exact. in beiden Sätzen s. Madvig lat. Sprachl. § 340 Anm. 2. — § 101. Ich gestehe dasz ich gar nicht

weisz, mit welchem Rechte H. (sowie auch Osenbrüggen) in der 1n Ausg. schreibt: *his lacrimis non movetur Milo — est quodam incredibili robore animi — sed exilium ibi esse putat* etc.; in der 2n sogar: *hic lacrimis non movetur — est* etc. (mit Bake, dessen Gründe ich leider nicht kenne). Denn 1) haben, so viel ich weisz, alle Hss. sowol *his* als *Milo*, keine aber *sed* (dasz einige schlechte zwischen *animi* und *exilium* die Glosse *saeptus* einschalten, darf doch nicht zu der Vermutung einer Corruptel Veranlassung geben); 2) scheint mir *his* sehr passend (und dann *Milo* nothwendig), *sed* dagegen für den Zusammenhang ganz unpassend. H. und Osenbrüggen wollen, wie die Interpunction zeigt, *sed* auf die vorausgehende Negation als Gegensatz beziehen; der Sinn wäre also: 'dieser wird nicht durch Thränen gerührt, sondern er hält denjenigen Ort für einen Verbannungsort, wo die Tugend keine Anerkennung findet.' Können aber diese Sätze passend durch sondern verbunden werden? Und ist es nicht weit richtiger so zu lesen und zu interpungieren (ungefähr wie Orelli, Madvig, Lefolii): *his lacrimis non movetur Milo**); *est quodam incredibili robore animi: exilium ibi esse* etc. und so zu erklären: 'diese Thränen rühren den Milo nicht; [denn] er besitzt eine unglaubliche Geistesstärke [die ihn über die gewöhnlichen menschlichen Gefühle erhebt, über die angeborne Liebe zu dem Geburtsorte sowol als über die Todesfurcht]: er hält den Ort, wo die Tugend keine Anerkennung findet, für einen Verbannungsort [das Land dagegen wo sie anerkannt wird für sein wahres Vaterland]; er betrachtet den Tod nicht als eine Strafe, sondern als das natürliche Ende des daseins'. — Ebd. Wenn gleich danach H. die Conjectur *est hic ea mente* (für *sed hic* etc.) aufgenommen hat, weil er (wie es in der 1n Ausg. heiszt) die Ergänzung von *est* aus *eritis* kaum statthaft findet, so scheint er Madvigs Bemerkung hierüber (Opusc. I p. 197) nicht beachtet zu haben, welcher sowol die Möglichkeit der Ergänzung durch Beispiele bestätigt als auch darauf aufmerksam macht dasz *sed* hier nicht entbehrt werden kann. — § 102. H. bezeichnet in der 2n Ausg. die Lücke richtiger als in der 1n (und als Madvig) so: *quae est grata gentibus* * * * *non potuisse*, will aber der von Madvig versuchten Ergänzung (Opusc. I p. 155 f.) nicht einräumen dasz sie den Hauptschaden der Stelle hinweggeräumt habe, der eine noch gröszere Lücke voraussetzen lasse. 'Da nemlich' sagt er 'die Worte *mene non potuisse* noch herabzubeziehen sind, so konnte Cic. unmöglich damit verbinden: *quo deprecante? me.*' Dies kann ich doch nicht unmöglich finden; im Gegentheil scheint es mir leicht zu entschuldigen, wenn der Redner, nachdem er den Satz *mene non potuisse* schon zweimal durch *potuisse* allein wiederholt hat, nicht mehr die vollständige Form des ersten Satzes, von welchem er *potuisse* hernimmt, sondern nur eine allgemeine Vorstellung von dem Inhalte desselben behalten hat, als ob er ungefähr so angefangen hätte:

*) Vgl. § 92: *si in nostro omnium fletu nullam lacrimam aspexistis Milonis.*

salutemne Milonis non potuisse servari; so erklärt es Lefolii. Und stoszen wir uns auch nicht an die Wiederholungen, die in diesen §§ (102 f.) vorsätzlich gehäuft sind. So ist der Ausruf im Anfang des § 102: *revocare tu me* etc. gleich darauf in einer wenig veränderten Form wiederholt: *mene non potuisse* etc. Cic. spricht nemlich erst diesen Gedanken von seinem eignen Standpunkt aus (*o me — potero*); dann wiederholt er denselben Gedanken, indem er denselben in Beziehung auf seine Kinder und seinen Bruder betrachtet (vgl. Schol. Bob. z. St.); damit aber die Wiederholung nicht allzu tautologisch und matt werde, entwickelt er darauf den Gedanken in die einzelnen Glieder aufgelöst (*quibus iudicantibus? iis — quo deprecante? me*), nachdem er erst das allgemeine von der Beschaffenheit der Sache (*at in qua* etc.) ebenfalls um den Eindruck zu verstärken hinzugefügt hat; folglich musz man die beiden angegebenen Glieder hier wiederholt zu finden erwarten. (Endlich stellt er § 103, wo derselbe Gedanke ein paarmal wiederkehrt, traurige Betrachtungen darüber an, wie doch dies möglich sein und woher es rühren könne.) Wenn H. ein passivisches Satzglied vor *non potuisse* einschalten will (wie z. B. *at quibus Milonis innocentiam probari non potuisse? iis* etc.), um so eine passende Verbindung mit *deprecante me* hervorzubringen, so kann man wol nach dem oben bemerkten ein solches Glied entbehren; dagegen entbehrt man ungern den Gegensatz von *quo deprecante*, der gerade in *quibus iudicantibus* liegt. Auch ist ein solches Supplement wie das Halmsche der Form nach höchst unsicher. Es ist eine sehr wahrscheinliche Vermutung Madvigs, dasz die Lücke dadurch entstanden sei dasz ein Abschreiber von einem Worte mit der Dativendung *ibus* (*ntibus*) zu einem Particip mit derselben Endung (wie etwa *iudicantibus*) übergesprungen sei. Will man diese Annahme nicht festhalten, so hat man in formeller Hinsicht gar nichts festes mehr, woran man eine Vermutung anknüpfen könnte; und so kann die Ergänzung H.s auch in formeller Rücksicht gar nicht sicher sein (was er wol auch schwerlich selbst gewollt hat). Bei genauerer Betrachtung wird es sich aber zeigen dasz Madvig selbst diese seine wahrscheinliche Vermutung zum Theil nicht streng genug festhält; er sieht *gentibus* als corrumpiert an und sucht in diesem Worte nur die Endung eines Particips (etwa *iudicantibus*), deren Uebereinstimmung mit der Endung eines Dativs im vorigen Gliede (nach *grata*) die Lücke veranlaszt habe: demnach schreibt er im Texte (wie H. in der 1n Ausg.) *grata* * * * *gentibus*, und setzt in der Note seine Ergänzung so: [*quibus iudica*]*ntibus*, als wäre *gentibus* in den Hss. statt des Restes von *iudicantibus* geschrieben. So gibt er aber zum Theil die gewonnene Grundlage wieder auf: wenn *gentibus* im Anfang corrumpiert sein soll, warum denn nicht auch im Schlusz (*ntibus*)? Will man von der Annahme zweier gleicher Endungen ausgehen, so musz man auch *gentibus* ganz und gar als echt ansehen; der Abschreiber ist nicht von dem Anfange des Dativs auf *ibus* zum Ende des Particips gesprungen, sondern, nachdem er *gentibus* geschrieben hatte, zu dem nach *iudicantibus* folgenden

Worte. Man musz demnach die Lücke so (wie H. in der 2n Ausg.) bezeichnen: *grata gentibus * * * non potuisse.* Nun ist es aber freilich wahr dasz mit Madvigs Ergänzung noch nicht die ganze Wunde geheilt ist, indem *quae est grata gentibus* (oder *gentibus omnibus*) nicht so nackt stehen könnte (s. Madvig Opusc. I p. 155). Aber gerade in Madvigs Bemerkungen hierüber finde ich einen Fingerzeig, der mich auf eine mir wenigstens nicht unwahrscheinliche Vermutung führt. Ist ein Abschreiber, der gegen das Ende eilte, von éinem *ibus* zu einem 2n *ibus* gesprungen, konnte denn nicht derselbe (oder ein anderer) auch von éinem *grata* zu einem 2n springen? Man würde dann die Stelle ungefähr so ergänzen können: *quae est grata* [*populo Romano, grata*] *gentibus* [*omnibus; quibus iudicantibus*] *non potuisse? iis* etc. Eine solche Klimax fast mit denselben Worten und zum Theil von derselben Sache hat man in dieser Rede oft (s. § 98. 77. 73. 87. 19. 90; vgl. de imp. Cn. Pomp. § 57). Im einzelnen ist freilich keine Sicherheit zu erlangen; so könnte man statt *populo Romano* auch *rei publicae* oder *civibus* oder *civitati* vermuten (wie an einigen der citierten Stellen); doch möchte ich *populo Romano* als das wahrscheinlichste vorziehen; denn so läszt sich die von mir vermutete 2e Lücke auch ohne die Annahme eines 2n Sprunges erklären: durch die Schreibung *grata p. r. grata* (*grataprgrata* oder *grataprograta*) konnte ein Abschreiber, der dieses *pr* oder *pro* nicht verstand, leicht verleitet werden *pr(o)grata* auszulassen, indem er dies für einen Schreibfehler eines andern Abschreibers annahm. — Dasz *iis qui maxime P. Clodii morte acquierunt* auf die Richter (d. i. auf die höheren Stände aus denen die Richter genommen waren) geht (nicht, wie Osenbrüggen will, auf den groszen Haufen der Zuhörer, s. § 3), erhellt sowol aus dem Gegensatze *quo deprecante* als aus andern Stellen wo dasselbe gesagt ist; z. B. § 30. 79 (im ganzen, besonders aber am Schlusz, wo die letzten Worte gerade dasselbe besagen wie die hier besprochene Stelle mit der Ergänzung *quibus iudicantibus*). 95.

Rücksichtlich der Interpunction, die H. an vielen Stellen sehr passend geändert hat, dürfte doch auszer dem was ich schon bei mehrern Stellen bemerkt habe noch hie und da etwas zu wünschen übrig sein. In dieser Beziehung möchte die oben erwähnte dänische Ausg. von Lefolii auch für deutsche gelehrte einiges Interesse haben, da dieser Hg. an sehr vielen Stellen durch die Interpunction den Sinn richtiger bezeichnet hat (wiewol ich ihm hierin nicht überall beistimmen kann). Einige Stellen, wo H.s Interpunction mir weniger richtig scheint, erlaube ich mir hier anzuführen. § 30 möchte vor *si id iure fieri non potuit* nicht Punctum, sondern nur Kolon zu setzen sein; denn dieser Satz steht als Gegensatz mit dem vorhergehenden in genauer Verbindung. Cic. sagt: 'ich will nun gar nichts davon sagen, was ihr durch den Tod des Clodius gewonnen habt; das mag dem Milo nicht zu gute kommen (das will ich zu seiner Vertheidigung nicht benutzen): wenn es aber nicht mit Recht geschehen konnte, so habe ich nichts zu seiner Vertheidigung zu sagen.' Er stellt also die Verthei-

digungsweise die er benutzen will derjenigen die er nicht benutzen will entgegen (vgl. § 6). Zwar hat *si* auch eine Relation zu dem folgenden *sin* (vor welchem H. doch auch Punctum setzt); diese scheint mir aber weniger wichtig oder direct als die Beziehung auf das vorhergehende; mit *sin* hebt Cic. so zu sagen von neuem an, so dasz der Zusammenhang ist: 'ich will nun alle andern Vertheidigungsgründe auszer Acht lassen; nur das Recht halte ich fest; konnte es nicht mit Recht geschehen, so habe ich gar nichts zu seiner Vertheidigung vorzubringen. Wenn aber dies' usw. — § 49 f. hat H. die in der 1n Ausg. befolgte Interpunction, wodurch er *noctu* unrichtig mit dem vorhergehenden verband, wieder zurückgenommen; der wahre Sinn scheint mir aber noch nicht in der Interpunction deutlich genug angedeutet. Ich kann die Auffassung, wenn man den Satz *noctu — occidisset* als von dem vorhergehenden bedingt und mit den folgenden parallel nimmt (wie Matthiae, Osiander Uebers., Halm 1e Ausg.), nicht billigen; es scheint mir nicht gedankenrichtig zu sagen: 'wenn Milo sich auf die Lauer gelegt und auf ihn gewartet hätte, so hätte er ihn bei Nacht an einem berüchtigten Orte erschlagen'; was bedingt sein soll, folgt nicht aus der Bedingung, oder es ist eine Tautologie. In dem Satze *noctu — occidisset* finde ich eine speciellere Bestimmung des vorhergehenden, und die folgenden Plusqpf. Conj. geben die Folge von diesem Satze (*noctu — occid.*) an; *occidisset* drückt in dem Plusqpf. Conj. dasselbe aus, was das vorhergehende Gerundivum, nemlich was Milo zu thun hatte (Gerundiv: vgl. Madvig lat. Sprachl. § 348 e Anm. 1) oder hätte thun sollen (Plusqpf. Conj.: vgl. ebd. § 351 Anm. 4). Die Stelle ist also ungefähr so zu übersetzen: 'Milo hätte dem Clodius auflauern und ihn abwarten sollen; bei Nacht (und zwar) an einem berüchtigten Orte hätte er ihn tödten sollen: dann hätte ihm, wenn er die That leugnete, niemand den Glauben verweigert; erstens hätte die Stelle selbst die Beschuldigung getragen; dann die Zeit; ferner' usw. (das Verhältnis zwischen *occidisset* und den folgenden Plusqpf. Conj. ist also nach Madvig lat. Sprachl. § 442 a Anm. 2 zu erklären); die Interpunction möchte ich also (mit Lefolii) so stellen: — *fuit; noctu — occidisset: nemo — velint; sustinuisset* etc. Dasz die Worte *noctu — occid.* unecht sein sollten, möchte ich nicht geneigt sein anzunehmen, da die folgenden Sätze den Gliedern dieses Satzes so schön (mit Chiasmus) entsprechen: der Ortsbestimmung *insidioso — loco* entspricht *sustinuisset — locus;* der Zeitbestimmung (*noctu*): *tum neque muta solitudo indicasset neque caeca nox ostendisset.* Auch möchte ich nicht mit H. *cum neque* schreiben, sondern *tum* behalten, 1) wegen der angedeuteten gleichen Beziehung dieser beiden Sätze auf die beiden Bestimmungen in dem Satze *noctu — occid.;* 2) weil der Satz *neque muta solitudo* (die nächtliche Stille und Menschenleere) *indicasset neque caeca nox ostend.*, da er die Zeitumstände angibt, den vorhergehenden Satz (*sustinuisset — locus*), der die Ortsverhältnisse andeutet, weder begründen noch erklären kann, wie er doch durch *cum* sollte; 3) endlich scheint mir das Verhältnis zwischen dem

Satze mit *primum* und dem entsprechenden mit *deinde* weniger schicklich, da sie sich beide auf den Ort beziehen; wenn dagegen der auf die Zeit bezügliche Satz dazwischentritt, so wird die Gliederung eben dadurch natürlicher. — § 54 wäre vielleicht vor *videte* (wie H. vor *quid* hat) ein Strich zu setzen (vgl. H.s Anm. zu *alter*). — § 80 möchte ich so interpungieren: *Graeci homines . . . necaverunt: — quae ego vidi . . . consecrantur: — vos tanti* etc.; denn der erste (*Graeci — tribuunt*) und der letzte Satz (*vos tanti* etc.) stehen in dem von Madvig lat. Sprachl. § 438 besprochenen Verhältnis zueinander; was zwischen ihnen steht, ist als eine parenthetische Ausmalung und Bestätigung des ersten Satzes anzusehen. — § 81 a. E. vor *nam quid esset ingratius* wäre richtiger etwas schwächer zu interpungieren (Lefolii hat ein Semikolon nebst einem Strich); denn der mit *nam* eingeleitete Satz gibt nur den Grund an, weshalb er so eben den Staat *ingrata* nannte; ebenso § 103 (Cap. 37 a. E.) vor *nam qui possum*, welcher Satz eigentlich nur eine Erklärung des vorhergehenden Wortes *acerbiorem* ist. — § 85 wundert es mich (es ist freilich eine Kleinigkeit), dasz alle Hgg. das nothwendige Komma zwischen dem Accusativ *vosque* und dem Vocativ *Albanorum obrutae arae* weglassen; vgl. § 101: *vosque, milites* (wo alle das Komma haben). — § 91 möchte vor *frangetis* nicht Punctum, sondern Kolon zu setzen sein; denn der vorhergehende Satz *excitate* etc. enthält so zu sagen die Bedingung des folgenden (Madvig lat. Sprachl. § 442 a Anm. 2). — § 94 wäre nach *o spes fallaces* lieber nur Komma zu setzen, da das nach *o cogitationes inanes* folgende *meae* auch zu *spes fallaces* gehört.

Wenn ich eine Recension der Halmschen Ausgabe schriebe, würde ich auch einige Stellen andeuten, zu welchen ich eine Anmerkung vermisse; hier mag es mir erlaubt sein nur ein paar solcher Bemerkungen hinzuzufügen. § 10 a. E. möchte ich zu *poena* die Bemerkung wünschen, dasz dieses Wort hier so zu sagen etwas zeugmatisch gebraucht ist, indem es bei dem ersten Verbum (*iniusta poena luenda sit*) eigentlich nicht 'Strafe' bedeuten kann, sondern nur 'unverdiente Gewalt, einen gewaltsamen Tod'. — § 15 möchte *iuris defensionem* zu erklären sein, da *defensio* hier in einer Bedeutung steht, die die Lexika nicht haben; *defensio iuris* (Gen. object.) ist nach *defendere ius* gebildet: 'das Recht als Vertheidigung anführen' = *defendere iure esse factum* (§ 8; vgl. § 30: *nihil habeo quod defendam;* Freund Wörterb. *defendo* B 1 β). — § 21: *multa vidit: fuisse — Milonem; in communi — timuit;* hier scheint Cic. die angefangene Construction schon im 2n Gliede geändert zu haben, indem er *timuit* als unabhängig setzt, statt einen 2n von *multa vidit* abhängigen Acc. c. inf. einzuführen (*in communi omnium laetitia si etiam ipse gauderet, infirmiorem visum iri fidem reconciliatae gratiae*); vgl. m. Bem. oben zu § 14. — § 39 a. A. Die vielen Nominative (*clarissimus* etc.) sind nur etwas zeugmatisch mit dem zuletzt folgenden Praedicate (*ardebant*) zu verbinden; Cic. hatte vielleicht erst ungefähr einen solchen Schlusz im Sinn: *omnes denique cives odio in illum ardebant;* als er aber dieses

Praedicat setzen wollte, fiel er darauf die Bestimmung *desiderio mei* hinzuzufügen, und so muste der Ablativ *odio* diesem weichen, indem der Redner die Verbindung des Praedicats mit den schon genannten Subjecten auszer Acht liesz. — §. 84 wäre wol das Subject von *putant* aus dem vorausgehenden *quisquam* (§ 83) herzuleiten; vgl. Madvig lat. Sprachl. § 462 b. — § 95 verdiente vielleicht die Vermutung von Osiander (Uebers.), dasz die dritte väterliche Erbschaft des Milo die seiner Frau Fausta von ihrem Vater Sulla sei, erwähnt zu werden; Lefolii ist dieser Annahme gefolgt.

Kolding. *F. C. L. Trojel.*

29.

Ludovici Mercklinii de Osculana pugna commentatio. (Vor dem Index scholarum der Universität zu Dorpat für das erste und zweite Semester 1854.) Dorpati ex off. acad. I. C. Schuenmanni viduae et C. Mattieseni. 15 S. gr. 4.

> Osculana pugna in proverbio, quo significabatur victos vincere, quia in eadem et Valerius Laevinus imperator Ro. a Pyrrho erat victus, et brevi eundem regem devicerat Sulpicius . . . . item Imperator noster. eius rei meminit Titinius hoc modo: 'Haec quidem quasi Osculana pugna est . . . secus, quia in fugere polsi hinc spolia colligant.'

oder vielmehr, wie die Verse jetzt theilweise nach dem Vorgang anderer von O. Ribbeck com. Lat. rell. p. 135 sq. (Titin. fr. inc. XVII) constituiert sind:

> Haec quidém quasi Osculána pugna est, haú secus,
> Quia quí fugere pólsi, hinc spolia cólligunt.

So lautet der Artikel des Festus S. 197ᵃ, 20 M., der der in der Ueberschrift bezeichneten gelehrten und scharfsinnigen Untersuchung des Hrn. Mercklin zu Grunde liegt.

Von Turnebus an hat diese Stelle zu zwiefachem, bis dahin nicht völlig gelöstem Zweifel Anlasz gegeben. 'Asculi commissam esse, ex aliorum scriptorum fide, nec vero a Valerio Laevino, ut Festus narrat, notum est' bemerkt K. O. Müller zu den Worten *Osculana pugna*. Dasz aber diese *Osculana pugna* zunächst nur die *Asculana* sei, das brauchte Hr. M. jetzt gestützt auf die Ergebnisse der neuern Forschung auf dem Gebiete der italischen Sprachkunde nur auszusprechen, um unbedingter Zustimmung versichert zu sein. Damit wäre der erste und stärkste Anstosz beseitigt. Den zweiten Anstosz anlangend, hat die von Valerius Laevinus dem Pyrrhus gelieferte Schlacht zwischen Pandosia und Heraclea stattgefunden (im J. 474 d. St., 280 v. Chr.): nach lange schwankendem Kriegsglück gelingt es den Römern die

Feinde zum weichen zu bringen: 'sed Romanos vincentes iam inusitata ante elephantorum forma stupere primo, mox cedere proelio coëgit victoresque iam nova Macedonum monstra repente vicerunt (Iustin. XVIII 1). In das nächste Jahr fällt die Schlacht von Ascoli in der 'iterum' 'dubio eventu' (periocha Liv. lib. XIII) gekämpft wurde, so dasz Justin sagt dasz hier 'par fortuna priori bello fuit'. Indem wir für die Erörterung des einzelnen auf die genaue Darlegung des Hrn. M. verweisen, adoptieren wir gern die auf S. 12 ausgesprochene Folgerung: 'ea vero utriusque pugnae similitudo, quarum alterutra propter locum Asculana dicta est, Sinnio Capitoni vel adeo belli aequalibus opportunitatem dedit utramque Osculanae nomine proverbiali copulandi. Proverbiorum enim ea constat esse origo atque is usus, ut res aliqua insignis hominumque animis infixa ubi similia accidunt ad haec transferatur iisque suum nomen communicet.' Damit scheint uns die ganze Schwierigkeit gelöst: die beiden in ihrem Erfolg so gleichartigen Schlachten waren in dem Sprichwort zu einem und demselben Kampfe verschmolzen; die Feldherren beider fanden in diesem ihre Stelle: der eine bezeichnete die Phase der Niederlage, der zweite die des Sieges — der letztere aber wurde, ganz im Sinne der Ueberlieferung im Volksmunde, schlieszlich den Römern zugeschrieben. Ob diese Ueberlieferung von Sinnius nach älteren Quellen und von Verrius nach Sinnius einfach mitgetheilt oder von einer historischen Kritik begleitet wurde, können wir nicht ermessen. Der Epitomator gibt nur jene wieder.

Die Schlacht von Ascoli, sagt demnach Festus, brauche man sprichwörtlich für die Bezeichnung des Sieges von bereits besiegten, weil in dieser selben Schlacht der römische Feldherr vom Pyrrhus war besiegt worden und kurz darauf Sulpicius Saverrio *), gleichfalls unser Feldherr (und daher als Repraesentant desselben Volks in dieser Beziehung mit dem Valerius Laevinus zu identificieren) denselben König besiegt hatte.

So hat Hr. M. alle die Zweifel gelöst, die auch mir früher (Philologus I 613) diese Stelle verursacht hatte, und ich danke ihm dafür um so mehr als er durch seine Beistimmung und eine feine Bemerkung S. 14 f. meine an jenem Orte ausgeführte Ansicht, dasz die bei Festus angeführten Sprichwörter von Verrius wol sämtlich der Sammlung des Sinnius Capito entnommen seien, gestützt und befestigt hat.

Seine eigne Lösung aber der in der Stelle des Festus liegenden Schwierigkeiten ist bei weitem künstlicher und verwickelter als die oben in Folge seiner eignen Aufklärungen und Erörterungen von mir im Anschlusz an Müllers Interpunction und Ergänzung angenommene. Nicht éine nemlich, das ist Hrn. M.s Ansicht, sondern zwei Schlachten sind von Festus bezeichnet. Das beweist das von ihm angewendete *item*, das nicht mit dem folgenden *imperator noster*, sondern nothwen-

*) So ist von Müller die Lücke ergänzt worden. Hr. M. nimmt daran Anstosz, weil die Zeile danach zu wenig Buchstaben enthalten würde; aber sie enthält deren 29 und gleich zwei Zeilen darauf finden sich, wenn Ribbecks *hau* richtig ist, sogar zwei Zeilen hintereinander mit je 30 Buchstaben.

dig 'cum verbo praecedenti eo, quod in lacuna delituit' verbunden werden musz. Auch die Worte *devicerat Sulpicius* darf man nicht verbinden: denn *item* bezeichnet 'modum actionis iteratum' (Hand Turs. III 250), während hier *Laevinus erat victus* und *Sulpicius devicerat* entschiedene Gegensätze sind. So endet, was auch die Concinnität der durch *et* — *et* getheilten Satzglieder fordert, das erste, auf Laevinus bezügliche Beispiel mit *devicerat;* das zweite umfaszt die Worte von *Sulpicius* bis *noster*, die Lücke aber ist mit Scaliger zu ergänzen: *Pyrrhum victorem vicit* oder *Saverrio victorem vicit. In eadem* aber darf man nicht auf *Osculana pugna* beziehen, sondern nur auf *pugna*: es ist damit der Sieg des Laevinus bei Heraclea gemeint und die Plusquamperfecte *erat victus* und *devicerat* bezeichnen, dasz diese Schlacht der bei Ascoli vorangegangen sei. *Quia**) zwar knüpft so nicht ohne Härte diese Beispiele an das Sprichwort an: das darf man aber dem Epitomator Festus zu gute halten. In der Schlacht von Heraclea ist danach, wie es scheint, Laevinus freilich zuerst von Pyrrhus besiegt worden und hat ihn schlieszlich besiegt: doch liegt das nicht nothwendig in den Worten, da *brevi* auch auf die Vergangenheit bezogen wird und daher für *brevi ante* genommen werden darf; will man das nicht, so ist eine und zwar irthümliche Abweichung von der gangbaren Ueberlieferung anzunehmen. 'Quod crimen ne in Festum vel adeo in Verrium Flaccum, vel denique in Sinnium Capitonem hoc etiam antiquiorem conferamus, tanto magis cavendum est, quod ita ne intelligi quidem possit, qui factum sit, ut proverbium de Asculana pugna ortum ad Heracleensem transferretur.' Die für die erstere gebrauchte Bezeichnung *Sulpicius (Saverrio victorem vicit) item Imperator noster* bietet danach, verglichen mit den Aeuszerungen der Schriftsteller über diese Schlacht, weiter keine Schwierigkeit.

So scharfsinnig die Untersuchung des Hrn. M. ist, so kann ich mich von der Nothwendigkeit seiner Annahmen und der Haltbarkeit der auf diesem Wege gewonnenen Resultate doch nicht überzeugen. Das im einzelnen auszuführen, dessen glaube ich, abgesehen davon dasz ich dazu mindestens ebenso vielen Raum in Anspruch nehmen müste, als dem Hrn. Vf. zu Gebote stand, durch die Gegenüberstellung einer Lösung überhoben zu sein, die auf den einfachsten und von Hrn. M. selbst theilweise anerkannten Annahmen beruht. Aber wenn auch dieser Versuch Eingang finden sollte, so ist es jedenfalls nur das Verdienst der genauen und eingehenden Erörterung des Hrn. M., der zuerst durch lichtvolle und sorgfältige Erwägung der Thatsachen und durch richtige Erkenntnis der Natur des sprichwörtlichen Ausdrucks die, wie es schien, unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich einer Erklärung der Stelle entgegenstellten, hinweggeräumt hat.

Berlin. *Martin Hertz.*

---

*) Das wahrscheinlich aus der ursprünglichen Quelle, dem Sinnius Capito, hinübergenommen ist, wenn es sich auch bei diesem in anderer Verbindung fand, s. S. 14 f.

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

30.

Zur Litteratur der vergleichenden Sprachforschung.

---

1) *Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen von Franz Bopp.* Berlin, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1854. VII u. 304 S. gr. 8.

Seit dem J. 1835, in welchem Göttling zuerst mit dem Versuche hervortrat die Vorschriften der alten Grammatiker über die griechische Betonung nicht blosz zu sammeln, sondern auch auf gewisse Gesichtspunkte zurückzuführen und dadurch zu erklären, ist zur Aufhellung dieses schwierigen Gebiets sehr wenig geschehen. Der Anstosz zu einer tiefer eindringenden Forschung gieng auch hier erst von der vergleichenden Sprachwissenschaft aus, seitdem der bis zu den vierziger Jahren wenig beachtete Accent des Sanskrit durch das Studium der Veden und der indischen Grammatiker erschlossen ward. Boehtlingks 'erster Versuch über den Accent im Sanskrit' (St. Petersburg 1843) musz in dieser Beziehung als bahnbrechend erwähnt werden, dem sich dann bald die comparativen Untersuchungen Holtzmanns (über den Ablaut. Carlsruhe 1844) und Benfeys anschlossen, auf welche ich schon in meiner Schrift 'die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur classischen Philologie' (2e Aufl. S. 21 ff.) mit Hervorhebung einiger für das Griechische wichtiger Punkte hingewiesen habe. Das grosze Werk des ehrwürdigen Meisters und Begründers der vergleichenden Sprachforschung, die 'vergleichende Grammatik', zog bis zu der 1849 erschienenen 5n Abtheilung den Accent nicht mit in die Untersuchung. In der Vorrede zu dieser Abtheilung und in der Anmerkung zu § 785 trat Bopp zuerst mit seiner Theorie des Accents hervor, jedoch ohne diese in weiterem Umfang durchzuführen, was nunmehr nach einigen Mittheilungen im 3n Jahrgang der Zeitschrift für vergl. Sprachforschung in dem vorliegenden Werke in der Art geschieht, dasz zunächst nur die griechische Betonung in umfassenderer Weise mit der sanskritischen verglichen, auf die der lettisch-slawi-

schen Sprachen nur gelegentlich ein Seitenblick geworfen, die der übrigen Sprachfamilien aber fast gänzlich bei Seite gelassen wird, letztere freilich zum groszen Theil wegen Mangels an Nachrichten über die Betonungsgesetze der andern Sprachen. Ein jedes Werk von Bopp hat vor so vielen andern Arbeiten ähnliches Strebens den Vorzug, dasz die Grundzüge dessen was der Vf. zeigen will mit einer, wir können wol sagen, classischen Klarheit und Sicherheit dargestellt werden, wodurch es ihm nie geschieht, dasz durch die Menge schwieriger Einzelheiten jemals das wesentliche und hauptsächliche verdunkelt werde. Durch diese Eigenschaft gelang es ihm die von ihm gefundene Wissenschaft trotz des vielen was dunkel blieb auf festen, klar erkannten Grundlagen sicher aufzubauen, und selbst wo er irrte sind seine Irthümer von der Art, dasz sie, wie man das von Bentleys Conjecturen auch mit Recht behauptet, der Wahrheit entgegen führen, welche in diesen Regionen vielfach erst nach wiederholten Versuchen und durch das Gegengewicht der durch die neu gewonnenen Blicke belebten und durchgeistigten Einzelforschung gefunden werden kann. Und eben darauf beruht ein anderer Vorzug, dasz man nemlich alles was Bopp schreibt populär im edelsten Sinne des Wortes nennen kann. Denn nirgends setzt er andre Kenntnisse voraus als die eines jeden wissenschaftlich gebildeten sind; mit der Kenntnis des Griechischen und Lateinischen ist jedem der Zutritt zu seinen Untersuchungen eröffnet, bei denen er mit seltner Selbstverleugnung die wesentlichsten Thatsachen immer aufs neue hervorhebt, um nicht irgend welchem Zweifel Raum zu geben. Dies letztere ist gerade in diesem neusten Buche mit besonderer Sorgfalt geschehen. Dasselbe verliert für den mit diesen Forschungen vertrauten allerdings dadurch an Reiz, dasz dieser neben vielem neuen eine grosze Menge längst bekannter Dinge erwähnt findet; dafür aber empfiehlt sich die Schrift wieder als ein treffliches Einleitungswerk für solche, die vorzugsweise von den classischen Sprachen ausgehend durch eine Reihe wesentlicher Thatsachen der Uebereinstimmung sich zuerst in unsre Studien einführen lassen wollen. Und sicherlich ist eine vielleicht hie und da übertriebene Wiederholung der wichtigsten Sätze für solche Untersuchungen ersprieszlicher als ein orakelnder Ton, der überall alles voraussetzt oder über dem sicher erkennbaren keck zu abstrusen Combinationen forteilt, die bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft selten Gewinn abwerfen. Bei dieser Anlage der Schrift ist also der Nachweis über die Betonung der einzelnen Flexions- und Wortbildungsformen mit einer Erneuerung der Hauptergebnisse der 'vergleichenden Grammatik' verbunden. Die am Schlusz beigegebenen Anmerkungen dienen dazu den Text mehrfach zu erläutern, oft auch einzelnes entweder zu berichtigen oder mit Rücksicht auf abweichende Meinungen zu vertheidigen. Durch die Einfügung längerer Wortverzeichnisse ist dafür gesorgt, eine grosze Menge von Fällen der Uebereinstimmung rasch überblicken zu können, so dasz auch der ungläubigste sofort erkennen musz, in wie hohem Grade Griechen und Inder selbst in diesem scheinbar so flüchtigen Element der Sprache sich gleichen.

Freilich zeigt sich nun aber die Uebereinstimmung mehr in einer Reihe von Einzelheiten als in den Hauptprincipien der Betonung. In Bezug auf die letzteren finden, wie man schon lange wuste, zwischen den beiden Sprachen sehr bedeutende Verschiedenheiten statt. Cicero (Orator § 58) hielt es für ein Naturgesetz, dasz der Accent nicht über die drittletzte Silbe hinausrücken könne. Göttling (Accentl. S. 15 ff.) sucht dasselbe Gesetz aus der Beschränkung der ursprünglichen Wörter auf höchstens drei Silben zu erklären. Beide nicht auf Thatsachen, sondern auf Theorien begründete Annahmen werden dadurch widerlegt, dasz im Sanskrit der Accent keineswegs auf die drei letzten Silben beschränkt, vielmehr völlig unbegrenzt durch die Silbenzahl ist. Jede eingehendere Behandlung der Betonung muste daher auf die Frage führen, wie sich diese Grunddifferenz wol erklären lasse; und die Antwort darauf ist wieder nicht möglich, ohne über die ursprüngliche Art der Betonung im indogermanischen Sprachstamme Vermutungen zu wagen oder mit andern Worten ein Grundprincip der Accentuation zu suchen. Allerdings hat das letztere viel bedenkliches. Man möchte diese schwierige Frage erst dann mit besserem Erfolg angreifen können, wenn eine gröszere wol geordnete Fülle des Stoffes vorliegt. Nicht blosz das sanskritische und griechische, sondern auch das Betonungssystem der übrigen verwandten Sprachen kommt dabei in Betracht, namentlich auch das, wie uns Bopp belehrt, dem arabischen gleiche der Römer. Gewis also hat Schweizer Recht, wenn er (Ztschr. f. vgl. Sprachf. III 340 f.) äuszert, dasz die Acten zu solchem Spruche noch nicht vollständig vorlägen. Aber dennoch können wir Bopp nicht tadeln, dasz er einen bestimmten Spruch versucht hat. Es ist unmöglich eine solche Menge von Stoff licht zu gliedern, wenn sie sich nicht um einen Grundgedanken gruppiert: ohne eine eigne Meinung über den ursprünglichen Bestand würde die Darstellung der einzelnen Erscheinungen weder so klar noch so lebendig geworden sein. Nur musz man eine solche Meinung blosz als Hypothese betrachten, deren Erhärtung oder Widerlegung wir von der Entwicklung der Wissenschaft fordern. Und allerdings lassen sich gegen die von Bopp aufgestellte Behauptung nicht unwichtige Einwendungen erheben. Diese Hypothese nemlich ist die, dasz die Betonung der ersten Silbe eines Wortes überall die ursprünglichste und damit auch die würdevollste oder 'lebenvollste' gewesen und dasz die Betonung jeder andern, dem Ende des Wortes näher stehenden Silbe als eine Entartung oder Abschwächung zu betrachten sei. Indem Bopp sämtliche Erscheinungen um dies allerdings sehr leicht faszliche Princip ordnet, wird es ihm möglich das Betonungssystem wesentlich nach denselben Grundsätzen zu bearbeiten, nach denen er die übrigen Theile des Sprachbaus behandelt. Denn überall gewahrt Bopp mit mehr Entschiedenheit als seine Mitforscher 'Entartung' des ursprünglich vollkommneren, nur selten gesteht er eine gleich berechtigte Varietät zu, und für eine selbständige Entwicklung aus unvollkommneren Anfängen zeigt sich bei seiner Behandlungsweise kein Raum. Freilich hat sich schon jetzt die-

ser einfachen Hypothese eine andre ebenso einfache, ihr aber schnurstracks widersprechende entgegenstellt. Benfey nemlich stellt als das ursprüngliche Princip der Betonung das auf, dasz die einen Begriff modificierende Silbe jedesmal vom Ton getroffen sei, also, wenn diese, was ja in der Regel geschieht, ans Ende tritt, die Endsilbe, wenn aber an den Anfang, die erste Silbe. Die Sprache würde danach ursprünglich ebenso accentuiert haben wie die Schüler, wenn sie zuerst ihre Paradigmen auswendig lernen; denn diese pflegen es nie zu unterlassen die voneinander verschiedenen Endungen durch einen derben Ictus vor dem unbeweglichen Stamme hervorzuheben. Dasz die Endsilben ursprünglich betont gewesen seien, behauptet neuerdings auch Ewald in den gött. gel. Anz. 1855 St. 19. 20.

Ehe wir zu dieser schwierigen Frage einige Beiträge zu geben suchen, müssen wir eine noch allgemeinere Erörterung vorausschicken. Bopp nimmt (S. V) an, dasz es überhaupt drei Accentuationssysteme gebe: 'erstens das logische, welchem in unserm Sprachstamme, wo nicht überhaupt, nur die germanischen Idiome huldigen. Zweitens das rhythmische, unter allen das verbreitetste, welches in Bezug auf den Accent blosz die Stelle berücksichtigt, welche eine Silbe im Wortganzen einnimmt. Drittens das freie oder grammatische, welches im Sanskrit an keine Grenzen gebunden ist, während im Griechischen, in Folge einer speciellen Verweichlichung, zwar der Ton nicht höher als auf der dritten Silbe vom Ende stehen kann, aber doch innerhalb der drei letzten Silben, sofern nicht die schlieszende lang ist, sich frei bewegt und wie im Sanskrit der Unterscheidung der grammatischen Kategorien zu Hilfe kommt.' Unter den bekannteren europaeischen Sprachen sehen wir das rhythmische Princip im Lateinischen herschen, wo der Accent ausschlieszlich durch die Zahl und Quantität der Silben bestimmt wird. Der *rigor quidam* in der Betonung fiel ja schon den lateinischen Grammatikern auf. Rhythmisch ist auch die Betonung des Polnischen, welches alle mehr als einsilbigen Wörter zu Paroxytonis macht, und des Böhmischen, welches die erste Silbe jedes Wortes ohne Unterschied hervorhebt. Diese letztere Betonung würde nun gerade nach Bopp die alleralterthümlichste sein. Aber liegt darin nicht ein Widerspruch mit dem für das Sanskrit und Griechische aufgestellten Grundprincip? Diesen beiden Sprachen wird die freie oder grammatische Betonung vindiciert, welche dem Vf. in der Vorrede offenbar als die vollkommenste gilt; und auch wir sind geneigt sie dafür zu halten. Wenn die freie Betonung aber vollkommner ist als irgend eine rhythmische, so dürfen wir diese freie Betonung nicht als Entartung einer ursprünglichen rhythmischen betrachten. Das vollkommnere können wir doch nie entartet nennen. Selbst wenn die Monotonie jener rhythmischen Betonung älter sein sollte als die Manigfaltigkeit der freien Betonung, so würde uns die letztere statt einer Entartung vielmehr als eine glückliche Entwicklung gelten müssen. Es gehört auch mehr sprachliche Triebkraft dazu *νηός νηΐ* von *νῆα* zu unterscheiden als, wie die lesbischen Aeoler in ihrem *ναῦος ναῦι ναῦν*,

den Accent immer auf der Stammsilbe zu lassen. Der Begriff der Verweichlichung oder Schwächung scheint auf diese lebendigere Betonung kaum eine Anwendung zu finden. Wenn wir aber ferner auf eine lebende Sprache hören, welche wie die böhmische die Anfangssilbe betont, so tritt uns dabei sofort eine Wahrnehmung entgegen, die für diese ganze Untersuchung nicht unwichtig scheint. Es stellen sich nemlich in vielsilbigen Wörtern neben dem Accent der ersten Silbe von selbst éin oder mehrere Nebenaccente ein, welche oft den Accent der ersten Silbe so sehr verdunkeln, dasz dieser nur bei scharfem zuhören vernommen wird, z. B. im böhm. *némocného* (Gen. sing. = *aegroti*), *mílování* (das lieben). Durch diese Nebenaccente erhält die Betonung überhaupt etwas schwebendes; keine Silbe wird nur halbwegs mit dem Nachdruck hervorgehoben, welchen wir Deutsche mit unsrer logischen Consequenz auf die bedeutungsvollen Silben werfen, und niemals treten die nicht betonten Silben so sehr in den Hintergrund, wie dies im Deutschen und Englischen der Fall ist: weshalb denn z. B. ein Wort wie das deutsche *gegébene* oder das lat. *incógnitus* dem Böhmen die grösten Schwierigkeiten macht; wir hören, wenn er es spricht, immer *gégebéne* und *incognítus*. Ein ähnlicher schwebender Accent findet sich auch im Französischen, nur dasz dort die letzte Silbe dieselbe Stelle einnimmt wie im Böhmischen die erste, z. B. in *Châteaubriánd*, doch keineswegs ohne leise Nebentöne. Diese Thatsachen zeigen uns, dasz die menschlichen Sprachorgane überhaupt nur eine gewisse Anzahl von Silben unter éinen Accent zu bringen vermögen. Wir dürfen daher in vielsilbigen Wörtern ein ringen des Haupttons mit den Nebentönen annehmen und können mit Gewisheit behaupten, dasz in Sanskritwörtern, in denen die 5e, 6e oder gar, wie in *ábubōdhishāmahi**) (wir wünschen zu wissen) die 7e Silbe vom Ende den Accent hat, dieser Accent wenn auch der Hauptaccent, doch gewis nicht der einzige Accent überhaupt gewesen ist. Den indischen Grammatikern ist diese Thatsache auch keineswegs ganz entgangen. Wie uns nemlich S. 16 des vorliegenden Werkes gelehrt wird, setzten sie jedesmal auf die Silbe, welche auf die mit dem Hochton (*udâtta-s* d. i. *ut-â-dâ-ta-s*, der hervorgehobene) versehene folgt, das Zeichen eines verticalen Striches über der Linie, das den Namen *svarita-s* führt. Umgekehrt trägt die der Accentsilbe unmittelbar vorhergehende Silbe das Zeichen eines horizontalen Striches unter der Linie und heiszt *an-ud-âttatara-s* d. i. die unbetontere oder *sannatatara-s* die gesenktere. Die mit dem Hochton versehene Silbe dagegen wird gar nicht bezeichnet. Es weist also die Bezeichnung *purohitam* auf die Betonung der Silbe *rō*: *puróhitam*. Einige Vedaverse dienen dazu dies auf den ersten Blick seltsame Betonungssystem des Rigveda anschaulich zu machen (S. 237). Wir haben also nach dieser Auffassungsweise in

*) Um jede Verwechslung der Quantität mit dem Accent zu vermeiden, bezeichne ich die Länge in anzuführenden Sanskritwörtern mit ¯ statt wie gewöhnlich mit ˆ.

jedem vielsilbigen Worte drei Tonregionen, den Vorton, Hochton und Nachton. Die tonloseste Silbe ist die dem Hochton unmittelbar vorhergehende, bei der die Kraft für den Hochton aufgespart wird, also in dem angeführten Worte die Silbe *pu;* die betonteste natürlich die welche den Hochton hat, nächst ihr die erste des Nachtons, also *hi.* Benfey (Sanskritgrammatik S. 10) erklärt das recht treffend daraus, dasz der nächsten Silbe gleichsam noch etwas von dem Hochton zu gut komme. Daher kann dieser erste Nachton vicarierend für den Hochton eintreten. Darauf beruht offenbar das griechische Accentgesetz, wonach der Ton, wenn er von der drittletzten Silbe verdrängt wird, nicht etwa auf die letzte, sondern nur auf die vorletzte rückt: *ἄγαλμα — ἀγάλματος, φέρετον — φερέτων.* Der erste Nachton ist hier zum Hochton aufgerückt. Ebenso ist nun auch jene Lehre vom Vorton ganz geeignet Licht auf die griechische Betonung zu werfen. Der Vorton ist schwächer als der Nachton, dies geht aus jener Bezeichnung hervor. Folglich kann der Hochton weit weniger durch Vortöne als durch Nachtöne verdunkelt werden, und eine Sprache welche einen sehr entschiedenen Hochton liebte muste vor allem dafür sorgen, dasz dieser nicht zu weit vom Ende des Wortes zu stehen kam. Wie der iambische Rhythmus nicht dadurch gestört wird, dasz die erste Silbe der Dipodie lang ist, wol aber durch eine der ersten Arsis nachfolgende Länge getrübt werden würde, so ist Zahl und Beschaffenheit der im Vorton stehenden Silben für den Hochton gleichgiltig, keineswegs aber die der nachfolgenden. Man hat es längst erkannt, dasz die griechischen Grammatiker ihren Acutus nicht sowol auf die einzig betonte als auf die letzte betonte Silbe eines Wortes setzten. Wir können uns diese Bezeichnung aber nur daraus erklären, dasz in jedem griechischen Worte wirklich der letzte Accent immer der Hauptaccent war. Die Frage also nach der Entstehung des griechischen Betonungsgesetzes ist nicht eigentlich die: warum betonten die Griechen immer nur eine der drei letzten Silben, sondern vielmehr: wodurch wurde immer ein auf den drei letzten Silben ruhender Ton zum Hauptton? Und wir antworten darauf: weil die scharfe und entschiedene Betonung nach der die griechische Sprache strebte nur so realisiert werden konnte. Dazu kehren wir später zurück. Hier nur noch die Bemerkung, dasz bei dieser Auffassungsweise die Kluft zwischen griechischer und sanskritischer Betonung in vielen Fällen sich verkleinert. Das skr. *ábharāmahi* wird von dem gr. *ἐφερόμεθα* sich nicht absolut, sondern nur relativ im Ton unterschieden haben. Der sanskritische Hauptaccent ward im Griechischen zum Nebenaccent und umgekehrt der skr. Nebenaccent zum Hauptaccent. Wörter, welche ihrer Zusammensetzung nach dem gr. *πολυκερδής* entsprechen, lassen den Accent auf der Silbe des ersten Wortes, welche ihn auch auszer der Composition hat (S. 185); wir dürfen danach vermuten, dasz auch in *πολυκερδής* und ebenso in *πολυπραγμονέστατος, πολυπραγμοσύνη* die zweite Silbe einen Nebenton gehabt hat, der freilich den Hauptton in keiner Weise störte. Erst so wird es uns klar, wie in vielen Fällen eine so starke Verschiebung

des Tons möglich war. Im Nebenaccent (den wir vermuten können) mochte sich vielfach ein Nachhall des alten Hauptaccents erhalten, wie etwa in dem Titel des athenischen ἄρχων βασιλεύς eine schwache Erinnerung an die alte Königswürde, deren wahre Functionen auf andre Gewalten übergegangen waren. Nach dieser Abschweifung wenden wir uns wieder zu der vorhin aufgeworfenen Frage, inwiefern wol die Boppsche Theorie vom ursprünglichen Sitze des Haupttons die richtige sein mag.

Diejenigen Erscheinungen welche diese Theorie vorzüglich zu unterstützen scheinen sind von Bopp selbst vorangestellt. Obenan steht der Accentwechsel in der Declination. Die 'starken Casus', die 'auch hinsichtlich der Accentuation vom Sprachgeist gleichsam als die vornehmeren ausgezeichnet werden', legen den Accent bisweilen, so namentlich in einsilbigen Wörtern, auf den Stamm, die schwachen auf die Endung: skr. *nā́vam* = ion. νῆα, aber *nāvás* = νηός, *nāvî* (Locativ) = νηΐ. Freilich musz hier gleich die Ausnahme des Acc. plur. hinzugefügt werden, der, obwol ein schwacher Casus, doch den Stamm betont: *nā́vas* = νῆας. Und so ist vielmehr das wirkliche Verhältnis das, dasz die Sprache durch den Accent zwei Casusgruppen scheidet, Nominativ und Accusativ einerseits, die übrigen casus obliqui andrerseits. Der Vocativ steht wieder für sich da, wovon gleich. Jene Verschiedenheit stimmt auch mit andern Erscheinungen überein, nemlich Nominativ und Accusativ lauten vielfach gleich, sie fallen im Dual und bei Neutris immer zusammen, andrerseits haben Genetiv und Ablativ, Vocativ und Dativ, Instrumentalis, Dativ und Ablativ vielfache Berührungen miteinander, aber nicht mit der ersten Gruppe. Und wer trotz Bopp der Sprache ein logisches Betonungsgesetz (wenigstens neben anderen Neigungen) vindicieren wollte, könnte den Accentwechsel hier leicht so erklären, dasz die Zeichen der zweiten Casusgruppe den Ton deshalb hätten, weil sie die Bedeutung des Stammes weit erheblicher afficierten als die ohnehin ja zuweilen ganz wegfallenden Zeichen der ersten Gruppe. Das *i* von *nāv-i* ist unleugbar von gröszerer Bedeutung als das *a* von *nā́v-a-m*, welches ja ein bloszer Bindevocal ist.

'Als eine Folge des Nachdrucks' heiszt es weiter (S. 18), 'der in der Betonung des Anfangs des Wortes liegt, betrachte ich auch die Erscheinung, dasz die verba activa, wozu auch die media gehören, im Sanskrit vorherschend die erste Silbe accentuieren, so dasz also die Energie der Handlung durch die Energie der Betonung versinnlicht wird.' Das klingt überzeugend. Aber wenn wir bedenken dasz auch die Medialformen den Wortanfang betonen, und dasz diese theils im Sanskrit theils in weit ausgedehnterem Masze im Griechischen ebenfalls in passivem Sinne gebraucht werden, dasz ferner auch die entschieden passivischen Aorist- und Futurformen der Griechen dieselbe Betonung haben, so verliert dieser Grund wieder sehr an Gewicht, zumal das specifisch sanskritische Passiv, das im Gegensatz zum Activ und Medium anders betont wird, offenbar eine spätere, erst nach der Sprachtrennung durchgedrungene Bildung ist. Wir können kaum darüber im Zweifel sein dasz in allen indogermanischen Sprachen die Medialformen

ursprünglich die passive Bedeutung mit übernahmen. Hätte also die Sprache durch den Accent den Unterschied zwischen Energie und Passivität bezeichnen wollen, so könnten wir vielleicht die Unterscheidung des Activs vom Medium, nicht die dieser beiden Genera vom späteren Passiv erwarten, obwol wieder der ursprüngliche Unterschied der beiden genera verbi nicht der bezeichnete war. Der Grund für die vorherschende Barytonierung der activen und medialen Verbalformen möchte also wol in etwas anderem zu suchen sein.

'Da die Participia an der Energie des Verbums Theil nehmen und auch den Casus des Verbums regieren, so verdient es auch hier Beachtung, dasz im Griechischen die einsilbigen Participia in den schwachen Casus den Ton nicht auf die Endung herabsinken lassen: *θέντος*, nicht *θεντός*' (S. 19 f.). Gewis ist es beachtenswerth dasz die Participien im Griech. der Betonung nach mehr dem Verbum als dem Nomen verwandt sind. Aber dennoch finden sich ja Participialformen, die keineswegs jene von Bopp als die vornehmste betrachtete Betonung erhalten: *τιθείς*, *διδούς*.

'Im Vocativ schiebt das Sanskrit den Ton auf die erste Silbe des Stammes zurück, im Fall er nicht schon von Haus aus auf derselben ruht.' Einige entsprechende Vorgänge im Griech. werden damit passend verglichen, unter denen noch *ἄδελφε*, *σῶτερ* im Vergleich mit *ἀδελφός*, *σωτήρ* hätten aufgeführt werden können. Diese Betonung soll darin ihren Grund haben, dasz man 'den Namen des gerufenen recht nachdrücklich hervorheben' will. Aber es zeigt sich gerade beim Vocativ im Sanskrit der seltsame Umstand, dasz dieser Casus seinen Accent nur zu Anfang eines Satzes behält, ihn aber sonst in der Regel ganz verliert. Der Rufton modificiert eben gerade wie der Frageton (vgl. *ἄληθες*; neben *ἀληθές*) die gelassene Betonung der ebenmäszigen Rede. Daher ist dieser Casus wenig geeignet das allgemeine Princip der Betonung aufzuhellen. Es kommt, so scheint es, der Sprache im Vocativ mehr darauf an den Wortstamm zu modificieren als ihm gerade eine bestimmte Farbe zu geben, wie denn der Voc. sing. im Sanskrit bald eine verkürzte bald eine verstärkte Form zeigt, in dem auch von Bopp (vgl. Gr. S. 234) anerkannten Streben nach Unterscheidung vom Wortstamme.

Am ehesten könnte man darin einen Beweis 'für die Energie der Betonung des Wortanfanges' finden, dasz im Sanskrit und Griechischen die durch die Suffixe *ijâns* = *ιον* und *ishtha* = *ιστο* gebildeten Comparative und Superlative 'die möglichstweite Zurückziehung des Accents verlangen': *svādú-s svā́dījas svā́dishtha-s* — *ἡδύ-ς ἥδιον ἥδιστο-ς*. Aber schon in meiner Schrift 'die Sprachvergleichung' S. 61 habe ich darauf aufmerksam gemacht, dasz diese Comparative überhaupt sich von den entsprechenden Positiven entfernen und auch sonst vielfach auf andre Themen zurückgehen. Für die Comparation der häufigeren Gattung (*tara-s*, *tama-s*) gilt auch in der That ein andres Gesetz. Ueberdies ist es die Begriffssilbe die hier vom Ton getroffen wird, so dasz hier auch ein logisches Princip wirksam gewesen sein könnte.

Am wenigsten aber werden wir uns von der S. 22 versuchten Deduction überzeugt fühlen, dasz die Abstracta in beiden Sprachen die Betonung des Wortanfanges lieben, 'weil diese Betonungsart den beiden Sprachen als die nachdruck- und lebenvollste gelte.' Das Abstractum ist ja gewissermaszen das lebloseste, wie sollte ihm die lebenvollste Betonung zukommen? selbst wenn wir einräumen wollten dasz das Abstractum 'die höchste Wortpotenz' sei, dasz es 'den Wurzelbegriff ohne alle Beschränkung und fremde Beimischung darstelle.' Ohne Zweifel gehören die Abstracta zu den späteren Wörtern der Sprache, und es ist nicht wahrscheinlich dasz sie gerade die älteste Betonung bewahrt haben sollten. Dagegen läszt sich der Accent der Abstracta sehr leicht aus dem logischen Princip erklären. Weil in ihnen die Substanz des Wortes weit mehr als die Form in Betracht kommt, könnten die Silben betont sein, welche die Substanz bezeichnen, die unbetont bleiben, welche formeller Natur sind: ϑερμή — ϑέρμη.

Was sonst für das erwähnte Accentprincip aufgeführt wird, ist theils die Mehrzahl der Fälle, in denen im Sanskrit diese Betonung eintritt im Vergleich mit der Hervorhebung der Endsilben, theils sind es ganz vereinzelte Vorgänge. Zu den letzteren gehört z. B. der Accent von τίνος, πόσος, πότε u. a. im Vergleich mit dem von τινός, ποσός, ποτέ (S. 50). Solche Einzelheiten, zumal es sich hier wieder um den gefärbten Ton der Frage handelt, beweisen indes wenig, weil sich ihnen meistentheils andre gegenüberstellen lassen. So wird ja ἡμῖν, ὑμῖν bei kräftigerer, ἥμιν, ὕμιν bei schwächerer Hervorhebung gesprochen, in entschiedenstem Gegensatz zu dem Boppschen Princip. Dagegen hätte sich Bopp auf das Gefühl der alten Griechen berufen können, welche sich öfter dahin aussprechen, dasz die βαρυτόνησις bei Aeolern und Römern aus der Gravität dieser Stämme zu erklären sei (διὰ τὸν κόμπον Olympiodor zu Aristot. Meteor. p. 27). Aber freilich eine gewisse feierliche Monotonie braucht weder die 'lebenvollste' noch die ursprünglichste Betonung zu sein.

Im Gegentheil, es ist unwahrscheinlich dasz die älteste Betonung so einförmig war. In den meisten andern Regionen des Sprachlebens sehen wir die Manigfaltigkeit im Laufe der Zeit sich vereinfachen. In üppiger Fülle entspringen Formen der verschiedensten Art, welche die spätere Sprachperiode mehr zu ordnen, gegeneinander abzugrenzen und auf feste Grundsätze zurückzuführen sucht als vermanigfaltigt. Sollte hier umgekehrt die Einförmigkeit der Manigfaltigkeit vorausgehen? Die griech. Sprache stimmt gerade in der Betonung der Flexions- und Wortbildungssilben mit dem Sanskrit vielfach überein: auch aus dem Russischen und Litauischen führt der Vf. eine Reihe merkwürdiger Fälle auf, in denen diese Sprachen wie jene die Endsilben betonen. Offenbar also bestand die Betonung gewisser Endsilben schon vor der Trennung der Letto-Slawen sowie auch vor der Ausscheidung der Griechen vom gemeinsamen Stamme, und wir können kaum daran zweifeln dasz diejenigen slawischen Völker, welche wie die Böhmen

und Polen statt jenes freien einen rhythmisch gebundenen Accent haben, sich im Nachtheil gegen die Litauer und Russen befinden. Relativ gefaszt ist also hier die Monotonie sicherlich jünger als die Freiheit des Tons. Sollte sie es nicht überhaupt sein? Alle eindringlichere Forschung führt zu der Einsicht, dasz die italische Völkerfamilie noch lange Zeit mit der griechischen ein engeres ganze bildete, nachdem sie sich gemeinsam als Graecoitaliker vom Grundstock des indogermanischen Stammes losgerissen hatten. Wenn wir nicht annehmen wollen, dasz die Uebereinstimmung zwischen griechischen und sanskritischen betonten Endsilben zufällig ist, so musten schon diese Graecoitaliker ihr *νᾰϝός* mit aus dem Orient bringen (skr. *nāvás*). Folglich ist das aeol. *ναῦος*, das lat. *návis* die spätere, nicht die ältere Betonung. Nach Bopps Theorie müsten wir nun auch hier wieder annehmen dasz die spätere Sprachperiode wieder zu dem ursprünglichen zurückgekehrt sei. Das ist möglich und keineswegs unerhört in der Sprachgeschichte, aber doch so lauge nicht entschiedene Gründe dafür sprechen, unwahrscheinlich. Und ferner, je glücklicher der Ausdruck 'freie oder grammatische' Betonung gewählt ist, desto weniger entschlieszen wir uns zu der Annahme, dasz die Sprache in jener frühen Periode dieses herlichen Mittels zur Unterscheidung der Formen entbehrt habe. Dies Mittel war um so nothwendiger, je weniger feine Lautdifferenzen dem Sprachsinne sich darboten; das Sanskrit (und hier mit ihm die Periode indogermanischer Spracheinheit) bedurfte mehr der Unterscheidung durch den Accent als das Griechische, weil dort z. B. *nâvas* die éine Form für drei Casus ist, welche im Griechischen durch *νᾰϝός*, *νᾶϝες*, *νᾶϝας* vertreten sind.

Stellen sich also jenem Princip erhebliche Bedenken entgegen, so wollen wir uns deshalb nicht zu der entgegengesetzten Annahme Benfeys schlagen. Gegen diese spricht das was wir so eben ausführten, die Unwahrscheinlichkeit einer ursprünglichen Monotonie. Auch müsten wir erst eine nähere Ausführung dieses Princips abwarten, dem die überwiegende Zahl des wirklichen Gebrauchs namentlich im Verbum entschieden entgegen ist. Es gehörten sehr bestimmte Beweise dazu um uns zu überzeugen, dasz der Ton im Worte niemals auf der eigentlichen Trägerin der Bedeutung, der Stammsilbe, gelegen haben sollte, für deren Kräftigung und nachdrückliche Hervorhebung wir doch sonst die Sprache bemüht sehen. — Oder sollen wir zum logischen Princip zurückkehren, welches auf einzelne Aeuszerungen alter Grammatiker gestützt Göttling (S. 7) an die Spitze seiner Accentlehre stellt? Freilich gelang ihm die Durchführung nur mit Hilfe mancher sehr kühnen und völlig unhaltbaren Hypothesen, von denen die kühnste, durch die jetzt vorliegenden Thatsachen völlig widerlegte die ist, dasz die Oxytonierung den Griechen aus dem Orient, d. h. von den Semiten gekommen wäre. Indessen es liesze sich auch das logische Princip in einer andern Durchführung denken als in der von Göttling versuchten. Das wortbildende Suffix konnte bei diesem Princip nicht minder als der Stamm des Wortes vom Ton getroffen werden, sobald die Sprache

dies mit besondrer Entschiedenheit hervorzuheben beabsichtigte. Dasz die Oxytonierung der nomina agentis auf *ευ-ς* und *τηρ*, der Ton der Composita wie *στρατηγός*, der der Verbaladjectiva wie *διαλυτός dissolubilis* neben *διάλυτος dissolutus* sich aus solchem Streben erklärt, scheint mir wenigstens* unzweifelhaft. Dagegen bleibt freilich eine grosze Menge von Formen übrig, deren Accent sich nimmermehr aus dem logischen Princip wird erklären lassen, selbst wenn einzelnes was Bopp S. 57 ff. dagegen bemerkt, z. B. die Betonung der Reduplicationssilbe in *δίδωμι*, seine Erledigung finden sollte. Namentlich aber ist es von vorn herein verfehlt die Beschränkung des Haupttons auf die drei letzten Silben, worin die beiden classischen Sprachen übereinstimmen,* oder den Einflusz der Schluszlänge auf die Betonung aus dem logischen Princip ableiten zu wollen. Vielmehr, was auch immer die ältesten Betonungsgesetze gewesen sein mögen: die griechische Betonung erklärt sich nicht aus einem einzigen Princip heraus, sondern wir nehmen in ihrer manigfaltigen Gestaltung den Kampf zweier Tendenzen wahr, welche durch etwas drittes, durch feste rhythmische Gesetze gebunden sind. Das erste Princip ist das was Göttling das logische nennt. Von ihm geleitet sucht die Sprache die Stammsilben und Praefixe zu betonen. Die letzteren werden dadurch fester an den Körper des Wortes gebunden. In Compositis fordert dies Princip, wie *ἀπόδος*, *ἐπίθες* beweisen, keineswegs die möglichst weite Zurückziehung des Accents, sondern nur die Betonung des ersten Bestandtheils ('die Sprachvergleichung' S. 61). So erklären sich auch die von Bopp S. 186 besprochenen Formen *ἀρτίπος*, *ἀελλόπος*. Gerade die Grenzsilbe der beiden Wörter zieht den Ton auf sich, damit dieser von da aus beide vollständig beherschen und zu éinem ganzen verbinden kann. Diese Tendenz, die auf Betonung der Stämme und Praefixe gerichtet ist, macht sich vorzugsweise im Verbum und bei abstracten Nominibus und ganz besonders bei den Neutris geltend, also, wie wir oben andeuteten, in solchen Wörtern, deren Substanz weit mehr als die Form hervortritt. Im sanskritischen Verbum (dessen Formen jedoch nach einem wunderlichen bisher unerklärten Gesetze nur zu Anfang eines Satzes und in einigen andern Fällen von sehr beschränkter Anzahl mit dem ihnen an sich zukommenden Accent wirklich bezeichnet werden) trifft der Ton weit öfter als im griechischen die Flexionssilben. Indes sieht Bopp darin wol mit Recht etwas minder alterthümliches. Er erklärt den Vorgang aus einem rhythmischen Princip, nemlich dem Gewicht der schweren Personalendungen, musz jedoch auch manches unerklärt lassen. Was aber die Abstracta und Neutra betrifft, so genügt ein Blick auf die S. 178 ff. aufgestellte Tabelle um sofort zu erkennen, wie sehr das Sanskrit in dieser Beziehung mit dem Griechischen übereinstimmt. Ganze weit reichende Classen von Suffixen gleichen sich darin: so *kâma-s* Wunsch wie *πόθος*, *lôk'ana-m* Auge (als Sehwerkzeug) wie *δρέπαν-ον*, *mánas* wie das gleichbedeutige *μένος*, *dhâman* Haus (*dhâ* setzen) wie *θέμα* (dessen Bedeutung sich anders gewandt hat), *máti-s* wie das gleiche *μῆτι-ς*, *páta-*

tra-m Flügel wie φέρ-ε-τρο-ν, *prthú-tā* wie das gleiche πλατύτη-ς. Das skr. *plavás* unterscheidet sich wie dem Accent so der Bedeutung nach von dem übrigens ihm ganz entsprechenden πλόϝος, jenes bedeutet Schiff, dieses Schiffahrt. — Das zweite Princip ist nun jenem ersten geradezu entgegengesetzt. Dies geht auf Betonung der Endsilben. Sucht man nach einem Erklärungsgrund, so wird man bisweilen einen solchen in der besonders entschiedenen Bedeutung der Endung finden, wobei ich an die oben besprochene Oxytonierung der Genetive und Dative bei einsilbigen Wörtern und an die der nomina agentis auf εύ-ς und τήρ erinnere. Neben den ebenfalls schon erwähnten Verbaladjectiven auf το-ς lassen sich auch noch die Adjectiva auf κό-ς anführen nebst ihren sanskritischen ebenfalls oxytonierten Analogis, z. B. *dhārmikás* der Pflicht ergeben (S. 183) wie πολεμικός. In allen Suffixen mit *k* liegt nemlich etwas besonders significantes. Ferner sind nun eben alle concreta weit mehr zu dieser Betonungsweise geneigt, so namentlich auch die Adjectiva: ψευδής neben ψεῦδος wie (S. 180) *tarás* schnell neben *táras* Schnelligkeit, *āçú-s* = ὠκύ-ς, aber *dáru* = δόρυ, *madhurá-s* honigsüsz wie λιγυρός. Anderntheils kommen, namentlich für das Sanskrit, jene rhythmischen Einwirkungen der schweren Endungen in Betracht, von denen sich das Griechische jedoch weit freier gehalten hat. Bei alle dem wird ein Rest übrig bleiben, den wir nicht weiter werden erklären können. Die Sprache empfand offenbar ein gewisses Wolgefallen an der Manigfaltigkeit ihrer grammatischen Endungen und hob diese gern auch durch den Ton hervor, wobei sicherlich allerlei Nebenrücksichten der Unterscheidung mit im Spiele waren. Denn 'die Unterscheidung der grammatischen Kategorien' ist ja auch nach Bopp etwas, dem der Accent 'zu Hilfe kommt.' Je geringer der Körper des Stammes war, desto eher mochte die zweite Tendenz über die erste siegen, weshalb eben nur die einsilbigen Stämme bei den Griechen im Genetiv und Dativ die Endung betonen. Im Sanskrit freilich geht die Lust an der Betonung der Endsilben viel weiter; gebrochen aber wird sie auch da durch den Einflusz der Bindevocale und die Kräftigung des Stammes. Den Aeolern wie den Römern geht diese zweite Tendenz ganz ab; sie scheint überhaupt mehr der Jugendzeit der Sprachen anzugehören und fast überall im Laufe der Zeit durch eine gewisse verstandesmäszige Gleichartigkeit verdrängt zu werden. Die Griechen zeigen sich in der Bewahrung dieser Tendenz wieder trotz ihrer Neuerungssucht als getreue Erhalter alles individuellen. Eine griechische Accentlehre, wie wir sie heutzutage fordern können, müste vorzugsweise den Kampf dieser zweiten Tendenz mit der ersten beleuchten. Denn auf überraschende Weise durchbricht das Streben nach individueller, concreter Bezeichnung vielfach die Regelmäszigkeit der Stammbetonung. Diese Freiheit des Accents benützt die Sprache auch zur Bildung von Eigennamen, die sich eben oft nur dadurch von den entsprechenden Appellativen unterscheiden: Ἀθήναιος, Ἀμφοτερός. Dasz hier nicht, wie Bopp S. 56 und 61 annimmt, an die Bewahrung einer alterthümlicheren Betonung, sondern nur an den Trieb zur Unter-

scheidung gedacht werden darf, beweist das völlig unstäte in der Betonung der Eigennamen. Wie könnten auch wol die Eigennamen anders als zufällig das ältere haben, da sie doch gewis erst auf griechischem Boden aus den Appellativen sich bildeten? Der Trieb zu unterscheiden und zu individualisieren, der die Sprache nach allen Richtungen durchdringt, konnte in einer Sprache mit freier Betonung sich auf keine leichtere Weise als durch den Accent geltend machen.

Diese beiden einander widerstrebenden Principien werden nun durch rhythmische Gesetze geregelt, von denen wir das wichtigste, das Dreisilbengesetz, schon oben berührt haben. Die Griechen, welche ja in allen Dingen nach dem Masz strebten, haben sich auch auf diesem Gebiet als die maszvollen dadurch erwiesen, dasz sie die ganz ungezügelte Betonung wie sie sich im Sanskrit zeigt in feste Grenzen einschlossen. Die Hauptbeschränkung jedoch, die Bannung des Accents auf die drei letzten Silben, theilen sie mit den Römern, so dasz wir vielleicht vermuten dürfen, dasz dies wichtige Accentgesetz in jener Zeit sich bildete, da beide Völker zwar schon von den östlicheren Stammgenossen aber noch nicht voneinander geschieden waren. Auf jeden Fall ist auf diese merkwürdige Uebereinstimmung ein groszes Gewicht zu legen bei der Frage nach der allmählichen Absonderung der einzelnen Sprachfamilien. Ueber den Ursprung dieses rhythmischen Hauptgesetzes haben wir schon oben Andeutungen gemacht; es kann unmöglich genügen uns auf eine 'Verweichlichung' oder 'Entartung' zu berufen. Wir betrachten jenes Gesetz als das durchdringen einer scharfen und entschiedenen Betonung über eine unbestimmtere und schwebende, von welcher wir im Sanskrit unter anderm ein Merkmal darin finden, dasz gewisse Composita mehr als éinen Accent haben können. Beschränkung und Regelung ungebundener Freiheit ist nicht immer Verweichlichung. So wenig wir es als einen Mangel der griech. Sprache betrachten dasz sie nicht solche immense Bündel und Convolute von Wörtern gestattet wie die Inder sie liebten, so wenig Nachtheil liegt darin dasz der Hauptaccent nur auf einer der drei letzten Silben stehen kann. Freilich muste, namentlich im Verbum, das Bestreben den Stamm und die Praefixe zu betonen dadurch wesentlich modificiert werden: *τρεψάμενος*, *αὐξανόμενοι*, *ἐτυπτόμεϑα*, *πεποιήκασι*; aber vielleicht wurden, wie wir oben sahen, dabei leise Vortöne auf der Anfangssilbe gehört, welche die principiell zu betonende Silbe vor gänzlicher Verdunkelung schützten. Vermieden aber ward durch dies Gesetz die Trübung des Hauptaccents durch so zu sagen flatternde Nachtöne, wie sie im skr. ***ábharāmahi***, ***ábubōdhishāmahi*** gewis nicht gefehlt haben, und wie wir sie in deutschen Compositis wie *únverstàndig*, *ǘbertrèten*, *Únbehòlfenheit* deutlich hören. Die Beschränkung des Hauptaccents auf die drei Endsilben sicherte überdies die Endsilben vor Verfall und Entstellung, wie sie unter dem Einflusz unsers in einfachen Wörtern so scharf hervortretenden logischen Accents im Deutschen eingerissen sind, keineswegs zum Vortheil des Rhythmus und des Wolklanges. Aber beide Sprachfamilien, die griechische und die lateinische, begnügten sich nicht mit

dieser éinen rhythmischen Beschränkung, beide verstatteten, nur in verschiedener Art, auch der Quantität einen Einflusz auf die Betonung. Im Griechischen ist die letzte Silbe die maszgebende; ist diese lang, so zieht sie den Hochton auf die vorletzte. Man erklärt dies Gesetz gewöhnlich daraus, dasz éine lange Silbe zweien kurzen gleich sei, dasz also die lange ultima den Hochton gewissermaszen auf die viertletzte Silbe versetzen würde. Danach wäre diese neue Beschränkung eigentlich nur eine Consequenz des Dreisilbengesetzes. Mit Recht aber hält Bopp dem entgegen (S. 98), dasz die vorletzte Länge doch nicht zweien Kürzen gleich gerechnet werde, was man nur künstlich hat rechtfertigen wollen. Der Grund möchte eher in etwas anderm zu suchen sein, nemlich in dem Streben die Länge der Endsilbe ungeschwächt zu erhalten und doch die Trübung des Hauptaccents durch einen jene treffenden Nebenton zu vermeiden. Die eine oder die andre Gefahr drohte, wenn man λάμβανω sprechen wollte. Oder mit andern Worten, die Sprache sparte in solchen Wörtern die Tonkraft in der Art auf, dasz die letzte Silbe, ohne einen Nebenton zu erhalten, doch mit ungeschwächter Kraft hervortreten kann: λαμβάνω. Von solcher Rücksicht auf die nachfolgenden Laute und Silben sehen wir ja die Sprache auch sonst erfüllt. Die regressive Assimilation z. B. τέτυμμαι, die Dissimilation z. B. in ἐ-τέ-θην, der Umlaut im Deutschen beruht auf diesem Princip, wobei wir natürlich jeden Gedanken an bewuste Absichtlichkeit fern halten müssen, da wir es vielmehr mit der in der Natur waltenden organischen Zweckmäszigkeit zu thun haben. Wie leicht bei geringerer Fürsorge die Schluszlänge eine Schwächung erfahren kann, sehen wir am Lateinischen, wo eine grosze Menge von Endsilben in der historisch vorliegenden Zeit verkürzt sind. Im Griechischen dagegen bleibt eine Schluszlänge, wenn wir von der schwankenden Quantität des α im Nominativ der A-Declination und der vorherschenden Verkürzung des ι in den Femininis auf ί-ς absehen, fast immer unversehrt. Wenn wir den Vorgang so auffassen, so hat es nun durchaus nichts auffallendes, dasz die Länge der paenultima den Hochton nicht von der antepaenultima herabzieht: ἄνθρωπος. Zur gehörigen Aussprache dieser Länge reichte der Nachton hin, welcher, wie wir gesehen haben, jeder Silbe zukommt die unmittelbar auf die betonte folgt. Dieser Nachton konnte natürlich auch in keiner Weise die Kraft des Hochtons hindern; vielmehr bildet er mit der kurzen ultima die natürliche, allmählich fortschreitende Senkung nach der Hebung der antepaenultima. Was die Sprache vermeidet, ist eine neue Hebung nach der Senkung, nicht eine schwächere Hebung unmittelbar neben der Haupthebung. Dagegen glaube ich in dem lateinischen Gesetz, welches in mehr als zweisilbigen Wörtern nur der langen paenultima den Hochton gestattet, einen Verfall des rhythmischen Gefühls wahrzunehmen, das nicht mehr im Stande war jene durch das Gegengewicht von Accent und Quantität entstehenden manigfaltigen Klangfiguren festzuhalten. Freilich muste dadurch die Länge der betonten Silben nur um so mehr ins Gewicht fallen und es gelangte die Sprache

auf diese Weise zu einer fest auftretenden Gravität, die gegen das zierliche und bunte griechische Tonspiel merklich absticht. Die Länge von *gravitâtem* fällt ganz anders ins Ohr als die des griech. *βαρύτητα*. Für die Klangverschiedenheit einer demosthenischen und einer ciceronischen Periode ist dies von nicht geringer Bedeutung. Wie das Dreisilbengesetz uns den Punkt bezeichnete, auf welchem die Graecoitaliker sich gemeinsam von ihren übrigen Stammgenossen losrissen, so weist uns die eben besprochene Verschiedenheit auf die Scheidung der beiden näher verwandten Völker voneinander hin. Das griech. Betonungsgesetz kann übrigens, worauf ich schon anderswo ('die Sprachvergleichung' S. 61) aufmerksam gemacht habe, für ein verhältnismäszig altes gelten. Denn die dorische Betonung von *ἐλέγον* u. ä. Formen, die sich aus *ἐλέγοντ* erklärt, beweist dasz die Sprache schon zu einer Zeit, in der sich die specifisch griech. Auslautgesetze noch nicht gebildet hatten, bei langer ultima den Hochton nicht mehr auf der antepaenultima duldete. Dies Datum für die Chronologie der Sprachgeschichte ist nicht unwichtig, weil es uns wieder die Beziehung Griechenlands zu Italien erleichtert. Denn wir sind nun berechtigt ein altgriech. *ἤσαντ* anzunehmen das mit dem lat. *esant* (*erant*) zusammenfällt; die graecoitalische Sprachgruppe überragt dadurch das skr. *âsan* an getreuer Lauterhaltung.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier darauf eingehen, welche Ausnahmen die beiden rhythmischen Gesetze erfahren. Denn dasz wir die Betonung von *λέγομαι*, *ἄνθρωποι* nicht etwa aus der geringeren Länge des Schluszdiphthongs ableiten dürfen, habe ich schon anderswo angedeutet (Jahrb. f. wiss. Kritik 1846 S. 507). Mag die praktische Grammatik vorläufig der Kürze wegen noch immer die alte Lehre wiederholen, dasz *αι* und *οι* 'für den Accent' kurz seien; die Wissenschaft kann sich bei der völlig widersinnigen Annahme einer verschiedenen Quantität für den Accent und für die Prosodie unmöglich beruhigen. Auch spricht gar nichts dafür dasz eine auf einen Vocal auslautende Silbe weniger Gewicht habe als eine Silbe worin demselben Vocal oder Diphthong noch ein Consonant folgt. Das *οι* von *ἄνθρωποι* war also sicherlich vollkommen so lang wie das von *ἀνθρώποις*. Im Lateinischen sehen wir ja, dasz auslautende Consonanten sogar die Kraft haben lange Vocale zu verkürzen: *amăt* für älteres *amāt*. Der Grund für jene merkwürdige Ausnahme liegt vielmehr in dem logischen Princip; bei dem Kampfe der verschiedenen Tendenzen brach die oben vorangestellte Tendenz der Betonung trotz der Schluszlänge durch, was uns im Verbum besonders leicht verständlich ist; darum wie *λέγω* — *λέγεις* — *λέγει* so *λέγομαι* — *λέγῃ* — *λέγεται*, und wie im Nom. sing. *ἄνθρωπος* so im Nom. plur. *ἄνθρωποι*. Freilich eine strenge Consequenz findet in diesen Ausnahmen nicht statt, überhaupt darf man die ganze Betonung nur als einen Kampf betrachten, in dem wir keineswegs immer zu enträthseln vermögen, warum der Sieg sich bald hierhin bald dahin wendet.

Trotz dieses noch keineswegs völlig aufgeklärten manigfaltigen

Tonwechsels zeigen sich in der griech. Accentuation gewisse stätige Neigungen und Abneigungen, welche uns eben auf die Annahme jener Haupttendenzen führten. Dahin gehört die noch nicht gehörig beachtete Abneigung gegen die Paroxytonierung von mehr als zweisilbigen Wörtern mit kurzer paenultima. Der Accent von *παρθένος*, *τιθέναι*, *τετυμμένος*, *λελοιπέναι* ist ein anomaler, vielleicht zum Theil aus der Umgestaltung älterer Formen zu erklärender. In der Mehrzahl dieser Fälle ist überdies die der Tonsilbe vorhergehende Silbe lang, und dasz diese Länge keineswegs gleichgiltig für den Accent ist, beweist am deutlichsten die Accentregel für die Deminutiva auf *ιο-ν*, welche Paroxytona bei langer, Proparoxytona bei kurzer antepaenultima sind: *τειχίον*, *ῥάκιον*. Eben darauf beruht ja auch die Tonverschiedenheit zwischen *μητροκτόνος* und *ψυχοπομπός*. Diese Neigung der Sprache für die Tonlage ⏘ – ⏑́, als Gegenstück zu der nicht minder beliebten –́ – ⏑, ist dem Vf. des 'Accentuationssystems' keineswegs entgangen. Er macht vielmehr wiederholt darauf aufmerksam und sucht sogar einige Betonungsdifferenzen dadurch zu entziffern, so S. 128 die Betonung von *μαχητής*, *δικαστής* im Gegensatz zu *γενέτης*, *ἐπαινέτης*. Leider fügt sich nur die von Lobeck zu Buttmanns ausf. Gr. II 408 ff. gründlich erörterte sehr schwankende Betonung dieser Wortclasse nicht ganz diesem Gesetz. Ebel hat daher kürzlich (Ztschr. f. vergl. Sprachf. IV 155 ff.) die Trennung der Wörter auf *τη-ς* in zwei ursprünglich verschiedene Classen in Vorschlag gebracht. Auch die anomale Betonung von *εἰπέ*, *ἐλθέ*, *εὑρέ* hat gewis nichts mit der Länge der paenultima zu thun, wie S. 280 vermutet wird, da ja schon *ἰδέ* und *λαβέ* dem widersprechen. Vielmehr gibt sich das dringende dieser geläufigen Imperative hier in einer ungewöhnlichen Betonung zu erkennen, wie im lat. *dic*, *fac* in der Apokope. Man sieht das deutlich an *ἄπειπε*, *ἄπελθε*, wo trotz der Länge der Accent sich von der Endsilbe fern hält, während der Einflusz der langen paenultima auf den Accent sich sonst gerade in mehr als zweisilbigen Wörtern geltend macht. Der Grund für die Abweichung gegen die Tonlagen ⏘ –́ ⏑ und ⏗ ⏑́ ⏑ möchte darin zu suchen sein, dasz die griech. Sprache das Gegengewicht zwischen Accent und Quantität besonders liebt. Hierin also gehen die beiden classischen Sprachen schnurstracks auseinander.

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen über einen Theil der Grammatik der einer durchgreifenden Bearbeitung dringend bedarf. Auf die Verschiedenheit des Acutus und des Circumflex, zu der sich im Sanskrit keine Analogien finden, sind wir dabei absichtlich gar nicht eingegangen. Es wird aber unsern Lesern wol von selbst klar geworden sein, dasz wir den Circumflex als die Vereinigung des Hochtons mit dem Nachton auf éiner Silbe auffassen. Dasz Bopps 'Accentuationssystem' für jede künftige Forschung die Grundlage abgeben musz, braucht nach dem gesagten kaum mehr hervorgehoben zu werden. Zu einzelnen Bemerkungen über den reichen in diesem Werke behandelten Stoff böte sich vielfache Gelegenheit. Indessen ziehe ich es vor diese hier zu unterdrücken, wo es vielmehr darauf ankam auf

die Bedeutung und den wesentlichen Inhalt dieses Buches hinzuweisen, das den würdigen Schlusz der 'vergleichenden Grammatik' bildet. Aber eine kurze Discussion der Grundfragen, die hier in Betracht kommen, schien um so unerläszlicher, da eine solche bisher in eingehenderer Weise noch gar nicht versucht war.

2) *De digammo eiusque immutationibus dissertatio. Pars I. De digammo sive vau Graeco. Scripsit J. Savelsberg, phil. dr. gymn. Aquisgr. sup. ord. collega.* Aquisgrani 1854 excudebat J. J. Beaufort. 16 S. gr. 4.

Der Vf., welcher im J. 1841 'quaestiones lexicales de radicibus Graecis' herausgegeben und in Hoefers Ztschr. f. d. Wiss. d. Sprache Bd. IV H. 1 über 'Verstärkung des Anlauts in griechischen Wörtern' geschrieben hat, beabsichtigt eine Revision der Lehre vom Digamma, wovon uns hier der erste Theil vorliegt. Dieser zerfällt in fünf Capitel, nemlich 1) de digammi natura et nomine, 2) digamma in inscriptionibus servatum, 3) testimonia grammaticorum, 4) rationes ad inveniendum digamma ex eius indiciis apud Homerum potissimum petitae. 5) vau consonans per *υ* reddita ante vocales et ante liquidas, maxime *ϱ* litteram. Eine erschöpfende Behandlung des trotz so vielen Bemühungen noch immer sehr schwierigen Gegenstandes kann natürlich auf so engem Raume nicht erwartet werden; doch finden sich zu dem was namentlich Ahrens über das Digamma bei den Aeolern und Doriern gesagt hat einzelne Zusätze, und in der Erörterung der einzelnen Formen bringt der Vf. gelegentlich neues bei das Beachtung verdient, während sein Hauptaugenmerk auf übersichtliche Zusammenstellung des ganzen gerichtet zu sein scheint. Den Ausgangspunkt bildet mit Recht der Mangel besonderer Zeichen für *j* und *v* im ionischen Alphabet. Doch sollen von griechischem *j* nicht blosz in dessen Nachwirkungen (*λλ*, *ζ* u. a.), sondern auch noch unverwischte Spuren im hom. *Αἰγύπτιοι* Od. *δ* 83, Il. *I* 382 und ähnlichem vorhanden sein. Obwol diese Meinung schon früher bedeutende Gewährsmänner gefunden hat, so ist sie doch sehr zu bezweifeln, da eine solche Hinüberschleifung der Vocale *ι* und *υ* nicht etwa in der ältesten Sprache allein zu finden ist, sondern auch in der spätern und in Lautgruppen vorkommt, die bei consonantischer Aussprache von *ι* und *υ* von unerträglicher Härte sein würden, z. B. *Ἠλεκτρύωνος*. Vielmehr müssen wir uns wol mit der Annahme einer Synizese begnügen, welche die geschmeidige Zunge der Griechen offenbar mit viel gröszerer Geläufigkeit übte als unser deutscher Mund. Uebrigens mieden die Griechen den Laut *j* gewis nicht 'tamquam pronuntiatu asperiorem', sondern sie lieszen ihn vielmehr seiner groszen Weichheit wegen verloren gehen; denn gerade von den erweichenden Einflüssen des *j* sind uns noch Reste in jenen Lautgruppen übrig, die von einem vorgriech. Consonanten *j* Zeugnis geben. — Dasz das lat. *F* jemals den Laut des griech. Digamma gehabt habe, wie S. 4 behauptet wird, läszt sich kaum vermuten. Für den eigenthümlich itali-

schen harten Spiranten *f* ward das Zeichen F gewählt, ähnlich wie für *x* das Zeichen X, ohne dasz wir daraus auf die Aussprache einen Schlusz machen dürften. — S. 6 werden unter den inschriftlich bewährten Zeugnissen von einem Digamma bei den Aeolern auch die über diesen Laut bei den Eleern aufgezählt und in einer Anmerkung Ahrens' Meinung zurückgewiesen, dasz der elische Dialekt kein echt aeolischer sei. Die Gründe dafür sind sehr beachtenswerth. In der That finden sich zwischen dem elischen Dialekt und den beiden Hauptzweigen des auch von Ahrens anerkannten Aeolismus ebenso viele Berührungspunkte wie zwischen diesen untereinander. Denn dasz der boeotische Aeolismus mit dem asiatischen nur wenig gemein habe, musz ja Ahrens selbst eingestehen. — S. 7 führt der Vf. unter den dorischen Inschriften mit Recht auch die beiden merkwürdigen corcyraeischen auf, die Franz in der archaeol. Ztg. 1846 Nr. 48 und nach ihm Aufrecht in der Ztschr. f. vergl. Sprachf. I 118 ff. [und Rosz in diesen Jahrb. LXIX 535 ff.] besprochen hat. Indes wird aus der dort zu lesenden Genetivform *Τλασιαϝο* offenbar zu viel gefolgert. Es soll nemlich dadurch die ganze von Bopp aufgestellte Lehre von der Genetivbildung der A-Stämme widerlegt werden, wie denn freilich schon Aufrecht in Folge jener Form Zweifel darüber äuszerte, ob wir auch den Masculinis der A-Declination *sja* als ursprüngliche Genetivendung zusprechen könnten. Hr. S. geht nun noch weiter, indem er auch *λύκοιο* nicht mehr dem skr. *vrkasja* vergleichen will. Aber um einer einzigen Form willen dürfen wir nicht eine Lehre umstürzen, die auf einer weiten und festen Grundlage ruht. Für den Ursprung des Ausgangs *ᾱο* aus *âsja* spricht namentlich auch die altpersische Form *Auramazdâha*, deren *h* auf *s* zurückweist. Nicht jedes F einer Inschrift braucht ein ursprüngliches zu sein. Ganz abgesehn von Schreibfehlern, deren Möglichkeit doch immer zugegeben werden musz, konnte namentlich in Zeiten, in denen solche alterthümliche Laute schon im verschwinden begriffen waren, auch eine ungehörige Anwendung derselben vereinzelt auftreten. So haben wir auf den herakleischen Tafeln offenbare unorganische Spiritus: *ἑννέα*, *ὅκτω* (Ahrens II 36), auch in der neuerdings von Rosz nach Oekonomides publicierten lokrischen Inschrift findet sich nicht blosz ein H in *ἄγεν*, wo wir es nicht erwarten, sondern auch umgekehrt der Spiritus ausgelassen, wo er wie in *ὁ*, *οἷ* seinen berechtigten Platz hat. Daraus schlieszen zu wollen dasz wir mit Unrecht *ὄκτω* mit skr. *ashtan* lat. *octo* usw., *ὁ* mit skr. *sa*, *οἷ* mit dem Stamm *sva* verglichen und das *ε* von *ἐννέα* für prosthetisch hielten, wäre gewis verkehrt. Durch eine so vereinzelte Autorität kann eine wol begründete Theorie so wenig umgestoszen werden wie etwa durch einzelne Sonderbarkeiten von Handschriften oder vereinzelte Angaben von Grammatikern, was uns freilich nicht hindern darf auf solche Vorkommnisse genau zu achten und abzuwarten, ob sich vielleicht andre dazu finden, die dann allerdings den Fall verwickelter machen würden. Was aber jenes *Τλασίαϝο* betrifft, so läszt sich dies vielleicht noch anders auffassen. In der eben erwähnten lokrischen Inschrift von Chaleion oder Oiantheia (die

Hr. S. noch nicht benutzen konnte) steht Z. 6 Ϝό τι d. i. ὅ τι, also wieder Ϝ an einer Stelle, wo die vergleichende Grammatik *j* annimmt, da sie das griech. Relativpronomen ὅς dem skr. *ja-s* gleich setzt. Sollen wir auch gleich einlenken und etwa den Relativstamm ὁ zum reflexiven *sva* stellen, mit dem ich anderswo φή (goth. *sve*) verglichen habe (Ztschr. f. vergl. Sprachf. III 76)? Mir scheint das sehr gewagt. Wie wenn das Zeichen des Ϝ in beiden Fällen eben nichts anderes als das zu erwartende *j* repraesentierte? Es ist aus mehreren Gründen wahrscheinlich dasz der Laut des griech. Ϝ ein feinerer war als der des lat. *v*, zu dem er sich verhalten haben mag wie der Vocal υ zum lat. *u*. So gar weit lagen also die Laute Ϝ und unser *j* nicht auseinander. Da es den Griechen absolut an einem Zeichen gebrach um das consonantische *j* auszudrücken, so hat es nichts unwahrscheinliches, dasz sie gelegentlich nach jenem Ϝ griffen, um damit den feinen Spiranten zu bezeichnen, den sie vor einem Vocal wahrnahmen. Greift doch Platon im Kratylos p. 418 D zur Bezeichnung des *j* zu dem Vocal υ. Denn dasz sein δυογόν die Form *djŭgón* repraesentiert, aus dem ja in der That ζυγόν entstanden ist, ist sehr wahrscheinlich. Durch die ironische Haltung des Dialogs wird keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, dasz Platon sich hier auf etwas factisches stützte, wie er auch die phrygischen Wörter die er anführt nicht aus der Luft gegriffen haben wird. So betrachtet würden also Τλασίαϝο und Ϝό τι die darüber geltende Meinung nicht widerlegen, sondern vielmehr bekräftigen. — Hoffentlich gibt uns der Vf. bald die Fortsetzung seiner Arbeit, nach deren Abschlusz man erst wird beurtheilen können, ob sie den Stoff vollständig und abschlieszend behandelt.

3) *De oratione rerum naturae picturaeque imitatrice. Abhandlung vom Conrector E. Francke.* (Frühlingsprogramm des Gymnasiums zu Weilburg 1854.) Weilburg, gedruckt bei L. E. Lanz. 24 S. 4.

Der Gegensatz zwischen der zergliedernden und der einem sich entfaltenden Organismus nachspürenden Behandlung der Sprache wird noch lange nicht völlig überwunden werden können. Es ist unverkennbar dasz die vergleichende Sprachforschung, indem sie die Glieder nachweist aus denen die Wortkörper bestehen, mehr und mehr zu der Ansicht geführt hat, dasz diese nicht sowol aus einem ursprünglichen kleinen Keime hervorgewachsen als vielmehr durch die Verbindung mehrerer ursprünglich selbständiger Körperchen zusammengesetzt sind. Dem gegenüber ist die Theorie vom sprieszen und wachsen, die ja allerdings vielen unsrer Kunstausdrücke (wie Wurzel, Stamm, Sproszform) zu Grunde liegt, besonders von K. F. Becker und seinen Anhängern geltend gemacht. Dieselben Gegensätze treffen wir auch in der Syntax an: denn während nach der einen Auffassung ein kleiner Satzembryo sich bis zu einer ciceronianischen Periode auswachsen kann, geht die andre Ansicht vielmehr dahin, dasz durch an-

einanderrücken kleinerer Sätze sich alle gröszeren Satzfügungen gebildet haben. Man hat die eine Richtung bisweilen eine mechanische, die andre eine dynamische genannt; allein mit Unrecht, denn die zergliedernde Behandlung verträgt sich sehr wol mit der Annahme, dasz sich in der Zusammenfügung der Glieder eine *δύναμις* geltend mache, und so gewis der Lautmechanismus eine tief eingreifende sprachliche Thatsache ist, so fest steht es doch andrerseits, dasz wir damit nicht einmal alle lautlichen, geschweige denn alle sprachlichen Erscheinungen zu erklären vermögen. Die Anhänger der Theorie vom prieszen und wachsen werfen ihren Gegnern vor dasz ihre Auffassung der Natur entgegengesetzt sei — *artificialis ratio* nennt sie der Vf. der vorliegenden Abhandlung — und schreiben sich die wahre *naturalis ratio* zu. Allein sie vergessen dasz auch in der Natur sich Stoffe verbinden und vermischen. Der Boden ist nicht der schlechteste, in welchem sich verschiedene Erdschichten übereinander gelagert haben, und es beeinträchtigt die Schönheit des menschlichen Körpers nicht, dasz die Chemiker uns zeigen aus welchen Stoffen er besteht und erhalten wird. Allerdings gibt es eine *artificialis ratio;* diese besteht in dem abstrahierenden Verfahren, das alles auf die Gesetze einer Logik zurückführen will, welche erst in ganz andern Zeiten mit Hilfe der Sprache sich gebildet hat. Aber dies abstrahierende Verfahren (von dem K. F. Becker in seiner Behandlung der Syntax durchaus nicht frei war) kann wol als überwunden betrachtet werden. Die vergleichende Sprachforschung wenigstens hat sich nie dahin verirrt, die Zusammensetzung der Laute zu Formen und Wörtern, der Wörter zu Sätzen als eine absichtliche und mit Bewustsein vorgenommene hinzustellen.

Wir haben schon angedeutet dasz Hr. Francke in seiner Abhandlung für die Theorie vom 'Organism' eintritt. Können wir ihm darin nur bis zu einem gewissen Grade beistimmen, so hindert uns das keineswegs in seiner Schrift eine Fülle von eigenthümlichen Gedanken und treffenden Winken anzuerkennen, die trotz ihrer oft barokken Verbindung und etwas wunderlichen Darstellung viel anregendes haben und offenbar aus einem tieferen nachdenken über die Sprache und ihre einzelnen Erscheinungen hervorgegangen sind. Der erste Theil beschäftigt sich mit dem Nachweis, wie vielfach die Syntax im Griechischen und Lateinischen von dem Wege streng logischer Redeweise sich abwende und vielmehr aus einer freier schweifenden Darstellung zu erklären sei, wobei sich wie in einem Gemälde ein gewisses Colorit über ganze Sätze verbreite, das seinen eigentlichen Sitz nur in einem Theil derselben habe. Sehr zweckmäszig finden wir dabei auch mehrmals unsre deutsche Poesie zur Parallele antiker Structuren angeführt, namentlich für die Prolepsis die Verse Goethes: 'Und der alten Götter bunt Gewimmel Hat sogleich das s t i l l e Haus geleert.' Man sollte dies Mittel zur Erklärung öfter benutzen; es wirkt mehr als viele auf die Definition verwendete Worte. Freilich liegt dabei wieder die Gefahr nahe dadurch auch unsre eigne Poesie zu einer Beispielsammlung zu entwürdigen, die aber mit einigem Takt doch leicht vermieden werden

kann. — Im zweiten Theil wird von der Entstehung der Sprachformen, besonders der Verbalformen gehandelt und daran wieder vieles andre, namentlich auch über die Bedeutung verschiedener Praepositionen angereiht. Es kann dem Ref. nur erwünscht sein, dasz Hr. F. vielen seiner Aufstellungen so freudig beistimmt. Freilich musz er sich dafür auch einmal ein 'credat Iudaeus Apella' gefallen lassen, nemlich in Bezug auf seine Erklärung des Passivaorists mit ϑ: denn hier war der Gegensatz zur Spriesztheorie zu schneidend. Hr. F. ist darin consequent, dasz er nicht einmal die Futura auf σω (σιω) und die Aoriste auf σα als zusammengesetzt gelten und, so scheint es, sogar jenes ϑ des Passivaorists als ein bloszes Gewächs aus dem üppigen Boden der Sprache aufschieszen lassen will. Dann freilich müsten wir auf ein verstehen verzichten. Ohne uns nun auf eine Polemik über einzelnes einzulassen, mag hier nur eins erwähnt werden. Hr. F. tritt p. 19 gegen die auf, welche in mehreren Verbalformen eine Zusammensetzung mit dem verbum substantivum annehmen. 'Atque verbi substantivi ea vis, quam nativam et domesticam esse plurimi volunt, a sensuum consuetudine ac natura tam longe abhorret, ut satis mirari non queam, homines vel sagacissimos in tantum coniectos esse errorem, ut prius, quam quae sensibus subiecta essent, a vetustissimis illis hominibus ea verbis expressa esse opinarentur, quae immenso intervallo distarent et abessent.' Der Vf. hat ganz Recht gegen diejenigen welche sämtliche Verbalformen aus einer Zusammensetzung mit Formen des verbum subst. erklären wollen. Denn freilich hatte die Wurzel *as* ursprünglich eine concrete Bedeutung und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach die des athmens: daher ved. *âs* = lat. *ôs*, *ôris*. Wir müssen in der Verbalbildung verschiedene Schichten unterscheiden. Die älteste Formenschicht ist aus der unmittelbaren Verbindung von Stamm und Personalendung hervorgegangen und weist auf eine Zeit in der es noch kein verbum subst. als solches gab. Spätere Bildungen aber stammen aus einer Zeit da sich dies schon gebildet hatte, und sie sind Zusammensetzungen mit einzelnen Formen desselben. So ist also das Factum zusammengesetzter Tempus- und Modusbildung durch jene Erwägung über das verbum subst. keineswegs widerlegt. — Es wird genügen, wenn Ref. durch diese Bemerkungen das Interesse bezeugt mit dem er Hrn. F.s anregende Abhandlung gelesen hat.

Kiel. *Georg Curtius.*

31.

Ueber einige Haartrachten des Alterthums.

Bekanntlich lieszen sich in Athen und Attika sowie auch in einigen anderen griechischen Orten und Gegenden die jungen Leute vor dem Ephebenalter das Haar wachsen, um es bei dem Eintritt in das-

selbe abgeschnitten der Gottheit, namentlich den einheimischen Fluszgöttern als Opfer darzubringen. Die Belegstellen sind neuerdings, wenn auch nicht vollständig angeführt in der 2n von K. F. Hermann besorgten Ausgabe des Beckerschen Charikles III 236 *). Man hat hier ein gedoppeltes zu unterscheiden. Entweder nemlich liesz man sich zu diesem Behufe das gesamte Haar stehen oder nur einen Schopf. Diesen nennt Pamphilos bei Athenaeos XI 88 p. 494 F *σκόλλυς*. Bei Lukianos Lexiph. 5: *ἐγὼ μὲν ὑποδησάμενος ἐξυόμην τὴν κεφαλὴν τῇ ὀδοντωτῇ ξύστρᾳ· καὶ γὰρ οὐ κηπίον ἀλλὰ σκάφιον ἐκεκάρμην, ὡς ἂν οὐ πρὸ πολλοῦ τὸν κόννον καὶ τὴν κορυφαίαν ἀποκεκομηκώς* — heiszt er *κόννος*; bei Hesychios u. *οἰνιστήρια* II 130 Alb. *ὁ μαλλός*. Vgl. dens.: *σκολλύς· κορυφὴ ἡ καταλελειμμένη τῶν τριχῶν, τινὲς δὲ μαλλόν, πλόκαμον*, und: *ἱερόβατον* (*ἱέρωμα τὸν* Hemsterhuis, vgl. jedoch Toup zu Suidas II 607, dem Müller Dor. II 267 Anm. 8 beipflichtet)

*) Das gleiche geschah in Bezug auf Apollon auch schon im zartern Knabenalter: vgl. die Stelle des Theodoridas in Jacobs Anth. Pal. VI 155: *ἄλικες αἵ τε κόμαι καὶ ὁ Κρώβυλος, ἃς ἀπὸ Φοίβῳ | πέξατο μολπαστᾷ κῶρος ὁ τετραέτης*. Hier schneidet also ein vierjähriger Knabe die Haare dem Apollon zum Opfer ab. Aehnliches gilt vermutlich von der *πλοκαμίς* des Eudoxos, über welche es in einem Epigramm des Euphorion (Meineke Anal. Alex. p. 164) heiszt: *πρώτας ὁππότ' ἐπεξε καλὰς Εὔδοξος ἐθείρας, | Φοίβῳ παιδείην ὤπασεν ἀγλαΐην*. Dazu kommt was bei Nonius u. *cirros* p. 94 M. steht: *Varro Cato vel de liberis educandis: itaque Ambraciae primum capillum puerilem demptum, item cirros ad Apollinem ponere solent*. Es liegt auf der Hand dasz hier von zwei ähnlichen Handlungen, die aber in verschiedenen Lebensaltern vorgenommen wurden, die Rede ist. Die *cirri* erinnern an jene Haarbüschel, welche bei dem Eintritt in das Ephebenalter dediciert wurden. So bemerkte denn schon Salmasius Epist. de caesarie virorum et mulierum coma (Lugd. Bat. 1644) p. 268 f.: 'pueri prima in aetate, quamdiu sub matrum aut nutricum cura erant, donec magistris traderentur litteris imbuendi, capillum ita in vertice subnexum gerebant usque ad annum sextum aut septimum, quidam etiam maturius, ut hic apud Theodoridam, qui quadrimus crobylum suum' (S. dachte in Folge der frühern Schreibweise an einen *κρωβύλος*) 'resecavit et Phoebo dedicavit. Nam cum plurimi auctores non censuerint pueros litteris instruendos sub primo eorum informatore, ut loquitur Tertullianus, antequam septem annos attigissent, alii in alia sententia fuere, ut Chrysippus, qui triennium tantum nutricibus dandum putavit, et ab illo tempore informandam iam quam optimis institutis mentem infantium indicabat.' In neuerer Zeit scheint man das vergessen zu haben. Der Verfasser des Charikles weisz nur III 235: 'dasz die spartanischen Epheben anfiengen das Haar wachsen zu lassen und es den Knaben, wie Plut. Lyc. 16 sagt, abgeschnitten wurde, worauf sich vielleicht der Ausdruck *ἀπόθριξ*, den Eust. zu Il. VIII 518 p. 727, 21 aus Kallimachos als gleichbedeutend mit *ἄνηβος* anführt, bezieht.' Das von Plutarchos berichtete ist wesentlich verschieden. Da gehört das Haarabschneiden (*ἐν χρῷ κείρειν*) zum Abhärtungssystem. Es geschieht zwischen dem 7n und 12n Jahre. Möglicherweise konnte indessen bei den Spartanern vorher ein Haaropfer wie das erwähnte statthaben. Wenigstens scheinen die übrigen Stellen zunächst darauf zu führen, dasz dasselbe bei den Doriern Brauch war.

κόννον Λάκωνες, ὅν τινες μαλλόν, σκόλλυν, und: *κοννοφόρων· σκολλυφόρων.* Ferner Eustathios zu Od. ε p. 1528, 18 ff.: *οἱ παλαιοὶ καὶ κόσμον γυναικεῖον τὴν πλοκαμῖδα εἶναι δηλοῦσιν, ἣν καὶ κορυφαίαν φασίν, ἤγουν κορυφήν. τὴν δ' αὐτὴν καὶ σκόλλυν καὶ κρέκαν μετὰ τοῦ ν ἢ καὶ χωρὶς τοῦ ν. κεῖται γοῦν ἐν ῥητορικῷ λεξικῷ ταῦτα· κρέκαν καὶ κορυφαίαν τὸ αὐτὸ καὶ σκόλλυν.* Auch bei Hesychios wird *κρέξ* durch *κορυφαία* erklärt. Das Wort hängt ohne Zweifel mit *κρέκω, κρόκη, κροκύς* zusammen, *σκόλλυς* mit *σκολιός, κόννος* mit *κῶνος.* — Genaueres über die Lage des in Rede stehenden Schopfes und noch ein paar andere Bezeichnungen desselben erfahren wir durch Pollux Onom. II 30: *ἔτρεφον δέ τινες ἐκ πλαγίου κόμην ἢ κατόπιν ἢ ὑπὲρ τὸ μέτωπον ποταμοῖς ἢ θεοῖς, καὶ ὠνομάζετο πλοχμὸς ἢ σκόλλυς ἢ σειρὰ τριχῶν· τὴν γὰρ κοσύμβην οὐκ ἂν προσοίμην, ἀλλὰ τὸν Ἀττικὸν κρωβύλον.* Das erste finden wir an der Marmorstatue eines Satyrs in der Glyptothek zu München, nemlich 'eine einzelne lange Locke, die ihm rechts von dem Scheitel zu dem Spitzohr herabfällt' (Schorn Beschr. d. Glypt. S. 215 Nr. 302). Schon K. O. Müller (kl. Schr. II 454) erkannte hier den *σκόλλυς* oder *κόννος*, ohne jedoch von der genau übereinstimmenden Angabe bei Pollux Kenntnis zu haben. Das zweite habe ich neulich an einer Statue des vaticanischen Museums nachgewiesen, die man früher gewöhnlich auf Ganymedes bezogen hat, ich aber für eine Darstellung des Narkissos halte ('Narkissos', göttinger Winkelmannsfestprogramm 1852 S. 40 f., wo auf der Kupfertafel unter Nr. 15 eine Abbildung der Statue gegeben ist). Die Figur hat, um die Beschreiber reden zu lassen, denen das Original vor Augen stand, nach Fea relazione di un viaggio ad Ostia etc. p. 54: 'capelli corti, fuorchè una frezza di lunghi, che nel mezzo del capo gli cade dietro sciolta sul collo'; nach den Herausgebern des Museo Chiaramonti T. I p. 34: 'poche ciocche di capelli, che scendono sul dorso'; nach E. Braun: Ruinen und Museen Roms S. 256, der auch zu der richtigen Einsicht gelangt ist: ein 'starkes Lockenbündel', welches 'von dem Scheitel über den Nacken hinabfällt'. Für die dritte durch Pollux bezeugte Weise den Haarschopf zu tragen habe ich kein so augenfälliges Beispiel aus dem Kreise der Bildwerke nachzuweisen. Vermutlich gehört indessen hieher der Satyr des Vaticans in Claracs Mus. de sculpt. pl. 716 n. 1713. Dieser hat bei sonst kürzer geschnittenem Haar, wie auch Clarac im Text T. IV p. 253 angibt: 'sur le sommet une touffe de cheveux d'une saillie très-prononcée'. Ohne Zweifel ist dieser Lockenbüschel der *σκόλλυς* oder *κόννος*. Derselbe liegt aber nach der Stirn zu. Freilich ist der Satyr in heftiger Bewegung dargestellt; allein durch diese kann jene Lage des Büschels nicht wol bedingt sein.

Wenn Pollux den *κρωβύλος* mit in Anschlag bringt, so ist damit zusammenzustellen dasz auch bei Hesychios, Photios und Suidas u. *κρωβύλος* dieser als *ὁ μαλλὸς τῶν παίδων* oder *παιδίων* erklärt wird. Hieher gehört ferner das Scholion in Levit. 19, 27: *σισόη ἐστὶν ὁ κρωβύλος· πλέγμα δέ ἐστι τοῦτο, ὅπερ Ἕλληνες ἐπλέκοντο ὡς κρονικὸν*

*ἀνάθεμα, καὶ μᾶλλον**). *Σαρακηνοὶ μεχρὶ νῦν τοῦτο ποιοῦσιν.* Diese Erklärungen sind durch die Bedeutung des Wortes *κρωβύλος*, welches nach meiner Ansicht auch in Bezug auf die Abstammung mit *κόρυμβος* identisch ist, vollkommen gerechtfertigt. Nur musz man sich hüten an die Haartracht zu denken, welche gewöhnlich *κρωβύλος* genannt wird, ein Irthum dessen sich Pollux schuldig gemacht hat.

Die in der oben angeführten Stelle des lukianischen Lexiphanes vorkommenden Ausdrücke *κηπίον* und *σκάφιον* haben den Erklärern hier und anderswo grosze Schwierigkeiten gemacht. *Κηπίον* ist das Deminutivum des von den alten Lexikographen und Schrifterklärern berücksichtigten *κῆπος*. Die Stellen derselben sind folgende: Hesychios: *κῆπος· παράδεισος παρὰ Πέρσαις, ἢ εἶδος κουρᾶς, ἣν οἱ θρυπτόμενοι ἐκείροντο ὡς ἐπίπαν ἐν μιᾷ μαχαίρᾳ*, und: *μιᾷ μαχαίρᾳ· τὴν λεγομένην κῆπον κουρὰν μιᾷ μαχαίρᾳ ἐκείροντο.* Vgl. Pollux Onom. II 32: *ἔλεγον δέ τι οἱ κωμῳδοὶ καὶ κείρεσθαι μιᾷ μαχαίρᾳ, ἐπὶ τῶν καλλωπιζομένων*, mit Arist. Ach. 849: *κεκαρμένος μοιχὸν μιᾷ μαχαίρᾳ*, wo der Scholiast bemerkt: *μοιχὸς δὲ εἶδος καὶ ὄνομα κουρᾶς ἀπρεποῦς κιναιδώδους.* Ferner Eustathios zu Il. *M* p. 907, 40 ff.: *κῆπος γὰρ οὐ μόνον φυταλιά, ἀλλὰ καὶ καλλωπισμὸς κόμης κατὰ Αἴλιον Διονύσιον, καὶ κουρᾶς διάθεσις τῶν ἐν κεφαλῇ τριχῶν. Θουκυδίδης δὲ κηπίον φησί, κωμικοὶ δὲ κηποκόμαν τὸν κῆπον κειρόμενον, ὥσπερ ἕτερον σκαφιόκουρον. καὶ ἔστι καὶ παρὰ τῷ κωμικῷ ἡ λέξις τοῦ σκάφιον κείρεσθαι.* Schol. zu Arist. Av. 806: *δύο δὲ εἴδη κουρᾶς, σκάφιον καὶ κῆπος. τὸ μὲν οὖν σκάφιον τὸ ἐν χρῷ, ὁ δὲ κῆπος τὸ πρὸ μετώπου κεκοσμῆσθαι.* Hiemit stimmt Suidas u. *κῆπος* der Sache nach überein. Endlich Schol. zu Eur. Tro. 1165: *κῆπος κουρᾶς εἶδος, ἣν οἱ κειρόμενοι διεβάλλοντο, κατελίμπανον δὲ τὰς ἔξω τῆς κεφαλῆς περὶ τὰ ἄκρα τρίχας* oder *τὰς ἔξω τῆς κεφαλῆς τρίχας.* Die von Eustathios bezeichnete Stelle des Thukydides, die einzige in der uns auszer der im Lexiphanes das Wort überkommen ist, findet sich II 62, und zwar enthält sie dieses nur metaphorisch gebraucht, in dem Sinne von *ἐγκαλλώπισμα*.

Ueber *σκάφιον* hören wir auszer dem bei Eustathios und in den Scholien zu den Vögeln beigebrachten durch die alten Lexikographen und Schrifterklärer noch folgendes. Photios gibt nach Dobrees Herstellung im Index, p. 646 ed. Lips., an: *σκάφιον· κουρὰ περιτρόχαλος, ὡς Ἀριστοφάνης «σκάφιον ἀποκεκαρμένην»· καὶ σκαφιόκουρον τὸν κείροντα* (genauer würde zu sagen gewesen sein *κειρόμενον*). Hesychios: *σκάφιον — εἶδος κουρᾶς τῆς κεφαλῆς, ὃ κείρεσθαί φασι τὰς ἑταιρευούσας· εἶναι δὲ περιτρόχαλον.* Pollux II 29: *κουρᾶς δὲ εἴδη κῆπος, σκάφιον, πρόκοττα, περιτρόχαλα*, unterscheidet das *σκάφιον* und das

---

*) Die handschriftliche Lesart ist *μᾶλλον*. Schon Salmasius a. a. O. p. 65 schrieb *μαλλόν*. Derselbe veränderte *κρονικὸν* in *χρονικὸν* ohne Grund; der Erklärer bezeichnet die Sache als etwas altmodisches und albernes.

περιτρόχαλα κείρεσθαι. Aus dem Schol. Rav. zu Arist. Thesm. 838 lernen wir das σκάφιον als εἶδος κουρᾶς δουλικῆς kennen; durch Plutarchos Arat. 3 als Schur der Athleten: ἐπιφαίνεται δ' ἀμέλει καὶ ταῖς εἰκόσιν ἀθλητική τις ἰδέα καὶ τὸ συνετὸν τοῦ προσώπου καὶ βασιλικὸν οὐ παντάπασιν ἀρνεῖται τὴν ἀδηφαγίαν καὶ τὸ σκάφιον. Bei Harpokration liest man: σκάφιον· Ἀντιφῶν ἐν τῇ πρὸς τὴν Δημοσθένους γραφὴν ἀπολογίᾳ· ὅτι δὲ τὸ σκάφιον εἶδος κουρᾶς, καὶ Ἀριστοφάνης ἐν Γήρᾳ. Der Verfasser dieser Notiz erinnerte sich also nicht der beiden noch im Zusammenhang auf uns gekommenen Stellen des Aristophanes, der in den Vögeln, auf welche sich das früher mitgetheilte Scholion, und der in den Thesmophoriazusen, auf welche sich nicht allein das eben erwähnte Scholion, sondern auch die Bemerkung des Photios und wahrscheinlich auch des Eustathios obige Notiz bezieht. An jener Stelle aus den Vögeln sagt Euelpides zu dem als Vogel costümierten Peisthetairos, er gleiche κοψίχῳ σκάφιον ἀποτετιλμένῳ. Die Stelle erklärt sich leicht, wenn man nur bedenkt dasz Peisthetairos als alter (vgl. Vs. 337. 626) einen kahlen Kopf hatte. In der Stelle der Thesmophoriazusen wird dem καθῆσθαι σκάφιον ἀποκεκαρμένην entgegengesetzt καθῆσθαι κόμας καθεῖσαν.

Die Ansichten der neueren anlangend, so will ich hier zunächst die neuste berücksichtigen, zumal da sie von meinem werthen Collegen K. F. Hermann herrührt. Dieser bemerkt zu Beckers Charikles III 238, dasz, nach dem (auch in der pariser Ausgabe des Thesaurus von H. Stephanus angeführten) Schol. zu Eur. Tro. zu urtheilen, κῆπος 'doch nicht so eins mit σκόλλυς sein möchte, wie Müller Arch. § 330, 1 annehme; es sei vielmehr der elegantere, stutzerhaftere Schnitt im Gegensatz des einfachern σκάφιον', wofür er sich auf das mitgetheilte Scholion zu Arist. Av. beruft. Müller hat freilich nicht ausdrücklich angegeben, wie er zu seiner allerdings nicht zu billigenden Ansicht über κῆπος gekommen sei; allein ich zweifle nicht im mindesten daran dasz er dieselbe aus der Stelle des Lexiphanes schöpfte, und zwar indem er meinte dasz die Worte von ὡς ἄν an eine Begründung des οὐ κηπίον κεκάρθαι enthalten sollten. Leider hat Hermann nicht angedeutet, wie er sich denn jenen 'elegantern Schnitt' denke. Darüber hat sich Salmasius a. a. O. p. 24 f. folgendermaszen ausgelassen: 'κῆπος sive hortus de his qui longiore capillo comebant caput. Ut in horto herbae succrescunt altius, ita in capite pili, nisi ad cutem tondeantur. Quin et ipsae herbae ita aliquando caeduntur, ut solo exaequentur aut eruantur. Prata etiam tonderi dicuntur, sed aequaliter et tota et iuxta soli superficiem. In horto inaequaliter. Nam modo in una modo in alia area herbae tondentur aut evelluntur. Praeterea tonsiles ex buxo margines, quibus pulvini distinguuntur, inaequalem reddunt horti faciem. In primoribus denique horti partibus topiaria fiunt opera ex eodem buxo vel aliis fruticibus, quibus assimilata tonsura, quae κῆπου vel κηπίου nomine Graecis vocatur, crines in fronte altiores et ornatiores ostentat quam in reliqua capitis area. Inde enim puto esse quod κῆπον grammatici interpretentur τὸ πρὸ μετώπου κεκοσμῆσθαι.'

Wenden wir uns zunächst zu dem Scholion zu Arist. Av., so ist einzugestehen dasz mit dem allein nichts rechtes anzufangen ist. Vergleicht man das hier über σκάφιον gesagte mit dem was bei Hesychios u. κῆπος und μιᾷ μαχαίρᾳ bemerkt ist, so scheint beides wesentlich dasselbe zu sein und man wird zu der Frage veranlaszt, ob denn σκάφιον und κῆπος ganz gleich sei oder worin etwa der Unterschied bestehen könne. Was ferner der Scholiast des Aristophanes über κῆπος sagt stimmt keineswegs genau mit der Erklärung überein, welche die Scholiasten des Euripides von diesem Worte geben. An diese werden wir uns, schon deshalb weil sie das aussehen der Tonsur am ausführlichsten beschreiben, zunächst zu halten haben. Sie sagen aus dasz die κῆπον κειρόμενοι sich die Kopfhaare nach auszen rings herum stehen lieszen. Also wurde die Mitte des Kopfes kahl geschoren. Die Sache passt vollkommen zu dem Namen. Die stehen gebliebenen Haare machen den Eindruck einer Umzäunung, und mit dem Worte κῆπος ist gerade der Begriff eines eingeschlossenen Platzes unzertrennlich verbunden. Der Scholiast hat mit seinem πρὸ μετώπου κεκοσμῆσθαι nicht eigentlich Unrecht, aber die Angabe ist nicht weit genug gefaszt.

Gehen wir nun zu der Worterklärung des σκάφιον über, so tritt uns Salmasius a. a. O. p. 249 mit folgender Ansicht entgegen: 'rustici in plerisque Galliae locis, alveolo ligneo profundo capiti imposito, comam in circuitu per oram alveoli extantem resecant. Videntur et Graeci hoc idem factitasse, qui σκάφιον appellarunt hoc genus tonsurae.' Dieselbe kann auch in sprachlicher Beziehung nicht geduldet werden. Wie in der Redensart σκάφιον κείρεσθαι das Wort σκάφιον zu fassen sei, zeigt das oben erwähnte κεκαρμένος μοιχόν des Aristophanes und besonders das λόφους κείρονται in der unten anzuführenden Stelle des Herodotos. Σκάφιον bedeutet hier den obern Theil des menschlichen Kopfes, auf welchem die Haare wachsen, aber diese nicht mit eingerechnet. Es ist gleichbedeutend mit κρανίον, wie auch Pollux II 38 f. bemerkt, der κρανίον (II 40) richtig als τὸ ὑπὸ ταῖς θριξὶ πᾶν erklärt. So gebrauchte Aristophanes das Wort, da er nach Pollux II 39 sagte: ἵνα μὴ καταγῇς τὸ σκάφιον πληγεὶς ξύλῳ*). Demnach diente dasselbe zur Bezeichnung der Tonsur, durch welche jener Theil des Kopfes zum Vorschein gebracht, blosz gelegt wird. Und zwar in seiner ganzen Ausdehnung; denn in Bezug auf die Stelle in der Mitte geschah das auch bei dem κῆπος.

Es fragt sich jetzt, ob die Art und Weise des bloszlegens bei dem σκάφιον und dem κῆπος ganz dieselbe war. Es konnte durch ein zwiefaches Verfahren statthaben, indem das ganze Haar (bei dem σκάφιον) oder ein Theil desselben (bei dem κῆπος) entweder kurz abgeschnitten oder förmlich abrasiert wurde.

*) In dem obigen sind auch die Gründe enthalten, warum das Wort in den beiden früher angeführten Stellen des Aristophanes nicht wie in dieser verstanden werden darf, sondern auf die Tonsur bezogen werden musz.

In Betreff des *σκάφιον* stimmen die oben beigebrachten Zeugnisse, dasz es *τὸ ἐν χρῷ* und dasz es die Haartracht der Sklaven und der Athleten sei, auf das beste überein. Man wird hienach anzunehmen geneigt sein, dasz das Haar gewöhnlich blosz kurz abgeschnitten war; vgl. dazu Charikles III 236 f. Diese Annahme gestattet auch die Stelle der Thesmophoriazusen. Dagegen fordert die aus den Vögeln, dasz man an gänzliche Entblöszung der Kopfhaut von den Haaren denke. Dies wird man als den Ausnahmsfall betrachten können.

Ueber den *κῆπος* vernehmen wir andrerseits durch Hesychios, dasz man sich zur Herstellung desselben gemeiniglich des Rasiermessers bediente. Hier hat man also das blosze kurzabschneiden des Haares auf dem Wirbel für das seltnere zu halten.

Nun kann die Stelle des Lexiphanes genauer betrachtet werden, durch welche Fritzsche zu Arist. Thesm. 846 p. 328 sich zu folgenden Aeuszerungen berechtigt glaubte: 'enimvero id est Lexiphanis ingenium, ut prisca et obsoleta verba, quae ubique infercit, ne perceperit quidem' — und: 'noveris, Lexiphani sic potius dicendum fuisse, *καὶ γὰρ οὐ σκάφιον, ἀλλὰ κηπίον ἐκεκάρμην*, fallique Gesnerum, qui tonsurae *σκάφιον* explicationem a Lexiphane ipso petere non dubitavit.' Allein an der in Rede stehenden Stelle ist alles vollkommen in Ordnung. Die Worte von *ὡς ἂν* an beziehen sich auf *σκάφιον ἐκεκάρμην*. Der sprechende hat augenblicklich kurzes Haar über den ganzen Kopf hin, da er nicht lange zuvor den Schopf auf dem Wirbel abgethan. Man sehe sich nur die oben erwähnte Narkissosstatue an, denke sich das Lockenbündel auf dem Wirbel in der Kürze der übrigen Haare abgeschnitten, und man wird die vollkommenste Anschauung der Sachlage haben. Das Wort *κηπίον* aber ist nicht blosz aus dem Grunde gesetzt, um diesen technischen Ausdruck für eine Tonsur anzubringen, die, wie wir sahen, von den Erklärern häufiger mit dem *σκάφιον* zusammengestellt wird, sondern es ist durch die vorhergehenden Worte *ἐξυόμην τὴν κεφαλὴν τῇ ὀδοντωτῇ ξύστρᾳ* hervorgerufen und motiviert. Dieses eher pferdestriegelmäszige als kammartige Instrument passt ebenso wenig für den *κηποκόμας* als es für den *σκαφιόκουρος* das geeignete und eigenthümliche ist. Zum Belege läszt sich schon das anführen, dasz bei der Tonsur *κῆπος* eine Partie des Haares und möglicherweise eine bedeutende ganz wegrasiert war. Aber, kann man sagen, es blieb ja noch der Haarkranz rings herum; für diesen konnte mithin jenes Instrument angewandt werden. Dagegen bemerken wir dasz zum coiffieren desselben ohne Zweifel feinere und zartere Instrumente nöthig waren. Denn allerdings stehen *κῆπος* und *σκάφιον* einander entgegen wie der stutzerhaftere Schnitt dem einfachern. Man achte nur darauf, welches Standes die Personen sind denen das *σκάφιον* in den obigen Stellen zugeschrieben wird*), ohne inzwischen zu ver-

*) Die Stelle des Hesychios, nach welcher das *σκάφιον* den Hetaeren eigen gewesen sein soll, kann freilich gerade für das Gegentheil zu sprechen scheinen. Denn Weibern dieses Schlages wird man doch wol

gessen, dasz nach dem Lexiphanes es auch Personen gab die an und für sich ebensowol das *κηπίον* als das *σκάφιον* haben konnten, und dasz andrerseits die *κηποκόμαι*, wie die betreffende Glosse des Hesychios lehrt, als *θρυπτόμενοι* galten und nach Pollux das *κείρεσθαι μιᾷ μαχαίρᾳ* Sache *τῶν καλλωπιζομένων* war*). Bei dem bloszen stehenlassen der Haare rings herum kann es unmöglich sein bewenden gehabt haben: es muste noch eine besonders feine und elegante Anordnung derselben hinzukommen. Eine Andeutung hiervon ist, meine ich, auch in dem *κεκοσμῆσθαι* des Scholion zu Arist. Av. enthalten.

So häufig die Beispiele des *σκάφιον* unter den alten Bildwerken sind, wenigstens die dasselbe annäherungsweise zeigenden, so wenig ist es mir bis jetzt gelungen ein sicheres für den *κῆπος* oder das *κηπίον* aufzufinden. Oder es müste denn folgendes sein. Man sehe sich den Kopf des Trojaners in der Gruppe des östlichen Giebels vom Athenatempel zu Aegina, der im Begriff ist den Oikles nach seiner Seite herüberzuziehen, in Müllers Denkm. d. a. K. I Taf. VIII 9 oder in Claracs Mus. de sculpt. pl. 817 oder 820 n. 2060 an. Clarac bemerkt über denselben T. V p. 57: 'les cheveux forment trois rangs de boucles sur le front. La partie postérieure de la tête offre cette double particularité que les cheveux n'y sont pas marqués, du moins complètement, que le bas est entouré d'une sorte de tresse qui disparaît là où les cheveux commencent à être indiqués, c'est-à-dire un peu au delà des oreilles, et que cependant, sous cette tresse, paraît un rang de ces petites boucles qui terminent partout les cheveux.' Schorn Beschr. d. Glypt. S. 52 f. unter Nr. 59: 'der Kopf ist am Hinterhaupt mit einer Mütze von Leder oder Filz (*πῖλος*. Synes. Calvit. p. 81. Schneider Lex. s. v.) bedeckt, welche am Nacken durch eine querübergelegte Haarflechte festgehalten wird. Ueber derselben ist vom Wirbel an eine Masse künstlicher oder falscher Haare befestigt. Beides ist eine Vorrichtung zum bequemen aufsetzen des Helms.' Von der *κυνέη* des Odysseus in der Ilias *K* 260 ff. ist bekannt dasz *μέσσῃ ἐνὶ πῖλος ἀρήρει*. Allein hier einen *πῖλος* anzunehmen will doch schwer in den Sinn. Ist dagegen an eine kahlrasierte Stelle zu denken, so

---

eine gekünstelte Haartracht zuzutrauen haben. Auf etwas der Art deuten auch die Worte Lukians im Bis accus. 31 hin: *κοσμουμένην καὶ τὰς τρίχας εὐθετίζουσαν εἰς τὸ ἑταιρικόν*. Man vergleiche auch die Hetaerenmasken bei Pollux IV 153 f. Bei der Weise wie Näke Choer. p. 139 mit der Angabe bei Hesychios fertig wird: 'nimirum epheborum habitum affectabant mulieres', kann man sich ohne Zweifel nicht beruhigen. Inzwischen möchte ich es doch nicht wagen jene Angabe durchaus in Zweifel zu ziehen: sie kann bestehen, wenn man sie nur auf éine Sorte von Hetaeren beschränkt, nemlich auf die der schmutzigen, über welche in meinen Denkmälern des Bühnenwesens S. 79 Col. 2 mehr gesagt ist.

*) Freilich heiszt es bei Eustathios zu Il. *Ψ* p. 1292, 62: *φιλητὸς δέ τισι καὶ ὁ λεγόμενος κῆπος. καὶ ὅμως ἦν, φασί, καὶ φορτικὴ κουρά.* Allein das wird wol niemand gegen das obige in Anschlag bringen wollen.

steht der Voraussetzung einer Art des κῆπος nichts entgegen. Das Bildwerk kann aber am besten zeigen, wie es kommen konnte dasz der κῆπος als τὸ πρὸ μετώπου κεκοσμῆσθαι erklärt wurde. Jene Voraussetzung gewinnt dadurch noch an Schein, dasz die betreffende Person ein Trojaner ist. Denn wenn in der Stelle des Hesychios u. κῆπος auch die Worte παρὰ Πέρσαις, welche eigentlich hinter κουρᾶς stehen, mit Recht hinter παράδεισος zu stellen sind, so hat es doch die gröste Wahrscheinlichkeit, dasz jene Tonsur von Haus aus asiatisch ist, und selbst wenn dem nicht so wäre, passte sie doch als Tracht des Luxus, der Ueppigkeit und Ziererei gerade für einen Asiaten besonders gut*).

Der Untersuchung über das Verhältnis des μέσην (Theophr. Char. 28) oder ἐκ μέσου κεκάρθαι (Pollux IV 140) zu dem κῆπον κεκάρθαι gehe ich hier absichtlich aus dem Wege. Inzwischen liegt es auf der Hand dasz jene Tonsur dieser zum wenigsten sehr nahe steht.

Wie wir oben sahen, erklärt Photios das σκάφιον als κουρὰ περιτρόχαλος, und gibt auch Hesychios dasselbe an. Es unterliegt keinem Zweifel dasz die κουρὰ περιτρόχαλος, das περιτρόχαλα, περίτροχα κείρεσθαι mehrfach von einer Tonsur vorkommt, bei welcher man die Haare blosz auf dem Wirbel stehen liesz und sie rund herum wegrasierte. Ich will nur an Herodotos III 8, 4 erinnern, der von den Ἀράβιοι sagt: καὶ τῶν τριχῶν τὴν κουρὴν κείρεσθαί φασι κατά περ αὐτὸν τὸν Διόνυσον κεκάρθαι· κείρονται δὲ περιτρόχαλα, περιξυροῦντες τοὺς κροτάφους, über welche Stelle Wesselings (p. 197, 31) und besonders Bährs Anmerkung zu vergleichen ist. Ebenso ist das den Solymern von Choirilos fr. IV p. 130 u. 140 N. gegebene Epitheton τροχοκουράδες zu verstehen. So hat man denn wol gemeint, diese Tonsur sei das σκάφιον. Dazu kommt folgendes. Sicherlich konnten jene Ausdrücke auch von einer Tonsur gebraucht werden, bei der man die Haare auf dem Wirbel länger wachsen liesz, die rings herum aber nicht förmlich abrasierte, sondern nur kurz abschnitt. Nun ersehen wir einerseits aus der Stelle des Plutarchos im Aratos, dasz das σκάφιον den Athleten eigen war, und andrerseits sind einige Marmorwerke bekannt, die kurz geschornes Haar nebst einem längern Haarbüschel auf dem Wirbel zeigen und, wie man meint, Pankratiasten nach griechischer Sitte darstellen: vgl. Visconti Mus. Pio-Clement. T. V p. 226 ff. zu tav. XXXVI, und Krause Gymn. und Agon. d. Hell. I 541 Anm. 6 zu Taf. XVIII Fig. 68; Guattani Mon. ined. 1785 (Luglio) t. II; Levezow in Böttigers Amalthea II 372 und Gerhard: Berlins antike Bildwerke I 116 unter Nr. 263. Visconti, dem das Verdienst gebührt diesen Umstand zuerst signalisiert und genauer erörtert zu haben, benutzt

*) Merkwürdig ist was Herodotos IV 191 über die Libyer mit Namen Μάξυες sagt: τὰ ἐπὶ δεξιὰ τῶν κεφαλέων κομόωσι, τὰ δ' ἐπ' ἀριστερὰ κείρουσι, τὸ δὲ σῶμα μίλτῳ χρίονται. φασὶ δὲ οὗτοι εἶναι τῶν ἐκ Τροίης ἀνδρῶν.

und erklärt dabei die Stelle des Suetonius im Nero c. 45: *statuae eius a vertice cirrus appositus est cum inscriptione Graeca 'nunc demum agona esse' et 'traderet tandem'.* Die Lesart *cirrus* wird, wie Krause bemerkt, auch bestätigt durch die Glossen des Philoxenos: *cirrus*, *μαλλὸς παιδίου καὶ ἀθλητοῦ*, und *μαλλὸς παιδίου καὶ ἀθλητοῦ cirrus, cirra*. Dasz nun aber diese Haartracht nicht das griechische *σκάφιον* ist, geht schon aus der Stelle des Lexiphanes hervor. Sie gleicht vielmehr derjenigen, welche der sprechende hatte, als er noch mit dem *κόννος* versehen war.

Weiter ist es schon vorlängst von Salmasius und nach ihm von Näke Choer. p. 139 bemerkt, dasz die Ausdrücke *κουρὰ περιτρόχαλος* usw. von mehreren im einzelnen manigfach verschiedenen Haarschnittarten verstanden werden können. Deshalb setzt, wie ich zu bemerken nicht unterlassen will, Herodotos a. a. O. auch die Worte von *περιξυροῦντες* an zur genauern Bezeichnung des *περιτρόχαλα* hinzu. Noch mehr: Pollux a. a. O. unterscheidet geradezu zwischen *σκάφιον* und *περιτρόχαλα*, wie ich glaube, aus dem guten Grunde, weil man genauer sprechend letzteres Wort nicht von dem griechischen *σκάφιον* gebrauchte.

Dasz dann der Ausdruck *σκάφιον* in Plutarchs Aratos keine der beiden von uns erwähnten Arten der *κουρὰ περιτρόχαλος* bezeichnen könne, unterliegt keinem Zweifel. Keine von beiden war je nationale Tracht freigeborner Hellenen. Es gibt bei den Schriftstellern auch nicht die entfernteste Andeutung, durch welche dieser Satz umgestoszen oder auch nur bedenklich gemacht würde; wol aber zahlreiche Belege dafür, dasz beide Tonsuren barbarischen Völkern namentlich in Asien und im nordöstlichen Europa eigenthümlich waren. Da die bezüglichen Schriftstellen zum Theil schon vorlängst zur Genüge zusammengebracht sind*), so wollen wir hier nur die einschlägigen, nicht so bekannten Bildwerke berücksichtigen. Auf lykischen Monumenten kommen männliche Figuren mit einem Schopf auf dem Wirbel bei sonst glatt rasiertem Kopfe vor. Man vergleiche Texier descr. de l'Asie Mineure pl. 228 (dieselbe Figur bei Fellows Lycia pl. 27, aber ohne Schopf, was gewis irthümlich ist). Dann Texier pl. 229 und Fellows a. a. O., wo der Schopf, wie es scheint, gelb gefärbt ist. Pl. 33 und, wie es scheint, 15 desselben englischen Werkes zeigen auch je éinen vollständigen Kahlkopf ohne den Schopf, der vielleicht auch hier hinzuzudenken ist. Der Umstand dasz man es in diesen Fällen stets mit Knaben oder Jünglingen zu thun hat und dasz einer derselben ganz wie ein griechischer mit Strigilis und Salbgefäsz versehen ist, veranlaszte mich zunächst jenen Schopf als den *σκόλλυς*, *κόννος*

*) Vgl. namentlich Salmasius mehrfach angeführte Schrift; einiges auch bei Selig Cassel magyar. Alterth. (Berlin 1848) S. 160 f. Sehr deutlich und passend beschreibt Herodotos IV 175 diese Tonsur bei den africanischen *Μάκαι*: *οἳ λόφους κείρονται, τὸ μὲν μέσον τῶν τριχῶν ἀνιέντες αὔξεσθαι, τὰ δὲ ἔνθεν καὶ ἔνθεν κείροντες ἐν χροΐ.*

usw. zu fassen. Eben dahin bezog ich den Schopf eines kahlköpfigen und unbärtigen Satyrs auf dem Vasenbilde bei Millin Peint. de vases ant. II 53, zumal da der *σκόλλυς* an dem münchner Satyr bekannt war, dessen übriges Haar inzwischen nicht ganz abrasiert ist. Eine andere nahe liegende Meinung ist von Texier ausgesprochen, der in dem angef. Werke über den heutigen Gebrauch der Asiaten sich den Kopf zu rasieren handelnd I 91 Anm. 2 bemerkt: 'usage qui n'est pas d'origine musulmane, car on voit en Lycie des bas-reliefs très antiques représentant des figures avec la tête rasée et la houppe de cheveux sur le sommet du crâne: voy. pl. CCXXVIII, CCXXIX' (ganz die von uns angeführten Bildwerke). Eine methodische Untersuchung wird inzwischen, so lange ihr diese Tonsur nur bei Knaben und Jünglingen bekannt ist, gegen die Begründung jener Meinung gerade durch die angeführten Bildwerke Bedenken hegen, so scheinbar dieselbe auf den ersten Blick auch ist. Wem kämen bei jenen Bildwerken nicht wie von selbst die *Σόλυμοι τροχοκουράδες* des Choirilos in den Sinn, deren Beziehung auf die Juden auch nach Näkes Auseinandersetzung doch gar manche Bedenken erregt? Für den Umstand dasz das betreffende Volk als den Lykiern nahe wohnend zu betrachten sei, dürfte auch folgendes sprechen. Schon Bochart erinnerte in Betreff der von Choirilos erwähnten *λίμνη* an die Stelle des Strabo XIV p. 666 C, wo es heiszt, bei Phaselis sei eine *λίμνη, ὑπέρκειται δ' αὐτῆς τὰ Σόλυμα ὄρη*. Nun steht aber bei Hesychios: *σισόη· ῥοιὰ κουρά, Φασηλῖται.* Casaubonus verbesserte: *κουρὰ ποιά*, Salmasius *περικουρά*. Jedenfalls passt dieses letztere vollkommen auf die *σισόη*, vgl. Salmasius a. a. O. p. 63 ff. Oben haben wir gesehen dasz sie mit der Tonsur der Saracenen zusammengestellt wird. Nach einer Glosse bei Hesychios war sie *κάρμα Γουθικόν*. Wer wird hienach nicht glauben dasz die in Rede stehende Haarschur alteinheimische Nationaltracht in der Gegend von Phaselis, und zwar nicht blosz der jungen Leute gewesen sei? Inzwischen stammen jene Bildwerke nicht aus Phaselis, sondern die beiden ersten aus Myra, die beiden andern aus Limyra und Xanthos; Phaselis aber stand, wie auch Strabo p. 667 A bemerkt, wenn auch zu Lykien gehörend, doch nicht in der engsten Verbindung mit diesem Lande und seinen Einwohnern, so dasz auch seine Gebräuche in Tracht und dergleichen recht wol als verschieden von denen der übrigen Lykier gedacht werden können. — Etwas anders steht die Sache in Betreff des oben erwähnten Satyrburschen, da dessen Nationalität dunkel ist, indem nur so viel als sicher gelten kann, dasz die Figur auf barbarische Abstammung hinweist. Möglicherweise kann seine Haarschur als etwas allgemein nationales, nicht blosz als etwas nur den Kindern éiner Nation oder mehrerer eigenthümliches zu betrachten sein. Jedenfalls gilt das erstere von der mit ganz ähnlicher Tonsur versehenen, aber weit älteren Figur auf dem aus dem Tischbeinschen Vasenwerke III 19 in meinen Denkm. d. a. K. T. XLVIII Nr. 603 wiederholten Gemälde. Dieselbe stellt auch einen dionysischen Thiasoten, und zwar, wie ich glaube, den Silen dar und zeigt in Ver-

bindung mit der eben erwähnten Satyrfigur, dasz in den dionysischen Bilderkreis nicht allein in Betreff des Costüms im engern Sinne des Wortes, sondern auch bezüglich der Darstellung des Körpers an sich, wenigstens hie und da asiatisches oder skythisches (Skythen in der Begleitung des Dionysos: Solinus Polyh. c. 36) oder thrakisches übergegangen ist.

Ich habe oben die der eben nachgewiesenen nahe stehende Tonsur, Schopf auf dem Wirbel bei übrigens kurz geschnittenem Haare, als wesentlich denselben barbarischen Völkerschaften eignend bezeichnet, obgleich ich weisz dasz Näke Choer. p. 139 f. anders urtheilte: 'artior est vocabuli significatio, ubi barbarae gentes *περιτρόχαλα* tonsae appellantur. Ibique non solum de capillis decurtatis cogitandum est, sed de tondendo, quod proprie dicitur.' Als Beleg führt er die uns schon bekannte Stelle des Herodotos über die Arabier an. Allein die spricht mehr gegen als für seine Ansicht, wie der Zusatz in den letzten Worten zeigt. Wird man der Elektra *κρᾶτα πλόκαμόν τ' ἐσκυθισμένον ξυρῷ* (Eur. El. 241) sich etwa als völlig abrasiert denken wollen? Auch der Polizeiskythe in meinen Denkmälern des Bühnenwesens T. IX Nr. 7 hat nur kurz abgeschnittenes Haar. Beide Tonsuren gehen unmittelbar nebeneinander her. Sie unterscheiden sich im wesentlichen nicht mehr voneinander als die eine Art des *σκάφιον* oder des *κῆπος* von der andern. Die zweite entwickelt sich nothwendig aus der ersten, wenn das abrasieren nach etwas längeren Intervallen statthat. Als Beispiele der in Rede stehenden barbarischen Haartonsur aus dem Kreise der Bildwerke gelten mir die oben erwähnten vermeinten Darstellungen griechischer Pankratiasten, die vielmehr auf Athleten römischer Zeit zu beziehen sind. Unter den Darstellungen dieses Gegenstandes aus dieser Zeit hat man überhaupt mehrfach solche vorauszusetzen, die auf Barbaren bezüglich sind. Ein besonders interessantes, noch nicht gehörig gewürdigtes Beispiel bietet die aus Guattanis Mon. ined. 1788 (Gennajo) t. I entlehnte Statue in Claracs Mus. de sculpt. pl. 856 n. 2182. Clarac bemerkt über sie T. V p. 119: 'elle est en marbre noir dont l'emploi s'explique, tout de suite, par le caractère de la figure, qui est celui d'un Maure. Les cheveux ont une disposition particulière présentant un grand nombre de torsades dont la tête est couverte en entier. Guattani croit la statue iconique.' Das letzte ist ohne Zweifel. Aber die Gesichtsbildung stimmt, nach den Abbildungen zu urtheilen, keineswegs mit der überein, die man an den nicht so gar seltenen *) bildlichen Darstellungen von eigentlichen Negern der Natur getreu findet. Dazu kommt dasz auch die Behandlung der Haare abweicht, wenn dieselben auch bei den Africanern zuweilen in langen symmetrischen Locken vorkommen, vgl. z. B. Clarac Mus. de sc. pl. 875 n. 2223 A mit den Bemerkungen T. V p. 142. Sollte die Figur etwa einen Inder vorstellen? Vgl. in Betreff der Farbe Pom-

*) Die Anführungen in Müllers Handbuch d. Archaeol. § 419, 8 können um ein bedeutendes vermehrt werden.

ponius Mela III 7, 5: *atrae gentes et quodammodo Aethiopes in India*, und bezüglich der Haartracht m. Schrift über das Satyrspiel S. 122 Anm. Auch bei Kallistratos Stat. III ist der Inder aus schwarzem Stein in Bezug auf die schwarze Farbe der Haut und mit reichlichem krausem Haare gebildet.

Göttingen. *Friedrich Wieseler.*

32.

Der Astronom Meton und sein Cyclus. Ein Beitrag zur griechischen Chronologie von Dr. Carl Redlich. Hamburg, Otto Meiszner. 1854. 74 S. 8.

Das 1e Cap. behandelt die äuszeren Lebensumstände Metons. Die Notiz des Historikers Philochoros (Schol. Ar. Av. 997), dasz Meton unter dem Archon Apseudes (Ol. 86, 4 = 433) sein Heliotropion (öffentlich) zu Athen aufgestellt habe, zeigt für seine Biographie wenigstens, dasz er damals schon ein namhafter Mann war. Aber diese sichere Nachricht benutzt der Vf. hier nicht; er beschäftigt sich statt dessen mit den verschiedenen Versionen einer Anekdote (Plut. Nic. 13. Alc. 17), wie nemlich Meton es listig angefangen habe um im J. 415 entweder sich oder seinen Sohn von den Lasten und Leistungen des Krieges zu befreien. Ungeachtet der Vf. nun die Unzuverlässigkeit solcher Anekdoten einsieht, meint er doch dasz sich daraus 'jedenfalls' ergebe, Meton sei vor Ol. 80 (460) geboren. Aber doch höchstens nur in dem Falle dasz Meton 415 schon einen der Trierarchie fähigen Sohn hatte; nach der einen Version des Histörchens also: dasz der Astronom sein Haus angesteckt und dadurch den Sohn von der Trierarchie befreit habe. Diese Version hält der Vf., da sie eine kalte Berechnung der Umstände zeige, dem Scharfblick eines Mathematikers für angemessener. Wer dieses subjective dafürhalten des Vf. theilt, wird es dennoch nicht gegen die andere Version brauchen dürfen, die nemlich dasz Meton sich wahnsinnig gestellt, um den Wahnsinn glaublich zu machen, sein Haus angezündet habe und so der eignen Kriegspflicht entgangen sei. Denn eine kalte Berechnung der Umstände ist auch dies. — Der Vf. sucht uns dann über die Lage von Metons Hause zu orientieren, welches, wie überliefert ist, an die bunte Halle stiesz. Er hält es für nöthig zu dem Ende 'einen Abstecher' in das Gebiet der athenischen Topographie zu machen und gibt einen Ueberblick derselben auf 5 Seiten; er hätte suchen müssen das für seinen Zweck wesentliche in die Noten zu bringen statt in den Text.

Das 2e Cap. beschäftigt sich zunächst mit Arist. Av. 992—1020. Mehrere schlechte Subjecte bieten sich dem Peisthetaeros zu Diensten an, auch unser Astronom erbietet sich die Luftstadt abzustecken, ihre Gassen sollen regelmäszig wie Stralen eines Gestirns vom Markte aus-

laufen. Peisthetaeros aber verjagt ihn wie die anderen Taugenichtse mit der Peitsche. Es fragt sich wie der treffliche Meton solchen Hohn verdienen konnte? Der Vf., frühere Ansichten ablehnend, kommt zu dem Resultate, dasz Meton dem conservativen (?) Aristophanes als ein Sophist der Meszkunst habe gelten müssen, indem die wissenschaftliche Richtung der Sophisten auf Regel und Gesetz sich auch in dem Regelmäszigkeitssystem bei der Städteanlage, wie sie Meton bezeichne, zu erkennen gebe; derselbe habe sich auch dadurch als Sophist gezeigt, dasz er auf verschiedenen Gebieten thätig gewesen sei. Dieses letztere muste der Vf. genauer darlegen. Er bezeichnet die verschiedenen Gebiete gar nicht, welche waren es denn? warum belehrt er den Leser nicht? der vielleicht nur weisz dasz Meton Astronom und Geometer, etwa auch Hydrauliker, also ein Mann der exacten Wissenschaften war, der mithin vielleicht sich sehr verwundern wird, wie der Vf. den Meton einem Manne vergleichen könne, der zugleich Geometer und Criminalist gewesen ist..— Der Vf. kommt dann auf die von Meton öffentlich aufgestellten Apparate, insbesondre das Heliotropion. Forchhammers Ansicht, wonach der Gnomon dieses Heliotropion kein anderer gewesen sei als der Berg Lykabettos, dessen Schatten, auf die marmorbekleidete Wand des Pnyxberges fallend, zur Berechnung des Solstitium verholfen habe, wird deshalb zurückgewiesen, weil bei der Entfernung des Lykabettos von der Pnyx ein Halbschatten von bedeutender Breite entstehe, der die Grenzen des Kernschattens nicht erkennen lasse; man müsse also das Heliotropion Metons sich ähnlich den anderen Heliotropien des Alterthums vorstellen und zwar als einen Schattenstift (γνώμων) inmitten einer auf einem Postament ruhenden Fläche (πόλος), auf der die Mittagslinie bezeichnet war, um an derselben das kürzer- oder längerwerden des am Mittag von dem Gnomon geworfenen Schattens zu beobachten. Während also Metons Lehrer Phaeinos empirisch zu Werke gegangen sei und sich 'durch den Lykabettos die Kunde von der Sonnenwende erworben habe' (Forchhammer), indem sich an einer Felskante, ostnordöstlich oder ostsüdöstlich vom Beobachter, das mehr nördliche oder mehr südliche aufgehn der Sonne leicht wahrnehmen lasse: sei der von Meton eingeschlagene Weg ein wissenschaftlicher gewesen, sofern er mit Hilfe seines Instrumentes die Sonne im Meridian beobachtet habe. Die Ortsbestimmung des Heliotropion πρὸς τῷ τείχει τῷ ἐν τῇ Πνυκί wird dann gedeutet auf 'die höher liegende Fläche hinter dem Bema, die von der Stadtmauer begrenzt wurde'; πρός solle nicht die Befestigung an die Mauer, sondern nur die Nähe bezeichnen. — Der Vf. handelt dann von Metons öffentlich aufgestelltem Kalender, welcher 19 Jahre umfaszte und auf dem Cyclus beruhte. Da in Bezug auf letzteres Biot eine abweichende Ansicht geäuszert, dasz nemlich der Kalender nur an den Lauf der Sonne geknüpft gewesen, so meint der Vf. diesen Punkt erörtern zu müssen, obwol es genügte auf Ideler zu verweisen. Noch weniger nöthig scheint die Ablehnung von Baillys Irthümern. Wenigstens hätte

das der Vf. alles lieber in Noten behandeln mögen, um dem Leser zu erlauben es fürs erste zu überschlagen.

Das 3e Cap. ist dem metonischen Schaltcyclus gewidmet, worüber die Stellen angeführt werden, Geminos c. 6 mit den Idelerschen Emendationen im Text, über die der Vf. sogar noch hinausgeht, wenn er *Κάλλιππον* (in der Note ist verdruckt *Κάλιππον*) streicht und *Μέτωνα* dafür hinschreibt, übrigens ohne das *Μέτωνα* einzuklammern. Das kann man nicht loben*). — Nachdem dann Geminos Bemerkung mitgetheilt ist, dasz bei dem einschalten niemals eine mehr als monatliche Abweichung vom Sonnenlauf eintreten dürfe, folgt als zweiter Grundsatz der Intercalation, bei Einrichtung eines neuen Cyclus sei möglichst die bisher übliche Schalteinrichtung zu wahren, welcher Grundsatz 'zwar von den alten nicht in so allgemeiner Ausdehnung bezeugt, aber der Natur der Sache nach höchst annehmbar sei.' Annehmbar ist er und längst angewandt (Ideler I 278), bezeugt bei den alten ist er freilich nicht in so allgemeiner Ausdehnung, weil er überhaupt gar nicht bezeugt ist als Grundsatz. — Ferner findet der Vf. Scaligers Construction des Cyclus unnatürlich, vermutlich darum weil Scaliger das erste metonische Jahr mitten in die Oktaëteris fallen läszt. Aber bei einer künstlichen Einrichtung entscheidet ja das natürliche nicht. Gesetzt der athenische Staat (Perikles) hatte die Erlaubnis zur Einführung des metonischen Cyclus gegeben; warum sollte der Erfinder zögern seine Idee baldthunlichst auszuführen? war dies etwa unthunlich im 4n Jahr der Oktaëteris (dies will Scaliger) — wolan, so weise uns der Vf. diese Unthunlichkeit nach, rede er aber ja nicht von natürlich oder unnatürlich! Weiter heiszt es dasz Scaliger, indem er das Sonnenjahr der Sonne um nicht wenige Tage vorauseilen lasse, gegen die (oben angeführte) Bemerkung des Geminos verstosze, obwol letzterer nur sagt, das Parallagma dürfe nie einen ganzen Monat betragen, sei es ein der Sonne vorauseilendes, sei es ein hinter ihr zurückbleibendes. Es ist also durchaus nicht abzusehen, inwiefern Scaligers Parallagmen 'gerechte Bedenken' erregen gegen seine Anordnung der metonischen Periode; bleibt doch gleich Dodwells 2s Jahr um mehr als 3 Wochen hinter der Sonne zurück, denn es unterliegen ja nicht blosz die Schaltjahre sondern alle Jahre ohne Ausnahme der Regel des Geminos. — Da nun inzwischen durch Inschriften gewisse Jahre als Schalt- oder Gemeinjahre ermittelt sind, so hat Rangabé eine neue Construction des Cyclus versucht, um diesen mit den Inschriften in Einklang zu bringen. Wenn derselbe nun freilich so construiert, dasz im 6n Jahre ein Parallagma von mehr als Monatslänge entsteht, so verwirft der Vf. dies mit vollem Rechte, in seinem Ziel und streben aber hat wiederum Rangabé, nicht der Vf. Recht; man musz eine neue

*) Hierbei ist es auch lästig, dasz die Noten nicht unter dem Text, sondern hinter den ganzen Capiteln stehn. Der Nichtkenner, welcher die Noten nicht sofort nachschlägt, nimmt für Text was Emendation ist.

Anordnung der metonischen Periode gemäsz dem urkundlich ermittelten Detail versuchen, so dasz des Vf. Oktaëteridentafel S. 69 nur als ein solcher Versuch Beachtung verdiente. — Es wird dann die Vertheilung der vollen und hohlen Monate dargestellt mit der Abweichung von Ideler, dasz Geminos Worte (*δι' ἡμερῶν ἄρα ξγ' ἐξαιρέσιμον τὴν ἡμέραν ἄγειν δεῖ*) genauer befolgt werden. Ideler nahm unter 32 Monaten immer 15 hohl, während der Vf. jedesmal den Monat hohl sein läszt, in welchen der 64e, der 128e usw. Tag fällt. Dies scheint richtig *). Die Abweichungen welche dadurch entstehn sind indes gering, indem z. B. im 2n Jahre der Periode statt des 29tägigen Maimakterion bei Ideler ein 30tägiger und statt des 30tägigen Poseideon ein 29tägiger entsteht.

Die Frage über das wann der Einführung des Cyclus in Athen behandelt das 4e und letzte Cap. Idelers Meinung, dasz der Cyclus das erste Jahr Ol. 87, 1 nicht blosz zum imaginären Anfang gehabt habe, sondern auch wirklich damals von Metons Mitbürgern praktisch angenommen worden sei, wirft der Vf. mit leichter Hand bei Seite. Die historischen Gründe dafür sind allerdings nicht sehr stark **); den in der Sache selbst liegenden Grund aber ignoriert der Vf., nemlich diesen, dasz, wenn der Kalender in den praktischen Gebrauch übergieng, es höchst lästig war, daneben nun noch eine Jahres- und Monatseinrichtung zu haben die damit nicht stimmte. Der Vf. vergasz dasz er S. 51 in Bezug auf eine Stelle des Diodor gesagt hatte, es sei 'nicht denkbar dasz man die Monate nach der Oktaëteris abmasz und dabei den 19jährigen Kalender gebrauchte.' — Der Vf. schlägt dann den Weg des Details ein; gewisse Jahre waren urkundlich Schaltjahre, finden sich aber nicht im Dodwell-Idelerschen Entwurf des Cyclus, woraus folge dasz der Cyclus in jenen Jahren nicht in Athen eingeführt gewesen. Das heiszt sehr unvorsichtig folgern. Wenn es feststände wie eine Glaubenswahrheit, dasz Dodwell-Idelers Entwurf auch Metons Entwurf war, dann hätte der Vf. Recht. — Die Einzelheiten sind folgende: soll die Mondfinsternis am 9n October 425 wirklich in den Boëdromion Ol. 88, 4 fallen ***), so musz in den letztvorhergehenden Jahren einmal mehr intercaliert sein als Ideler annahm; sonst nemlich fiele die Finsternis in den Pyanepsion (Vömel). Waren also in den 7 Jahren Ol. 87, 1 bis 88, 3 drei Schaltjahre, nicht zwei wie bei Ideler, so folgt daraus 'dasz der metonische Cyclus Ol. 88, 4 noch

*) Indes müste man sich den Ausweg nicht verschlieszen, dasz dieses etwa erst eine nach-metonische Verbesserung sein könnte, also vielleicht nicht sofort mit Einführung des Cyclus eingeführt wäre.

**) Aber wie stark ist denn die Gegenbehauptung des Vf., wenn er sagt dasz den Perikles Ol. 87, 1 ganz andere Gedanken beschäftigten als die Ordnung des Schaltcyclus? In dem 'eilfsitzigen Haupte' war ja wol Raum für etwas mehr noch als dieses.

***) Gemäsz der Notiz des Schol. Ar. Nub. 585, deren Wahrheit allerdings nicht alteriert wird durch eine verschiedene Auffassung der aristophanischen Stelle. Dennoch belastet der Vf. seinen Text damit. Ullrichs Interpretation scheint aber die richtige.

nicht in Athen eingeführt war, denn die Enneakaidekaëteris kann auf keine Weise so geordnet werden, dasz die 7 ersten Jahre derselben drei Schaltjahre enthalten.' So geordnet werden kann der Cyclus und zwar nicht blosz auf éine sondern auf mehrere Weisen*); éine Weise hat der Vf. selbst S. 69 (freilich ohne es zu wollen) an die Hand gegeben. Der Vf. streitet also nicht gegen Meton, sondern gegen Ideler. — Ferner: aus einem zugleich mit der Frist bekannten Zinsbetrage ergebe sich dasz Ol. 88, 4 nicht, wie in Idelers Entwurf, ein Schaltjahr könne gewesen sein; vielmehr sei aller Wahrscheinlichkeit nach 89, 1 das Schaltjahr gewesen; dann aber 89, 2 ein Gemeinjahr von 355 Tagen; auch 88, 3 ein Gemeinjahr (Böckh). Der Vf. zieht nun daraus wieder den obigen Schlusz, wie er meint gegen die Einführung des metonischen Cyclus, in Wahrheit aber gegen Idelers Ansicht vom metonischen Cyclus. — Dann: die Jahre Ol. 91, 3 bis 92, 2 hätten urkundlich 1476 Tage gehabt (Böckh), aber in dem Cyclus (Idelers) betrüge die Summe der Tage 1477; bei welchem Argumente sich der Vf. doch erst hätte fragen sollen, ob diese Differenz von éinem Tage nicht zu heben wäre durch Aenderung in dem Wechsel der vollen und hohlen Monate. — Der Vf. also glaubt, es sei somit erwiesen dasz man sich in Athen bis Ol. 92, 2 noch nicht der metonischen Periode bedient hätte, sondern der ältern, also der Oktaëteris, jedoch ab und an Tage willkürlich einschaltend, um nicht hinter dem Mondlaufe zu retardieren, mithin nicht mehr 'der Oktaëteris in ihrer reinen Gestalt'**). Dies erkenne man aus den Jahren zu 355 Tagen (Ol. 88, 3 und 89, 2 Böckh), und auf diese, wie es dem Vf. scheint, willkürlichen Einschiebungen beziehe sich die Klage der Mondgöttin, dasz man die Phasen ihres Gestirns bei Ansetzung der Feste vernachlässige (Ar. Nub. 615). Selene sollte also diese Intercalation schelten, durch welche ihre Phasen gerade wieder zu Ehren kamen und auf den Kalenden und Idus der griechischen Monate festgehalten wurden?! — Um nun, fährt der Vf. fort, éine Oktaëteris sicher construieren zu können, bleibe nach den bereits ermittelten Jahren (89, 1 Schaltjahr; 88, 3 Gemeinjahr) nur die Frage, ob 89, 1 das 3e oder das 8e Jahr der Oktaëteris gewesen sei, was wieder abhange von der Ausmittlung des Jahrs 89, 3 als eines Schalt- oder als eines Gemeinjahres; dasz es ein Gemeinjahr gewesen, ergebe sich aber aus Thuk. V 20, indem der Friedensschlusz dieses Jahres (89, 3 = $42^1/_2$), wofern es ein Schaltjahr gewesen, in den An-

*) Unter den mathematisch möglichen Permutationen widerstreiten freilich viele den Regeln des Geminos. Dennoch musz man hier von der Mathematik entlehnen, die mit Geminos stimmenden Constructionen ausscheiden und dann endlich die urkundlich ermittelten Jahre heranziehn.

**) Er meint damit wol die im Geminos dargestellte. Aber wissen wir denn, ob Geminos uns wirklich die vor-metonische Oktaëteris beschreibt und nicht vielmehr die nachher sorgfältig berichtigte? Dasz sein Urtheil, sie sei *διημαρτημένη κατὰ πάντα*, nicht treffe, sagt auch Ideler.

fang Mai habe fallen müssen, was nicht anzunehmen sei, da Thuk. die Zeitbestimmung gebe: *τελευτῶντος τοῦ χειμῶνος ἅμα ἦρι*; 89, 3 sei mithin ein Gemeinjahr und der Friede falle in den Anfang des April*). Wenn nun 89, 3 ein Gemeinjahr, so müsse 89, 1 das 3e der Oktaëteris sein. So baut denn nun der Vf. seine Oktaëteris auf von Ol. 87, 2 bis 89, 1. Unter diesen 8 Jahren sind drei Schaltjahre von 384 Tagen: 87, 4. 88, 2 und 89, 1; ferner ein Gemeinjahr von 355 Tagen: 88, 3; die übrigen endlich Gemeinjahre von 354 Tagen. — Dann berichtigt der Vf. noch gemäsz den Resultaten Böckhs die Idelersche Ansicht von der Dauer der Prytanien, dasz nemlich aus einer Prytanie von mehr als 36 Tagen noch nicht sofort auf ein Schaltjahr zu schlieszen sei, weil von den überschüssigen Tagen mehrere einer und derselben Prytanie durchs Loos zufallen konnten, und weist daher eine Inschrift (Nr. 148 im C. I. Gr.), aus der Ideler I 341 f. Folgerungen zieht, als resultatlos für die Chronologie zurück, so dasz aus derselben auch nichts gegen des Vf. Ansicht zu folgern sei. Schlieszlich gibt der Vf. einen Ueberblick seiner Oktaëteriden von 439 bis 410.

Es ist bereits angedeutet, dasz man suchen müsse den metonischen Cyclus gemäsz den Urkunden, also neu zu construieren und dasz die Tafel des Vf. S. 69 als ein unfreiwilliger Versuch in diesem Sinne gelten könne. Unter den 19 Jahren von 432 bis 414 hat man blosz zweien seiner Gemeinjahre 355 statt 354 Tage zu geben**), um einen nach Geminos Regel***) construierten metonischen Cyclus entstehen zu lassen, in welchem das 1e, 4e, 6e, 9e, 12e, 14e und 17e Jahr Schaltjahre sind. Dasz die Schaltregel der Oktaëteris, in der nach Geminos das 3e, 5e und 8e Jahr Schaltjahre sind, dabei zu Grunde liegt, zeigt ein Blick auf des Vf. Oktaëteridentafel S. 69. Das metonische erste Jahr (Schaltjahr) ist zu betrachten als Schlusz einer vorigen Oktaëteris, die beiden letzten metonischen Jahre (Gemeinjahre) als eine folgende Oktaëteris beginnend; in der Mitte aber liegen zwei volle Oktaëteriden, in denen die 3n, 5n und 8n Jahre Schaltjahre sind. — Wenn aber dennoch Ol. 116, 3 urkundlich ein Schaltjahr gewesen ist, da es doch als 5s im metonischen Cyclus, wenn obige Construction richtig ist, ein Gemeinjahr sein sollte, so liegt der Gedanke nahe, dasz dies eine Folge der Einführung des schon von Ol. 112, 3 als von sei-

*) Der Vf. citiert dafür Otto Müller: de tempore quo bellum Pelop. initium ceperit (Marburg 1852), welche Schrift Ref. leider nicht benutzen konnte. Müste es aber nicht vielmehr der März sein, um Thukydides Worten zu entsprechen (Krüger)? Idelers Entwurf gibt kein besseres Resultat. — Seltsam indes nimmt es sich aus, wenn der Vf. jene Meinung aus dem Thukydides belegt durch eine Stelle in welche eben das Argument hineinemendiert ist! II 2 wo Krüger *τέσσαρας μῆνας* verlangt statt des handschriftlichen *δύο*.

**) Auszer den urkundlich ermittelten von 355 Tagen (Ol. 88, 3 und 89, 2) musten noch mehrere sein.

***) Die Parallagmen sind bei den meisten Jahren voreilende, zum Theil von mehr als dreiwöchentlicher Länge, aber immer unter Monatslänge.

ner Epoche laufenden Kanon des Kallippos sein konnte, kurz dasz es ein metonisches Schaltjahr allerdings nicht war, wol aber ein kallippisches Schaltjahr. Und dieser Gedanke bestätigt sich. Wie wir hier die Schaltjahre zählen müssen, lehrt uns Geminos, welcher sagt dasz Kallippos die metonische Anordnung beibehielt, also das 1e, 4e, 6e, 9e, 12e, 14e und 17e die Schaltjahre waren. Zählt man also von 112, 3 als dem Epochenjahre (s. Ideler I 344 ff.) an, so musz das 17e Jahr ein Schaltjahr sein und dieses 17e ist eben Ol. 116, 3.

Parchim. *August Mommsen.*

33.

Die Atlantis nach griechischen und arabischen Quellen von A. S. von Noroff, wirklichem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Aus dem Russischen übersetzt. St. Petersburg, Buchdruckerei der k. Akademie der Wissenschaften. 1854. Verlag von E. S. Mittler und Sohn in Berlin. 79 S. gr. 8.

Wol nicht leicht hat irgend ein wissenschaftlicher Gegenstand Hirngespinnsten und Träumereien aller Art einen willkommnern Anlasz geboten als die platonische Dichtung von der Atlantis durch die von ihr angeregten Versuche sie historisch zu deuten und zu diesem Zweck in eine ganz andere Oertlichkeit zu verlegen, als Platon selber ihr aufs deutlichste angewiesen hat. Erst die deutsche Wissenschaft dieses Jahrhunderts schlug — nach den Vorgängen von Hiszmann und Tiedemann — im ganzen und abgesehn von einigen Uebereilungen in der Auffassung dieser Dichtung einen richtigern Weg ein, wobei sie mit gutem Recht alle jene Thorheiten unbeachtet bei Seite liegen liesz. War indessen ein näheres eingehen auf dieselben auch für die Sache selbst überflüssig, so muste es doch als ein höchst dankenswerther culturgeschichtlicher Beitrag bezeichnet werden, dasz Martin in einer vortrefflichen Abhandlung im 1n Bande seiner überhaupt durchweg vortrefflichen 'Etudes sur le Timée de Platon' p. 257—333 einer neuen eingehenden Bearbeitung der ganzen Frage eine mit ebenso viel Humor als Scharfsinn, Gründlichkeit und staunenswerther Gelehrsamkeit durchgeführte umfassende Musterung jener sämtlichen Versuche zu Grunde legte. Man durfte sich wol einigermaszen der Hoffnung hingeben, dasz damit wenigstens allen ferneren Bestrebungen dieser Art ein Ziel gesetzt sein werde. Allein diese Hoffnung wird durch das auftreten des vorliegenden neuen Versuches, der um nichts besser als die frühern ist, vereitelt, was sich übrigens schon dadurch sehr einfach erklärt, weil sich sehr leicht nachweisen läszt, dasz der Urheber die Arbeit von Martin so wenig als — allem Anschein nach — die neuere deutsche Litteratur über diese Frage auch nur gelesen hat.

Dies zeigt nemlich sogleich das aus Strabo gewählte Motto, auf welches er auch S. 22 mit den Worten zurückkommt: 'ein so gründlicher Schriftsteller wie Strabo hält es für möglich, dasz was Plato von der Atlantis erzählt, keine Erfindung sei.' Denn Martin hat p. 320 gezeigt, dasz Strabo mit diesen Worten nur ironisch dem Poseidonios beistimmt, sofern aus dem was er sogleich hinzufügt deutlich seine wahre Meinung hervorgeht, dasz Platon allein die Atlantis habe aus dem Meere emporsteigen und sie allein wieder unter das Meer habe versinken lassen. Noch naiver freilich ist die Unkenntnis, mit welcher Hr. von Noroff das abgeschmackte Märchen von dem Peplos der Athena, der mit der Darstellung des Atlantidenkrieges geschmückt gewesen, S. 72 f. von neuem zu Markte bringt, nachdem es nicht blosz durch Martin p. 305—307, sondern schon vorher durch das von K. F. Hermann Gesch. und Syst. d. plat. Phil. I S. 704 Anm. 707 angeführte so gründlich abgefertigt worden ist.

Aber gesetzt Hr. v. N. hätte auch wirklich die Abhandlung Martins gelesen, so ist es doch allerdings sehr die Frage, ob ihn dieselbe von seinem Unternehmen zurückgeschreckt haben würde. Denn allerdings als ein vollständig genügendes Abwehrungsmittel solcher erneuter Versuche kann auch sie nicht angesehen werden, weil sie in der That gerade den — natürlich auch bei Hrn. v. N. wiederkehrenden — Grundfehler mit denen theilt, welche sie im übrigen so glücklich bestritten hat, dasz nemlich auch sie die Frage, welche doch billigerweise die Grundlage der ganzen Untersuchung bilden sollte, gar nicht aufwirft, was denn Platon eigentlich mit dieser ganzen Erzählung bezweckt hat, und dasz sie in Folge dessen auch die Ansicht, welche gerade die urtheilsfähigsten von den alten, ein Strabo und Longinus, bereits aufgestellt haben, dasz das ganze nichts anderes als eine reine Erfindung von Platon selber sei, sehr leichthin von der Hand weist, ohne zu untersuchen, ob nicht etwa diese Ansicht die einzige mit Platons Zwecken zu vereinbarende sei. Läszt sich dies nachweisen, so fallen alle solche luftige Hypothesen wie die neuste des Hrn. v. N. in sich selbst zusammen. Durch diese einzig methodische Weise der Untersuchung wird denn auch die vereinzelte Behandlung dieser Frage aufgehoben, welche namentlich bei Platon, bei dem wenn bei irgend jemandem alles einzelne immer aus dem ganzen seiner künstlerisch-philosophischen Gesamtanschauung erklärt sein will, niemals zu einem gedeihlichen Ziele führt. Denn ganz wie von selber wird man hier, um eine Entscheidung abgeben zu können, auf die Eigenthümlichkeiten seiner Darstellungsweise überhaupt und namentlich auch auf die Bedingungen der mythischen Darstellung bei ihm zurückgeführt, denen sich diese Mythe so gut wie jede andere unterwerfen musz.

Durch jene Vereinzelung allein wird es erklärlich, dasz nicht blosz Hr. v. N. sondern selbst ein so gründlicher Forscher wie Martin alles, was Platon über den Ursprung und die Ueberlieferung jener Erzählung vorführt, ohne weiteres für baare Münze nimmt und alles

durch die Bemerkung entschieden zu haben meint, wir hätten keinen Grund dem Platon den Glauben hiefür zu versagen (p. 320 ff.) Als ob nicht zuvor gefragt werden müste, ob er denn überhaupt wirklich einen buchstäblichen Glauben hiefür verlangt. Oder ist es etwa nicht ganz derselbe Fall als wenn er dem Sokrates Gespräche, die dieser aus innern und äuszern Gründen niemals gehalten haben kann, in den Mund legt oder durch verschiedene Berichterstatter, von denen sich der eine immer auf den andern beruft, wiedererzählen läszt? Kann er nicht ebenso gut dem Solon, ja schon seinem angeblichen Berichtgeber, dem aegyptischen Priester, hier eine Erzählung untergelegt haben, an welche weder dieser noch die Aegypter jemals gedacht, wenn es ihm für seine Zwecke gerade so passte? Es ist — bei aller Hochachtung gegen einen solchen Mann sei es gesagt! — ziemlich plump, wenn Martin ein solches Verfahren mit der Bezeichnung 'mensonge' und 'tromper ses lecteurs' abfertigen zu können glaubt, gerade als ob nicht die künstlerische Illusion ein ganz anderes Ding wäre, welches verständige Leser wie Strabo und Longinus selbst in einer spätern wundersüchtigen Zeit noch ganz richtig zu würdigen verstanden. Und bei einem Künstlervolke wie den Griechen spielt diese Illusion noch eine ganz andere Rolle als bei uns: die ideale Angemessenheit bildet dort gewissermaszen die höhere Wahrheit der gemeinen empirischen und factischen Wirklichkeit gegenüber. Wenn selbst ein Geschichtschreiber wie Thukydides nach seiner eignen Erklärung (I 22) es sich erlauben durfte ganze Reden im Sinn und Geist der Personen, denen er sie in den Mund legt, zu erdichten, wo dies seine Zwecke mit sich brachten; wie viel mehr muste da nicht einem Philosophen und Dialogenschreiber in dieser Richtung erlaubt sein! Oder soll uns etwa die ähnliche Angabe Plutarchs über den Solon (c. 31) von dieser Annahme zurückhalten? Gewis nicht, denn Plutarch selbst beruft sich ja lediglich auf den Platon, s. Hermann a. a. O. I S. 702 Anm. 706. Dazu kommt nun aber dasz in allen übrigen Fällen das hindurchgehn der Ueberlieferung durch mehrere Hände bei Platon immer ein sicheres Zeichen der Erdichtung ist, und hier haben wir von dem aegyptischen Priester ab nicht weniger als vier solche Mittelglieder: Solon, Dropides, den ältern und den jüngern Kritias. Oder darf uns etwa die angebliche Aufbewahrung dieser Erzählung im Familienarchiv vom Hause des Dropides stören, auf welche Hr. v. N. S. 22 so wie Martin ein so ganz besonderes Gewicht legen? Aber wir haben ja im Theaetetos gleichfalls eine schriftliche Aufzeichnung des überlieferten, die ebenso wenig historisch ist, vielmehr nur zur Verstärkung der Illusion dient. Warum soll der Zweck hier ein anderer sein, wenn nur andrerseits gerade die nähere Art dieser Beglaubigung eben diesen Zweck erkenntlich hindurchschimmern läszt? Und dasz dies wirklich der Fall sei, sofern eben Familienpapiere, wie jedermann weisz, sich der Controle entziehen, hat schon K. O. Müller in den gött. gel. Anz. 1838 S. 380 f. vortrefflich bemerkt. Dazu kommen dann endlich noch verschiedene von Socher: über Platons

Schriften S. 373 ff. sehr richtig hervorgehobene Umstände. Solon war sonst durchaus nur Elegiker, politischer Elegiker von ziemlich subjectiver Richtung, welcher in seinen Elegien vornehmlich die leitenden Gesichtspunkte seines staatsmännischen wirkens auszusprechen pflegte, und es hat an sich bei einem Manne dieser Richtung schon nicht viel wahrscheinliches, dasz er das Bedürfnis gefühlt haben sollte sich zu einer gröszern epischen Schöpfung zu versteigen, und zwar um so weniger, je seltener dies überhaupt in der eigentlichen alten Blütezeit der Elegie von irgend einem Elegiker geschehen ist. Das aufkommen der Elegie bezeichnete das abblühen des Epos. Entscheidend ist dieser Grund freilich nicht, aber wenn man beachtet dasz es weit mehr dem Platon selber in den Sinn kam, wie überhaupt mit den Dichtern so auch mit Homeros und Hesiodos zu wetteifern und eben seine Mythen als die wahrhafte, echt-philosophische epische Dichtung an die Stelle der gemeinen zu setzen, dann wird man sich kaum enthalten können die Worte im Timaeos p. 21 C D, dasz Solon den Homeros und Hesiodos übertroffen haben würde, wenn er seine Atlantis vollendet hätte, vielmehr auf die den gleichen Gegenstand behandelnde Dichtung des Platon selber zu beziehen, für welchen Solon hier ja nur eben dieselbe Rolle wie sonst Sokrates spielt. Und wenn man endlich denn doch auf die Angabe des Plutarch Gewicht legen will, so hätte man lieber darauf achten sollen, dasz er eben den von Platon angeführten Grund für die Nichtvollendung der Atlantis durch den Solon, dasz es ihm wegen der bürgerlichen Unruhen an Musze gefehlt habe, aus eignen Versen des Solon zu widerlegen sucht. Und in der That, diese bürgerlichen Unruhen nahmen ihm bekanntlich wenigstens zuletzt nicht die Musze, sondern gaben sie ihm gerade, indem die Tyrannis des Peisistratos aller seiner staatsmännischen Thätigkeit ein Ende machte. Das konnte man zu Platons Zeit noch besser wissen als jetzt, und verständige Leser konnten daher unschwer merken dasz Platon hier nur die éine Erdichtung durch eine andere aufrecht erhalten hat; für solche Leser hat er aber eben auch nur geschrieben.

Aber warum hat denn Platon gerade dem Solon diese Rolle zuertheilt? Sehr richtig sagt Socher, dasz, wenn einmal das ganze sei es wirkliche aegyptische Priestersage war oder für eine solche gelten sollte, die Frage entstand: wie kam sie nach Athen? 'Durch mich, konnte Platon, der im fremden Namen sprechende, nicht sagen; ebenso wenig durch Sokrates; denn dieser war nicht gereist; durch wen also besser als durch den berühmten Reisenden Solon?' Allein damit ist von der Bedeutung dieser Einkleidung nur erst das alleroberflächlichste gewonnen. 'Durch mich' konnte Platon freilich nicht sagen; wie aber, wenn er sein eignes ich hier durch seine Familie umschrieb? Man erwäge nur dasz er schon im Parmenides, nachdem er durch andere Einkleidungen die Versöhnung aller bisherigen philosophischen Gegensätze von vorn herein als Inhalt desselben dargestellt hat, diese Versöhnung als sein eigenstes Werk dadurch bezeichnet, indem er drei seiner verwandten gleichsam zu den Bewah-

rern dieses Schatzes macht, vgl. des Ref. genet. Entw. der plat. Phil. I S. 336 f. Und nun gar auf dem Boden der Republik und der mit ihr zusammenhängenden Werke sind nicht blosz zwei von jenen verwandten, Glaukon und Adeimantos, wiederum die hauptsächlichsten Mitunterredner, sondern Kritias, der Vetter von Platons Mutter, ist einer von denen, welche die Wiedererzählung der Gespräche über den Staat entgegennehmen, und wiederum er soll durch die Geschichte von der Atlantis eine Fortsetzung zu ihnen liefern, und gerade ihn wählt Platon sehr passend zu dieser Rolle, weil er eben Staatsmann und Dichter zugleich war. Aber auch er war schwerlich je in Aegypten gewesen, und schon dies hätte Grund genug sein dürfen, zu jenem ältern und berühmtern Familiengliede zurückzugreifen, welches zu den beiden andern erforderlichen Bedingungen auch noch diese erfüllte, wodurch denn auch zugleich jenes hindurchgehen der Ueberlieferung durch mehrere Hände, welches sie als reine Dichtung beglaubigen sollte, erreicht ward. Aber der eigentliche Grund liegt immer noch tiefer, er hängt mit dem eigentlichen Zwecke des ganzen Atlantidenmythos zusammen.

So wenig wie dem Platon seine Ideen überhaupt, die vielmehr allein das schlechthin seiende und wahre ausmachen, ebenso wenig kann für ihn seine Staatsidee ein bloszes, schlechthin unausführbares Ideal sein, und zwar um so weniger als es derselben, wie bereits nach dem Vorgang anderer von K. F. Hermann ges. Abh. S. 132—159 auf das überzeugendste nachgewiesen ist, an einer durchaus realen historischen Grundlage keineswegs mangelte und es vielmehr in einer Zeit, was das athenische Staatsprincip so ersichtlich in seiner Selbstauflösung begriffen war, für einen denkenden Griechen ein sehr natürlicher und scheinbar gar nicht utopistischer Gedanke war, zu den entgegengesetzten spartanischen Staatseinrichtungen zurückzugreifen und, wenn doch deren Schwächen ebenso augenfällig waren, diese gerade durch ein noch strafferes anziehen der Consequenzen aus den ihnen zu Grunde liegenden Principien ausgleichen zu wollen. Dasz zur Zeit kein wirklicher ähnlicher Staat vorhanden war, konnte für ihn nach seiner ganzen Anschauungsweise nur ein Beweis sein, dasz im Reiche des Geistes so wenig wie in dem der Natur die Erscheinungen vollkommen den Ideen entsprechen, und er scheint dabei nur den erheblichen Unterschied zwischen beiden gefunden zu haben, dasz der Geist vermöge seiner Freiheit das Ideal wenigstens zeitweise wirklich erreichen und nur nicht festhalten kann, während die Natur vermöge der in ihr herschenden Nothwendigkeit im ganzen und groszen in feste Schranken des Abstandes von demselben eingeschlossen ist, sofern eben auf dieser Unterscheidung die zeitweilige Ausführbarkeit seiner Staatsidee beruht. Ebenso kann aber auf seinem Standpunkte das Verlangen nach einem wirklichen besondern Beweise dieser Ausführbarkeit gerade so wenig entstehen als das, hinterher noch einmal die Idee als das Wesen der Erscheinung nachweisen zu wollen; dieser Nachweis liegt ja eben in beiden Fällen

bereits in der Ideenlehre selbst, und ein solches Verlangen würde vielmehr ein System des werdens und nicht des seins voraussetzen. Für ein solches ist vielmehr die wirkliche Wissenschaft hier an ihrem Ziele, wol aber ist es für ein solches nicht blosz erlaubt, sondern gewissermaszen sogar geboten, durch ein eingehen auf die empirische und endliche Betrachtung selber die Idee auch noch durch ihre Trübungen in der Endlichkeit zu verfolgen oder vielmehr selbst noch in diesen Trübungen im Reich der Natur das Leben der Idee zu veranschaulichen und ebenso in dem des Geistes einen Zustand des werdens und daseins mit allen seinen Folgen zu verbildlichen, welcher wirklich einmal mit der wahren Staatsidee eins geworden ist, um so die Ideenwelt dem Menschen, welcher selbst in den Trübungen der Endlichkeit lebt, so zu sagen menschlich näher zu führen. Platon selber spricht diese letztere Aufgabe, das ruhende Staatsideal der Republik in Bewegung und Leben zu bringen, im Anfang des Timaeos (p. 19 B ff.) auf das deutlichste als die nunmehr zu erfüllende aus. Nun kann dieses selbst aber wieder auf eine doppelte Weise geschehen: das Staatsideal kann als verlorner Urzustand, es kann aber auch in der Herausbildung der Zukunft aus den bereits in der Gegenwart dazu vorhandenen Elementen angeschaut werden. Ersteres ist die Aufgabe des Atlantidenmythos, letzteres dürfte — was wir uns hier ohne weitere Gründe als blosze Vermutung auszusprechen begnügen müssen — die des Hermokrates gewesen sein. Alle drei Aufgaben musten endlich in innerer Verbindung miteinander gefaszt werden, weil der Mensch nicht blosz ein geistiges, sondern auch ein natürliches Wesen und weil andrerseits der Menschengeist im einzelnen wie im Staate von der Seele der ganzen Welt bedingt ist. Daher die Verknüpfung der drei Dialoge Timaeos, Kritias und Hermokrates zu einer — freilich unvollendet gebliebenen — Trilogie. Daher der enge Anschlusz des Timaeos an die Republik durch die Wiederholung aller Hauptgedanken der letztern zu Anfang des erstern, die man für den abweichenden Inhalt des Timaeos an sich weniger passend finden würde, die aber im Anfange der ganzen Trilogie, welchen eben der Timaeos bildet, ganz an ihrer Stelle ist, so dasz sich also der Staat nach Platons Absicht mit eben dieser Trilogie zu einer Tetralogie verbinden sollte. Daher ebenso die umgekehrte schon hier erfolgende Vorwegnahme der Hauptgedanken des Atlantidenmythos. Daher endlich die Zeitangabe innerhalb dieses Mythos selber, welche mit der mythischen Lehre Platons von den groszen zehntausendjährigen Weltperioden zusammenhängt. Neuntausend Jahre sind seitdem verstrichen (Tim. p. 23 D f. Krit. p. 108 E), d. h. jener vollkommene Urzustand fand im Beginn derjenigen groszen Periode statt, in deren letztem Zehntel die Zeit des Erzählers liegt und welche also bereits ihrem Ablauf und damit einem neuen Umschwung der Dinge entgegeneilt, wodurch denn auch dem Hermokrates für seine Aufgabe bereits der Boden geebnet ist. Zugleich aber wird durch die Versetzung des Mythos in jene ungeheuer entlegene Zeit, bis zu welcher

keine geschichtliche Erinnerung, und sei es auch die der Aegypter, zurückreicht, wie dies gleichfalls Socher bereits richtig erkannt hat, dem Misverstand gewehrt, als ob hier eine wirkliche geschichtliche Thatsache zu Grunde läge, selbst wenn dieser Gedanke nicht durch die Bedeutung der mythischen Darstellungsform bei Platon, die zu nichts weniger als zu historischen Hypothesen angethan ist, von vorn herein ausgeschlossen wäre.

Der Mythos ist bei Platon die Form für das werdende und gewordene und zwar eben darum, weil das werdende und gewordene als solches für ihn das unwahre oder richtiger die unwahre Form des wahrhaft seienden oder der Ideen ist. Weist es nun freilich eben damit nichtsdestoweniger auf die letzteren zurück, so liegt folgerichtig auch in den platonischen Mythen ein positiver Kern, aber eben deshalb auch nicht ein Kern historischer, sondern lediglich idealer Wahrheit. Platon kann daher geschichtliche Thatsachen zwar wol in ihnen benutzen, ja er musz es zum Theil, aber doch immer nur so, dasz er sie aus ihrem unmittelbaren historischen Zusammenhang herauslöst und sie vielmehr in eine neue, rein durch den philosophischen Gedanken zum Zweck der Veranschaulichung desselben bestimmte Verbindung bringt und sie ebenso zu diesem Zweck in rein mythische Zeiten und Oertlichkeiten versetzt. So verlegt er denn auch jenen idealen Urzustand zunächst zwar auf einen wirklichen Boden, und zwar nicht, wie man nach dem oben bemerkten erwarten könnte, nach Sparta, sondern mit patriotischem Sinne nach Athen (Tim. p. 24 A f. u. bes. Krit. p. 110 C D und dazu Stallbaum), weil er vermutlich den Schluszstein seines ganzen, wiewol auf spartanischen Grundlagen errichteten Staatsgebäudes, nemlich die unbedingte Herschaft der Intelligenz, weit eher für ein echt athenisches Bildungserzeugnis ansah und weil er, wie er selber Tim. p. 24 C D ausdrücklich andeutet, nur im athenischen Volkscharakter jene Verbindung von Bildungslust und Tapferkeit wiederfand, welche das Ideal seiner Staatsbürger ist (Tim. p. 18 A); aber dies Athen vor neuntausend Jahren ist nicht blosz durch die alle Erinnerungen verwischende Zeit, sondern auch durch gründliche Naturumwälzungen von dem gegenwärtigen geschieden. Zwar geht er noch weiter, er benutzt nicht blosz die im athenischen Cultus liegenden Elemente (Tim. p. 24 C D Krit. 109 C 110 B C), sondern allem Anscheine nach die wirklichen historischen Ueberreste aus der altathenischen Verfassung, welche einen gewissen Anknüpfungspunkt für seine politischen Ideale darboten, nemlich die Spuren uralten attischen Kastenwesens, welche in den vier alten ionischen Phylen enthalten waren; aber er hütet sich wol dies ausdrücklich zu sagen, sondern er deutet dies nur durch eine Anknüpfung an den zu seiner Zeit verbreiteten (Martin a. a. O. p. 307 f.), wenn auch, wie L. Georgii in Paulys Realencycl. im Art. Neith gründlich nachgewiesen hat, durchaus irrigen Glauben an die Einerleiheit der Athena mit der aegyptischen Göttin Neith und an die darauf fuszende gemeinsame Abkunft der Athener und der Aegypter an, mit welcher er die ein-

stige Gleichheit des Kastenwesens bei beiden Völkern in Verbindung bringt (Tim. p. 21 E 23 D — 24 B). Dasz dagegen die beiderseitigen Kasten keineswegs die gleichen waren, kann ihm für seine Zwecke ganz gleichgiltig sein; an sich aber wird er diese Unterschiede ebenso wenig verkannt haben, als man es für buchstäblichen Ernst nehmen wird, wenn er in den aegyptischen Kasten ohne weiteres die drei Stände seines Staates wiederfindet (Tim. p. 24 A B): denn dasz die aegyptischen Priester keine platonischen Philosophen sind, weisz selbstverständlich niemand besser als er, und verlangt man dafür noch einen ausdrücklichen Beweis, so mag man sich seiner Polemik gegen die aegyptische Hierarchie im Staatsmann p. 290 C ff. erinnern. Es kommt ihm eben nur darauf an, verwandte Anklänge für sein Staatsideal in der wirklichen Geschichte alter Zeit aufzusuchen und so die Ausführbarkeit desselben auch der gewöhnlichen Vorstellung näher zu bringen. Man begreift schon von hier aus vollkommen die Nothwendigkeit der Einmischung Aegyptens in diese Geschichte, auch wenn dieselbe gar nicht von dort, sondern lediglich aus seiner Phantasie stammt. Doch gibt es für sie auch noch andere Gründe, von denen der eine, von K. O. Müller a. a. O. S. 381 vortrefflich erkannte gleichfalls bereits in diesen Zusammenhang gehört. Es wird nemlich durch die angebliche Ueberlieferung von dort her auch noch der letzte Schein entfernt, als ob etwa Platon aus der attischen Mythologie schöpfte und, da diese seinen Landsleuten für Geschichte galt, etwas wirklich historisches berichten wollte. Im Gegentheil, weil die älteste attische Mythengeschichte fast nichts als blosze Namen darbot (Krit. p. 109 D ff.), diente gerade sie ihm am vortrefflichsten dazu, ihre leeren Blätter mit seinen eignen Erfindungen zu beschreiben, und gab so für ihn einen Grund mehr ab, die Oertlichkeit derselben gerade in das alte Attika zu verlegen. Ein Hauptgesichtspunkt für ihn muste nun (nach Tim. p. 19 B C, vgl. Stallbaum Platonis opp. VII p. 376 f.) der sein, die Ueberlegenheit eines kleinen, nach seinem Ideale eingerichteten Staates über die gewaltigste, aber blosz auf äuszere Stützen gegründete und mit innerer Verderbnis verbundene Macht im Bilde zu veranschaulichen, und hiezu konnte ihm wieder als historischer Anknüpfungspunkt nichts besser als das ruhmwürdigste Beispiel der griechischen und insonderheit der athenischen Geschichte, nemlich die Perserkriege dienen. Dasz er sie zur Ausmalung des Kampfes zwischen den Athenern und den Atlantiden benutzt, haben selbst diejenigen anerkannt, welche wie Proklos und Martin an dem aegyptischen Ursprung der ganzen Dichtung festhalten. Und in der That, wer könnte in jener Schilderung, wie die Athener theils an der Spitze von Hellas, theils aber auch von ihren Bundesgenossen im Stiche gelassen allein den Kampf gegen die Barbaren von der Atlantis siegreich zu Ende führen (Tim. p. 25 B C), die Anklänge an die Vorfälle jenes Krieges verkennen? Oder wer sähe nicht dasz die Darstellung der Atlantiden als eines anfangs in seiner Weise, wenn auch nicht nach platonischem Muster wol eingerichteten und erst allmählich sittlich ent-

artenden Volkes und Staates (Krit. p. 120 D ff.) vollkommen auf die Perser passte und die Vertheilung des Reichs in lauter einzelne Herschaften unter Herschern, die selbst als jüngere Söhne vom königlichen Geblüt herstammen und alle wieder unter dem gemeinsamen Oberkönig stehen, wenigstens das Muster der persischen Satrapien keineswegs verleugnet? Je näher aber dies alles liegt, desto mehr war gerade hier eine mythische Umbildung von nöthen. Zu diesem Zwecke wird daher der Wohnsitz der Gegner Athens gerade in die entgegengesetzte Himmelsgegend, in den fernen Westen verlegt, und zwar, um desto bestimmter anzudeuten dasz wir uns hier ausschlieszlich im Reiche der Dichtung befinden, nicht in ein wirkliches und nicht einmal in der Dichtung als ein noch fortbestehend gedachtes, sondern längst und ohne alle Ueberreste wieder untergegangenes Land. Und da Atlas, der Wächter der Himmelsseulen oder der Träger des Himmelsgewölbes selbst, wie ihn die Volksmythen sich dachten, nach eben diesen Mythen im fernen Westen wohnt und der grosze westliche Ocean daher nach ihm der atlantische genannt ward, so lag es für Platon nahe genug, auch seine fabelhafte Insel Atlantis zu heiszen und den Atlas zum Stammvater ihrer Oberkönige zu machen. Hängen ferner die groszen Ausdehnungen dieses Landes und seiner Herschaft (Tim. p. 24 E 25 B) auch mit dem eben erwähnten Zwecke der ganzen Dichtung zusammen, so hat sie doch Platon auch wol mit aus dem Grunde so sehr ins ungeheure getrieben, um auch den letzten Gedanken an eine einstmalige historische Wirklichkeit zu entfernen. Doch waren sie allerdings auch aus dem Grunde für ihn von nöthen, um seiner in etwas anderer Form theilweise auch schon im Phaedon p. 109 A B 112 E vorgetragenen geographischen Hypothese, nach welcher derjenige Theil der Erde, auf welchem wir wohnen, nur eine Insel im Ocean ist, und nach welcher daher der Ocean im Gegensatz gegen das Mittelmeer das wahrhafte eigentliche Meer bildet, seinerseits aber wieder von einem Festlande umgeben ist, welches ebenso das wahrhafte und eigentliche Festland zu heiszen verdient, wiederum einen Schein von historischer Beglaubigung zu geben, sofern noch überdies die kleineren, westlich von der Atlantis liegenden Inseln, wie er mythisch fingiert, vorzeiten von ihr zu jenem groszen Festlande hinüber gleichsam eine Brücke bildeten (Tim. p. 24 E f) und somit eine empirische Kunde von demselben ermöglichten. Man musz sich dabei nemlich, wenn es Platon auch nicht geradezu sagt, die weitere, auch schon von Herodot und andrerseits noch von späteren Griechen (s. Martin a. a. O. p. 308 ff.) getheilte Voraussetzung hinzudenken, dasz der atlantische und der indische Ocean nur ein einziges Meer bilden. Gerade durch diesen Bestandtheil empfängt übrigens der Atlantidenmythos ein neues Recht, nach seinen Hauptzügen auch schon im Timaeos zu stehen, sofern eben dieser Theil desselben die Vermittlung zwischen dem was schon im Schluszmythos des Phaedon an Physik enthalten ist, und der umfassenderen Durchführung dieser Physik im Timaeos bildet. Soll endlich in dieser ganzen Frage von

Amerika die Rede sein, so hätte man nicht, wie seltsamerweise noch Stallbaum a. a. O. p. 100. 375 thut, in der Atlantis, sondern vielmehr in der Westseite jenes vorausgesetzten groszen Festlandes, zu welcher eben jene kleineren Nebeninseln die Brücke bildeten, die Spuren von ihm suchen sollen, nur dasz Platon zu der Annahme dieses Festlandes doch nicht etwa durch eine ob auch noch so dunkle und entfernte Kunde von jenem Welttheil, sondern rein auf dem Wege wissenschaftlicher Schlüsse gelangte, welche durch die Annahme von der Kugelgestalt der Erde in ihm erzeugt wurden, so wie denn andrerseits diese ganze platonische Hypothese auch auf die wirkliche Entdeckung Amerikas gar keinen Einflusz gehabt hat, wie dies alles von Martin p. 312—316. 327—330 auf das eindringendste nachgewiesen ist.

Derselbe Grund nun, welcher den Platon nöthigte die in der Republik vorherschende dialektische Darstellungsweise in den übrigen Theilen der Tetralogie ausschlieszlich mit der mythischen zu vertauschen, bewog ihn nach seiner eignen Erklärung, indem er nemlich Tim. p. 19 C D den Sokrates sein Unvermögen zu der letztern aussprechen läszt, auch dazu, die Rolle des Hauptsprechers, welche derselbe dort inne gehabt hatte, hier auf andere Personen, einen Naturphilosophen aus der pythagoreischen Schule, in welcher noch die poetische und mythische Anschauungs- und Darstellungsweise vorherschend war (Gorg. p. 493 A — 494 A Phaed. p. 61 D — 62 C und dazu des Ref. angef. Schrift I S. 106—110. 421—424), und zwei praktische Staatsmänner zu übertragen, von welchen letzteren Kritias auszer den bereits angeführten Gründen sich noch durch seine halbphilosophische und sophistische Bildung hiezu empfahl (s. Stallbaum a. a. O. p. 373 f.), um so mehr als auch die Sophisten, wie Platon an dieser Stelle gleichfalls andeutet, die mythische Darstellung und namentlich gerade bei ethisch-politisch-socialen Gegenständen besonders liebten. Wir brauchen hier nur an den Herakles des Prodikos, an den *Τρωϊκός* des Hippias und vor allem an jenen Mythos zu erinnern, welchen Platon vermutlich einem ähnlichen in dem Buche des Protagoras über die älteste Gesellschaftsverfassung in seinem nach diesem Sophisten benannten Dialoge nachgeahmt hat, s. Frei quaestiones Protagoreae p. 182 ff. Ein Athener muste ferner jedenfalls, da jener ideale Urzustand nach Athen verlegt werden sollte, die Schilderung desselben übernehmen. Kritias selbst ist aber durch die obige Einkleidung nur Stellvertreter des Solon, und Solon ist also vielmehr der eigentliche Sprecher, welcher der Verschiedenheit der Zeit wegen nur auf diese vermittelte Weise mit dem Sokrates in Verbindung gebracht werden konnte. Und in der That durfte in jenem mythisch-idealen Bilde, welches aus den wirklichen Hauptzügen athenischer Grösze und Eigenthümlichkeit zusammengesetzt war, auch die Erinnerung an die wirkliche Anordnung der athenischen Verfassung durch diesen groszen Gesetzgeber kaum fehlen, und geschickter konnte Platon diese Verbindung kaum herstellen als dadurch, dasz er die Dichtung von der Atlantis zu einem Gegenstand machte, welcher den Geist dieses gro-

szen Mannes ernstlich beschäftigt habe, sofern eben damit der Gedanke umschrieben wird, dasz das platonische Staatsideal nicht blosz, wie in der Republik, im sokratischen, sondern auch im solonischen Geiste, d. h. ebenso sehr philosophisch wahr als staatsmännisch richtig und praktisch ausführbar und zwar gerade in Athen ausführbar und die einzige Heilung von allen Schäden der Zeit ist, und dasz gerade die Athener nach ihrer ganzen Begabung und Bildung das beste Holz abgeben, um daraus platonische Staatsbürger zu schneiden. Mit stolzem Selbstgefühl spricht es Platon durch eben diese Einkleidung aus, dasz nicht das Blut allein, sondern auch der staatsmännische Geist des Solon sich auch auf ihn vererbt habe.

Nun muste aber neben den Andeutungen, dasz wir uns hier rein auf dem Boden der Dichtung befinden, auf der andern Seite zum Zweck der künstlerischen Illusion doch auch wieder der Schein einer wirklichen alten Ueberlieferung aufrecht erhalten werden, und zu diesem Zwecke war auch die Auctorität des Solon noch nicht genügend, sondern es muste auf die der Aegypter, deren historische Erinnerung am weitesten reichte, zurückgegangen werden. Auch dies ist dem gesunden Verstande Sochers um so weniger entgangen, als es ja wiederum Platon selber auf das deutlichste ausspricht (Tim. p. 22 B — 23 B). Es wäre auch in der That kein Grund abzusehen, nachdem sich die ganze übrige angebliche Ueberlieferung als blosze Einkleidung ergeben hat, noch den aegyptischen Ursprung allein, aber so dasz Platon selber die ganze Geschichte von dort her mit sich gebracht habe, als Wahrheit stehen zu lassen, wie dies Asts (Platons Leben u. Schriften S. 374) und in einer etwas mehr zu unserer Auffassung herüberschwankenden Weise auch Stallbaums (a. a. O. p. 374 f. 406 f.) Ansicht ist. Dazu kommt ferner dasz sonst Platons sämtliche Mythen — beziehungsweise mit Ausnahme dessen im Protagoras — ausschlieszlich seine eigne Erfindung sind, ja dasz selbst da, wo er wirklich aegyptische Stoffe zu ihnen verbraucht, wie in dem Mythos von Thamus und Theut im Phaedros, die Verarbeitung derselben dennoch dem aegyptischen Geiste fremdartig, ja geradezu entgegengesetzt ist (man vgl. des Ref. angef. Schrift I S. 270 f.), so wie er denn auch ausdrücklich denselben dort als eigne Dichtung des Sokrates bezeichnen läszt. Wer sich aber auf die versteckte Weise versteht, mit welcher Platon solche Andeutungen oft unter dem Schein des Gegentheils zu geben pflegt, wird sie auch hier in der Aufklärung darüber, woher die griechischen Namen für die ungriechischen Atlantiden kommen, nicht vermissen (Krit. p. 113 A B), denn so vortrefflich dieselbe die Illusion erhält, so wird man doch eben durch sie erst recht darauf aufmerksam gemacht, dasz überhaupt eine solche vorhanden ist, welche erhalten sein will.

Das einzige, was der vorgetragenen Ansicht entgegenzustehen scheint, ist nunmehr nur noch die Bemerkung des Sokrates Tim. p. 26 E, man habe es hier nicht mit einer Dichtung, sondern mit einer wahren Geschichte zu thun (*μὴ πλασθέντα μῦθον, ἀλλ' ἀληθινὸν λόγον*).

Allein dies buchstäblich zu nehmen verbietet die kurz voraufgehende ganz parallele Stelle p. 26 C, in welcher die Erörterungen der Republik für einen μῦθος erklärt werden, welcher erst durch die Atlantidengeschichte in die Wirklichkeit hinübergeführt werde (μετενεγκόντες ἐπὶ τἀληθὲς κτλ.). Denn dann müste dieselbe ja auch wörtlich genommen werden, dies aber würde bekanntlich das wahre Sachverhältnis geradezu auf den Kopf stellen heiszen. Vielmehr wird gerade durch diese Umkehrung desselben erst recht der mythische Boden angedeutet, auf welchem wir uns befinden, und eben nur jenes bereits von uns dargelegte Verhältnis der Atlantidenerzählung zu dem Staatsideale der Republik umschrieben, dasz nemlich in der letztern allein die ideale, in der erstern aber auch die empirische Wirklichkeit dieser Staatsidee enthalten ist.

Mit Hrn. v. N. können wir nunmehr um so schneller fertig werden. Jede Virtuosität verdient in ihrer Art Bewunderung, und so stellen wir ihm denn auch gern das Zeugnis aus, dasz er es in wissenschaftlichen Purzelbäumen zu einer bisher fast unerhörten Fertigkeit gebracht hat. Wir wollen es ihm nicht so hoch anrechnen, dasz er die so eben von uns besprochene und, wie wir hoffen, als einzig zulässig erwiesene Möglichkeit einer reinen Erdichtung des ganzen durch Platon gar nicht ins Auge gefaszt hat, da er diesen Fehler mit einem Manne wie Martin theilt. Aber angenommen auch, diese ganze Erzählung stammte wirklich aus Aegypten, ist denn damit schon ihre Wahrheit bewiesen? oder wird nicht in diesem Falle vielmehr jeder verständige mit Martin annehmen, dasz es eine aegyptische Lüge sei, erfunden um der athenischen Nationaleitelkeit zu schmeicheln? Oder wenn Hr. v. N. auch an diese Möglichkeit nicht dachte, so wird er uns wenigstens einen positiven Beweis dafür liefern, warum wir denn nothwendig in dem ganzen wirklich ein Stück historischer Urerinnerung zu suchen haben. Ja, wenn man das dafür ansehen will, dasz dasselbe mit dem alten Testament und namentlich dem 6n Cap. der Genesis ganz unverkennbare Aehnlichkeiten habe, deren Entdeckung freilich Hr. v. N. wolweislich dem Scharfblick des Lesers selber überläszt (S. 47). Welcher Art diese Aehnlichkeiten aber sein mögen, die er im Sinne hat, sieht man deutlich aus dem einzigen Beispiele, welches er sich anzuführen herabläszt. Nach Gen. 10, 5 bevölkern die Söhne des Javan die Inseln der Heiden, und — ebenso gehören zur Atlantis noch mehrere kleinere Inseln (S. 52 f.)! Sollte man wol glauben dasz es möglich wäre im Ernst so etwas drucken zu lassen?

Gesetzt nun aber, es wären wirklich charakteristische Aehnlichkeiten dieser Art vorhanden, stammen denn zwei gleiche oder ähnliche Gedanken nothwendig gerade immer voneinander her? So fragt Hr. v. N. natürlich wieder nicht, sondern er begnügt sich uns klar zu machen, auf welchem Wege diese biblischen Vorstellungen nach Aegypten kamen. Das ist denn nach seiner Meinung ganz einfach: die Juden waren ja in Aegypten, und sollten die Aegypter von ihnen noch nicht alles gelernt haben, so waren ja die Hyksos wenigstens

auch Semiten, und über Aegypten sind dann diese wie so viele andere biblische Ueberlieferungen auch nach Griechenland gewandert. Unter diesen Umständen musz man sich am Ende noch gar bei dem Hrn. Vf. bedanken, wenn er in der Herleitung der christlichen Gedanken bei Platon aus dieser Quelle eine gewisse Vorsicht anräth und doch nicht so ganz sicher ist, ob sich in seinem Alkibiades wirklich dunkle Anspielungen auf die Dreieinigkeit finden (S. 47—53)! Ob die Aegypter nach ihrer ganzen Art nun wirklich so geeignet dazu waren, fremde Culturelemente und noch dazu von verachteten und verhaszten Nomaden aufzunehmen, diese unschuldige kleine Vorfrage hat sich der Hr. Vf. bei dem Bau dieses Kartenhauses natürlich wieder nicht vorgelegt.

Nach diesem allem aber sollte man nun doch wenigstens eine Erklärung der ganzen Dichtung aus der Bibel erwarten, und Hr. v. N. sagt auch dasz er sie aus derselben erklären will. Er thut aber ganz etwas anderes, er erzählt uns (S. 1—20) aus Plinius, dasz Cypern einst mit Syrien zusammengehangen, und aus Solinus, dasz Cilicien sich einst bis nach dem aegyptischen Pelusium ausgedehnt habe, dann weiter aus zwei Arabern, dasz vorzeiten eine Brücke zwischen Nordafrica und Spanien und eine Furt zwischen Aegypten und Cypern und ebenso zwischen Cypern und Kleinasien gewesen wäre, ferner genauer, dasz zwei alte aegyptische Pharaonen, Nachkommen der Königin Dalûkah, welche bei den Arabern bald als Nachfolgerin des bei der Verfolgung der Juden ertrunkenen Pharao, bald schon als der dritten Generation nach Abraham angehörig bezeichnet werde, die Meerenge von Gibraltar durchstochen und das Wasser des Oceans in das Mittelmeer hineingeleitet hätten, um eine Scheidewand zwischen sich und den von ihnen gefürchteten Griechen zu bilden. Dasz er dann ganz gemütlich aus einem dritten Araber erzählt, wie noch zu Alexanders d. Gr. Zeit zwischen Constantinopel und Alexandrien ein von Griechen bewohntes Festland gelegen habe und erst durch den von ihm zwischen dem rothen und mittelländischen Meere gemachten Durchstich überschwemmt sei, gerade als ob auch dies eine in sich ganz glaubwürdige und mit jenen andern Angaben wol übereinstimmende Nachricht wäre, kann uns nach der ganzen Weise des Hrn. Vf. nicht mehr befremden; dasz es seit Pseudo-Kallisthenes her sehr viel Alexandermärchen gab, diese grosze Wahrheit scheint bis zu Hrn. v. N. noch nicht gedrungen zu sein. Und was jene andern arabischen Nachrichten betrifft, so macht es ihm für einen Augenblick selber Kopfschmerz, dasz sie mit der überlieferten aegyptischen Geschichte nicht stimmen wollen. Aber ein so genialer Geist weisz natürlich bald wieder Rath. Auf S. 50—52 empfangen wir die wahrhaft überraschende Aufklärung, dasz die ältere Geschichte Aegyptens (bis wie weit hinab?) aus lauter Fabeln bestehe, und die noch überraschendere, dasz Bunsen und Lepsius ebenso denken.

Gesetzt aber auch, alle jene Nachrichten enthielten lautere Wahrheit — und die des Plinius wenigstens berichtet ja gar nichts

so ungeheuerliches — so fragt man doch ganz erstaunt, was hat denn dies alles mit der platonischen Atlantis zu thun? Doch man ahnt wol schon, was kommen wird: die Atlantis erfüllte nach Hrn. v. N. ehemals fast den ganzen Raum, den jetzt das Meer zwischen Kleinasien, Syrien und Aegypten einnimmt, und erstreckte sich westwärts bis nach Tyrrenien hin, und Cypern ist ein Ueberrest von ihr (S. 56), ebenso Kreta und Rhodos (S. 67). Aber nach Platon liegt sie ja im atlantischen Ocean! Schadet nichts, denn Hr. v. N. beweist uns auf das augenscheinlichste, dasz 'Platon die alte dunkle Sage von der versunkenen Insel bereits nach seinen Begriffen localisiert hat' (S. 57). Die Angabe seiner Gründe wird man uns wol erlassen, wir bemerken nur dasz sie unter anderem darauf beruhen, dasz die Bezeichnungen Atlas und atlantisch erst allmählich immer weiter nach dem Westen verlegt sind und daher ursprünglich wol der östliche Theil des Mittelmeers das atlantische geheiszen haben könne (S. 53—55 vgl. 73). Was der Hr. Vf. bei dieser Gelegenheit über den Zusammenhang der Namen Atlantia, Aëria, Hesperia, Inseln der seligen (*insulae fortunatae*) und die gleiche allmähliche Wanderung dieser Bezeichnungen immer weiter nach Westen sagt (vgl. S. 67—69), ist an sich und abgesehn von dem falschen Zusammenhange, innerhalb dessen es steht, so übel nicht. Das schlimmste dabei ist endlich noch, dasz Hr. v. N. sich seine eignen Auctoritäten erst ebenso zurechtmachen musz wie den Platon. Dasz, wenn Cypern nach Plinius einst mit dem Festlande Syriens zusammenhieng, es doch nicht zugleich ein übrig gebliebener Theil einer untergegangenen Insel sein kann, scheint er freilich wieder nicht bemerkt zu haben. Doch nein, er weisz auch hiefür noch wieder auf Unkosten Platons Rath, denn S. 71 lesen wir dasz die Atlantis eigentlich keine Insel, sondern vielmehr eine Halbinsel gewesen sei! Bei jenen arabischen Nachrichten aber passt es Hrn. v. N. besser, gleichfalls eine Verwechslung mit dem Durchbruch des schwarzen Meeres durch die Dardanellen anzunehmen (S. 57). Nur schüchtern wagen wir schlieszlich noch zu bemerken, dasz nach Platon ja die ganze Atlantis untergegangen ist, während Hr. v. N. noch so viele Ueberreste von ihr kennt, denn derselbe wird uns einfach erwiedern, dasz eben jenes auch nur mit zu der 'Localisierung durch Platon nach seinen Begriffen' gehört. Verzeihen wir also dem Platon auch noch diesen Irthum! Lebte doch damals noch kein Hr. v. N., von dem er die nöthige Aufklärung hätte empfangen können!

Ob nun nicht trotz alle dem wirklich der gegenwärtige östliche Theil des mittelländischen Meeres einstmals vielmehr mit Land bedeckt war, wofür Hr. v. N. S. 57—60 auch noch einige andere Gründe anführt, das ist eine Frage, über welche Ref. kein stimmfähiges Urtheil mehr zusteht. Es genügt, dasz die platonische Atlantis mit dieser Frage auch nicht das allermindeste zu schaffen hat.

Greifswald. *Franz Susemihl.*

34.

H. Köchlys Ausgaben des Quintus Smyrnaeus.

1) *Κοΐντου τὰ μεθ' Ὅμηρον. Quinti Smyrnaei Posthomericorum libri XIV. Recensuit prolegomenis et adnotatione critica instruxit Arminius Koechly.* Lipsiae apud Weidmannos. 1850. XVII, CXIV u. 604 S. gr. 8.

2) *Quinti Smyrnaei Posthomericorum libri XIV. Relegit Arminius Koechly. Accedit index nominum a Francisco Spitznero confectus.* Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri. 1853. XXXII u. 318 S. 8.

Zu den gediegensten philologischen Leistungen der letzten Jahre gehört unstreitig die Bearbeitung des Quintus Smyrnaeus durch Köchly. Schon längst war sie versprochen und man muste ihr mit um so günstigerer Erwartung entgegensehen, als Hr. K. seit dem J. 1838 durch mehrere Arbeiten seinen Beruf für die Herausgabe des Dichters bekundet hatte. Die gröszere Ausgabe enthält unter dem Texte Anmerkungen, welche die Lesarten der Handschriften und früheren Ausgaben, die Begründungen der eignen Verbesserungen und sonstige Erläuterungen, meist sprachlichen Inhaltes, darbieten. Hierzu kommen ausführliche Prolegomena. Bei dem reichen Inhalt der Anmerkungen sowol als der Prolegg. wäre ein Index zu denselben eine sehr willkommene Zugabe gewesen. Die kleinere Ausgabe gibt den Text, wie er in der gröszern hergestellt war, nur dasz die zahlreichen Corrigenda, welche in der Vorrede zu jener Ausgabe p. VIII ff. aufgezählt werden, betreffenden Orts berichtigt sind; auszerdem sind noch eine Anzahl weiterer Besserungen und Berichtigungen vorgenommen worden, wovon die Vorrede Rechenschaft gibt. Sonst enthält die Ausgabe noch in der Vorrede einige Nachträge zu den Prolegg. der groszen Ausgabe, die griechischen Inhaltsangaben des Konstantin Laskaris und das auf dem Titel angegebene Namenregister.

Die beste Hs., die münchner, die aber nur die ersten vier Bücher enthält, hat K. sorgfältig verglichen, eine zweite ebenfalls gute neapolitaner Hs. ist noch nicht ganz verglichen; eine Vergleichung bis zu III 426 durch G. Wolff liefert die Praef. der kleinen Ausgabe. Ihre vollständige Vergleichung würde noch einiges, schwerlich aber viel gutes und neues liefern. Die übrigen Hss., von denen das 1e Cap. des 3n B. der Prolegg. Nachricht gibt, sind äuszerst werthlos. 'Quo movemur' sagt K. p. CXII 'ne unico illi quorundam criticorum subsidio, caecae optimi cuiusdam codicis servituti, nimium in nostro tribuamus, in quo emendando si ego meliorem secutus sum rationem, id me inprimis Hermanni atque Spitzneri debere felicissimo exemplo grate profiteor.' In der That hat K. mit besonnenem Scharfsinn und genauer Kunde des Sprachgebrauchs und der Verskunst des Q. und

der spätern Epiker überhaupt einen so gereinigten und verbesserten Text hergestellt, dasz wol nur sehr unbedeutendes daran noch gethan werden kann *). Dasz man über einzelne Conjecturen mit Hrn. K. streiten und ihre Aufnahme in den Text zu kühn finden kann versteht sich. Nur éin Beispiel. VIII 106 lesen wir *πάντες ὅσοι Φοίνικος ἕδος περὶ πάγχυ νέμοντο | αἰπύ τε Μασσικύτοιο ῥίον βωμόν τε Χιμαίρης*. Es ist zuzugeben dasz *βωμὸς Χιμαίρας* für uns sehr dunkel und die Erklärung von Pauwius bedenklich ist, indes müssen wir gerade bei Bezeichnung von Oertlichkeiten manches unerklärliche hinnehmen. Die Bezeichnung *βωμὸς Χιμαίρας* kann auf uns unbekannten Beziehungen beruhen. Keinesfalls aber möchten wir K.s Vermutung *ῥωχμόν τε Χιμαίρης* für sicher genug halten, um so weniger als das seltene Wort *ῥωχμός* wol nur einen Risz geringeren Umfanges bedeutet, nicht aber eine Schlucht oder einen Schlund, wie *φάραγξ*, mit welchem Worte Strabo die Chimaera bezeichnet. Doch wir wollen uns hier nicht auf eine Besprechung einzelner Stellen einlassen, vielmehr den Inhalt der Prolegg. dem Leser vorzuführen suchen.

Das 1e Cap. des 1n Buchs handelt 'de auctore', im allgemeinen mit Tychsens Untersuchungen übereinstimmend. In § 3 stellt der Vf. die von Q. gelegentlich erwähnten, uns sonst meist nicht weiter bekannten Ortssagen **) und genaueren Ortsschilderungen zusammen, die alle nur Kleinasien betreffen und der Art sind dasz sie schwerlich Büchern entnommen worden, sondern vielmehr auf eigner Anschauung und auf Volksüberlieferung beruhen. 'Nusquam' sagt K. 'eiusmodi fabulam vel accuratiorem descriptionem inveneris loci extra Asiam minorem siti. Id mihi gravissimum videtur esse documentum, hominem (Quintum sc.) et Asianum fuisse et a docta multorum librorum tractatione alienum.' In § 5 entwickelt der Vf. ausführlich die Ansichten des Q. von der Aisa und den Moeren und vergleicht seine Annahme eines blind waltenden allmächtigen Fatums mit Stellen des unter Konstantin lebenden Maternus Firmicus. Auch dies unterstützt die aus andern sachlichen und namentlich aus metrischen und sprachlichen Gründen hervorgegangene Annahme dasz Q. zu Julians und Valentinians Zeit gelebt haben musz. Die Praef. der kleinern Ausgabe liefert durch die Mittheilung einer Stelle aus dem seltenen Buche von N. Ignarra de phratriis (Neapoli 1797) einen Nachtrag zu unserm Capitel. Ignarra nimmt gestützt auf eine unglaublich willkürliche Deutung einer Inschrift an, dasz unser Dichter Q. Aurelius Alcibiades geheiszen habe.

Das Ergebnis der im 2n Cap. 'de fontibus carminis' geführten

---

*) Neuere Verbesserungen sind seit Köchlys Ausgaben meines wissens nirgends beigebracht worden: nur K. Keil (Z. f. d. AW. 1852 Nr. 32) will für Alkimedes (VI 557) *Ἀλκιμένης* lesen.

**) Die X 131 ff. von Q. erzählte lykische Sage von dem Skylakeus, der allein zurückgekehrt von den lykischen Frauen ermordet wird, erinnert an die von Herodot V 87 von den Frauen Athens gemeldete Sage.

Untersuchung ist folgendes: Q. hat die sog. kyklischen Dichter *) nicht benutzt, er hat sie entweder gar nicht gekannt — was für Hrn. K. subjectiv gewis ist — oder, wenn er sie gekannt hat, absichtlich nicht beachtet. Ebensowenig hat er aus den den troischen Sagenkreis behandelnden Lyrikern, Tragikern, Geschichtschreibern oder Sophisten geschöpft, seine Quelle ist vielmehr fast nur Homer selbst. Die gelegentlich bei Homer vorkommenden Erwähnungen und Andeutungen benutzt Q. sorgfältig und führt sie aus, bei der Auswahl der Sagengestaltungen bevorzugt er gern diejenige, für die er Vorbilder im Homer findet; Partien, in denen er Homers Führung entbehrt, behandelt er daher dürftig. Auszer Homer hat Q. nur den Hesiodos und Apollonios genauer gelesen, und seine Kenntnis der troischen Sagen, soweit sie im Homer nicht angedeutet sind, mag er aus einem damals üblichen mythologischen Compendium, wie uns ein solches in der Bibliothek des Apollodor erhalten ist, entnommen haben. So weit Hr. K., mit dessen sorgfältiger Untersuchung wir übereinstimmen; nur scheint es uns undenkbar dasz Q. nicht auch andere Dichter als Homer, Hesiod und Apollonios gelesen habe. Spuren der Kenntnis anderer Dichter möchten wir in folgenden Stellen sehen: I 684: die Aurae, die schnellen Töchter des Boreas, verkünden dem Ares den Tod der Penthesileia. II 486: am vergossenen Blute erfreut sich *μέλας Ὄλεθρος*. III 87: Apollons verschossenen Pfeil bringen die Winde dem Gott wieder. III 756: die Moeren sind Töchter *ἱέροιο Χάους*. IV 45: die Götter verhüllen trauernd ihre Häupter mit Wolken; vgl. XIII 416. V 50: die Schilderung des Berges der Tugend, vgl. auch XIV 195. V 452: die *Μανία*, durch Athene vom Aias weggescheucht, eilt zum Styx, wo die Erinnyen wohnen. VIII 2: im Osten ist die Höhle der Morgenröthe. VIII 243: die Rosse des Ares sind von Boreas und der Erinnys gezeugt (man denke an das Rosz Areion, das Poseidon mit der Demeter-Erinnys zeugte). VIII 325: *Μόρος* wird unter den Daemonen der Schlacht erwähnt; man vgl. auch XIV 205 *σχεδὸν ἀνθρώποισιν οὐλομένοιο μόροιο πύλαι καὶ δώματα νεκρῶν*, wo vielleicht besser *Μόροιο* zu schreiben wäre; der Dichter dachte an die homerischen *πύλαι Ἀΐδαο*. Auch z. B. XIII 206 hat sich Q. vielleicht den Moros persönlich gedacht. VIII 425: Enyo ist die Schwester des Polemos. X 337: die vier Horen sind Töchter des Helios und der Selene, vgl. II 502. Q. hat übrigens auch wie Nonnos neben den Horen der Jahreszeiten die zwölf Monatshoren, II 595. XII 163: die

*) Wenn K. bei dieser Gelegenheit sich zu Welckers Ansicht bekennt, dasz Proclus von Sicca der Verfasser der Chrestomathie gewesen sei, so mache ich darauf aufmerksam dasz M. Schmidt (Didymi Chalc. fragm. p. 391) neuerdings wieder einen gewichtigen Grund für die Autorschaft des Neuplatonikers geltend gemacht hat. Ebenso theilt K. die allgemeine Ansicht von der Bestimmung der ilischen und ähnlicher Täfelchen für den Schulunterricht, gegen welche Ansicht sich vor kurzem L. Stephani (der ausruhende Herakles, St. Petersburg 1854, S. 242 ff.), wie mir scheint, mit Recht erklärt hat.

Götter eilen zur Erde ἀνέμων ἐπιβάντες ἀέλλαις. XII 190: Zeus fährt auf einem Wagen, welchen Aeon — eine Lieblingsfigur des Nonnos, vgl. m. Schrift über die Dionysiaka des N. S. 14 f. — gefertigt hat und den die vier Winde ziehen. Bei Nonnos Dion. II 422 (vgl. die angef. Schrift S. 5) fährt Zeus auf dem von den Winden gezogenen Viergespann des Kronos. XIII 369: Schilderung der in der Luft umherschwebenden rächenden Themis; vgl. ähnlich von Kypris XIV 152; Aisa III 650. XIII 494: die Moeren umstellen die Troer mit unentrinnbaren Netzen. Auch Nonnos erwähnt öfter die δίκτυα der Moeren. XIV 167: Erwähnung des schwarzen Hauses der Lethe. Freilich kann manches hiervon eigene Erfindung des Q. sein.

Trotz der eifrigen Nachahmung des Homer hat sich jedoch Q. nicht gescheut wie im sprachlichen, so auch im sachlichen unhomerisches zuzulassen. Ich stelle das wichtigste zusammen. Unter den im 4n B. geschilderten Wettkämpfen kommt nicht nur ein Wettreiten vor (Reiter erwähnt Q. auch IX 187. XI 186), sondern auch ein Redekampf: Nestor, dem sich freilich kein Mitbewerber entgegenstellt, hält einen Panegyricus und bekommt den Preis. Unhomerisch ist ferner die Schilderung der Thätigkeit der Wundärzte IV 211. 398. XI 320, des συνασπισμός XI 358, der Zeichen bei dem Opfer in Troja XII 502, die Erwähnung der Sterndeutekunst des Kalchas XII 5, endlich die Annahme der göttlichen Einwirkung des Herakles VII 130.

Auch zu diesem Cap. liefert die Praef. der kleinen Ausgabe einen Nachtrag. In derselben spricht Hr. K. gegen J. Th. Struve, der im 2n Theile seiner übrigens sehr verdienstlichen Untersuchungen 'de argumento carminum epicorum, quae res ab Homero in Iliade narratas longius prosecuta sunt' Casani 1850 (über den 1n zu St. Petersburg 1846 erschienenen Theil vgl. Prolegg. p. XI) den Q. als gelehrten Grammatiker auffaszt, aus mehreren nichts beweisenden Stellen Bekanntschaft desselben mit Vergils Aeneide folgert und endlich annimmt, das Gedicht sei von Q. 'in usum iuventutis studiosae' geschrieben, 'quippe quo uno volumine aptoque ordine ante oculos ea ponerentur, quae ad Troiam post mortem Hectoris usque ad reditum Achaeorum acta sunt.'

Das 2e Buch der Prolegg. 'de carmine eiusque indole' beginnt mit einem Cap. 'de versu et numeris Quinti.' Besonders sorgfältig handelt der Vf. über die Caesuren, von denen die nach dem dritten Trochaeus die vorherschende ist, über den Hiatus, dabei auch über das νῦ ἐφελκυστικόν, das nach dem münchner Codex die Verse nur schlieszt, wenn der nächste mit einem Vocal beginnt, und über die Versschlüsse. Letztere bildet Q. am liebsten durch ein dreisilbiges Wort; die clausulae spondiacae sind sehr häufig, dabei macht aber éin Wort den letzten Fusz aus oder ein dreisilbiges Wort schlieszt; einsilbige Wörter schlieszen zuweilen den Vers, aber nie einen Spondiacus.

Das 2e Cap. handelt 'de dictione Quinti'. Wir wollen die allgemeine Charakteristik der Sprache des Q., die K. den weiteren Untersu-

chungen vorausschickt (p. XLIX), mit seinen eignen Worten mittheilen. Nachdem er einen Rückblick auf die metrischen Eigenheiten des Dichters geworfen, fährt er fort: 'omnino in his eam legem secutus est, ut quaecumque apud Homerum constanti usu sancta essent, ea non solum ipse reciperet, sed etiam admixtis, quae cognata et vicina essent, amplificaret. Prorsus eandem legem in conformanda dictione sibi scripsit. Prorsus enim contrarius Alexandrinorum studio sermoni epico verba et locutiones undecumque petitas admiscendi, fere ea tantum, quae Homero maxime trita et per se simplicissima essent, sua fecit, a rarioribus et iis, quae in singulis rhapsodiis *ἅπαξ λεγόμενα* inveniuntur, fere abstinuit; sed idem a centonum sartoribus eorumque operibus musivis tam longe remotus est, ut non solum versus integros Homericos, quibus admixtis vel Nonnus interdum legum severitatem interrupit (cf. Lehrs. quaestt. epp. p. 283—85), interponere vitaverit, sed etiam illa, quae tamquam sincere Homerica in suum usum verterat, paululum immutare et deflectere non dubitavit. Sed etiam in omnibus his, quae, si numerum spectes, haud pauca novavit, tam feliciter plerumque Homericum colorem retinuit, ut vel diligentissimus lector Homeri ea percurrens pro Homericis habere possit. Itaque Quintum diligentissima quidem Homeri lectione instructum ad opus suum accessisse, nec tamen, quae recipere voluit quae vitare, nominatim notasse puto, ita ut ad componenda sua potius felici et bene nutrita memoria quam legibus artis scripto mandatis usus esse videatur.' Soweit K.; wir aber können uns nicht versagen die trefflichen Worte, die Lehrs im Philologus VII 322 f. in einer kurzen Anzeige von Köchlys neusten die griechischen Epiker betreffenden Leistungen, die er in ihrem Werthe über Lob und Tadel erhaben nennt, über die Sprache des Quintus sagt, hier zu wiederholen. Er bemerkt dasz K. das Verhältnis der Sprache des Q. zu der homerischen mit etwas zu geringem Gewicht der Verschiedenheit erörtert habe und fährt dann fort: 'wenn auch groszentheils die Elemente dieselben sind, so sind doch die Mischungsverhältnisse ganz verschieden und ändern so Farbe und Geschmack auf das unverkennbarste *). In den Ausdrücken wodurch Q. Krieg und Schlacht und die dahin gehörigen Verbindungen bildet ist vielleicht (ich mag es nicht genau jetzt nachsehen) kein Wort, das im Homer nicht vorkäme, doch aber wie sehr verschieden nehmen sich in Menge oder Anwendung sein *μόθοι*, *πόνος*, *δῆρις*, *δηιοτής* aus, und wenn *πόνος*, *πονεῖσθαι* auch schon bei Homer nicht selten vorzugsweise von der Kampfarbeit gebraucht wird, welch ein Fortschritt bis zu dem von Q. angewendeten *πονέεσθαί τινι* für *μάχεσθαί τινι*. Und *ἐς Ἄρεα μαιμώωντες* (II 110) oder

*) Man denke, um Lehrs' Worte recht zu fassen, an Stellen wie III 363 *ἐπιειμένοι ἀκλέα φύζαν*, XI 106 *ἐς κραδίην ὅθι περ νόος ἔζεται ἀνδρῶν καὶ μένος*, XII 462 (*δράκοντες*) *θήγοντες βλοσυρῇσι γενειάσι λοιγὸν ὀδόντων δυστήνοις ἐπὶ παισί*. XIV 180 *δὴ τότ' Ἀχιλλῆος κρατερὸν κῆρ ἰσοθέοιο ἔστη ὑπὲρ κεφαλῆς οὗ υἱέος*. Lauter homerische Worte, und doch unhomerisch!

der erweiterte Gebrauch von ἑός (auch ἕ). Oder das gewöhnlich substantivierte Ἠριγένεια *), und βοῶπις Ἠριγένεια, φαέσφορος Ἠριγένεια, ῥοδόσφυρος Ἠριγένεια, zwei Epitheta verbunden durch καί oder (worauf noch nicht geachtet scheint) die Stellung des Adjectivs am Schlusz eines Verses mit dem im nächsten Verse folgenden Substantiv, oder die vielfache Anwendung der genetivi absoluti, oder αἴθ' ὄφελον, oder die Anknüpfung der Gleichnisse, namentlich mit εὖτε usw. usw. Und wenn Hr. K. z. B. sagt p. XLIX 'sed etiam in his quae si numerum species haud pauca novavit tam feliciter plerumque Homericum colorem retinuit, ut vel diligentissimus lector Homeri ea percurrens pro Homericis habere possit', so läszt sich zweifeln ob Q. selbst mit diesem Lobe zufrieden sein würde. Ihm, wenn ich nicht irre, war wenigstens ebenso sehr daran gelegen, dasz wir seine Abweichungen und Ausschreitungen aus der homerischen Sprache bemerken sollten. Er wollte seine eigne Sprache sehen lassen und seinen Sprachwitz, der freilich dürftig genug erscheint. Aber für mich ist dieser ewige homerische Nichthomer, mit der immerfort hervortretenden Armut, mit der Entkräftung des im Homer in ausdrucksvoller Begrenztheit geschaffenen und angewendeten zur unbedeutenden Allgemeinheit, äuszerst unerquicklich.'

Nach der allgemeinen Charakteristik der Sprache des Q. im Verhältnis zu Homer untersucht K. zunächst die einzelnen Abweichungen des Q. von der homerischen Formenlehre, die nicht sehr bedeutend sind; dann gibt er Verzeichnisse der bei Q. vorkommenden Substantiva und Adjectiva, und zwar erst derjenigen, die Homer nicht hat, dann der bei ihm sich findenden. Es ergibt sich dasz Q. mehr nichthomerische Adjectiva als Substantiva gebraucht. Ganz vollständig sind die Verzeichnisse nicht; so fehlen z. B. unter den unhomerischen Substantiven αἰγοκερεύς (II 533, VII 300), ἀλκτήριον, χάος (welches fälschlich unter den homerischen steht). Dagegen fehlen unter den homerischen z. B. ξυνοχή und τέρας, beide freilich von Q. in eigner Weise gebraucht; IV 342 ἐν ξυνοχῇσιν ἀγῶνος und VI 275 τέρας von den Kentauren. Wünschenswerth wäre es auch gewesen, wenn bei einzelnen Substantiven, die Q. so gut wie Homer hat, angemerkt wäre, wie weit er in ihrem Gebrauche von Homer abweicht, z. B. bei δέμας, das Q. ganz einfach für σῶμα gebraucht. Bei den Adjectiven sind zum Theil die Substantiva, deren Epitheta sie bilden, angegeben, doch nicht bei allen. So findet sich z. B. einfach unter den homerischen Adjectiven ταναός aufgezeichnet, welches Q. in bemerkenswerther Weise mit ἀήρ I 681 und ὄψ XII 85 verbindet. Bei αἰόλος war die Verbindung mit αἰθήρ VIII 244 vgl. Nonn. Dion. VII 99 anzugeben, bei ἄμβροτος die mit αἰών (ἔλιπεν δέ μιν ἄμβροτος αἰών III 319. VI 586), bei ἐρεμνός die mit ζῆλος XIII 391, bei χάλκειος die

*) Lehrs konnte auch noch die ἀθανάτη Ἀγελείη XII 416 anführen, so auch den substantivischen Gebrauch von κουρίδιος und κουριδίη X 265. 312. 433.

mit *ἔρις* VI 359. Unter den homerischen Adjectiven fehlt z. B. *ἀσύφηλος* IX 521, unter den unhomerischen *ὑπίχνιος* IX 383, *ὀτραλέος* XI 107. Kürzer werden hierauf die Pronomina, Zahlwörter, Adverbia (mit denen Q. ziemlich sparsam ist) und Verba (Q. liebt in auffälliger Weise Verba composita) behandelt, sehr ausführlich die Praepositionen, in deren Gebrauch Q. von Homer oft sehr abweicht. Sehr zweckmäszig wäre bei allen diesen lexicalischen Untersuchungen eine Zusammenstellung des von Q. dem Hesiod und Apollonios entlehnten, worauf in den Anmerkungen oft verwiesen wird, gewesen, ebenso des dem Q. und der Schule des Nonnos gemeinsamen. Ob nicht eine genaue Vergleichung doch vielleicht auch aus sprachlichen Gründen wahrscheinlich machen würde, dasz Q. noch manche Dichter gekannt haben müsse, lasse ich für jetzt dahingestellt und bemerke nur noch, dasz A. Hecker commentt. Callim. p. 91 f. zwei Stellen der Hekale des Kallimachos von Q. nachgeahmt findet.

Die nächstfolgenden Untersuchungen beschäftigen sich mit der Satzverbindung und dem Gebrauch der Modi. Das Verhältnis zwischen Conjunctiv und Optativ in unabhängigen Sätzen bei Q. ist wie bei Nonnos. Diesen spätern Epikern war das Verständnis für die Unterschiede jener Modi abhanden gekommen, sie gebrauchen beide ohne Verschiedenheit der Bedeutung, am liebsten aber den Conjunctiv, den Optativ — und zwar fast nur die längeren volleren Formen — minder häufig und immer aus Rücksicht auf das Metrum.

Nachdem so das lexicalische und syntaktische besprochen ist, wendet sich der Vf. zu einigen Redefiguren, die Q. mit andern spätern Epikern gemein hat. Sodann bespricht er die Gleichnisse, an denen Q. bekanntlich sehr reich ist: irre ich nicht, so kommen in dem Gedichte, das ungefähr 8800 Verse enthält, über 300 kürzere Vergleiche und ausgeführte Gleichnisse vor. Mit Recht bemerkt K. dasz in den Vergleichen die Schilderungen um so lebendiger und treffender sind, je mehr sie auf eigner Anschauung des Dichters zu beruhen scheinen. Natürlich hat dem Smyrnaeer nicht nur das Landleben, sondern auch die See manigfache Motive für Gleichnisse geliefert.

Wie an Gleichnissen so hat Q. auch an allgemeinen Sentenzen Ueberflusz. K. sagt mit Recht dasz sie gröstentheils 'sapientiam vulgarissimam' verrathen. Manche Sentenzen fuszen natürlich auf homerischen Stellen, so auf *Z* 146 ff. XIV 207: *ἀνδρῶν γὰρ γένος ἐστὶν ὁμοίιον ἄνθεσι ποίης, | ἄνθεσιν εἰαρινοῖσι· τὰ μὲν φθινύθει, τὰ δ' ἀέξει*; auf *I* 312 f. II 83: *στυγερὸς καὶ ἀτάσθαλος ἠδ' ἀεσίφρων, | ὃς φίλα μὲν σαίνῃσιν ἐνωπαδόν, ἄλλα δὲ θυμῷ | πορφύρῃ καὶ κρύβδα τὸν οὐ παρεόντα χαλέπτῃ*. Bei VIII 473 *ἄλλοτε γάρ τε φίλη πέλει ἠώς, ἄλλοτε δ' ἐχθρή* denkt man an Hesiod *Ἔργα* 825 *ἄλλοτε μητρυιὴ πέλει ἡμέρη, ἄλλοτε μήτηρ*, und V 262 ff. erinnern an Apollonios III 158 und VII 635 an denselben IV 1165. Aus dem schon oben berührten Glauben des Dichters an ein blindwaltendes Schicksal entspringen — wie der Vf. hervorhebt — die häufigen Ermahnungen zu stoischem Gleichmute.

Die letzten §§ des Cap. beurtheilen die 'poëtica virtus' des Q., mit besonderer Berücksichtigung des Urtheils von Tychsen, der eine zu hohe Meinung von seinem Dichter hegte, wenn er auch manches an ihm ausstellte. Köchlys Urtheil, wonach dem Q. Phantasie, Gedankenfülle und Sinn für Charakteristik und Motivierung abgesprochen wird, ist nicht zu hart, und wir verweisen die Leser nur noch auf Bernhardys treffliche Besprechung des Q. im 2n Theile seines Grundrisses der griech. Litt. Bernhardys und Köchlys Urtheile stimmen im allgemeinen überein und ergänzen sich in Einzelheiten gegenseitig.

Im letzten Buche der Prolegomena endlich bespricht der Vf. die Handschriften und Ausgaben des Quintus, so wie die verschiedenen kritischen Beiträge für ihn.

Weimar. *Reinhold Köhler.*

35.

Ueber Zahl und Anordnung der Arsen und Thesen in den verschiedenen Rhythmengeschlechtern der antiken Musik.

Die folgenden Bemerkungen sind durch ein vortreffliches Buch angeregt worden, und wenn sie auch einige darin geäuszerte Ansichten bestreiten, so verdanken sie doch gewissermaszen dem Verfasser desselben ihre Entstehung. Bei denjenigen welche die 'griechische Rhythmik' von August Rossbach (Leipzig 1854, Verlag von B. G. Teubner) kennen, und kein Philolog darf sie unbeachtet lassen, bedarf sie keines Lobes: jeder einsichtsvolle Leser bewundert in derselben hingebendes Studium der Quellen, eindringenden Scharfsinn, glänzende Combinationsgabe, mit der grösten Besonnenheit, der gediegensten Sachkenntnis, endlich mit bündiger und lichtvoller Darstellung vereinigt. Und dennoch können das ganze Verdienst des Werkes nur diejenigen richtig beurtheilen, die sich selbst mit dem Gegenstand beschäftigt haben und die Schwierigkeit der Aufgabe kennen. Der unterz. gesteht dasz er sie in ihrem ganzen Umfange nicht für lösbar hielt und das Buch mit sehr bescheidenen Erwartungen zur Hand nahm. Um so freudiger wurde er überrascht, als er darin nicht nur einiges, was er selbst erkannt oder geahnt hatte, bestätigt fand, sondern die zahlreicheren Punkte, die ihm zweifelhaft oder völlig dunkel geblieben waren, auf das glücklichste festgestellt und aufgeklärt sah. Hr. R. hat das Ziel das er sich gesetzt, das von Böckh begonnene Werk der wissenschaftlichen Begründung der antiken Metrik zu vollenden, vollkommen erreicht: es ist ihm gelungen, die Manigfaltigkeit der metrischen Füsze, soweit dies erforderlich ist, auf gleiche Takte zurückzuführen, durch Modificationen des natürlichen Silbenwerthes, welche denselben doch nicht geradezu zerstören und,

ohne Willkür, den Andeutungen der alten selbst abgelauscht sind: mit geringem Material, aus unscheinbaren Trümmern hat er das ganze System der griech. Rhythmik wieder aufgerichtet. Für die Richtigkeit seiner Ansichten bürgt ihr innerer Zusammenhang, ihre Uebereinstimmung mit den Quellen und ganz besonders der Umstand, dasz hin und wieder bei verschiedenen Schriftstellern zerstreute, seltsam klingende, scheinbar widersprechende Aeuszerungen sich wie von selbst in das von ihm erneuerte System einreihen. Dies schlieszt jedoch nicht aus dasz sich nicht im einzelnen auch manches Versehen eingeschlichen, *opere in longo fas est obrepere somnum.* Dieser Aufsatz ist dazu bestimmt die Lehre von den Taktzeichen, der *σημασία* der antiken Musik, zu berichtigen. Da dieselbe vorzüglich auf der richtigen Erklärung einer Stelle des Aristoxenus beruht, so ist es nöthig den Text dieses locus classicus (rhythm. elem. p. 288 Mor., p. 12 Bartels) der Untersuchung vorauszuschicken. *ᾧ δὲ σημαινόμεθα τὸν ῥυθμὸν καὶ γνώριμον ποιοῦμεν τῇ αἰσθήσει, πούς ἐστιν εἷς ἢ πλείους ἑνός. τῶν δὲ ποδῶν οἱ μὲν ἐκ δύο χρόνων σύγκεινται, τοῦ τε ἄνω καὶ τοῦ κάτω· οἱ δὲ ἐκ τριῶν, δύο μὲν τῶν ἄνω, ἑνὸς δὲ τοῦ κάτω· οἱ δὲ ἐξ ἑνὸς μὲν τοῦ ἄνω, δύο δὲ τῶν κάτω. ὅτι μὲν οὖν ἐξ ἑνὸς χρόνου ποὺς οὐκ ἂν εἴη φανερόν, ἐπειδήπερ ἓν σημεῖον οὐ ποιεῖ διαίρεσιν χρόνου· ἄνευ γὰρ διαιρέσεως χρόνου πους οὐ δοκεῖ γίνεσθαι. τοῦ δὲ λαμβάνειν τὸν πόδα πλείω τῶν δύο σημεῖα τὰ μεγέθη τῶν ποδῶν αἰτιατέον. οἱ γὰρ ἐλάττους τῶν ποδῶν, εὐπερίληπτον τῇ αἰσθήσει τὸ μέγεθος ἔχοντες, εὐσύνοπτοί εἰσι καὶ διὰ τῶν δύο σημείων· οἱ δὲ μεγάλοι τοὐναντίον πεπόνθασι· δυσπερίληπτον γὰρ τῇ αἰσθήσει τὸ μέγεθος ἔχοντες πλειόνων δέονται σημείων, ὅπως εἰς πλείω μέρη διαιρεθὲν τὸ τοῦ ὅλου ποδὸς μέγεθος εὐσυνοπτότερον γίνηται. διὰ τί δὲ οὐ γίνεται πλείω σημεῖα τῶν τεττάρων, οἷς ὁ πους χρῆται κατὰ τὴν αὑτοῦ δύναμιν, ὕστερον δειχθήσεται. δεῖ δὲ μὴ διαμαρτεῖν ἐν τοῖς νῦν εἰρημένοις, ὑπολαμβάνοντας μὴ μερίζεσθαι πόδα εἰς πλείω τῶν τεττάρων ἀριθμῶν. μερίζονται γὰρ ἔνιοι τῶν ποδῶν εἰς διπλάσιον τοῦ εἰρημένου πλήθους ἀριθμὸν καὶ εἰς πολλαπλάσιον. ἀλλ' οὐ καθ' αὑτὸν ὁ πους εἰς τὸ πλέον τοῦ εἰρημένου πλήθους μερίζεται, ἀλλ' ὑπὸ τῆς ῥυθμοποιΐας διαιρεῖται τὰς τοιαύτας διαιρέσεις. νοητέον δέ χωρὶς τά τε τὴν τοῦ ποδὸς δύναμιν φυλάσσοντα σημεῖα καὶ τὰς ὑπὸ τῆς ῥυθμοποιΐας γινομένας διαιρέσεις· καὶ προσθετέον δὲ τοῖς εἰρημένοις, ὅτι τὰ μὲν ἑκάστου ποδὸς σημεῖα διαμένει ἴσα ὄντα καὶ τῷ ἀριθμῷ καὶ τῷ μεγέθει· αἱ δ' ὑπὸ τῆς ῥυθμοποιΐας γινόμεναι διαιρέσεις πολλὴν λαμβάνουσι ποικιλίαν.* Die Prüfung dieser Stelle führt uns zuerst auf die Nebenfrage, ob der zweite Satz (*τῶν δὲ ποδῶν κτλ.*), wie man bisher geglaubt, lückenhaft und verderbt ist oder, wie Hr. R. annimmt, den wahren Text des Aristoxenus enthält. Folgen wir dem Gedankengang des Schriftstellers. Er handelt von der Anzahl der *σημεῖα* aus welchen ein Fusz bestehen kann, und unter *σημεῖα* sind (der Zusammenhang beweist es und Feuszner hat es richtig eingesehen) die Takttheile zu verstehen oder genauer die Zeichen, Erhebungen und Niedersetzungen des Fuszes, durch welche

der Takt sinnfällig gemacht wurde. Nachdem nun Aristox. in dem bestrittenen Satze ausgesprochen, in wie viele σημεῖα die verschiedenen Füsze zerfallen, erklärt er in den folgenden, zuerst weshalb ein Fusz nicht von einem einzigen Takttheil gebildet werden könne; darauf, weshalb die längeren Füsze aus mehr als zwei Takttheilen bestehen; weshalb endlich kein Fusz mehr als vier Takttheile enthalte, davon verspricht er den Grund später anzugeben. Es ist klar dasz in jenem bestrittenen Satze von vier Takttheilen die Rede gewesen sein musz: nur die Erklärung verschiebt Aristox. auf einen andern Ort, das Factum musz er schon hier ausgesprochen haben. Schon dem Psellus lag die Stelle verdorben vor; doch begnügte sich dieser mit einer rein grammatischen Verbesserung, indem er statt des zweiten *οἱ δέ — ἤ* schrieb, wodurch wir eine concretere Satzgliederung, aber keinen andern Sinn erhalten. Man musz offenbar ein viertes Satzglied hinzufügen: *οἱ δὲ ἐκ τεττάρων, δύο μὲν τῶν ἄνω, δύο δὲ καὶ τῶν κάτω*, was im wesentlichen mit Feuszners Conjectur übereinstimmt, dann aber, wie eine gleich anzuführende andere Stelle des Psellus zeigt, mit Caesar und Bartels das zweite Satzglied *δύο μὲν τῶν ἄνω ἑνὸς δὲ τοῦ κάτω* streichen. (Die incorrecte Wiederholung von *οἱ δέ* erklärt sich vielleicht eben dadurch, dasz ein früherer Abschreiber das dritte Satzglied nicht an das zweite anschlieszen, sondern an dessen Stelle setzen wollte.) Es wäre allzu weitläufig und dazu überflüssig, wollten wir die künstliche Erklärung, durch welche Hr. R. (§ 12 und im Excurs S. 230 ff.) die handschriftliche Lesart zu vertheidigen sucht, hier auseinandersetzen und widerlegen. Abgesehn davon dasz diese Erklärung dem Gedankengang des Schriftstellers widerstrebt, hängt sie mit einem andern Irthum zusammen, auf den wir jetzt kommen, und fällt mit diesem von selbst.

Die allgemeine Aeuszerung des Aristoxenus erhält durch eine Stelle der Prolambanomena des Psellus, die schon Morelli herbeigezogen hat, ihre nähere Bestimmung. Psellus sagt (in Uebereinstimmung mit Aristides), der längste Fusz des gleichen oder daktylischen Geschlechts bestehe aus 16 Moren, der längste des doppelten oder iambischen aus 18, der längste des anderthalbigen oder paeonischen aus 25. Und er fügt hinzu: *αὔξεται δὲ ἐπὶ πλειόνων τό τε ἰαμβικὸν γένος καὶ τὸ παιωνικὸν τοῦ δακτυλικοῦ, ὅτι πλείοσι σημείοις ἑκάτερον αὐτῶν χρῆται. οἱ μὲν γὰρ τῶν ποδῶν δύο μόνοις πεφύκασι σημείοις χρῆσθαι, ἄρσει καὶ βάσει· οἱ δὲ τρισίν, ἄρσει καὶ διπλῇ βάσει: οἱ δὲ τέταρσι, δύο ἄρσεσι καὶ δύο βάσεσιν.* Hr. R. bezieht die drei σημεῖα auf das *γένος παιωνικόν*, die vier auf das *γένος ἰαμβικόν*. Da nach Aristox. die *μεγέθη τῶν ποδῶν* die Vermehrung der Taktzeichen herbeigeführt haben, so sollte man vielmehr denken dasz das hemiolische Geschlecht, dessen Füsze der längsten Ausdehnung fähig sind, und bei welchem überdies das Verhältnis der Takttheile (3:2) minder leicht in die Sinne fällt, vier σημεῖα erhielt, das doppelte Geschlecht nur drei. Allein Hr. R. faszt die Sache anders. Er glaubt dasz nicht die längeren Füsze jener beiden Rhythmengeschlechter, sondern schon

die kleineren, in welche sich die gröszeren meistens zerlegen lassen, jeder drei oder vier *σημεῖα* erhalten haben: der kleinste paeonische Fusz eine Hauptarsis (*θέσις*) und eine Nebenarsis von 2 Moren nebst einer Thesis (*ἄρσις*) *) von éiner More $\underset{-}{a}\ \underset{\smile}{th}\ \underset{-}{a}$; die trochaeische und iambische Dipodie 2 Arsen von 2 Moren und 2 Thesen von éiner More $\underset{-}{a}\ \underset{\smile}{th}\ \underset{-}{a}\ \underset{\smile}{th}$. Diese kleinsten oder kleineren Füsze nenne Aristox. *ποὺς καθ' αὑτόν* oder *ποὺς κατὰ τὴν αὑτοῦ δύναμιν*, im Gegensatz zu den längeren, nur durch *διαίρεσις ῥυθμοποιΐας* hervorgebrachten Füszen, und deshalb erkläre er, dasz der *ποὺς καθ' αὑτόν* höchstens 4 *σημεῖα* haben könne, diese letzteren aber sehr viele und verschiedenartige *σημεῖα*.

Ich gestehe dasz ich überhaupt den Begriff eines *ποὺς καθ' αὑτόν* bei Aristox. nicht entdecken kann. Es müste dann doch wenigstens an der ersten Stelle mit Wiederholung des Artikels heiszen: *οἷς ὁ ποὺς χρῆται ὁ κατὰ τὴν αὑτοῦ δύναμιν*, und an der zweiten mit Versetzung desselben: *ἀλλ' οὐχ ὁ καθ' αὑτὸν πούς*. Ferner sagt Aristox. nicht, dasz die Rhythmopoeie gröszere Füsze zusammensetze, hervorbringe, sondern dasz sie die vorhandenen verschiedenartig zerlege. Er steht auf dem rein rhythmischen Standpunkt, und von diesem aus erklärt er, jeder Fusz, auch der längste, zerfalle seiner Natur nach in nicht mehr als vier Takttheile. Der abstracten Zeitgrösze des rhythmischen Fuszes oder Taktes mit ihren zwei, drei oder vier nothwendigen Theilen stellt er die concreten Zeitgröszen, Töne, Silben, Tanzbewegungen gegenüber, mit denen die Rhythmopoeie, d. h. die Composition oder einfacher gesagt der Componist, jene abstracte Zeitdauer erfüllt. Diese letzteren (die wie jene *ἀριθμοί, μέρη, χρόνοι* genannt werden können) sind natürlich vielfältig und wechselnd, während jene (denen ausschlieszlich der Name Taktzeichen, *σημεῖα*, zukommt) immer dieselben bleiben. Um ein sehr einfaches Beispiel zu geben, ein kleinster daktylischer Fusz, ein Anapaest, besteht *κατὰ τὴν αὑτοῦ δύναμιν* aus 2 *σημεῖα*, einer Thesis von 2 Moren und einer gleichlangen Arsis; die Rhythmopoeie kann ihn aber in zwei, drei oder vier verschieden geordnete concrete Zeitgröszen zerlegen: $- -$, $\smile \smile -$, $- \smile \smile$, endlich $\smile \smile \smile \smile$. Bei längeren Füszen wird diese Manigfaltigkeit natürlich viel gröszer. Hrn. R.s Erklärung kann auch darum nicht richtig sein, weil Aristox. ausdrücklich sagt, die grosze Ausdehnung der Füsze, *τὰ μεγέθη τῶν ποδῶν*, habe zu leichterer Faszlichkeit die Vervielfältigung der Taktzeichen herbeigeführt. Diese Ausdrucksweise schlieszt den Gedanken an einen Fusz von 5 oder 6 Moren (oder gar von 4 nach der S. 233 aufgestellten Erklärung) entschieden aus. Wie es mit irrigen Auffassungen geht, von welcher Seite man sie betrachten mag, verwickeln sie in neue Schwierigkeiten. Nach Hrn. R. würden die gro-

*) Wir fügen uns dem von Bentley eingeführten Sprachgebrauch, obgleich er in einer Abhandlung über die *σημεῖα* der alten Musik, d. h. das erheben und niedersetzen des Fuszes, geradezu widersinnig ist.

szen Füsze ihrer Natur nach nicht in vier, das Maximum das ihnen Aristox. gibt, sondern in viel mehr *σημεῖα* zerfallen; z. B. der Fusz von 18 Moren in 12, da jede iambische oder trochaeische Dipodie ja deren schon vier enthielte. Ferner gehören ja diese Dipodien selbst dem gleichen Geschlechte an, dem die alten nur zwei Taktzeichen geben, und Hr. R. geräth nicht nur mit den Quellen, sondern auch mit sich selbst in Widerspruch, wenn er die vier *σημεῖα*, von denen Aristox. und Psellus reden, auf diese metrischen Doppelfüsze beziehen will. Dasz der Creticus nicht drei, sondern nur zwei Taktzeichen erhielt, wird sich gleich zeigen.

Führen wir nun den directen Beweis, dasz die drei Taktzeichen den längeren Füszen des *γένος διπλάσιον*, die vier denen des *ἡμιόλιον* angehören. Wir beginnen mit diesem letzteren, wo die Sache von selbst in die Augen springt. Aristides lehrt (p. 39), der *παιὼν ἐπιβατός* bestehe aus einer langen Arsis, einer langen Thesis, einer Arsis von 2 Längen und einer langen Thesis: *a th arsis th*. Hr. R. bemerkt sehr richtig (S. 105), der Epibatus sei nichts anderes als ein gewöhnlicher paeonischer Fusz, in dem die Dauer einer jeden der fünf Grundzeiten verdoppelt worden; er weist auch ungemein schön den Epibatus in der 2n Parabase der aristoph. Vögel nach. Allein unter dem Einflusz jener irrigen Auffassung hat er übersehn, dasz wir hier ein Beispiel eines jener Füsze mit 4 *σημεῖα* haben, von denen Aristox. und Psellus reden. Sagt doch Aristides mit klaren Worten *τέταρσι χρώμενος μέρεσι*, und dasz hier *μέρη* ein Synonymon von *σημεῖα* ist, geht zum Ueberflusz daraus hervor, dasz er unmittelbar zuvor vom *παιὼν διάγυιος* (unserem Creticus) gesagt hat: *δύο γὰρ χρῆται σημείοις*. Uebrigens berechtigt diese Eintheilung des Epibatus, die hemiolischen Füsze als eine Verbindung des geraden mit dem ungeraden Takte zu betrachten.

Der Trochaeus Semantus und der ihm entsprechende Orthius sind Beispiele der Anwendung dreier Taktzeichen im doppelten Geschlechte. Aristides gibt (p. 38) dem Semantus eine Thesis (*ἄρσις*) von acht, und eine Arsis (*θέσις*) von vier Moren, fügt jedoch später hinzu: *βραδὺς ὢν τοῖς χρόνοις ἐπιτεχνήταῖς χρῆται σημασίαις, παρακολουθήσεως ἕνεκε διπλασιάζων τὰς θέσεις*. Hr. R. (S. 98) schlieszt hieraus mit Recht, der Semantus sei ein Molossus mit rhythmisch gedehnten Silben, so dasz jede seiner Längen vier Moren gelte; er weist auch dies Masz in dem terpandrischen Hymnus auf Zeus und in dem des Dionysius auf Helios nach. Allein die Stelle aus der er so richtige Schlüsse zieht hat er denn doch nicht richtig verstanden. Die *ἐπιτεχνητὴ σημασία* bezieht sich nicht auf die Dehnung der Silben, sondern auf das schlagen oder vielmehr treten des Taktes. Wenn der Ausdruck *σημασία*, der mir nicht zweideutig zu sein scheint, noch einen Zweifel übrig lassen sollte, so wird er durch die Worte *παρακολουθήσεως ἕνεκε* vollends gehoben. Diese entsprechen genau den Worten des Aristox. in der oben angeführten Stelle: *πλειόνων δέονται σημείων, ὅπως εἰς πλείω μέρη διαιρεθὲν τὸ τοῦ ὅλου ποδὸς μέγεθος*

εὐσυνοπτότερον γίνηται. Aristides sagt, der Semantus als ein gedehnter Fusz erhalte der leichtern Faszlichkeit wegen eine künstlich vermehrte Taktbezeichnung, man gebe ihm zwei Arsen statt einer einzigen. Man hat ihn also zu bezeichnen: –̋ –́ – oder –‴ –̋ –́, wobei jeder Länge eine Dauer von 4 Moren zu geben ist. Ich weisz wol dasz Hr. R. die Thesis in die Mitte zwischen die beiden Arsen setzen würde, allein ich kann auch hierin seiner Meinung nicht beitreten, die, wie S. 24 Anm. 8 zeigt, aus demselben *πρῶτον ψεῦδος* flieszt: die beiden oben mitgetheilten Definitionen des Aristides und die Natur der Sache scheinen dafür zu sprechen, dasz die beiden Arsen durch Theilung der achtzeitigen Arsis entstanden. So würde auch das *μέγεθος ὀκτωκαιδεκάσημον ἐν γένει διπλασίῳ*, der iambische Trimeter, den die alten Rhythmiker als einen einzigen Fusz auffassen, folgendermaszen zu bezeichnen: ⏑ –‴ ⏑ – ⏑ –̋ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – und nicht mit Hrn. R. die zweite Dipodie gegen die dritte in den Schatten zu stellen sein. Die energischere Hervorhebung des dritten Iambus scheint mir schon durch die Caesur geboten, die gerade deshalb gewöhnlich an diese Stelle fällt.

Wir haben durch die Combination der angeführten Zeugnisse eine deutliche Vorstellung von der Art erhalten, wie die alten in den verschiedenen Rhythmengeschlechtern den Takt zu treten pflegten. Ich bemerke dasz ich hier nur die Feststellung dieser Thatsache im Auge habe, und nicht die Frage, ob die von den Griechen bezeichneten Abschnitte sich nicht weiter theoretisch in starke und schwache Takttheile zerlegen lassen, was ich keineswegs bestreite. Bei dem treten des Taktes also wurden die längeren Füsze des doppelten Geschlechtes, ganz wie in der modernen Musik, in ihre drei Grundzeiten zerlegt, und wenn man jeden Fusz mit dem starken Takttheil beginnen liesz (nach Trochaeen masz), so erhielt der erste Theil die stärkste, der zweite die mittlere, der dritte die schwächste Intension. Bei den kürzeren Füszen dieses Geschlechtes wurden die beiden ersten Theile als ein einziger starker Takttheil, eine lange Arsis, aufgefaszt und bezeichnet. Die längeren Füsze des hemiolischen Geschlechtes wurden zwar nicht in ihre fünf Grundzeiten zerlegt, aber doch in die beiden Füsze, einen gleichen und einen doppelten, aus welchen der hemiolische Takt ursprünglich besteht, und erhielten also vier Taktzeichen, zwei Hebungen und zwei Senkungen des Fuszes; die kürzeren hemiolischen Füsze hatten, wie die kürzeren iambischen, nur zwei *σημεῖα.* Die Füsze des gleichen oder daktylischen Geschlechtes zerfielen alle, gleichviel ob länger oder kürzer, in nur zwei, niemals, wie heutzutage, in vier Takttheile. Eine weitere Zerfällung schien nicht nöthig, da die Füsze dieses Taktes nicht über 16 Moren ausgedehnt wurden, und wol noch mehr aus dem Grunde weil das gleiche Verhältnis am leichtesten in die Sinne fällt.

Da Hr. R. die irrige Auffassung der Worte des Aristox. mit groszer Consequenz durchführt, so hat sie sich leider nicht nur an mehreren

Stellen seines Buches, sondern auch in dem Aufsatz über Rhythmengeschlechter und Rhythmopoeie in dieser Zeitschrift oben S. 205 ff. geltend gemacht. Die S. 216 angeführte Stelle des Psellus (S. 623 Caes.) stimmt durchaus mit der hier behandelten des Aristox. und erklärt sich sehr einfach. Psellus stellt ebenfalls den Taktzeiten (*χρόνοι ποδικοί*) die der Rhythmopoeie eigenthümlichen Zeiten gegenüber. Zu jenen gehört die Zeitdauer des ganzen Taktes und die Dauer der Takttheile, Arsen und Thesen. Diese sind die concreten Zeitgröszen, womit der Componist das Taktschema ausfüllt, in sofern dieselben nicht mit jenen zusammenfallen, denn nur in diesem Falle können sie *χρόνοι ῥυθμοποιΐας ἴδιοι* heiszen. Jede Composition ist eine Vereinigung und Ausgleichung dieser letzteren mit den Taktzeiten: *ῥυθμοποιΐα δ' ἂν εἴη τὸ συγκείμενον ἔκ τε τῶν ποδικῶν χρόνων καὶ ἐκ τῶν αὐτῆς τῆς ῥυθμοποιΐας ἰδίων.* Hr. R. ist genöthigt dem Satze *ἴδιος δὲ ῥυθμοποιΐας ὁ παραλλάσσων ταῦτα τὰ μεγέθη εἴτ' ἐπὶ τὸ μικρὸν εἴτ' ἐπὶ τὸ μέγα* einen Sinn unterzulegen, den er nicht haben kann. Er übersetzt: die der Rhythmopoeie eigenthümlichen Zeiten übertreffen die Zeiten des (vermeintlichen) *ποὺς καθ' αὐτόν* mehr oder weniger. Die Worte lassen aber keinen andern Sinn zu als den, dasz diese Zeiten sich von jenen entweder durch kürzere oder durch längere Dauer unterscheiden. Die concreten Zeiten sind nemlich kürzer als die Taktzeiten, wenn ein Takttheil aus mehreren Tönen, Silben usw. besteht; sie sind länger, wenn, um uns diesen Ausdruck anzueignen, Synkope eintritt.

Ich verhele nicht dasz ich vor allen den Verfasser der 'griechischen Rhythmik' von der Richtigkeit dieser Bemerkungen zu überzeugen wünschte. Ich hoffe es, weil sie durchaus auf die Zeugnisse der alten gegründet sind und mit dem ganzen seines Systems so wenig in Widerspruch stehen, dasz ich im Gegentheil glaube, durch Aufnahme der hier ausgesprochenen Ansichten werde dasselbe an Folgerichtigkeit und Uebereinstimmung der Theile nur gewinnen.

Anhangsweise möge hier zum Schlusz eine Stelle ihren Platz finden, die das Verhältnis zwischen rhythmischer und metrischer Messung mit groszer Klarheit darlegt und den von Hrn. R. S. 18 angeführten Stellen sich anschlieszt. Sie steht bei Servius de accentibus § 30 (Analecta grammatica ed. Endlicher p. 535) und ist wol, wie ein groszer Theil dieser Schrift, aus Varro geschöpft. *Inter rhythmicos et metricos dissensio nonnulla est quod rhythmici in versu longitudine vocis tempora metiuntur et huius mensurae modulum faciunt tempus brevissimum, in quocumque* (lies in quo cum quae) *syllaba enuntiata sit, brevem vocari. metrici autem versuum mensuram syllabis comprehendunt et huius modulum syllabam brevem arbitrantur, tempus autem brevissimum intellegi, quod enuntiatione* (lies enuntiationem) *brevissimae syllabae cohaerens adaequaverit. itaque rhythmici temporibus syllabas, metrici tempora syllabis finiunt.*

Besançon. *Heinrich Weil.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

36.

Kleine Schriften über Homer.

Für wen wurden die gelehrten Zugaben der Schulprogramme ursprünglich geschrieben? Von wem werden sie heutzutage wirklich gelesen? Haben sie in der Umgebung, für die sie eigentlich erscheinen, noch einen Zweck? Diese und ähnliche Fragen darf man bei Homer 'dem Vater aller Dinge' wol aufwerfen, aber man wird die Beantwortung derselben für einen geeigneteren Platz versparen. Hier dagegen werden alle derartigen Gaben, die den Stempel inneren Berufes an sich tragen, freudig begrüszt und dankbar benutzt von denjenigen Amtsgenossen, die sich gerade mit demselben oder einem angrenzenden Studienkreise zu beschäftigen pflegen, sei es dasz diese Studien *secundas res ornant*, sei es dasz sie *adversis perfugium ac solacium praebent.* Und so mögen einige homerische Programme aus diesem Frühjahr in der Kürze besprochen werden. Den Reigen führe:

1) *Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch von Dr. Johannes Classen, Director und Professor. Zweiter Theil.* (Osterprogramm des Gymnasiums zu Frankfurt am Main.) 1855. Gedruckt bei H. L. Brönner. 27 S. 4.

Diesem zweiten Theile wird jeder, der den ersten gelesen hat [s. diese Jahrb. LXX 69 ff.], ein erwartungsvolles *καὶ σύ, φίλος, μάλα χαῖρε* freudig entgegenrufen, und diese Erwartung — findet er nirgends geteuscht. Denn hier wird 'das Participium in den homerischen Gedichten' so sinnig und treffend behandelt, dasz über den ganzen Gegenstand ein allseitiges Licht sich verbreitet. Nach einer gründlichen Einleitung über das eigentliche Wesen des Participiums überhaupt kommen der Reihe nach zur Erörterung: 1) die wenigen Participia, welche ihre verbale Natur völlig aufgegeben haben und zu Substantiven geworden sind; 2) die bemerkenswerthesten Erscheinungen aus dem adjectivischen oder attributiven Gebrauch der Participia; 3) die praedicativen Participia, letztere aber nur vergleichungs-

weise und in formeller Hinsicht, da die vollständige Betrachtung ihres syntaktischen Gebrauchs für das nächste Programm versprochen wird.

Wo man nun durch einen so scharfen Beobachter und geschmackvollen Erklärer, wie Hr. Cl. sich von neuem bewährt hat, auf jeder Seite Belehrung empfängt, da wird es Pflicht als *ἀντίδωρον* die kleinen Bedenken zu erwähnen, die sich beim lesen an vereinzelten Stellen hervordrängen wollen. So liest man im 1n Theile unter den aus Participien entstandenen Substantiven eine neue Erklärung von *εἰαμενή* (*Δ* 483. *O* 631), indem dasselbe vermittelst einer angenommenen Aoristform *εἰάμην* von *ἕννυμι* abgeleitet und demnach erklärt wird: 'der fette Boden, der das grüne und blumige Wiesenkleid angelegt hat.' Hier dürfte nur durch den ausdeutenden Zusatz des 'grünen und blumigen Wiesenkleides' etwas zu weit gegangen sein, weil keine Spur vorliegt dasz *ἕννυμι* oder ein Wort dieser Familie von den alten in unserer modernen Metapher gebraucht worden sei. Ich würde daher, da die Ableitung vorzüglich anspricht, einfach deuten: Bekleidung oder Bedeckung. Denn gerade abstracte Substantivbegriffe werden im altepischen Liede vorzugsweise durch das Femininum der Adjectiva oder Participia gebildet; man vgl. aus Homer *ἄκρη, ἀμβροσίη, ἀναγκαίη, ἀοιδή, ἀρχή, ἀρωγή, βοείη, γονή, δεξιή, ζωή, ἠοίη, ἰθεῖα, ἴη, κερτομίη, μειλιχίη, νοτίη, ξενίη, ὁσίη, πινυτή, πομπή, πρύμνη, τραφερή* und andere, wo man öfters mit Unrecht an Ellipsen denkt. Mit Beifügung des *ἕλεος* nun wird *εἰαμενή* unser Ried bezeichnen. Auf einem 'weitausgedehnten Riede' weiden unzählige Kühe (*O* 631), wächst die Schwarzpappel (*Δ* 483). In diesem Sinne scheinen auch die späteren Dichter das Wort, aber ohne *ἕλεος*, gebraucht zu haben, indem es überall in einer den Begriff des *ἕλος* ersetzenden Umgebung erscheint.

Im 2n Haupttheile ist Hr. Cl. der Ansicht, dasz die Grenzen der attributiven und praedicativen Participia nicht immer mit völliger Schärfe sich ziehen lassen. Sollte aber das vermeintliche schwanken in derartigen Stellen nicht etwa auf einem modernen Gefühle beruhen, das von dem Gesetze des Atticismus unwillkürlich beherscht wird? Mir wenigstens will scheinen, als wenn die Sache in den angeführten Beispielen nicht zweifelhaft sein könnte. So dürfte *B* 294 *ὅν περ ἄελλαι χειμέριαι εἰλέωσιν ὀρινομένη τε θάλασσα* einfach bedeuten: 'und das sich selbst aufregende Meer', selbstthätig gedacht nach homerischem Leben, hier als naturgemäsze Folge der vorhergehenden *ἄελλαι χειμέριαι*. Ebenso wird *ε* 478 [das *E* ist Druckfehler] *ἀνέμων διάη μένος ὑγρὸν ἀέντων* nur den Sinn der feuchtwehenden Winde enthalten. Denn wenn der Sänger zugleich ein 'wenn sie feucht wehen' hätte ausdrücken wollen, so würde er dies durch eine der Gedankenformen, womit er das condicionale zu bezeichnen pflegt, mit Leichtigkeit angedeutet haben. In *A* 482 (und *β* 428) dagegen: *ἀμφὶ δὲ κῦμα στείρῃ πορφύρεον μεγάλ' ἴαχε νηὸς ἰούσης* haben wir einfache Genetivi absoluti der Zeitbestimmung: 'als das Schiff fortgieng oder sich in Bewegung setzte'. Denn es ist

von der Abfahrt die Rede. Auf ähnliche Weise kann ich in *α* 253 *ἀποιχομένου* und *ε* 310 *θανόντι* nur attributive Bestimmungen finden. Wenn endlich *β* 420. 21 *τοῖσιν δ' ἴκμενον οὖρον ἵει γλαυκῶπις Ἀθήνη,| ἀκραῆ Ζέφυρον, κελάδοντ' ἐπὶ οἴνοπα πόντον* das *κελάδοντα* 'rein praedicativ in naher Verbindung mit *ἵει*: dasz er dahin rauschte' verstanden werden soll, so ist mir nicht klar, wie dann das Part. von dem bei Homer weit ausgedehnten Gebrauche des Infinitivs im Sinne der beabsichtigten Folge zu unterscheiden sei, zumal da an dieser Stelle *κελάδειν* ebenso gut in den Vers passte. Daher scheint wenigstens die Deutung 'als einen der dahin rauschte' nothwendig zu sein, welche Ausdrucksweise mehrmals beim hom. Part. passt, wie in *ὅσον τε γέγωνε βοήσας* und ähnlichen Verbindungen.

Doch über diesen syntaktischen Gebrauch des Participiums als Praedicat und als Subject wird sicherlich die versprochene Fortsetzung dieser 'Beobachtungen' lehrreichen Aufschlusz bringen, weshalb das nähere eingehen in diese Materie besser bis zum erscheinen jener Arbeit verspart bleibt. Was hier weiter über die adjectivisch vorkommenden Participia des Praesens, des Perfectum, der Aoriste, insonderheit über den Unterschied zwischen *καμόντες* und *κεκμηώς*, über *οὐλόμενος* und sein oppositum *ὀνήμενος* gelesen wird, das ist alles so klar und überzeugend auseinandergesetzt, dasz sich schwerlich ein begründeter Einwand erheben wird. Höchstens könnte man kleine Ergänzungen wünschen, wie S. 13 beim Part. fut. die stabile Formel *καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι*, auf S. 14 die Ausscheidung der vereinzelten Beispiele wie *ἀχνυμένῃ κραδίῃ, πύργῳ ἐπὶ προύχοντι, ὤμω συνοχωκότε*, da jedes derselben bekanntlich nur éinmal in der Ilias erscheint, daher Vertauschung derselben mit häufigeren Erscheinungen. Den S. 16 zu *καμόντες* gegebenen Zusatz: 'diese Ermüdung oder Erschöpfung hat der alte Dichter nicht auf den Zustand nach dem Tode übertragen, wie es von späteren (schon von Aeschylos und Thukydides), wie ich glaube, durch eine Verkennung des ursprünglichen Gebrauches geschehen ist' wird man wol richtiger von einer modificierten Lebensansicht der Hellenen im Zeitalter des 'Aeschylos und Thukydides' abzuleiten haben, aber nicht von einer 'Verkennung des ursprünglichen Gebrauches', die sich durch kein Analogon beweisen liesze. Ein anderer Gegenstand, bei dem ich die Ansicht des Vf. nicht ganz zu theilen vermag, betrifft S. 18 die Participia mit Beifügung des Pronomens *ὁ, ἡ, τό*. Bei der Frage nemlich, warum im allgemeinen in der hom. Sprache der attributive Gebrauch aoristischer Participien beschränkter ist als in der spätern Prosa und Poesie, erkennt zwar Hr. Cl. — ich glaube, mit Recht — einen Hauptgrund in der noch nicht zu den bestimmten Functionen, wie in der Folgezeit, ausgebildeten Verwendung des Artikels; aber er hat dann hinzugefügt: 'die wenigen Fälle, in welchen der Artikel mit Participien verbunden erscheint, gehören sämtlich unter den von Krüger gr. Gr. § 50, 4 beschriebenen Sprachgebrauch, nach welchem Participia mit dem Artikel häufig in generischer Bedeutung stehen.' Dies

scheint mir indes mit dem Charakter des hom. Epos nicht recht vereinbar zu sein. Denn das generische ist schon eine Abstraction des reflectierenden Geistes. Nun aber sind die homerischen Helden Leute der concreten unmittelbaren That, nicht der abstracten, in generellen Gemeinplätzen sich ergehenden Reflexion. Sie stellen sich überall mit sinnlicher Plastik das individuelle Bild leibhaftig vor Augen. Daher auch die weite Ausdehnung des sog. gnomischen Aoristes, der einen einzelnen individuellen Fall als Vertreter für alle setzt. Das ist das homerische Leben, wie es in unmittelbarer Fülle hervortritt. Wenn wir dies nun auf die vorliegende Sache anwenden, so werden wir wol in sämtlichen Beispielen die deiktische Kraft des Pronomens zur leibhaftigen Versinnlichung der individuellen Person oder Sache festhalten müssen, wenn auch bisweilen für uns, die wir durch die Attiker verwöhnt sind, der Ausdruck etwas schwierig zu sein scheint. So wird *A* 70 *τά τ' ἐόντα τά τ' ἐσσόμενα* die einzelnen individuellen Fälle bezeichnen, bei denen das übernatürliche wissen des Kalchas sich kund gab, daher auch *ᾔδη*, nicht *οἶδεν*, also hier diese gegenwärtigen, dort diese zukünftigen Dinge, während das natürliche wissen ohne Pronomen angereiht wird. (Bei den Attikern ist schon eine solche Verbindung mit Wiederholung des Artikels ungebräuchlich.) Aehnlich *Γ* 138 *τῷ δέ κε νικήσαντι*, diesem aber, der gesiegt haben wird. *I* 320 *ὅ τ' ἄεργος ἀνὴρ ὅ τε πολλὰ ἐοργώς*, hier dieser der ein thatenloser, dort jener der ein vielthätiger Mann war. *Φ* 262 *φθάνει δέ τε καὶ τὸν ἄγοντα*, es überholt sogar diesen seinen Leiter. *Ψ* 325 *ἔχει ἀσφαλέως καὶ τὸν προύχοντα δοκεύει*, und lauert diesen seinen Vordermann ab. *Ψ* 663 *ὁ νικηθείς*, er der besiegte. *Ψ* 702 (nicht 762) *τῷ μὲν νικήσαντι*, dem einen der gesiegt hat, wie der Gegensatz *ἀνδρὶ δὲ νικηθέντι* beweist. So wird überall durch diese sprachliche Form die individuelle Person oder Sache emphatisch hervorgehoben und dem Hörer durch plastische Hinweisung darauf vor die Augen gestellt. Mir scheint vom homerischen Leben etwas zu schwinden, wenn man alle solche Stellen *Ἀττικῶς* herabzieht. Ich meine daher dasz Bernhardy wiss. Synt. S. 305 nicht ohne Begründung die Meinung Aristarchs gebilligt habe. Auch Krüger in der eben erschienenen poetisch-dialektischen Syntax § 50, 3 Anm. 1 hat mit einer Vorsicht gesprochen, die bei diesem vorzüglichsten aller griechischen Schulgrammatiker der Neuzeit schon etwas sagen will. Bei den Participien hat er § 50, 5 Anm. 1 ebenfalls die 'individuelle' Bedeutung mit gewohntem Lakonismus geltend gemacht. Bei den Schluszworten des Hrn. Cl.: '*λ* 144 endlich, an der einzigen Stelle, wie es scheint, wo der Artikel in der Odyssee sich mit dem Participium verbindet' könnte man beigefügt wünschen: *ω* 159 *οὐδέ τις ἡμείων δύνατο γνῶναι τὸν ἐόντα*, und zum Beweise dasz die von Hrn. Cl. gegebene Erklärung die einzig richtige sei, *ψ* 116 *καὶ οὔ πώ φησι τὸν εἶναι*.

Weiter handelt Hr. Cl. auf erfolgreiche Weise über die Trennung der vermeintlichen Composita mit Participien, wie *εὐναιόμενος*, *εὐναιε-*

τάων, εὐρρεέων, εὐρυκρείων, καρηκομόωντες, δαϊκτάμενος, ἀρηικτάμενος, sowie *βαρυστενάχων* und *δακρυχέων, παλιμπλαγχθείς* und *παλινόρμενος*. Da ich hier in der Hauptsache beistimme, so möge es erlaubt sein nur einige Kleinigkeiten in Nebendingen anzuführen. Für *κάρη κομόωντες* konnte noch an die Schol. BL zu *B* 443 und an die Verbindung *κάρη θαλερῶν αἰζηῶν* *K* 259 erinnert werden. Bei *εὐρὺ ῥέων*, wofür die Ueberlieferung spricht, ist besonders das S. 22 nicht angeführte *ὅς τ' εὐρὺ ῥέει* *E* 545 entscheidend. Dagegen würde ich *εὐρυκρείων* ausgeschieden haben, weil von der eigentlichen Verbalkraft desselben nirgends eine Spur erscheint. Das von Hrn. Cl. in der 14n Note gegebene Citat: 'vgl. Spitzner zu *Δ* 356 und *B* 849' ist nicht genügend. Denn der genannte, um die Epiker sonst hochverdiente Mann hat bekanntlich vor dem erscheinen von Lehrs' bahnbrechendem Werke die Auctoritäten nicht scharf auseinander gehalten. Dadurch ist auch Hr. Cl. dem Anscheine nach veranlaszt worden, von seiner sonstigen Genauigkeit abzugehen und zu *βαρὺ στενάχων* auf S. 23 ganz allgemein zu sagen: 'nicht minder deuten die Scholien auf dieselbe Auffassung hin: zu *Α* 364 und *Δ* 153 führt das Lemma nur das einfache Participium *στενάχων* an, und die Bemerkung nimmt deutlich nur auf dieses Bezug' usw. Dafür hätte die einfache Bestimmtheit befriedigt: 'für die Trennung spricht auch Aristarch; vgl. Lehrs de Arist. p. 314 sq.', wodurch auszerdem die Note des Aristonicus zu *Ψ* 1 hinzukam. Die auf S. 26 in der Note für *παλίντονα τόξα* festgehaltene 'einfache Erklärung des zurückschnellenden Bogens' erweckt das Bedenken dasz dadurch der Begriff von *τείνειν* gänzlich verloren geht. Bei einem epitheton perpetuum des Bogens werden wir die ursprüngliche Bedeutung der Wörter und die sinnliche Anschauung der Sache nicht preisgeben dürfen, daher mit Aristonicus, Eustathius, Hesychius ganz eigentlich 'rückwärts gespannt' zu übersetzen haben. Denn die gröste Schnellkraft ist bekanntlich in demjenigen Bogen, welcher nach der andern Seite, als nach der im ruhenden Zustande seine äuszerlich wahrnehmbare Biegung geht, also wirklich rückwärts gespannt wird. Man vergleiche unter anderm die Zeichnung bei A. d'Olenine, welche K. O. Müller (kl. Schr. I 107) erwähnt und erläutert. Das von Hrn. Cl. im Texte berührte *πάλιν αὖτις* wird wol überall unserm 'wieder zurück' entsprechen. Ueberhaupt aber dürften bei der Sinnbestimmung von *πάλιν πλαγχθείς*, sowie bei dem Vorhaben S. 24 das apostrophierte *δάκρυ'* aus Homer zu entfernen noch einige Momente nothwendig sein, deren Erörterung jetzt zu weit von der Hauptsache abführen würde. Die letzten Worte dieser trefflichen Abhandlung auf S. 27 heiszen: 'Bei Döderlein hom. Gloss. I 46 ist vor dem *παλινάγρετον* durch ein Versehen das *οὐ* ausgefallen.' Hr. Cl. nimmt also eine Ellipse an, ich dagegen (in der Ztschr. f. d. GW. 1854 S. 614) habe für den Pleonasmus des deutschen 'nicht' gestimmt: wer im Rechte sei, die Ellipse oder der Pleonasmus, möge die Feder des *comme il faut*-Mannes Döderlein entscheiden. Unterdessen wenden wir uns zu

2) *Aristonicea. Frustula nonnulla derivata ex primo libro operis ab Aristonico scripti περὶ Ἀριστάρχου σημείων Ὀδυσσείας collegit et supplevit* ***Maximilianus Sengebusch.*** (Osterprogramm des berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster.) 1855. Gedruckt in der Nauckschen Buchdruckerei. 33 S. gr. 4.

Auszer gründlicher Gelehrsamkeit, die sich bei Hrn. S. nach seinen bisherigen Leistungen von selbst versteht, sind hier Fleisz und Scharfsinn die beiden Eigenschaften, welche mit brüderlicher Eintracht schaffen und wirken und in dieser Vereinigung einen wahrhaften Fortschritt der Sache herbeiführen. Daher werden selbst die Gegner, zu welchen zu gehören Ref. keinen Anspruch macht, ein ehrendes ἦ μέγα ἔργον ὑπερφιάλως ἐτελέσθη dem Vf. nirgends versagen können. Denn jeder Spur des ehemaligen Schachtes, die sich unter dem trümmerhaften Steingerölle der Traditionen nur irgendwie auffinden liesz, ist Hr. S. sorgfältig nachgegangen und hat durch Sammlung, Sichtung und Combination einen Ertrag geliefert, der bei der einmaligen Beschaffenheit der Sachlage wirklich bedeutend genannt werden darf. Die vorliegende Forschung erstreckt sich zwar nur über die ersten 51 Verse des ersten Gesanges der Odyssee, aber diese 51 Verse treten hier ordentlich wie die 51 Tage der Ilias entgegen, weil überallher das verwandte und ähnliche herbeigezogen und durch dies Verfahren, nach der groszartigen Bahnbrechung von Lehrs und dem erneuerten Angriff der Sache durch Friedländer, hier mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen im einzelnen gewonnen werden. So liest man, um nur einiges fürs allgemeine bedeutsame anzudeuten, auf S. 8 die Bemerkung: 'nullus versus umquam puram simul et punctatam habuit diplam; punctatae enim pura omnino inesse videbatur, idem vero signum ad eundem versum iterare Aristarchus supersedit; quo factum est ut saepissime annotationum seriem, quae singulae requirerent puram diplam, semel tantum posito notaret signo.' Oder auf S. 11 das Resultat: 'patet iam cur Aristarchus, Ionismi in constituenda Homeri lectione acerrimus vindicator, ubicumque metrum sineret [das Wort ist verdruckt], ἧμιν ὗμιν scribere maluerit quam ἥμιν ὕμιν.' Oder auf S. 12 die Erinnerung: 'monuisse sufficiat, interesse aliquid utrum vocabulum non significare an esse dicas περιττόν. Pro περιττοῖς Aristarchus habuit multa; non significare quod sciam nusquam docuit.' Nicht minder beachtenswerth ist S. 22 die Notiz: 'sexcentis exemplis docemur saepissime excerpendo scholiastas τινὲς μεταγράφουσι vel tale quid posuisse pro Ζηνόδοτος μεταγράφει.' So wird öfters mitten in speciellster Untersuchung ein lehrreicher Blick aufs allgemeine geworfen.

Dasz sich übrigens bei dem Reichthum des gebotenen mitunter ein kleines Bedenken regt, das liegt im Wesen dieser schwierigen Forschung begründet, wie Hr. S. selbst an einigen Stellen durch die Vorsicht seines Ausdrucks zu erkennen gibt. Da eine Uebersicht des Inhalts bei einer derartigen Arbeit nicht gegeben werden kann, sondern

jeder der an homerischen Studien Antheil nimmt das ganze zu mehrseitiger Belehrung und Anregung lesen wird: so will ich blosz zwei Dinge berühren, die zugleich auf die Schulerklärung ihren Einflusz üben. Zu α 7 *αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο* wird das aristarchische *αὐτῶν* mit Scharfsinn vertheidigt und *αὐτοί* als falsche Lesart Zenodots zurückgewiesen, unter anderm mit der Bemerkung: 'in pronominibus explicandis et diiudicandis longissime Zenodotum aberrasse [im Texte verdruckt] ab Aristarcho,' und dasz Zenodot nur durch die scheinbar ähnlichen Stellen α 33. κ 437. Δ 409 geteuscht worden sei, wie überhaupt 'Zenodotum analogiae speciem prae se ferentibus *locis* (das ausgefallen ist) sexcenties deceptum esse constat.' Sollte aber nicht denkbar sein dasz jener Kritiker gerade an unserer Stelle sein *αὐτοί* aus guter Quelle geschöpft habe und dasz er besonders durch die beispiellose Vorstellung, welche *αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν* enthält, zur Aufnahme desselben bewogen worden sei? Oder kennt Hr. S. eine Analogie, womit sich die Wortstellung der aristarchischen Lesart vertheidigen läszt? Auch der S. 24 erscheinende Einwand 'α 7 caussa excogitari nequit idonea cur *ὄλοντο* dictum esse sumas pro *ὤλεσαν ἑαυτούς*' dürfte nicht unbedenklich sein. Denn sowol das vorauswissen der Gefährten, dasz sie bei Nichtbefolgung der Befehle des Odysseus ihren Untergang fänden, als auch der stillschweigende Gegensatz, der in *ἐρρύσατο* liegt, möchte als 'caussa idonea' ausreichen. Daher will mich bedünken dasz Bekker mit der Aufnahme des zenodoteischen *αὐτοί* in seinem Rechte sei. Die zweite Stelle die ich berühren will ist α 29 *μνήσατο γὰρ κατὰ θυμὸν ἀμύμονος Αἰγίσθοιο*, wo über das Epitheton ungemein gründlich gehandelt wird. Aristarchs Erklärung ist also ausgedeutet: 'er gedachte der einstigen Unbescholtenheit des Aigisthos, welchen nemlich damals gerade (*ῥά*) der weitberühmte Agamemnonide Orestes getödtet hatte.' Meine kleinen Bedenken sind folgende. Abgesehn davon ob das *τόν ῥα* mit 'welchen nemlich damals gerade' nicht etwa zu sehr gepresst sei, scheint mir 1) das 'unbescholten' ein Begriff zu sein, den man an den übrigen zahlreichen Stellen nicht anwendbar findet, so dasz man in eine mit der stabilen Sprache des epischen Liedes nicht recht harmonierende Begriffszerspaltung hineingeräth. 2) dürfte wol fraglich sein, ob nicht die ganze Bedeutung 'unbescholten' dem modernen Gefühle geistiger Vertiefung huldige, die mit der schlichten Erklärung *ἀμώμητος* nicht übereinstimmt. 3) ist mir kein Beispiel bekannt, in welchem ein homerisches Epitheton mit solcher Praegnanz in Hinsicht auf die Zeit gesetzt würde, dasz trotz der allgemeinen Aussage nur der 'einstige' oder 'frühere' Zustand des genannten Individuums zu verstehen wäre. Das homerische Epos stellt bekanntlich den Menschen mit einfachem Attribute als ganzen Mann, wie er jederzeit vorzugsweise leibt und lebt, in die sinnliche Erscheinung hin; wo dagegen eine 'einstige' Beschaffenheit der erwähnten Person aus früherer Zeit zur Geltung kommt, da hat dies Epos mehrere bestimmte Wendungen der Rede. Nach dem allem ist meine Meinung, dasz ich die Eingangsworte des

Hrn. S. 'Aristarchi explicatio unice probanda, digna et Aristarchi et Homeri arte' noch nicht zu behaupten wage. Allen Respect vor Aristarch, den man immer höher achtet, je mehr man ihn kennen lernt: aber in einzelnen Richtungen wird man ihn doch von dem Tribute, den er als Kind seiner Zeit zu bringen hatte, nicht ganz befreien können.

Doch mit derartigen Zweifeln und Bedenken, auch wenn sie begründet sein sollten, wird der Werth dieser gediegenen Forschungen nicht im geringsten alteriert, so dasz ein weiteres bezweifeln von Einzelheiten zur Charakteristik nichts beitrüge. Es möge dafür lieber noch ein anderer Punkt hinzukommen, der gerade in einer Arbeit des Hrn. S. einen wolthuenden Eindruck macht, ich meine die litterarische Toilettenfrage. Diese zeigt sich hier fast überall in strenger Objectivität, die sich fest an die Sache hält ohne Einmischung störender Polemik. Eine Ausnahme steht S. 29 in den gegen Friedländer gerichteten Worten: 'omnino vero dici vix potest, quam incondita fuerit hominis elegantissimi opera in tractandis versuum Θ 28—40 scholiis posita. Complures versus Homeri genuinos translatos ab interpolatore non indicavit, lacunas complures (sunt tres) non modo non explevit sed ne commonstravit quidem, complures quae restitui poterant diplas non restituit.' Ich bin zwar fest überzeugt, dasz jener geistreiche 'homo elegantissimus' so wenig als Hr. S. zu den zimperlichen und schwachnervichten Naturen gehört, um sich durch einen derartigen Ausspruch empfindlich berührt zu fühlen: aber bei der ganzen Haltung dieser 'Aristonicea' sind jene Sätze ein echt aristarchisches περιττόν, das sogleich durch die einfache Darlegung der einzelnen Momente erläutert wird, also durch die eigene Praxis in ein 'omnino dici potest' umschlägt. Schlieszlich kann man im Interesse der Sache an Hrn. S. nur die dringende Aufforderung richten, dasz er diese lehrreichen Aristonicea bei der ersten besten Gelegenheit fortsetzen möge. — Mit dem Namen des alten Sängers haben wir es zu thun in

3) *Georgii Curtii de nomine Homeri commentatio.* (Vor dem Index scholarum in academia Christiana Albertina per semestre aestivum a. 1855 habendarum.) Kiliae ex officina C. F. Mohr. VIII S. 4.

Diese Abhandlung hat die drei rühmlichen Eigenschaften, dasz sie *breviter*, *perspicue*, *eleganter* (bis auf das neulateinische 'Pottius accuratissimus' p. IV) geschrieben ist. Zunächst werden zwei Ansichten gründlich widerlegt: erstens die isoliert stehende, welche den Namen Ὅμηρος von dem *Samâsas* der Sanskritsprache ableiten will, so dasz er 'die gedrängte übersichtliche Darstellung des ganzen, die auf die Schönheit der Form verzichten muste, um den Stoff vollständig zu umfassen,' bedeuten solle: eine Meinung die natürlich als gelehrtes Stubenproduct gewürdigt wird; zweitens die weit verbreitete,

die in ὁμοῦ oder richtiger ὁμο- und ἄρειν den Ursprung sucht und so einen 'Zusammenfüger' herausbringt. Hierbei wird sehr gut der Unterschied zwischen ὁμο- und σύν erläutert mit Anführung instructiver Beispiele, wie 'ὁμόφωνοι qui eandem vocem emittunt, ξύμφωνοι qui voces coniungunt,' ὁμώνυμα und συνώνυμα u. a., bei denen nur statt ὁμόζυξ richtiger die Form ὁμόζυγος zu nennen war, so dasz sich der Unterschied also gestaltet 'ut ὁμο- consortium quoddam significet ab initio actionis iam exstans, σύν etiam communionis ipsa actione demum effectae signum esse possit.' Auf diesem Weg wird das Resultat gewonnen, dasz man für den 'Zusammenfüger' nicht sowol ὅμηρος, als vielmehr συνηρός oder συνάρτης oder συνθέτης erwarten müste. Und in Hinsicht des zweiten Theils der Composition wird sowol aus dem griechischen als auch mit Hilfe der Sprachvergleichung überzeugend hervorgehoben, dasz der ursprüngliche Begriff der Wurzel ἀρ ein intransitiver sei und unserm 'sich fügen' entspreche, wozu das Praefixum ὁμο eine Verstärkung bilde 'ut in antiquiore maiorum nostrorum vocabulo ge-füge.' So wird auch von dieser Seite jene Deutung zurückgewiesen. Man könnte hinzufügen dasz der ganze 'Zusammenfüger', in den sich so viele verliebt haben, den freien Lebensduft von den Schmetterlingsflügeln der Poesie hinwegbläst und ein bloszes Geschöpf der prosaischen Gelehrtenstube übrig läszt.

Nun folgt die eigne sinnreiche Deutung des Hrn. C. selbst. In Erinnerung nemlich an den mittelalterlichen Dichtergrusz 'geselle' oder 'gehelfe', den Müllenhoff (zur Gesch. der Nibelunge Not S. 71) mit Ὅμηρος vergleicht, und mit Beachtung von Böckhs Erörterung 'in prooemio indicis lect. Berol. aest. a. 1834 de Homeridarum gente quae Chii fuit,' was Ref. leider nicht nachsehen kann, ist Hr. C. zu folgendem Urtheil gelangt 'ut primum poëtae inter se coniuncti et apti ὅμηροι vocati sint, ii deinde gentis sodalicio inito patronymicum Ὁμηρίδαι nomen acceperint, postea vero ex civilium gentium more eponymus quidam inventus sit Ὅμηρος, qui gentis potius quam suam personam sustineret.' Daher ist das Endresultat: 'fiet igitur Homerus nobis auctor vel eponymus poëtarum gentilicia communione inter se coniunctorum (Ahnherr der Sängerinnungen)', wie der angeführte K. A. J. Hoffmann auf ähnliche Weise, nur mit anderer Namenserklärung, vermutet hat. Diese Deutung ist jedenfalls sinnreich und ansprechend, wenn auch dadurch die Ansicht Aristarchs noch nicht widerlegt sein dürfte: ja es scheint vielmehr, als wenn sich diese Deutung auf einem natürlichen Wege mit der alten Ueberlieferung vereinigen liesze.

Noch möge eine N e b e n sache hinzukommen, zu welcher die Einleitungsworte dieser Abhandlung Veranlassung geben. Dort heiszt es von den beiden Meinungen, die dann widerlegt werden: 'altera est novissima, quam idcirco praetermittere nolebamus, quia ne inter philologos quidem desunt, quibus ea opinio prae ceteris arrideat ἥ τις ἀκουόντεσσι νεωτάτη ἀμφιπέληται, altera ea quae apud plurimos valet.' Aber da wird nach der stehenden Sitte der neuern der griechische Vers in einem, wie mir scheint, nur halbwahren Sinne gebraucht.

Nicht die Neuheit allein, sondern vor allem auch die weite Verbreitung liegt darin angedeutet. Denn *ἀμφιπέλεσθαι* ist mehr als significanter Begriff der Copula sein, auch kann man sich nicht mit den Lexikographen und Commentatoren bei der Quasi-Erklärung 'umtönen' beruhigen, was auszerdem so gut wie *B* 41 *θείη δέ μιν ἀμφέχυτ' ὀμφή* den Accusativ erfordern würde. Das *πέλεσθαι* ist vielmehr ganz eigentlich zu verstehen 'sich bewegen', und *ἀμφί* ist das sphaerische 'rings' oder 'rund'. Daher heiszt der Vers, wie ich meine: 'den Gesang, welcher (*ἥ*), wie er auch sein mag (*τὶς*), für die Hörer als der neuste die Runde macht.' Nicht minder ungenau liest man zur angeführten Stelle der Ilias: '*ἀμφέχυτο*, umtönte', so dasz man den Begriff der *ὀμφή* mit ins Verbum verlegt. Allein 'gieszen' und 'flieszen' sind bei der Rede schon dem Vater Homer geläufige Metaphern, die man an keiner Stelle durch 'Töne' verdrängen darf, auch wenn nicht jedesmal *μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή*. Es gehört dies mit zu einem einfachen Verständnis der homerischen Sprache.

Diese harmlose Nebenbemerkung wolle man freundlich entschuldigen. Bei Hrn. C. aber, dem der Homer schon mancherlei Aufklärung verdankt, musz man den lebhaften Wunsch hegen, dasz ihn seine Studien öfters auf den alten Sänger zurückführen mögen.

Mühlhausen. *Karl Friedrich Ameis.*

37.

Zur homerischen Kritik.

Die unten folgenden Zahlenangaben, welche sich auf die drei ersten Bücher der Ilias beziehen, sind ein Versuch zur Lachmannschen Kritik einen äuszern Beleg hinzuzufügen. Bekanntlich hat Köchly eine Art strophischer Gliederung, welche bei gesungenen Liedern nothwendig ist, für den Schiffskatalog in der Fünfzahl nachgewiesen. Bei andern von Lachmann ausgeschiedenen Liedern findet sich, um es kurz zu sagen, das Gesetz der Siebenzahl, in welchem das Verhältnis der Strophe, Antistrophe und Epodos im kleinen vorgebildet ist. Die Siebenzahl wurde wol gewählt wegen des schönen Ebenmaszes der Glieder, indem der dritte Theil kleiner als die Summe der beiden ersten ist, jeden einzelnen jedoch an Grösze übertrifft. Von geringerer Feinheit ist das Verhältnis der Fünfzahl, in deren Gliederung (1 + 1 + 3 oder 2 + 2 + 1) der dritte Theil entweder zu grosz oder zu gering erscheint.

Bei unsern homerischen Liedern, die doch gewis alle mehr oder weniger von ihrer ursprünglichsten Gestalt entfernt sind, wird die strophische Gliederung natürlich nicht consequent durchzuführen sein. Auch zeigt sich nicht nach jeder Strophe eine bedeutendere Sinn-

pause; minder hervortretend sind die einzelnen Abschnitte in längeren Reden, deutlicher in raschen Erzählungen. Für die innere Gliederung der Strophen geben ein anschauliches Beispiel die Verse *A* 327—333:

τὼ δ' ἀέκοντε βάτην παρὰ θῖν' ἁλὸς ἀτρυγέτοιο,
Μυρμιδόνων δ' ἐπί τε κλισίας καὶ νῆας ἱκέσθην.
τὸν δ' εὗρον παρά τε κλισίῃ καὶ νηῒ μελαίνῃ
ἥμενον· οὐδ' ἄρα τώ γε ἰδὼν γήθησεν Ἀχιλλεύς.
τὼ μὲν ταρβήσαντε καὶ αἰδομένω βασιλῆα
στήτην, οὐδέ τί μιν προσεφώνεον οὐδ' ἐρέοντο·
αὐτὰρ ὁ ἔγνω ᾗσιν ἐνὶ φρεσί, φώνησέν τε.

Bei den Zahlennachweisen musten zur Rechtfertigung der Siebenzahl manche bekannte kritische Bemerkungen wiederholt werden; ihnen sind nur wenige eigene Vermutungen hinzugefügt worden.

Erstes Lied (*A* 1—347. 48 Strophen). 1) V. 1—7. 2) V. 8—14. 3) V. 15—21. 4) V. 22—28. 5) V. 29—35. 6) V. 36—42. 7) V. 43—49. 8) V. 50—56. 9) V. 57—63. 10) V. 64—70. 11) V. 71—77. 12) V. 78—84. 13) V. 85—91. 14) V. 92—98. 15) V. 99—105. 16) V. 106—112. 17) V. 113—119. 18) V. 120 (oder 121)— 126. 19) V. 127—133. 20) V. 134—140. 21) V. 141—147. 22) V. 148—157 (hier scheint die weitläufige Ausführung in Achilleus Rede — V. 153 von ἐπεὶ an bis V. 156 ἐδηλήσαντ' — eingeschoben zu sein. Läszt man diese Stelle weg und macht aus dem ἐπειὴ in V. 156 ἐπεί, so tritt die letzte Hälfte von V. 156 an die erste von V. 153 leicht an; die Rede bleibt ebenso deutlich und verliert nur an Umständlichkeit und Weitschweifigkeit). 23) V. 158—164. 24) V. 165—171. 25) V. 172—180 (176 u. 177 sind zu athetieren. Hier, wo Achilleus gedroht hat vom Kriege abzustehen und nach Hause zu fahren, kann ihm Agamemnon wol Zanksucht vorwerfen, aber nicht Kriegslust. Die Verse sind übel entlehnt aus *E* 890 u. 891). 26) V. 181—187. 27) V. 188—196 (192 verwarf schon Aristarch, weil hierdurch die Erzählung geschwächt wird; es bleibt aber trotzdem in dieser Strophe noch ein Vers zu viel, und es nöthigt nichts V. 195 oder 196 wegzulassen, obwol dies an und für sich leicht gienge). 28) V. 197—203. 29) V. 204—210. 30) V. 211—218 (218 sieht ganz wie ein späterer Zusatz aus; diese salbungsvolle Sentenz macht sich sonderbar im Munde des erzürnten Achilleus). 31) V. 219—225. 32) V. 226—232. 33) V. 233—239. 34) V. 240—246. 35) V. 247—253. 36) V. 254—261 (der Parallelismus in V. 255 u. 256 ist ziemlich auffällig; V. 256 steht an der Grenze des müszigen und läszt sich rein herausnehmen). 37) V. 262—270 (265 ist entlehnt aus Hesiods Schild des Herakles. In V. 270 sind τηλόθεν und ἐξ ἀπίης γαίης parallele Begriffe; Aristarch setzte daher zu diesem Verse sein Zeichen). 38) V. 271—277. 39) V. 278—284. 40) V. 285—291. 41) V. 292—299 (296 verwarf Aristarch als überflüssig; in V. 295 ist ἐπιτέλλεο sowol auf ἔμοιγε als auf ἄλλοισιν zu beziehen. Ueberdies ist V. 296 aus 289 erbettelt). 42) V. 300—305 (diese Strophe ist um einen Vers zu kurz. Dem liesze sich abhelfen, wenn man V. 296 als echt anerkennen wollte. Aber abge-

sehn von den oben angeführten kritischen Bedenken geht dies schon deshalb nicht, weil dann die innere Gliederung beider Strophen gestört würde). 43) V. 306—312. 44) V. 313—319. 45) V. 320—326. 46) V. 327—333. 47) V. 334—340. 48) V. 341—347.

Zweites Lied (*B* 1—483. 45 resp. 49 Strophen). 1) V. 1—7. 2) V. 8—15 (V. 10?). 3) V. 16—22. 4) V. 23—30 (27 ist entnommen aus *Ω* 174; dort, wo Iris an den Priamos gesandt wird, um ihn zur Auslösung von Hektors Leichnam zu ermuntern, ist der Vers sehr schön und passend; hier ist er absurd). 5) V. 31—38 (8 Verse). 6) V. 39—45. 7) V. 46—52. 8) V. 87—94 (94 ist ungeschickt; überdies folgt lästig gleich nacheinander: *εἰς ἀγορὴν* — *οἱ δ' ἀγέροντο* — *τετρήχει δ' ἀγορή*). 9) V. 95—101. 10) V. 102—108. 11) V. 109—115. 12) V. 116—122. 13) V. 123—131 (124 u. 125 sind unpassend; sie stellen die übertreibende Fiction zu umständlich dar). 14) V. 132—138 (in V. 132 ist *οἱ* Demonstrativpronomen). 15) V. 139—146 (143, auf die *βουλὴ γερόντων* Bezug nehmend, ist zu athetieren; ebenso 147 u. 148, das zweite Gleichnis, welches nach dem ersten groszartigern schwach und unpassend ist). 16) V. 149—155. 17) V. 156—165 (161 u. 162 sind zu athetieren. Läszt man sie stehen, so musz man *Ἀργείην Ἑλένην* als Apposition zu *εὐχωλήν* nehmen und dann so erklären: 'die Argiverin Helena, damit sie mit ihr prahlen können'; aber diese Erklärung ist höchst gezwungen und im Homer unpassend. Ferner ist 164 zu athetieren; Odysseus befolgt das Gebot, nicht aber Athene; der Vers ist entnommen aus *B* 180, wo er ganz richtig steht). 18) V. 166—172. 19) V. 173—181 (176 u. 177, wiederholt aus 161 und 162, sind zu athetieren). 20) V. 182—188. 21) V. 189—199 (194—197 sind zu athetieren; diese Verse sind ein armseliger Zusatz und drücken halbe Gedanken schlecht und unverbunden aus). 22) V. 200—210 (204—206 sind zu athetieren als unpassend den gemeinen Leuten gegenüber, die doch nur des Agamemnon Geheisz befolgen. Der Gedanke ist derselbe wie in den bereits getilgten Versen 195—197. V. 206 ist entlehnt aus *I* 199; dort steht *βουλεύησθα*, was hier unmetrisch in *βασιλεύῃ* geändert ist). 23) V. 211—217. 24) V. 218—224. 25) V. 225—231. 26) V. 232—238. 27) V. 243—249 (239—242 sind mit Lachmann zu athetieren). 28) V. 250—260 (254—256 sind mit Bekker auszuscheiden. In 260 ist die Erwähnung des Telemachos auffallend). 29) V. 261—264 u. 333—335. 30) V. 336—342. 31) V. 343—349. 32) V. 350—356. 33) V. 357—363. 34) V. 364—370. 35) V. 371—378 (8 Verse). 36) V. 379—385. 37) V. 386—393 (8 Verse). 38) V. 396—401. 39) V. 402—411 (10 Verse). 40) V. 412—418. 41) V. 419—426 (420 ist zu streichen; er macht einen fast komischen Eindruck). 42) V. 427—433. 43) V. 434—440. 44) V. 441—447. 45) V. 448—454. — Von den nun folgenden Gleichnissen kennen die ältern und echtern (V. 455—458, V. 469—473, V. 480—483) das Gesetz der Siebenzahl nicht. Man könnte annehmen dasz hier, wo das Lied mit vollern Accorden seinem Ende zueilt, auch im Vortrag eine Aenderung stattfand. Durch

die später eingeschobenen Gleichnisse wird die Ebenmäszigkeit, ob zufällig ob absichtlich, wieder hergestellt, und es reihen sich somit an unser Lied noch vier Strophen an. 46) V. 455—461. 47) V. 462—468. 48) V. 469—475. 49) V. 476—483 (8 Verse, von denen vielleicht 481 zu streichen ist).

Drittes Lied (*Γ* 16—102; 111—115; 314—382; 449—461. 12 Strophen). Unter den ausgeschiedenen Stücken des 3n Buches ist die Erzählung von der Helena, wie sie zum skaeischen Thore geht, von den troischen Greisen bewundert wird und dem Priamos die achaeischen Helden nennt, durch die poetische Färbung des ganzen und durch grosze Schönheiten im einzelnen so hervorstechend, dasz man sie unmöglich einem Interpolator gewöhnliches Schlages zuschreiben kann. Ueberdies sieht man hier auch keinen Anlasz zur Interpolation, der doch sonst immer auf der Hand liegt. Es scheint dieses Stück aus einem andern spätern Liede entnommen zu sein; eine merkwürdige Bestätigung dafür gibt der Umstand dasz es aus fünfzeiligen Strophen besteht. 1) V. 121—124 (dasz bei der Anfangsstrophe der erste Vers fehlt, kann bei einem aus dem Zusammenhang gerissenen Stücke nicht befremden). 2) V. 125—129. 3) V. 130—135 (135 ist vielleicht zu streichen). 4) V. 136—140. 5) V. 141—145. 6) V. 146—150. 7) V. 151—155. 8) V. 156—160. 9) V. 161—165. 10) V. 166—170. 11) V. 171—175. 12) V. 176—180. 13) V. 181—185. 14) V. 186—190. 15) V. 191—195. 16) V. 196—200. — Die Verse 201—224 widerstreben in etwas der strophischen Eintheilung; sie zerfallen in folgende Stücke: 17) V. 201—206. 18) V. 207—211. 19) V. 212—215. 20) V. 216—220. 21) V. 221—224. Dann folgt: 22) V. 225—229 (230—233 erscheinen als Interpolation; Priamos hat gar nicht nach Idomeneus gefragt). 23) V. 234—238. 24) V. 239—243 oder 244.

D. *L. G.*

38.

Der Schiffskatalog der Ilias.

Wie August Mommsen in einem kurzen aber inhaltreichen Aufsatz in Schneidewins Philologus V 522—527 den Beweis geliefert hat, dasz die Heimat des homerischen Schiffskatalogs in Boeotien zu suchen sei, so hat der scharfsinnige und geschmackvolle Köchly um die Herstellung der ursprünglichen Gestalt desselben in dem Vorwort zum zürcher Lectionskatalog vom Sommer 1853 sich ein groszes Verdienst erworben. Wie unbequem auch manchem die Thatsache sein mag, den Beweis dasz der Schiffskatalog ursprünglich in Strophen von fünf Versen gedichtet worden, und zwar in der Weise dasz hinter jeder Strophe ein Sinnabschnitt stattfinde, hat er vollständig er-

bracht: denn unmöglich kann es als Zufall gelten dasz von den 28 Abschnitten des Katalogos eilf ohne irgend eine Aenderung sich diesem Gesetz fügen, neun andere, wenn man diejenigen Verse streicht, welche schon aus sonstigen Gründen von älteren oder neueren Kritikern verworfen worden sind, und dasz auch in den übrigen Fällen die jetzige Abweichung von der fünfzeiligen Strophe leicht erklärt oder weggeschafft werden kann. Indessen hat auch Köchly die Untersuchung noch nicht zum völligen Abschlusz gebracht, und so möge es uns gestattet sein diejenigen Punkte hervorzuheben, worin dieselbe einer Berichtigung oder Erweiterung bedürftig scheint.

Höchst auffallend ist es, dasz der Katalogos nach der von Boeotien aus angestellten Rundreise bei Aetolien plötzlich abspringt und (V. 645) ohne irgend einen besondern Uebergang sich zu den südöstlich von Griechenland liegenden Inseln Kreta, Rhodos, Syme usw. wendet, dann aber mit V. 681 einen neuen Sprung macht, um die thessalischen Völker nachzuholen. Freilich meint Mommsen, da nach Aetolien die Bergvölker der Quellgebiete des Acheloos und seiner Zuflüsse nicht hätten genannt werden können, so hätte die Aufzählung jedenfalls einen Sprung machen müssen über die starken völkerscheidenden Berge; allein einige Völker übergehn ist etwas ganz anderes als die einmal eingeschlagene Richtung verlassen, ja umkehren, und zwar ohne irgend einen denkbaren Grund. Wollte der Dichter nicht von jenen südöstlichen Inseln ausgehn, so muste er diese ganz an das Ende stellen, sie auf die Erwähnung des europaeischen Griechenlands folgen lassen. Auch die Folge jener Inseln selbst musz als auffallend gelten: denn statt der geographischen Lage zu folgen, wird hier von Kreta gleich auf Rhodos übergegangen, dann das nördlicher liegende Syme erwähnt und mit einer Anzahl anderer zum Theil gerade zwischen Kreta und Rhodos gelegener Inseln geschlossen. Hiernach dürfte die Vermutung kaum abzuweisen sein, dasz die ganze Stelle 645—680 dem Katalogos ursprünglich fremd gewesen. Dasz der boeotische Dichter nicht vollständig war, dasz er die ihm fern liegenden südöstlichen Inseln übergieng, ohne sich der Bedeutung des Idomeneus für die Ilias zu erinnern, dürfte keineswegs so anstöszig, vielmehr für diesen selbst sehr bezeichnend sein. Eingeschoben wurde die Stelle gerade vor dem einen entschiedenen Uebergang bildenden *νῦν αὖ* V. 681.

Die von uns für eingeschoben gehaltenen Verse bestehen aus vier Abschnitten, von denen die zwei letzten gerade fünfzeilige Strophen und die beiden ersten von Köchly sehr leicht auf dasselbe Masz gebracht worden sind. Allein bedenklich scheint es uns mit Köchly V. 657 als echt beizubehalten, da nach den wenigen Versen das aufnehmende *τῶν μὲν Τληπόλεμος δουρικλυτὸς ἡγεμόνευεν* kaum an der Stelle sein dürfte. Ganz anders verhält sich die Sache V. 636. Somit würde der Dichter dieser eingeschobenen Verse einmal das Strophengesetz verletzt haben, was aber weit entfernt ist gegen dieses selbst irgend zu zeugen. Sonst dürfte noch die Bezeichnung von

Kos als 'Stadt des Eurypylos' V. 677 nicht ohne Anstosz sein, nicht weniger der zu ängstlich das Lob der Schönheit des Nireus beschränkende Vers 674: *τῶν ἄλλων Δαναῶν μετ' ἀμύμονα Πηλείωνα*, der anderswo (*P* 280. Od. *λ* 470. 551) wol an der Stelle ist. V. 653 ist aus *E* 628 genommen.

Wenden wir uns von diesen Einschiebungen zu der Aufzählung der thessalischen Völker, so musz hier das willkürliche abspringen von der im ganzen nicht zu verkennenden Reihenfolge höchst auffallend erscheinen. Wie der Dichter von Boeotien aus in südwestlicher Richtung sich bewegt, so schlägt er in Thessalien, das er im Südwesten betritt, den nordöstlichen Weg ein. Von dem Aetolien zunächst liegenden Reiche des Achilleus ausgehend, das in Dolopien beginnt und sich bis Trachinia am malischen Meerbusen, ja noch weiter östlich erstreckt, geht er nördlich, meist in der Nähe des Meeres sich haltend; Antron, Pteleon, Pyrasos treten hervor, weiter Pherae und Iolkos, dann Methone, Olizon, Meliboea; auf einmal aber springt er nach Hestiaeotis über, wo er Trikka, Ithome und Oechalia nennt, macht aber dann einen noch weitern Rücksprung bis zum pagasaeischen Meerbusen südwestlich von Iolkos. Hierauf erst wird die mit V. 729 unterbrochene allmählich fortschreitende Richtung wieder aufgenommen, indem der Dichter sich weiter nordwestlich wendet nach Gyrton, Argissa und Oloosson. Wenn wir aber weiter lesen: *Γουνεὺς δ' ἐκ Κύφου ἦγε δύω καὶ εἴκοσι νῆας· | τῷ δ' Ἐνιῆνες ἕποντο μενεπτόλεμοί τε Περαιβοί, | οἳ περὶ Δωδώνην δυσχείμερον οἰκί' ἔθεντο, | οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο*, so haben wir uns unter den Sitzen der Enienen und Perraeber einen weit nach Osten und Westen ausgedehnten nördlichen Strich zu denken, und Kyphos selbst liegt ohne Zweifel nördlich von Oloosson. Doch zum Schlusz werden wir wieder südöstlich nach dem Pelion geführt, wo die Magneter wohnen. Unmöglich kann eine solche bunte Folge bei den unverkennbaren Spuren der ganz richtigen geographischen Ordnung dem ursprünglichen Dichter zur Last fallen, dem wir zu seinem Rechte verhelfen, wenn wir V. 729—737 und 756—759 ausscheiden. Aber auch den von Köchly beibehaltenen V. 752 *ὅς ῥ' ἐς Πηνειὸν προΐει καλλίρροον ὕδωρ* müssen wir fallen lassen, so dasz der Katalogos nach den oben angeführten vier Versen mit den auch von Köchly als Endvers angenommenen Worten abschlieszt: *οὗτοι ἄρ' ἡγεμόνες Δαναῶν καὶ κοίρανοι ἦσαν*, mit Rückbeziehung auf V. 487 *οἵ τινες ἡγεμόνες Δαναῶν καὶ κοίρανοι ἦσαν.*

Betrachten wir die von uns für interpoliert erklärten Verse, so haben wir hier zwei Abschnitte (V. 734—737. 756—759), die dem Grundgesetz zuwider nur aus vier Versen bestehen; denn es ist völlig verfehlt, wenn Köchly aus Strabo IX 5, 15 den Nachweis liefern will, noch dieser Schriftsteller habe nach V. 734 einen andern jetzt untergegangenen gelesen, wie etwa: *Νηλείην Παγασάς τε παραὶ Βοιβηΐδα λίμνην*, obgleich Strabo selbst, wo er unsere Stelle behandelt (IX 5, 18), sie ganz so anführt wie wir sie heute lesen. An der erstern

Stelle, wo er V. 711 f. bespricht: *οἳ δὲ Φερὰς ἐνέμοντο παραὶ Βοιβηΐδα λίμνην, | Βοίβην καὶ Γλαφύρας καὶ ἐυκτιμένην Ἰαωλκόν*, beschreibt Strabo ausführlich das Gebiet von Pherae, wozu Pagasae, Iolkos und das spätere Demetrias gehören; Nelia, Ormenion, Olizon und andere Orte werden hier nur insofern erwähnt, als sie von Demetrios zu der von ihm gegründeten Stadt Demetrias gezogen wurden, und des boebeischen Sees wird in gleicher Weise gedacht, weil er in der Nähe von Pherae liegt. Nachdem er dann der Auflösung der Herschaft von Pherae mit wenigen Worten Erwähnung gethan, schlieszt er die Beschreibung dieser Gegend mit ein paar Bemerkungen über den Flusz Anauros und das betreffende Meerufer. Sonach kann aus dieser Stelle eine dem Strabo vorliegende abweichende Gestalt der Verse 734 ff. durchaus nicht gefolgert werden. Wenn einige V. 711 lasen: *οἳ δὲ Φερὰς ἐνέμοντο παρὰ κρήνην Ὑπέρειαν*, so beweist dies keineswegs, wie Köchly will, 'olim in constituendis finitimorum regnorum finibus turbatum esse', sondern es war dies nur eine grillenhafte Schlimmbesserung, welche durch den Anstosz veranlaszt wurde, den man an der Zusammenstellung *παραὶ Βοιβηΐδα λίμνην, Βοίβην καὶ Γλαφύρας* nahm; des ungefügen Sees glaubte man sich mit leichter Hand entledigen zu können, indem man an seiner Stelle die Quelle Hypereia einführte, da eine solche sich in der Pherae Stadt befand. Man war aber weit entfernt deshalb die gleichnamige Quelle V. 734 wegschaffen zu wollen.

Der Dichter der von uns ausgeworfenen Verse hat sich die Sache sehr bequem gemacht. Die unmittelbar aufeinander folgenden Versanfänge *οἳ δ' εἶχον, οἵ τ' ἔχον* und *οἳ δ' ἔχον, οἵ τ' ἔχον* (V. 729 f. 734 f.) verrathen doch eine gar zu grosze Armut; denn um derjenigen Fälle nicht zu gedenken, wo mehrere Verse dazwischen treten, wie V. 500—504, 519—523, ist das einzige ähnlich scheinende Beispiel dieser Art, V. 584 f., doch bei weitem weniger auffällig, ja die Wiederholung ist dort ausdrucksvoll, wie auch V. 607 f. V. 505 und 634 hat Köchly mit Recht gestrichen. Ein weiteres Armutszeugnis hat der Verfasser der Verse sich V. 730 mit *Οἰχαλίην πόλιν Εὐρύτου Οἰχαλιῆος* ausgestellt, wo schon das nach dem Namen der Stadt gesetzte *πόλιν Εὐρύτου* auffallend ist, das nur in einer andern eingeschobenen Stelle V. 677 ein Gegenstück findet, wie *Οἰχαλιῆος* nach *Οἰχαλίην* an V. 596, dessen Unechtheit sich unten ergeben wird. V. 758 ist *Πρόθοος θοὸς* nicht ohne Anstosz, noch mehr das nach dem einfachen *οἳ περὶ Πηνειὸν καὶ Πήλιον εἰνοσίφυλλον ναίεσκον* ganz unnöthig den zweitvorigen Vers aufnehmende *τῶν μὲν ἡγεμόνευεν*. Man vergleiche dagegen V. 636. 650.

Den bisher ausgestoszenen Abschnitten glauben wir noch einen andern nachsenden zu müssen; wir meinen die sieben auf die Aetoler bezüglichen Verse (638 ff.): *Αἰτωλῶν δ' ἡγεῖτο Θόας Ἀνδραίμονος υἱός, | οἳ Πλευρῶν' ἐνέμοντο καὶ Ὤλενον ἠδὲ Πυλήνην | Χαλκίδα τ' ἀγχίαλον Καλυδῶνά τε πετρήεσσαν. — | οὐ γὰρ ἔτ' Οἰνῆος μεγαλήτορος υἱέες ἦσαν, | οὐδ' ἄρ' ἔτ' αὐτὸς ἔην, θάνε δὲ ξανθὸς Μελέα-*

γρ... — | τῷ δ' ἐπὶ πάντ' ἐτέταλτο ἀνασσέμεν Αἰτωλοῖσιν· | τῷ δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο. Köchly hat hier die Fünfzahl durch Wegwerfung der beiden ungeschickten Verse οὐ γὰρ — Μελέαγρος hergestellt; allein der durch seinen seltsamen Ausdruck auffallende Vers τῷ δ' ἐπὶ πάντ' ἐτέταλτο ἀνασσέμεν Αἰτωλοῖσιν, der nach Od. λ 524 f. (ἐμοὶ δ' ἐπὶ πάντ' ἐτέταλτο) gebildet ist, scheint gerade auf die von Köchly ausgeworfenen Verse sich zu beziehen, die den Grund enthalten, weshalb auch die Kalydonier unter Thoas stehen; πάντα soll nemlich hier ebenso wie in der Stelle der Odyssee mit ἐπετέταλτο verbunden werden und auf die V. 639 f. genannten Orte gehn, so dasz ἀνασσέμεν Αἰτωλοῖσιν die entferntere Beziehung angibt. Musz aber dieser Vers zugleich mit seinen Vorgängern fallen, so erhalten wir eine Strophe von vier Versen, was bestimmt darauf hindeutet, diese Erwähnung der Aetoler könne hier ursprünglich nicht gestanden haben. Bei einer keineswegs ganz lückenlosen Aufzählung der Heerführer der griechischen Völker darf die Uebergehung der Aetoler mit ihrem weniger bekannten Thoas kaum auffällig erscheinen. Fehlen ja auch die Messenier ganz und gar.

In den ursprünglichen Abschnitten des Katalogos finden sich einzelne Strophen, die uns Köchly mit Unrecht beibehalten zu haben scheint. Hierher gehört zunächst die Erzählung von Thamyris bei der Erwähnung von Dorion (V. 594); denn wir können Köchly nicht beistimmen, der Dichter habe sich hier, weil er des trockenen Tons einmal satt gewesen, eine episodische Abschweifung erlaubt. Mag man immer glauben, die genealogischen Dichter hätten bei sonstiger strenger Strophendichtung solche freiere Erzählungen eingeschoben: hier war nach der schon etwas ausgeführtern Schilderung der beiden Oberfeldherren keine besondere Noth die Trockenheit zu unterbrechen, und hatte der Dichter wirklich diese Absicht, so durfte er doch um so weniger bei der zufälligen Erwähnung einer Stadt die Gelegenheit vom Zaune brechen, als ihm gerade Nestor, der unmittelbar darauf genannt wird, einen höchst ergiebigen Stoff zu unterhaltenden Geschichten bot. Wir scheiden unbedenklich V. 594—600 aus, wodurch wir die regelmäszige Strophe erhalten. Die Einschiebung scheint durch den Wunsch veranlaszt, auch einen Ort Messeniens in den Katalogos zu bringen, und zwar in besonders hervorragender Weise. Die in demselben Verse mit Dorion genannten Städte Helos und Pteleon sind ganz willkürlich aufgegriffene Namen, die weder in Elis noch in Messenien nachzuweisen sind; vgl. V. 584. 697.

Auch die Ausführung über die Abanten scheint uns dem Charakter des Katalogos ganz fremd, wogegen die kurze Erwähnung, dasz das Volk des Philoktetes wie dieser selbst im bogenschieszen besonders erfahren gewesen (V. 724), ganz an der Stelle ist. Wir halten V. 539 und V. 541—544 für eingeschoben. Der nach der frühern Erwähnung der Abanten (V. 536) unnöthige, ja anstöszige, aus Δ 464 genommene Vers Χαλκωδοντιάδης, μεγαθύμων ἀρχὸς Ἀβάντων ward eingefügt, um die Beschreibung der Abanten anzuknüpfen. V.

537 f. enthalten die nähere Ausführung von *Εὔβοιαν*, woher sich V. 539 sehr ungeschickt anknüpft: *οἵ τε Κάρυστον ἔχον ἠδ' οἳ Στύρα ναιετάασκον*, als ob die hier genannten Orte nicht zu Euboea gehörten. In gleicher Weise dünkt uns die so ganz einzeln und unberechtigt stehende Bemerkung über die Stellung der Phokeer nahe bei den Boeotern höchst verdächtig, besonders da sie am Schlusz **nach** der Anführung der Schiffszahl steht. Müssen demnach V. 525 f. fallen, so schlieszen sich diesen leicht V. 518 und V. 522 f. an, wo die Erwähnung von Lilaea am Kephisos nach der allgemeinen Anführung des von dort kommenden Stromes nicht ohne Anstosz ist.

Köchly hat V. 651 und V. 745 die Hinzufügung des Meriones zu Idomeneus und des Leonteus zu Polypoetes mit Recht gestrichen. Ganz ähnlich verhält es sich aber mit den dem Diomedes beigegebenen Heerführern Sthenelos und Euryalos V. 564 ff., wo noch wunderlich genug dem Diomedes der Oberbefehl über alle mit den Worten *συμπάντων δ' ἡγεῖτο βοὴν ἀγαθὸς Διομήδης* ausdrücklich zugeschrieben wird. Fallen aber V. 564—567 aus (V. 568 begann demnach ursprünglich etwa *τῷ δ' ἅρ' ἅμ'*, wie Köchly V. 652 herstellt), so musz auch noch einer der vorhergehenden Verse ein falscher Zusatz sein, und dürfte sich leicht V. 562 sowol durch die Verbindung einer Insel mit einer Stadt auf dem Festlande, die schon den alten auffiel, als durch das hier nachschleppende *κοῦροι Ἀχαιῶν* ausscheiden.

In dem die Arkader betreffenden Abschnitte will Köchly V. 607 und V. 614 streichen; allein gegen den erstern Vers liegt kein irgend entscheidender Grund vor, es spricht vielmehr alles gegen den durchaus unnöthigen, nichtssagenden Vers *Αἰπύτιον παρὰ τύμβον, ἵν' ἀνέρες ἀγχιμαχηταί*. *Ἀγχιμαχηταὶ* ist bei Homer sonst überall Beiwort der Dardaner, und zwar findet es sich nur in der Anrede *Τρῶες καὶ Λύκιοι καὶ Δάρδανοι ἀγχιμαχηταί*.

In den einleitenden Versen 484—493 möchte Köchly zwei Strophen beibehalten. Das längst bemerkte ungefüge der Verbindung sei leicht wegzuschaffen, meint er, wenn man V. 491 statt *εἰ μὴ* lese *εἰ καί*, oder V. 491 f. nach V. 486 stelle. Allein auf beiden Wegen, von denen der erstere schon an sich sehr miszlich erscheint, wird dem Uebelstand nicht abgeholfen: denn V. 491 f. würden nach der versuchten Aenderung sehr matt und ungeschickt sich an V. 489 f. anschlieszen, und V. 486 musz offenbar einen allgemeinen Satz enthalten, wozu die besondere Beziehung auf den troischen Krieg V. 491 gar nicht passt, um der unerträglichen Folge von V. 487 nach V. 492 nicht zu gedenken. Freilich die jetzige Anknüpfung von V. 492 an V. 493 ist nicht viel besser. Das einfache *αὖ*, wofür man *δ' αὖ* erwartet, scheint dem Flickdichter beliebt gewesen zu sein; wenigstens finden wir es in der eingeschobenen Stelle V. 671, und in dem schlechten und späten Troerverzeichnis dreimal kurz hintereinander V. 862. 864. 867. Von ganz anderer Art sind die Fälle, wo ein *αὖ* sich an *νῦν*, *ἔνθα* oder ein Pronomen anschlieszt, oder wo es wie *Λ* 104. 109. Od. *δ* 211 den Gegensatz, oder wo es die Rückbeziehung

andeutet, wie *Τ* 215. 219. Od. *ο* 249, an welchen Stellen auch der Vers die Hinzufügung des *δὲ* verbot. V. 489—493 scheinen sich hiernach als eine spätere Einschiebung zu erweisen.

Nach den bisherigen Ausführungen und den von Köchly gewonnenen Ergebnissen würde der Schiffskatalog ursprünglich aus 27 Strophen und aus folgenden 19 Abschnitten bestanden haben: 1) V. 484—488. 2) V. 494—504. 506. 508 f. 3) V. 510—513. 515 f. 3) V. 517. 519—521. 524. 4) V. 527. 531—534. 5) V. 536—538. 540. 545. 6) V. 546—548. 552. 556. 7) V. 559—562. 568 (*τῷ δ' ἅρ' ἅμ'*). 8) V. 569—571. 573—580. 9) V. 581—590. 10) V. 591—593. 601 f. 11) V. 603. 605—613. 615—624. 12) V. 625—628. 630. 13) V. 631—633. 635. 637. 14) V. 681—685. 15) V. 695—699. 703—706. 710. 16) V. 711—715. 17) V. 716—720. 18) V. 738—741. 747. 19) V. 748—751. 760. Weitere Ausführungen finden sich auszer bei den beiden Oberfeldherren nur bei Protesilaos, weil dieser gleich bei seiner Ankunft fiel, weshalb ein anderer Heerführer ihn ersetzen muste, und bei den Arkadern, weil diese als ein Binnenvolk selbst keine Schiffe hatten. Die Aufzählung der Orte nimmt den meisten Raum (11 Verse) bei den Boeotern ein, nach ihnen bei den Oberfeldherren Agamemnon und Menelaos (5 Verse), ein Umstand dessen Bedeutung für die Bestimmung der Heimat des Katalogos Mommsen mit Recht hervorgehoben hat. Die meisten Heerführer hat gleichfalls Boeotien, auch scheint die bei ihm angegebene Bemannung (120, bei Philoktetes 50) als die gröste gelten zu müssen; an Zahl der Schiffe aber (50) wird es nicht allein von Agamemnon (100) und Menelaos (60), sondern sogar von den Pyliern (90) u. a. übertroffen, während Athen ihm gleichsteht, die Phokeer, Lokrer, Euboeer u. a. nur vierzig Schiffe haben, andere noch weniger, Philoktetes gar nur sieben schwachbemannte, aber sein Volk bestand aus gewandten Bogenschützen. In der Aufzählung der Städte der Boeoter wie der übrigen Völker wird keineswegs die geographische Ordnung befolgt, und zwar nicht allein, weil der Vers dies nicht gestattete, sondern auch weil ein freies herausgreifen mehr der dichterischen Thätigkeit gemäsz ist. Was die Einleitung der einzelnen Abschnitte betrifft, so treten am Anfang drei verschiedene Formen unmittelbar nebeneinader, der Genetiv des Volkes mit folgendem *ἦρχον*, dann *οἳ δὲ ναῖον* und *αὐτάρ*; die erste Form kehrt dann einmal wieder (mit *ἡγεμόνευεν*), worauf achtmal das *οἳ δὲ* mit *εἶχον*, *ἔχον* oder ähnlichen Zeitwörtern folgt, zur Abwechslung wieder einmal ein *αὐτάρ*, ferner das starke *νῦν αὖ τούς*, dann die Form mit *οἳ δὲ* wieder viermal, und der letzte Abschnitt beginnt mit dem Namen des Heerführers nebst folgendem *δέ*. So tritt hier neben der stehenden Form mit *οἳ δὲ* doch der Grundsatz zeitweiser Abwechslung hervor.

Köln. *Heinrich Düntzer.*

39.

The geography of Herodotus developed, explained and illustrated from modern researches and discoveries by J. Talboys Wheeler, *F. R. G. S.* With maps and plans. London: Longman, Brown, Green and Longmans. 1854. LXXI u. 604 S. gr. 8.

Wenn das Studium des Herodotos während der letztverflossenen Jahre in England auf erfreuliche Weise zugenommen und eine Reihe von Ausgaben wie von Uebersetzungen hervorgerufen hat, die, wenn sie auch für deutsche Leser und für deutsche Philologen wenig neues bieten *), doch die Ergebnisse deutscher Forschung in England zu verbreiten und dadurch das Studium der classischen Litteratur überhaupt zu fördern suchen, so wird man auch das vorliegende Werk als eine weitere Frucht dieser Bestrebungen zu betrachten haben, zumal noch ein anderes Werk über das Leben und die Reisen des Her. demnächst folgen soll, dem, wie es scheint, eine ähnliche Tendenz zu Grunde liegt wie die welche das bereits vorliegende Werk veranlaszt hat. Nach der ausdrücklichen Erklärung des Vf. soll dasselbe den studierenden eine vollständige Erklärung der Geographie des Her. bieten und zugleich im allgemeinen den Leser in den Stand setzen, einen Ueberblick über die alte Welt in einer ihrer denkwürdigsten Perioden zu gewinnen. Zu diesem Zweck wurden alle die in Her. Werke zerstreuten geographischen Notizen gesammelt und geordnet, damit sollten aber auch Beschreibungen aus der neuern Geographie verbunden werden, durch welche die Irthümer des Vaters der Geschichte berichtigt, die Widersprüche ausgeglichen, die Dunkelheiten erhellt würden, um so genau wie möglich die alte Lage jedes Ortes in der entsprechenden jetzigen nachzuweisen. Die bisherigen Arbeiten über diesen Gegenstand, die dem Vf. wol bekannt sind, konnten diesem nächsten Zweck, wie er glaubt, um so weniger genügen, als sie sich (wie dies z. B. bei Bobriks Geographie des Her. der Fall ist) auf Zusammenstellung und Ordnung der her. Angaben zu éinem ganzen beschränken, ohne auf einen näheren Nachweis oder eine Erklärung aus der jetzigen Geographie sich einzulassen; der

*) Eine Ausnahme davon glaubte man bei der unter folgendem Titel schon längst angekündigten Bearbeitung erwarten zu können: The history of Herodotus. A new English version. Translated from the text of Gaisford and edited with copious notes and appendices, illustrating the history and geography of Herodotus from the most recent sources of information, embodying the chief results, historical and ethnographical, which have been obtained in the progress of cuneiform and hieroglyphical discovery, by Rev. George Rawlinson, assisted by Col. Rawlinson C. B. and Sir J. G. Wilkinson F. R. S. 4 Voll. in 8. Bis jetzt ist es aber bei der bloszen Ankündigung geblieben.

Plan des Vf. aber, wie er ausdrücklich versichert, weiter geht und zunächst darauf gerichtet ist, durch das Licht der neuern Forschung, zumal der geographischen, die Angaben des Her., so weit sie eben auf geographische Gegenstände u. dgl. sich beziehen, in ein näheres Licht zu setzen, dessen sie bisher entbehrten. Inwiefern dies nun in der That geschehen ist, soll diese Anzeige des näheren nachweisen.

Die Glaubwürdigkeit des Her. auch in geographischen Angaben wie in den geschichtlichen steht dem Vf. fest; er hat sich in diesem Sinne auch gegen einen andern englischen Gelehrten (J. W. Blakesley) ausgesprochen, der unlängst in der Einleitung zu einer Ausgabe des Her. diese Glaubwürdigkeit auf eine Weise in Zweifel gezogen, die nur von der eigenen Unfähigkeit dieses Gelehrten über solche Gegenstände überhaupt zu schreiben Zeugnis geben konnte. Ohnehin wird man bei allen solchen Vorwürfen, wenn sie nicht (wie dies leider so oft der Fall ist) geradezu ins blaue und unbestimmte auslaufen, immer auf die einzelnen Stellen, auf welche ein solcher Vorwurf sich bezieht, zurückgehn und diese einer streng philologischen Prüfung unterziehen müssen, um ein sicheres Resultat zu gewinnen. Wie unbegründet aber die im allgemeinen hingeworfenen Zweifel des Hrn. Blakesley und seine Ausfälle gegen Her. sind, wird hier schon in einer allgemeinen Erörterung S. XIV ff. nachgewiesen und Her. zu rechtfertigen gesucht. Wenn bei dieser Gelegenheit S. XVII behauptet wird, es lasse sich bei Her., der ohne Zweifel ein sehr religiöser Mann gewesen, ein decidierte Tendenz nachweisen, die alten Mythen nach rationalistischen Principien auszulegen, und wenn zur Begründung dieser Behauptung es dann weiter heiszt dasz in der That die Freidenkerei damals schon einen wesentlichen Einflusz ausgeübt, indem die Philosophen in Ionien, wo Her. seine Jugend zugebracht, und im südlichen Italien, wo er die späteren Tage seines Lebens verweilte, alle mehr oder weniger die volksthümliche Religion abgestreift (rejecting the popular notions of religion) und in die neuen Pfade der Speculation über heilige Dinge eingetreten, so glauben wir dasz hier der Vf. zu weit gegangen ist, wenn er am Ende gar den Her. zu einer Art von Freidenker machen will, statt seine Vorsicht bei allem dem, was in das Gebiet übernatürlicher Erscheinungen gehört und so leicht absichtlichem Betrug oder Entstellung ausgesetzt ist, hervorzuheben und ihn dadurch vor dem ihm früher so oft, aber ohne Grund gemachten Vorwurf des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit an alles was priesterlicher Trug ihm vorgeführt, mit Aufgebung des eignen gesunden und verständigen Urtheils sicher zu stellen, wie dies z. B. die Aeuszerungen, die wir VII 57. VIII 77 u. a. finden, beweisen können. Von einem Einflusz der ionischen oder der süditalischen Philosophie auf Her. wüsten wir in der That kaum eine Spur nachzuweisen; wol aber erkennen wir in so manchen Ausführungen, wie sie uns das hinterlassene Werk bietet, einen Einflusz der griechischen Sophistik, der bisher viel zu gering angeschlagen worden ist, eben weil er sich bei Her. noch in gewissen Schranken hält

und noch nicht in diejenige Skepsis übergeht, die in die Auflösung aller festen Begriffe und aller positiven Bestimmungen im Gebiete des religiösen wie des wissenschaftlichen Lebens ihre letzte Aufgabe gesetzt hat. Wie wenig überhaupt bis jetzt ein richtiges Urtheil über Her. bei dem englischen Publicum sich festgestellt hat, mag ein anderes, fast gleichzeitig in England erschienenes Werk über das alte Aegypten *) zeigen, dessen Vf. zwar richtig darauf hinweist, dasz wir bei allem was Her. berichtet den griechischen Standpunkt festhalten müssen, indem wir stets zu bedenken haben dasz es ein Grieche ist der uns dies mittheilt, der mit griechischem Auge, mit griechischen Ansichten und Anschauungen alles betrachtet und darstellt, aber dann auch weiter behauptet dasz Her. die Mythologie seines (griechischen) Landes für die wahre Religion gehalten und alle andern mythischen Systeme für eine Corruption oder Verkehrung jener (wo findet sich so etwas bei Her.?) angesehen, weshalb er auch stets auf die Götter anderer Nationen die Namen der entsprechenden griechischen Gottheiten übertragen habe, mit welchen er in seiner Ansicht die fremden identificiere; er war, fährt Hr. Osburn fort, ein gläubiger im vollsten Sinne des Wortes (a sincere believer and devout practiser of his own religion) und in Folge dessen auch ängstlich bedacht (scrupulously veracious), alles das was er im Laufe seiner Reisen gehört genau zu berichten. Wir übergehen was weiter Hr. O. von Her. Reise durch Aegypten bemerkt, indem er den mit einem der in Aegypten angesiedelten griechischen Dolmetscher reisenden Her. geradezu mit einem der heutigestags dieses Land unter Begleitung eines maltesischen Dragomans durchwandernden englischen Touristen vergleicht, die Nachrichten des Her. auf die unlautere Quelle dieser mit den Priestern in Zusammenhang stehenden Menschen niederer Classe zurückführt und daraus eine Menge von Unrichtigkeiten ableitet, denen allerdings einiges wahre immerhin zu Grunde liege. Hätte der Vf. die einzelnen Bücher des Her. mit der gehörigen Aufmerksamkeit und Genauigkeit gelesen, er würde vor solchen übertriebenen, in den Tag hinein gesprochenen, unüberlegten Aeuszerungen vollkommen bewahrt geblieben sein; wenn in den historischen Theilen dieses Buches, in denen wir freilich keine vollständige und zusammenhängende Geschichte Aegyptens erwarten dürfen, sondern nur Mittheilungen über einzelne Monarchen und deren Thaten und Werke, wie sie für griechische Leser insbesondere interessant und anziehend erscheinen mochten, hier und dort etwas vorkommt, was uns mit dem was die Denkmäler des Landes selbst, so weit wir die daran befindliche Schrift jetzt zu deuten verstehen, bringen, nicht in Uebereinstimmung zu sein scheint, so werden wir auf der andern Seite nur staunen können über die grosze Uebereinstimmung, welche die Be-

*) The monumental history of Egypt, as recorded on the ruins of her temples, palaces and tombs, by William Osburn etc. London 1854; s. Bd. I S. 176 ff.

schreibungen des Her. mit dem was noch gegenwärtig vorhanden ist erkennen lassen, über die grosze Genauigkeit und Sorgfalt, mit welcher alles einzelne berichtet wird, mit genauer Unterscheidung dessen was der eignen Ansicht angehört und dessen was den Berichten und Angaben anderer entnommen ist: und eben dahin gehören diese historischen Mittheilungen, die, so wenig wir auch einzelne Misverständnisse hier in Abrede stellen wollen, doch im wesentlichen mit dem was wir aus den Denkmälern selbst gewonnen haben übereinstimmen, dieselben ebenso sehr bestätigen, als sie selbst daraus manches Licht gewinnen, wodurch das richtige Verständnis und die Auffassung der einzelnen Worte des Her. nicht wenig erleichtert wird *).

Kehren wir zu Hrn. Wheeler zurück. Eine allgemeine Einleitung in zwei Capiteln geht der geographischen Ausführung, welche nach den drei Welttheilen in ebenso vielen Abtheilungen den ganzen Stoff behandelt, voraus. Im 1n Cap. dieser Einl. werden einige Notizen über das Leben und die Bildung des Her. mitgetheilt, im 2n folgen einige allgemeine Angaben über die Welt des Her. und deren Eintheilung. Wir haben nur wenige Bemerkungen zu machen, zumal da der Vf., wie oben bemerkt, das Leben des Her. zum Gegenstand einer eigenen ausführlichen Darstellung machen wird. Das Geburtsjahr des Her. wird nach der herkömmlichen Ansicht um 484 v. Chr. angenommen, seine Uebersiedelung nach Thurium um 443, sein Lebensende jedenfalls einige Zeit nach 408, letzteres mit Bezug auf die Stelle I 130 und mit Beziehung des dort genannten Darius auf Darius Nothus, während auch hier nur an Darius Hystaspis zu denken ist und an einen Aufstand der Meder, der unter diesem Könige allerdings statt fand, von griech. Quellen zwar nicht berichtet, aber durch die Inschrift von Bisutun festgestellt, wie dies Ref. in seiner neuen Ausgabe gezeigt hat. Hiernach kann also bis zum J. 408 oder gar noch weiter die Lebenszeit des Her. nicht ausgedehnt werden; ob sie aber bis 425 zu beschränken ist, wie unlängst von Schöll im Philol. IX 199 ff. behauptet worden ist, mag einer andern Besprechung vorbehalten bleiben. Wenn unser Vf. dann weiter behauptet dasz Her. in den jüngern Jahren seines Lebens die ausgedehnten Reisen unternommen, im spätern Alter aber seine Geschichte geschrieben, so wird das eine wie das andere im allgemeinen nicht gerade als unrichtig bezeichnet werden können, da wir den Her. zu Thurium, also jedenfalls in der 2n Hälfte seines Lebens, mit Abfassung der Geschichte bis zum Ende seiner Tage beschäftigt finden; allein vor der Abreise nach Italien war gewis schon ein Theil seines Werkes niedergeschrieben und an mehreren Orten öffentlich vorgelesen worden, wie denn die successive Abfassung des ganzen aus den auf den vorausgegangenen Reisen gesammelten Notizen

*) Die Belege zu dem gesagten wird die eben unter der Presse befindliche zweite Ausgabe des Her. bringen, bei welcher auf die Erklärung der her. Beschreibungen aus den noch vorhandenen Denkmälern besondere Rücksicht genommen worden ist.

schwerlich in Abrede gestellt werden kann. Der Vf. hat sich die Sache freilich insofern leicht gemacht, als er versichert, die von Lucian berichtete Vorlesung Herodots zu Olympia sei so vollkommen (so triumphantly) durch Dahlmann widerlegt worden, dasz man füglich diesen Gegenstand auf sich beruhen lassen könne! Alles was für die Möglichkeit wie für die Wirklichkeit einer solchen Vorlesung zu Olympia (die freilich nicht als ein vereinzeltes Factum aufgefaszt werden darf, sondern mit den andern ähnlichen Vorlesungen zu Korinth, Athen usw. in Verbindung zu setzen ist, so wie selbst mit den ἐπιδείξεις der späteren, ja selbst gleichzeitigen Sophisten) in neuer und neuster Zeit vorgebracht worden ist (vgl. diese Jahrb. XLI 382 f.) scheint dem Vf. ganz unbekannt geblieben zu sein. Was weiter in diesem 1n Cap. über den Stand der geographischen Kenntnisse der Griechen vor Her. bemerkt wird, ist unbedeutend und hätte füglich ganz wegbleiben können; das Verhältnis des Her. zu seinen angeblichen Vorgängern, wie Hekataeos von Milet wird berührt, aber nicht näher und in tiefer eingehender Weise behandelt. Die Ansichten und Begriffe, die sich Her. im allgemeinen von der Erde und ihrer Gestalt, ihrem Umfang wie ihren Theilen gebildet, sowie der Umfang seiner eignen geographischen Kenntnisse werden im 2n Cap. besprochen.

Auf die Einleitung folgt Europa in 8 Capiteln (S. 21—194), dann Asien in 6 (S. 195—334), zuletzt Africa in 8 Capiteln (S. 335—572); vier besondere Excurse oder, wie sie der Vf. nennt, Appendices (S. 572—581) machen nebst einem ausführlichen Wortregister (S. 583—607) den Schlusz. In jedem Cap. wird nun éin oder auch mehrere geographisch miteinander verbundene Länder behandelt, und zwar auf die Art dasz die aus jedem Lande von Her. erwähnten Localitäten zusammengestellt werden, gewöhnlich unter Vorausschickung einiger das Land im allgemeinen betreffenden Angaben geographischer wie geschichtlicher Art. So wird allerdings ein bequemer und faszlicher Ueberblick dessen gegeben, was über jedes einzelne Land bei Her. in geographischer Hinsicht sich bemerkt findet, und jede der bei Her. vorkommenden Localitäten hier aufgeführt: wie dies im ganzen auch bei Bobrik der Fall ist, dessen verdienstliche Zusammenstellung der Vf. zwar anerkennt (S. VII), jedoch zu beschränkt und ungenügend findet, weil B. sich auf Her. Angaben einzig und allein beschränkt, ohne aus irgend einem ältern oder neuern Autor eine Erläuterung (illustration) zu entnehmen, also die Mythologie, die Sitten und Einrichtungen der Aegypter und zahlreiche andere Gegenstände ausgelassen habe, welche in das Werk aufzunehmen räthlich erschien. Wir können diese Vorwürfe um so weniger theilen, als der Vf. selbst sich in eine Vergleichung der alten und neuen Geographie keineswegs durchweg und wie man es nach seiner eignen Versicherung erwarten sollte eingelassen hat, meist nur eine einfache Zusammenstellung der betreffenden Angaben des Her. gibt, und da, wo er in eine Vergleichung mit der neuern Geographie oder der gegenwärtigen Localität

sich einläszt, meist nur dasjenige beibringt, was in bekannten Hilfsmitteln oder in den gröszern Ausgaben bereits zur Genüge sich findet, ohne in irgend neue und selbständige Untersuchungen über so manche dunkle und streitige Punkte, wie sie die Geographie des Her. wahrhaftig in nicht geringer Zahl bietet, sich einzulassen oder überhaupt nur solche Schwierigkeiten zu ahnen, wie dies z. B. bei Bestimmung der Localität des alten Thyrea oder des her. Dodona (um aus so vielem nur dies anzuführen) der Fall ist. Mag also auch das ganze einen zum lesen bequemen Ueberblick für den studierenden bieten, d. h. für den englischen (den deutschen möchte schon der grosze Umfang des ganzen abschrecken) und mag darin auch eine Benutzung dessen, was die verschiedenen Hilfsmittel neuerer Zeit sowie die Commentare des Her. in Bezug auf geographische Punkte gebracht, anerkannt werden: ein tieferes eingehen, wodurch eben die streitigen Punkte aufgeklärt, die dunkeln erhellt würden, wird man vermissen. Dazu kommt dasz der Vf., während er, wie wir eben bemerkt, die Verbindung der alten her. Geographie mit der neueren in ziemlich enge Grenzen einschlieszt, eine Menge Dinge hereinzieht, die in eine Geographie des Her. gar nicht gehören, wie z. B. in der 3n Abth. (Africa) das ganze 5e Cap. (S. 438—478), welches eine aegyptische Mythologie enthält, das 6e (S. 480—513), welches von den Sitten und Gebräuchen der Aegypter handelt, während der gröste Theil des 4n Cap., das von Oberaegypten handeln soll, mit einer Beschreibung der Pyramiden angefüllt ist, die nach ihrem Umfang gar nicht im Verhältnis zu den übrigen Theilen des Werkes steht, aber in diesem Umfang nach der in den Werken von Vyse, Perring, Bunsen u. a. vorliegenden Masse des Materials leicht zu geben war. Daraus erklärt sich dann auch der grosze Umfang des Werkes. Wo ein reicheres Material der Benutzung vorlag, wird man sicher auch hier eine umfangreichere Darstellung erwarten dürfen; wo dies fehlt, wird man hier nichts weiter finden als was bei Her. steht.

Nach diesen Bemerkungen über die Anlage und Ausführung des ganzen, wonach zugleich der Werth dieser Leistung bemessen zu werden verdient, versuchen wir näher die einzelnen Theile des Werkes anzugeben und daran einige weitere Bemerkungen zu knüpfen. Das 1e Cap. der 1n Abth. (Europa) gibt einen allgemeinen Ueberblick, das 2e geht auf Hellas über, dessen einzelnen Theilen auch die folgenden Abschnitte gewidmet sind, unter Zugabe eines netten Kärtchens von Griechenland. Einige allgemeine Angaben über den Umfang und die Grenzen von Hellas, über die Gebirgszüge und deren Richtung, über die klimatischen Verhältnisse, über die ältesten Bewohner bilden den Inhalt dieses kurz gehaltenen Abschnittes. Der Vf. beschränkt sich hier blosz auf Zusammenstellung her. Notizen, namentlich auch was das geschichtliche und die Frage nach der ältesten Bevölkerung betrifft: die allgemeine Geschichte der Rassen, sagt er, welche Hellas zu der Zeit des Her. besetzt hielten, ist in eine Wolke von Legenden gehüllt und kann nur wenig die offenbaren Widersprüche, welche in

den Angaben des Her. sich finden, erhellen oder aufklären. Mit dieser Erklärung hat der Vf. alles weitere abgethan, während gerade die Lösung dieser Widersprüche als eine Hauptaufgabe des ganzen Werkes in der Vorrede hingestellt worden war. — Das 3e Cap.: 'südliches Griechenland oder Peloponnesus' überschrieben, gibt eine Zusammenstellung der einzelnen diesen Landstrich betreffenden Angaben, welche bei Her. vorkommen, mit einigen kurzen einleitenden Bemerkungen, sonst aber weiter nichts. Dasselbe gilt von dem 4n Cap.: 'nördliches Griechenland'; nach den einzelnen Landschaften (Megaris, Attika, Boeotien, Phokis, Lokris, Doris, Aetolien, Akarnanien, Thessalien, Epirus) werden auch hier die betreffenden Angaben des Her. aufgeführt, bei Plataeae und den Thermopylen auch einige Erörterungen zur Vergleichung der alten mit der jetzigen Localität beigefügt, im ganzen von keiner Bedeutung; ein Schlachtplan von Plataeae, sowie ein Kärtchen der Gegend der Thermopylen sind brauchbare Zugaben. Die Inseln Griechenlands mit Einschlusz von Sicilien bilden den Inhalt der ähnlichen Zusammenstellung, welche das 5e Cap. bringt; bei Salamis ist ebenfalls ein Plan der Schlacht beigegeben; wir haben daher keinen Grund hier länger zu verweilen, ebenso wenig bei dem 6n Cap., welches Makedonien, Thrakien und Illyrien befaszt und hier auch den Marsch des Xerxes mit eingeschlossen hat; die hier, wie auch schon vorher und ebenso später noch mehrfach in festen Linien eingedruckten Umrisse, die uns einen Begriff von der Lage der einzelnen Völker und Stämme, wie sich Her. dieselbe dachte, geben sollen, werden schwerlich zur Veranschaulichung viel beitragen können, da sie aller Genauigkeit ermangeln, so viel sich auch der Vf. auf diese neue Erfindung von 'historical map diagrams' einbilden mag (S. IX). Wenn sich der Vf. bei dem nächsten, 7n Cap., welches Skythien befaszt, auch meistens auf eine Zusammenstellung der her. Angaben der einzelnen darunter begriffenen Stämme, der Flüsse usw. beschränkt hat, wenn er nur bei einigen Punkten sich auf einen Nachweis oder eine Vergleichung mit der neueren Geographie eingelassen hat, so mögen wir dies schon aus dem Grunde billigen, weil wir dem Vf. nicht die Kraft zutrauen, sich bei diesem so verworrenen Gegenstande zurechtzufinden oder diejenige kritische Sichtung vorzunehmen, welche hier vor allem nöthig ist, wenn wir uns nicht in unsichere Hypothesen, wie sie hier bis zum Ueberflusz ausgeheckt worden sind, verirren sollen. Und davor wird uns allein eine streng philologische Methode und Kritik, wie sie der Vf. nicht besitzt, bewahren können. Er selbst hat übrigens dies sich nicht verhelt, wenn er an den Anfang dieses Abschnittes die Behauptung stellt: Herodots Beschreibung des Skythenlandes ist voll von Schwierigkeiten. Seine Ansicht ist so voll von Zweifeln, dasz sie ohne eine kritische Prüfung jeder einzelnen Angabe nicht entwickelt werden kann: und selbst wenn dies erreicht wäre, so würde sich bald als unmöglich herausstellen, diese Angaben mit der wirklichen Geographie des Landes in Einklang zu bringen (S. 138).

— Was von den übrigen Theilen Europas noch bei Her. vorkommt, ist im 8n Cap. zusammengestellt.

Die 2e Abth. des ganzen oder Asien beginnt wie die erste mit einem allgemeinen Ueberblick dieses Welttheiles und geht dann mit dem 2n und den folgenden Capiteln auf eine Beschreibung der einzelnen Länder über und zwar zunächst nach der persischen Eintheilung, also nach Satrapien, welche der Vf. schon im 1n Cap. angegeben und seiner weitern Darstellung zu Grunde gelegt hat: wobei aber alles das was über diese Eintheilung durch die neusten Funde der Keilschriften, durch die Inschrift von Bisutun, wie die schon früher bekannt gewordene Grabschrift des Darius, welche das Verzeichnis der Satrapien des Darius Hystaspis enthält, gewonnen worden ist, ebenso wenig benutzt oder berücksichtigt erscheint wie alles das was in den an diese Inschriften geknüpften Erörterungen mehrerer Gelehrten in der neusten Zeit für die nähere Aufhellung der hier in Frage stehenden Verhältnisse geleistet worden ist (s. diese Jahrb. L 389 ff.). Und dasselbe gilt von so manchen andern Forschungen der neusten Zeit, welche für die verschiedenen Gegenden des einst den Persern unterworfenen von Her. mehr oder minder geschilderten Asiens belangreich, auf einzelne bestrittene oder dunkle Punkte ein neues Licht geworfen haben: und wenn der Vf. gelegentlich (S. 214) in einer Note, wo er auf das Werk von Chesney: 'Surrey of the Euphrates and Tigris' verweist, hinzufügt dasz er bei der Darstellung des persischen Asiens sich öfters darauf habe beziehen müssen, so wird jeder der in diesem Werke sich näher umsieht bald gewahr werden, dasz die ganze Beschreibung, wie sie dort von dem persischen Asien in einer unnöthigen Ausdehnung gegeben ist, nichts als eine aus deutschen und andern Quellen zusammengetragene Compilation ist, die als Quellenschrift auch nicht die geringste Beachtung verdient und die Wissenschaft oder die Kunde dieser Länder im Alterthum um nichts weiter gefördert hat (die Belege dazu heidelb. Jahrb. 1850 S. 763 ff.). Insofern wäre es, so dankbar wir für jede Gabe sein müssen, welche die in den Bereich der alten geographischen Kunde fallenden Punkte aus der Gegenwart wahrhaft zu erläutern vermag, fast besser gewesen, der Vf. hätte sich auf die Zusammenstellung der her. Nachrichten beschränkt, da die dazu aus neuerer Kunde gegebenen Erläuterungen sehr ungenügend sind, nur hie und da sich finden und auf bereits bekannten, von andern gegebenen Erläuterungen beruhen, ohne von eigner Forschung oder eignem tieferen eingehen in die Sache einen Beweis zu geben: ja selbst da, wo der Vf. auf eignen Füszen stehen oder wo er ein eignes Urtheil geben will, wird man ihn die Linie des oberflächlichen nicht verlassen sehen. So z. B. bei Erwähnung der von Darius verfügten Eintheilung der persischen Monarchie nach Satrapien, nach welcher selbst im einzelnen die Länder in diesem Werke behandelt werden, weisz sich der Vf. gar nicht recht zu helfen: die Vergleichung mit dem was die gleichzeitigen Inschriften uns jetzt gebracht haben hat gezeigt, wie die Mittheilung des Her. auf officiellen Quellen und Documenten beruht, zu

denen er bei seinem Aufenthalt im innern der persischen Monarchie gelangt war; das Verständnis des einzelnen, insbesondere mancher auffallenden Angaben über die in éine Satrapie zusammengeworfenen Völkerschaften ist durch jene Inschriften nicht wenig erleichtert, die Uebereinstimmung in einer oft auffallenden Weise befestigt worden: und nun sollen wir dem Vf. glauben, wenn er (S. 205) behauptet, es sei kein Grund anzunehmen dasz Her. seine Liste genau nach einem Originaldocument copiert habe, sondern man müsse vielmehr der Ansicht Raum geben, dasz er seine Liste nach verschiedenen Autoritäten (from a variety of authorities) compiliert und abgekürzt habe; demgemäsz habe er diejenigen Länder, mit welchen er bekannt gewesen, in eine erträgliche geographische Ordnung gebracht, beginnend mit der westlichen Küste Kleinasiens, diejenigen aber die ihm unbekannt geblieben habe er durcheinander geworfen, oder, wie der Vf. sich ausdrückt, 'put down indiscriminately.' Solche Behauptungen in den Tag hinein auszusprechen ist freilich leichter als das einzelne sorgfältig zu erforschen und auf diesem Wege zu einem sichern Resultat zu gelangen. Bei dem Verzeichnis, welches im 7n Buche von dem Heere des Xerxes, den einzelnen Bestandtheilen desselben, den Contingenten der einzelnen Völkerschaften und ihrer verschiedenartigen Ausrüstung gegeben wird, will zwar der Vf. zugeben, dasz dem Her. eine Einsicht in die (ohne Zweifel im persischen Reichsarchiv niedergelegten) desfalsigen Aufzeichnungen der königlichen Schreiber (s. Her. VII 100 vgl. 60) zu Theil geworden, und dasz er daraus seine Angaben über die Zahl der Truppen und ihre Ausrüstung entnommen: aber für eine wirkliche Copie einer persischen Musterrolle, wie dies Heeren glaubhaft machen wolle, dürfe man das her. Verzeichnis nicht ansehen: das scheine unmöglich, weil es nichts von den Orientalismen oder von der lebendigen Färbung in sich enthalte, welche unvermeidlich ihren Weg in eine Uebersetzung aus einem persischen Document gefunden haben würde, auch das ganze nur aus einer einfachen Angabe der Ausrüstung einer jeden Nation bestehe, wozu Her. selbst Angaben über den Ursprung einer jeden Nation, so weit er es wuste, hinzugefügt habe. Mit solchen trivialen Räsonnements, die uns im Verständnis des einzelnen wie des ganzen, das eben nur aus den Einzelheiten gewonnen werden kann, auch nicht einen Fusz breit weiter bringen, soll die geographische Kunde des Her. gefördert und gleichsam eine neue Aera für dieselbe, wie dies die Vorrede zu verstehen gibt, begründet werden!

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir uns über das einzelne, das auch hier nur meist eine Zusammenstellung her. Nachrichten unter besondern, nach den einzelnen Ländern geordneten Gesichtspunkten oder Rubriken bringt, kürzer fassen. Das 2e Cap. befaszt die zu Kleinasien gehörigen Länder in 4 Abtheilungen: zuerst die griechischen Colonien (Aeoler, Ionier, Dorier) nebst Karien, Lykien und Pamphylien, dann Mysien und Lydien, in 3r Reihe den Hellespont, Phrygien, Bithynien, Paphlagonien und Kappadokien, zuletzt Kilikien. Was Her. bei jedem Volke gelegentlich von den Sitten und Eigenthüm-

lichkeiten desselben bemerkt, ist ebenfalls in die Darstellung aufgenommen: hie und da auch eine (meist bekannte) erklärende Notiz beigefügt; als eine neue Erklärung der lykischen Sitte (Her. I 173), wonach die Söhne sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater benennen, wird man wol die Bemerkung S. 225 in der Note anzusehen haben, dasz dies wahrscheinlich (wie bei den Nairs an der malabarischen Küste) zu erklären sei aus der Ungewisheit, die in manchen Fällen über den Vater obwalten könne, während man über die Mutter in der Regel Gewisheit habe!! — Das 3e Cap. hat das obere Asien zum Gegenstande, oder Syrien, Babylonien (Assyrien), Kissia und Persis. Bei dem Abschnitt Syrien kommt auch Palaestina zur Sprache, und hier (S. 249) auch das viel besprochene und bestrittene Kadytis, das der Vf. nach Rawlinson, der die Schwierigkeit aufgeklärt, nicht in Jerusalem, sondern in Gaza erkennt, welches nach Rawlinsons Erklärung *Khazita* geheiszen. Wir wollen auf das unsichere und willkürliche dieser Annahme hier nicht weiter eingehen, indem sich uns dazu eine andere Gelegenheit geboten hat, aber auf eine in der Note befindliche Bemerkung unseres Vf. aufmerksam machen. Die Ansicht, welche den Her. aus diesem Grunde nicht in das innere Palaestinas eindringen läszt, weil er sonst gewis von einer so eigenthümlich lebenden Nation wie die jüdische einiges berichtet haben würde, beruht nach dem Vf. auf einer irrigen Ansicht von der Lebenszeit des Her., der ein Zeitgenosse des Nehemia war, zu einer Zeit wo die jüdische Nation durch die Samaritaner sehr gedrückt war, wo Jerusalem weder Wälle, Thürme noch Thore besasz, sondern in dem traurigen Zustande der Verödung sich befand, welchen die beiden ersten Capitel des Buches Nehemia uns schildern: so konnte die Stadt für einen Reisenden wie Her. wenig Anziehungskraft haben; es war für ihn hier nichts aufzuzeichnen als eine ruinierte Stadt und ein ganz herabgekommenes Volk. (Eine ähnliche Ansicht fanden wir auch unlängst von Nägelsbach ausgesprochen in Reuters Repertorium für die theol. Litt. N. F. Bd. XXVI [1851] S. 194.) Die Reise des Her., der um 450 v. Chr. in Aegypten verweilte und von da aus wahrscheinlich nach der phoenizischen Küste, die er durchstreifte, sich begab, wird wol bald nach diesem Jahre, also 449 oder, wenn man dieser Annahme nicht beipflichten und in umgekehrter Richtung den Her. von Phoenizien nach Aegypten wandern lassen will, etwa das Jahr zuvor zu setzen sein, also 451. Nehemia ward im 20n J. der Regierung des Artaxerxes Langhand (der 465 den Thron bestieg) in seine Heimat entlassen, wo er dann den Bau der Mauern Jerusalems begann, wie er selbst erzählt (1, 1. 2, 1), also 445 v. Chr. Es kann uns nicht in den Sinn kommen diese chronologischen Angaben bestreiten zu wollen, aber wir können darin keinen Grund gegen die Annahme finden, dasz unter Kadytis Jerusalem zu verstehen sei, da ja aus Nehemia selbst erhellt dasz Jerusalem auch damals wieder der Hauptsitz der aus dem Exil zurückgekehrten Juden und die Hauptstadt des ganzen Landes war, die eben deshalb durch Nehemia mit neuen Mauern versehen und dadurch sicher gestellt werden sollte; wir kön-

nen eben deshalb auch darin keinen Grund finden, der den Her. abgehalten in das innere Palaestinas zu dringen, das für ihn überhaupt gar nicht die Bedeutung hatte wie z. B. die reichen, mit Griechenland so vielfach in Verkehr stehenden phoenizischen Handelsplätze oder die groszen, durch ihre Wunderwerke so berühmten Städte des innern Asiens wie Babylon, Ekbatana usw. — Bei dem Abschnitt über Babylon wird die ganze Beschreibung, die Her. von den Mauern wie von der Stadt selbst und ihrer Anlage und Ausdehnung gibt, sowie alles was er von den Sitten der Babylonier erzählt hier wörtlich wiederholt, ebenso bei dem was über die Perser folgt. In derselben Weise ist die Zusammenstellung gehalten, welche im 4n Cap. unter der allgemeinen Aufschrift 'unexplored Asia' über die Gegenden des Pontus Euxinus, Armenien, Medien, Baktrien usw. sich verbreitet. Ekbatana, die alte Hauptstadt Mediens, wird nicht in der Lage des heutigen Hamadan gesucht, sondern mit Rawlinson in die Gegend des heutigen Takhti-Soleiman verlegt (S. 287), was bekanntlich auf einem schon von Quatremère hinlänglich nachgewiesenen Irthum beruht, aber von den Engländern, wie wir aus mehreren Schriften ersehen, um so eifriger nachgesprochen wird, weil ein Engländer in diesen Irthum verfallen ist. Auch in Bezug auf die Beschreibung der Burg von Ekbatana mit ihrer siebenfachen Ringmauer wird auf Rawlinson Bezug genommen, der das ganze für ein orientalisches Märchen erklärt, eben daher auch in Abrede gestellt dasz Her. je nach Ekbatana gekommen, während jeder der unbefangen die genaue Beschreibung des Her. und die von ihm dabei angestellte Vergleichung mit Athen ins Auge faszt, beides nur aus eigner Anschauung abzuleiten im Stande sein wird, am wenigsten aber darin ein dem Her. aufgebürdetes Märchen finden wird, wenn er nicht geradezu den Her. zu einem lächerlichen Aufschneider machen will. Was die S. 301 mitgetheilte Berechnung der Einkünfte der 20 persischen Satrapien betrifft, so liegen uns darüber jetzt weit genauere Berechnungen in Böckhs metrologischen Untersuchungen vor, die freilich unser Vf. nicht gekannt hat. Das 5e Cap. beendigt die Uebersicht Asiens mit den Gegenden des südlichen Indiens, Kolchis und Arabiens, hier zusammengefaszt unter der allgemeinen Aufschrift 'independent Asia'. Im 6n Cap., überschrieben 'Persian geography' werden die Angaben Her. über die an dem Feldzug des Xerxes theilnehmenden Völkerschaften, sowie sie das 7e Buch enthält, zusammengestellt und die im 5n Buch enthaltenen Angaben über die Route von Sardes nach Susa beigefügt. Neue Erörterungen haben wir nicht gefunden: der ganze Abschnitt scheint in der Weise, wie er hier gestaltet ist, kaum nothwendig.

Die 3e Abth.: Africa, mit einem einleitenden Abschnitte allgemeineren Inhalts beginnend, in welchem auch die her. Erzählung von der Umschiffung Africas besprochen und als wahr befunden wird (S. 345), geht mit dem 2n Cap. sofort auf Aegypten über, dessen Geographie auch die beiden folgenden Cap. angehören, in welchen der Beschreibung einzelner Tempel, sowie insbesondere der drei groszen Pyrami-

den, dann des Labyrinths u. ä. Gegenstände ein viel zu ausgedehnter Raum durch wörtliche Aufnahme der her. Schilderungen zugefallen ist, als man füglich in einem die Geographie des Her. behandelnden Werke erwarten konnte; dies ist aber noch weit mehr der Fall bei den folgenden Abschnitten, die nach einem groszen Theil ihres Inhalts in eine solche Geographie gar nicht gehören, namentlich beim 5n Cap., das unter der Aufschrift 'Aegyptian mythology' eine Zusammenstellung der Angaben des Her. über aegyptische Gottheiten und deren Dienst liefert (S. 438—478) und damit einige Deutungen oder Erklärungen verbindet; das 6e Cap.: 'manners of the Aegyptians' verbreitet sich in einer ähnlichen Zusammenstellung zunächst über die aegyptischen Kasten, die einzelnen von Her. erwähnten Sitten und Gebräuche der Aegypter, sowie die von Her. beschriebene, dem Lande eigenthümliche Thierwelt (S. 479—513). Die weiter bei Her. vorkommenden Nachrichten über die südwärts von Aegypten gelegenen Landstriche (z. B. Meroë), sowie über die westwärts an der africanischen Nordküste seszhaften Stämme bilden in ihrer Zusammenstellung den Inhalt der beiden letzten Capitel, welche die Aufschriften 'Aethiopia' und 'Libya proper' führen.

Wir glauben dasz es kaum nöthig sein wird in das einzelne dieser Abschnitte einzugehen, zumal da wo der Inhalt sich rein auf die bemerkten Zusammenstellungen beschränkt: bei dem Abschnitt über die aegyptische Mythologie sind, wie bemerkt, einige Erklärungen oder vielmehr Deutungen einzelner aegyptischer Gottheiten hinzugekommen, die jedoch nichts weniger als neue Aufschlüsse auf diesem noch so dunkeln und schwierigen Gebiete bringen, sondern meist auf einige aus Wilkinson oder auch aus Encyclopaedien oder Wörterbüchern entnommene Bemerkungen sich beschränken. Von welcher Art diese Bemerkungen oder Erklärungen sind, mag aus einigen Proben entnommen werden. S. 446 wird die von Her. II 42 erzählte Mythe berichtet von Hercules, der den Zeus durchaus zu sehen wünscht; dieser, anfangs abgeneigt, läszt sich am Ende erbitten und zeigt sich dem Hercules mit dem Fell eines geschlachteten Widders, das er angelegt hat, was dann, wie Her. hinzufügt, die Veranlassung gab die Bilder des Zeus mit dem Kopfe eines Widders darzustellen. Diese Mythe wird hier aus der heiligen Schrift erklärt. In dem Hercules, der den Zeus zu sehen d. i. ihm ein Opfer zu bringen wünscht, wird erkannt Abraham, der seinen Sohn zum Opfer darbringen will; Zeus oder Amun will ihn nicht sehen, d. h. Gott will ein solches Opfer nicht annehmen: er veranlaszt daher die Schlachtung eines Widders und zeigt sich dann dem Abraham. Der Aufenthalt des letztern in Aegypten, seine innige Verbindung mit diesem Lande soll die Quelle der aegyptischen Mythe in dieser ihrer Entstellung nachweisen; sehen und zeigen sind 'devotional Hebraisms', und *Amon*, ein echt hebraeischer Ausdruck in der Bedeutung 'faithful', verbindet diese Geschichte innig mit dem dem Abraham gegebenen Titel! Ein solch colossaler Unsinn kann doch nicht einmal durch englische Orthodoxie entschul-

digt werden. — Das Lampenfest zu Sais, von dem Her. II 62 spricht, wird nicht blosz mit einem ähnlichen Feste in China zusammengestellt (was der Vf. aus Larchers Angabe entnommen hat), sondern auch mit der Sitte die noch jetzt, wie der Vf. S. 453 Anm. hinzufügt, in der Schweiz, in Irland und andern Gegenden sich finde, auf den Tag des heiligen Johannes auf den Gipfeln der Berge Feuer anzuzünden! Und dann wird weiter bemerkt dasz die Lampe ein sehr altes Emblem der Athena gewesen! Die von Her. II 45 berichtete und als einfältig (εὐήϑης δὲ αὐτῶν καὶ ὅδε ὁ μῦϑός ἐστι κτλ.) bezeichnete Mythe von Hercules, den die Aegypter dem Zeus hätten opfern wollen, der aber am Altar sich widersetzt und alle Aegypter erschlagen, wird S. 456 als eine Verdrehung (a disguised version) der biblischen Erzählung von Simson, der mit dem Eselskinnbacken die Philister schlägt (Richter 15, 17), bezeichnet und mit der andern That Simsons (ebd. 16, 30) in Verbindung gebracht, wo er die Seulen des Dagontempels umwirft, in Folge dessen die Decke einstürzt und das Volk, das im Tempel sich befand, erdrückt! Diese Proben mögen zur weiteren Würdigung genügen; wir haben nur noch von einigen am Schlusz befindlichen Beigaben zu reden. Unter Appendix I: 'travels of Herodotus' finden wir auf etwa 4 Seiten einen Ueberblick über die Reisen des Her., der ebenso gut auch hätte wegbleiben können, unter App. II auf einer Seite Angaben über her. Masze und Gewichte, unter App. III eine aus englischen Zeitungen bereits bekannt gewordene Notiz des General Jochmus, wornach Darius bei seinem Feldzug gegen die Skythen denselben Weg über den Balkan genommen, den das russische Heer unter Diebitsch im Jahre 1829 von der andern, nördlichen Seite her gemacht; App. IV betrifft die Umschiffung Africas durch den Karthager Hanno.

Heidelberg. *Christian Bähr.*

40.

Zur Litteratur des Platon und Aristoteles.

1) *Platons Apologie des Sokrates und Kriton. Mit erklärenden Anmerkungen für den Schulgebrauch von A. Ludwig.* Wien, Verlag und Druck von Carl Gerold und Sohn. 1854. XX u. 86 S. 8.

Die Absicht des Hrn. Ludwig bei der Herausgabe dieser platonischen Dialoge war 'dem Bedürfnisse der Schüler entgegenzukommen und mit Ausscheidung alles specifisch gelehrten Apparates vor allem ein sprachlich genaues Verständnis bei den Schülern anzubahnen.' Es bewog ihn dazu die Verzögerung, welche das erscheinen dieser Schrif-

ten in der Weidmannschen Sammlung erfuhr. Ref. hat zwar Grund die praktische Einrichtung dieser Ausgabe im ganzen anzuerkennen, möchte aber damit nicht sagen, dasz sie allen Bedürfnissen der Schule vollkommen genüge und eine neue Schulausgabe, wie sie theils in jener Sammlung von H. Sauppe theils einer neulichen Ankündigung gemäsz im Teubnerschen Verlag von Chr. Cron zu erwarten ist, unnöthig mache. Hr. L. hat, wie er selbst im Vorwort sagt, die österreichischen Gymnasien im Auge gehabt; jene hoffentlich bald zu erwartenden Ausgaben werden sich nach dem Stande der übrigen deutschen Gymnasien richten, und das wird einen wol nicht geringen Unterschied in der Behandlung bedingen. Dem Text und seiner Erklärung ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche in 4 Abtheilungen 1) eine Uebersicht über den Charakter und die Philosophie des Sokrates im Anschlusz an die vorausgehenden Systeme, 2) Gang und Beurtheilung des Processes, 3) den Inhalt der Apologie, 4) den Inhalt des Kriton enthält. Der erste Theil scheint Ref. in seiner Einfachheit den Bedürfnissen der Schüler ganz angemessen behandelt; in dem 2n vermiszt er ein etwas tieferes eingehen und anschaulichere Darstellung der attischen Gerichtsverfassung. Auszerdem hat er zu berichtigen, dasz Meletos S. XI als der Mörder des Salaminiers Leon bezeichnet wird. K. F. Hermann hat im göttinger Winterkatalog 18$\frac{54}{55}$ diese Ansicht hinlänglich widerlegt und auch nachgewiesen, dasz der tragische Dichter Meletos, derselbe der auch Skolien und Liebeslieder dichtete, der Vater des gleichnamigen Anklägers des Sokrates gewesen sei. Damit ist auch erklärt, warum Platon Apol. p. 23 E sagen kann *ὑπὲρ τῶν ποιητῶν ἀχθόμενος*. Auszerdem mag die Bemerkung S. XIV, dasz die Erziehung und Bildung der Bürger in Athen vom Staate selbst geleitet worden sei, in dieser Form nicht richtig sein. Auch hätte Hr. L. bei der Darstellung der Gründe, die des Sokrates Verurtheilung herbeiführten, sein Verhältnis zu den Sophisten, mit denen man ihn identificierte, nicht übergehen sollen. Auf die Inhaltsangaben legt Ref. wenig Werth. Der Primaner soll sich selbst in Dispositionen gelesener Stücke versuchen. Zudem zieht Ref. darin die strengere Form der Disposition der losern Angabe des Gedankengangs immer vor. Was die Texterklärungen betrifft, so beziehen sie sich vorzugsweise auf grammatische Dinge und suchen die Uebersetzung zu unterstützen. Historisches und antiquarisches ist nicht ausgeschlossen, aber nach der Ansicht des Ref. allzu kurz gehalten. Der logische Fortschritt der Gedanken u. dgl. ist nur in seltenen Fällen berücksichtigt; Hr. L. wollte eben das grammatische in den Vordergrund stellen, und es mag sein dasz der Stand der österr. Gymnasien dies jetzt noch in dem Grade verlangt als er es gethan hat. Doch vermiszt Ref. in der Art der Behandlung die denn doch nothwendige Gleichmäszigkeit. Es sind mitunter die Regeln selbst angegeben, wie z. B. gleich p. 17 A die Construction von Intransitiven mit *ὑπό*, und daneben die betreffenden §§ der Grammatiken von Curtius und Krüger citiert, in andern Fällen wird neben dem Citat jene nur angedeutet, in anderen findet sich die

Verweisung auf die Gramm. allein. Letzteres scheint dem Ref. das richtigere. Regeln soll der Schüler aus der Grammatik lernen und in der Schule wissen. Dasz übrigens nur auf Curtius und Krüger, nicht auch auf Buttmann und Kühner verwiesen wird, beschränkt ohnedies schon den Gebrauch des Buches vorzugsweise auf österr. Gymnasien. Uebrigens sollte man doch erwarten dürfen dasz, wer bis zur Lectüre des Platon gekommen ist, bei der vorausgehenden schon den concessiven Gebrauch des Particips (31 B. 32 D), *εἴ τις* (36 D), den Genetiv bei *πόρρω* (*τοῦ βίου* 38 C) u. dgl. kennen gelernt haben müste. Die Attraction beim Relativum ist eine so allgemein durchgehende Erscheinung (Hr. L. nennt sie mit anderen Assimilation; doch bewahrte man diesen Ausdruck besser für andere Erscheinungen), dasz sie nicht bei jeder Stelle, z. B. noch Krit. 46 B *ταῖς δίκαις, αἷς* brauchte erklärt zu werden. Einmal war genug. Die zur Unterstützung der Uebersetzung dienenden Erklärungen hätten auch sparsamer gesät sein können: denn welches Princip soll den Maszstab bilden, wenn Hr. L. z. B. Krit. 46 B *ὃς ἄν μοι λογιζομένῳ βέλτιστος φαίνηται* übersetzt? Darauf mögen sich des Ref. Bemerkungen beschränken, die nur das praktische berücksichtigen sollten. Anerkennen musz Ref. die Klarheit und Einfachheit in der Form der gegebenen Erklärungen, die darum dem Verständnis der Schüler leicht zugänglich sein müssen. Daher ist zu wünschen dasz diese Ausgabe dazu beitragen möge, auch auf österr. Gymnasien das Verständnis platonischer Dialoge bald möglich zu machen.

2) *Platonis de legibus libri XII. Item incerti auctoris Epinomis. Relegit Io. Georgius Baiterus.* Turici impensis Meyeri et Zelleri. 1854. XL u. 439 S. 12.

Zwischen der ersten (von Winckelmann besorgten) und dieser zweiten zürcher Ausgabe der Leges sind vierzehn Jahre verflossen. In dieser Zeit ist für die Textesrecension viel geschehen. Wie sich erwarten läszt, hat Hr. Baiter alles wol benutzt und damit seine Ausgabe auf die Höhe gehoben, welche in diesem Augenblicke in diesen Dingen die Wissenschaft selbst erreicht hat. In der Vorrede gibt er eine Uebersicht über die von ihm vorgenommenen Veränderungen, deren Zahl eine auszerordentlich grosze ist. Hr. B. hatte auch K. F. Hermanns Ausgabe vor sich. Da diese von berufener Seite bald eine eingehende Beurtheilung in diesen Blättern erfahren wird, so kann ich um so kürzer sein und alle Veränderungen übergehen, worin Hr. B. sich auf frühere stützt, sei es in Uebereinstimmung sei es abweichend von Hermann. Nur die von ihm selbst stammenden neuen Aenderungen will ich anführen. I 629 D *ἔοικας μὲν γὰρ πρὸς τὸν ἐκτός*, im ganzen nach Ast, nur mit Weglassung des *τοὺς* vor *πρός*. Offenbar ist *πόλεμον* zu ergänzen, daher *τὸν* nothwendig. 634 D tilgt er mit Recht *ὁ* vor *λόγος ἕτερος*. 639 C schreibt er *οἰόμεθα* für *οἰώμεθα*. Letzteres dürfte aber hier trotz Eusebios vorzuziehen sein. Theils weist darauf *δή* theils die ganze Form des Gedankens am Schlusz der Entwicklung hin.

643 E wird *ἄλλων τοιούτων* mit Recht in *ἄλλα τοιαῦτα* geändert und *σφόδρα* gestrichen. 648 C ist die Aenderung des *κακῶς δὲ ζημίαν ἐπιτιθείης* aus *ἐπιτιθεὶς* durchaus nothwendig. II 656 B *αὐτῶν τὴν μοχθηρίαν* statt *αὐτοῦ* (nach Ficin). 658 C wird *ταύτην* dem *ἀπόκρισιν* nachgestellt. 669 B schreibt Hr. B. *ὅ τί ποτέ ἐστι*, während Hermann u. a. das *ποτέ* weglassen. Dies scheint an dieser Stelle in der That vorzuziehen, weil die erste nachdrucksvolle Einführung dieser Kategorie schon früher da war und hier nur neben zwei anderen Fragen nochmals wiederholt wird, die jetzt die wichtigeren sind. 695 D *ἰσότητα κοινήν τινα* nach Cod. A statt *ἰσ. τ. κ.* IV 713 A bleibt *τὸν* vor *νοῦν* trotz der Autorität der Hss. mit Recht weg. V 743 A *ἀγαθὸν δὲ ὄντα διαφόρως* für *διαφερόντως*. 743 D *ἀναγκάσει' ἄν*. Besser Hermann *ἀναγκάσει* (Fut.); der Opt. mit *ἄν* würde hier unstatthaft sein. 744 C *πενίαν* für *πενίας*. VII 804 D nach *ἐν δὲ τούτοις πᾶσι* ist (nach Eusebios) *δεῖ* zugesetzt. X 888 B *ταύτην τὴν δόξαν* statt des unerträglichen *ταύτην δόξαν*. 906 D ist das von Hermann zuerst aufgenommene *εἰ* nach *κυσί* gestellt, wo sein Ausfall am leichtesten erklärlich scheint. XI 920 B statt der verderbten Lesart der Hss. hatte Hermann *ἃ ῥοπὴν ἔχει* emendiert. Diese Emendation vollendet Hr. B. jetzt dadurch dasz er zwischen *ἃ* und *ῥοπὴν* *ποτε* einschiebt und dadurch auch den Spuren der Hss. (*ἀποτροπήν*) vollständig genügt. XII 960 C *τῇ τῶν κλωσθέντων τολύπῃ*, vgl. Hermann vol. V praef. XXVI zu dieser Stelle. — Erscheint so der Text nach den Anforderungen der Wissenschaft der früheren Ausgabe gegenüber als ein sehr gereinigter und verbesserter, so musz Ref. mit besonderer Anerkennung den trefflichen Druck hervorheben, der sich trotz der kleinen Lettern durch grosze Schärfe und Klarheit sehr vortheilhaft auszeichnet, so dasz das Auge nur mit Wolgefallen darauf verweilen kann.

3) *Index lectionum — in academia theol. et philos. Monasteriensi per m. hib. a. MDCCCLIII—IV publice privatimque habendarum. (Praefatus est Franc. Winiewski de loco Platonis Phaed. p.* 66 *B.)* **Monasterii Westphalorum, ex typographia acad. Aschendorffiana. 30 S. 4.**

Jene vielbesprochene Stelle lautet so: *κινδυνεύει τοι ὥσπερ ἀτραπός τις ἐκφέρειν ἡμᾶς μετὰ τοῦ λόγου ἐν τῇ σκέψει, ὅτι κτλ.* Die Hauptschwierigkeit macht das Wort *ἀτραπός*, darum gruppieren sich andere die theils die Bedeutung der übrigen Worte theils die Construction von *ὅτι* betreffen. Hr. W. führt zuerst die Ansichten anderer auf. Sie lassen sich in zwei Classen ordnen, je nachdem die einen unter *ἀτραπός* den Pfad verstehen, der den Philosophen zum Ziele seines Strebens führt — Befreiung der Seele vom leiblichen; die anderen aber (nur formell) den Pfad in ihm sehen, der zum Ziele der vorliegenden Untersuchung führt. Dieser Verschiedenheit der Meinungen gegenüber operiert Hr. W. in sehr umsichtiger, lichtvoller und anziehender Weise. Aus den Worten, zeigt er, läszt sich nach beiden

Seiten streiten und beweisen; der Gedankenzusammenhang musz entscheiden. Aus der Combination des vorangehenden und folgenden musz sich ergeben, welchen Sinn man in der Mitte mit Nothwendigkeit erwarten müsse. Der 2e Theil der Untersuchung beschäftigt sich dann damit die einzelnen Worte zu prüfen und zu erläutern. Das Resultat des ersten Theils ist: *videtur nos quasi semita hac in quaestione perducere eo ut statuamus*, *quamdiu corpus habemus* etc. Hr. W. entscheidet sich also für die Ansicht der 2n Classe. Sehr treffend zeigt er dasz, wenn man unter ἀτραπός die κάθαρσις (oder wie man es nennen mag) verstehe, ein logischer Widerspruch mit dem unmittelbar folgenden Grundsatz ἕως κτλ. in die Stelle hineingetragen werde. Aus dem letzten Theile hebe ich nur hervor dasz er die Construction von ὅτι als elliptischen Gebrauch desselben darstellt, den er mit vielen Beispielen näher erhärtet. Ein Ausdruck wie *statuentes* wäre darnach zu ergänzen. Hr. W. bietet aber noch eine zweite ebenso gut mögliche Erklärungsweise, wornach man als Subject zu κινδυνεύει zu ergänzen hätte 'diese Meinung', und diese würde dann durch ὅτι nach ihrem Inhalt näher angegeben. Die Wahl kann ich mir ersparen. Denn so sehr ich die Methode des Hrn. Vf. im ganzen und vieles einzelne insbesondere in der Kritik der Ansicht anderer anerkennen musz, so hat mich das oben angegebene Resultat der Untersuchung doch nicht befriedigen können. Der Gebrauch von ἀτραπός in dem vorgeschlagenen Sinn ist doch ganz vereinzelt und auf diese Stelle beschränkt, da Polit. 258 B allzu specielle Färbung hat, um hier etwas beweisen zu können. Was man in jenem Sinn hier erwarten sollte, wäre nach plat. Sprachgebrauch ἴχνος, für das sich zahlreiche Stellen anführen lieszen. Sodann scheint mir, um einstweilen vorzugreifen, 67 B πολλὴ ἐλπὶς ἀφικομένῳ οἷ ἐγὼ πορεύομαι dasselbe Bild wieder aufzugreifen, das hier zur Anwendung kommt. Den Nachweis, dasz die Worte μετὰ τοῦ λόγου ἐν τῇ σκέψει in unserer Stelle ein wirkliches Recht haben, vermisse ich bei allen Erklärern. Im Anschlusz an das ἐκφέρειν bleiben sie steif und schielend und machen die ganze Rede unklar. Fehlte wenigstens μετὰ τοῦ λόγου, so liesze sich die Härte noch eher ertragen. So bin ich denn in der Nothwendigkeit eine andere Erklärung vorzuschlagen. Sie wird sich aus dem Zusammenhang der Gedanken ebenso gut begründen lassen wie die des Hrn. W., gegen die sich zwar auch keine erhebliche Einwendung von dieser Seite machen läszt. Als κάθαρσις oder das Streben nach Erkenntnis durch die Lösung von dem was ihr hindernd in den Weg tritt, läszt sich allerdings ἀτραπός nicht fassen, wie Hr. W. richtig gezeigt hat. Wie aber, wenn wir in unserm Satz den aus dem vorhergehenden für die Philosophen nothwendigen Schlusz, dem auch das folgende wiederum zueilt, gleichsam als Thema an den Anfang der neuen, den Philosophen in den Mund gelegten Untersuchung hingestellt denken? Dieser Schlusz und dieses Thema ist eben: es ist der Tod für uns begehrungswerth; vgl. 66 E. Dann ist ἀτραπός der Todesweg. Natürlich behält es zugleich seine allgemeine Bedeutung und die Philosophen sagen:

'es scheint uns also gleichsam ein Fuszsteig (der schmale Pfad der vom Leben zum Tode führt) herauszuführen (aus diesen Wirren die der Leib an uns heranbringt)'. Das ist doch auch eine wirkliche δόξα, von der Sokrates sagen kann: οὐκοῦν ἐκ πάντων τούτων παρίστασθαι δόξαν τοιάνδε τινὰ τοῖς γνησίως φιλοσόφοις κτλ. Sicherlich erwartet man nach diesem Satz auch eine wirklich aus dem vorhergehenden resultierende Schluszfolgerung an der Spitze, am wenigsten aber dasz die Philosophen mit einer so ganz formellen Bemerkung beginnen sollten, die ohnedies voraussetzte dasz sie sich auf die vom Sokrates dargelegte Ansicht direct beziehen konnten und dasz in dieser selbst Schwierigkeiten lägen. Ich glaube aber, dem allgemeinen Inhalt nach kann sich recht wol, nur nicht der Form der Untersuchung nach, ihre Erwägung auf das vorhergehende stützen. Sehr passend wird die Sentenz, die erst erwiesen werden soll — von dem Standpunkt der Philosophen aus — in poetischem Gewande ausgedrückt und der Ausdruck Tod vermieden. Indem er als eine Reise erscheint welche die Seele antritt, gibt diese absichtliche Verhüllung von der furchtlosen Ruhe, mit welcher der Philosoph davon sprechen kann, am besten Zeugnis. Die Worte μετὰ τοῦ λόγου ἐν τῇ σκέψει würden nun freilich auch für diese Erklärung sehr störend sein, wenn ich sie an ἐκφέρειν sich anschlieszen liesze; allein ich glaube, es gibt ein besseres Rettungsmittel. Man setze nach ἡμᾶς nur ein Komma oder besser einen Gedankenstrich, und denke nun diese Parenthese von Sokrates nicht im Sinne der Philosophen, sondern im eignen gesprochen, so dasz durch sie das vorausgehende λέγειν noch einmal aufgegriffen würde. Dann erklärt sich auch ὅτι sehr einfach; denn damit würde wieder die Fortsetzung der Reden der Philosophen eingeleitet. Das ganze würde darnach heiszen: 'es scheint demnach gleichsam ein Fuszsteig uns herauszuführen — mit dem Beweissatz in ihrer Betrachtung: so lange wir' usw. Schmidts Vorschlag τούτου einzuschieben würde ganz passend, aber nicht nothwendig sein.

4) *De periodorum Platonicarum structura. Dissertatio prima. Scripsit* *Frid. Guil. Engelhardt*, *gymnasii Gedanensis director*. (Osterprogramm des städtischen Gymnasiums zu Danzig von 1853.) Gedani, typis Edwini Groeningii. 36 S. 4.

Hr. E. bietet uns in dieser Abhandlung eine sehr fleiszige Sammlung von Beispielen platonischer Perioden, die sämtlich dem Phaedon entlehnt sind. Mehr als eine Sammlung von Stoff hatte er nicht zu geben beabsichtigt; dadurch wollte er vielmehr eine Vorarbeit zu künftigem Gebrauch der Techniker liefern. Er beginnt mit den sog. parataktischen Perioden, geordnet nach der Zahl der Glieder, die im Phaedon sich nicht über 6 erhebt. Dabei war meines erachtens das innere Gedankenverhältnis nicht zu übersehen, das durch die beiordnenden Conjunctionen hindurchscheint. Wenn eine Periode aus 5 oder 6 Hauptsätzen besteht, so ist es nicht gleichgiltig, ob dieselben alle

durch *καί* aneinandergereiht sind, oder ob durch die Wahl anderer Conjunctionen (wie z. B. *μέν* und *δέ*) eine innere logische Gliederung entsteht, so dasz die parataktische Form dadurch gleichsam Vertreterin der hypotaktischen wird. Unter welchen Verhältnissen dies möglich ist, war darnach aufzuzeigen. Darauf folgen von S. 6 an die hypotaktischen Perioden: zunächst Hauptsätze mit Nebensätzen 1n Grades in ihren verschiedenen Abstufungen und Zusammenfügungen, dann mit Nebensätzen 2n, 3n und endlich 4n Grades. Als Resultat dieser Betrachtung stellt sich heraus, dasz Perioden mit Nebensätzen 2n Ranges selten, noch seltener natürlich mit solchen 3n Grades sind, während sich von Nebensätzen 4n Grades im Phaedon überhaupt nur 2 Beispiele finden. Ueberhaupt ergibt sich, dasz in der plat. Periodenstructur die parataktische Form bei weitem die hypotaktische überwiegt und auch in den Ansätzen zu dieser der Typus der parataktischen Structur vorherscht. Damit ist das Wesen des dialektischen Stiles ausgesprochen im Unterschied vom historischen und oratorischen. Der Hauptsatz geht meist voraus; die Nebensätze sind eigentlich erklärende Zusätze, analog der dialektischen Gedankenbildung. Von dieser exegetischen Natur der Nebensätze spricht Hr. E. S. 25 f. Daran reihen sich einige Beobachtungen über den Gebrauch der Apposition, theils durch einzelne Worte theils durch Sätze, ferner der Participien, die dem Zweck der Vervollständigung des Gedankens dienen und in groszer Häufung erscheinen (94 C), dann die Infinitive, Parenthesen, Vergleichungen und Gleichnisse (85 C—86 D), Uebergang aus indirecter in directe Rede (66 D), Anakoluthe. Hr. E. hebt mit Recht die *grata neglegentia* hervor, die neben der *gravitas* der plat. Redeweise charakteristisch ist. Was die Behandlung des einzelnen anlangt, so möchte ich auch hier geltend machen, dasz vor allem bei einem so plastisch denkenden Schriftsteller wie Platon über die äuszere Form der Zusammenhang mit dem Inhalt, der jene schafft, nicht vergessen werden sollte. Dieser Gesichtspunkt scheint mir wichtiger als absolute Vollständigkeit in den Beispielen für einen Hauptsatz mit einem Nebensatz in aufsteigender Linie bis zur Erfüllung der Zahl der Haupt- und Nebensätze. Ferner habe ich das auszusetzen, dasz Hr. E. Hauptsätze die nebeneinander stehen, aber eigentlich, weil sie verschiedene Gedanken repraesentieren, auch verschiedene Perioden bilden, allzu häufig zu éiner Periode verbindet. Wollte man diesen Grundsatz befolgen, so müste man alle Sätze éiner Entwicklung, weil der Grieche stets Conjunctionen setzt, zu éiner Periode zusammenfassen. Der Gesichtspunkt, nach dem äuszerlich zu scheiden ist, musz auch hier der Gedanke sein. Nimmt man aber ihn zum Masze, so würden viele der Beispiele die Hr. E. anführt nicht mehr treffend erscheinen, zum Vortheil einer richtigern Erkenntnis. Dasz übrigens Hr. E. sich auf den Phaedon beschränkt hat, kann ich nur loben: denn auch nach dem sprachlichen Ausdruck findet Verschiedenheit in den Dialogen statt je nach der Entwicklungsstufe der sie angehören, wenn auch allen ein und derselbe Typus gemeinsam ist.

5) *Platonis dialogum qui Phaedrus inscribitur exposuit atque explanavit J. H. Schlegel.* (Programm des Gymnasiums zu Offenburg 1854.) 50 S. 8.

Der Vf. dieses Programms liefert darin eine Darstellung des Inhalts des platonischen Phaedros, welche so ziemlich Gedanken für Gedanken dem Originale folgt. Das ist nichts anderes als eine Umgestaltung der Form des Dialogs, ohne Werth für die Wissenschaft oder für andere. Denn wenn man den platonischen Phaedros aus dem Originale kennen lernen kann und aus einem Abbild wie das von Hrn. S. gelieferte, so wird man doch wol besser thun das Original vorzunehmen, das natürlich dieselbe Sache in viel lebendigeren, individuelleren Zügen darstellt, als das Abbild auf etwas beschränkterem Raume es kann. Solche Arbeiten haben nur persönlichen Werth für den Verfasser als Vorarbeiten für weitere wissenschaftliche Forschungen oder als Uebungen in der Darstellung, hier im lateinischen Aufsatz. Wäre es unsere Sache die Kunst des Lateinschreibens abzuschätzen, so könnte die Arbeit des Hrn. Vf. als recht gelungen bezeichnet werden. Der Gegenstand von Programmabhandlungen sollte aber immer einen Werth entweder für die Wissenschaft oder für die Praxis der Schule haben; blosze Vorarbeiten oder Uebungen in der Darstellung sollte man den Fachgenossen nicht vorlegen, weil sie daraus nichts entnehmen können. Darstellungen des Inhalts bedeutender Werke des Alterthums, zumal platonischer Dialoge, sind ja gewis nicht zu verwerfen, ja sie können für die Zwecke der Wissenschaft von wirklich hoher Bedeutung und unentbehrlich sein. Dann dürfen sie sich aber nicht an die Stelle des Originals selbst setzen wollen, indem sie es paraphrasieren, sondern sie müssen den Hauptgedanken des Werkes, das Verhältnis der einzelnen Theile und Gedanken zu ihm und zu einander, und so die Gliederung des Inhalts überhaupt zur Darstellung bringen: kurz es musz eine selbständige Auffassung des wolverarbeiteten Inhalts geboten werden, die für andere das richtige Verständnis desselben ermöglicht. Davon finden wir in der vorliegenden Arbeit nur sehr spärliche Anfänge, wie S. 13 den Ansatz zu dem eignen Urtheil, dasz die Grundlage des vorgetragenen Mythos die Ideenlehre sei, oder S. 31 die kurz gefaszte Bezeichnung des Hauptinhalts im 2n Theile des Dialogs und seines Zusammenhangs mit dem 1n Theile. Freilich ist sie da weniger Selbstzweck als Mittel zum Uebergang in der Darstellung des Vf. Das verbietet uns denn auch ein näheres eingehen auf die nur hingeworfene, keineswegs begründete Ansicht. Hr. S. verspricht in der Vorrede noch weitere Arbeiten über den Phaedros: eine Untersuchung über die Abfassungszeit desselben und über seine Stellung in der platonischen Philosophie überhaupt. Das sind wirklich wissenschaftliche, auch den Zwecken eines Programms entsprechende Stoffe, mit deren Bearbeitung er vor seinen Fachgenossen Ehre einlegen kann. An Kenntnissen und Belesenheit in der plat. Philosophie fehlt es Hrn. S. nicht, das dürften die Anmerkungen beweisen, und die Darstellung des Inhalts,

wie sie uns vorliegt, zeugt wenigstens für die Klarheit in der Auffassung. Darum wollen wir keineswegs mit unserm über diese Arbeit absprechenden Urtheile den Hrn. Vf. von der Bearbeitung jener Themata zurückschrecken. Doch empfehlen wir ihm vor allem die neueste Bearbeitung dieser Fragen nicht zu übersehen, die sich in dem kürzlich erschienenen Werke von F. Susemihl befindet: die genetische Entwicklung der plat. Philosophie I S. 211—286.

6) *P. W. Forchhammeri quaestionum criticarum caput I: de Aristotelis artis poëticae cap.* 4 § 11. (Vor dem Index scholarum der kieler Universität für das Sommersemester 1854). Kiliae, ex officina C. F. Mohr. XII S. 4.

Die Stelle welche Hr. F. einer Kritik unterwirft lautet in den meisten Ausgaben seit Aldus so: *τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν, εἰ ἄρ' ἔχει ἤδη ἡ τραγῳδία τοῖς εἴδεσιν ἱκανῶς ἢ οὔ, αὐτό τε καθ' αὑτὸ κρινόμενον καὶ πρὸς τὰ θέατρα, ἄλλος λόγος.* Die von F. Ritter und G. Hermann aufgestellten Erklärungsversuche verwirft Hr. F. mit Recht aus dem sehr triftigen Grunde, weil die Stelle jenen Wortlaut nur durch Conjectur erhalten hat, ohne dasz doch ein annehmbarer Sinn durch dieselbe hergestellt würde. Daher geht er von neuem auf die Lesart der Hss. zurück und sucht in dieser den zutreffenden Sinn. Die Hss. haben alle statt *εἰ ἄρ' ἔχει* — *παρέχει*, einige für *εἴδεσι* — *εἰδόσι*, für *κρινόμενον* theils *κρίνεται ἢ ναὶ* theils *κρ. ἦναι* theils *κρ. εἶναι*. Diese letzte Verschiedenheit, sagt Hr. F., sei daraus entstanden, dasz in dem gemeinsamen Original unserer Hss. über *κρίνεται* — *ἢ ναι* gestanden habe; dies solle heiszen, dasz für *κρίνεται* — *κρῖναι* zu lesen sei. Mit Wiederherstellung der beiden andern Lesarten hiesze nun also die ganze Stelle: *τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν παρέχει ἤδη ἡ τραγῳδία, τοῖς εἰδόσιν ἱκανῶς ἢ οὐ αὐτό τε καθ' αὑτὸ κρῖναι καὶ πρὸς τὰ θέατρα, ἄλλος λόγος.* Die Interpretation derselben wäre dann: *spectandi quidem facultatem iam praebet tragoedia, utrum iis, qui satis sciant necne ipsum per se respectuque theatri iudicare, nil attinet.* Zur Begründung schlägt Hr. F. folgenden Weg ein. Die Anfangsworte unseres Ausspruchs sprächen den im unmittelbar vorhergehenden Satz angedeuteten Vorzug der Tragoedie vor dem Epos aus, dasz jene das selbstschauen möglich mache. Dazu sucht er durch Anführung einiger Beispiele nachzuweisen, dasz *ἐπισκοπεῖν* nicht blosz die Bedeutung des geistigen betrachtens, sondern auch die des leiblichen schauens haben, also für *θεᾶσθαι* stehn könne. Zum richtigen schauen gehöre allerdings eine gebildete Erkenntnis, welche über das Wesen der Tragoedie und ihr Verhältnis zum Theater zu urtheilen verstehe, aber das thue nichts zur Sache — die Aristoteles hier erörtern will — ob die meisten diese Erkenntnis besäszen oder nicht. Ferner wird der Gebrauch von *ὁ εἰδώς* bald mit Angabe des Gegenstandes bald ohne sie und die Construction mit dem Infinitiv durch Beispiele erhärtet. Dann wird die Bedeutung von *ἄλλος λόγος* bald als

'eine andere Erörterung' bald als 'ein anderer Gegenstand der Erörterung' nachgewiesen; für beide Bedeutungen werden Beispiele angeführt, von denen Plut. symp. sept. sap. § 3 und Heliod. Aethiop. V 15 genauer besprochen werden, da Hr. F. in beiden ἄλλος für ἄλλως hergestellt wissen will. Sodann sucht Hr. F. den Einwurf zu beseitigen, dasz bei seiner Erklärung das Fragewort πότερον oder εἰ vor τοῖς εἰδόσιν stehen müsse, auch dies durch Beispiele. Der Schlusz erläutert nochmals den Gedanken der Stelle, dasz es nicht auf die Beschaffenheit des Zuschauers bei der Untersuchung über die Tragoedie selbst ankomme. Der daraus zu ziehende Schlusz wäre, dasz die Tragoedie nicht aus dem Staate auszuschlieszen sei. Es würde also stillschweigend eine Opposition gegen die platonische Ansicht in dieser Stelle zu finden sein, wenn auch nicht, wie Hr. F. mit Recht geltend macht, ein des Aristoteles unwürdiger versteckter Angriff, nur ein vorbeugen gegen eine falsche Meinung.

Gewis schlägt Hr. F. den Emendations- und Interpretationsversuchen seiner Vorgänger gegenüber den rechten Weg ein, wenn er zur Lesart der Hss. zurückkehrt. Aber diese ist selbst sehr schwer zu verstehen und es will uns dünken, als ob der von Hrn. F. gegebenen Erklärung doch sehr bedeutende Bedenken im Wege ständen. Zunächst würde doch das übergeschriebene ἢ ναι, wenn es mit der Vermutung des Hrn. F. seine Richtigkeit haben sollte, sich für nicht mehr ausgeben können als für die Conjectur eines Lesers, der κρίνεται nicht verstand, während dieses auch so als die wenigstens historisch berechtigte Lesart zur Zeit jenes Archetypus unserer Hss. da stände. Wenn daher κρίνεται εἶναι, wie doch gelesen wird, einen Sinn geben kann, so wird dies unbedingt vorzuziehen sein. Ferner scheint der Nachweis, dasz ἐπισκοπεῖν gleich θεᾶσθαι sein könne, durchaus nicht geliefert. Die angeführten Stellen beweisen eher das Gegentheil, namentlich die worauf sich Hr. F. am meisten stützt, Plat. Krat. p. 399 C. Allerdings ist es richtig dasz für das ἐπισκοπεῖν ein leibliches schauen vorausgesetzt werden **kann**, aber seine eigentliche Bedeutung geht alsdann doch weiter auf das innere zusammenfassen des gesehenen, das zum überdenken wird. So wird man es auch in jenen von Hrn. F. angeführten Stellen gebraucht finden. Die Analogie mit Cic. pro Milone 29 hilft dem fehlenden Beweise nicht auf. Wenn nemlich auch wirklich das ἐπισκοπεῖν gleich sein **könnte** dem θεᾶσθαι, so war es doch die Aufgabe nachzuweisen, warum Aristoteles gerade hier für das einfache verständliche Wort ein so ungewöhnliches gewählt habe. Sodann passt der Sinn der nun entsteht auch nicht. Denn wäre der Vorzug der Tragoedie, der im vorhergehenden angedeutet ist, wirklich der, dasz man hier die Handlung schaut, im Epos nur erzählen hört, so hätte Aristoteles dies sicherlich genauer ausgeführt; aber hier kam es ihm gerade nicht auf den Unterschied, sondern im Gegentheil auf die **Verwandtschaft** beider miteinander an! Das wäre auch **nicht logisch** zu sagen: 'das schauen gewährt die Tragoedie, ob aber für die welche verstehen oder nicht' usw.

Denn in dem ersten allgemeinen Satz wäre ja schon als gewis ausgesprochen, was im zweiten wieder in Frage gestellt würde, denn das Urtheil 'das schauen also gewährt die Tragoedie' läszt schon einen Unterschied der Zuschauer nicht mehr zu, jeder schaut. Andere vielleicht minder wichtige Bedenken wären einmal, dasz allerdings gerade hier das Fragewort nicht leicht entbehrt werden kann, weil die Stellung der Worte *τοῖς εἰδόσι* jedenfalls die unmittelbare Abhängigkeit von *παρέχει* viel näher legen würde als von einem erst noch hinzuzudenkenden *παρέχει*; sodann sollte *δέ* hier nicht fehlen, ein Umstand der allerdings Hrn. F. nicht entgangen ist, dem er aber kein Gewicht beilegt. Ferner läszt sich die Anknüpfung der Worte *μὲν οὖν*, da von der Möglichkeit des schauens doch noch keine Rede war, nach der Auffassung des Hrn. F. nicht begreifen; statt *καὶ πρὸς τὸ θ.* würde man, da eine Negation vorausgeht, *οὐδέ* erwarten, und endlich ist doch eigentlich der Gegensatz von *αὐτὸ καθ' αὑτό* und *πρὸς τὰ θέατρα* sehr matt und nichtssagend, darum auch in sich von sehr unklarer Bedeutung.

Freilich ist es nicht so schwer die Schwierigkeiten dieser Stelle aufzufinden als eine Erklärung welche sie lösen kann. Ich glaube, der Weg dazu kann nur der sein, dasz man mit Hrn. F. zunächst die handschriftliche Lesart festhält, dann aber feststellt, welcher Gedanke nach Anleitung der gegebenen Worte im Verhältnis zum vorhergehenden und folgenden berechtigt ist. Es war, wie gesagt, vorher von der Verwandtschaft oder Abstammung der Tragoedie und Komoedie mit oder aus der homerischen Poesie, jener der Ilias und Odyssee, dieser dem Margites die Rede. Im folgenden Theil des Cap. spricht Aristoteles im wesentlichen nur von der Tragoedie. Von jener allgemeinen Erörterung zu dieser speciellen ist ein Uebergang erforderlich und den würde der vorliegende Satz zu geben haben. Mit einer kleinen Aenderung lese ich *τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν παρέχει ἤδη ἡ τραγῳδία τοῖς εἰδόσιν ἱκανῶς, ἢ οὐ αὐτὸ καθ' αὑτὸ κρίνεται εἶναι καὶ πρὸς τὰ θέατρα, ἀλλ' ὁ λόγος.* Das heiszt denn: 'die Einsicht (von der Verwandtschaft und der Entwicklung der dramatischen Poesie aus der homerischen und dem Grund dieser Fortentwicklung) gewährt schon die Tragoedie (allein, ohne dasz man den Entwicklungsgang der Komoedie mit berücksichtigen müste) für die welche damit hinlänglich vertraut sind, oder (wenn nemlich dies jemand in Abrede stellt, wie es gewis geschah) es wird nicht in Betracht gezogen, dasz das Wesen der Tragoedie schon (*καί*) in Bezug steht zum Theater, sondern nur (wird dabei in Betracht gezogen) die Darstellungsform.' Das heiszt, wer jenes Verhältnis verkennt, hat eben nicht berücksichtigt dasz die Beziehung der Tragoedie auf scenische Darstellung schon eine Veränderung mit sich bringt, die aber jenes Verhältnis keineswegs aufhebt, sondern vielmehr eine Fortentwicklung jener epischen Poesie ist, wie es heiszt *διὰ τὸ μείζω καὶ ἐντιμότερα τὰ σχήματα εἶναι ταῦτα ἐκείνων*: man läszt sich vielmehr teuschen von der Darstellungsform. Diese Bedeutung glaube ich in *λόγος* zu finden, weil

nach Cap. 1 ff. die μίμησις der Poesie überhaupt auf λόγος begründet wird. So haben wir einen ganz in den Zusammenhang passenden Sinn ohne Nebengedanken. μέν am Anfang erklärt sich im Uebergang zum einzelnen, hier zu der τραγῳδία: ihm würde ἡ δὲ κωμῳδία Cap. 5 a. A. entsprechen. Alle oben angedeuteten Schwierigkeiten scheinen Ref. damit beseitigt. Die Weglassung des τε nach αὐτό wird niemandem störend sein.

7) *Das erste Buch der Aristotelischen Topik erläutert von Anton Mang, Gymnasialprofessor.* (Herbstprogramm der k. Studien- und Erziehungsanstalt zu Neuburg an der Donau von 1854.) 16 S. 4.

Die Erläuterungen welche Hr. M. in dieser Arbeit mittheilt sind im wesentlichen nur eine Inhaltsangabe, geordnet nach den einzelnen Capiteln des 1n B. der Topica. (Nur Cap. 8 wird mit 4 zusammengefaszt.) Eine richtige Inhaltsangabe kann allerdings nur von dem geboten werden, der ein richtiges Verständnis der Sache hat. Dies können wir Hrn. M. keineswegs abstreiten; die Citate in den Anmerkungen zeugen auch von einem umfangreichen Studium. Allein im wesentlichen steht diese Arbeit der unter Nr. 5 beurtheilten des Hrn. Schlegel gleich und gilt daher im ganzen von ihr auch dasselbe wie von jener. Sie schlieszt sich zwar nicht so eng an den vorliegenden Text an, enthält auch mehr die Sache erläuternde Bemerkungen; doch sind auch diese nur sparsam eingestreut und die Darstellung des Inhalts ist so dasz sie kaum den Leser der aristotelischen Topica, gewis die Wissenschaft nicht fördert. Denn die Wissenschaft verlangt durchaus eine freie, jedoch auf dem Boden der Thatsachen stehende Verarbeitung des Stoffes. Eine solche ist allerdings für die Topica wünschenswerth, in der Weise dasz der Zusammenhang, in dem die einzelnen Begriffe hier erscheinen, als nothwendiges Ergebnis der Aufgabe dargestellt würde, welche Aristoteles seiner Topik überhaupt stellte. Allerdings müste dabei auf metaphysische Fragen des Systems vielfache Rücksicht genommen werden. Eine solche Behandlung hätte aber den Vortheil, dasz sie so zu sagen die idealen Grundlagen dieser Schrift zur Klarheit bringen könnte. Doch der Gesichtspunkte für die Betrachtung sind ja gar verschiedene möglich. Wir überlassen es gern Hrn. M. sich den seinigen zu wählen, wenn er zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Inhalts der Topica sich entschlieszen sollte, für die ihn seine Studien wol befähigen.

8) *C. Goettlingii commentariolum de Aristotelis politicorum loco* (*II* 3). (Sommerkatalog der Universität zu Jena für 1855). Ienae prostat in libraria Braniana. 6 S. 4.

Aristoteles gibt in dem angef. Capitel u. a. eine Darstellung der Ansicht Platons (?) über die Wahl des Senates, wie sie Legg. VI 5 p. 756 sich findet. Diese Stelle des Aristoteles war seither bis zur

Unverständlichkeit verdorben. Der verehrte Herausgeber der aristotelischen Politik bringt sie nunmehr mit dem platonischen Original durch sehr leichte und evidente Aenderungen in Uebereinstimmung. Die Stelle lautet nun so: ὀλιγαρχικὴν δὲ ποιεῖ καὶ τὴν τῆς βουλῆς αἵρεσιν· αἱροῦνται μὲν γὰρ πάντες ἐπάναγκες, ἀλλ' ἐκ τοῦ πρώτου πρώτου (Zusatz G.s) τιμήματος· εἶτα πάλιν ἴσους ἐκ τοῦ δευτέρου, εἶτ' ἐκ τῶν τρίτων. πλὴν οὐ πᾶσιν ἐπάναγκες ἦ (statt ἦν) τοῖς ἐκ τῶν τριῶν τιμημάτων (statt τρίτων ἢ τετάρτων — ganz entsprechend dem Originale), ἐκ δὲ τοῦ τετάρτου τῶν τιμημάτων (statt τετάρτων) μόνοις ἐπάναγκες τοῖς πρώτοις καὶ τοῖς δευτέροις.

Hanau. *Julius Deuschle.*

9) *De Platonis Protagora. Abhandlung des Directors Wilhelm Nattmann.* (Vor dem Jahresbericht des Gymnasiums zu Emmerich 1854.) Gedruckt bei J. L. Romen. 39 S. 4.

Die vorstehende Abhandlung zeigt das erfreuliche Bestreben, zum richtigen Verständnis einzelner schwieriger Stellen des von ihr behandelten Dialogs sowie seines gesamten Zusammenhanges dadurch zu gelangen, dasz sie beides von vorn herein in seiner gegenseitigen Beziehung ins Auge faszt. Allein andrerseits geht dabei ihr Gesichtskreis über den von Platon selber unmittelbar angegebenen Verlauf des ganzen nicht hinaus, der in dieser Gestalt nur ein locker verbundenes Aggregat von scheinbar sehr verschiedenartigen Bestandtheilen darbietet, so dasz, wenn nicht ein gemeinsamer, tiefer liegender Grundgedanke vorhanden wäre, welchem dann jener blosz unmittelbare Zusammenhang selber erst dient, die platonische Kunst sich hier eben nicht in glänzendem Lichte gezeigt haben würde. Ist aber ein solcher vorhanden, so musz er bei einer solchen Erläuterung des ganzen und des einzelnen durcheinander, wie sie Hr. N. im Sinne hat, auch sofort mit in Betracht gezogen werden, falls sich nicht die richtigen Gesichtspunkte überall verschieben sollen. Der Hr. Vf. deutet nun freilich wol S. 5 f. flüchtig auf einen solchen gemeinsamen Endzweck hin, über den man gar nicht zweifelhaft sein könne; allein einmal ist diese letztere Voraussetzung schon thatsächlich unrichtig, da über denselben sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden sind, sodann findet Hr. N., offenbar in Folge jener falschen Voraussetzung, nicht einmal nöthig den von ihm angenommenen Endzweck ausdrücklich und unzweideutig auszusprechen, sondern er läszt nur errathen dasz es der Gegensatz der sokratischen Tugendlehre gegen die Sophistik sein soll, und damit hängt es denn endlich auch nothwendig zusammen dasz er sich nicht im mindesten darzuthun bemüht, inwiefern dieser Gesichtspunkt wirklich geeignet ist alle Theile des Dialogs zu einer innern Einheit zu verschmelzen, sondern im folgenden den Standpunkt einer bloszen Inhaltsangabe nicht überschreitet. Mit jenem Gegensatze nimmt es nun Hr. N. ganz streng, es ist das gerade der eigentliche Hauptgesichtspunkt seiner Arbeit, aus dem

platonischen Protagoras, welchen man neuerdings mit gutem Grunde zur Rechtfertigung eines mildern Urtheils über die ältern Sophisten gebraucht hat, umgekehrt das unbedingte Verdammungsurtheil herauszulesen, welches Heinrich Ritter über sie ausspricht. Holen wir nun aber nach was Hr. N. versäumt hat, so ergibt sich leicht dasz ein solcher Zweck nicht die wahre Einheit des Werkes bilden kann, vielmehr dieselbe unheilbar zerstören würde. Denn da auf diese Weise ein groszer Theil des Dialogs, nemlich die ganze lange Rede des Protagoras nichts als Irthümer oder doch nur unbedeutende und für die Hauptfrage werthlose Gedanken enthalten würde, so bliebe die angenommene Einheit nur dann gewahrt, wenn dies alles lediglich zur Gegenüberstellung der wahren und allein bedeutenden Gesichtspunkte die Anregung gäbe; allein es ist leicht nachweisbar, dasz alle von Hrn. N. S. 9 ff. gerügten Mängel die Möglichkeit gewisser ihnen beigemischter richtiger und wichtiger Blicke theils schon an sich nicht ausschlieszen, dasz aber andrerseits diese Möglichkeit in der That auch eine Wirklichkeit ist, da die richtigen Gesichtspunkte, welche man ungezwungen in dieser Rede finden kann, in dem übrigen Theile des Dialogs nicht wieder vorkommen und doch ohne sie eine unentbehrliche Seite der in ihm behandelten platonischen Tugendlehre ganz unberücksichtigt geblieben wäre, so dasz das wahre, welches selbst Hr. N. in der Rede anerkennt, keineswegs ohne Werth für diese Hauptfrage ist. Schon Steinhart hat dies gezeigt, und Hr. N. macht auch nicht einmal einen Versuch ihn zu widerlegen; noch durchschlagender glaubt Ref. in seiner genet. Entwicklung der plat. Phil. diesen Punkt erörtert zu haben. Dazu kommt aber ferner dasz, wenn jener Gegensatz das letzte Ziel wäre, doch auch durchgreifende gegensätzliche Parallelen zwischen den Erörterungen des Sokrates und denen des Protagoras nachweisbar sein müsten, während doch in den ersteren weder eine directe noch eine indirecte Rücksichtnahme auf die letzteren sich findet, vielmehr beide sich gar nicht auf demselben Gebiete bewegen, indem dort der Begriff, hier die Entstehung der Tugend der Hauptgesichtspunkt ist; Begriff und Entstehung aber sind selbst nur relative Gegensätze, die daher vielmehr nach einer gegenseitigen Ergänzung verlangen.

Aber auch was im einzelnen Hr. N. weiter zur Begründung seiner Ansicht vorbringt, ist irrig. So soll gleich das Eingangsgespräch mit Hippokrates beweisen dasz der Dialog nicht blosz die Principlosigkeit der Sophisten anzugreifen, sondern auch an ihrer Sittlichkeit kein gutes Haar zu lassen bestimmt sei. Allein in Wahrheit steht hier zunächst nur — was ja noch niemand bestritten hat — dasz ihr Unterricht sittenverderblich wirken könne, und dasz sie alle ihre Waaren anpreisen; ob aber das letztere durch den praktischen Mangel an reinem Wahrheitssinne oder durch den theoretischen an begrifflichem Unterscheidungsvermögen verschuldet wird, wird hier noch gar nicht entschieden und würde auch ganz und gar unentschieden bleiben, wenn man der protagoreischen Rede allen positiven Kern ab-

spricht: denn nur in ihr finden sich über Trieb und Anlage nähere Erörterungen, und nur wenn man dieselben nicht schlechthin bei Seite wirft, ist der Gedanke, dasz Trieb und Begriff nothwenig zusammenhängen, überhaupt im Dialog enthalten. Gewinnt man aber nur auf diesem Wege das Ergebnis, dasz Begrifflosigkeit und Mangel an reinem Wahrheitssinne bei den Sophisten innerlich zusammenhängen, so gewinnt man es auch dadurch eben nur in der Gestalt, dasz beides nicht unbedingt zu fassen ist, dasz vielmehr Wahrheit und Irthum, Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Scham und Unverschämtheit in ihnen auf eine Weise sich miteinander vermischen, die seltsam erscheinen könnte, wenn nicht im Charakter der bloszen Vorstellung, auf welcher diese Scheinphilosophen so gut wie die erklärten Nichtphilosophen stehen, nothwendig eben diese Mischung begründet wäre. Es würde nicht schwer fallen, das gezwungene der Deutungen, durch welche Hr. N. überall da, wo Protagoras ernst-sittliche Regungen zeigt, blosze Heuchelei und Feigheit wittert, und durch welche man oft an das Lessingsche 'Hilft nichts, der Jude wird verbrannt!' erinnert wird, nachzuweisen; wir verzichten indes darauf, um den uns gesteckten Raum nicht zu überschreiten, weil es genügt die unrichtigen Grundgesichtspunkte aufgedeckt zu haben, unter deren Einflusse Hr. N. auch im einzelnen seine Entscheidungen fällt.

Gut ist dagegen die Bemerkung S. 7f., dasz die Sophisten p. 315 nicht etwa blosz mit den Schatten des Hades verglichen würden, sondern als solche vielmehr alle gölten, die auf dem Standpunkte der bloszen Vorstellung stehen, während sie vielmehr die Heroen unter diesen Schatten sind, und dasz Prodikos mit dem Tantalos verglichen werde, weil er bis an den Kopf in Decken und Fellen steckt, so wie Tantalos im Wasser. Nicht minder scharfsinnig wird S. 17 ff. Platon gegen den Vorwurf vertheidigt, den Sophisten allzu grobe und deshalb der Wahrscheinlichkeit entbehrende Misverständnisse des simonideischen Gedichts untergeschoben zu haben, und namentlich sehr richtig bemerkt dasz, wenn Protagoras den Unterschied von *ἔμμεναι* und *γενέσθαι* übersieht, sich dies daraus erklärt, weil *γενέσθαι* nicht blosz 'werden', sondern auch 'geworden sein' bedeutet. Was dagegen die dem Prodikos untergelegte Ansicht betrifft, als habe Pittakos nach Simonides Meinung das *χαλεπόν* im Sinne von *κακόν* genommen, so erklärt dies zwar Hr. N. auch ganz richtig dahin, dasz das *χαλεπόν* bei Pittakos angeblich nicht so viel als 'schwer', sondern vielmehr 'beschwerlich' bedeutet haben sollte und die Beschwerde allerdings ein Uebel ist; allein damit ist Platon noch immer nicht von dem Verdachte den Prodikos allzu einfältig dargestellt zu haben gereinigt. So viel scheint aber festzustehen, dasz hiemit zugleich ein Seitenhieb gegen die Weichlichkeit des Prodikos geführt wird, und Ref. musz im Zusammenhang mit der durch Hrn. N. gegebenen vorhin angeführten Deutung der Vergleichung mit dem Tantalos seine noch jüngst (genet. Entw. d. plat. Phil. I 483) ausgesprochene Beistimmung zu Welckers Urtheile, welcher jenen Vergleich auf die Kränklichkeit

des Prodikos bezieht, zurücknehmen. Richtig und ganz in Uebereinstimmung mit Welcker erinnert dagegen Hr. N. selbst, dasz Platon diesem Tadel durch den unmittelbar folgenden Hinweis auf die altväterliche Sittenstrenge der Keer seinen Stachel benimmt, sofern nach dem ganzen Zusammenhange Prodikos — abgesehn von jenem Fehler — als Antheil an diesem Ruhme seiner Landsleute habend dargestellt wird, so dasz also diese natürliche Güte seines Charakters die seiner theoretischen Grundsätze überdauert habe. Wäre Hr. N. nur gegen den Protagoras ebenso gerecht gewesen!

Richtig wird ferner (S. 27 f.) die Stelle p. 351 E *καὶ ἐὰν μὲν πρὸς λόγον — ἀμφισβητήσομεν* gegen Stallbaum und Heindorf erklärt: 'et si rationi convenire videtur ista sententia, de qua agitur, idemque esse apparebit iucundum et bonum, assentiemur, si non, tum demum dissentiemus, sc. ab illa sententia.' Höchst beachtenswerth ist endlich auch die Erörterung über die verzweifelte Stelle p. 353 D (S. 29 ff.). Ref. kann Hrn. N. nur vollkommen darin beistimmen, dasz hier in den beiden ersten Satzgliedern alle denkbaren Möglichkeiten eigentlich schon erschöpft sind: das *ἡδύ* ist entweder sofort als solches ein *πονηρόν* oder aber es ist ein solches nur, wenn aus ihm in der Folge *κακά* hervorgehen, so dasz also die dritte Annahme, was sie auch immer enthalten möge, entbehrlich sein würde. Auch vermögen wir nicht abzusehen, inwiefern die Aenderung des *μαθόντα* in *παρόντα* durch Hermann, welche der Hr. Vf. nicht erwähnt, diesem Mangel abhelfen sollte. Hr. N. ist daher nicht abgeneigt dies ganze dritte Glied *ἢ κἂν εἰ — καὶ ὁπηοῦν* zu streichen; indessen es möchte schwer sein zu begreifen, wie dasselbe in den Text gekommen sein sollte, und so will denn auch der Hr. Vf. lieber durch Erklärung und Conjecturen helfen, indem er annimmt dasz in diesen Worten nur die erste Möglichkeit mit einem besondern Nachdruck wiederholt werde. Dabei streicht er zunächst das *τι* aus dem keineswegs schlagenden Grunde, weil die einzig denkbare Verbindung desselben mit *μηδέν* in einem so kurzen Satze misfällig sei, ferner — und wol mit Recht — das zweite *δέ* im Nachsatze hinter *ὅμως*, verwandelt *ἦν* in *εἴη*, weil auf *εἰ* mit dem Indicativ nicht das Praeteritum mit *ἄν* folgen könne, liest *ὅ τι* statt *ὅτι* mit Beibehaltung des *μαθόντα*, welches er aber als Neutrum plur. auf *αὐτά* d. i. *τὰ ἡδέα* bezieht, und erklärt sodann dies *ὅ τι μαθόντα* für die indirecte Wendung der Formel *τί μαθών* = 'an etiam si horum in posterum nihil parant, sed gaudio tantum afficiunt, tamen mala sint, cuiuscumque rei gaudio afficiunt et quocumque modo, i. e. an mala sint propter iucunditatem ipsam, etiamsi nec res ipsa, qua fruamur, nec magnitudo aut vehementia fructus noceat.' Ref. glaubt sich der Aeuszerung seiner Bedenken gegen das einzelne dieses Lösungsversuches überheben zu können, weil ihm schon die Grundlage desselben undenkbar erscheint. Wie kann die Wiederholung des ersten Gliedes einer Alternative durch ein neues *ἢ* eingeleitet werden? Es scheint ihm vielmehr doch in der That noch folgende Möglichkeit eines wirklichen dritten Gliedes derselben übrig zu sein. Das ange-

nehme kann entweder als solches oder aber wegen seiner Folgen ein *πονηρόν* heiszen, diese Folgen selbst aber können ja wieder entweder *κακά* oder aber *ἡδέα* sein, und der letztere Fall musz daher ohne Zweifel in den angezeigten Worten liegen, wenn auch Ref. bekennen musz zur Zeit keinen Besserungsvorschlag zu wissen, durch welchen dieser Sinn in sie hineingebracht werden könnte. Das Praeteritum mit *ἄν* aber dürfte bei diesem Falle wol am Orte sein, um von vorn herein denselben als den allerundenkbarsten auszuscheiden.

Obwol wir nun, wie angedeutet, der Grundauffassung des Hrn. Vf. nicht beistimmen können, so gestehen wir doch mit Vergnügen, dasz die angegebenen und noch manche andere gute Einzelbemerkungen seine Arbeit zu einem höchst schätzbaren Beitrag zum genauern Verständnis des von ihm behandelten Dialogs erheben.

Greifswald. *Franz Susemihl.*

41.

Zu Aelians Thiergeschichte.

II 9 *ἔλαφος ὄφιν νικᾷ κατά τινα φύσεως δωρεὰν θαυμαστὴν καὶ οὐκ ἂν αὐτὸν διαλάθοι ἐν τῷ φωλεῷ ὢν ὁ ἔχθιστος, ἀλλὰ προσερείσας τῇ καταδρομῇ τοῦ δόμου τοὺς ἑαυτοῦ μυκτῆρας, βιαιότατα εἰσπνεῖ, καὶ ἕλκει ὡς ἴυγγι τῷ πνεύματι.* Eine Erklärung der anstöszigen Worte *τῇ καταδρομῇ τοῦ δόμου* versucht Jacobs zu geben: '*καταδρομὴ τοῦ δόμου* est introitus, per quem in subterraneas serpentis domos descenditur.' Allein man musz in *τοῦ δόμου* vielmehr einen Genetiv des Besitzers vermuten: *ἀλλὰ προσερείσας τῇ καταδρομῇ τοῦ δακέτου τοὺς ἑαυτοῦ μυκτῆρας. Δακετόν* hat Aelian auch sonst, z. B. I 57. — II 11 *χορείαν γὰρ καὶ ὀρχηστικὴν καὶ βαίνειν πρὸς ῥυθμὸν καὶ αὐλουμένους ἀκούειν καὶ συνιέναι ἤχων διαφοράς, ἢ βραδύνειν ἐνδιδόντων ἢ ταχύνειν παρορεώντων, μαθὼν οἶδεν ἐλέφας καὶ ἀκριβοῖ καὶ οὐ σφάλλεται.* Jacobs verbessert *αὐλοῦ μέλους*, Reiske *αὐλουμένου.* Die weiter unten folgenden Worte *καὶ ἦν γε τὰ μαθήματα (τῶν ἐλεφάντων) καὶ αὐλῶν ἀκούοντας μὴ ἐκμαίνεσθαι καὶ τυμπάνων ἀράβου κροτοῦντος μὴ ταράττεσθαι* führen auf *καὶ αὐλοῦ ἀσμένως ἀκούειν.* — III 13 *σοφίαν δὲ ἥγηνται ἄνθρωποι θαυμαστὴν τοῦ Περσῶν βασιλέως εἰς ἐπιστήμην ἀέρων χρήσεως, Σοῦσα καὶ Ἐκβάτανα ᾄδοντες καὶ τὰς δεῦρο καὶ ἐκεῖσε τοῦ Πέρσου τεθρυλλημένας μεταβάσεις.* Für *χρήσεως* ist *κράσεως* zu schreiben. — V 17 *ἔστω δέ τι καὶ τῇ μυίᾳ παρ' ἡμῶν γέρας, καὶ εἰκότως, εἰ μὴ ἀμοιρήσει τῆς μνήμης τῆς ἐνταῦθα· φύσεως γάρ τοι καὶ ἐκείνη πλάσμα ἐστίν.* Jacobs' *οὐ μὴν* für *εἰ μὴ* ist unrichtig, da Aelian unmittelbar nach *καὶ εἰκότως* einen Causalsatz zu bringen pflegt.*) Ich schreibe:

*) X 25 ist aus dem Vaticanus *φωνῆς γὰρ ἀμοιροῦσι* zu schreiben.

ἔστω δὲ καὶ τῇ μυίᾳ παρ' ἡμῶν γέρας μὴ ἀμοιρῆσαι τῆς μνήμης τῆς ἐνταῦθα, καὶ εἰκότως· φύσεως γάρ τοι καὶ ἐκείνη πλάσμα ἐστίν. — VIII 17 ὡς μὲν οὖν εἰσι δίκαιοι (οἱ ἐλέφαντες) ἄνω εἶπον, καὶ τὸ ἀνδρεῖον αὐτῶν καὶ τοῦτο ἤδη λέλεκται· καὶ τὸ σῶφρον δὲ ἀπολέλεκται τανῦν ταῦτα. In der neuen Ausgabe des Passowschen griech. Handwörterbuchs finden sich am Ende des Artikels ἀπολέγω die Worte: 'Pass. ἀπολέλεκται, es ist ausgesprochen, Ael. n. a. 8, 17.' Dasz diese Uebersetzung zu der sonstigen Bedeutung von ἀπολέγω nicht passe fühlte der Vf. jenes Artikels wol selber. Das Wort ist corrupt und die Besserung klar: καὶ τὸ σῶφρον ΑΠΟΔΕΔΕΙΚΤΑΙ τανῦν ταῦτα. — IX 22 οἱ τοίνυν ἀστέρες μέσον τῶν ὀστράκων διείρουσιν ἓν κῶλον τῶν σφετέρων εἰς ἕκαστον, καὶ ἐμπίπλανται τῶν σαρκῶν, διειργομένων συνελθεῖν τῶν ὀστράκων αὖθις. Mit Recht vermutet Jacobs in εἰς ἕκαστον einen Fehler. Aber er trifft mit εἰς ἑκὰς oder ὡς ἑκαστάτω schwerlich das richtige. Aelian schrieb οἱ τοίνυν ἀστέρες μέσον τῶν ὀστράκων διείρουσιν ἓν κῶλον τῶν σφετέρων ἕκαστος, vgl. II 49 τούς γε μὴν νεοττοὺς τοὺς ἐκτραφέντας — τῆς ἑαυτῶν ἕκαστος καλιᾶς φυγάδες ἀποφαίνουσιν. VII 24 οἱ δὲ ταῦτα προϊσασι καὶ ἐπειδὰν ἀφίκωνται τῆς ἄκρας πλησίον, ἕκαστος ἔν τινι κολπώδει χωρίῳ ἑαυτὸν ἐπέχει. XVI 13 βατίδες γίνονται παρ' αὐτοῖς οὐδέν τι μείους Ἀργολικῆς ἀσπίδος ἑκάστη. Vgl. Jacobs zu Ael. Th. II p. 115. Gegen εἰς ἕκαστος, was man als den Buchstaben der Vulgata näher kommend vermuten möchte, erklärt sich der Sprachgebrauch Aelians. — IX 51 τρίγλης πέρι ἀνωτέρω εἶπον· ὃ δὲ οὐκ εἶπον, νῦν ἐρῶ. ἐν Ἐλευσῖνι τιμὰς ἔχει τῶν μυουμένων καὶ διπλοῦς ὁ λόγος τῆς αἰτίας τῆσδε. An ὁ λόγος τῆς αἰτίας τῆσδε stiesz niemand an, und doch heiszen die Worte nichts anderes als 'der Grund dieses Grundes', was in diesem Zusammenhange Unsinn ist. Es ist καὶ διπλοῦς ὁ λόγος τῆς τιμῆς τῆσδε zu schreiben, vgl. X 45 τιμῶσι δὲ αὐτὸν Αἰγύπτιοι, καὶ νόμον τινὰ ἐκάλεσαν ἐξ αὐτοῦ καὶ τῆς γε τιμῆς διπλῆν εἶναι τὴν αἰτίαν φασί. Woher αἰτία stammt, sieht man leicht; es hat sich als Glosse von λόγος in den Text gedrängt. — XI 33 ἐγκειμένου δὲ τοῦ ἀσώτου καὶ παρορμῶντος, ὁ ὑπηρέτης ἐπὶ τὸν ταὼν ἦλθεν, ὁ δὲ ἀμφοτέρων ἄξας καὶ ἑαυτὸν τοῖς πτεροῖς μετεωρίσας καὶ ἀρθεὶς κοῦφος οὔτε ἐπί τι τῶν ἱερῶν δένδρων ἐκάθισεν οὔτε κτλ. Abreschs Aenderung ὁ δὲ δι' ἀμφοτέρων ἀΐξας trägt falsches in die Stelle; denn der Diener sucht den Pfau nicht in Gesellschaft, sondern im Auftrag des reichen einzufangen. Wenig Wahrscheinlichkeit hat also auch Jacobs' Conjectur ὁ δὲ ἀμφότερον ἀλύξας, die schon wegen des unaelianischen ἀλύξας Bedenken erregt. Es musz heiszen ὁ δὲ ἀνωτέρω ᾄξας, vgl. III 45 ὅταν δὲ ὁ κατωτέρω λαχὼν ἐκ τῆς φύσεως τὴν πτῆσιν, αἱ δὲ αἴρονταί τε καὶ μετεωροποροῦσι καὶ ὑπὲρ αὐτοῦ πετόμεναι θαρροῦσιν, ἀνωτέρω ᾄξαι μὴ δυναμένου. — XII 33 ἐπεὶ δὲ οἱ Κελτοὶ πανταχόθεν ἄβατα ἐθεώρουν εἶναί σφισι, τῆς νυκτὸς τὸ ἀόρατον ἔκριναν ἐλλοχήσαντες εἶναι ἐπιθέσθαι καθεύδουσι βαθύτατα. Zu τῆς νυκτὸς τὸ ἀόρατον bemerkt Jacobs: 'per noctis concubiae tenebras. huius locutionis aliud exemplum non novi.' Die Worte sind verdorben und so zu

lesen: τῆς νυκτὸς τὸ ἄκρατον — ἐλλοχήσαντες. Aelian selbst schreibt in einem Fragment bei Suidas u. ἐπιτολμῆσαι: καὶ νυκτὸς γενομένης ἀκράτου. — XIV 28 τὸν δὲ Ἥλιον νεμεσῆσαι τῷ τάχει τοῦ παιδὸς ὁ μῦθος λέγει καὶ ἀμεῖψαί οἱ τὸ σῶμα εἰς τὸν κόχλον, τὸν νοῦν οὐκ οἶδα εἰπεῖν ὁπόθεν ἀγριάναντα. Lies καὶ ἀμεῖψαί οἱ τὸ σῶμα εἰς τὸν κόχλον τὸν νῦν, οὐκ οἶδα εἰπεῖν ὁπόθεν ἀγριάναντα, denn Aelian braucht ἀγριαίνω stets absolut. Zu τὸν κόχλον τὸν νῦν vgl. XV 29 κατὰ γὰρ τὸν τῆς Ἥρας χόλον εἰς ὄρνιν αἰσχίστην τὸ εἶδος τὸ ἐξ ἀρχῆς ἤμειψε καὶ ἔστιν ἡ νῦν γέρανος. — XV 13 καρδιώττει γε μὴν ὁ πληγείς, ἀλλὰ ὤκιστα. Für ὤκιστα vermutete Jacobs richtig οἴκτιστα, liesz aber ἀλλὰ unangefochten, das in μάλα zu verwandeln ist. Dieselbe Formel ist IV 36 herzustellen, wo die Hss. und Ausgaben in καὶ ἀποθνήσκει καὶ οἴκτιστα μὲν ἀλλὰ ὤκιστα übereinstimmen. Ohne Frage ist ὤκιστα Variante zu οἴκτιστα und μὲν ἀλλὰ in μάλα zusammenzuziehen. Unentschieden freilich musz bleiben, ob Aelian καὶ ἀποθνήσκει, καὶ μάλα οἴκτιστα oder καὶ μάλα γε οἴκτιστα schrieb. Auf letzteres führt unter anderm VII 2 ὅσπερ οὖν ἐπανελθὼν τὸ πάθος διηγήσατο τῷ πέμψαντι καὶ μάλα γε οἴκτιστον, aber auch für das einfache καὶ μάλα liegen bei Aelian zahlreiche Beispiele vor. — XVII 11 ἐνδείκνυνται δὲ ἄρα ταῦτα καὶ ἀλγοῦντες, ὅσα εἶπον, ἕκαστος, τὰς χεῖρας ἐπιβάλλοντες αὐτῶν. Lies: ἐνδείκνυνται δὲ ἄρα τὰ αὐτὰ καὶ ἀλγοῦσιν ὅσα εἶπον ἕκαστα καὶ οἱ τὰς χεῖρας ἐπιβάλλοντες αὐτοῖς.

Rudolstadt. *Rudolf Hercher.*

42.

Zu Parthenius und Antoninus Liberalis.

Hr. Cobet bemerkt in seinen variae lectiones p. 203, dasz die den Capiteln der ἐρωτικὰ παθήματα vorgedruckten Autorenzeugnisse nicht von Parthenius herrühren können, und fügt hinzu 'quod adhuc omnes, quod sciam, interpretes fugit.' Schon vor mehreren Jahren habe ich in Schneidewins Philologus VII S. 451 f. darauf aufmerksam gemacht, dasz bei Parthenius eine doppelte Interpolation zu unterscheiden ist. Es erhellt nemlich aus seiner Vorrede zu dem Büchlein, dasz wir in diesem Collectaneen (ὑπομνημάτια) besitzen, welche Parthenius zu seinem eignen Gebrauch angelegt hatte und die er jetzt seinem Freunde Cornelius Gallus übermittelt, damit dieser daraus Stoff zu Epen und Elegien entnehmen könne. Parthenius bemerkt ausdrücklich, dasz er ihm seine Notizen (wie das sich zu solchem Zweck von selbst versteht) in knapper und magerer Form, ohne alles περιττόν, übersende. Kann er also im Verlauf seiner Mittheilun-

gen Excerpte aus eignen (cap. 11) oder fremden ἔπεσι oder ἐλεγείαις, welche eben jene Stoffe behandelten, eingeschoben haben, wodurch er seinen Freund in der Freiheit des dichterischen gestaltens entschieden beschränkt haben würde?

Der Widerspruch schwindet, wenn man Cap. 11 λέγει δὲ ἔπεσι τοῖσδε — ὠδύρατο νόστον und λέγεται δὲ καὶ παρ' ἡμῖν οὕτως — ἐρρήξαντο, ferner Cap. 14 ὡς καὶ Ἀλέξανδρος ὁ Αἰτωλὸς μέμνηται ἐν τοῖσδε ἐν Ἀπόλλωνι· *) παῖς — Ἀΐδην, Cap. 21 μέμνηται τοῦ πάθους τοῦδε καὶ ὁ τὴν Λέσβου κτίσιν ποιήσας ἐν τοῖσδε — λιθάδεσσιν, Cap. 34 λέγων ἐν τούτοις — βούτεω für Einschiebsel eines gelehrten Grammatikers ansieht, die von ihrem ursprünglichen Standort, dem Rande des Codex, im Laufe der Zeit in den Text genommen wurden.

Späteren Ursprungs sind die litterarhistorischen Notizen, welche sich in den Ausgaben des Parthenius und des Antoninus Liberalis an der Spitze der Capitel finden. Im Codex, bekanntlich dem heidelberger 398, finden sie sich in Uncialen über und unter dem Text und zu seiner Seite. Ueber dem Text beziehen sie sich auf das Capitel, dessen Anfang dem obern Rande des Pergamentblattes zunächst steht; die unter dem Text auf den tiefer stehenden Capitelanfang; kommen auf einer Seite, wie fol. 186[b] (Parth. c. 29) drei Capitelanfänge zusammen, so steht die auf das mittlere Capitel bezügliche Quelle dem Capitelanfang zur Seite. Diese Regelmäszigkeit beweist aufs klarste, dasz jene Marginalien im Parthenius und Antoninus Liberalis von einer und derselben gelehrten Hand herrühren. Auch die Formel, mit welcher die Quellen eingeführt werden, ist in beiden Schriften dieselbe und in beiden findet sich, wo der Litterator keine Quelle anzugeben wuste, am Rande das Zeichen ǒ (s. Bast Comm. pal. Tab. V 1), vermutlich οὐδέν.

Ich erwähne beiläufig, dasz die in den Ausgaben des Antoninus Liberalis Cap. 19 figurierenden Worte ἱστορεῖ Νίκανδρος ἑτεροιουμένων β' im Codex fehlen und an ihrer Stelle ǒ zu sehen ist. Sie sind aus dem Anfang des vorhergehenden Capitels entstanden.

Rudolstadt. *Rudolf Hercher.*

*) Der Zusatz ἐν Ἀπόλλωνι fällt nach ἐν τοῖσδε auf, da nach diesen Worten, wie die obigen Beispiele lehren, sonst sofort das Excerpt zu folgen pflegt; und verdächtig wird er auch dadurch dasz er im Codex auszerhalb der Zeilen steht. Ich halte deshalb dafür dasz die fraglichen Worte wie die übrigen Marginalien dem zweiten Interpolator zu überweisen sind.

43.

Emendationes historiarum Taciti. Quibus ad audiendam orationem qua munus professoris publici ordinarii — auspicaturus est omni qua par est observantia invitat Carolus Nipperdeius. Ienae typis Fr. Frommanni. A. MDCCCLV. 15 S. 4.

Wir beeilen uns die gelehrte Welt auf die obige Abhandlung als auf einen Zuwachs aufmerksam zu machen, den die Litteratur des Tacitus in diesen Tagen erhalten hat von einer Seite, von welcher ihr schon so manches treffliche gekommen ist. Dieser Beitrag ist um so schätzenswerther, je stiefmütterlicher sich bisher dieses éine Glied aus dem Zwillingspaar der taciteischen Muse von der Kritik seit Lipsius her behandelt sah, mag es auch diese Zurücksetzung gegenüber den gereifteren Annalen einigermaszen verdient haben oder wenigstens entschuldigen. Es ist auf dem Gebiet der Wissenschaft wie im Leben, dasz der Vorzug der Erstgeburt nicht immer auch die geistige Ueberlegenheit bedingt; und Privilegien und verbriefte Vorrechte zu Gunsten schwächerer kennt die Wissenschaft nicht. Aber wenn auch so der nachgeborene den ältern Bruder aus dem ersten Platze des Verdienstes verdrängt hat, so bleibt ihm dennoch ein bedeutendes Erbtheil eigner Vorzüge, und wenn wir — was glücklicherweise nicht der Fall ist — unsern Autor auch nur aus dem Werke seiner ersten Hand beurtheilen könnten, so würde er uns kaum um einen Zoll weniger sein als das was er jetzt ist, der grosze, der unerreichte Freund und Liebling der Geschichte — Tacitus. Mit beiden Händen greifen wir daher zu, wo uns eine Aussicht geboten wird, die Erzeugnisse seines Genius reiner und ihrer ursprünglichen Schönheit ähnlicher zu lesen; und dasz uns diese Aussicht hier nicht teuschen wird, dafür bürgt uns der Name und die anerkannten Leistungen des Hrn. Vf.; die nähere Betrachtung der Arbeit selbst aber wird diese Voraussetzung zur sichern Gewisheit machen.

Die Abhandlung umfaszt auf engem Raum die Behandlung von mehr als einem halben Hundert Stellen aus dem uns erhaltenen Reste der Historien und bietet für die Emendationskritik vieles neue und beachtenswerthe, indem nicht nur längst erkannte Schäden einer wiederholten Prüfung unterzogen und auf eine eigne meist glückliche Methode ihrer Lösung zugeführt oder doch bedeutend näher gerückt werden, sondern auch solche Stellen, die man bisher ohne Argwohn hat passieren lassen, eine kritische Beleuchtung erfahren, wobei sich denn vielfach zeigt dasz in der That Grund zum Verdacht vorhanden gewesen wäre und dasz die welche das überlieferte auf guten Glauben hinnahmen, hier wie öfter die düpierten waren. Doch mag dies immerhin sein, wenn man sich nur nachträglich der Belehrung nicht verschlieszt, wie sie geboten wird; doch darf auch diese nicht ohne

Prüfung hingenommen werden. Denn wenn auch dem Hrn. Vf. vieles unstreitig geglückt ist in der Auffindung und Herstellung des schadhaften, so hat ihn doch auch zuweilen sein kritischer Eifer über die Grenzen hinausgeführt, *quos ultra citraque nequit consistere rectum.* Hier musz denn entschiedene Verwahrung eingelegt werden gegen allenfallsige Consequenzen, die man den Vorschlägen des Hrn. N. in Bezug auf den Text des Autors zu geben versucht sein könnte; als geistreiches Spiel oder als anbahnende Versuche mögen sie indes immer hingehen.

In diesem Sinne mag sogleich der erste Theil der Arbeit einige einschränkende Bemerkungen erfahren. Hr. N. hat nemlich dem ganzen eine zusammenfassende Behandlung derjenigen Fälle vorausgeschickt, wo ihm im jetzigen Texte Interpolation, d. h. Verunstaltung durch fremde Einschiebsel vorzuliegen schien. Den Stützpunkt dieses Verfahrens bildet — ein ungünstiges auspicium — eine Hypothese; denn eine solche müssen wir es nennen, wenn der Hr. Vf. die Ansicht ausspricht, als sei diese Art der Verderbnis selbst in den am reinsten überlieferten Theilen der taciteischen Werke keineswegs so selten als einige glauben möchten. 'Taciti libros' so hebt die Abhandlung an 'quod nonnulli paucissimis interpolationibus inquinatos esse sibi persuaserant id ne in sex prioribus quidem ab excessu divi Augusti verum esse satis multis exemplis demonstratum esse arbitror' (doch wol in der Ausgabe des Tacitus in der Haupt-Sauppeschen Sammlung?). Die wenigen Interlinearglossen, die sich hie und da in den Annalen wie in den Historien eingeschlichen haben, können ja doch kaum als Beweis einer systematischen Entstellung der Ueberlieferung durch Interpolation gelten; auch findet sich sonst nichts bei Tacitus das man mit diesem Namen bezeichnen könnte. Freilich hat Hr. N. in seiner bekannten Ausgabe des Tac. unsern Gesichtskreis auf diesem Gebiete nicht unbeträchtlich erweitert, aber wir fürchten, nicht zum Vortheil des Autors. Wir haben uns hierüber im einzelnen schon in der Recension jenes Werkes in den münchner gel. Anz. 1855 Nr. 1—3 ausgesprochen; hier indes will uns Hr. N. noch zu einem Schritt weiter verleiten. Auf die (noch keineswegs anerkannte) Autorität dieser Fälle hin soll das Urtheil der Verdammnis auch über weitere Theile der Schriften des Tac. ausgedehnt werden, ein Ansinnen das in seinen Consequenzen verfolgt leicht zu dem Punkte führen könnte, wo vom Autor unter den Händen des Kritikers nichts übrig bliebe, als was dieser eben übrig zu lassen für gut befindet. Um uns nicht den Schein zu geben als verurtheilten wir aufs gerathewol was wir nicht vorher zur Prüfung gelassen, setzen wir einiges einzelne hieher. Hist. I 31 *pergunt etiam in castra praetorianorum tribuni Cetrius Severus* etc. — *tribunorum Subrium et Cetrium adorti milites minis, Longinum manibus coërcent exarmantque.* Hrn. N. ist die Wiederholung von *tribunorum* anstöszig: es sei eine zur Erklärung beigeschriebene Glosse. Doch genauer betrachtet dürfte es sich als ganz unerläszlich zur kunstgerechten Gliederung der Rede erweisen. Galba hatte drei Ordonnanzen abge-

schickt, die genannten Tribunen, zwei Primipilaren und den Celsus. Nun wird bei den einzelnen der Ausgang ihrer Sendung angegeben: von den Tribunen (*tribunorum*) *Subrium et Cetrium adorti minis, Longinum manibus coërcent* usw.; Celsus ward mit einem Hagel von Geschossen empfangen; die Germanen (an welche die Centurionen abgeschickt waren) blieben unentschieden. — Ebd. c. 52 *redditi plerisque ordines, remissa ignominia, adlevatae notae, plura ambitione, quaedam iudicio, in quibus sordes et avaritiam Fontei Capitonis adimendis adsignandisve militiae ordinibus integre mutaverat.* Die Worte *adimendis adsignandisve militiae ordinibus*, vom Vitellius gebraucht, sollen sich nicht mit der Wahrheit vertragen, weil ja Vit. die Militärchargen nicht genommen, sondern nur den enthobenen sie wieder zurückgegeben habe. Aber wenn er nicht leere Stellen besetzte, so muste er doch die früheren erst entfernen, um für die neu einzusetzenden Platz zu gewinnen; der Einwand ist also nichtig. Indes wird es richtiger sein das gesagte, wie Hr. N. will, auf den Fontejus Capito zu beziehen, dessen Verfahren Vit. desavouierte. Die Praeposition, welche Hr. N. vermiszt, hat Tac. weggelassen aus demselben Grunde, aus dem Hr. N. Bedenken trägt sie einzuschieben, wegen des unmittelbar vorausgehenden *in quibus*. — Ebd. c. 70 (*Caecina*) *Poenino itinere subsignanum militem et grave legionum agmen hibernis adhuc Alpibus traduxit.* Hr. N. faszt die *subsignani milites* ganz richtig mit anderen als das schlagfertig in Reih und Glied marschierende Heer, im Gegensatz zu den *impedimenta*, dem Train, der das Gepäck, Geschütz, Munition usw. mit sich führte. Er stöszt sich daher im folgenden an dem Gen. *legionum*, da nur *grave agmen* allein der entsprechende Begriff sei; und in der That ist ein solches Bedenken nicht ganz grundlos. Aber Tacitus ist kein Caesar, der im Ausdruck nicht lange wählerisch die Sachen schlechtweg mit den gewöhnlichen Namen bezeichnet, sondern bei ihm ist Wollaut und volltönender Klang der Rede eine der Hauptrücksichten bei der Ausarbeitung: es findet sich daher bei ihm vieles, was dem nur auf das nothwendige gerichteten Blick entbehrlich oder gar leer und schwülstig erscheinen könnte; dafür will er auch nicht mit dem Verstande allein, sondern zugleich mit dem Ohre gelesen sein. Das *legionum* hat hier keinen andern Zweck als den, die Rede voll zu machen; und warum sollte nicht *grave legionum agmen* ebenso gut gesagt werden können wie *impedimenta legionum?* — Ebd. c. 87 *curam navium Oscus libertus retinebat, ad observandam honestiorum fidem immutatus.* Das in den Hss. a und b, auf die wir hier beschränkt sind, fehlerhafte Particip *immutatus* soll, wie es scheint, von einer Glosse herrühren; dasz diese noch überdies corrupt ist, ist wol nur Zufall (oder ebendeswegen Glosse, weil corrupt?). Gerade das unverfälschte Ansehn der Corruptel aber muste die Ueberzeugung geben, dasz hier ein bloszer Irthum des Schreibers vorliege; und in diesem Sinne wurde auch von früheren die Herstellung versucht. Der Gedanke erfordert etwa *informatus* oder *institutus* (andere *instigatus*, *stimulatus* usw.). Mit der

Tilgung des Wortes aber ist der Weg zur Herstellung des richtigen abgeschnitten.

Doch um kurz zu sein, selbst in Fällen wie III 73 ist die Statthaftigkeit einer solchen Vermutung noch sehr zweifelhaft; denn die Worte *quo inter se noscebantur*, welche bei *signo* (Parole) stehen, können ja wol vom Autor selbst herrühren, dem das blosze *signo* zu hart schien, während er sonst (III 22) *pugnae signum* sagt (in den Historien ist der Ausdruck überhaupt weniger sparsam als in den Annalen); und III 23, wo zuerst Lipsius das *tormentorum* bei *vincla ac libramenta* verdächtigte, spätere Erklärer aber wie Orelli, indem sie gedankenlos aus dem vorher erwähnten éinen Geschütz plötzlich mehrere machten, noch mehr verwirrten, verschwindet leicht jede Schwierigkeit, wenn man nur das Wort in seiner rechten Bedeutung faszt, nicht als Geschütze (das unmittelbar vorhergegangene *tormenta* in diesem Sinne scheint die Erklärer irregeleitet zu haben), sondern als Geschosse, so dasz unter *libramenta tormentorum* die Bogensehne der Ballista zu verstehen ist, wie etwa unter *vincla* die Stränge zum spannen des Geschützes (s. Köchly und Rüstow Gesch. d. griech. Kriegsw. S. 378). Nur II 28 hat die Streichung der Worte *sanitas sustentaculum* hohe Wahrscheinlichkeit, obgleich ähnliche Häufungen bei Tac. durchaus nichts ungewöhnliches sind: vgl. III 13 *postquam domos hortos opes principi abstulerint;* V 16 *ut perfidum ignavum victum hostem exscinderent;* sowie I 53 der gleiche Vorschlag bezüglich des allerdings befremdlichen *iuvenem* (nachdem *decorus iuventa* vorausgegangen) wenigstens Erwägung verdient. Die Cur mit IV 5 *Helvidius Priscus regione Italiae* etc. scheint nicht gelungen, wenn auch die Ausscheidung der Worte *regione Italiae* den äuszern Schein für sich haben mag. Der Raum verbietet uns hier näher darauf einzugehen.

Wir halten diese Beispiele für hinreichend zur Charakteristik dieses Expurgationssystems, wie es in der vorliegenden Schrift aufgestellt ist; es bleibt uns noch übrig aus der Reihe der übrigen zahlreichen Verbesserungsvorschläge die bedeutendsten herauszuheben. Als überzeugend lassen sich erwähnen II 57 *ipse e Britannia delecta octo milia sibi adiunxit* (die Hs. *e Britannico delecta*, woraus man *e Britannico delectu* gemacht hatte); III 5 *Noricum in latus auxilio* (die Hs. sinnlos *posita in latus auxilia*); IV 33 *fortissimus quisque e Batavis, quantum peditum erat, trucidantur* (so Hr. N. statt des unpassenden *funduntur*); gleich nachher c. 36 *iterum Civilis Vetera circumsedit* (st. *interim*); c. 39 *citeriorem Hispaniam ostentans decessu Cluvii Rufi vacuam* (statt *discessu;* Rufus war schon gestorben, wie man aus c. 40 sieht); c. 40 *iustum officium explesse Musonius videbatur*, wo man bisher mit der Hs. *iustum iudicium* las; c. 73 *neque ego umquam facundiam exercui et populus Romanus virtutem armis adfirmavit.* Dies erfordert der Gegensatz, und die Hs. weist darauf hin, wo richtig *adfirmavit* steht und nur bei der Auflösung von *P. R.* die richtige Casusendung verfehlt war. Im 5n Buche c. 12 *magna colluvies* (statt *colluvie*); c. 16 *alacris omnium clamor*

(*alacrior* die Hs.; schon Agricola *alacer*) und manches andere, wie IV 26 *ira dei vocabatur*, wofür Hr. N. *ira deum* verbessert (Ref. hatte schon früher im Philologus *ira divom* vorgeschlagen, aus *ira di vocabatur*, wie die Hs. hat). Wo wir so viele treffende Emendationen auf einmal erhalten, lassen wir uns gern auch eine oder die andere minder glückliche gefallen; und in der That fehlt es nicht an solchen, die dem Hrn. Vf. invita Minerva entschlüpft zu sein scheinen und die dann nur die kritische Rumpelkammer füllen helfen. So wenn III 72 *quot tantae cladis pretium fuit* (*quot* soll = *quod* sein) conjiciert wird, sehen wir uns plötzlich von der Höhe der tacitinischen Diction in die platteste Alltäglichkeit hinabgeworfen. Sehr kühn erscheint der Vorschlag III 13 *postquam domos hortos opes principi abstulerint, etiam militem, militibus principem auferre.* So Hr. N. mit Versetzung des in der Hs. nach *auferre* stehenden räthselhaften *litem*. Wir glauben dasz an der Stelle etwas ganz anderes zu suchen sei, oder vielmehr dasz man bisher zu viel gesucht habe und nur das richtig aufzufassen brauche, was sich beinahe von selbst ergibt. Alles spricht nemlich dafür, dasz nichts anderes dagestanden hat als dieses: *postquam domos hortos opes principi abstulerint, etiam militibus principis auferre fidem.* Die Legionen sprechen von ihrem Standpunkt aus unter dem Eindruck der Entrüstung, in welche sie die Verrätherei ihrer Führer versetzt hatte. So habe es Caecina, so habe es Bassus mit ihnen vor: nachdem sie ihren Herrn ausgezogen und bei ihm nichts mehr zu holen sei, so gehe es nun an seine Soldaten, denen sie (durch die ihnen zugemutete *perfidia*) das theuerste zu nehmen gedächten, das sie besäszen — ihre Ehre (*auferre fidem*). Auf diese Art ist die Ironie schärfer und der Gegensatz passender als bei jener Lesart *militibus principem* *). — III 16 *et acerrimus quisque sequentium fugae ultimus erat.* Hr. N. *fugae celerrimus.* Jenes sei sinnlos; man erwarte dafür eher *primus* (der erste bei der Flucht). Aber allerdings wer beim Angriff vorn an war, wurde beim Kehrt der hinterste (*ultimus fugae*); und Tacitus in seiner malerischen Manier gibt diesen Nebenumstand statt des nackten Ereignisses selbst an, weil sich aus jenem auf dieses mit Sicherheit schlieszen läszt. Er erreicht dadurch den doppelten Zweck den Leser zu überraschen und zu befriedigen. Denn einmal sagt er mehr als er anfänglich sagen zu wollen scheint, und dann gibt er dem Leser Gelegenheit das unvollendete Bild der Handlung sich mit Hilfe der gegebenen Züge aus eigner Phantasie zu ergänzen und zu vervollständigen. — III 18 scheint bei *forte victi* jede Aenderung unnöthig; c. 47 ist das *altis lateribus* des Hrn. Vf. statt des *artis lateribus* der Hs. gerade gegen das angeführte Zeugnis des Strabo, der die Fahrzeuge στενά (engbördig) nennt; c. 56 *peritissimis centurionum sentientibus* statt des überlieferten *dissen-*

*) Es ist auch leicht möglich dasz die Corruptel des vorausgehenden *principi* in *principis*, wie sie die Hs. aufweist, von der am unrechten Orte vorgenommenen Correctur dieses letzteren *principem* herrührt, welches demnach ursprünglich *principis* gelautet hätte.

tientibus, wie uns dünkt, völlig unstatthaft und grundlos; bedenklich aber IV 7 *fratres a fratribus velut supremis* (so Hr. N. statt *supremum*) *dividantur*, da fast jede Seite in unserm Schriftsteller Belege für die angefochtene Lesart liefert: man erinnere sich nur an den häufigen Gebrauch von *aeternum*, *inmensum* u. ä. in diesem Sinne, wie Ann. XII 28 *cum quis aeternum discordant*, III 52 *luxus inmensum proruperat* (nur Hist. V 16 *perfidum ignavum victum hostem in aeternum exscinderent* aus Rücksicht auf Deutlichkeit). Transpositionen sind mehrmals versucht; doch sind diese Versuche unserer Ansicht nach keineswegs geeignet, jenem von manchen mit Vorliebe gehandhabten kritischen Principe Anhänger zu verschaffen. Es ist richtig, mehr als éiner Stelle ist dadurch gerade auch bei unserm Autor (wir erinnern an Ann. XIV 5. 6; XIII 21) glücklich geholfen worden; aber wird man deshalb auch beistimmen, wenn Hr. N. das gleiche vornimmt mit den Worten Hist. III 7 *volgata victoria*, *post principia belli secundum Flavianos data*, *legiones* etc. (so schreibt man am besten mit früheren), welche jetzt lauten sollen (mit Umstellung): *principia belli secundum Flavianos data. Volgata victoria legiones* etc. (in der Hs. ist nur das *p* hinter dem *p'* weggefallen und der Haken über dem letztern ist keineswegs, wie Hr. N. meint, Versetzungszeichen, sondern die gewöhnliche Abkürzung von *post**)); oder wenn er, was freilich weniger erheblich ist, V 12 die Worte *fons perennis aquae* nach *cavati sub terra montes* gesetzt haben will, weil das nächstfolgende ebenfalls vom Wasser handelt (*et piscinae cisternaeque servandis imbribus*)? Die Cisternen und Wasserbehälter sind ja ebenfalls künstliche Werke wie die unterirdischen Gewölbe und standen wol mit diesen in näherem Zusammenhang, so dasz das auffällige bei ihrer Verbindung, wenn ja ein solches bestand, bei schärferer Betrachtung leicht verschwindet.

Indes kann es keineswegs unsre Aufgabe sein den ganzen reichen Inhalt der vorliegenden Arbeit völlig zu erschöpfen; wir sehen daher von dem übrigen ab, so sehr es auch zu weiterer Besprechung und Erörterung auffordert, und schlieszen unsre Anzeige, deren Zweck vollkommen erreicht ist, wenn sie die Liebhaber dieses Litteraturzweiges auf das hervorragende der neuen Erscheinung aufmerksam machte und dabei einige der Beachtung vielleicht nicht ganz unwerthe Winke über deren Benützung an die Hand gab.

München. *Eduard Wurm.*

44.

Caecilii Balbi de nugis philosophorum quae supersunt. E codicibus et auctoribus vetustis eruit, nunc primum edidit, commentario et dissertatione illustravit **Eduardus Woelfflin.**

*) Oder vielmehr von *pos*, s. Ritschl im Rhein. Mus. N. F. VII S. 572 oben. *A. F.*

Basiliae MDCCCLV, impensis librariae Schweighauserianae. VI u. 91 S. gr. 4.

Wenn die lateinische Litteraturgeschichte bisher einen Schriftsteller Namens Caecilius Balbus kaum dem Namen nach gekannt hat (und selbst dies erst seit einigen Jahren durch eine Andeutung von Petersen in Hamburg), so kann ein Buch, welches mit dem Namen des Schriftstellers auch noch dessen Werk in einer bedeutenden Anzahl von Bruchstücken uns vorzuführen verspricht, nicht anders als die Aufmerksamkeit der sämtlichen Philologen auf sich ziehen. Zwar werden manche mit Zweifeln und unter Kopfschütteln an die Prüfung des neuen Fundes gehen, weil eben die ältere und neuere Zeit auf dem Felde litterarischer Entdeckungen gar manche Frucht nach kurzer Dauer wieder hat hinwelken und verschwinden sehen unter dem strengen Hauche wissenschaftlicher Kritik; allein hier sind wir nach gewissenhafter Prüfung des dargebotenen überzeugt, dasz die Skepsis bald dem angenehmeren Gefühle einer wirklichen Thatsache, eines gefundenen Inhalts weichen wird, und dasz somit das durch den Titel des Buches gegebene Versprechen erfüllt worden ist. Einem jungen Philologen, der sich übrigens bei dem philologischen Publicum schon durch eine kritische Ausgabe des Ampelius sowie durch Untersuchungen über diesen Schriftsteller vortheilhaft eingeführt hat, ist es durch ein zusammentreffen glücklicher Umstände einerseits und beharrliches forschen andrerseits gelungen nach Möglichkeit der Restaurator des schon längst verschollenen und verlorenen Caecilius Balbus zu werden. Nach Möglichkeit: denn allerdings war eine vollständige Reconstruction desselben bei den gegebenen Hilfsmitteln schlechterdings nicht zu erreichen — nach des Hg. Berechnung, die übrigens als auf einer einzigen Wahrnehmung beruhend sehr problematisch bleiben musz, hätten wir ungefähr den vierten Theil des Gesamtwerkes jetzt vor uns —, und selbst das gebotene ist keineswegs durchweg neuer Stoff, sondern es hat nur seinen Herrn gefunden; indes gibt sich der Hg. der Hoffnung hin, dasz die Zeit und eine sorgfältige Nachsuchung auf Bibliotheken noch Bereicherung bringen werde, wie sie ihn selbst die erste Ausbeute hat finden lassen, und selbst wenn wir uns dieser Hoffnung nicht auch getrösten, so ist unter dem gegebenen doch auch des neuen in hinreichender Zahl und von hinreichendem Werth vorhanden, um unsre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. — Beim durchstöbern und excerpieren von Anekdota der pariser Bibliothek stiesz Wölfflin auf eine Sammlung von lateinisch verfaszten Sentenzen, und als er deren Ursprung näher verfolgte, über den möglichen Verfasser aber ohne alle Andeutung blieb, brachte plötzlich, neben Petersens einst auf der casseler Philologenversammlung gemachter Mittheilung, eine schriftliche Zusendung von Haase in Breslau Licht in das Dunkel und liesz kaum einen Zweifel übrig, dasz der gesuchte Schriftstellername Caecilius Balbus sei, derselbe nemlich dessen Bruchstück Petersen damals mittheilte und das sich wörtlich, nur ohne Namen des Autors bei

Johannes von Salisbury unter einer Menge anderer Erzählungen und Apophthegmen wiederfindet. Von diesen kamen aber nur einige in der von einer Lindenbrogschen Membrana genommenen Abschrift Haases wieder vor, und zwar dem Caecilius Balbus zugeschrieben; und weil nun auch die von W. ausgebeuteten pariser Hss. mit beinahe wörtlicher Uebereinstimmung einzelne jener Sentenzen der breslauer Abschrift enthielten, in anderen sich aufs genauste dem erwähnten Johannes von Salisbury anschlossen, so war erstens für Petersens Vermutung, dasz die in dem einschlagenden Capitel des Johannes sich vorfindenden Apophthegmen aus Caecilius geflossen seien, die gröstmögliche Wahrscheinlichkeit gewonnen, zweitens — für W. die Hauptsache — in ebendemselben Grade der Wahrscheinlichkeit das Resultat, dasz die pariser Sammlung ein Excerpt aus demselben Schriftsteller sei. Dazu kam nun aber noch als reichste Ausbeute für Caec. eine münchner Hs., die zwar schon lange bekannt, doch erst jetzt ihren wahren Werth erhielt, indem ihr Inhalt durch dieselbe Schluszfolgerung (wegen ihrer Uebereinstimmung mit den oben erwähnten Hss. und Bruchstücken) dem Caec. Balbus zugewiesen wurde und andrerseits zur Bestätigung des gewonnenen Resultates diente. Eine sorgfältige Nebeneinanderstellung sämtlicher übereinstimmender Stellen der verschiedenen Hss., wie sie der Hg. seiner Arbeit beigegeben hat, setzt es beinahe auszer allen Zweifel, dasz überall derselbe Schriftsteller zu Grunde liege, und auch der Beweis, dasz dieser Caecilius Balbus heisze, erfüllt alle Forderungen, die billigerweise an einen nicht mathematischen zu stellen sind.

Gewis bleibt und kann nicht angefochten werden, dasz das Werk des erwähnten Schriftstellers den Titel *de nugis philosophorum* führte: denn dieser findet sich seinem Namen beigegeben sowol in der hamburger als in der breslauer Hs. Hier wird sogar noch ein 4s Buch besagten Werkes citiert, und bei dieser Gelegenheit müssen wir einen Punkt berühren, den der Hg. merkwürdigerweise übersehen oder der Erwähnung nicht werth gehalten hat: den nemlich, dasz Titel und Schriftstellername erst ungefähr in der Mitte, beim 7n Apophthegma besonders angeführt werden, während das vorhergehende dieser näheren Bestimmung ermangelt. Ein Gegner der Beweisführung W.s möchte vielleicht hier Anlasz finden seine Gegenbemerkungen anzuknüpfen; uns selbst zwar hat die anderweitige Auseinandersetzung der Frage vollkommen überzeugt; dennoch wundert uns hier das stillschweigen des Hg. — Löblich scheint uns die Art und Weise, wie nun W. seinen neu gewonnenen Autor verarbeitet hat. Wir finden nicht gleich das gesamte corpus fragmentorum beisammen, sondern es muste zu Anfang und vor allem darauf hingewirkt werden, dasz der Leser zu dem neuen Schriftsteller Vertrauen bekam und erst allmählich, gleichsam an der Hand des Beweises, der aus diesem und jenem Fragmente anticipieren muste, hinübergeleitet wurde in den nun feststehenden und nicht mehr herrenlosen Stoff. Dieser selbst war aber mit der Ausbeute der oben genannten Hss. noch nicht erschöpft, sondern, wenn

unter andern schlagenden Umständen auch der éine, dasz des Johannes von Salisbury Werk neben dem Titel *Policraticus* noch den zweiten *de nugis curialium et vestigiis philosophorum* führt, auf die Benutzung des Caec. Balbus durch Johannes hinleitete, so waren eben auch aus diesem Schriftsteller die dem Caec. angehörigen Stellen auszuscheiden und in die Fragmentsammlung aufzunehmen: ein Verfahren das keine Schwierigkeit bot und keinem Zweifel unterlag, sobald die eigentlichen handschriftlichen Excerpte aus Caec. Werke, die pariser, münchner und breslauer Hs., jene Stellen ebenfalls (und meist mit augenfälliger wörtlicher Uebereinstimmung) enthielten, das aber sein misliches hatte, sobald die handschriftlichen Sammlungen keine Gewähr mehr für Stellen boten, welche des ähnlichen Charakters oder anderer innerer und äuszerer Gründe wegen dem Caec. anzugehören schienen. Denn Johannes von Salisbury ist weit entfernt seine Gewährsmänner immer zu nennen. W. hat daher wol gethan, das mit dem Charakter des caecilianischen Werkes am meisten verwandte Capitel des Policraticus (III 14) vollständig abdrucken zu lassen und sich mit der Bemerkung zu begnügen, 'pleraque ex Caecilio fluxisse' — eine Bemerkung welche durch Beweise vollständig gerechtfertigt wird. Uebrigens ist Johannes nicht der einzige Schriftsteller, welcher bei der Sammlung caecilianischer Fragmente eine Berücksichtigung erforderte; besonders kommen neben ihm in Betracht Vincentius von Beauvais in seinen verschiedenen *speculis* und Walter Burleys Buch *de vita et moribus philosophorum*. Ueber deren gegenseitiges Verhältnis, Quellen und Benutzung unsres Schriftstellers finden wir bei W. in eignen Capiteln sorgfältige Erörterungen, die allerdings den Gegenstand nicht gerade erschöpfen — das konnte auch nicht W.s Hauptzweck sein —, aber doch in der dunkeln, verwickelten Frage so viel Belehrung gewähren, dasz einem künftigen Forscher der richtige Weg zur endlichen Erledigung der Frage schon ziemlich vorgezeichnet ist. So viel scheint W. ausgemacht, dasz das Gedächtnis unsres Schriftstellers schon zur Zeit des Vincentius von Beauvais ziemlich erloschen war oder doch fremdartig klang. Erschwerend war übrigens für eine genauere Erörterung der Umstand, dasz die bisherigen Ausgaben der genannten Schriftsteller, besonders des Walter Burley theils durch Schuld der Hgg. theils auch der Hss. in einem desperaten kritischen Zustande sich befinden; und wir theilen die allerdings etwas unbestimmte Hoffnung des Hg., dasz bei einer genauen Durchforschung besonders englischer Bibliotheken (denn Johannes von Salisbury hat gewis, Walter Burley vielleicht einen vollständigen Codex des Caecilius vor sich gehabt) sowol eine Verbesserung als auch eine Vermehrung der caecilianischen Fragmente die Folge sein möchte. — In die Wortkritik der Fragmente selbst, wie sie vom Hg. nach den beiden Haupthss. (münchner und pariser) gegeben werden, können wir uns hier um so weniger einlassen, als dies selbst nicht der Hauptzweck des Hg. war, der bei der editio princeps seines Schriftstellers mehr den realen Gehalt und die litterarische Frage berücksichtigte und berücksichtigen muste, ob-

schon er an vielen Stellen offenbar corrupte Lesarten (besonders der münchner Hs.) berichtigt hat. Ehe es aber ausgemacht ist, welches die diplomatisch sicherste Grundlage sei, und in welchem Verhältnis selbst diese noch zum Urtext des Schriftstellers stehe, musz die ἐποχή das erste Gesetz des besonnenen Kritikers sein. Zwar scheint kaum ein Zweifel obzuwalten, dasz die münchner Hs. sowol ihres Alters als ihrer verhältnismäszigen Reinheit wegen den relativen Vorzug verdiene; indes absolut darf auch sie keineswegs als diplomatisch getreuer Auszug aus Caec. gelten, da einzelne Ausdrücke und grammatische Verbindungen, wie *substantia*, *imputare* für *putare*, *iubere* mit dem Dativ, *non* vor dem Imperativ, die absonderliche Bedeutung von *praesumere* u. a. m. nicht als caecilianisch gelten dürfen, besonders wenn der Schriftsteller, wie dies nach der Argumentation des Hg. wahrscheinlich wird, noch der guten silbernen Latinität angehört. Ein Umstand ferner, welcher für die gröszere Autorität der münchner Hs. spricht, ist der dasz hier die Apophthegmen nach den verschiedenen sachlichen Kategorien, welche durch Beispiele aus dem Munde berühmter Männer sollten belegt werden, geordnet sind (d. h. es wird durch solche Sprüche z. B. die *sapientia* erläutert, dann folgt die *doctrina*, die *patientia*, die *fides*, die *innocentia* usw.), während andrerseits in den pariser Hss. ein buntes allerlei von Sprüchen und Autoren ohne erkennbaren Zusammenhang zusammengeworfen ist. — Was nun aber den eigentlichen Commentar betrifft, so darf demselben grosze Sorgfalt und umsichtiger Fleisz nicht abgesprochen werden, besonders sind die Parallelstellen aus der einschlagenden römischen und griechischen Litteratur mit ziemlicher Vollständigkeit gesammelt. Ueber Kleinigkeiten freilich könnte man mit dem Hg. rechten: so z. B. ist p. 18 I 4 zu dem Apophthegma *alteri saepe ignoscito, tibi numquam* die unten stehende Beigabe: 'cum quo facit Sallust. Cat. 52 in oratione Catonis: *qui mihi atque animo meo nullius umquam delicti gratiam fecissem, haud facile alterius lubidini malefacta condonabam*' übel angebracht, da hier denn doch ein ganz anderes Princip aufgestellt wird; ferner passt in einem Buche, das lediglich für Philologen geschrieben ist, die Bemerkung zu *premeris*, dasz es futural (p. 21), und zu *stulte*, dasz es als Vocativ (p. 23) zu nehmen sei, nicht wol; ferner hätte der Hg. nach seiner Anm. p. 20, 21 zu dem Worte *Salon:* 'equidem librarios *Solonem* et *Salomonem*, utrumque ob sapienter dicta celebratissimum confudisse existimaverim' an einer Stelle (p. 23, 6) consequenter verfahren und zu dem Eigennamen *Hieremias* (wo offenbar an den Propheten gedacht wurde) nicht nur 'dubito de integritate scripturae' sagen, sondern keck den griechischen Philosophennamen *Hermias* oder *Hermeias* substituieren sollen. Aber von solchen Einzelheiten sehen wir ab.

Neben der Fragmentsammlung und ihrem Commentar nun bedingen die schon oben erwähnten litterarisch-kritischen Beigaben den Werth der W.schen Schrift: sie handeln neben den ausführlichen Erörterungen über Quellen und Schriftstellerei des Johannes Sarisberien-

sis, des Vincentius Bellovacensis, des Walter Burleius 'de fontibus Caecilii Balbi', 'de fatis et descriptione operis Caeciliani', de dictione et aetate Caecilii Balbi'. Um einiges hievon kurz zu berühren, so ist für Walter Burley die Frage nach dessen Quellen jetzt theilweise entschieden, welche Schneider in Wolfs Analekten II 227 ff. auf ganz andere Weise zu lösen versucht hatte, indem er nemlich die Ansicht aufstellte, dasz für die aus dem jetzigen Laërtius Diogenes nicht mehr zu belegenden Stellen des Burley diesem ein vollständiger Codex jenes Schriftstellers vorgelegen habe, unsre heutigen Hss. mithin sämtlich lückenhaft seien. Eine Bestätigung dieser Ansicht schien in der ambrosianischen (lateinischen) Uebersetzung des Diogenes zu liegen, welche allerdings im Leben des Bias Sprüche anführt, die sich im Diogenes nicht finden. Aber bei Burley finden sie sich, und dieser hat sie aus Caecilius geschöpft, wie die münchner Hs. beweist. — Der Titel des caecilianischen Werkes *de nugis philosophorum* hat seine Analogien im Alterthum so gut wie der Inhalt selbst. Bekannt sind Catos, Caesars, Tiros Sammlungen von ἀποφθέγματα, und unserm Titel näher kommend finden sich selbst *ineptiae*. Hiebei ist die Benennung *nugae* nicht streng zu nehmen, denn unter allerdings witzigen und possierlichen Anekdötchen und Impromptus finden sich auch sehr gemessene, streng sittliche und der Ethik entlehnte Sprüche, ja sie bilden sogar den Kern des Buches. Dies scheint uns auch ein Hauptgrund zu sein, warum das Werk nur fragmentarisch auf uns gekommen ist und allerlei Zerstückelungen in verschiedene andere Schriften erlitten hat. Denn das spätere Alterthum und das Mittelalter insbesondere liebte dergleichen Sammlungen ethischer Sentenzen über die Maszen und kümmerte sich bei den didaktischen Zwecken, die es dabei ausschlieszlich verfolgte, schlechterdings um das litterarische und kritische nicht. Haben doch ähnliche Ursachen für die Sprüche eines Theognis und Phokylides ähnliche Wirkungen herbeigeführt. Die *nugae* werden so zu fassen sein, dasz sie mehr gelegentliche, meist etwas pointöse Aeuszerungen berühmter Männer in sich begreifen, welche auszerhalb des strengern und eigentlich philosophischen Systems liegen, Ein- und Abfälle des Genies. Ist ja selbst die Zugabe *philosophorum* durchaus nicht streng, sondern nur a parte potiori zu nehmen, indem sich im caecilianischen Werke neben Aussprüchen des Antisthenes, Aristippus, Aristoteles, Bias, Cato, Chilo, Diogenes, Plato, Pythagoras, Solon, Theophrast, Xenocrates, Zeno auch solche von Dichtern wie Simonides, Rednern wie Cicero, Demosthenes, Feldherrn wie Caesar, Epaminondas, Phocion und dem Kaiser Augustus finden. Wer nun aber aus diesen Vorkommenheiten schlieszen wollte dasz z. B. die Sammlung in der münchner Hs. nicht dem einzigen Caecilius Balbus entnommen, sondern ein Conglomerat aus verschiedenen Werken sei, den würde schon die Wahrnehmung widerlegen, dasz das breslauer wie das hamburger Blatt unter dem vollständigen Titel *Caecilius Balbus de nugis philosophorum* Histörchen anführen (wie die bekannten von den Gefäszen des Agathokles und der Antwort des

gefangenen Seeräubers), welche weder Philosophen zum Object haben noch im eigentlichen Sinn den *nugae* beizuzählen sind. Ein nicht minder wichtiger, wenn schon äuszerlicher Grund ist aber der, dasz die genannte münchner Hs. der Reihe nach noch eine Menge Excerpte aus andern Schriftstellern enthält, die sich successive ablösen, ohne dasz einer der Aehnlichkeit wegen mit dem andern auch nur an einzelnen Stellen verflochten und zusammengeschweiszt worden wäre, Grund genug dasselbe Verfahren auch bei den Fragmenten des Caec. vorauszusetzen. Eine eigene Bewandtnis hat es mit dem Verhältnis unseres Schriftstellers zu dem Mimendichter Publius Syrus; und W. gesteht selbst dadurch anfangs in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden zu sein: nicht weniger als 37 Sprüche nemlich, welche in den jetzigen Ausgaben des Publius Syrus figurieren, finden sich beinah wörtlich in der münchner Hs. wieder. Sollte dieser Umstand nicht klar beweisen dasz genannte Hs. zu ihrer Spruchsammlung eben auch noch andere Schriftsteller im Excerpt aufnahm? Allerdings, sobald man den Herausgebern des Publius Syrus auf Treu und Glauben folgt. Nun aber hat eine nähere Untersuchung der Sache eher das Gegentheil dargethan. Von jenen 37 Sentenzen nemlich findet sich bei den alten Schriftstellern auch nicht eine einzige dem Publius Syrus vindiciert, sondern die Hgg. haben sich seit Gruter um die Wette bemüht, diese und noch andere anderswoher zusammenzuraffen und oft unter Verrenkungen, Zusätzen und Gewaltthätigkeiten aller Art in ein iambisches Metrum zu zwängen, um ein möglichst reichhaltiges corpus sententiarum Publianarum zu Stande zu bringen. Man erhält durch die ganze Untersuchung einen Blick in die Trostlosigkeit und den jämmerlichen Zustand der Kritik, in welchem der Mimendichter bis zur Stunde sich befindet. Hier musz, um zu einer nur annähernd diplomatischen Genauigkeit zu gelangen, schlechterdings wieder von vorn angefangen werden, besonders wenn man dabei noch bedenkt dasz der frühere cod. Frisingensis des sog. Publius Syrus wahrscheinlich kein anderer als eben unser Monacensis ist. Freilich ist damit nicht ausgeschlossen, dasz Caec. den jedenfalls ältern Publius Syrus zu seiner Spruchsammlung benutzt habe, wie er denn vorzugsweise römische Schriftsteller zu Gewährsmännern und Fundgruben genommen, unter Griechen nicht einmal das seiner ganzen Anlage und Natur nach so ähnliche Werk des Laërtius Diogenes zu Hilfe genommen hat. Setzen wir hinzu: vielleicht auch nicht zu Hilfe nehmen k o n n t e, der Zeit wegen; und hier berühren wir den schwierigsten Punkt der ganzen caecilianischen Frage, auf den auch W. nur schüchtern und nicht mit der Entschiedenheit der Ueberzeugung eine Antwort zu geben weisz; doch neigt sich seine persönliche Ansicht dahin, dasz wir einen Zeitgenossen des Plinius und Trajan vor uns haben. In diesem Falle allerdings musz auch für die münchner Hs. eine theilweise Corruption der Wort- und grammatischen Formen, wie wir sie oben andeuteten, angenommen werden; sie ist, wenn das Schicksal beinah jeder Spruchsammlung ins Auge gefaszt wird, auch möglich. Zur Bestätigung jener Zeitan-

nahme*) dienen folgende Punkte: 1) dasz unter den von Caec. genannten Imperatoren Titus der jüngste ist; 2) dasz die von Joh. Sarisb. uns aufbewahrte Ansprache des Caec. Balbus an einen römischen Kaiser ihrer unbeschränkten Freimütigkeit und sonstigen Färbung wegen beinahe kein anderes Zeitalter als das des Trajan zuläszt; 3) — und dies der Hauptgrund — dasz schon Suetonius aus unserm Schriftsteller geschöpft zu haben scheint. Bei Joh. Sarisb. nemlich kommen in dem schon oben erwähnten 3n Buch des Policraticus (augenscheinlich aus Caecilius) Dinge vor, welche die sonst so ähnlichen, oft wörtlich übereinstimmenden Anekdoten des Suetonius bedeutend erweitern und ganz neue Umstände hinzufügen, so z. B. zu Suet. Caes. 45, wo vom Kahlkopfe Caesars und dessen Mittel ihn zu verdecken die Rede ist, fügt Johannes III 14, 16 noch hinzu: *ab irato milite ei dictum est: facilius est, Caesar, te calvum non esse, quam me in exercitu Romano quicquam egisse vel acturum esse timidius.* So noch mehreres. W. zieht daraus den directen Schlusz, dasz Sueton den Caec. benutzt habe; möglich: indes zwingend ist der Schlusz keineswegs. Beiden kann ein älterer, für uns verloren gegangener Schriftsteller zu Grunde gelegen haben, den Sueton nur soweit excerpierte, als er es für seinen Zweck dienlich fand. Doch gesetzt auch, man hielte die Folgerung für unumstöszlich, so darf doch ein anderer Umstand nicht verschwiegen werden, der zu einem ganz andern Resultate zu führen und unserm Schriftsteller ein bedeutend späteres Zeitalter zuzuweisen scheint. Die breslauer Hs. nemlich führt bei der Maxime des Königs Agathokles ein Epigramm an, das sich wörtlich, nur vollständiger, bei Ausonius wiederfindet. Wie nun? Freilich ist die Sache gleich entschieden, wenn wir mit W. vermuten, dasz der librarius jenes codex der weitern Bestätigung und Ausführung wegen den Zusatz aus Ausonius angebracht habe. Dem widerspricht aber die Wahrnehmung, dasz das ganze Epigramm samt derselben wörtlichen, nur wiederum ausführlicheren Einleitung bei Joh. Sarisb. Pol. V 17 gelesen wird, eine Coincidenz die doch gewis mehr als zufällig ist und nicht aus dem gleichen Gedankenspiel jenes librarius und des Johannes hergeleitet werden kann. Das ganze musz demnach bei Caec. sich vorgefunden haben. Wer ist nun aber der ursprüngliche Verfasser, Ausonius oder Caecilius? Dieser gewis nicht; denn Verse machte er nicht. Aber, denke ich, auch Ausonius nicht, obschon Dichter. Das Epigramm ist nichts weniger als ein Meisterstück, sondern in Wortstellung und Ausdruck gezwungen und riecht bedeutend nach einer Uebersetzung aus griechischem Original. Darauf scheint auch die Variante bei Joh. Sarisb. hinzuweisen: *fictilibus cenasse ferunt Agathoclea regem* statt: *fama est fictilibus cenasse A. r.* Ob sich Ausonius erlauben durfte, seinen Epigrammen auch eine solche schon vorhandene Uebersetzung beizumischen, musz hier unentschieden bleiben. Jedenfalls bin ich eher

*) Einen Schriftsteller aus der spätern christlichen Aera anzunehmen, scheint schon der Umstand zu verbieten, dasz sämtliche darin vorkommende Namen und Autoritäten heidnisch sind.

geneigt dies anzunehmen als dieses einzigen Umstandes wegen die nicht unbedeutenden Wahrscheinlichkeiten, welche für ein fruheres Zeitalter unseres Schriftstellers ins Gewicht fallen, wieder aus der Wagschale zu entfernen. Möchte das vorliegende Werk, wie dies auch des Hg. Hoffnung ist, bei den Freunden ähnlicher Studien das seine dazu beitragen, auf diesem Felde weiter zu bauen. Das hier gewonnene Resultat läszt die darauf verwandte Mühe gewis nicht als unnütz und unbelohnt erscheinen.

Basel. *Jacob Maehly.*

45.

Zu Vergilius und Pseudo-Vergilius.

1) Zu gegenwärtigem Schluszartikel, verehrter Freund, gibt mir eine Stelle des Vergilius Veranlassung, welche bis auf die neuste Zeit, auch noch in den Ausgaben von Ph. Wagner (Lips. 1849) und H. Paldamus (Lips. 1854), durch einen häszlichen Fehler entstellt ist. Sie findet sich in den Georgica III 235 f., wo es von dem besiegten Stiere, der neue Kräfte gesammelt hat um Rache an seinem Gegner zu nehmen, also heiszt:

post, ubi collectum robur viresque refectae,
signa movet praecepsque oblitum fertur in hostem.

Der Beisatz *oblitum*, den man in der vorliegenden Stelle, wo eine nähere Beziehung nicht angegeben wird, dem herschenden Sprachgebrauche gemäsz geneigt sein müste passiv zu nehmen, würde so gefaszt hier offenbar einen ganz falschen Sinn geben. Aber auch bei der Auffassung des Wortes in activer Bedeutung, welche die Ausleger dem Sprachgebrauch zum Trotz angenommen haben und annehmen musten, dasz nemlich der Stier, welcher dereinst Sieger geblieben, seinen überwundenen Gegner, auf welchen freilich im Texte selbst nicht hingedeutet wird, jetzt ganz vergessen gehabt habe, würde die Stelle doch immer noch eine unseres Dichters ganz unwürdige Akyrologie enthalten. Denn da jeder Leser dieser Stelle *praeceps* eigentlich verstehen wird von dem 'mit vorgestrecktem Kopfe' auf seinen Gegner sich stürzenden Stiere, so würde bei der augenscheinlichen Gegensätzlichkeit der beiden Adjectivbegriffe *praeceps* und *oblitum*, da das letztere Wort in einer ganz anderen Beziehung steht als das erstere, keineswegs der in der malerischen Darstellung des Dichters so angenehm wirkende Einklang vorhanden sein. Denn auch in der von Heyne beliebten Fassung: '*oblitum*, qui omnem iam adversarii sui memoriam animo dimiserat, ideoque securum', würde das Wort *oblitum* nur die innere Sorglosigkeit des Siegers bezeichnen, nicht, wie *praeceps* von dem Gegner dieses thut, seine äuszere Stellung anzeigen. Mir scheint demnach ganz unzweifelhaft zu sein dasz Vergilius nicht *oblitum*, was bis jetzt die Ausgaben bieten, sondern *oblicum*, wie dies deutlich im cod. Mediceus u. a. Hss. steht, geschrieben habe. *Oblicus* oder *obliquus* drückt die nachlässige äuszere Stellung, in wel-

cher jetzt der übermütige Sieger seinem dereinst von ihm überwundenen Gegner die blosze Seite zum Angriff bietet, ganz entsprechend aus: und bei genauerer Betrachtung der Stelle wird es niemandem verborgen bleiben dasz *oblitum* nur als ein ganz gewöhnlicher Schreibfehler für *oblicum* anzusehen sei. Sicherlich ist auch bei Servius, auf welchen sich einige Hgg. bezogen haben, und bei dem in meiner ziemlich alten Ausgabe zu lesen ist: 'oblitũ: iã securũ ex anteacta victoria' ursprünglich nicht *oblitum*, sondern *oblicum* geschrieben gewesen, und der Grammatiker will durch seine Erklärung nur angeben dasz der Gegner 'obliquus' gestanden habe, weil ihn der frühere Sieg sicher gemacht. — Ich kann von dieser Stelle nicht scheiden ohne noch einen Interpunctionsfehler zu berichtigen, den, so störend er auch ist, doch Paldamus ebenfalls mit Wagner gemein hat. Es ist nemlich V. 216 nach *herbae* keineswegs voll zu interpungieren, wie jene Hgg. thun, sondern die Stelle vielmehr also zu lesen:

carpit enim vires paullatim uritque videndo
femina, nec nemorum patitur meminisse nec herbae
dulcibus illa quidem illecebris, et saepe superbos
cornibus inter se subigit decernere amantis.

So reihen sich die einzelnen Satzglieder gehörig aneinander. Bei *illa quidem* wird man sich an das malerische *ὅ γε* der griechischen Epiker erinnern, was so oft im zweiten oder in spätern Satzgliedern überhaupt den Leser das Subject nicht aus den Augen verlieren läszt, indem es ihm dasselbe wiederholt nachdrucksvoll vorführt.

Leipzig. *Reinhold Klotz.*

2) Ciris 407 ff. liest man gewöhnlich seit Scaliger:

vos ego, vos adeo venti testabor et aurae,
vos, matutina si qui de gente venitis,
cernitis: illa ego sum cognato sanguine vobis
Scylla.

matutina de gente hat in diesem Zusammenhang keinen Sinn. Heyne führt die Lesarten *vos numantina* und *vos o mantina* an. Ich zweifle nicht dasz zu schreiben sei *vos, Orithyiae si qui de gente venitis.* Die Verwandtschaft zwischen dem megarischen und dem attischen Königshause wird mehrfach in dem Gedichte berührt. — Da die Meinung das Gedicht sei von Cornelius Gallus immer noch einige Anhänger zu haben scheint, so bemerke ich dasz gerade die Stelle, worauf sich jene Meinung stützt, Verg. Ecl. 6, 75—77, das Gegentheil beweist. In diesen Versen wird die Tochter des Nisus mit dem Seeungeheuer der Odyssee identificiert, in der Ciris aber wird diese Fabel verworfen und eine andere ausgeführt: nichts wäre verkehrter gewesen als diese Verse zu wählen, um auf jenes Gedicht hinzudeuten. Der Verfasser der Ciris weist im Gegentheil nicht undeutlich auf Vergilius zurück, wenn er den aus der 6n Ecloge entlehnten Versen die Bemerkung (Vs. 54) voranschickt: *complures illam et magni, Messalla, poëtae* etc.

Besançon. *Heinrich Weil.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

46.

Die beiden neusten Ausgaben des Suidas.

1) *ΣΟΤΙΔΑΣ. Suidae lexicon Graece et Latine. Ad fidem optimorum librorum exactum post Thomam Gaisfordum recensuit et annotatione critica instruxit Godofredus Bernhardy.* Halis et Brunsvigae, sumptibus Schwetschkiorum (M. Bruhn). A. 1853. 2 Bände in 4 Theilen. XCVIII u. 1487. 1234. 1302. 2022 Col. gr. 4. [Jetzt Verlag von M. L. St. Goar in Frankfurt am Main. Im Preise herabgesetzt auf 16 Thlr.]

2) *Suidae lexicon ex recognitione Immanuelis Bekkeri.* Berolini, typis et impensis Georgii Reimeri. A. 1854. IV u. 1158 S. gr. 8.

Ueber Hesychios und Suidas, den beiden werthvollsten thesauris Graeci sermonis von byzantinischer Herkunft, hat das Schicksal mit wunderlicher Laune gewaltet. Kann auch nicht geleugnet werden dasz mit ersterm ein unglaublicher Misbrauch getrieben wurde und wird, aus dem einfachen Grunde weil noch nicht der hundertste Theil seiner Glossen auf ihren Ursprung zurückgeführt und dadurch die Möglichkeit abgeschnitten ist, den ersten besten wunderlichen Einfall mit irgend einer hesychischen Glosse zu belegen, so spricht doch eben der Misbrauch für den häufigen Gebrauch des Buchs; während zugestanden werden musz dasz Suidas Lexikon, dessen Ankauf obenein durch den enormen Preis erschwert war, bei weitem seltner zu Rathe gezogen zu werden pflegte, zumal Photios, einzelne Scholiensammlungen, Westermanns Biographen u. a. als wolfeilere Surrogate betrachtet werden konnten (Bernhardy praef. p. XVI). Trotzdem liegt Hesychios, für den durch die Herausgeber des pariser Stephanus, durch Meineke, Lobeck, Bergk, Ahrens, Schneidewin (wer nennt die Namen alle?) so unendlich viel hier und da gethan ist, dasz eine fleiszige Sammlung der ausgestreuten Goldkörner allein hinreichen würde, dem verwahrlosten Lexikon eine ganz andere Gestalt zu geben, seit Albertis gewichtiger, ohne Schows Supplemente kaum brauch-

barer Ausgabe noch sehr im argen; Becks neue von N. Schow p. XX verheiszene Ausgabe ist nicht zu Stande gekommen; B. Copitars durch sein Schriftchen 'Hesychii glossographi discipulus et ἐπιγλωσσιστὴς Russus' (Vindob. 1840) gegebener Anstosz, durch Nutzbarmachung der Cyrilliana dem Hesychios zu Hilfe zu kommen, blieb bis auf E. Mehlers Arbeiten in der Mnemosyne ohne Kraft, und wie lange es C. G. Cobet gefallen wird auf seinen Hesychios warten zu lassen, steht dahin. Dagegen wurde Suidas innerhalb 150 Jahren nicht nur viermal herausgegeben, sondern sogar in den zwei Jahren 1853 und 1854 zweimal: und erfuhr die Auszeichnung, nachdem er schon circa 1090 completiert durch die *ἑρμηνεία τῶν ἐπιστρατευμάτων καὶ πολεμικῶν παρατάξεων φωνῶν*, wie ich glaube dem Kaiser Alexios Komnenos, einem Manne von ebenso umfassenden philologischen Kenntnissen wie taktischer und strategischer Bildung, gewidmet worden war, c. 600 und 750 Jahre später durch zwei preuszische Gelehrte zweien preuszischen Monarchen dediciert zu werden, von Ludolph Küster 1705 dem Könige Friedrich I, von Gottfried Bernhardy 1853 Friedrich Wilhelm IV. Nachdem nun B.s grundgelehrte und ohnerachtet aller Widrigkeiten, über die die praef. p. XVI—XXIV berichtet, mit deutschem Fleisze und deutscher Beharrlichkeit in den 19 Jahren von 1834—53 gefertigte Ausgabe in die Hände der Gelehrten gekommen war, hätte man glauben sollen, die Bearbeitung des Suidas, für den zwar der Conjecturalkritik noch genug zu leisten übrig bleibt, die diplomatische dagegen schwerlich viel mehr wird leisten können (Bhdy p. XXI 'omnino — adiuvetur'), werde nun für geraume Zeit ruhen: aber die Buchhändlerspeculation und Concurrenz dachte anders und überraschte uns schon im nächsten Jahre mit einem neuen Suidas 'ex recognitione Immanuelis Bekkeri' zu dem wolfeilen Preise von 6⅔ Thlr., für dessen Werth der gefeierte Name des Herausgebers, dem gerade in jüngster Zeit die griech. Lexikographen durch die Ausgabe des Pollux so viel zu danken haben, zwar ein günstiges Vorurtheil weckt, leider aber keine genügende Bürgschaft ist. *Stat magni nominis umbra.*

Wenn ich auf den folgenden Blättern über beide Ausgaben zu berichten beabsichtige, so habe ich mir von dem Wunsche verleitet, dem ehrenden Auftrag der Redaction dieser Zeitschrift zu entsprechen, vielleicht einen Platz angemaszt, den ich competenteren Beurtheilern hätte überlassen sollen, aus deren Munde die Stimme des Beifalls wie der Misbilligung schwerer ins Gewicht fallen würde; aber abgesehn davon dasz zwischen einem Recensenten und einfachen Referenten zumal dieser Jahrbücher, welche die Schulpraxis nie ganz aus den Augen verlieren dürfen, ein himmelweiter Unterschied ist, hoffe ich auch dasz der verehrte hallische Hg. etwaigem Widerspruch, zu dem namentlich seine 4 Capitel commentationum de Suidae lexico vielfältig herausfordern, keinen andern Beweggrund unterlegen werde als den reinsten und lautersten, der einst (sans comparaison) den jungen Herder zu seinen Gegenbemerkungen gegen den Laokoon ver-

anlaszte: 'dasz er ihn noch nicht genug gelobt, nicht tief genug durchdrungen glaubte.'

Eine recognitio des Suidas, derjenigen ähnlich welche ich oben für Hesychios als wünschenswerth bezeichnet habe, 'quae bona editoris novissimi cum selectis observationibus et coniecturis recentioris aetatis coniungeret', lag anfänglich im Plane ('saluberrimum simplicitatis et parcimoniae consilium') der Verleger, als sie Bhdy für das Unternehmen gewannen. Zwar drohte das erscheinen der Gaisfordschen volumina mit ihrer in jeder Beziehung splendiden Ausstattung (rec. von Bhdy in den berl. Jahrb. 1834 Nr. 49—52) den Fortgang desselben zu stören, doch nicht auf lange, sondern es hatte nur eine Aenderung und theilweise Erweiterung des ursprünglichen Planes zur Folge, für welche die Wissenschaft den Verlegern und dem Hg. allen Grund hat dankbar zu sein. Es galt nemlich einerseits den Suidas 'mutatis consiliis uberius instruendum' wiederaufzunehmen, andrerseits den Gaisfordschen Apparat durch überbordwerfen alles unnützen Ballasts genieszbarer zu machen: 'lexicographum retractandis Gaisfordii copiis ad aliquem perfectionis gradum evehere.' Ueber die Details dieses erweiterten Planes nun, d. h. die befolgten kritischen Grundsätze und Hilfsmittel der Textesbesserung, die Concentration welche der Hg. im Punkte der erklärenden Anmerkungen sich selbst zur strengsten Pflicht machte, die Zugabe der lateinischen Uebersetzung und die Einrichtung der Inhaltsverzeichnisse legt sowol der Hg. p. XIX ff. als auch das Werk selbst klare Rechenschaft ab. Danach hat mit geringen Ausnahmen der ganze kritische Apparat Gaisfords Aufnahme gefunden, so jedoch dasz durch eine praecisere Fassung und eine verständige Sichtung desselben AV (*V) in ihr volles Recht eingesetzt sind und anstatt der Aldina der ed. princ. (Mediol.) überall gebührende Berücksichtigung zu Theil geworden ist, und mit gröszerer Gleichförmigkeit, als Küster und selbst Gaisford es gethan, nach den Winken jener 2 besten Hss. die glossae spuriae und additamenta insitiva, mit andern Worten hominum studiosorum fraudes, namentlich sämtliche syntaktische Glossen entweder, sobald beide Hss. oder mindestens A sichere Fingerzeige gaben, ganz verbannt oder, sobald die Auctorität éiner von beiden Hss. den Verdacht bestärkte, durch Klammern kenntlich gemacht worden sind. Dasz B. beim schwanken der Lesart durchweg die nicht ganz derselben Familie angehörigen Hss. AV als die glaubwürdigsten Zeugen verhört, mit denen in der Regel auch die besten Hss. der Quellen des Suidas zu stimmen pflegen, die letzte Entscheidung aber von A abhängig macht, versteht sich von selbst, da E, von Gaisford überschätzt, von gelehrter Hand getrübt, B jedoch, obgleich er eine gewisse Verwandtschaft mit E nicht verleugnen kann, doch in beständigem schwanken zwischen AV und den schlechteren Hss. begriffen ist *).

---

*) Den cod. A hat B. von υ — φῶμεν, V von ὑπερβριθές t. II 2 p. 1329 an selbst verglichen. Interpoliert sind alle Hss., nur dasz

Wenn nun schon die rein kritischen Bemerkungen allen billigen Ansprüchen genügen, so bekundet die erklärende annotatio eine Meisterhand. Von dem richtigen Gesichtspunkt aus, den Bekker und sein Verleger nicht festgehalten zu haben scheinen, dasz 'tirones' den Suidas nicht zu ihrer Lectüre zu machen pflegen, sorgt dieselbe mit jener stricten Kürze, welche wir schon aus den Eratosthenicis kennen, nur für die Bedürfnisse der Gelehrten und wählt, dem leider wieder modegewordenen Kram der notae variorum abhold, mit so sicherm Takte und richtigem Urtheil aus dem Küsterschen, Toupschen, Gaisfordschen, selbst Reinesischen Gute, was zur Sache gehört und bleibenden Werth hat, gleichsam als stufenweise Einführung in seine eigne allzu bescheidentlich als 'subitaria et summis lineis adumbrata' bezeichnete annotatio heraus, dasz in Wahrheit niemand die unförmlichen Gaisfordschen Notenconglomerate vermissen kann. Erforschung der Quellen und der Glaubwürdigkeit der Glossen, Befreiung des alten Glossenfonds von spätern Auswüchsen, Angabe des Fundorts der herrenlosen Citate, Begründung der Heilungsversuche verderbter Stellen, vorzüglich der litterargeschichtlichen Artikel, wobei G. Hermann und A. Meineke erfolgreichen Beistand leisteten — ist das verdienstliche Bestreben der Bernhardyschen annotatio, durch das einerseits auf die Kenntnisse und die Sorgfalt des Lexikographen ein günstigeres Licht fällt, andrerseits dem jüngern Geschlecht der Philologen ein Sporn gegeben wird noch vorhandene Schwierigkeiten und Verderbnisse (und daran ist kein Mangel) ebenso methodisch zu heben und zu beseitigen. Als Ergänzung der Anmerkungen will B. die lateinische Uebersetzung angesehen wissen, zu der er sich, obwol mit Widerstreben, auf den ausdrücklichen Wunsch der Verlagshandlung entschlieszen muste. Bei Anfertigung der indices hatte er sich der Mithilfe G. Böhmes zu erfreuen: der erste ist der Küstersche index rerum quae extra seriem litterarum apud Suidam inveniuntur, in zweckmäsziger Umgestaltung, vom unnützen Schwall befreit und dafür um brauchbares vermehrt; der zweite, von B. selbst angelegte ein ausführlicher index observationum et scriptorum, de quibus agitur in annotatione critica, der dritte ein nicht ganz vollständiger index scriptorum quos Suidas laudavit vel celatis nominibus adhibuit. Der Gaisfordsche index glossarum ist mit vollem Recht verstoszen.

Für sich selbst aber läszt B. seine 'commentationes de Suidae lexico' sprechen, das πρόσωπον τηλαυγές seines Riesenwerks. Unter je 50 Schulmännern tractiert vielleicht je éiner fleisziger den Suidas, und unter 100 hat sich vielleicht aber éiner die Mühe genommen diese mühsame, durch und durch vortreffliche Arbeit unseres Bhdy gründlich zu studieren; ich glaube daher meine Berufsgenossen zu Dank

---

die bessern die Zusätze, welche die schlechtere Familie im Texte hat, an den Rand verweisen oder gar nicht kennen: selbst die bessern Hss. leiden an zerrissenen und verstümmelten Glossen und schwer zu enträthselnden Wiederholungen.

zu verpflichten, wenn ich sie gerade in diesen Theil des Werks, die Schatzkammer durch zwanzigjährige Studien gewonnener Resultate tiefer einführe, B. gegenüber aber und der Wissenschaft mir selbst es schuldig zu sein, es nicht blosz bei einer dürren Epitome der commentationes in beliebter Referentenmanier, aus der nichts zu lernen ist, bewenden zu lassen, sondern durch unumwundene Kundgebung und möglichst klare Begründung abweichender Ansichten mein aufmerksameres Studium dieser Musterarbeit zu bekunden. Das erste Capitel handelt 'de Suidae persona temporibus et historia lexici ab illo conditi.' Ueber die Person des Lexikographen verbreiten auch B.s Untersuchungen kein neues Licht. Wenn er den Verfasser des Lexikon für einen Namensvetter des andernorts citierten scriptor rerum Thessalicarum (Müller fragm. hist. Gr. II p. 464) hält und dadurch wenigstens die Namensform *Σουΐδας* gegen die in den codd. Matrit. regg. Pariss. Colb. Marcian. u. a. auftretende Schreibart *Σούδα Σοῦδα* hinreichend gesichert glaubt, so ist er einmal von der Voraussetzung ausgegangen, dasz *τὸ μὲν παρὸν βιβλίον Σουίδα* bedeute: 'der Verfasser vorliegenden Buches heiszt Suidas', nicht: 'der Besitzer dieses Buches ist Suidas', obgleich doch für letztere Deutung nicht nur der Sprachgebrauch (Tittmann Zon. praef. p. XXXVI), sondern auch der Zusammenhang *οἱ δὲ συνταξάμενοι αὐτὸ κτλ.* zu sprechen scheint; zum andern der onomatologischen Forschung über die bei weitem häufigere und durch so viele Hss. beglaubigte Form *Σοῦδα* aus dem Wege gegangen. Wie ältere Philologen an Sudas, so sind unsere Augen und Ohren so an die Züge und den Klang Suidas gewöhnt, dasz es schwer halten dürfte hierin zu reformieren; aber ein Wort steht frei. Wenn der Verfasser des Lexikon, wie J. Scaliger coni. in Varr. p. 100 Bip. glaubte, ein *monachus*, oder wie B. annimmt, kein Grammatiker und Maistor, sondern ein wissenschaftlichem treiben ergebener Diener der Kirche war, so wird der alte thessalische Name *Suidas*, zugegeben dasz *τὸ π. β. Σ.* den auctor libri bedeute, doch mehr als problematisch, und wird doppelt verdächtig, sobald man erwägt, wie leicht die auffalleud ähnlichen Namenszüge ΣΟΥΔΑΣ und ΘΕΥΔΑΣ, wenn die Hs. irgend unleserlich oder die Schrift verloschen war, verlesen werden konnten. Ueber den Namen *Θευδᾶς* oder *Θεύδας* (d. i. *Θεόδωρος*) s. Menagius zu Diog. La. IX 116 vol. II p. 499 Hbn., Bentley epist. ad Mill. p. 522 ed. Lips., Mionnet descr. d. med. III 203. VI 306. Auch auf das Glaubensbekenntnis des Lexikographen dürfte B. aus gl. *Θεόφιλος* I 2 p. 1149 f. in praef. p. XXVIII einen voreiligen Schlusz gezogen haben, da, um mit Küster zu reden, 'articulum hunc de Theophilo imperatore Suidas ex aliquo historico deperdito procul dubio descripsit.' Dagegen hat B. die Mitte des 10n Jh. annäherungsweise als die Abfassungszeit des Wörterbuchs mit überzeugender Klarheit dargethan, indem er p. XXIX aus dem Umstande, dasz das Buch zu Basilius II und Constantins IX Zeit, also nach dem Tode des Tzimiszes, schon durch chronologische Zuthaten Interpolationen erfuhr (*Ἀδάμ. Κωνσταντινούπολις. Πολύευκτος*), folgert dasz es 976

schon im Gebrauch der Gelehrten gewesen sein müsse, womit im Einklange steht dasz abgesehn von der vereinzelten Anführung des Oekumenios in c. IV ep. ad Rom. p. 275 [II 2 p. 235 *περιτομή*], welche sehr wol Interpolation sein kann, Simeon metaphrastes logotheta, dem Anfange des 10n Jh. angehörig, der jüngste Autor ist, den Suidas namentlich anführt. Klarer kann die Sache nicht gemacht werden, da mit Ausnahme des von Brandis im Philol. IV S. 39 ins 11e Jh. verlegten Aristotelikers Stephanos *) (Didymi Chalc. quae supers. p. 17, 1) bis jetzt kein älterer Schriftsteller bekannt ist, welcher sich auf Suidas beriefe, als Eustathios **). Denn dasz S. von Zonaras benutzt worden sei, ist ein von B. mit schlagenden Gründen p. XXVIII f. widerlegter Irthum des ersten Hg., da gerade der aufgeschwellte codex Dresdensis, dem Tittmann vor dem magreren Augustanus den Vorzug gab, nichts weniger ist als der echte Zonaras, der gerade im Augustanus erhalten kaum des Druckes werth war, sondern ein grob interpolierter Suidas. Noch weniger hat Suidas den Zonaras ausgeschrieben, was Valckenaer Theocr. Adon. p. 297 sich verleiten liesz zu behaupten.

Andre schriftstellerische Arbeiten des Suidas kennen wir nicht: denn die Etymologika, welche unter seinem Namen giengen, sind entweder der Zonaras (Bast Greg. Cor. p. 541), oder eudemische Partien unsres Lexikon selber (Villoison Anecd. II p. 250), oder verwandt mit den pfälzer, pariser und Gudischen Etymologicis (Salmas. H. A. I 779. 837. 935. Tertull. de pallio p. 333), wie z. B. cod. Paris. 2636 bei Cramer A. P. IV p. 59, oder endlich falsa zweiter Hand, wie im cod. Marc. Et. M. bei Gaisford praef. p. 4 *ἀρχὴ σὺν θῷ τῶν ἐτυμολογικῶν* [*τοῦ Σουΐδα*]; s. Bhdy p. XXXI—XXXIII. Den Schlusz des ersten Capitels macht eine Aufzählung der Epitomatoren des Lexikon. B. rechnet darunter Eudokia, Makarios Hieromonachos (Tittmann Zon. p. XCII—VI), Konstantin Laskaris (Iriarte Matr. 21 p. 83), Emmanuel [Chrysoloras?] in einem cod. chart. Paris. Suppl. 96. 4°, und den lateinischen Uebersetzer Robert Capito (Grossetête). Was jedoch 1) Eudokia betrifft, deren litterargeschichtliche Partien zwar ohne groszen kritischen Werth für die Emendation des Suidas, indessen zuweilen behilflich sind das Lex. um gute Artikel zu bereichern oder von Einschiebseln, namentlich der Schmuggelwaare aus Athenaeos zu befreien, so scheint es doch gerathner die Uebereinstimmung beider bei nicht unbedeutenden Abweichungen aus der Benutzung einer ge-

*) Dasz die Notiz des Stephanos nicht aus Suidas sein könnte möchte ich nicht behaupten. In *ἢ κωμύδρια* scheint *ηκωμ* Dittographie aus *κπωμ* zu sein und *ὑδρία* das echte: *σαυλάκια* kann Erklärung einer Glosse *κοττίκια* sein und entweder in *σαμάκια* oder *καμελαύκια* emendiert werden.

**) Eustathios zu Il. *Γ* p. 378 *θεαιδέστατος* und zu Od. *ε* p. 1539, 54 *κολόκυμα* braucht nicht den Suidas zu meinen: s. Bekk. Anecd. I 263 d. i. Excerpt aus Pausanias dem Atticisten, wie unten bewiesen werden soll.

meinschaftlichen Quelle (dem ὀνοματολόγος des Hesychios) zu erklären: und 2) dürfte in Bezug auf Robertus Lincolniensis B.s Vermutung, er habe nur die gl. Ἰησοῦς übersetzt, jetzt aus V. Rose de Aristotelis librorum ordine et auctor. (Berol. 1854) p. 255 dahin zu erweitern sein, dasz er wahrscheinlich nur wie Hieronymus Wolf das biographische und historische übertrug.

Bei weitem instructiver und von unschätzbarem Werthe für die Geschichte der griechischen Nationalgrammatik und Lexikographie ist das zweite Capitel 'de partitione subsidiis auctoritatibus lexici a Suida conditi' p. XXXVI—LXIII, da es uns ebensowol im allgemeinen über den Standpunkt der grammatischen Studien zu S. Zeit Aufschlusz gibt, als auch speciell die Autoren kennen lehrt, welche sich der Zeit einer fleiszigern Lectüre erfreuten oder links liegen gelassen wurden, und — was besonders wichtig ist — mit dem damaligen philologischen Rüstzeuge von Lexicis, Etymologicis, Scholien usw. bekannt macht, so dasz wir unter anderm aus S. erfahren, welche Scholiensammlungen im 10n Jh. bereits zu einem abgeschlossenen Corpus abgerundet waren. Nach dem Vorgange des Diogenian, Stephanos von Byzantion, Photios hatte S. die alphabetische Ordnung zwar so streng befolgt, dasz eine Störung derselben meistens mit Sicherheit auf fremdartige Zusätze schlieszen läszt, welche in A vermiszt werden, es müsten denn, wie gl. ὁ κάτωθεν νόμος, die Quellen bereits abgewichen sein; aber da er die Glossen nach dem Modealphabet seiner Zeit, d. h. nach dem Princip der Antistoechie und ohne Rücksicht auf Verdopplung desselben Buchstabens, zumal der Liquidae, ordnete, sich eine so durchgreifende Abweichung von der herkömmlichen Reihenfolge der Buchstaben erlaubt, dasz sich selbst Gelehrte mit der Seltsamkeit und Unbequemlichkeit seiner Anordnung nicht recht befreunden konnten und Aldus Manutius das auffinden der Glossen durch eine Tabelle des antistoechischen Alphabets, Gaisford durch einen Index (Bekker sogar durch eine vollständige Umarbeitung des Lex.) erleichtern zu müssen glaubten. Dieser Umstand bewog Bhdy über das Capitel der ἀντιστοιχία und dahin einschlagende Schriftchen älterer Grammatiker von Herodian an (p. XXXVII—IX, vgl. Lobeck Parerga p. 484. 614) ausführlicher zu handeln. Ich vermisse in diesem Interesse erregenden Abschnitt aus der griechischen Orthographie nur 4 Kleinigkeiten: 1) die Erwähnung des Eugenios περὶ τῶν εἰς ῑᾰ ληγόντων ὀνομάτων, οἷον ἔνδεια ἢ ἐνδία καὶ πότε διφορεῖται. 2) des lexici vocabulorum ἀντιστοίχων von dem Grammatiker Nilus aus Rhodos oder Chios, worüber m. s. das Lectionsverzeichnis der breslauer Universität 18$\frac{3}{3}\frac{1}{2}$ p. 6. 3) des Maistor (ῥητόρων?) Koprogeneios (Καπνογένειος BDE Καπνογένειος A, es ist als wenn Reuchlin oder Capnio vorspukte), welcher bei S. selbst I 1, 457 ἀνώγεων: ὁ τῶν λέξεων θηρατής *), καὶ τῶν τούτων ἀντιστοίχων

*) Diese Stelle ist also die Quelle der Glosse θηρατὴς λέξεων, über welche Bhdy I 2 p. 1183 mit Recht den Stab bricht.

ἀκριβὴς ὀρθογράφος heiszt. 4) die Beziehung des bei S. so häufigen Compendiums καὶ συστ (καὶ συστέλλει Bast comm. pal. p. 796) auf die Antistoechie. Vgl. gl. ἀκράτωρ. ἀλιτήμων. ἐλεήμων. εὐσχήμων. Ἐχίων. λευχείμων. μεγαλήτωρ [V]; s. jedoch den Index p. 1913. 1914.

Demnächst wendet sich die Forschung B.s der Ermittlung der Hilfsmittel zu, welche S. bei der Abfassung seines Lex. zu Gebote gestanden zu haben scheinen, und gelangt zu folgenden Resultaten. Unser Lexikograph — wie das Etym. M. einer Zeit angehörig, in welcher statt der Hypomnemata bereits die Scholien Hilfsmittel der Interpretation geworden waren, und die vollständigen Wörterbücher der griechischen Sprache mit attischen und rhetorischen Lexicis und sophistischen Apparaten in verwässerter und verkümmerter Gestalt zusammengeschmolzen waren, und wie das Etym. M. des seltenen Geschicks theilhaftig, nicht verknappt, sondern durch zahllose Zuthaten erweitert zu werden — schöpfte: I. A) aus Lexicis, B) aus guten Scholienredactionen und aus Sammelwerken, an denen die Zeit des Konstantin Porphyrogennetos so reich war; II. aus der Litteratur-, Profan- und Kirchengeschichte; III. aus dem Kornspeicher seiner eignen Lectüre, verschwieg jedoch fatalerweise, nicht sowol in betrüglicher Absicht als vielmehr nach der herschenden Sitte späterer Zeit, beharrlich seine Quellen, ohne uns durch irgend eine subscriptio oder eine Vorrede wenigstens en bloc einen Fingerzeig über das zu seinem Wörterschatze verarbeitete fremde Material zu geben. Denn das Autorenverzeichnis, welches die Lexika des Eudemos, Helladios, Eugenios usw. als seine Quellen ausgibt, ist, so früh es auch dem S. vorgeheftet worden sein mag, vollständig werthlos und unglaubwürdig, 'nullius usus et auctoritatis'; und zwingt uns die Lobpreisung, mit der S. selbst den Eudemos auszeichnet, auch zu der Annahme dasz er denselben benutzt habe, obwol die sogenannten Lexika des Eudemos (Ritschl Theodul. p. LXXVIII. de Oro p. 78) hinter unsrer Erwartung zurückbleiben, musz auch ferner eingeräumt werden, dasz S. die Arbeiten des Vestinos [s. Bhdy p. XL], Helladios und Eugenios noch sehr wol habe einsehen können*): so reichen doch diese Gründe

*) [Sollte dasselbe nicht auch von den übrigen der genannten gelten? Wir wissen über **Irenaeus** (Minucius Pacatus) genug, um daraus auf eine längere Dauer seines Ansehens zu schlieszen. S. meine comm. de Tryph. p. 25—27 Anm., wozu Osann Anecd. Rom. p. 87 [schol. Eur. Med. 222 vol. V p. 354 Et. M. 819 πύη cod. Par. 343 schol. Dioscor. in Matth. medd. vett. p. 352] zu vgl. — Κλέπτον vol. II p. 283, 16 könnte sehr wol aus Irenaeus stammen, der hierüber vom Scholiasten zu Ar. Wespen 900 angeführt wird. Auch bleibt u. Γόργυρα I 1 p. 1133, 17 in BE Εἰρήναρχος für Δείναρχος eine höchst auffällige Variante, zumal Herodot, über den Irenaeus schrieb, dicht daneben citiert wird. Den **Longinos** citiert Phot. lex. p. 375 Herm. Eustath. Od. p. 1919. Ihn, den **Zosimos** und vielgelesenen Sopater zusammen erwähnt der Briefschreiber in Cramers A. O. III (9r Br.). Ueber Zosimos s. Taylor praef. Lys. p. 67, Scholien von ihm und ein

nicht aus, das Valckenaersche (Theocr. Adon. p. 295 — 299) Verdammungsurtheil über jenes 'laterculum' zu cassieren.

1. A. So weit uns nun die erhaltenen Reste grammatischer Erudition tiefere Einsicht gestatten, waren folgende Lexika und Glossarien Quellen des Suidas: Harpokration (ganz) und zwar in der Redaction des Paris. reg. 2552 D und Palat. Heidelb. 375 E, Photios, dessen verlorne Hälfte Suidas, gleichsam ein Apographum der auch im Photios ineinandergearbeiteten Lexika, uns weniger schmerzlich vermissen läszt [?], die *συναγωγὴ λέξεων χρησίμων* (ganz [?]), die *λέξεις ῥητορικαί* in Bekkers Anecd. I p. 181—318 [zum Theil], die herodoteischen Glossen, welche aus dem Coisl. nach der Folge der 9 Bücher fast alle aufgenommen sind, Timaeos, glossae sacrae aus ein paar Glossarien, die jedoch unter den reichen Excerpten aus Theodoret zu den Psalmen, Evangelien und Paulus spurlos verschwinden, endlich glossae nomicae (vgl. Labbe Glossar. Lutet. 1679): vielleicht auch eine epitome des Phrynichos [?] und eines lexici de syntaxi, obwol die Schütte syntaktischer Glossen eine von der Hand gelehrter Interpolatoren zwischen den Waizen ausgesäte Trespenspreu ist. — B. An Scholiensammlungen, deren Beisteuer zu seinem Thesaurus er zuweilen selbst durch die Sigle *σχο´* (s. AV *βληχωνία* I 1 p. 1000, AVC *δύσοργος* I 1 p. 1482, V. om. E, *ἦμαρ* I 2 p. 847) anerkennt, welche Bekker oft ohne Vorbedacht aus dem Texte entfernt hat, benutzte er hauptsächlich vier: die aristophanischen des Symmachos und Phaeinos in einem vollständigeren und fehlerfreieren Exemplare, so dasz seine Excerpte neben dem Ravennas und Venetus den Werth eines dritten Codex haben; die sophokleischen (vornehmlich zum OC. OT. Ai.) in einer dem Laurentianus sehr ähnlichen Redaction, obschon Dindorf vol. II p. V die Ansicht aufgestellt hat, dasz der codex des S. dem Flor. G ähnlicher als dem Laur. gewesen sei; die homerischen, jedoch in einer mehr dem Ven. B als A gleichenden Fassung; die älteren und bessern thukydideischen (gl. *καταφρόνησιν*). Dagegen ist, nachdem Dindorf schol. Dem. I p. 178 Morellis Betrug aufgedeckt hat, anzunehmen dasz er bei der Lectüre des Demosthenes keine Scholien, sondern nur die rhetorischen Lexika (? Zosimos) zur Hand hatte: sowie auch die unbedeutenden und werthlosen Bemerkungen zum Hippokrates grobe Marginalinterpolationen sind (*δέρτρον. ἡβός. ποσιπτερνίδας*). Auch glaube man nicht dasz er zum Platon ähnliche Scholien wie die Bodlejanischen, oder gar dasz er Anmerkungen zu Lucian, den er nur oberflächlich gelesen haben könnte, besessen habe, sondern erkläre sich etwaige Uebereinstimmung zwischen S. und den Scholien zu diesen Autoren einfach aus Benutzung gemeinsamer Quellen, wo nicht gar für die zum Theil späten lucianischen Scholien Suidas selbst Quelle war

---

Lexikon zum Demosthenes nennen Ryck und Labbe. Caecilius dürfte nicht seltner angeführt werden als Irenaeus; und Kenntnis der *Τεμενικά* des Eugenios traut Lobeck Phryn. 368 dem Suidas zu: warum also nicht seines Lexikon? *M. S.*]

[s. Cobet var. lectt. p. 212]. — II. Mit seinen welt-, kirchen- und litterargeschichtlichen Abschnitten beabsichtigte Suidas eigentlich keine moderne Realencyclopaedie, die bei uns wie die Pilze aufschieszen, sondern nur ein alphabetisches Namenregister der Personen, an welche sich die Hauptmomente der Universalgeschichte knüpfen, ohne in seinen Quellen wählerisch zu sein, wenn sie nur kurz waren. Den Mangel eigentlich mythologischer Artikel, wie sie Eudokia hat, oder die allegorisch pragmatische Staffage derselben erklärt sowol die mönchische Frömmigkeit des Verfassers als auch die Einrichtung seiner Quellen, der byzantinischen Chroniken, in denen die Mythen als Urgeschichte um so kürzer wegkamen, als man überhaupt über die politische Geschichte der Völker Asiens, Griechenlands und Roms raschen Schritts zur Kirchengeschichte hineilte. Georgios Syngelos, das chronicon paschale, Georgios Kedrenos, die ἐκλογὴ ἱστοριῶν (Cram. A. P. II p. 166—230), Georgios Hermatolos, Ioannes Malelas, dieses confuse Geschlecht wiederkäuender Bibliaegisthen — das sind ja die kostbaren Quellen des Suidas, wenn ihm nicht all ihre Brosamen von dem Tische des Ioannes Antiochenos abfielen, dessen Arbeiten, zu den Excerptis Constantini gehörig, ihm wenigstens unter dem vielen unverdaulichen das genieszbare auftrugen, was er uns über Rom auftischt. Auszerdem lieferte Iosephos für jüdische, rhetorische Lexika, Scholien und Polybios für griechische, Ioannes Antiochenos, Eutrops breviarium (in der Uebersetzung des Kapito von Lykien), Prokopios, Theophylaktos und der Patriarch Nikephoros für byzantinische Geschichte das Material, aber wenig oder nichts, was man nicht anders woher auch wüste. Während sonach die historischen Artikel des Lex. unsre geschichtliche Kenntnis zu bereichern nicht geeignet sind, erscheinen die litterargeschichtlichen Partien des Buches, trotz ihrer zerlumpten Verfassung, als der rothe Mantel, welcher gar viele Schwächen und Sünden der übrigen Theile zudeckt (Bhdy p. LIII 'mihi quidem — instauramus'. p. XXII 'cuius negotii — delegi'). Die Frage ist nur, woher hat er diese Artikel alle? Gröszere Werke auszubeuten, wie für die Biographien der Philosophen und Sophisten Diogenes, Eunapios, Philostratos, war er nachweislich zu bequem; also schrieb er wol einen Theil aus indicibus litteratis ab, wie er denn z. B. ein Verzeichnis der Komiker, etwa das Stück aus des Dionysios von Halikarnass μουσικὴ ἱστορία (Meineke com. Gr. I 547—58) und das mächtige Werk des Philon von Byblos (Ἡρωδιανός) benutzt zu haben scheint; stellte einen andern, wie die Biographien der Kirchenlichter und Ketzer, aus Sophronios, Eusebios, Sokrates und Philostorgios, andres endlich aus eigner Einsicht byzantinischer Bibliotheken und Kataloge zusammen. Gewis wissen wir nur dasz er den ὀνοματολόγος des Milesiers Hesychios, aber nicht blosz im Auszuge, sondern in einem vollständigern Exemplare benutzte. Der Charakter dieses bisher auf seine Quellen zurückgeführten Glossenapparats, der ohngefähr die Hälfte des Werks ausmacht, trägt jedoch ein von den lexikographischen Arbeiten älterer Zeit wesentlich verschiedenes Gepräge.

Während die ältern Lexikographen einen festen Plan verfolgen, mengt S. altes mit neuem, seltnes und ausgesuchtes mit abgedroschenem, poetisches und prosaisches durcheinander, und das alles, ohne die Namen seiner Zeugen beizusetzen, als ob diese jeder Zeit unerläszliche Beglaubigung glossographischer Münze ein Gegenstand höchster Gleichgiltigkeit und Bedeutungslosigkeit wäre, ja ohne allerorten mit seiner Erklärung der Glosse einhellige Belegstellen beizubringen, und vermehrt zum Ueberflusz die Mühe und Last der Auffindung namenlos angeführter Stellen noch durch die so arge Unvollständigkeit der gewöhnlich nur ὁ δέ, ὅτι eingeleiteten und durch *καὶ αὖθις* gesonderten Excerpte, dasz zuweilen ein Citat nicht viel besser als wie eine Interpolation aussieht. Und — welche Klagelieder haben zu jeder Zeit die Philologen über die grenzenlose Verwirrung angestellt, welche in den litterargeschichtlichen Artikeln über homonyme Autoren herscht!

Die andere, vielleicht die gröszere Hälfte des Glossenschatzes sind Lesefrüchte unsres Lexikographen, dessen Lectüre, eine würdige Rivalin photianischer Belesenheit, für jene Zeit eine sehr umfangreiche genannt werden darf, da sie mehr oder minder genau, doch mit der Feder in der Hand, die schon aufgezählten Lexika, Scholien usw. abgerechnet, folgende Erscheinungen der poetischen und prosaischen Litteratur umfaszte: 1) Dichter: Homer, Hesiod, Pindar, Sophokles, Aristophanes, Babrias, Georgios Pisida und die Anthologie (daher so häufig *ἐπιγρ$^{\alpha}$. ἐν ἐπιγρ΄*); 2) Profangeschichtschreiber: Herodot, Thukydides [incl. des an 6 Stellen citierten Markellinos], Xenophon (Anabasis), der jedoch mehr um der Glossen als um der Sachen willen benutzt wird, Polybios, Iosephos, Arrian, Prokopios, Agathias, Theophylaktos (Kritons getische Geschichten), Ioannes Antiochenos. Kirchenschriftsteller: Theodoret, byzantinische Chroniken, Basileios, Gregor von Nazianz [?], Ioannes Chrysostomos [?], Sokrates u. a. 3) Philosophen und Sophisten: Diogenes Laertios, Ioannes Philoponos, Alexander von Aphrodisias, M. Antoninus, Marinos, (Porphyrios?), Iamblichos, Philostratos, Damaskios. — Artemidoros. 4) Belletristen: Synesios, Julian, Aelian, für dessen Wiederherstellung aus Suidas noch unendlich viel zu thun wäre. Das Studium des Aeschylos pflegte sich in Byzanz überhaupt keiner besondern Pflege zu erfreuen, aber S. scheint kaum die 3 byzantinischen Stücke einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben. Ebenso wenig verdankt er Belegstellen aus Euripides, den verlornen Komikern (Menander) und den alexandrinischen Dichtern (Kallimachos, Nikander) seiner eignen Lectüre, sondern zum Theil denselben Glossarien und Lexicis der Rhetoren, Atticisten und Antiatticisten, welche ihm die Citate aus Antiphon, Isaeos, Lykurgos, Hypereides beisteuerten, während die Anführung des Lysias, Demosthenes, hauptsächlich aber des Isokrates ihren Ursprung gröstentheils syntaktischen Lexicis verdankt. Dasz S. den Geographen besondern Fleisz zugewendet hätte, geht wenigstens aus seinem Lex. nicht her-

vor: den Strabo studierte er entschieden nicht, die sehr verunstalteten Anführungen aus Pausanias aber lassen auf die Thätigkeit eines unberufenen Interpolators schlieszen, und wenn wir ihm oben fleiszige Lectüre des Polybios, Iosephos usw. nicht haben absprechen dürfen, so musz doch zur Steuer der Wahrheit die beschränkende Bemerkung ausgesprochen werden, dasz wol bei weitem das meiste aus (Polybios) Diodor, Nikolaos von Damaskos, Dionysios von Halikarnass, (Iosephos) Appian [?], Dio Cassius [?], Eunapios, Priscus, Malchos, Menander protector, Ioannes Antiochenos usw. seinem Lex. durch den Canal der Collectaneen des Konstantin Porphyrogennetos zuflosz, den exc. legat., de virt. et vit., sentent., poliorc. und *περὶ ἐκφράσεως*. — So weit das zweite Capitel 'de fontibus Suidae'. In der gegebenen Epitome daraus spricht durchweg Bernhardy: wo ich glaube nicht einverstanden sein zu können, habe ich, um B. nicht zu unterbrechen, vorläufig nur ein Fragzeichen beigeklammert, von dem ich Rechenschaft geben werde, sobald ich auch die Hauptsache aus dem 3n Capitel mitgetheilt haben werde.

Hatte es schon seine Schwierigkeiten, die Hand- und Privatbibliothek des S. nach den Indicien in seinem Lex. zu reconstruieren, weil es hierbei nicht auf Entdeckung der ältesten, sondern gerade der jüngsten Quelle der Artikel ankam, so war eine besondere Praxis und kritische Sicherheit erforderlich, um das ohnedies corpulente Lex. von dem Blei der Anhängsel und Einschiebsel zu befreien, womit es unbefugte Interpolation überall beschwert hatte. Nach welchen Grundsätzen B. diese Aufgabe gelöst, berichtet das dritte Capitel 'de interpolatoribus Suidae' p. LXIV ff. Einzelne Wortungeheuer, denen die Ehre wurde als Glossen zu fungieren, wie *ἄκιτιν. δάψατο. νῖτιν. τεγχάρων* u. a. schrieben offenbar Leser des Lex. aus andern Stellen desselben, wo diese Monstra Schreibfehler waren, an geeigneter oder richtiger ungeeigneter Stelle bei; andres derartige, aber verhältnismäszig weniges, mochte auch S. selbst verschuldet haben, wie litterae confusae (z. B. *Δάσιος — Λάσιος*), litterae male coniunctae vel seiunctae (*ΣΠίτταλος — τοὺΣ Πιττάλου*), Verschreibung oder Wegfall des Anfangsbuchstabens (*Αἴνικος — Εὔνικος*) oder Fehler in der Mitte des Wortes, obgleich in allen diesen Fällen die Schuld des Lexikographen immer zweifelhaft bleibt. Die Kennzeichen der eigentlichen Interpolation jedoch sind von B. in einem so untrüglichen Signalement specificiert worden, dasz diesem Steckbrief bei geringer Wachsamkeit die wenigsten Maleficanten dürften entgehen können. Es lassen sich 10 Arten der Interpolation unterscheiden. 1) Fleiszige Leser schufen aus bemerkenswerthen Stellen des Wörterbuchs selbst neue Lemmata, namentlich von Eigennamen (*Ἄδμων*), oder sie säten Theilchen echter Glossen durch das ganze Werk wie zersprungene Planetenstücke aus (ad gl. *Ἀγαπητόν*). Merkzeichen solches Vorganges sind *ζήτει. ἔστιν ἐν τῷ. καὶ πλατύτερον ἐν τῷ.* 2) Andres sind Zusätze aus Autoren, selbst späterer Zeit, oder von S. nicht benutzten: a) Ioannes von Damaskos, Michael Psellos, Michael Nossaita u. a. (*ἀγριωπός. Γηώρας.*

Θρασύμαχος usw.); b) Athenaeos, von dem S. nicht einmal epit. α' β' nutzte; c) Pausanias (Ἄγις. Πολυδάμας); d) Herodian (ἀμάστης); e) Aristophanes und seine Scholien (ἔμβολον). 3) Verse aus den Traumdeutungen des Astrampsychos und Nikephoros, welche AV nicht anerkennen. 4) Eine Anzahl sprichwörtlicher Redensarten, kenntlich durch die Compendien παροι und παροιμ. 5) Sententiosa et moralia (ἀκέραιον. ἄχρηστα. δίκαιος. πολιτικός) durch γνώμη angedeutet. 6) Syntaktische Glossen, die in AV am Rande, oder in einer der beiden Hss. gar nicht stehen, mit der Vorzeichnung σύνταξις (Bhdy Add. ἀποθάνωμεν). 7) Excerpte aus den Epimerismen, namentlich Adjectiva auf ειος und Genetive in ωνος. 8) Andres sind Einschiebsel in die Glossen mitten hinein, deren Ursprung oft bei gänzlichem Mangel an allen Anhaltspunkten kaum zu enträthseln ist (Θυάτειρα. ὑπνομαχῶ. ἐμποδών u. a.). 9) Wieder andres Erweiterungen der etwas sparsamen Glossenerklärung des Lexikographen (εἴ τῳ. τοῖιν. καταβολή). 10) Andres endlich knappere Paraphrasen längerer Stellen neben dem Originale (στρατηγία. αὐτοπαθῶς. Παναίτιος). Dies die Indicien, nach denen B. schon eine grosze Anzahl Interpolationen getilgt hat und noch eine eben so grosze getilgt werden kann. Das vierte Capitel, der bibliographische Abschnitt der commentationes, verträgt nicht wol in einen Auszug gebracht zu werden.

Nachdem ich so meinen Lesern Bernhardys Resultate zwar in aller Kürze, aber mit aller Gewissenhaftigkeit mitgetheilt habe, werde ich mir erlauben dieselben, so weit sie im 2n Cap. niedergelegt sind, einer genauern Prüfung zu unterziehen. Gleich die erste Behauptung B.s p. XLIV, dasz S. den Photios und das lex. rhet. Bachmanni ausgebeutet habe, kann ich nicht gelten lassen. Vielmehr musz 1) eine directe Benutzung des Photios durch unsern Lexikographen absolut geleugnet werden, wenn auch die Vergleichung der Arbeit des Patriarchen immerhin ein nützliches Hilfsmittel zur Textesverbesserung des S. bleibt, und 2) ist trotz aller Aehnlichkeit zwischen der συναγωγὴ λέξεων χρησίμων und dem S. durch nichts zu erweisen, dasz eine solche Redaction derselben, wie sie uns vorliegt, von S. benutzt worden wäre. Wir sprechen von S. Verhältnis zum Photios zuerst.

Dasz S. im Lex. selbst einen Rhetor Eudemos in einer Weise anführt, aus der die Benutzung des Werkes durch ihn ersichtlich ist, konnte weder B. noch irgend jemand zweifelhaft sein. Er sagt I 2 p. 589 Εὔδημος ῥήτωρ. ἔγραψε διάφορα καὶ κατὰ στοιχεῖον περὶ λέξεων αἷς κέχρηνται ῥήτορες καὶ τῶν συγγραφέων οἱ λογιώτατοι. πάνυ ὠφέλιμον. Wenn nun auch Eudokia Viol. p. 165 aus derselben Quelle wie S. sagt πάνυ δὲ ὠφέλιμον τὸ λεξικὸν τοῦτο, so wird recht klar, wie hoch dieser Eudemos seit geraumer Zeit von der gelehrten Welt in Byzanz geschätzt und, was damit zusammenfällt, geplündert wurde. Ob dieser sogenannte Eudemos nach Küsters Ausdruck ψευδεπίγραφον war oder wirklich die Arbeit eines argivischen Rhetors enthielt, von dem wir die Titel zweier echten Werke kennen: περὶ

λέξεων ῥητορικῶν Suid. I 2 p. 584 und *περὶ τῶν παρὰ τοῖς ῥήτορσι ζητουμένων* bei Doxop. in Walz rhet. Gr. VI p. 384, ist eine für uns gegenwärtig ganz gleichgiltige Sache, da S. das weder behauptet noch einen Rhetor aus Argos zu kennen scheint; von Bedeutung aber ist dasz uns unter dem Namen des Eudemos im cod. Paris. 2635, welchen Boistaller von Vincenz Lucchini kaufte, ein Lex. desselben Titels, wie S. anführt, enthalten ist. Allerdings lautet der Titel von erster Hand nur *λέξεων χρησίμων συναγωγή, αἷς μάλιστα κέχρηνται ῥήτορες καὶ τῶν συγγραφέων οἱ λογιώτατοι*, und erst eine 2e Hand fügte *Εὐδήμου ῥήτορος*, eine 3e endlich *Εὐδήμου ῥήτορος περὶ λέξεων ῥητορικῶν* hinzu, aber mag das immerhin Conjectur sein, so war es wenigstens eine glückliche, vorausgesetzt dasz damit nicht der wahre Autorname (dieser bleibt nach wie vor fraglich) getroffen als vielmehr darauf aufmerksam gemacht werden sollte, dasz eine Redaction desselben Lex. dem S. in s e i n e m sog. Eudemos vorgelegen haben müsse. Denn in der That stimmt nicht nur der Titel der erhaltenen eudemischen Lexika (Paris. 2635 und bibl. Caes. Vindob. n. 143) mit dem éinmal i m, das andremal v o r dem S. angegebenen Titel der Arbeit des Eudemos überein, sondern es steckt wirklich, so weit unsre Einsicht in die Sache reicht, da weder der pariser noch wiener noch florentiner Eudemos durch Osann versprochnermaszen veröffentlicht worden ist, der ganze Eudemos im S.: d. h. wir finden bei S. alles wieder, nicht nur was die Bachmannsche *συναγωγή* unter *A* in jeder ersten Reihe, deren volle Uebereinstimmung mit Eud. längst wahrgenommen worden ist, und von *B*—*Ω* mit Ausnahme der wenigen von Bachmann mit einem Sternchen bezeichneten Glossen an *λέξεις* aufspeichert, sondern auch die aus einer florentiner Hs. entnommenen Excerpte, welche Pricaeus öfters in seinen Noten zum N. T. (1 Timoth. 3, 3) unter dem Namen des Eud. allegiert und die aus dem Nachlasz Ez. Spanheims in die k. Bibliothek zu Berlin übergiengen, wo ich sie nach Ritschl (Theodul. p. LXXVIII. CXLIV—VI) selbst eingesehen habe. Auch was Bekker A. G. III p. 1067 in den Noten zum Phrynichos aus Eud. anführt (*ἀ μ ν η σ τ ε ῖ· ἀμνημονεῖ*) wird man im S. (I 1 p. 279) wiederfinden, obschon bei B. — ein groszer Mangel — die Hinweisung auf Eud. constant fehlt. Wir werden weiterhin sehen, dasz diese Uebereinkunft des S. mit a l l e m, was unter Eud. Namen auf uns gekommen ist, ein Umstand von Erheblichkeit ist; für jetzt sei bemerkt dasz ich aus dem dargelegten Sachbestande (vgl. Bekk. A. G. III p. 1115. Meier lex. rhet. X p. 57 n. 312) das Recht herleiten zu dürfen glaube, wäre es auch nur zur gröszern Bequemlichkeit im citieren, die ihrem Kerne nach eudemische *συναγωγή* Bachmanns von *B* an (denn über *A* ist besonders und ausführlicher zu reden) vorläufig schlechtweg als Eudemos aufzurufen. — — Nun hat zwar aus dieser Quelle v o r S. schon Photios zu schöpfen nicht verschmäht, aber die Annahme, die eudemischen Glossen seien dem S. durch Ph. Lex. übermittelt worden, verbietet 1) der Umstand dasz S. von dem Werk des Eud. wie von einem ihm wolbekannten und zugänglichen Buche redet,

dessen Brauchbarkeit er aus eigner Praxis kannte, 2) die Wahrnehmung dasz S., wenn auch selten, doch einiges aus Eud. aufnahm, was Ph. nicht hatte, z. B. ἐρεσχελεῖται. ἐρεσχελία. Indessen die Glossen des Eud. machen nur einen Theil des photianischen Glossenschatzes aus, und es wäre nicht undenkbar dasz S. des Eud. Lex. gekannt, dasz er es gelobt, ja selbst dasz er es als Quelle ausgegeben und dennoch mit byzantinischer Bequemlichkeit es vorgezogen hätte eudemisches aus Ph. abzuschreiben; wenn ihm nur wirklich aus andern Partien des Ph. solche Fabrikarbeit nachgewiesen werden könnte. Ich glaube jedoch beweisen zu können, dasz S. sich seine Compilation etwas saurer hat werden lassen. Abgesehn nemlich davon dasz Ph. hinwiederum eine gute Anzahl Glossen hat, welche S. abgehen (ζάγρα, ζάειρα), während letzterer doch eher das Bild eines fleiszigen Sammlers und unermüdlichen Abschreibers, dem es gerade um die Masse zu thun war, als eines Excerpenten und schreibfaulen Abbreviators hinterläszt — kann ich beim besten Willen nur zwei Glossencolumnen unterscheiden, welche so weit als Gemeingut erscheinen könnten, um als Beweis für die vermeintliche Benutzung des Ph. durch S. zu dienen. Die eine dieser Columnen besteht aus den λέξεις des sog. Harpokration, die andre aus Glossen, ähnlich den hesychischen, welche ich der Kürze halber und zur Vermeidung von Irrungen lieber pamphilische nennen will, und es dürfte schwer halten eine Schütte solcher Glossen zusammenzubringen, welche S. mit Photios allein gemein hätte*): d. h. mit klaren Worten, wenn S. mit Ph. irgendwie übereinstimmt, so hat diese Glossen entweder auch Eudemos oder Harpokration oder Pamphilos, selten — oder wie ich glaube nie — sind Glossen aus Photios und Suidas allein bekannt. Was nun 1) die λέξεις des Harpokration betrifft, so steht S. zu ihnen ziemlich in demselben Verhältnis wie zum Eud., indem er sie aus Ph. haben könnte, aber zweifelsohne nicht entnommen hat. Auch brauchte er nicht alle aus Ph. zu haben, sondern könnte einige aus Pamphilos haben. Uebrigens dürfen wir hier von ihnen absehen, da Bhdy selbst sie als besondere Quelle unsres Lexikographen gelten läszt. Was aber 2) die Glossenreihe betrifft, welche mit dem Hesychios geschwisterliche Aehnlichkeit hat, so sind dieser Glossen 1. eine hinlängliche Anzahl bei S. zu finden, welche dem Ph. abgehen, um daraus auf selbständige Benutzung eines pamphilischen Lexikon Seitens unsres S. zu schlieszen, 2. eine grosze Anzahl dem Eud. mit Ph. und S. gemeinsam, so dasz offenbar schon Eud. eine Partie pamphilischer Artikel aufnahm und auf beide vererbte, 3. eine verhältnismäszig kleine Anzahl dem S. nur mit Eudemos, oder 4. nur mit Photios gemeinsam, 5. die Frage ob Ph. nicht aus Diogenian, S. aus Vestinos ihre pamphilischen Extracte zogen. Machen wir die Probe. 1) Glossen aus einer

*) wie ἐρέβινθος. ἐρέσσειν. ἔρημον ἐμβλέπειν. ἔριθος. ἐρίῳ στέψαντες. ἔρρει gl. 2. ἐρυγγάνειν. (?) Ἐρυθραῖοι. ζέσας θυμῷ. ζεῦγος ἡμιονικόν. ζῆ. Καδμεία νίκη. καθέδρα gl. 2.

Epitome des Pamphilos oder blosze Lemmata, welche S. hat, Ph. nicht hat, sind z. B. ἐπωρώθησαν (glossa sacra?). ἐπωφελές (Hes. ἐπωφελής). ἔρα. ἐρατεινός. ἐργαλεῖον. Ἐργάνη (Ph. schöpfte hier aus Pausanias). ἔργον. ἐργῶδες. ἔρδειν. ἔρδοι. ἐρεβεννός. ἔρεβος. [ἐρεβίνθινος Διόνυσος, bei Ph. zwar dasselbe Lemma, aber keine Verwandtschaft mit der Erklärung bei S. und Hesychios.] ἐρεείνω. ἐρείδειν (bei Ph. nur das Lemma). ἐρείκω. ἐρεικτά. ἐρεικτόν. ἐρείομεν. ἐρείπιον. ἐρετμῶσαι. Ἐρετρία. ἐρέψιμον (bei Hes. das Lemma). ἐρημία. ἐρημίτης (vgl. mit Hes. ἐρημικῷ, gl. sacra, quam om. V, marg. A). ἐρηρέδαται. ἐρήτυθεν. ἐρητύω (Hes. $\overline{\upsilon\tilde{\omega}}$, voller). ἐριβῶλαξ (Hes. $\overline{\alpha\kappa\iota}$, voller). ἐρίγδουπος? ἐρίηρες (Hes. voller). ἐριθηλέος und ἐριθηλής (Hes. -έες). ἐρινεός. ἐρινύς. ἐριούνιος. ἐριποῦσα (Hes. $\overline{\pi\epsilon\sigma o\tilde{\upsilon}\sigma\alpha}$). ἔρις? ἐρισμάραγος)Hes. $\overline{\sigma\varphi\alpha\rho}$). ἐρίτιμος (Hes. $\overline{o\nu}$). [ἐριωλή, Hes. $\overline{\lambda\alpha\acute{\iota}}$ aus Didymos, vermittelt durch die aristoph. Scholien.] ἐριώπιδος. ἔρκος. ἑρμαῖον (?) gl. 2. ἑρμῖνες (Hes. $\overline{\nu\alpha}$). ἔρνος. ἔρον. [ἔρπυλλος vermittelt durch aristoph. Scholien.] ἐρασμός (Lemma). ἔρραινεν (Hes. ἐρρασθαινεν). ἔρρεε und ἔρεε. [ἐρρικνωμένον, durch aristoph. Scholien vermittelt.] ἐρρύθμισεν. ἐρσαῖος (Hes. $\overline{\eta}$). ἔρση. ἐρυγή (Hes. Lemma). ἐρυγμηλός (Hes. $\overline{o\nu}$, voller). ἐρύθημα (ηλά?). ἐρύκειν. ἐρύσαι (Hes., kürzer). ἐρωή. ἐρωήσας (?). Wenn hier oft die Lemmata nicht in Casus, Numerus usw. übereinstimmen, so ist das nur eine Folge davon dasz Hesychios Glosse auf eine bestimmte Stelle geht, Suidas dagegen moderner Lexikographie sich nähernd meist die Nominativ- und Praesensform schreibt, auszer wenn er sein Lex. mit Glossen aus eigner Lectüre bereichert. Oft aber schlieszt er Stellen, welche er seiner Lectüre verdankt, auch an pamphilische Glossen an, die dann das Wort in der Stammform aufweisen. Um obige Masse pamphilischen Glossenstoffs ist also z. B. in der kurzen Partie des *Ε μετὰ τοῦ Ρ* S. reicher als Photios. Auch ist darauf aufmerksam zu machen dasz Hes. die Frage lösen hilft, wie gl. ἐραππίδαυλος, was B. als aus *Βουχάνδης* wiederholt auswarf, in den S. kam. Hes.: ἐ ρ α π ί δ α· ἃ ἡμεῖς ἐλαπέδα. Diese Glosse scheint durch obiges Monstrum verdrängt. 2) In demselben Abschnitt stimmen P. E. Ph. S. unter den Worten ἐπῴχετο. ἐράνιον: ἐρᾶ. ἐρήμη δίκη. ἐρυθαίνει. ἐρωδιός. ἔρωμαί σε. ἐρώμεθα. ἐρρῶσθαι φράσας: ἔρανα. ἔρυμα. ἐρυσίβη gl. 1. ἐρρέτω. ἐρρώγησαν. ἐρρώσαντο. ἐρσῆεν und ἐρσήεντα, in der Art jedoch dasz zu den beiden ersten Photios, den 7 letzten Pamphilos leicht abweicht. Beweis genug, dächte ich, dasz Eud. schon pamphilisches aufnahm und auf Ph. und S. verpflanzte, diese aber auszerdem noch eigenhändig das hesychische oder ein dem ähnliches Lex. tractierten. 3) Glossen, in welchen S. mit Eud. und Hes. ohne Dazwischenkunft des Ph. stimmt, sind für unsre Frage im ganzen bedeutungslos, auszer dasz sie die Schicht Nr. 1 vermehren helfen. Ph. brauchte den Eud. nicht bis auf den letzten Tropfen zu erschöpfen. Solche übrigens sehr spärlich vertretene und fragliche Glossen sind ἐρεσχελία. καθῆκαν u. a. 4) So bleiben denn eigentlich nur die Glossen, resp. Lemmata zu untersuchen, welche dem P. Ph. und S. obenhin gemeinsam sind, ohne dasz die Bachmannsche συναγωγή,

welche wir der Kürze halber als Eudemos bezeichnen, participierte. In dem Abschnitt ερ gehen hier schon ab ἔρρε, was aus Timaeos sein kann, Ἕρμος, Ἐροιάδαι, Ἐρχιάδαι, die auch Harpokr. liefern konnte, endlich Ἑρμώνιος χάρις, wo allerdings Photios die Worte ἡ κατ' ἀνάγκην διδομένη, aber auch nur diese mit S. gemein hat, der jedoch seinerseits mit Hes. nichts als das Lemma theilt, während er in der längern Ph. ganz abgehenden Erzählung über die Entstehung des Sprichworts, wie gewöhnlich, dem Zenobios III 85 I p. 78 ed. Gott., Hes. dem Diogenian folgt, wiewol zwischen den Schluszworten des Zenobios und Hes. die augenfälligste Uebereinkunft stattfindet: s. oben ἐρεβίνθινος Διόνυσος. Es bleiben übrig ἐρανεμπόλοις. ἐρέβινθος. ἐρείκη. ἐρίπναι. ἔρρων. ἐρχθέντα. ἐρόμενος. Ἐρέβινθος· τὸ αἰδοῖον Hes. αἰδοῖον Ph. τὸ τοῦ ἀνδρὸς αἰδοῖον S. sch. Ar. Nub. 1399. ἐρείκη· εἶδος φυτοῦ Hes. Ph. εἶδος φυτοῦ σχιστοῦ S. ἐρίπναι· αἱ ἀπερρωγυῖαι πέτραι Hes. Ph., wogegen S. gänzlich abweicht, aber mit ἐρίπνη· ὑψηλή, μεγάλη näher an Hes. ἐρίπνας ὑψηλά, μεγάλα (vulg. ἁ μέρη) streift. Ἐρόμενος ἐρωτῶν, πυθόμενος Hes. ἐρωτῶν Ph. ἐρωτῶν διὰ τοῦ ο̄ μικροῦ, ἐρώμενος δὲ διὰ τοῦ ω̄ μεγάλου, ὁ ὑπὸ ἐραστῶν ἀγαπώμενος. (Hes. ἐρώμενος, ἀγαπώμενος, ἐρωτήσας δὲ διὰ τοῦ ο̄.) Ἑρχθέντα· ἐν ὕδατι πνιγέντα Hes. ὕδατι ἀποπνιγέντα Ph. ἐν ὕδατι ἀποπνιγέντα S. Alle diese, obgleich leichten Abweichungen unsres S. führen auf ein besseres Exemplar, das ihm vom Pamphilos vorlag. Ganz stimmt nun zwar S. mit Ph. u. ἐρανεμπόλοις, während Hes. abweicht, aber Hes. ist ja eben nur éin und zwar ziemlich zerrütteter Auszug aus Pamph. Aehnliches gilt von ἔρρων, wo ἢ πορευόμενος (Schol. Hom. Σ 421) leicht in einem andern vollständigern Auszug aus Pamph. gestanden haben kann. Kurz die in diesen zwei Glossen in der ganzen Partie ερ wahrzunehmende Uebereinstimmung zwischen Ph. und S. ist keine solche, dasz sie zur Annahme unmittelbarer Benutzung des einen durch den andern berechtigte, sondern drängt nur zur Voraussetzung der Benutzung einer gemeinschaftlichen Quelle, d. h. der pamphilischen Lexikonfamilie. — — Indessen ist schon oben nicht verschwiegen worden dasz einige Glossen da sind, deren einzige Gewährsmänner S. und Ph. sind, z. B. aus ερ ἐρέσσω. ἔρημον ἐμβλέπειν. ἔριθος. ἐρίῳ στέψαντες. ἔρρει gl. 2. ἐρυγγάνειν. Unter diesen weichen jedoch schon ἔριθος nnd ἐρυγγάνειν wieder bei S. durch gröszere Vollständigkeit etwas ab, und ἐρίῳ στέψαντες ist wahrscheinlich aus Boëthos in den Ph. direct, in S. durch Vestin gekommen. Sollen wir nun trotz unsrer obigen Untersuchung durch diese paar Glossen uns dennoch zur Annahme B.s (ἐρέσσειν) drängen lassen müssen? Ich glaube nicht, und zwar aus folgendem Grunde. Wenn wir z. B. u. Ζεὺς κτήσιος· ὃν καὶ ἐν τοῖς ταμιείοις ἱδρύοντο ὡς πλουτοδότην S. mit Ph. harmonieren sehen, ohne dasz Eud. oder Hes. vermitteln, so scheint anfänglich auch diese Glosse für B. zu sprechen, der I 2 p. 716 allerdings keinen weitern Fundort anmerkt als Ph. Allein sich da, der Eudemus Pricaei, der auch ζευξίλεως mit Ph. u. S. gemein hat, während die Bachmannsche συναγωγή

schweigt und Hes. reicher ist, hat *Ζεὺς κτήσιος*. Dasselbe gilt von *ζητρεῖον. ζυγός* gl. 1 [*Ζωπύρου τάλαντα*, vgl. Zenob. IV 9. Diogen. Hes.], während *ζύθος* sowol Eudemus Pricaei als Bachmanni mit S. und Ph. gemein hat. Auch unterm Buchstaben *N* fehlen der *συναγωγή* folgende Glossen, welche Eudemus Pricaei hat: *ναστός. νηφάλια ξύλα. νίβα. νίδες. νοῦς οὐκ ἔνι Κενταύροισιν. νυκτερινοὶ κύνες*, während alle andern *totidem verbis* enthalten sind. Wir werden also auf einen Eud. geführt, der um einzelne Glossen reicher war als unsre *συναγωγή*, ohne deren Charakter zu verleugnen. Bachmanni *συναγωγή* und Pricaei excerpta gehören daher durchaus zu éiner Familie, welche zu Ph. und S. Zeit noch in éinem archetypus repraesentiert war. Ist dem aber so, dann fällt auch die letzte Stütze der Behauptung B.s, dasz jener diesen benutzte; sondern Eud. und ein pamph. Lex. auszerdem genügen, um den consensus Photii et Suidae zu erklären, wobei zu bemerken dasz die Sprichwörter auf die Untersuchung ohne Einflusz bleiben, weil sie S. nebst den Hypothesen meist direct aus Zenobios (sehr vieles vielleicht auch aus Eugenios *παμμιγὴς λέξις*) schöpfte, während Diogenian, dem Ph. folgte, meist nur die Sprichwörter ohne Hypothesen aufnahm, und daher dem Hes., welchem das specielle Werk Diogenians über die Sprichwörter unbekannt geblieben zu sein scheint, die Mühe machte, sich die Hypothesen aus andern Ecken und Enden zusammenzuklauben. — — Alle andern Glossen aber führen auf keinerlei Verbindung mit Ph. Aus Harpokration sind in dem probeweis zu Grunde gelegten Abschnitt ερ: *ἐπώνυμοι* gl. 2. *ἐπωπτευκότων. (ἐρανικαί.) ἐρανισάμενος. Ἐργίσκη. Ἐργοκλῆς. Ἐργόφιλος. ἑρκεῖος Ζεύς. ἑρμαῖ. ἑρμάν. Ἑρμῆς ὁ πρ. τ. π. Ἑρμίας* z. Th. *Ἕρμος. Ἐροιάδαι. Ἐρυθραῖοι. Ἐρχιάδαι.* Litterargeschichtlich (aus Hesychios von Milet) sind *Ἐρασίστρατος. Ἐρατοσθένης. Ἑρέννιος. Ἔριφος. Ἑρμαγόρας* gl. 1. 2. *Ἑρμόλαος.* Andres flosz aus (Timaeos?), den Scholien zu Aristophanes, Sophokles, Thukydides, Zenobios und der Lectüre des S., namentlich der Anthologie und Historiker, oder sind syntaktische, z. Th. verdächtige Glossen. Vereinzelt und nicht unwichtig
αι
bleiben *ἐραῖα (αἶρα? ερα)* und *ἐργολάβος*, wovon noch die Rede sein musz. — Wenn demnach wirklich Eudemos, der selbst einen Theil des pamphilischen Thesaurus umfaszte, und **nicht Photios** Quelle des S. war, so erhellt denke ich schon hieraus, dasz es nicht so unvernünftig ist, wenn in dem seit Valckenaer vielfach verdächtigten und besprochnen *πίναξ* Eudemos auszer der alphabetischen Reihe an der Spitze der Quellen steht.

Ich komme nun auf **Eudemos** selbst zu sprechen und denke die Behauptung zu rechtfertigen, dasz S. das Bachmann (Bekker)-sche lex. rhet. [Nr. 3 im cod. Coisl. 345 sec. X] nicht 'totum usurpavit', wie B. p. XLIII behauptet. Dasz er beide Reihen der *συναγωγή* aufgenommen hätte, kann natürlich B. nicht eingefallen sein zu behaupten, da bekanntlich unser Lex. keine Glosse aus der 2n Reihe aufweist: aber es ist trotz aller Uebereinstimmung auch eine durchaus

unrichtige Annahme, dasz er die erste Reihe dieses Lex. compiliert hätte, von dem er sicherlich keine Kenntnis hatte. Vielmehr hat S. ebenso wenig, als er den Photios tractiert hat, ein Lex. wie die *συναγωγή* Bachmanni ist als Quelle benutzt oder mit Augen gesehen, sondern, um den Sachverhalt gleich kurz und scharf auszudrücken, Suidas hat ein Lex. unter dem Namen des Eudemos besessen, in welchem ebensowol der pariser als wiener als florentiner Eud. vertreten war (also den archetypus unsrer Eudeme), das jedoch bereits leicht interpoliert war, namentlich durch *λέξεις* des Phrynichos, vielleicht auch des Pausanias (*ἀφαδία*) und durch gl. sacrae, aber noch nicht durch gl. Romanae oder römische ins griechische eingebürgerte Worte*). Dies Lexikon hielt die alphabetische Reihenfolge streng fest, kennt die antistoechische Buchstabenfolge nicht, wiewol ihr einige Spuren derselben durch spätere Ueberarbeitung aufgedrückt sind, und verfolgt die wunderliche Caprice, wenn nicht der Sprachschatz selbst hinderlich war, immer je 3 Glossen von 2, 3, 4 gemeinsamen Anfangsbuchstaben zusammenzugruppieren, so dasz jede längere Columne durch drei theilbar ist. Jede Störung dieser zwei Gesetze ist mit geringen, leicht aus der schlottrigen Verfassung der *συναγ.* zu entschuldigenden Ausnahmen ein Hinweis auf Interpolation. An dies Gesetz der Theilbarkeit durch drei hat sich der erste Interpolator, den der Urheber der *συναγ.* schon vorfand, nicht gebunden, wol aber der Urheber der *συναγ.* selbst, der, wenn irgend thunlich, ebenfalls ein oder mehrere Glossenkleeblätter interpoliert, anfangs serienweise, d. h. nach den Glossen, welche die ersten zwei Buchstaben *αβ αγ αδ* usw. gemein haben, späterhin nach kleineren Glossengruppen von 3 oder 4 gemeinschaftlichen Anfangsbuchstaben. Dasz dem so sei ist zu erweisen.

Dasz die *συναγωγή* in zwei verschiedene Reihen zerfällt, wie ein von Kulekamp spec. obss. p. XXII erwähntes Glossar zu Kopenhagen, cod. Coisl. p. 238. 449 Montef., Io. Damasc. R. Sinneri in catal.

---

*) Dieser Eud. musz demjenigen sehr ähnlich gewesen sein, welcher von dem absichtslosen Urheber der *συναγωγή* bis *αλ* als erste Reihe, späterhin von *αλ* — *αω* als Hauptpartie, endlich so gut wie ganz allein zu Grunde gelegt wurde, nur dasz dies Exemplar nicht alle Glossen der flor. Familie, aber bereits jene römisch-griechischen Glossen hatte, während das von Ph. benutzte Ex. zwar von solchem Kehricht wie *νοῦμμοι. νεκεσσάρια. νάβα* (!) *νικεστωνάριος. νοτάριος* frei erhalten, aber um einige gute florentiner Glossen reicher war. Doch bescheide ich mich die Sache für Ph. aufs klare bringen zu wollen, da bei der zertrümmerten Gestalt, in der *α* — *ἀδιακριτος* überliefert ist, jeder Schritt der Untersuchung unsicher ist. Statt dessen aber sei bemerkt, dasz auch Et. M. den Eud. vor sich hatte, ohngefähr so wie er in der *συναγωγή Β — Ω* repraesentiert ist; vgl. *συναγ.* 233, 1 mit Et. M. 366, 33; *συναγ.* 206, 14. 22 mit Et. M. 316, 10, wo der Zusatz *ῥητορική* die Quelle andeutet. Doch war sein Ex. besser und vollständiger (*Βάτταλος. βόλιμος. γλισχρός. δέρτρον*), so dasz der Güte nach die eudemischen Exemplare so folgen: EM.!! Suid.! *συναγ.*

Bern. 1766 p. 504—7, ist eine Bemerkung F. Rankes, welche von Ritschl verwerthet und dahin erweitert wurde, dasz auch für αλ die Anwendung des Gesetzes der doppelten Serien ausgesprochen ward. Von diesen beiden Reihen nun stimmt, wie Ritschl Theodul. praef. p. LXXVIII. CXLVI, de Oro p. 20. 78 ausführte (s. Fritzsche Eudem. ethic. praef. p. XVII), die je erste mit dem von Bekker A. G. III fortlaufend zur *συναγ.* verglichenen Eud. des cod. Par. 2635, während zur 2n Serie nichts aus Eud. beigebracht wird. Aus Bekker p. 1115 erfahren wir aber auch, dasz von *B* — *Ω* der Eud. nichts enthalte, was nicht der von Bachmann edierte Rest der *συναγ.*, Suidas und Zonaras auch enthielten, woraus wir schon a priori zu einem gleichen Schlusz über das Verhältnis desselben unter *A* zur ersten Reihe der *συναγ.* und zu S. berechtigt sind, der auch in der That nicht trügt. Wir müssen nur, wie wir es dürfen, einen Schritt weiter gehen als Ritschl und die doppelten Reihen auch durch αλ — αω verfolgen. Denn das Verfahren ist im wesentlichen dasselbe geblieben, nur dasz die Seriengruppen vermehrt, weil nach dem oben angegebenen stetigen Princip verkleinert sind. Man wähle das zu verdeutlichen αχ. Der Eudemos bestand aus 21 Glossen: *ἀχανεῖς. ἀχανής. ἀχαριστῆσαι. ἀχείρωτον. Ἀχέρων. ἀχηνία. Ἀχίλλειοι κριθαί. ἄχθεται. ἀχθηδών. ἄχθος. ἀχθοφόρον. ἀχλύς. ἄχναι. ἄχνη ἁλός. ἄ. πυρός. ἄ. ὕπνου. ἄχραντον. ἄχρις. ἀχρώματος. ἀχυρμιαί. ἀχών.* Auszer der alphabetischen Ordnung treten auf nach *ἀχανής* — *ἀχαριστεῖν*, nach *ἀχθοφόρον* — *ἄχθομαι αὐτοῦ τῷ ῥύπῳ*, nach *ἄχνη ἁλός* — *ἄχος*, nach *ἄχρι* — *ἀχρειογέλως ἄνθρωπος* (NB. Antistoechie), nach *ἀχών* — *ἄχρι κόρου*. Diese Interpolationen sind alt, und waren ursprünglich alle so angebracht, wie *ἄχθομαι αὐτοῦ τῷ ῥύπῳ*, d. h. hinter den echten mit αχα, αχθ, αχο beginnenden Glossen, so dasz z. B. *ἄχος* nach *ἄχνη ὕπνου* stand, wie noch aus den Gl. *ἀχῶρα. ἀχόρευτος* zu ersehen ist. Als Quellen der Interpolation ist (Harpokration und) Phrynichos kenntlich. Ferner: *ἀχαριστεῖν* steht vereinzelt; der Sprachschatz reichte im Harp. nicht weiter; überdies rührt nach andern sichern Spuren jede Interpolation aus Harp. vom Urheber der *συναγ.* her, der ihn der Dreitheilung zu Liebe bald zu Serie 1 bald zu 2 zur Complettierung zuzog. Uebrig bleibt also die Trias aus Phrynichos und *ἄχος* aus Pamphilos. Dies der Fonds von 21 + 4 = 25 Glossen, welcher S. vorlag. Was that nun der absichtslose Urheber der *συναγωγή*? Nach der Trias αχα schob er ein: *ἀχαρίστους. ἄχαρις. ἀχαριστία: Ἀχαΐα. ἀχάνη. Ἀχαρνεύς*, sechs deutlich in zwei Gruppen zu drei zerfallende Glossen: vor αχι die drei *Ἀχιλλεία. Ἀχιλλείων. Ἀχίλλειοι*, wobei zu beachten dasz αχι nach antistoechischer Ordnung αχθ voraufgieng; nach *ἄχνη ὕπνου* oder eigentlich nach *ἄχος*, also nach αχο: *ἀχῶρα. ἀχόρευτος* (abermals nach Regeln der Antistoechie), nach αχρ (*ἀχρώματος*) die Trias: *ἀχράς. ἀχράδας. ἄχρηστος.* Dieser Thatbestand ist nun durchweg nachweisbar, und führt consequent beachtet zu andern höchst interessanten Ermittelun-

gen. In $\overline{\alpha\psi}$ bildet die Trias ἀψίς. ἄψαυστον. ἀψάλλακτον, ersteres aus dem Atticisten Pausanias, und das im ganzen Sprachschatz vereinzelte ἀψεφές (aus Didymos λεξ. τρ. und Pamphilos) die Zusätze der Serie. Es bleiben 12, resp. 9 Glossen, da ἀψῖδες. ἄψ. ἄψορροι auszer der alphabetischen Ordnung stehen, eudemischer Fonds. Doch scheint 176, 29—177, 4. 177, 5—7 und wiederum 177, 2. 3 bedeutend turbiert. In $\overline{\alpha\omega}$ besteht der Zusatz der 2n Reihe aus den drei auch bei Eustathios 1715, 24 bemerkenswertherweise vereinzelten Glossen ἀωρί. ἀωρία. ἄωροι πόδες, der alte Eud. aus ἄωρον. ἄωρτο. ἀωρόλεως: ἄωτον. ἀωτεύειν und wahrscheinlich noch éiner. — Dasz aber wirklich die 1e Serie Eudemos ist, erhellt aus Bekkers Anführungen zu ἄχνη ἁλός und ἀψιμεσία.

Gutwilligern Lesern, die aufs Wort zu glauben pflegen und auf halbwegs probable Gründe gesteifte Resultate zu adoptieren gewohnt sind, dürfte die gelieferte Probe einer Beweisführung genügen; aber sorgfältigern Forschern zu Liebe, denen die Kürze der gewählten Abschnitte $\overline{\alpha\chi}$. $\overline{\alpha\psi}$. $\overline{\alpha\omega}$ anstöszig sein dürfte, will ich den Beweis noch aus andern längern Partien, der Mitte des Endes und Anfangs des Buches führen, da ich in usum privatum schon seit Jahren die ganze συναγωγή in dieser Absicht durchgearbeitet habe. Greifen wir $\overline{\alpha\sigma}$ heraus. Der alte Fonds des Eud. besteht aus 59 Glossen, d. h. 57 und den zwei vereinzelten ἀσαφές und ἄσβεστος, wenn nicht ἀσκητικός rein zufällig aus der alphabetischen Ordnung verschlagen wurde. Ἀσκωλίζοντες (Suid. $\overline{\iota\alpha\zeta}$). ἀσπαλιεύς. ἀστερόεντα. ἀσφοδελός führt Bekker A. G. III aus Eud. an. Alte Interpolationen sind: ἀσκητικός. ἀσπίς (gl. Rom.). ἀσπάζεσθαι (Phryn. p. 14). ἀστεῖόν τι καὶ κατερρινημένον εἰπεῖν (derselbe). Auszer diesen trübt nur noch ἀσπασίως nach ἀσπαστός (ἀσπαστῶς?) so unbedeutend die alphab. Ordnung, dasz ich es für eudemisch halten und mitzählen zu dürfen glaubte. Dasz aber ἀσήμαντα nach ἄση, und Ἀσπασία nach ἀσπάζεσθαι, αστράβη verschmolzen mit ἀστράβη, alle drei aus Harpokr., jüngere Interpolation ist, zeigt die Trias ἀσταθμητότατον. ἄστικτον χωρίον. ἀστύνομοι: ἀσυνθετώτατον. ἀσφάλεια. ἀσφαλεστέρους, der entschieden 2n Reihe: ein Beweis dafür dasz S. den Harp. weder aus Photios noch aus der συναγ. abschrieb, sondern selbst tractierte. Noch ist zu erwähnen dasz die Verschlagung von ἀστάθμητος 154, 13, was zwischen ἄσσα und ἄσταχυς 153, 19. 20 gehört, und von ἀστράβη 154, 15 — ἀστυγείτων 155, 3, die hinter ἀστός 155, 13 gehören, erst dem Schreiber der συναγ. zur Last fallen, wie denn das Gesetz der drei durch die Umstellung gar nicht gestört, sondern in Kraft erhalten wird. Denn wie gesagt $\overline{\alpha\sigma\alpha}$ und $\overline{\alpha\sigma\beta}$ sind nur durch je éine Glosse vertreten, aber $\overline{\alpha\sigma\varepsilon}$ durch drei; ἄση. ἀσημάντοις. ἆσθμα. ἀσθμάζειν. ἀσθμαίνει. Ἀσιάδος κρούματα geben ineinandergerechnet 6 Glossen; auf $\overline{\alpha\sigma\kappa}$ (excl. ἀσκητικός) kommen 9; auf $\overline{\alpha\sigma\mu}$. $\overline{\alpha\sigma o}$ zusammen 3, auf $\overline{\alpha\sigma\pi}$ (excl. der alten Interpolationen) 6 Glossen: $\overline{\alpha\sigma\sigma}$. $\overline{\alpha\sigma\tau}$ liefern ἄσσα. ἀστάθμητος. ἄσταχυς: $\overline{\alpha\sigma\tau\varepsilon}$ (excl. der alten Interpolationen) die 6 Glossen ἄστεγος. ἀστεῖος.

ἀστείους. ἀστεμφέα. ἀστερόεντα. ἀστέρων τέθριππος. Von αστε sorgfältig geschieden ist ἀστεῖ —, so dasz nach ἀστέρων τέθριππος die zwei ἀστεϊζόμενος und ἀστεϊσμός mit ἀστός zu einer Trias vereint sind, wie aus αστρ. und αστυ ἀστράβη. ἀστράγαλος· ἀστυγείτων copuliert sind. Endlich kommen auf ασυ 8 Glossen, doch vermute ich stark dasz zwischen ἀσυντελής und ἀσύφηλον die Gl. ἀσυρές ausfiel. — Dasz der jüngste Interpolator auch nach Möglichkeit eine durch drei theilbare Glossenzahl einflickte, springt ins Auge, für ασα 3, für ασι 3, für ασε (η) 6, je desgl. für ασκ (incl. ἀσκητικός), ασπ (σ), αστε, für αστρ. αστυ zusammen 3, dgl. für ασφ. ασχ. Vereinzelt zwar ἄσβολος und ἀσώδης ἐστίν, aber dem vereinzelten ἄσβεστος und ἀσώτως (oder ἀσαφές) entsprechend. Am interessantesten aber ist die Gruppe ἀσταφίδα — ἀστυφίαν an sich sowol als im Zusammenhang mit den unmittelbar voraufgehenden Glossen ἀστρίχους. ἀστραβηλάτης. ἀστυπολεῖν. ἀσταθμητότατον. ἄστικτον χωρίον. ἀστύνομοι. Ich sagte bereits dasz nach gl. ἀστός ursprünglich gl. ἀστράβη gefolgt sei. In dem codex aus welchem die συναγωγή abgeschrieben ist, correspondierten also:

Text des Eudemos:	Ränder:
ΑΣΤΡΑΒΗ	
[interlin. Harpocr.]	ἀστραβηλάτης
ΑΣΤΡΑΓΑΛΟΣ	
[interlin. additam.]	ἀστρίχους
ΑΣΤΥΓΕΙΤΩΝ	
	ἀστυπολεῖν

und darauf folgten neben ἀσύμβατον bis ἀσύφηλον am Rande herlaufend ἀσταθμητότατον bis ἀστυφίαν, so dasz zu Nachträgen die mit ασυ begonnen hätten kein weitrer Platz mehr war als nur für ἀσυνθετώτατον Harp., da die mit αστ beginnenden Nachträge allen freien Raum des Randes absorbiert hatten. Die Zusätze nun zu αστ bestehen aus 3 Gl. des Harpokr. und 8 andern, von denen ziemlich klar ist dasz die mittelsten 6 alphabetisch folgerichtigen ἀστάνδης — ἀστυφίαν gl. 1 aus derselben Quelle (Pausanias, vgl. Eust. 504, 41) sind, ἀσταφίδα aber und ἀστυφίαν gl. 2 aus andrer Quelle geschöpft mit ἀσυνθετώτατον eine Trias bilden sollten. Auf ἀστρίχους kommen wir unten noch einmal zurück. — — So besteht auch die Glossenmasse ατ aus 57 alten Glossen und 5 alten bei S. wiederholten Interpolationen (ἀτέγκτοις. ἄτεγκτος [s. lex. Bekk. 218, 22]. ἄτεγκτος ἄνθρωπος παρηγορήμασιν [Phryn.]. ἀτίθασον. ἄτομα). Die jüngere Interpolation oder die 19 Randzusätze, meist den Gruppen der ersten Serie folgend oder an die correspondierende Glosse sich anlehnend, verdankt ihre Habe theils dem Harpokr. und verbindet dann wenns geht drei Glossen (ἄττα. Ἄττης. Ἀττικοῖς γράμμασιν), theils den Bekkerschen λεξ. ῥητ. I p. 195 ff. und behält dann deren nicht streng alphab. Ordnung bei (ἄτιμος 198, 26. ἀτίμητος ἀγών 202, 7. Ἀταλάντη 203, 5), daher die nichtalphab. Folge in Serie 2 nicht allemal Anstosz erregen darf,

theils einem Atticisten, aus dem 6 Glossen in alphabetischer Ordnung unter ατт. ατυ ausgezogen werden, nachdem kurz vorher Harpokr. für eben diese Partie sein Material geliefert hatte. Will man aus dem letzten Drittel des Buchs noch mehr Beweise dafür, dasz S. schon einen Eudemos mit alter Interpolation aus Phrynichos u. a. benutzte, so zerlege man sich noch αυ, worin αὐϑέκαστος, ἀ. αὐϑήμερον. αὖϑις αὖ πάλιν. αὐλωνίζουσα. αὐτολόχευτος. αὐτοσχέδιον nach Bekker eudemisch sind. Nachdem die jüngste Randinterpolation, 36 Glossen, ausgeschieden ist*), bleiben 72 übrig, wovon aber 9 sich der alphab. Folge entziehen: αὐτὴ νῦν ἡ σοφία ζῇ. αὐτὴ νῦν ἀνϑεῖ μοῦσα. αὐτόκακον ἔοικε τῷδε. αὐτοδάξ. αὐτοκράτορα. αὔτως**). αὐτοῖς τοῖς ταλάροις. αὐτομαχῆσαι. αὐτοκέρας. Darunter sind sofort die 4 gesperrt gedruckten als phrynicheisch verdächtig, und sind es wirklich laut app. soph. 9, 17. 16. 8, 27. 3, 10. Innerhalb des Alphabets stehen allerdings die drei αὐλία. αὐλίζεται. αὖραν, aber gleich die ersten zwei sind wieder phrynicheisch und bringen, dadurch mehr als verdächtig (app. soph. 7, 25. 26, 28), auch αὖραν, welches allein die Möglichkeit der Division durch drei noch hindern würde, in den Verdacht der Interpolation; es müste denn durch seine Vereinzelung unter αυρ in Schutz genommen werden. Alter Fonds bleiben mithin 60 Glossen, als alte Interpolationen erscheinen 12: und da S. diese auch hat, so war sein Eud. schon interpoliert. Die jüngere plündert wieder den Harpokr., die λεξ. ῥητ. (αὐλών. αὐτοβοεί. αὐτολήκυϑοι), Phrynichos (αὐϑέκαστα), Aelios Dionysios (αὐϑέντης), den Antiatticisten (Oros?) 77, 6 αὐτόν, und zeigt im Abschnitt p. 167, 29—168, 28 wieder 4 deinceps nachgeschlagne Quellen, deren 2e αὐτογνωμονήσαντες — αὐτόπρεμνον ursprünglich alphabetisch angelegt, von dem der Antistoechie zugethanen Autor leicht geändert wurde. Auszerdem liefert dieser Abschnitt ein köstliches Beispiel vom Unverstand des Schreibers, der den 'codex Eudemi interpolatus mit den Randnachträgen des gelehrten Besitzers' zur συναγωγή zusammenschmolz, indem er p. 168, 7 ὃ καὶ αὐτοπυρίτην καλοῦσιν von p. 167, 32 Μακαρικαση (d. i. Μαρικᾶ C mit übergeschriebenem H) losrisz***), weil er wahrscheinlich das correspondierende C (mit übergeschriebenem H) bei ὃ καὶ übersah†). — Doch genug über das Ende der

*) αὐτοπυρίτην nemlich ist zu zählen und statt αὐτόριζον: αὐτόρεκτον zu lesen αὐτόπρεμνον: αὐτόριζον. αὐτόρεκτον: κτλ.

**) Dies fügt sich nur scheinbar, da nach des Interpolators antistoechischem Alphabet ω vor ο kam; und αὔτήν vor αὐτὴ νῦν κτλ. darf nicht frappieren, weil der Interpolator zwischen αὔ- und αὐ- ebenso wie zwischen ἀστεῖ- und ἀστει- schied.

***) S. ein ähnliches σ (mit übergeschriebenem η) im Suidas I p. 1290, 14 διαλέγουσι statt διαλέγον. ση.

†) So kann auch keine Frage sein, dasz p. 31, 8 ἀδίδακτος· ὁ αὐτὸς ἐν τῷ κατὰ Μειδίου (p. 520, 13 Rsk.) losgerissen ist von 30, 22 ἀδιάλλακτον ἐχϑρόν, dasz 22, 2 ἀγέλαστα zu 22, 14 gehört und p. 46, 3—8 aus S. 52, 29—30 verschoben ist.

συναγωγή; ich füge nur hinzu, dasz die *αφ*-partie 57 Glossen Urbestand und 5 Glossen alter Interpolation hatte (*ἀφαιρεῖν κροκύδας. ἀφῆλικα* [beides aus Phryn.]. *ἀφαδία* [Paus.]. *ἀφραδέως. ἀφύας*), demnächst durch 39 Gl. jüngern Ursprungs bereichert wurde; um daran die Bemerkung zu knüpfen, wie selbst in der Glossenzahl der Partien *ασ. ατ. αυ. αφ* ein gewisses Ebenmasz innegehalten worden ist, indem auf

ασ 59 Glossen,	4 ältere Interpol.	49 jüngere
ατ 57 —	5 —	— 19 —
αυ 60 —	12 —	— 36 —
αφ 57 —	5 —	— 39 —

kommen. Zugleich wird dadurch die obige Vermutung, dasz die *συναγωγή* aus einem Eudemos mit Marginal- und Interlinear (Harp.)-Nachträgen von gelehrter Hand zusammengeschrieben sei, fast zur Gewisheit erhoben, da auch das gleiche Masz der jüngern Interpolation — denn die 19 unter *ατ* sind sehr umfangreich — für die einzelnen Buchstaben auf eine äuszerliche Beschränkung durch die gleiche Räumlichkeit der freien Ränder schlieszen läszt.

Die Basis unserer Beweisführung wählen wir aus der Mitte des Buchs *ακ*. Der alte Fonds bestand aus 3 × 26 = 78 Glossen *). Aeltere Interpolationen finden sich 8: *ἀκατεύναστος. ἀκκισμός.* (*ἀκλινῶς*? fehlt bei S.) *ἀκόλαστον πρᾶγμα ἢ ἄνθρωπος. ἀκόρητος. ἀκρεμόνες. ἀκρώρεια. ἄκυλος* **), sämtlich durch Störung der alphab. Ordnung kenntlich. Schwieriger ist zu entscheiden, ob *ἀκερδής. ἀκειρεκόμης. ἀκέραιον* ebenfalls Einschiebsel oder zufällig aus den Fugen gekommen sind. Merzen wir sie nach dem strengsten Verfahren auch aus, so blieben 75 Glossen Bestand und 11 Zusätze: doch haben wir dazu wol keine Befugnis, da *ἀκερσεκόμης* zu lesen sein wird, wie bei Hesychios steht, indem *ἀκέραιον. ἀκερδής. ἀκερσεκόμης* alphabetisch aufeinander folgen, und da die Umstellung von *ἀκέραιον* wahrscheinlich mit der nachschleppenden Interpolation aus Timaeos zusammenhängt, zumal der Copist der *συναγωγή* interpolierte Glossen meist ans Ende der Gruppen (hier *ἀκερ* —) zu bringen pflegte. Die jüngere Interpolation hat jedoch in *ακ* noch seltner als in *ασ* usw. in den Text des Eudemos so oft eingeschnitten, dasz eine grötzere Anzahl Gruppen sich ergäbe, sondern begnügt sich von (*Ἀκαδημία*) *ἀκάθεκτος* — *ἀκρόκομοι* mit Nachträgen aus Harpokr. (*Ἀκαδημία. Ἀκαμαντίς. Ἄκη. ἀκινάκης. ἀκμάζεις. ἄκριτος*), Phrynichos (*ἀκροᾶσθαι*), Timaeos (*ἀκέραιος*), Theognost (*ἀκροθίνια*) und einem anonymen Atticisten (*ἀκαρής. ἀκαρῆ. ἀκεσταί*), ohne die Stellen aus

*) *ἀκεῖσθαι καὶ ἀκέσασθαι* als éine gerechnet. Aus p. 46, 3—9 kommen jedoch noch hinzu *ἀκάθεκτον* (vgl. Hesych.). *ἀκαθοσίωτον. ἄκαινα.*

**) Nicht *ἀκύμων*, denn *ἀκύμονα* vor *ἄκοιτις* p. 55, 32 ist sehr auffällig.

Aelian anzuflicken, welche im S. u. ἀκκιζόμενος. ἀκμὴ καλεῖ zu lesen sind. Von ἀκμοθέτῳ an aber bis ἀκρατῆ γίγνεσθαι τοῦδε 56, 28—59, 24 unterbricht eine selbständige zweite Reihe, meist Material aus Phrynichos, dem Antiatticisten und einem Gegner des Phryn., das der ersten Reihe gehörige Glossenpaar ἀκρόκομοι und ἀκροπόλισιν, und dann noch einmal ἄκακος — ἀκύκλιος 60, 10—64, 3 das Glossenpaar der Serie 1 ἀκταίνειν. ἀκύμων. Sonst läuft neben dem alten Stamm von ἀκροπόλοισιν — ἄκυλος als jüngerer Nachschosz nur Harpokr. (ἀκτή. Ἄκτια), Phryn. (ἀκροτέλευτον ἔπος. ἀκωδώνιστον. ? ἀκύμων) und das herrenlose ἀκώπητον her. Was nun p. 56, 28—59, 24 angeht, so ist nicht daran zu denken, dasz irgend jemand anders als der unverständige ʻCopist des alten Eudemos und seiner Randnachträge' in seiner Faselei den glänzenden Flicken gerade nach ἀκρόκομοι eingeschoben habe. Der Gelehrte, welcher die Ränder vollschrieb, hatte nichts weniger als das im Sinne. Denn diese Serie 2 unterbricht auf die rücksichtslos plumpeste Weise nicht nur die continuierlich strenge Folge des alten Lex., sondern, was noch ungeschickter ist, die Trias ἀκροθίνια, ἀκρόκομοι, ἀκροπόλοισιν, welche vielleicht aus Pausanias geschöpft auch Eust. p. 1862, 21. 29. 37 ebenso vereinigt wie anderwärts ἄκριτα, ἀκριτόμυθος, ἀκριτόφυλλος (vgl. συναγ. 55, 32. 56, 1 ff.) *). Angesichts dieses kann meiner Meinung nach weder ein Zweifel über das lexikogr. Verfahren des Eud. aufkommen noch über diese Weise, wie jene 2n Serien damit zu dem Brei der συναγωγή zusammenflossen. Aber die Sache wird noch evidenter. Die erste Hälfte der ganzen Serie 2 umfaszt Nachträge zu ακλ. ακρ und bricht mit ἀκρατῆ γίνεσθαι τοῦδε ab, die zweite anfangs ziemlich wirre Hälfte (wol eine Folge nicht κατὰ στοιχεῖον flieszender Quellen) geht von ακα. ακι p. 60, 10—61, 27 und von ακρ. ακυ p. 61, 28—64, 2, indem sie von ἀκίδωτος auf ἄκρατος überspringt. Dasz der gelehrte Besitzer des Eud. seine Marginalien nicht in dieser confusen Gestalt angelegt, sondern 56, 28—59, 24 zwischen 61, 27—61, 28 den correspondierenden Eudemianis beigeschrieben haben werde, ist ebenso klar als dasz die Schuld dieser Confusion der Copist trägt. Der Copist des codex und seiner Marginalien hatte nemlich gemütlich bis ἀκρόκομοι weitergeschrieben, als er in der Zerstreutheit anfieng gegen sein ursprüngliches Princip die mit dem Texte correspondierenden Randnotizen, welche vielleicht gerade eine neue Seite des codex begannen, abzuschreiben, damit fertig wieder an die Copie des Textes gieng und erst bei ἀκροχειρίζεσθαι angekommen bemerkte, dasz er ja die mit ακα. ακι des Textes correspondierenden Randzusätze abzuschreiben vergessen habe, daher er selbige hinter ἀκροχειρίζεσθαι nachflickte und nach ἀκίδωτος auf ἄκρατος übersprang, weil

*) Eust. 1387, 10, wo er die rhet. Lexika als seine Quelle nennt, verbindet ἀθρόος. ἀθρεῖν. ἄθυρμα: vgl. συναγ. 37, 18 ff., wo dieselbe Trias auf die drei ἀθεώρητος. Ἀθηνόδωρος. Ἀθμονεύς aus Harpokr. folgt, albernerweise durch ἀθροίζει unterbrochen, das durch 37, 4 verdächtigt wird.

er oben bei ἀκρατῆ γίνεσθαι τοῦδε abgebrochen hatte. Sollte darüber noch ein Zweifel obwalten, so vollziehe man probeweise die vorgeschlagne Einrenkung der luxierten Glieder und ordne:

59, 17 ἀκρατὴς γάμος = Phryn. 28, 24
20 ἀκρατὴς χειρός (ὢν) = Phryn. 28, 31
22 ἀκρατῆ γίνεσθαι τοῦδε = Phryn. (?)
61, 28 ἄκρατος
30 ἀκρατίσασθαι = Phryn. 23, 15

Was kann klarer sein, als dasz der gelehrte Randfüller den Phrynichos in dieser Glossencontinuation ausbeutete? *)

Sollen wir nun wirklich noch einen der ersten Abschnitte der συναγωγή durchlaufen? Doch mit dem philologischen Gewissen findet man sich nicht so geschwind ab, und da mit den Schwierigkeiten, welche eine bei zunehmender Glossenzahl heillose Verwirrung macht, das Interesse wächst, wollen wir noch $\overline{\alpha\gamma}$ zergliedern, weil darin u. ἀγυιαί das für Ritschl so anstöszige Citat aus Orion sich findet. Dem ersten Anschein nach zerfallen die Glossen $\overline{\alpha\gamma}$ in zwei gesonderte, jede von $\overline{\alpha\gamma\alpha}$ bis $\overline{\alpha\gamma\omega}$ fortlaufende Serien von p. 6, 20 Ἀγάθαρχος — 18, 15 ἀγωνοθέτης und p. 18, 16 ἀγαθοεργοί — 26, 25 ἀγωγεύς, und allerdings sind das im groszen die Hauptheile; aber p. 6, 20—18, 15 ist keineswegs ein untheilbares ganze und mit nichten der Urbestand jenes alten eudemischen Lex., dessen verschüttete Spuren wir blosz zu legen bemüht sind. Vor allem scheiden wir Harpokr. [Ἀγάθαρχος. ἀγελαίων. ἀγενής. Ἀγασικλῆς. Ἀγησίλαος. Ἄγλαυρος. Ἁγνίας. ἄγοι. ἀγοράς. ἀγορανόμοι. ἀγραφίου. Ἀγύρριος. ἀγυιᾶς. ἀγρίους. Ἀγρυλῆθεν. ἀγωνιᾶν. ἀγωνιῶντες] hier mit um so gröszerem Rechte aus, als er nicht blosz in gewohnter lüderlicher Weise die alphab. Ordnung unterbricht, sondern einerseits selbst unvollständig excerpiert ist (2, 3. 3, 19 Bekk. fehlt und 3, 10 Bekk. scheint zu fehlen), andrerseits, wie συναγ. 24, 1 d. i. Serie 2 beweist, erst in beide Reihen hineingearbeitet wurde. Ferner ist ἀγανόφρονες 12, 30 ein reiner Schreiberirthum (s. p. 20, 12), und ob 17, 9 ἀγχίσποροι nicht auch vornweg auszumerzen sei, kann kaum fraglich sein, da S. ἀγχίσπορος bietet, das Wort auszer dem Alphabet steht und mit ἀγρίους. Ἀγρυλῆθεν eine Trias bildet. Erheblicher ist jedoch zwischen ἄγη und ἄγημα die fremdartige Masse 9, 15—11, 1 ἀγερσι-

*) Leider vereitelt die Unmöglichkeit einer weitern Vergleichung unseres selbst nur im Auszuge vorliegenden Phrynichos mit den Nachbarglossen der συναγ. den Versuch auch aus dem Dreitheilungsgesetz eine neue und letzte Stütze für unsere Behauptung aufzurichten, wie z. B. p. 34, 13—35, 5 drei Artikel aus Phryn. (app. soph. 22, 16) dreien aus einem rhet. Lex. (p. 35, 6—9) vgl. Eust. 1500, 30 und dreien aus Pamphilos (p. 35, 10—16) vorangehn: oder p. 38, 10—39, 30 die Trias aus Phryn. ἀθήρη app. soph. 21, 15 (Eust. 1675, 58). ἄθηρος ἡμέρα (φησὶν ὁ Φρ.). ἀθάρη (app. soph. 10, 12) vor dem Antiatticisten [79, 19] ἀθυρόγλωσσος p. 40, 1 auftritt. Doch man wird diese letzte Stütze nicht sehr vermissen.

κύβηλιν — *ἀγοράν* und zwischen *ἀγανώπιδος* und *ἀγαπητὰ ἤθη* die Störung durch 7, 9 *ἄγνον* — 7, 15 *ἄγος*. Unsern Verdacht zu begründen schlagen wir S. auf, und sieh da, er kennt diese aus Hesychios *), Pausanias und Dionysios gezognen Glossen, obwol sie der 1n Reihe angehören, sämtlich nicht: wir zählen und finden die kleinere Partie aus 6, die gröszere aus 27 (denn *ἀγκύλη* vgl. Eust. 1503, 5 zählt doppelt) bestehend, was auf die jüngere Interpolation führt. Sonach bleiben nur 118 Glossen übrig, in welche die Einsicht so schwer nicht mehr ist. Das einfachste Manöver unter strengster Zugrundelegung der alphab. Reihenfolge und mit wachsamem Auge auf phrynicheische Contrebande die fremde Zuthat auszuscheiden, ergibt wieder den Urbestand und die alte Fälschung, 84 alte Glossen und 34 Einschiebsel. Letztere sind *ἄγαλμα. ἀγαπᾶν. ἀγαστοῦ. ἀγαπησμός. ἀγάπησιν. ἀγασθῶ τινι. ἀγαπῴην* [*ἄν*]. *ἄγγαρος. ἀγγελιαφορεῖν. ἀγάσματα. ἀγηοχώς. ἀγελαίων* (*ῶ* wieder vor *ō*). *ἀγελαῖος. ἀγελαῖος. ἀγελαῖον ἄρτον. ἄγευστος θοίνης* (Phryn.). *ἀγητός. ἀγῆλαι* (Phryn.). *ἀγλαΐσαι. ἀγηλατεῖν. ἁγίσαι. ἀγνῶτας. αγορήν. ἀγορᾶν. ἄγροικος. ἄγροικος. ἀγρόμενοι. ἀγυρμός. ἄγουσιν ἑ. οἱ κλ. ἀγύρτης. ἄγριον ὑ. μ.* (Phryn.). *ἀγοράσω. ἀγυιαί. ἀγώγιμον. ἀγχιτέρμων. ἀγώγιμος. ἀγωγεῖ. ἀγωνιᾷ.* Dagegen ist *ἀγχίμαχος* nicht als störend zu betrachten, da mit Hes. und lex. Bekk. *ἀγχέμαχος* zu lesen, ebenso *ἀγοράζει*, obschon Phryn. 20, 6 beipflichtet, unangetastet geblieben, da Hes. dasselbe bietet und incl. *ἀγοράζειν* für $\overline{αγο}$ sich 9 Glossen ergeben. S. hat ebenfalls diese 84 + 34 Gl., abermals ein Beweis, dasz auch s e i n Eudemos, wie der pariser (s. Bekker vol. III zu *ἀγελαίων. ἀγρόμενοι. ἄγουσιν ἑορτὴν οἱ κλέπται*) schon leicht interpoliert war. Aber auch in $\overline{αγ}$ sind diese Interp. nicht so schlimm, dasz man nicht die Einrichtung des eigentlichen Eud. klar durchschaute. Nemlich: $\overline{αγα}$ waren in summa 15 Gl. (darunter kamen auf $\overline{αγαλ}$ — 3, auf $\overline{αγαν}$ — 3 Gl.), $\overline{αγε.η}$ 12, $\overline{αγι}$ 6, $\overline{αγκ}$ 6, $\overline{αγλ}$ 6, $\overline{αγν}$ 3, $\overline{αγο}$ 9, $\overline{αγρ}$ 6 (auch darum musz *ἄγριον ὑποβλέπει με* ausscheiden), $\overline{αγχ}$ 12, $\overline{αγω}$ 6, $\overline{αγμ.\ αγυρ}$ 3 = 84. Mit $\overline{αβ}$ stehts ebenso. Harpokration geht über beide Reihen fort: *Ἁβροκόμας* in der 1n, *Ἄβιος* und *Ἄβαρις* in der 2n. Jüngere Interpolationen: *ἄβαλεν. ἄβολος.* (*Ἀβόλως.*) **) *ἀβολήσας. ἀβολητύς. ἄβου: βάλλει* (lies *ἀβου*[*σ*]*κολεῖ*). *ἀβρὰ βαίνων. ἅβραι* z. Th. *Ἄβυδος. Ἀβυδοκόμης.* Alte Interpolationen 3 *ἀβασανίστως* (Ritschl de Oro p. 79 irrt bezüglich dieser Stelle, wenn er sie für alteudemisch hält und daraus auf die Zeit des Eud. schlieszt). *ἀβουλεῖν. ἀβύρβηλον.* Vereinzelt *ἀβδέλυκτος.* Rest 24 Glossen, welche den Urbestand ausmachten, nemlich $\overline{αβα}$ 3, $\overline{αβε}$ 3, $\overline{αβι.\ λ}$ 3, $\overline{αβου}$ 3, $\overline{αβρ.\ υ}$ 12 (*ἁβρὸς λειμών* ist Beispiel, s. Bekker, und zählt nicht mit). — Wer endlich noch eine Probe

---

*) Hier lag wirklich Hes. zu Grunde. Vgl. *ἀγκαταλίζει* mit Hes. *ἀγκταλιάζει.* 19, 3 *ἀ γ α λ μ ό ς· λοιδορία. ἀ γ ά λ λ ι ο ς· λοίδορος* in derselben Folge wie bei Hes.

**) *Ἀβόλλας?* Choerob.

machen will, ob ich Recht habe, der vergleiche $\overline{\alpha\gamma o}$ — $\overline{\alpha\gamma\chi}$ nach meiner Herstellung des Urbestands mit lex. Bekk. 1 p. 212 f., welches in diesem alphab. folgerechten Theile den Eud. enthält, und er wird die frappanteste Uebereinstimmung finden.

Nunmehr darf ich hoffen meine oben aufgestellten Sätze, welche anfangs vielleicht manchem wie ein Schwindel vorgekommen sein mögen, der sich zu wissen vermiszt was man nicht wissen könne, aufs evidenteste erwiesen zu haben und recapituliere. Eudemos von Argos (c. 130 n. Chr.) hatte *λέξεις ῥητορικαί* geschrieben. Das Werk selbst scheint verloren, aber ein durch ganz *A* (und wol auch weiterhin) nach Gruppen zu je drei und drei angelegter Auszug (eine *συναγωγὴ λέξεων χρησίμων*) war zeitig mit einigen verhältnismäszig unbedeutenden Nachträgen und Einschaltungen (*αὖλια. ἀγῆλαι*) namentlich aus Phrynichos und Pamphilos versehen worden und in dieser Gestalt in vielen Exemplaren verbreitet. Ein solches Exemplar war Eigenthum eines vielbelesenen, noch für Atticismus empfänglichen Gelehrten, der an den Rändern zu *A* eine erhebliche Glossenmasse aus Phrynichos, dem Antiatticisten, Pausanias, Aelios Dionysios, dem Vf. der Bekkerschen *λεξ. ῥητ.*, einem Gegner des Phrynichos, einem Auszug aus Phamphilos und Harpokration nachtrug: aber mit dieser Arbeit nicht weit über *A* hinauskam. Wir werden unten in der Note sehen wer dieser gelehrte Besitzer war *). Eben dies stark beschriebene Exemplar genügte aber

*) Einen Anhaltspunkt für diese Forschung gewährten p. 144, 27 *ἁρμάτειον μέλος· εἴρηται εἰς τὸ ἐτυμολογικόν*, die vereinzelten Citate aus Orion 17, 5 *ἀγυιά* und Theognostos 56, 25 *ἀκροθίνια*. Das erste Citat fehlt im Bachmannschen index, auch hat S. die Worte *εἴρηται εἰς τὸ ἐτυμολογικόν* nicht, weil er sie im Eud. nicht fand und nicht finden konnte. Welches Etymologicum ist gemeint? das *μέγα* oder eines von unbekanntem Verfasser? Im ersten Falle würden wir glaube ich *εἰς τὸ μέγα ἐτ.* lesen, wie Eustathios [268, 42] zu schreiben pflegt. Schlagen wir aber Et. M. 145, 45 nach, so finden wir einen vortrefflichen Artikel *ἁρμάτειον μέλος* und als Autor desselben oder seines letzten Theils Methodios angeführt. Nun sagt aber die *συναγ.* nicht *ζήτει* sondern *εἴρηται*, was der Sprachbrauch verlangt, wenn der Vf. eines Buchs darin auf andre eigne Arbeiten verweist, seien es auch erst binnen kurzem zu edierende (= *εἰρήσεται*), da die alten Grammatiker vielfach an mehreren Werken zugleich zu arbeiten pflegten. Der Schreiber von *ἁ. μ.* 144, 27 citierte also ein eignes Buch. Es kehrt aber dies *εἴρηται* wieder p. 155, 1. Wem leuchtet nicht ein dasz hier statt des ganz thörichten *ὡς ἀνωτέρω εἴρηται* zu lesen ist *ὡς ἐν ἑτέρῳ εἴρηται* und dasz unter diesem *ἕτερον* eben das Etym. gemeint ist, welches Methodios verfaszte? Meine Ansicht ist daher kurz folgende. Besitzer des von uns beschriebenen Eud. war Methodios, ein gelehrter Arzt, wie Galenos, Soranos, Stephanos von Byzanz, Lipsiota u. a. Schol. Tzetz. Lycophr. 1050 II p. 919 ed. Muell. *ὡς κατὰ Μεθόδιον τὸν ἰατρὸν ὁ Ἀλφειὸς τῆς Ἀρκαδίας ποταμὸς ἰᾶται τοὺς ἀλφούς.* Et. M. 72, 44 *Ἀλφειός: — ὕδωρ. Μεθόδιος.* Dieser *ἰατρῶν φιλολογώτατος* intendierte gleichzeitig zwei gröszere lexicalische Arbeiten und benutzte dabei ein Exemplar des Eud. gleich-

in dieser Gestalt seinem spätern Besitzer nicht, und dieser kam auf die Idee die ganze Stamm- und Randglossenmasse nach dem anfangs

---

sam als Collectaneenheft. Er beabsichtigte 1) ein Lexikon nach umfassenderem Plane als selbst das des Photios war, 2) ein Etymologikon. Wol beachtenswerth ist hierbei die Stelle Et. M. 57, 24 ἀλάστωρ = Bachm. συναγ. 65, 7 (Eust. 474, 20): auch sind zu vergleichen Method. Et. M. 55, 40 mit Harpokr. συναγ. 66, 2. 3, Et. M. 9, 49 mit συναγ. 11, 5, Et. M. 65, 58 mit συναγ. 75, 6 (Phrynichos?), Et. M. 66, 5 mit συναγ. 76, 19, Et. M. 6, 39 mit συναγ. 8, 6 und namentlich die Trias aus Methodios Et. M. 96, 39. 50 mit συναγ. 83, 18 ff. Nicht minder wichtig ist συναγ. 397, 1 ὑπήνη: μύσταξ — τρίχωσις: ebenso Suidas, beide also aus Eudemos. Et. M. 780, 39 ὑπήνη: — Ὧρος. (d. i. Suid. gl. 2) ἐν δὲ τῷ ῥητορικῷ λεξικῷ εὗρον σημαίνειν τὴν λέξιν· μύστακα — τρίχωσις (Suid. gl. 1). ταῦτα (l. ταὐτὰ) εἰς τὸ ἄλλο ἐτυμολογικόν. Danach scheint also das rhet. Lex. eine Recension des Eud., τὸ ἄλλο ἐτυμολογικόν den Methodios zu bedeuten. S. auch 212, 12 βρέγμα: εἰς τὸ ῥ. λεξ. (d. i. συναγ. 182, 2)· ἐν δὲ τοῖς ἐτυμολογικοῖς (Methodios?). Ob nun der Tod oder Ueberdrusz an der Arbeit diese weit aussehenden Pläne zerschlug, wissen wir nicht; so viel aber ist klar, dasz beide Arbeiten nicht eben über *A* hinaus gediehen. Vom Etym. scheint freilich wenigstens *A* vom Vf. selbst zum vollen Abschlusz gebracht zu sein, daher das Et. M. den Methodios unter α̅ als éine Hauptquelle, aber über α̅ hinaus nie namentlich citiert; vom Lex. aber scheint nicht einmal α̅ erschienen zu sein, sondern das Exemplar des Methodios mit seinen Sammlungen am Rande in fremde Hände übergegangen zu sein, durch deren Ungeschick es später die verschwommene Gestalt unserer συναγ. empfieng. In wie groszartigem Maszstabe aber der Mann arbeitete und mit wie ausgezeichneten Hilfsmitteln, lehren die Collectaneen zu α̅ und das Et. M. Scheint es doch, um nur eins hervorzuheben, seine Absicht gewesen zu sein, den Atticisten Dionysios ganz in sein Lex. hineinzuarbeiten. Wenigstens lehrt ein Vergleich des Eustathios mit der συναγ., dasz letztere unter α̅ nur 12 dionysische λέξεις weniger hat als Meiers Dionysius restitutus: — vielleicht ohne Schuld des Methodios. Diese 12 sind ἀγαθώτερος. Ἀθηναῖαι. Ἁλικαρνασσός. ἀλλ' ἀλλ' ἄναξ. ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς. ἀμφίκαυστις. ἀμφιτάπητες. ἀνακούς. ἀντήλια. ἀρρενικόν. ἀχέτην. ἀχυρός. Dagegen flosz aus Dion. συναγ. 4, 22. 6, 12. 7, 9. 10. 8, 11. 11, 3. 15, 16. 20, 3. 5. 25, 15. 30, 24. 44, 14. 49, 24. 26. 51, 6. 53, 21. 61, 4. 10. 64, 19. 67, 12. 68, 10. 71, 30. 106, 21. 111, 19. 140, 9. 142, 20. 146, 5. 163, 18. Dasz er ebenfalls Pausanias einflocht, z. Th. mit Aelios Dionysios verschmolz, ist schon oben vielfach erwähnt. Namentlich aber interessierte ihn Phrynichos und einer oder zwei seiner Gegner. Es ist hier unmöglich Platz alle diese Stellen zusammenzustellen, aber das musz erwähnt werden, dasz auch der Methodios des Et. M. sich als Kenner des Phrynichos kund gibt. Man vgl. z. B. Method. Et. M. 148, 51 ἄρρατος mit συναγ. 145, 21 (Phryn. app. soph. p. 24, 5). Auch musz dem Methodios entweder Phamphilos selbst oder ein sehr guter Auszug daraus zu Gebote gestanden haben, da er Didymos λέξεις τραγική, κωμική, τροπική, παρεφθορυῖα schwerlich mehr hatte. Möglich indessen dasz Palamedes für dergleichen seine Quelle war, wie Et. M. 144, 27. Jedenfalls führen auch ἄζα συναγ. 35, 21. ἀζήν 35, 28 (Choerob. Bekk. p. 1360) auf sehr gute Quellen, und dieselbe Vortrefflichkeit erkannte aus den Citaten im Et. M. Merkel prolegg. Apoll. Rh. p. LXVIIII ff. Wann Methodios lebte, scheint mir nicht

festgehaltenen Principe der doppelten Serien, das aber wahrscheinlich, um einer ähnlichen Irrung wie $\overline{\alpha\varkappa}$ und $\overline{\alpha\mu}$ begegnete vorzubeugen, von $\overline{\alpha\nu}$ an aufgegeben wurde und einem ähnlichen Platz machte, in éin Corpus umzuschreiben oder umschreiben zu lassen. Eine Abschrift dieses Corpus ist nun unsere *συναγωγή*, die also in gewissem Sinne zur Noth noch Eudemos heiszen könnte. Minder tief greifender Interpolation fielen andere Exemplare jenes alten leicht interpolierten Eud. anheim, theils durch glossae sacrae (ein solches stand dem S. zu Gebote und ist im Paris. repraesentiert), *) theils

---

zweifelhaft. Im Et. M. 53, 2 folgt auf die Etymologie von *ἄκρον*, die aus Methodios genommen ist, unmittelbar *ἀκροθίνια*. Jenes Etymologie *ἄκρον· ἄρχον τι ὄν* zeigt aber, dasz *ἀκροθίνια* damit auch im innerlich unmittelbarsten Zusammenhange stand, zumal es gewöhnlich durch *ἀπαρχαί* erklärt wurde. Das Et. M. hat aber 53, 12. 13 *παρὰ τὸ θίν, θινός, ὃ σημαίνει τὸν σωρὸν τῶν χρήσεων, θίνιον, ἀκροθίνιον*, wie *συναγ.* 56, 23—25 aus Theognostos, dessen Orthographie nach Villoison diatr. p. 127 im J. 821 fertig war. Folglich lebte Methodios nach 821. Das Citat des Orion *συναγ.* 17, 5 wird daher auch auf Methodios zurückgehen und fehlt mit Recht im Suidas. Die Ermittlung, wann der ältere Interpolator lebte, ist abhängig von den citierten Autoren. In dieser Beziehung trägt *A* ein ganz anderes Gepräge als *B—Ω*. In *A* nemlich begegnen uns nur 3 Autoren, deren Anführung in einer *λέξις ῥητορική* guter Zeit etwas befremdliches hat: Aelianos *περὶ προνοίας* 3, 17. Nikarchos 73, 14. Nikolaos 57, 13. Von diesen gehören die beiden letzten in die 2e Reihe (d. i. Methodios). Aelianos aber, dessen Citat hier S. hat, das Et. M. und Zonaras seltsam genug weglassen, verdankt seinen Ursprung dem ältern Interpolator, es müste denn die *συναγ.* aus S. interpoliert sein. Dagegen erscheinen von *B—Ω* unter den Profanscribenten Arrianos 228, 13. 331, 5. Appianos 417, 5. Lukianos 233, 1. Aelianos 394, 5. Dio Kassios 13 mal, Hierokles 5 mal, unter den Ekklesiastikern Paulus 246, 19. S. Dionysios 357, 2. Ioannes Chrysostomos 200, 9. Eunomios 248, 18. Gregorios von Nazianz 218, 29. 337, 31. 349, 11. Da Suidas, Et. M. und Photios 246, 19. 357, 2 nicht anerkennen, so werden beide spätere Interpolation sein; die übrigen dagegen bilden den ältesten Zuwachs des Eud. nnd treten sämtlich bei S. auf: — denn dasz 218, 29. 200, 12 fehlen, 349, 11 nur fragmentarisch erscheint, ist offenbarer Zufall — groszentheils im Et. M. und bei Photios. Aus dem Et. M. aber (wo u. *νιώσεις* der seltsame Schreibfehler *Αἰολεῦσιν* statt *Αἰλιανῷ* steht) lernen wir, dasz Glossen wie *ἐδημώθη. ἐδικαιώθησαν. ἐπιτίμιον* u. a. m. samt den Citaten aus Dio und Lucian aus einem rhet. Lex. flossen und als *ῥητορικαί* galten. Da nun Aelian, Dio und Hierokles 220—280 n. Chr., Gregor c. 365 lebten, so dürfte der ältere Interpolator, der namentlich Dio, Hierokles und Gregor tractiert zu haben scheint, c. 400 anzusetzen sein, der Argiver Eudemos aber wird unbedeutend später als Arrianos (117) gelebt haben, da er den Drakon von Stratonikeia, den man unter Trajan ansetzt, u. *πάμπαν* citieren und beide Atticisten benutzen konnte (*ἀβυρτάκη* vgl. Eust. 1854, 18), von denen Dionysios unter Hadrian lebte. Unter Hadrian lebten aber auch beide Epitomatoren des Pamphilos, deren Benutzung durch Eudemos ziemlich klar zu Tage liegt, und der die Zeitrechnung also nicht im Wege steht.

*) Bekker hätte III 1067 nicht äuszern sollen: 'auctorem Chris-

durch glossae Romanae u. a., andere erfuhren Verkürzungen und Einschiebsel und liegen jetzt unsern Eudemis in Wien und Florenz (Konstantinopel? s. Mordtmann im Philologus IX 583) zu Grunde. Wenn also nach dieser Darstellung des Sachverhalts S. die συναγ.*) nachweislich nicht benutzte und im Besitz einer Recension des Eud. nicht zu benutzen nöthig hatte, so hat er noch weniger einen Miscellancodex von der Art des Coislin. ausgenutzt, wie das Bernhardy vermutete. — Enthielt denn nun aber der Kern, den wir Eudemos nennen, wirklich λέξεις ῥητορικάς? Ich glaube ja, und obwol eine Separatausgabe der Eudemi Par. Vindob. Flor. Constantinop. uns offenbar wenig neues, und nicht einmal alles eudemische, nicht einmal den archetypus, geschweige denn den Argiver geben würde, so glaube ich solche doch aus dem éinen Grunde für wünschenswerth und auch für S. ersprieszlich halten zu dürfen, weil das Hauptbemühen des Herausgebers und Interpreten auf Zurückführung der Glossen auf die zu Grunde liegenden Stellen der Redner gehen müste. Paucis defungar. 4, 5 ἀβελτερία Demosth. 140, 10. 4, 6 ἀβέλτερος Dem. 114, 4. 4, 7 ἀβίωτον Dem. 577. 744, 19. 1399, 2. 4, 13 ἀβουλία Isocr. Demon. 4. 8, 18 ἄγειν καὶ φέρειν Dem. 304, 14. 8, 24 ἀγείρει Dem. 93, 17. 8, 25 ἀγελαίων Isocr. panath. 236, 8 Cor. 9, 4 ἀγεννῶς Dem. 152, 10. 13, 13 ἀγλωττία Antiph. Polluc. 2, 109. 83, 26 ἀναλγησία Dem. 237, 13. Man sieht wie stark Demosthenes vertreten war. Zu untersuchen bleibt nur des Eud. Verhältnis zu Pamphilos und seinen Epitomatoren, und sein Princip, nach welchem er selbst excerpierte; ob er nemlich nur λέξ. ῥητ. auszog.

Was Wunder nun, dasz man diesen Eudemos für ein sehr nützliches Buch hielt und als πάνυ ὠφέλιμον (s. denselben Ausdruck bei Dio Chrysost. XVIII, 7 p. 295 Emp.) vielfach, bis auf Doxopater und Michaelos Apostoles herab, in manigfachen Recensionen zu Rathe zog? Kurzum, wir werden abermals zu der Ueberzeugung gedrängt, dasz es seinen vernünftigen Grund hat, wenn Eud. auszer der alphabetischen Ordnung im S. als Quelle an der Spitze steht: und Bernhardy brauchte p. XL Anm. sein richtiges Gefühl dem Valckenaerschen Verdammungsurtheil nicht zum Opfer zu bringen, so dasz er in éiner Periode aufhebt, was er in eben derselben gesetzt: 'unus post

---

tianum produnt in prima pagina Ἀαρών. Ἀβέλ. ἀββᾶς. Ἀβακούμ', sondern 'interpolatorem'. Denn Ἀαρών hat die συναγ. nicht, wol aber zerfällt sie unter αα in die zwei Serien zu drei: ἀάατον. ἀάασθαι. ἀάατον und ἀάσαι. ἀασάμην. ἄατος, deren letzte Eud. ist und bei S. wiederkehrt, dem die gl. sacra Ἀαρών auch nicht abgeht. Die ersten drei scheint der gelehrte Besitzer über dem Kerntext beigeschrieben, der Copist daher mit ihnen begonnen zu haben.

*) Auch Photios und die συναγ. kannten einander nicht. Ersterer hatte allerdings eine gute Anzahl aus Serie 2, aber nicht alle, z. B. 30, 7 ἀδιάβατος. 31, 4 ἀδιάγλυπτος. Er hat daher ebenfalls nur einen Eud. und andere Quellen benutzt. Welche? ist bekannt. S. Meineke Men. et Philem. rel. p. 286. Schneidewin paroem. I praef. p. XXXVIII. Ritschl de Oro p. 34. Bernhardy p. XLI.

hos superest Eudemus, cuius lexicon Suidas sic collaudavit, ut usurpatum ab eo suspiceris. Sed quae hodie collectiones in bibliothecis sub Eudemi nomine feruntur, tam sunt exilia, cumque reliquiis aliorum conspirant, ut Valckenarii iudicium non possint refutare.' Vielmehr hätte B. in den Noten statt auf Photios, lex. Bekk., Bachm. usw. ganz einfach auf Eudemos verweisen sollen.

Hat aber die Quellentafel in Betreff des Eudemos Recht, so hat ihre Glaubwürdigkeit wenigstens éinen Fusz im Bügel, und es wird darauf ankommen, ob sie sich das gewonnene Terrain, welches ihr schon Ritschl garantierte, wieder wird streitig machen lassen müssen. Es ist lohnend zu erweisen, dasz sie das nicht nöthig hat.

Oels. *Moriz Schmidt.*

(Wird fortgesetzt.)

47.

Archaeologische Beiträge zu Horatius.

Wenige Schriftsteller haben wol so vielfache Bearbeitung gefunden wie Horatius, und doch bieten sich der Interpretation bei aller Trefflichkeit des bisher geleisteten noch so manche Seiten der Betrachtung dar, dasz man immer wieder aufs neue zu Nachforschungen sich aufgefordert fühlt. Insbesondere ist es das Gebiet der Archaeologie, das trotz der reichen Ausbeute, die es für Hor. gewährt, bis jetzt in diesem Bezug nur geringe Berücksichtigung gefunden hat. Bekannt ist, welch auszerordentlichen Einflusz die Kunstwelt bei den Griechen auf die Dichter geübt, und wie zahlreiche Stellen bei den letzteren nur wenn jene zu Rathe gezogen wird eine genügende Erklärung gestatten: sollte wol Hor. bei der engen Beziehung, in welcher auch zu seiner Zeit die Kunst zur Poesie stand, und bei dem Reichthum von Kunstwerken aller Art, die er nicht blosz in Griechenland gesehen, sondern täglich in der Weltstadt Rom vor Augen hatte, von einem gleichen Einflusz völlig unberührt geblieben sein? Man hat sich viele Mühe gegeben aus der griech. Litteratur Fragmente beizuziehen, die er nachgebildet haben sollte: näher lag es ohne Zweifel diejenigen Vorbilder, die ihm seine unmittelbare Umgebung in Fülle bot, und denen er bei aller Freiheit seiner Schöpferkraft sich hingeben muste, ins Auge zu fassen. Ich will aus den zahlreichen Beispielen, die für meine Behauptung angeführt werden können, hier nur éines hervorheben, eine gröszere Zusammenstellung, wenn meine Erklärungsweise Beifall findet, auf eine andere Gelegenheit versparend. Carm. IV 2, 54 ff. heiszt es:

Me tener solvet vitulus, relicta
Matre qui largis iuvenescit herbis
In mea vota,

Fronte curvatos imitatus ignes
Tertium Lunae referentis ortum,
Qua notam duxit niveus videri,
Cetera fulvus.

Das hier geschilderte Kälblein hat bekanntlich bis jetzt der Erklärung viele Verlegenheiten bereitet, aus denen sie sich umsonst zu ziehen gesucht. Viele die unbefangen sein wollten haben dem Dichter hier geradezu einen lapsus ingenii zum Vorwurf gemacht: unmöglich könne eine gute Ode, die in pindarischem Schwunge begonnen, mit einem Kalbskopfe schlieszen. Andere haben den Dichter zu retten gesucht mit Verweisung theils auf die auszerordentliche Schönheit des Kälbleins, theils auf die Heiligkeit des Opfers, in dessen Gedanken der Schwung der Dichtung endlich zu harmonischem Abschlusz gelange, theils auf die Verschiedenheit der antiken Denkweise von der unsrigen, der einmal Rechnung getragen werden müsse. Allein man sieht es diesen Rettungsversuchen nur allzu leicht an, dasz sie eigentlich zum bösen Spiel nur gute Miene machen und den Dichter zu retten suchen, weil er eben Horatius heiszt. Ohne Zweifel steht das Kälblein, wie dessen Schilderung ausdrücklich zeigt, in einer symbolischen Beziehung zum Mond, zur Mondgöttin, und es entsteht vor allem die Frage, wie es mit den gekrümmten Mondhörnern, die seine Stirn schmücken, sich verhalte. Hor. selbst nennt (carm. saec. 35) *Luna-Diana* eine doppelgehörnte Königin der Gestirne, und wir werden hiebei an Bildwerke erinnert, auf welchen sie wirklich unter dieser Form sich dargestellt findet: so auf einer groszen apulischen Amphora (Élite céramogr. II 114. Gerhard Lichtgottheiten T. III n. 3), wo sie, zwei Hörnchen auf der Stirn, mit Helios-Apollon in sternbesätem Aetherschiff daherfährt, begleitet einerseits vom Lichtpan, der die Fackeln des Tages schwingt, andrerseits von einem Korybanten, der mit seinem Schwerte die Nacht verdrängt. Eine gehörnte Selene neben Helios mit ausdrücklicher Beziehung der Hörner auf das Licht erwähnt Pausanias VI 24, 5. Nicht auffallen kann es bei solcher Beziehung, wenn die Hörner selbst vervielfältigt erscheinen, wie auf einer Silbermünze der kretischen Stadt Keraiai, wo Artemis mit einer solchen Hörnerkrone geschmückt ist (Combe Mus. Hunt. T. 14, 24), oder auf einem pompejanischen Wandgemälde (Mus. Borb. vol. X t. 20), wo acht Hörnchen über ihrer Stephane emporragen. Wir können mit diesen Darstellungen auch die Bilder der Mondgöttin Io vergleichen, die häufig nur am Symbol der Hörner erkennbar ist. Dabei sind die letzteren oft klein und gerade aufstrebend (vgl. die Hydria des k. Mus. zu Berlin, Gerhard ant. Bildw. T. CXV)[1]), oft natürlich gekrümmt (vgl. das pompejanische Gemälde Mus. Borb. vol. IX t. 50), nicht selten aber auch in der Weise geschweift, dasz sie einer Mondsichel ähnlich erscheinen (Mus. Borb.

1) Vgl. auch den Schild des Turnus bei Verg. Aen. VII 789: *at levem clipeum sublatis cornibus Io auro insignibat.*

vol. VIII t. 25). Eigenthümlich ist die Darstellung auf einer zu Anzi in Basilicata gefundenen Amphora (Panofka Argos Panopt. T. IV 1), wo nur éin Horn der Stirn der Io entsprieszt [2]); eigenthümlicher noch die einer in der Antikensammlung zu Karlsruhe [3]) befindlichen Thonfigur, wo Io als Kuh zugleich und als Jungfrau erscheint und zwischen den auswärts gekrümmten, mit einer tief herabfallenden Binde umwundenen Kuhhörnern noch zwei hervorragende Ziegenhörner [4]) zeigt. Auf zahlreichen Bildwerken aber sehen wir an die Stelle des Kuhhörnersymbols geradezu die mit ihm gleichbedeutende Mondsichel gesetzt, und es muste diese Vertauschung selbst nothwendig erscheinen in Fällen, wo nicht sowol die Mondgöttin selbst als vielmehr eine Beziehung zu derselben angedeutet werden sollte. Dabei liesz die Mondsichel vielfachere Modificationen in der Art und Weise zu, wie sie angebracht wurde, indem sie nicht blosz über der Stirn, sondern auch an andern Theilen des Leibes, selbst an einzelnen Attributen eine geeignete Stelle fand. So trägt sie Artemis, die wir oben als gehörnt nachgewiesen, auf dem Haupte (vgl. Combe Mus. Brit. T. IV 21), aber auch um die Schultern, wie auf einem Relief im Louvre (Bouillon Musée T. III pl. 63), wo sie über dem Okeanos, umgeben von Hesperos und Phosphoros, aufsteigt; die etruskische Juno sehen wir durch eine mondförmige Beschuhung als *Losna* (*Luna*) bezeichnet, und auf Münzen von Argos ist durch die Mondsichel über dem A auf den Cult der Göttin hingewiesen (Eckhel D. N. V 2 p. 286. Mionnet II pl. 46 n. 4). Ganz entsprechend dem bezeichneten Verhältnisse aber ist es, wenn öfter auch das in solcher Weise angebrachte Mondsymbol nur die Region andeutet, in welcher die Nacht- und Sternenkönigin waltet: so das mondförmige Stirnband, das Herakles auf der Vase des Asteas (Millin gall. myth. CXIV 444) trägt, oder wenn die Mondsichel, wie so häufig, von den betreffenden Figuren getrennt oder zugleich mit Sternen verbunden erscheint.

Interessant ist die Zusammenstellung der wolgehörnten (*εὐκεράοιο*) Io mit der phoenizischen Mondgöttin Europa in der Schilderung des Moschos (Id. II 37—60) von dem goldenen Korb, den Libya bei ihrer Vermählung mit Poseidon von Hephaestos erhielt, von Libya aber Telephassa und von dieser wieder Europa. Nicht minder interessant ist das Resultat, zu dem Panofka gelangt ist, dasz die

2) Vielleicht nur eine Abbreviatur oder Nachlässigkeit des Künstlers: ähnliches übrigens auf assyrischen Sculpturen. 3) Die werthvollen Schätze dieser Sammlung sind weniger allgemein bekannt als sie es verdienten. Vorzügliches Verdienst hat sich um dieselben Creuzer erworben; s. dessen deutsche Schriften zur Archaeologie III S. 69—223. V 1 S. 176. 4) Verschmelzung der Io mit *Ἥρα αἰγοφάγος* (Paus. III 15, 7) — *Iuno caprotina* (vgl. Böttiger kl. Schriften I S. 178 ff.), *Ἄρτεμις αἰγινέα* (Paus. III 14, 2); zugleich aber ist an die innige Beziehung der Ziegengöttin und Lebensmutter Hera-Artemis zur Aphrodite Pandemos zu denken, der Ziegen geopfert wurden (Lucian. dial. meretr. 7), und die von Skopas zu Olympia als auf einem Bock reitend dargestellt war (Paus. V 25, 2).

Grundlage des Iomythus schon auf indischen Bildwerken sich nachweisen lasse. Jedenfalls können wir zum klaren Verständnis des betreffenden Symbols erst dann gelangen, wenn wir die Entwicklung desselben in den Culturkreisen, die mit dem griechischen und römischen in einen Complex sich zusammenschlieszen, verfolgen. Besondere Aufschlüsse können uns in dieser Beziehung die jüngst auf dem Gebiet des alten Assyriens und in Kleinasien gemachten Funde so wie die neueren Forschungen über phoenizische, aegyptische und etruskische Götterculte gewähren.

Auf dem von Layard beschriebenen Obelisk zu Nimrud erscheint unter anderen heiligen Thieren auch ein Stier, der anstatt der Hörner einen Halbmond auf dem Haupte trägt. Wir werden hier bei dem innigen Zusammenhang zwischen den assyrischen und persischen Religionsformen und bei dem Umstande, dasz auch der geflügelte Stier mit dem Menschengesichte unter diesen so häufig sich findet, zunächst veranlaszt an den bekannten Urstier und die nahe Beziehung zu denken, in welche er nach der zoroastrischen Lehre mit dem Mond gebracht wird. Der Mond nemlich wird hier Bewahrer des Stiersamens genannt, und an das Mondlicht wird auch die zweite Schöpfung des Stiers, von dem die ganze Thierwelt abstammt, geknüpft. Als nemlich durch das Gift Ahrimans der Stier in Krankheit verfallen und gestorben war, trugen Izeds das Licht und die Kraft seines Samens zum Mondhimmel, und geläutert vom Monde ward er wieder Keim eines neuen Geschöpfes, aus dem zunächst ein Stierpaar männlichen und weiblichen Geschlechts und dann aus diesem alle weiteren Thierbildungen hervorgiengen. So steigt hier der Stier auf zum Mond und kehrt verjüngt aus ihm wieder zur Erde zurück, wie auch die griechischen Sagen eine solche Abstammung des Stiers kennen und z. B. Nemesianus in seiner *laus Herculis* vom cretensischen Stier singt (V. 120): *taurus medio nam sidere Lunae | progenitus Dictaea Iovis possederat arva.* Besonders bemerkenswerth ist auch die Angabe im Bundehesh, nach welcher aus den Hörnern des Stieres die Fülle und Manigfaltigkeit der Früchte hervorsprieszt. Offenbar wird hier an die Hörner eine gleiche Kraft wie sonst an das Mondlicht geknüpft. Es scheint aber das Hörnersymbol bei den Assyrern und Persern auch eine allgemeinere Beziehung zum Licht, folglich auch zu dem der Sonne gehabt zu haben. Nach dem Bundehesh wird der Same des Stiermenschen Kaiomorts vom Licht der Sonne gereinigt, und auf assyrischen Sculpturen sehen wir ebenso die Lebensmutter Mylitta, die assyrische Venus, wie die ihr entsprechende männliche Gottheit mit dem hörnerumwundenen Kopfputz geschmückt. Auf einem Relief zu Nimrud (Fig. 81) zeigt jene als im Himmel und auf der Erde zugleich waltende, das Wesen der Urania und der Pandemos in sich vereinigende Göttin über dem bezeichneten Kopfschmuck einen Stern, und ebendaselbst ist ein mit ihr in Beziehung gesetzter Gott abgebildet, der statt jenes Schmucks ein doppeltes Hörnerpaar, das eine vorn, das andere hinten am Haupte trägt, nach seinen übrigen Attri-

buten aber einerseits dem von Diodor beschriebenen Bel im Tempel zu Babylon, andrerseits dem vorderasiatischen Zeus Sabazios (s. das Bild in Gerhards Denkm. u. Forsch. 1854 T. LXV 3) vergleichbar ist. Es dürfte wol bei solcher Anwendung des Hörnersymbols nicht auffallen, wenn wir am Ende dasselbe unter die beiden Gottheiten in der Weise vertheilt fänden, dasz die schöpferische Licht- und Lebenskraft der männlichen, die empfängliche der weiblichen zugetheilt, der ersteren alsdann der Stier, der letzteren die Kuh zugewiesen, und jener wieder in engerem Sinn vorzugsweise auf die Sonne, diese auf den Mond bezogen würde. Wenigstens würde hiemit, was wir vom Wesen und wirken des Bel wie der Mylitta wissen, übereinstimmen. In dieser Beziehung nun sind von grösstem Interesse diejenigen assyrischen Bildwerke, welche eine Kuh wie sie ein Kälblein säugt darstellen: die Kuh ist hier die oben angeführte Lebensmutter Mylitta-Venus, das Kälblein der zu neuen Lebensschöpfungen geborene Liebesgott. Diese Darstellung [5]) jedoch kömmt nicht blosz auf den zu Nimrud und Khorsabad ausgegrabenen Monumenten vor, sie kehrt ebenso in Vorderasien, wie auf dem berühmten Harpyiendenkmal zu Xanthos in Lykien wieder. Wir werden sie weiterhin auch auf griechischem Boden und in Italien wiederfinden; doch mag es geeignet sein uns in dem Kreise, den wir betreten, vorerst noch genauer zu orientieren. Der Einflusz, den Assyrien von den frühesten Zeiten an auf Vorderasien geübt, und die Verbreitung, die hier der von dort ausgehende Mylittacult [6]) unter verschiedenen Namen (Anaitis, Alitta, Astarte, Adrastea, Artemis, Kybele u. a.) gefunden, darf hier als bekannt vorausgesetzt werden [7]).

Unter den Felsensculpturen, die vor mehreren Jahren Texier unweit der Ruinen des alten Pterion in Kleinasien aufgefunden, erscheint die oben bezeichnete Mylitta stehend auf einem Löwen: auf dem Haupte trägt sie die Mauerkrone, in der linken das gehenkelte Kreuz, in der rechten aber ein in eine Mondsichel auslaufendes Scepter, und neben ihr springt ein junges Rind mit einem gerade aufstrebenden Horn empor [8]). Es unterliegt wol keinem Zweifel dasz

---

5) Vgl. Lajard in den Ann. de l'Institut 1847 p. 60: 'Venus et l'Amour chez divers peuples de l'Asie occidentale étaient symboliquement représentés sous la forme d'une vache allaitant son veau.' S. ferner dessen 'recherches sur le culte de Venus en orient et en occident' p. 166. — Mém. de l'Acad. des inscr. t. XV, 2e partie p. 80. 6) Bemerkenswerth ist die Ansicht Lajards, der über diesen Cult die ausgedehntesten Forschungen angestellt: 'que les Chaldéens descendent des enfans de Japhet et sont les inventeurs du culte et des mystères de la divinité que les Assyriens ont appelée Mylitta.' 7) S. hier insbes. die gehaltvolle Abhdlg von Walz 'de Nemesi Graecorum' (1852) und dessen 'Briefe aus dem britischen Museum' (allg. Ztg. Oct. 1851); ferner Layard 'Niniveh and its remains', und die oben angef. Schriften von Lajard, der auch jüngst in einem Brief an Gerhard (Denkm. u. Forsch. 1854 Nr. 70) über Aphrodite Pandemos Epitragia hieher bezügliche Aufschlüsse gegeben. 8) bei Walz de Nemesi abgebildet Taf. I 3.

hier dieselbe Göttin gemeint sei, welche in der vorigen Gruppe der Kuh mit dem Kalb erschien; zugleich aber ist durch das Mondsymbol die Urania, durch die Attribute die sie mit der Kybele gemein hat die grosze Lebensmutter bestimmt angedeutet. Häufig findet sich dieselbe Göttin unter der Gestalt einer Cypresse (s. über diese Lajard 'du cyprès pyramid.' Ann. de l'Inst. 1847) dargestellt und dieser, ohne Zweifel in derselben Bedeutung wie wir eben gesehen, ein Rind mit einem Löwen (oft auch jenes allein)[9]) beigefügt. Die Stelle des Löwen aber sehen wir auch durch ein Pferd[10]) vertreten, und in dieser Beziehung fällt besonderes Licht auf jene auch sonst für unsern Zweck wichtige Stelle bei Homer (Il. XXIII 453 ff.), wo es heiszt: *φράσσατο δ' ἵππον ἀριπρεπέα προύχοντα, | ὃς τὸ μὲν ἄλλο τόσον φοῖνιξ ἦν, ἐν δὲ μετώπῳ | λευκὸν σῆμ' ἐτέτυκτο περίτροχον ἠΰτε μήνη.* Wir müssen uns hier jener bekannten troischen Sagen erinnern, in denen der von Assyrien in diese Gegenden verpflanzte Venuscult eine so wichtige Rolle spielt[11]). In dieser Beziehung erhalten wir alsdann auch Aufschlusz über jene Stelle bei Vergilius (Aen. II 712 ff.), wo er eine von uralten Zeiten her heilige Cypresse, die mit einem verödeten Heiligthum der Ceres auszerhalb der Stadt Troja verbunden war, mit den Worten erwähnt: *est urbe egressis tumulus templumque vetustum | desertae Cereris iuxtaque antiqua cupressus | relligione patrum multos servata per annos.* Die Lebensmutter Ceres fällt hier, vergleichbar der phrygischen Kybele, mit der assyrischen Venus zusammen[12]), und ihr Symbol ist die Cypresse. In Troja war mit Venus auch Minerva aufs innigste verknüpft, und das bekannte Urtheil des Paris scheint in der That ursprünglich blosz auf einem Conflict zwischen dem Cult der griechischen Venus und der asiatischen, in welcher das Wesen der Minerva und der Juno aufgieng[13]), beruht zu haben. An der Stelle der Cypresse aber sehen wir häufig auch blosz einen Pfeiler (vgl. die Löwenthorseule zu Mykene) oder einen pyramidal aufgerichteten Stein (vgl. das nach Rom gebrachte Bild der Kybele) treten, über dem hinweisend auf die Urania eine Mondsichel sich erhebt[14]). In entsprechender Weise ist auf Münzen von Askalon

9) So auf Münzen von Aradus, Caesarea Germ. (s. Lajard pl. B, 6. pl. C, 6). 10) Lajard pl. C, 1. 11) Troja schon vor dem trojanischen Krieg von Assyrien abhängig; Priamos dem assyrischen König Teutamos unterworfen, und dessen Groszvater Assarakos (Il. XX 239) nach dem höchsten Gott der Assyrer benannt; Memnon den Troern zu Hilfe geschickt: s. Walz p. 11. 12) Vgl. die syrische Tiratha oder Atergatis, die bei Apul. Met. XI p. 254 als *Ceres alma* und zugleich als *caelestis Venus*, als *regina caeli* und als *Phoebe* angeredet wird. 13) Vgl. die Erzfigur aus dem sogenannten Grabmal des Achilles (Lechevalier voyage de la Troade pl. 23 vol. II p. 320 ff., Gerhard Metroon Taf. II n. 3), darstellend die idaeische Venus. Die Göttin wird hier von einem Rinderpaar getragen; mit der linken hebt sie das Gewand empor, während sie die rechte der Brust nähert; am Haupt aber ragen Sphinx- und Löwenpaare empor. 14) S. Lajard Ann. de l'Inst. 1847 pl. C, n. 3. P, n. 5. Vgl. das kegelförmige Idol des Venustempels zu Paphos.

Semiramis (Venus), stehend auf der fischgestalteten Derketo, mit der Mondsichel auf dem Haupte abgebildet, während sie auf der einen Hand die Eule, in der andern den Speer trägt [15]).

Ich will das goldene Kalb der Israeliten, das in den oben angeführten assyrischen Bildwerken seine Vorgänger hat und wegen eben dieser Beziehung ihnen so harte Vorwürfe zuzog, übergehen und noch einen Blick auf die aegyptischen Denkmäler werfen, in sofern uns auch hier entsprechende Darstellungen begegnen.

Dem weltschöpferischen Ptah, der nach einer Inschrift zu Philae das Ei der Sonne und des Mondes gebildet, wurde Neith, die öfter mit der Athene verglichen wird, als Schöpfungsmutter beigesellt. Bekannt ist die Inschrift auf ihrem Tempel zu Sais: 'ich bin alles was gewesen, was ist und was sein wird; kein sterblicher hat meinen Schleier gelüftet, und die Frucht, die ich geboren, ist Helios'. Sie wird darum auch Muth genannt, die Mutter, und die 'Kuh, welche die Sonne erzeugt' (s. Bunsen Aegyptens Stelle in d. Weltg. I S. 452 ff.). Hathor, in welcher die Griechen ihre Aphrodite wieder erkennen wollten, erscheint vorzugsweise kuhgestaltig; an dem Wesen der Neith theilnehmend wird auch sie Gattin des Ptah genannt, Amme des jungen Gottes, Mutter der Phre. Oft erscheint sie ganz als Kuh, oft nur kuhköpfig mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern [16]), oft auch mit einem Tempelchen auf dem Haupte, über dem Kuhhörner emporragen (Bunsen S. 470 ff.). Unter der Gestalt der Hathor erscheint aber auch Nephthys, die man ebenso wie jene mit der Aphrodite identificierte (Plut. de Iside c. 12). Netpe ferner, die Gattin des Seb, die man mit der Rhea zusammenstellte, oft Gebärerin der Götter und Herrin des Himmels genannt, findet sich in gleicher Weise als Amme, wie sie ein Kind säugt und mit der Sonnenscheibe zwischen Kuhhörnern. Isis endlich, auf die man öfter die Wirkungsweisen der vorigen Göttinnen übertragen, kömmt nicht minder als kindsäugende Amme und als Kuh vor oder mit den Hörnern der Kuh und der Sonnenscheibe. Ihr Kind ist Horos, und bei Plutarch (de Iside c. 19) heiszt es von diesem, dasz er ihr das Kuhhaupt gegeben. Aber auch der Stier, wie bekannt, spielte im aegyptischen Göttercult eine nicht minder wichtige Rolle wie die Kuh, und hervorheben müssen wir hier insbesondere, was uns vom Apisstier berichtet wird [17]). War nemlich dieser gestorben, so wurde von den dazu bestimmten Priestern ein Kalb aufgesucht, welches unter den erforderlichen Abzeichen auch dies haben muste, dasz es auf der Stirn oder auch an anderen Theilen des Leibes die Mondsichel zeigte. Nur an dieser

15) S. Gerhard Kunst der Phoenizier T. III 14. 16) Ebenso war die Kuh, welche Mykerinos für seine Tochter verfertigen und im Palast zu Sais, wo im anstoszenden Saal die zwanzig Kolosse der königlichen Beischläferinnen standen, aufstellen liesz, zwischen den Hörnern mit dem goldenen Bild der Sonnenscheibe geschmückt. Herod. II 129. 16) S. u. a. Diod. I 85. 96. Herod. II 28. 38. 153. Plut. de Iside c. 35. 43. Macrob. I 21.

Stelle muste es weisz sein, im übrigen aber schwarz. Auch wird erzählt, dasz es einem befruchtenden Strahl des Mondes oder des Himmelslichtes, der die Mutter desselben treffe, seine Entstehung verdanke, und dasz das gefundene beim Neumond (Aelian H. A. II 10) nach Memphis geführt werde. Unter dem Namen Apis ward es hier alsdann dem Ptah [18]) geweiht oder auch dem Osiris, insofern dieser an die Stelle von jenem trat. So steht dieser Apis, obwol der männlichen Lichtkraft des Himmels und der Sonne angehörend, durch seine Mutter in nächster Beziehung zum Mond, wie auch die Kuh auf Abbildungen die Sonnenscheibe zwischen den Hörnern trägt, und wie wir oben bei den Assyrern schon einen Stier kennen gelernt, der aus dem Mond herabstieg. In Betreff der angeführten Abzeichen aber mag es hier nicht ohne Interesse sein, auch den Stier der Europa zu vergleichen, von dem es bei Moschos heiszt (Id. II 84): *τοῦ δή τοι τὸ μὲν ἄλλο δέμας ξανθόχροον ἔσκεν, | κύκλος δ' ἀργύφεος μέσσῳ μάρμαιρε μετώπῳ.* Die gelbliche Leibesfarbe weist hier hin auf das Licht der Sonne, der weiszschimmernde Ring auf der Stirn aber auf das des Mondes, wie auch weisze Kühe der Hera zu Argos geopfert wurden (Hesych. u. *ἀγὼν χαλκεῖος*), auf weiszen Rindern ihre Priesterin zum Tempel fuhr (Herod. I 31), und die Göttin selbst im Kampf mit den Giganten in eine weisze Kuh sich verwandelte. Nicht anders verhält es sich mit dem oben erwähnten Stier der Pasiphaë, der weiszschimmernd am Leibe nur einen dunklen Fleck zwischen den Hörnern zeigte (Ovid. A. A. I 291): die dunkle Farbe bezog sich hier auf die in das Nachtreich hinabgestiegene Sonne (erst eingeschlossen in die hölzerne Kuh konnte Pasiphaë seiner genieszen), die weisze aber auf den Mond, aus dem der Stier zur Erde gekommen. Hierher gehört endlich auch jene bekannte, auf die phoenizische Astarte-Aphrodite [19]) hinweisende Kuh, die dem Kadmos auf seiner Wanderung nach Theben Führerin ward, und von der das Orakel (Schol. zu Eur. Phoen. 642; Paus. IX 12, 1) folgende Abzeichen angab: *ἥ κεν δὴ νώτοισιν ἐπ' ἀμφοτέροισιν ἔχῃσι | λευκὸν δῆμ' ἑκάτερθε, περίδρομον ἠΰτε μήνη.*

Die weitere Betrachtung nun müssen wir wieder bei der oben schon angeführten Gruppe, in welcher wir unter der Gestalt der Kuh und des von ihr gesäugten Kälbleins Venus und Amor dargestellt gefunden, anknüpfen. Wir haben dort diese Gruppe auf assyrischen und vorderasiatischen Bildwerken nachgewiesen; wir finden sie aber

---

18) Vgl. oben den assyrischen Bel mit dem Hammer und den ihm ähnlichen vorderasiatischen Zeus Sabazios, mit dem vielleicht der poetische alsdann nach Aegypten verpflanzte Serapis ursprünglich identisch ist. So möchte sich auch erklären lassen, wie man von einem uralten Heiligthum des Serapis zu Memphis schon vor Ptolemaeos reden konnte (Tac. Hist. IV 82. 85). 19) Euseb. Praep. ev. I 10: *τὴν δὲ Ἀστάρτην Φοίνικες τὴν Ἀφροδίτην εἶναι λέγουσιν.* Damit hängt zusammen dasz Kadmos die Harmonia, die Tochter der Aphrodite, in Theben zur Gattin erhält.

ebenso auch auf **griechischem und italischem Boden.** So auf Münzen von Karystos in Euboea, von Kerkyra, Apollonia, Dyrrachium, wobei nicht selten ein beigefügter Stern oder Helioskopf oder auch ein Vogel wie Taube und Adler zur näheren Charakterisierung dient[20]). Von besonderem Interesse ist hier der Helioskopf, wie uns auch von anderer Seite her die Verbindung des Venuscultes mit dem des Helios oder des Apollo vielfach bezeugt wird[21]). Die Gruppe kommt aber auch auf etruskischen Bildwerken vor, und es unterliegt wol keinem Zweifel, dasz sie hier in derselben Bedeutung zu fassen sei[22]). Besonderes Gewicht aber müssen wir darauf legen, dasz sie auch auf geschnittenen Steinen sich findet, weil diese zur Verbreitung solcher Typen vorzugsweise geeignet waren und namentlich zu Geschenken vielfach verwendet wurden. So sind wir zur Annahme genöthigt, dasz die Darstellung in Rom zu den allgemein bekannten gehörte, und wir dürfen uns darüber um so weniger wundern, wenn wir die hohe Wichtigkeit, die man hier von alten Zeiten her in Cult, Religion und bürgerlichen Gebräuchen dem Stier und der Kuh zuerkannte, ins Auge fassen. Wer erinnert sich nicht, um nur éins anzuführen, der bekannten Formel, mit welcher die Braut dem Bräutigam Ergebenheit und Treue gelobte[24]): *ubi tu Gaius* (Ackerstier), *ego Gaia* (Ackerkuh)[25])? Eine Parallele zu diesem Typus fand der Römer auch in der nicht minder bekannten, ebenfalls auf Münzen und Gemmen häufig vorkommenden[26]) Darstellung einer Wölfin, welche Romulus und Remus säugt, und offenbar ist dasz Vergilius bei der Beschreibung des Schildes, welchen Vulcan auf Bitten der Venus für Aeneas verfertigte, eine solche vor Augen gehabt habe (Aen. VIII 630 ff.): *fecerat et viridi fetam Mavortis in antro | procubuisse lupam: geminos huic ubera circum | ludere pendentes pueros et lambere matrem | inpavidos; illam tereti cervice reflexam | mulcere alternos et corpora fingere lingua.*

Wir sind hier auf dem Punkt angelangt, wo wir zu der fraglichen Stelle bei Horatius, von der wir ausgegangen, zurückkehren können. Die Auseinandersetzungen, die ich gegeben, nöthigen uns entschieden zu dem Schlusse, dasz unserem Dichter Darstellungen der bezeichne-

---

20) S. Walz de Nem. p. 14. 15. 21) S. Lajard in d. Mém. de l'Acad. des inscr. t. XX, 2e partie p. 11—58; ferner dessen Brief an Gerhard (Denkm. u. Forsch. 1854 Nr. 70). — Walz in der angef. Abh. S. 15 erinnert an die Gruppe im Tempel der Aphrodite auf der Burg zu Korinth (Paus. II 4, 7), wo die Göttin mit Helios und Eros verbunden war. 22) M. L. Grisi Monum. di Cere ant. t. IX, X, 1. Lajard Ann. d. I. 1847 p. 60. 23) S. Lippert Dactyl. II 1034. 1035. 1036. 24) Plut. quaest. Rom. c. 30. Hesych. γαῖος ὁ ἐργάτης βοῦς. Daher *coniux*, *coniugium*, *Iuno iugalis*. Dieselbe Symbolik bei den Griechen (s. Böttiger Ideen zur Kunstmyth. II S. 263 ff.). 25) Hatte ja von dem Kälblein selbst Italien seinen Namen erhalten; Varro de re rust. II 5: *nam bos in pecuaria maxima debet esse auctoritate — a quorum multitudine et fetu vitulorum Italiam dixerunt.* 26) S. Lippert Dact. I 736. II 180. 449. 450. 451. 452. 453. 886. Eckhel D. N. II 1 p. 310. Millin G. M. CLXXVIII 655. 656. 657.

ten Art vorgeschwebt, und wir müssen somit die Charakteristik, die er von seinem Kälblein entwirft, auch mit Rücksicht auf dieselben erklären. Demnach ist die Mutter, die es gesäugt, auf die Allmutter Venus zu beziehen, *Luna-Diana* [27]), deren Hörner es auf der Stirn abbildet, nur als eine Erscheinungsweise von dieser mit specieller Hinweisung auf die Urania zu fassen; die Hörner selbst aber sind nicht die natürlichen, wie man fälschlich geglaubt [28]), sondern das unter der Gestalt des Neumondes auf der Stirn erscheinende Abzeichen [29]); *qua notam duxit* bedeutet die Stelle, wo dieses letztere sich findet, oder vielmehr dieses selbst, und die weisze Farbe desselben steht in Beziehung zum Licht des Mondes, wie die gelbliche [30]) des übrigen Leibes zu dem der Sonne: das Kälblein selbst aber weist hin auf Amor [31]).

Wie aber verhält sich nun von diesem Standpunkt aus die Gruppe zum Gesamtinhalt der Ode und zu Augustus, dessen Lob sie besingt? Bekannt ist Venus als Stammutter des julischen Geschlechtes, bekannt auch die hohe Bedeutung die ihr als solcher insbesondere Horatius zuerkennt. Augustus ist in diesem Geschlechte unter denjenigen, die Roms Herschaft, Grösze und Heil begründet, der dritte [32]), wie wir auch auf Bildwerken ihn, zur Sphaere der Götter erhoben, mit Romulus und Julius Caesar zusammengestellt finden [33]). Der römische Venuscult aber, in seinem Ursprung auf Troja zurückweisend, wo er mit dem der groszen im Himmel wie auf der Erde waltenden Allmutter Mylitta zusammenfiel, ist hier nicht in der engern Bedeutung, die er vorzugsweise im Einflusz der griechischen Aphrodite erhielt, sondern

---

27) Vgl. zu dieser bei Hor. auch carm. I 4, 5. 21. III 22. IV 6, 38—40. carm. saec. 28) Mit Unrecht beruft man sich auf die ganz verschiedene Stelle carm. III 13, 3—6: hier ist weder von der *Luna* noch von einer *nota* die Rede, und das Opfer ist ein Böcklein: nur die sinnreichen Beziehungen, die der Dichter auch hier in seine Schilderung gelegt (*Venus Epitragia*, vgl. Paus. VI 25, 2. Plut. Thes. 18), lassen eine Vergleichung zu. Auch die Stelle bei Claudian de raptu Pros. I 128 dient der obigen Erklärungsweise nur zur Bestätigung. 29) Hatte Hor. wirklich ein ähnliches Kälblein auf seiner Villa, so mochte ihm bei dieser *nota* die Phantasie ebenso zu Hilfe kommen, wie wir es bei den aegyptischen Priestern in Betreff ihres Apis voraussetzen müssen. Uebrigens wuste man Zeichen solcher Art auch künstlich hervorzubringen; vgl. Verg. georg. III 158, wo es in Betreff der Kälber heiszt: *continuoque notas et nomina gentis inurunt.* 30) *fulvus* nur Uebersetzung des für dieselbe Beziehung vorkommenden *ξανθός, ξανθόχροος.* 31) Damit stimmt auch carm. I 36, 2, wie der Inhalt der ganzen Ode zeigt, überein; vgl. Theocr. Id. 27, 63: *ῥέξω πόρτιν Ἔρωτι καὶ αὐτᾷ βῶν Ἀφροδίτᾳ.* Auch der Name *Damalis* in dieser Ode ist nicht ohne besondere Bedeutung: vgl. Anth. Gr. II p. 382: *Κύπριδι κουροτρόφῳ δάμαλιν ῥέξαντες ἔφηβοι.* Vgl. auch carm. II 5, 1—9. 32) Passend darum auch V. 58: *tertium* (die Dreizahl übrigens der Venus heilig) *Lunae ref. ortum* (mit Recht hat Orelli hier die Lesart *orbem*, die wie *κύκλος* auf den Vollmond sich bezöge, verworfen). Ebenso der Zug V. 54: *relicta matre.* 33) Millin G. M. CLXXIX 677.

in der allgemeineren[34]) zu fassen, die er fortan neben jener behauptete und später, als die Römer den Orient sich erschlossen, folgend zugleich dem damals herschenden Syncretismus, aufs neue zur Geltung brachte. In dieser Weise Stamm- und Muttergöttin Roms wurde sie alsdann mit der in religiöser und politischer Beziehung so hochwichtigen, die verschiedenen Cult- und Darstellungsweisen, die ihr im besonderen zukamen, in höherer Einheit verknüpfenden Concordia als identisch betrachtet.[35]). Dabei darf es nicht befremden, wie sie öfter wieder speciell in der Wirkungsweise der Fortuna, der Salus, der Spes auftritt und im innigsten Bunde mit dem von Augustus so hochverehrten Apollo erscheint[36]). In Beziehung auf Hor. aber dürfen wir der wichtigen Rolle, die sie auch in seinem Leben und in seiner Poesie spielt, nicht vergessen: waren es ja ihre Tauben, die ihn, als er ein Kind noch (*non sine dis animosus infans*) auf fremdem Boden einschlief, beschützten und mit ihren Myrten so wie mit apollinischem Lorbeer bedeckten (carm. III 4, 9—20). Was aber das Kälblein oder den durch dasselbe repraesentierten Amor betrifft, so müssen wir vor allem uns erinnern, dasz dieser auch als Genius der Stadt Rom galt wie *Juppiter puer*[37]), und dasz ebenso Augustus als Stadtgenius wie als *Juppiter praesens* betrachtet wurde. Wie alsdann das Kälblein auch ein Zeichen der Sonne trug und Amor mit dem Sonnengott und Venus zu einer Gruppe vereinigt wurde, so gab es ebenso einen Amor, den man geradezu mit jenem identificierte und so in den apollinischen Kreis versetzte. So kann es denn auch nicht auffallen, wenn wir auf Münzen des Augustus[38]) so häufig Venus und Amor[39]) erblicken, und wenn wir bei Prudentius (c. Symm. I) lesen: *hunc morem veterum docili iam aetate secuta | posteritas mensa atque adytis, et flamine et aris | Augustum coluit, vitulo placavit et agno, | strata ad pulvinar iacuit, responsa poposcit. | Testantur tituli, produnt consulta senatus | Caesareum Iovis ad speciem statuentia templum.*

Ueberblicken wir nun den ganzen Ideengang, den wir durchlaufen, so kann uns nicht mehr zweifelhaft sein, was Horatius mit der Schilderung seines Kälbleins eigentlich gewollt. Antonius hat zehn Stiere

34) Vgl. auch die etruskische *Iuno-Cupra.* 35) S. Gerhard Venusidole und die beigef. Abbildungen; dessen Prodromus S. 45 ff. 36) Nach Hor. carm. IV 6, 21—25 sind es Apollo und Venus, durch deren Bitten Juppiter erweicht dem Aeneas *potiore ductos alite muros* gewährt. — Der apollinische Charakter der Venus spricht sich auch in ihren Schwänen aus (III 28, 15. IV 1, 10). Augenscheinlich tritt er hervor auf einer bei Cività Vecchia aufgefundenen Oenochoë (s. Gerhard Denkm. u. F. 1854 Taf. LXXI 1): Venus auf einem Bocke reitend, mit einem Sternengewand geschmückt, in der linken die siebensaitige Lyra, in der rechten das Plektron. 37) S. Gerhard Venusidole und Prodromus S. 45—70. 38) S. Cavedoni in den Annali dell' Inst. 1850 S. 151 ff. Eckhel D. N. II 6 p. 69—146. 39) Vgl. Millin G. M. CLXXIX 677, wo Augustus von einem Amor geführt auf dem Pegasus zur Göttersphaere emporreitet.

und zehn Kühe gelobt, ein zwar groszes aber bei Triumphen nur gewöhnliches Opfer; Hor. bringt nur ein kleines, scheinbar unbedeutendes dar, verbindet aber damit die ganze Fülle der Beziehungen, die an die Grösze und den Ruhm des Augustus, an seinen göttlichen Ursprung und sein göttliches wirken sich knüpfen, auch hier bekundend, was er anderwärts in einer ganzen Ode (III 23) ausgesprochen, dasz es bei dem Opfer nicht auf die Grösze und Pracht desselben, sondern auf die Gesinnung ankomme, mit welcher es dargebracht werde. So ist durch das ganze Gedicht der Gegensatz, mit dem es begonnen, in meisterhafter Weise durchgeführt, und die Kraft der Begeisterung, weit entfernt am Schlusz herabzusinken, schwingt sich hier erst zur mächtigsten Höhe empor. Er will nicht wetteifern mit Pindar, will den Schwung des apollinischen Schwans nicht wagen, will nicht gleich sich stellen dem Dichtergeist und der Grösze dez Antonius; aber gerade weil er es nicht will, ist der Strom seines Geistes um so gewaltiger, die Wirkung des Lobes, das er singt, um so entschiedener. Mit gleichem Glück aber wetteifert er auch mit den Meistern der Kunst, die in ihren Werken niemals das höchste zur Darstellung bringen, sondern sich weise begnügen, es mit wenigen Zügen nur anzudeuten. Er führt uns mit der Fülle der Begeisterung zur Höhe der Burg empor, erschlieszt uns die Propylaeen und den prachtvollen Peribolos, weist uns dann hin auf die Pforten des Tempels selbst, öffnet sie — und überläszt es dem Schwung unseres eignen Geistes, uns in dem Reichthum der Bilderwelt, die sein inneres erschlieszt, zurechtzufinden.

Freiburg im Breisgau. *Wilhelm Furtwaengler.*

48.

Beitrag zur Erklärung von Caesar Bell. Gall. VII 23 über die Bauart der gallischen Mauern.

Ueber manche Einzelheiten des schwierigen 23n Cap. im 7n B. von Caesars Bellum Gallicum haben seit alter Zeit die verschiedenen Ausleger ihre Meinungen ausgetauscht; aber wenn wir die von Davisius[1]), welchem von dem ganzen Bau ein verkehrtes Bild vor Augen geschwebt haben musz, aufgestellte, offenbar unrichtige Erklärung der Worte *alius insuper ordo additur* hier auszer Acht lassen, so waren im groszen und ganzen mit J. Lipsius (Poliorc. III 5 p. 149—51 ed.

1) Er bemerkt: 'duae trabes, distantes inter se binos pedes, initio ponuntur; intervallum complent saxa; post istarum trabium secundam alius ordo saxorum adiicitur, ne contingant trabes, seu ut alternatim trabes sint et saxa.' Vgl. dagegen gleich die Distributivzahl *binos*, sowie die Plurale *intervalla* und *saxa* bei Caesar.

a. 1605) die Erklärer[2]) darin einig, dasz die Vorderseite der gallischen Mauern in senkrechten sowol als wagerechten Streifen einen regelmäszigen Wechsel von Holz- und Steinfeldern dargeboten habe. Während nun noch A. Doberenz in seiner Ausgabe (Leipzig 1852) dieselbe Meinung vertritt, lesen wir dagegen in der neusten von F. Kraner (ebd. 1853) als Bemerkung zu § 5: 'davon, dasz die neuen Reihen so gelegt wurden, dasz die Steine auf Balken, oder die Balken auf Steine zu liegen kamen, wie viele annehmen, sagt C. nichts.' Allerdings konnte sich Kraner in seiner Ausgabe selbst wegen deren Bestimmung auf keine ausführliche Widerlegung der früheren Ansichten einlassen und hat es unseres wissens auch an anderen Orten nicht gethan[3]); wol aber kann und musz jene Behauptung eines so besonnenen und tüchtigen Forschers, wenn auch vorläufig ohne weitere Begründung hingestellt, zu einer neuen genauern Prüfung des Inhaltes dieses Capitels anregen, zumal da der letzte umfangreiche Erklärungsversuch von A. Eberz (Ztschr. f. d. AW. 1847 Nr. 75 f.) keineswegs auf allseitige Billigung seiner Resultate wird rechnen können.

Indem wir daher die Frage hier unsrerseits wieder aufnehmen und, um möglichst unbefangen zu Werke zu gehen, die Worte Caesars selbst in ihrer Reihenfolge zu Grunde legen, so finden wir zuvörderst: *trabes directae perpetuae in longitudinem . . . in solo collocantur.* Hier herscht über den Sinn im allgemeinen, dasz gerade Balken der Länge nach wagerecht auf den Boden gelegt worden seien, kein Zweifel; nicht so rücksichtlich der einzelnen Ausdrücke. Doberenz erklärt *trabes directae* durch 'horizontale Balken'. Dagegen musz bemerkt werden dasz in *directus* sowol wie in *rectus* nur die g e r a d e Richtung ausgedrückt liegt, gleichviel ob sie horizontal oder vertical zu denken ist, worüber erst der weitere Zusammenhang entscheiden musz; vgl. z. B. VII 72, 1 (ähnlich VIII 9, 3): *fossam pedum viginti directis* (gerade, und zwar hier senkrecht gerade) *lateribus duxit;* daher IV 17, 4 *directe* mit dem Zusatz *ad perpendiculum* versehen wird. — Dasz freilich jene g e r a d e n B a l k e n in der That eine horizontale Lage hatten, folgt, wie schon Lipsius richtig gesehen hat, theils aus dem Ausdruck *in longitudinem*, theils aus den späteren Worten *dum iusta muri altitudo expleatur.* — *Perpetuae* haben dann die meisten Erklärer[4])

---

2) So Lipsius: 'credo sententiam esse trabes non directe super infimas, sed ad latera earum super saxa posita fuisse, ut alternatim trabs aut saxum esset'; Hotoman (bei A. Montanus, Amst. 1661): 'muri Gallici species eadem est a fronte, quae tessularii operis sive scacarii, quem Eschiquierum vulgo appellamus'; Clarke (bei Oudendorp): 'hoc enim ait Caesar, secundum ordinem trabium saxorumque alternorum ita inferiori ordini superpositum, ut trabes singulae saxis incumbant, saxa trabibus.' 3) Die mit Recht günstige Anzeige des Kranerschen Werks von Hartmann in Mützells Ztschr. f. d. GW. 1854 S. 309—13 geht auf unsere Frage gleichfalls nicht ein. 4) Lipsius: 'perpetuas solidasque, non e partibus factas, tot pedum'; Herzog: '*perpetuus*, nicht aus mehreren Theilen'; Doberenz: 'aus éinem Stücke bestehende Balken'.

dahin deuten wollen, dasz die Balken aus éinem Stücke bestanden hätten; und Eberz S. 597 f. gibt, obgleich er an unserer Stelle jener Erklärung nicht beipflichtet, weil er mit Recht diesen Zusatz für gänzlich überflüssig hält, wenigstens zu, dasz *perpetuus* überhaupt diese Bedeutung möge haben können. Auch das musz aber eine besonnene Forschung so lange stark in Zweifel ziehen, bis klare Beweisstellen dafür angeführt sind. An unserer Stelle ist die gewöhnliche Bedeutung von *perpetuus* (= von einem Ende bis zum anderen durchlaufend) offenbar die beste, ja einzig richtige, wie schon Bosius das griech. *διηνεκεῖς* vergleicht und Kraner 'fortlaufend durch die ganze Dimension der Mauer' übersetzt.

Von diesen in gleichen Zwischenräumen von zwei Fusz auf den Boden[5]) gelegten, durch ihre Länge die Dicke der Mauer ausmachenden Balken heiszt es nun weiter: *hae revinciuntur introrsus et multo aggere vestiuntur. Revincire* bedeutet 'verbinden'; die Bindemittel selbst sind von Caesar nicht angegeben, wie er z. B. auch IV 17, 3 einfach sagt: *tigna inter se iungebat.* Sollen wir nun aber Vermutungen über die Art der Verbindung aufstellen, so ist es allerdings nicht unmöglich dasz sie durch Querbalken hergestellt ward, wie schon Lipsius p. 149 annimmt und auch in der (von Montanus in seiner Ausg. p. 292 wiederholten) Abbildung p. 151 dargestellt hat: denn wenn uns auch für diesen Gebrauch von *revincire* selbst keine zwingende Belegstelle[6]) zu Gebote steht, so spricht doch die bekannte Analogie des Verbum *religare* für dessen Möglichkeit; vgl. nur Caes. B. civ. II 9, 2: *trabes axibus religaverunt.* Ebenso nah indessen liegt es gewis bei *revincire* vielmehr an Klammern (*fibulae*) oder dergleichen Bindemittel (vgl. auch Caes. B. civ. II 10, 3: *tigna laminis clavisque religant*) zu denken, zumal da eine andere Stelle, wo jenes Verbum ebenso absolut von Caesar angewandt ist, der Verbindung durch Querbalken geradezu entgegen zu stehen scheint, nemlich B. G. VII 73, 3 u. 4: *huc illi stipites demissi et ab infimo r e v i n c t i, ne revelli possent, ab ramis eminebant: quini erant ordines c o n i u n c t i i n t e r s e a t q u e i m p l i c a t i.* Dazu kommt dasz *introrsus* nicht nur, wie es hier gewöhnlich genommen wird, bedeuten kann 'an der innern, der Rückseite der Mauer', sondern überhaupt 'nach innen zu', so dasz wir gar nicht nöthig haben die Verbindung jener Balken nur an ihren dem innern der Stadt zugekehrten Enden[7]) anzunehmen, sondern auch an éiner oder mehreren Stellen innerhalb der jedenfalls beträchtlichen Mauerdicke. — Die folgenden Worte *multo aggere vestiuntur* scheinen, da *agger* in der allgemeinen Bedeutung (Material zum aufschütten) gar nicht selten[8]) vorkommt, kein Misverständnis zuzulassen und

5) also ohne steinernes Fundament, wie sich von selbst versteht; Eberz S. 603*). 6) Caes. B. G. IV 17, 7 (*quibus disclusis atque in contrariam partem revinctis*) kann vielleicht dafür angeführt werden, aber nicht mit Sicherheit. 7) Lipsius: 'revinctio illa sub caudam facta'. 8) Bei Caes. B. G. auszer an unserer Stelle auch II 20, 1. VII 58, 1. VII 86, 5. Warum gibt Kraner nur an den beiden mittleren Stellen die betreffende Erklärung?

wurden auch bereits von Lipsius erklärt durch den Zusatz: 'iniecto inter trabes medias et stipato'. Dennoch hat Eberz S. 598 f. dagegen Bedenken erhoben, da *vestire* doch unmöglich 'ausfüllen' heiszen könne, sondern immer der Begriff eines äuszern Ueberzugs in ihm liegen müsse; es sei daher wol vielmehr ein Erddamm gemeint, welcher an die Verbindungsbalken angeworfen das ganze bekleide und mit jeder Schicht höher, aber auch weniger breit werde, so dasz er mit der letzten Balkenschicht oben spitz zulaufe. Eberz hat sich aber selbst unnöthige Schwierigkeiten gebildet[9]); er hat zu wenig beachtet dasz Caesar nicht sagt *intervalla vestiuntur*, was allerdings höchst auffällig sein würde[10]), sondern: *hae* (sc. *trabes*) *vestiuntur;* also könnte hier jene selbsterdachte Bedeutung 'ausfüllen' gar nicht statthaben, sondern *vestire* heiszt hier wie überall einfach 'bekleiden'.

Caesar erzählt nun weiter, dasz, wenn jene Balken so hingelegt und ihre Zwischenräume mit Schutt ausgefüllt und vorn durch grosze Steine geschlossen seien, dann eine andere Lage darauf gefügt werde: *ut idem illud intervallum servetur neque inter se contingant trabes, sed paribus intermissae spatiis singulae singulis saxis interiectis arte contineantur.* Zwischen den einzelnen Balken der zweiten Lage soll also derselbe Zwischenraum von zwei Fusz bleiben, so viel ist klar; aber was bedeuten nun die Worte *neque inter se contingant trabes?* Nach Kraner müsten dieselben eben nur auf das Verhältnis der Balken in

9) Aehnlich nimmt er auch S. 603 f. daran Anstosz, dasz Caesar VII 15, 5 von Avaricum sagt: *quod unum habeat et perangustum aditum*, während doch nach Besetzung dieses einzigen Zuganges durch die Römer c. 21, 2 der Beschlusz der Gallier 10000 Mann in die Stadt zu werfen, c. 26 der Plan der Besatzung die Stadt zu verlassen, c. 28 endlich der Versuch der besiegten am entgegengesetzten Ende aus den Thoren zu entfliehen, berichtet werde. Eberz hat dabei aber nicht in Betracht gezogen, dasz *aditus* gar nicht dasselbe ist wie *porta*, sondern überhaupt 'Zugang' bedeutet, d. h. den Ort und die Gelegenheit irgendwohin zu gelangen (vgl. Caes. B. G. VI 37, 5: *aegre portas nostri tuentur; reliquos aditus locus ipse per se defendit,* = den Zugang an den übrigen Orten). Eine so grosze Stadt wie Avaricum bot nun natürlich für gewöhnlich, in Friedenszeiten, mittelst mehrerer Thore auch mehrfache Gelegenheit des Auszenverkehrs; wollte aber ein Feind, der auf energischen Widerstand gefaszt sein muste, sich der Stadt dennoch nähern, so gab es, ohne dasz der Verkehr der Städter mit ihren Stammesgenossen an anderen Stellen zu hemmen war, für ihn nur jenen éinen und dazu sehr engen Zugang, eben weil die Stadt *prope ex omnibus partibus flumine et palude circumdata erat* und unter solchen Umständen Belagerungswerke nicht errichtet werden konnten. Wie hätte sonst auch Caesar c. 17, 1 sagen dürfen: *nam circumvallare loci natura prohibebat?* die einfache Sperrung jenes éinen Zuganges würde ja sofort denselben Erfolg wie eine geschlossene Umlagerung gehabt haben. 10) Daher ist es nicht gut dasz Kraner zu dieser Stelle sich etwas ungenau ausdrückt: 'zur Ausfüllung im innern der Mauer genügten kleinere [Steine] oder Schutt, mit dem sie [*intervalla*] ausgefüllt und überkleidet werden, *vestiuntur.*' Er hätte sagen müssen: 'mit dem sie ausgefüllt, die Balken daher überkleidet werden, *vestiuntur.*'

der zweiten Schicht zueinander bezogen werden, so dasz sie blosz eine negative und allgemeine Wiederholung dessen gäben, was im vorhergehenden (*ut idem illud intervallum servetur*) bereits bestimmt und positiv ausgedrückt war. Angenommen aber auch, wir hielten einen solchen jedenfalls höchst überflüssigen Zusatz an sich bei Caesar, in dessen Beschreibungen sich nicht selten eine gewisse Breite bemerkbar macht, wol für zulässig, so dürfte er doch keinenfalls erst hier stehen, sondern gleich bei Angabe der Construction der ersten Balkenschicht, etwa hinter den Worten *grandibus in fronte saxis effarciuntur;* rücksichtlich der zweiten Balkenschicht dagegen muste die einfache Bemerkung genügen, dasz diese mit der untern ganz gleich construiert gewesen sei. Ebenso sieht man nach der Kranerschen Annahme nicht ein, warum Caesar die Mauer schichtweise vor unseren Augen von unten nach oben entstehen läszt und nicht einfach berichtet, die gallischen Mauern beständen aus regelmäszig miteinander wechselnden, je zwei Fusz breiten senkrechten Schichten von Balken einerseits, andrerseits Schutterde, letztere nach auszen durch grosze Steine geschlossen. — Suchen wir dagegen, den Gesetzen einer nüchternen Hermeneutik getreu, nach einer Möglichkeit die angeregten Worte so zu erklären, dasz sie weder überflüssig noch am verkehrten Orte erscheinen, so werden wir sofort auf denselben Weg gewiesen, den auch die gesamte Auslegung vor Kraner im allgemeinen eingeschlagen hatte: jene Worte verlieren nemlich nicht nur alles anstöszige, sondern füllen sogar eine wesentliche Lücke in der Darstellung aus, wenn man sie auf das Verhältnis der Balken in der zweiten Reihe zu denen in der ersten bezieht, wovon sonst Caesar auffälligerweise gar nichts gesagt haben würde. Die Balken der zweiten Reihe lagen also zunächst gegeneinander ebenso wie die der unteren, unterbrochen durch Zwischenräume von zwei Fusz; sie deckten aber nicht etwa zugleich mit ihrer unteren Fläche die Balken der ersten Reihe, sondern lagen überhaupt so, *ut inter se non contingerent trabes*, dasz also, auch vertical abwechselnd, in der obern Schicht auf einen Balken eine Erdlage, auf eine Erdlage dagegen gerade ein Balken folgte. — Eberz S. 599 f. will daraus nun weiter abnehmen, dasz mithin die Balken der verschiedenen Horizontalschichte nicht einmal mit ihren Kanten zusammengestoszen haben dürften; und auch Lipsius scheint der Ansicht gewesen zu sein, da er in seiner Abbildung die Breite der Balken etwas geringer angenommen hat als bei den mit ihnen alternierenden Steinen. Gezwungen indessen ist man zu dieser Auslegung nicht, wie ja auch schon Hotoman der Frontseite der Mauer dasselbe Aussehen wie einem Schachbrette zuschreibt, auf welchem doch die gleichfarbigen Felder mit ihren Ecken aneinander stoszen: *contingere* bedeutet nemlich streng genommen 'völlig, von allen Seiten berühren'; ein *contingere* der Balken würde also darauf hindeuten, dasz sie mit ihren ganzen Breitseiten sich deckten oder doch mit einem gröszern oder kleinern Theile ihrer Flächen zusammenfielen; geschieht dies nicht (wie z. B. schon bei einem bloszen Kantenzusammenstosz), so

findet auch kein *trabes inter se contingere* statt. Da Caesar nun die Breite der Balken selbst ebenso wenig wie die Höhe der Horizontalschichte ausdrücklich angegeben hat (Eberz S. 599), so müssen wir uns vorläufig damit begnügen, jene beiden Möglichkeiten nebeneinander hinzustellen, ohne uns schon jetzt für éine von ihnen zu entscheiden.

Weiter heiszt es im Texte: *sic deinceps omne opus contexitur.* Hier einigt sich gleich das Verbum *contexere* mit uns gegen Kraners Annahme von stoffgleichen Verticalschichten. Dasselbe bedeutet bekanntlich 'verweben, zusammenweben', zunächst bei einem Zeug in welchem die Kettfäden mit den Querfäden durchflochten sind, alsdann bildlich von anderen Dingen, deren Elemente sich in ähnlicher Regelmäszigkeit wie die Fäden eines Gewebes durchkreuzen. Die Wörterbücher, sowol das grosze von Freund als das von Klotz-Lübker, welche übrigens beide unsere Stelle unberücksichtigt gelassen haben, erklären daher ungenau, wenn sie in *contexere* bisweilen ein bloszes 'verbinden' oder 'bedecken' finden wollen. Sie führen dafür an z. B. Caes. B. G. IV 17, 8: *haec directa materia iniecta contexebantur;* aber hier bedeutet *contexere* nicht ein bloszes bedecken, sondern eben ein kreuzen der untern Balken durch die neu darauf gelegten; der Gegensatz dieser oberen zu den sie tragenden Querbalken beruht gerade in jenem Verbum, und nicht, wie Kraner meint, in dem Adj. *directa;* vgl. B. civ. II 9, 2: *supra ea tigna directo transversas trabes iniecerunt*, wo der Ausdruck *directo* bei Querbalken gebraucht wird. — Auch Tac. ann. IV 49: *dein fossam loricamque contexens* wird von Lübker viel zu allgemein wiedergegeben mit 'eine durch Graben und Wall gebildete Brustwehr errichten'; damit könnte vielmehr etwa verglichen werden Tac. hist. IV 37 f.: *loricam vallumque per fines suos Treveri struxere.* Schon der mit Recht in Orellis Ausgabe citierte Lipsius fügt zu *loricam* erklärend hinzu: 'exiguum vallum et saepem ex cratibus aut saepis instar, ideoque hic contexens; quod v. per zeugma refertur etiam ad fossam pro ducens.' Als geeignete Belegstelle zu dieser Erklärung hätte Orelli hinzufügen können Caes. B. G. V 40, 6: *pinnae loricaeque ex cratibus attexuntur.* — Aehnlich ist ferner bei Verg. Aen. II 111 (*cum iam hic trabibus contextus acernis staret equus*) an die Holzrippen des Rosses zu denken, welche im durchkreuzen einander Festigkeit und Halt gewährten, wie dies noch deutlicher wird aus Vergleichung von Vs. 16 (*equum aedificant sectaque intexunt abiete costas*). — Verwenden wir nun diese constante Bedeutung von *contexere* zur Erklärung des gallischen Mauerbaus, so ergibt sich dasz daneben Kraners Annahme von gleichen Verticalschichten in der Mauer ebenso wenig bestehen kann als man es ein Gewebe nennen würde, wenn man auf dem Webstuhle blosz eine Kette regelmäszig miteinander wechselnder Parallelfäden von zwei verschiedenen Arten vor Augen hätte, ohne dasz dieselbe von den Querfäden des Einschlages durchschossen wäre. Hingegen entspricht die Vorderansicht der Mauer durchaus einem Ge-

webe, wenn nicht nur in horizontalen, sondern auch in verticalen Reihen beständig Stein und Holz miteinander wechselt; so dasz wir hier eine weitere Bestätigung der bereits oben gewonnenen Erklärung finden.

Daher heiszt es denn auch weiter, das Aussehen des Mauerwerks habe keinen eintönigen Eindruck machen können *alternis trabibus ac saxis*, wo die letzten ohne allen Zusatz stehenden Worte doch in der Richtung nach oben ebenso gut wie seitwärts gelten werden; denn wenn Kraner in dem folgenden *quae rectis lineis suos ordines servant* 'gerade aufwärts gehende Streifen und Reihen' erkennen will, so haben wir schon oben bemerkt dasz in dem Adj. *rectus* an sich weder eine horizontale noch eine verticale Richtung ausgedrückt liegt. Müsten wir uns hier dem Zusammenhang nach für éine von beiden entscheiden, so würde die erstere den Vorzug verdienen, weil das Wort *ordo* bereits § 3 vorkam und dort sonder Zweifel eine Horizontallage bedeutete: indessen bedarf es dessen gar nicht, da nach beiden Seiten hin die Beziehung gleich gut ist; denn *ordines servare* sagt nicht etwa dasz jeder *ordo* durchweg aus demselben Stoffe (entweder Stein oder Holz) bestanden habe, sondern, wie schon Baumstark richtig erklärt hat, dasz 'sich Balken und Steine in gerader Linie genau in der Lage der jedesmaligen Schicht halten'.

Die Mauer bot aber nicht allein eine ansprechende Auszenseite, sondern weiter auch grosze Vortheile bei der Städtevertheidigung, *quod et ab incendio lapis et ab ariete materia defendit.* Würde man mit Kraner Verticalschichte von je gleichem Stoffe annehmen, so hätte der Widder mit Leichtigkeit die äuszeren Schluszsteine einer Erdschicht zermalmen und die Erde wenigstens eine Strecke weit herausdrängen können, worauf dann die zu beiden Seiten senkrecht emporsteigenden Balkenlagen dem Feuer die beste Nahrung boten. Jene Ansicht wird also hiedurch aufs neue widerlegt. Es läszt sich jedoch nun auch die oben noch offen gelassene Frage entscheiden, ob die Balken gleich den trennenden Erdschichten zwei Fusz, oder ob sie minder breit gewesen seien; und da unterliegt es denn zunächst wol kaum einem Zweifel, dasz eine blosze Kantenberührung der sonst auf allen Seiten mit Erde bekleideten Balken auch ihrerseits schwerlich einen Mauerbrand aufkommen lassen konnte, während dagegen die Structur, welche Eberz S. 600 vertheidigt, nach dessen übertriebener Ansicht der Stein nur dann gegen Brand habe schützen können, wenn sich die Balken gar nicht berührten, den Schutz gegen das Feuer allerdings ebenso gut gewähren, keineswegs aber geeignet sein würde dem Widder auf die Dauer Trotz zu bieten. Wenn Balken und Steine von derselben Breite genau aufeinander passten, so hatte der Widder, welcher gegen die Balken überhaupt nichts ausrichten konnte, wenn er auch in eine jener zwei Fusz breiten Erdschichte eingedrungen war, nichts von Belang gewirkt, weil die nach allen vier Seiten unmittelbar folgenden, sich gegenseitig haltenden Balken alles nachstürzen der Erde aus den benachbarten Schichten verhinderten. Sollen

dagegen die Balken nicht einmal mit ihren Kanten zusammenstoszen, so musz sich zwischen der untern Kante eines höher liegenden Balkens und der obern Kante des nächst benachbarten tiefer liegenden noch ein mit Schutterde gefüllter Zwischenraum befunden haben; und da dieser sich in verticaler Richtung durch die ganze Mauerhöhe wiederholen würde, so müste (vgl. die Abbildung bei Lipsius) bei jedem seitwärts eintretenden Wechsel vön Holz und Stein eine wenn auch nicht sehr breite continuierliche Erdschicht die ganze Mauer von oben bis unten vertical durchzogen haben, welche, wenn der Widder nach unserer obigen Annahme in eine der mit den Balkenlagen abwechselnden Erdlagen eingedrungen wäre, sofort ein nachstürzen der Erde aus den oberen Nachbarschichten vermittelt und dadurch der Mauer mehr und mehr ihren Halt entzogen hätte. In Anbetracht dieser Umstände erscheint daher trotz Lipsius und Eberz vielmehr Hotomans Ansicht als die richtige, nach welcher die Vorderseite der Mauer einem Schachbrette (échiquier) geglichen haben soll.

Am Schlusz des Capitels heiszt es endlich von der *materia: quae perpetuis trabibus pedes quadragenos plerumque introrsus revincta neque perrumpi neque distrahi potest.* Diese Worte haben zu ganz verschiedenartigen Erklärungen Anlasz gegeben. Zunächst fragt es sich, ob unter den *perpetuis trabibus* verbindende Querbalken zu verstehen und diese Worte also als Abl. instrum. zu *revincta* zu beziehen seien, wie unter anderen Hotoman, Eberz (S. 600 ff.), Kraner angenommen haben. Wenn wir oben die drei Worte *pedes quadragenos plerumque* ganz auszer Acht lassen, so können wir, da Caesar, wie schon bemerkt, vorher über die Art der Bindemittel keine nähere Angabe gemacht hat, Eberz Recht geben, wenn er in dieser Wortverbindung die einfachste Construction sieht; obwol es selbst dann auffallen würde, dasz Caesar hier gegen seine Gewohnheit nicht der Deutlichkeit wegen entweder *transversariis* hinzugefügt [11]) oder (wie IV 17, 8) *contexta* statt *revincta* gesagt hätte. Nehmen wir aber nun jene eben nicht beachteten Worte hinzu, so wird diese Construction völlig unmöglich; oder wovon sollen die Accusative *pedes quadragenos* abhangen? Von *trabibus* gewis nicht, wie Oudendorp [12]) gemeint zu haben scheint; daneben müste eine substantivische nähere Bestimmung vielmehr im Genetiv stehen: denn der Acc. bei Caes. B. G. II 35, 4: *dies quindecim supplicatio decreta est* darf nicht zum Vergleich herangezogen werden, weil *supplicatio* ein Verbalsubstantiv ist und diese bisweilen die Construction ihres Stammverbum beibehalten; vgl. Cic. de leg. I 15, 42: *iustitia est obtemperatio scriptis legibus institutisque.* Eberz S. 597 will daher die obigen

11) So Hotoman: 'revinciri dicit, quia transversaria trabs pedes quadragenos longa superimponitur.' 12) 'non opus autem cum Hotomano legi *pedum quadragenum*, vel *pedes q. longis*, quivis tiro videt, qui spatium mensurae in accusativo milies poni e grammaticis didicit.'

Accusative von *perpetuis* abhangen lassen: '*trabes perpetuae pedes quadragenos* bezeichnet Balken, deren ganze vollständige Länge vom einen Ende zum andern 40' miszt, es ist bezeichnender und stärker als *trabes quadragenos pedes longae.*' Worin die stärkere Bezeichnung des ersten Ausdrucks liegen soll, vermag man nicht einzusehn; es bedarf dessen auch nicht; *perpetuus* bedeutet einfach, wie schon oben erwähnt, 'von éinem Ende eines Raumes bis zum anderen fortlaufend', ohne alle Rücksicht auf die etwa bekannte oder unbekannte Grösze dieses Raumes; *perpetuus* kann also überhaupt nie neben sich einen Accusativ der Ausdehnung verlangen, da es sonst völlig mit *longus* zusammenfiele. Kraner, welcher den Sinn des Wortes *perpetuus* selbst ganz richtig faszt, schlägt deshalb einen dritten Weg ein und erklärt: 'darunter sind fortlaufende Querbalken zu verstehen, die an den inneren Enden (40 Fusz weit hinein) die Mauerbalken verbanden.' Auch hiedurch indessen wird der Gebrauch jener Accusative um nichts berechtigter; man würde statt ihrer erwarten *a quadragenis pedibus* (vgl. B. G. II 7, 3 mit Kraners Note), oder *quadragenis pedibus a fronte* (vgl. B. G. I 48, 1), oder etwa eine Analogie von B. G. IV 17, 5: *his item contraria duo tigna intervallo pedum quadragenum ab inferiore parte statuebat;* vgl. im allgemeinen Kühners Schulgr. der lat. Spr. § 115, 5 b und Anm. 11. — Wegen des sonst unerklärbaren *pedes quadragenos* können mithin die Worte *perpetuis trabibus* keineswegs das Bindemittel der Hauptbalken bezeichnen; und in der That hat schon Lipsius [13]), abweichend von seinen Vorgängern, und nach ihm mehrere Erklärer (Held, Baumstark, neuerdings Doberenz) jene Ablative von *revincta* getrennt und in ihnen die oben erwähnten Balken wieder erkannt. Dieser Beziehung steht die Construction der Worte selbst gewis nicht im Wege (müssen doch selbst nach Kraner bei Caes. B. G. IV 17, 6 die Ablative *binis fibulis* ganz ähnlich erklärt werden); durch einen Vergleich mit dem Anfang des Capitels aber werden wir zu ihr fast gezwungen. Vorn lesen wir nemlich *trabes directae perpetuae . . . revinciuntur introrsus*, und hier wiederum: *materia perpetuis trabibus pedes quadragenos plerumque introrsus revincta*; musz man da nicht bei unbefangener Betrachtung ohne weiteres die zweiterwähnten, durch keinen Zusatz (*transversis* oder dgl.) unterschiedenen *perpetuae trabes* mit den ersten für identisch halten? Nun läszt sich der Accusativ *pedes quadragenos* auch leicht erklären; er gehört, was neben den 'instrumentalen' Ablativen *perpetuis trabibus* keinen Sinn geben würde, als Casus der Ausdehnung zu dem Part. *revincta;* denn es ist schon oben zu § 2 bemerkt, dasz die Verbindung der Balken untereinander nicht nur am innern Ende derselben stattgefunden haben möge, sondern auszerdem auch im Laufe derselben, innerhalb der Mauer. Der Sinn ist also der, dasz die Holzmasse in den zu Anfang erwähnten durch-

13) 'at quidam hoc de quadragenis pedibus ad ipsas revincientes trabes sive fibulas referunt; quod mihi aliter visum.'

laufenden Balken meistens [14]) 40 Fusz hindurch nach innen verbunden gewesen sei. Damit aber erhalten wir zugleich eine nähere Angabe über die Länge der Balken oder die Dicke der Mauer, welche Kraner vergebens mit seiner abweichenden Erklärung doch zu verbinden suchte; sie soll 40 Fusz betragen haben. Sicher musz also zu der ganzen Mauer, wenn wir ihre Höhe auch möglichst gering ansetzen, eine beträchtliche Menge Holz verbraucht sein; aber darum die Annahme von 40 Fusz dicken Mauern überhaupt bedenklich zu finden, wie Eberz [15]) will, liegt kein Anlasz vor. Man blicke nur auf andere ähnliche Bauten des Alterthums zurück: Lipsius [16]) stellt z. B. die gallischen Mauern gerade mit denen von Karthago und Jerusalem zusammen; und in dem 7n B. des Caesar bieten die Capitel 72—74 zu dem unsrigen ein schlagendes Seitenstück von einer ungemein groszen Holzmenge dar, welche von Caesar sogar zu einer Befestigung von nur vorübergehender Bedeutung verwandt wurde.

Damit nun auch an denjenigen Stellen, welche wir in der ausführlichen Besprechung übergehen zu dürfen glaubten, über unsere Ansicht kein Zweifel obwalte, so möge hier noch eine Uebersetzung des Capitels das ganze kurz zusammenfassen. 'Gerade Balken werden der Länge nach durchlaufend in gleichen Zwischenräumen, je zwei Fusz auseinander, auf den Boden gelegt. Diese werden nach innen zu verbunden und mit vieler Schutterde bekleidet; die oben erwähnten Zwischenräume aber an der Vorderseite mit groszen Steinen ausgefüllt. Sind diese hingelegt und zusammengefügt, so wird eine andere Reihe darüber gelegt, so dasz eben jener Zwischenraum bleibt, die Balken aber einander nicht berühren, sondern durch gleiche Räume getrennt von den immer dazwischen gelegten Steinen eng zusammen gehalten werden. So wird der Reihe nach der ganze Bau gewebeartig zusammengefügt, bis die gehörige Mauerhöhe erreicht ist. Dies ist einerseits nach Aussehen und Manigfaltigkeit gar kein unschöner Bau wegen des Wechsels der Balken und Steine, welche sich in geraden Linien innerhalb ihrer Reihen halten; andrerseits ist er namentlich für den Nutzen und die Vertheidigung der Städte höchst günstig, weil gegen das Feuer der Stein und gegen den Widder die Holzmasse schützt, welche, in den durchlaufenden Balken meistens 40 Fusz nach innen verbunden, weder durchbrochen noch auseinander gerissen werden kann.'

Zum Schlusz mögen noch zwei kurze Bemerkungen gleichfalls

14) Denn darin hat Eberz S. 601 gegen Baumstark Recht, dasz nach der bestimmten Aussage Caesars in § 2 (*hae revinciuntur introrsus*) *plerumque* nicht zu *introrsus revincta* bezogen werden darf. Für die weitere Behauptung aber, dasz es 'ebenfalls ein schlimmer Nothbehelf' wäre, es auf die Länge der Balken zu beziehen, bleibt er die Gründe schuldig. 15) S. 601 f. Er möchte die obere Dicke der Mauer auf ein Maximum von 25 Fusz bestimmen. 16) Poliorc. III 5 p. 147: 'lubet exempla duo dare splendoris atque operis prisci; ad quae nescio an alia aetas adspiravit, aut et dicam adspirabit.'

zum 7n Buche des B. Gall. dem obigen Auslegungsversuche das Geleite geben. Einmal eine Vermutung zu c. 35, 3: *reliquas copias misit captis quibusdam cohortibus, uti numerus legionum constare videretur;* sollte hier das offenbar verkehrte *captis* vielleicht aus verkürztem *separatis* entstanden sein, oder auch aus *separatim positis* (vgl. c. 36, 2: *separatim singularum civitatium copias collocaverat*)? — Endlich eine Bemerkung zu Kraners Ausgabe; es heiszt dort zu c. 55, 4, *Bibracti* sei eine bei Städtenamen auf *e* sonst nicht gewöhnliche Form des Ablativs; es ist aber gar nicht der eigentliche Ablativ, sondern ein weiterer Beleg für das locative *i* der Städtenamen auf die Frage wo (wie *Tiburi* Cic. ad Att. XVI 3, 1), das ja auch in *domi* und *ruri* hervortritt.

Hannover. *Gustav Lahmeyer.*

49.

Ueber die Kritik der Varronischen Bücher de Lingua Latina. Von Professor L. Spengel. Aus den Abhandlungen der k. bayr. Akademie d. W. I. Cl. VII. Bd. II. Abth. München 1854. Verlag der k. Akademie, in Commission bei G. Franz. 54 S. gr. 4.

Diese Schrift, welche für die Kritik der Bücher *de lingua Latina* von groszer Wichtigkeit ist, zerfällt in drei Theile. Der erste handelt über die florentiner Handschrift, von welcher Spengel eine von H. Keil gemachte, also streng zuverlässige Collation in Händen hat. Zunächst wird die schon von Lachmann gemachte und angewendete Entdeckung, dasz alle übrigen Hss. aus jener abgeschrieben, dasz also alle Abweichungen derselben von dem Flor. als zufällige Fehler oder absichtliche Aenderungen der Abschreiber zu betrachten seien, durch ein neues schlagendes Beispiel bekräftigt. V § 24 M. nemlich sollte nach den früheren Angaben im Flor. stehn: *hinc sudor quamuis deorsum in terra, unde sumi pote puteus.* Aus der baseler Hs. wird angeführt: *hinc sudor et udorissi quamuis.* Hiernach vermutete man dasz dieser Hs. eine andere Quelle zu Grunde liege als der Flor. Dem ist aber nicht so. Denn nach Keil steht im Texte des Flor. allerdings *hinc sudor quamuis*, aber am Rande ist von derselben Hand geschrieben *et udorissi.* Sp. benutzt diese Gelegenheit, um eine unzweifelhaft richtige Emendation der corrumpierten Worte mitzutheilen; er schreibt: *udor. is si aqua iugis deorsum in terra, unde sumi pote, puteus.* Demnächst wird die äuszere Beschaffenheit des Flor. angegeben. Er ist im elften Jh. in Monte Cassino geschrieben in longobardischer Schrift. Die Buchstaben sind zu Anfang gröszer und weitläuftiger als gegen das Ende hin. Die Blätter sind folgendermaszen zusammengesetzt: 2 Quaternionen, Fol. 1—16. — 1 Lage von 7 Blättern, Fol. 17 — 23, wovon das äuszerste und die 2 inneren Paare zu-

sammengehören; F. 18 ist eingeklebt. — 1 Lage von 9 Blättern, Fol. 24—32, von welchen das letzte Blatt eingeklebt ist. — 1 Duernio, Fol. 33—36. Von späterer Hand ist der Text unberührt geblieben; das Format ist oblonges Quart. Nach diesen Merkmalen wird der Zustand der Hs., aus welcher der Flor. abgeschrieben ist, so bestimmt: 'es war eine Handschrift in Quart, mit 16 Quaternionen (das übrige war abgerissen und verloren), von welchen selbst der 11e ganz fehlte, von dem 4n Fol. 4. 5, von dem 7n Fol. 2. 7, von dem 15n aber Fol. 1. 2. 3. 6. 7. 8.'

Priscianus *de figuris numerorum* c. 3 p. 393—95 hat den Abschnitt des Varro V § 169—174 wörtlich ausgeschrieben. Sp. vergleicht im 2n Theile seiner Schrift die Ueberlieferung dieser Worte im Flor. mit der bei Priscian, um zu beweisen dasz der varr. Text im 5n und 6n Jh. von dem fünf Jhh. später gangbaren bedeutend verschieden sei und dasz spätere grammatische Hände sich mancherlei Zusätze und Aenderungen erlaubt haben. Dem von Priscian aufbewahrten wird fast durchgehends der Vorzug gegeben, auszer an drei Stellen: 1) bei Emendation der verdorbenen Worte *reliqua obscuriora quod ab deminutione*, *et ea quae deminuuntur ita sunt, ut extremas syllabas habeant ut de una dempta uncia deunx*, *dextans dempto sextante* etc., wofür Priscian hat *habeant una dempta uncia deunx*, hält sich Sp. an den Flor. und schreibt: *ut deunx dempta uncia*, annehmend dasz das richtige *deunx* beigeschrieben und das verdorbene *de una* nicht getilgt worden sei. 2) wird *sestertius quod semis tertius* im Flor. für das ursprüngliche gehalten, nicht *sestertius duobus semis* bei Priscian, woraus Müller gemacht hat: *quod duobus semis additur.* 3) wird im folgenden: *ueteris consuetudinis ut retro aere* [*aera* Prisc.] *dicerent*, *ita ut semis tertius quartus semis pronuntiarent. ab semis tertius sestertius dictus* das bei Priscian stehende *ut semis quintus*, *semis quartus*, *semis tertius nuntiarent* als Misverständnis der Abschreiber bezeichnet. Auch der merkwürdige Umstand, dasz bei Priscian die vier letzten Zeilen des varr. Abschnittes weggelassen sind, wird nur der Nachlässigkeit der Abschreiber zugeschrieben.

Der Haupttheil der Schrift beschäftigt sich mit Widerlegung der zuerst von K. O. Müller (praef. p. I—IX) aufgestellten, dann von Lachmann im Rhein. Mus. VI (1839) S. 107 angenommenen und für die Kritik in gröszerer Ausdehnung benutzten Hypothese, dasz Varro den Büchern *de lingua Latina* die letzte Feile zu geben unterlassen, dasz er namentlich viele Bemerkungen, die er bei einer nochmaligen Revision habe benutzen wollen, an den Rand seines Exemplares geschrieben habe, von wo sie durch den Unverstand späterer Abschreiber an falschen Stellen, den Zusammenhang zerreiszend, in den Text eingefügt seien. Man habe sie wieder aus demselben zu verbannen, um gehörige Ordnung und Folge herzustellen. Müller und Lachmann stützen diese Hypothese einmal auf einzelne Stellen, die unten genauer betrachtet werden sollen, dann auf den verworrenen Zustand überhaupt, in dem uns die Bücher überliefert sind; Müller auszerdem noch

darauf, dasz nach einer chronologischen Berechnung Varro sein Werk keinenfalls selbst herausgegeben habe. Aus Cicero Acad. II 1 und ep. ad Att. XIII 12 läszt sich nemlich erweisen, dasz Varro im J. 709 an dem Werke, welches er dem Cicero zu widmen versprochen hatte, zwar arbeitete, aber von seiner Vollendung noch weit entfernt war. Cicero starb 711, und dasz bis dahin Varros Schrift fertig gewesen sei, sagt Müller, sei ebenso unwahrscheinlich als dasz sie dem Cicero gewidmet und erst nach dessen Tode vom Verfasser selbst herausgegeben sei. Gegen diese Vermutungen, die, wenn sie wahr wären, für die Kritik von der allergrösten Wichtigkeit sein würden, wendet Sp. zunächst im allgemeinen ein, dasz sie nur dann Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben könnten, wenn durch sie alle Schwierigkeiten sich heben lieszen. Dieser Einwand ist nichtig; wichtig hingegen der zweite, den er macht, dasz nemlich bei Varros schnellem arbeiten und bei der wenig sorgfältigen Behandlung des leichten und noch dazu dem Verfasser zum grösten Theil bereit liegenden Stoffes sich annehmen lasse, das 709 unvollendete Werk sei schon im nächsten Jahre vollendet und dem Cicero übersandt worden. Dann bemerkt Sp. noch, es lasse sich doch auch schwer erklären, wie Varro aus der unvollendeten Schrift die Epitome, welche durch den Katalog des Hieronymus bekannt geworden ist, habe machen können. Nach diesen Einwendungen kann wol Müllers Ansicht, dasz die Bücher erst nach Varros Tode bekannt gemacht seien, als beseitigt angesehen und — eigentlich zu Varros Ehren — nur angenommen werden, dasz die Bücher in der grösten Eile geschrieben sind. Dafür wird auch als Beweis gelten (womit Ritschl N. Rhein. Mus. VI 526 Müllers Vermutung begründen wollte), dasz Varro während der Arbeit seinen ursprünglichen, an mehreren Stellen, namentlich VII 110 mit klaren Worten angekündigten Plan, das Werk in 3 Theile zerfallen zu lassen, aufgegeben und einen vierten wahrscheinlich über Gegenstände der Rhetorik angefügt hat, ohne jene Stellen zu ändern.

Die Stellen nun, welche Müller und Lachmann mit Hilfe der oben angeführten Hypothese zu emendieren versucht haben, geht Sp. genau durch, entweder die Unnöthigkeit jeder Aenderung zu beweisen bemüht oder andere Mittel als jene anwendend. V 78 steht: *sunt etiam animalia in aqua quae in terram interdum exeant, alia Graecis uocabulis ut polypus, hippopotamios, crocodilos, alia Latinis ut rana, anas, mergus; a quo Graeci ea quae in aqua et terra possunt uiuere uocant ἀμφίβια, e quis rana a sua dicta uoce, anas a nando, mergus quod mergendo in aquam captat escam.* Die Worte *a quo — ἀμφίβια*, sagt Müller, stören da wo sie stehen den Zusammenhang; aber auch nach *exeant* gestellt seien sie demselben zuwider. Daher bleibe nichts anderes übrig als anzunehmen, Varro habe sie ursprünglich nur als später zu benutzende Notiz an den Rand geschrieben, von wo aus Abschreiber sie an falscher Stelle in den Text gebracht. Sp. hat Varros Worte dadurch hergestellt, dasz er *a quo — ἀμφίβια* nach *exeant* stellt und für *quae* schreibt *quod.* — Nicht so glücklich ist

er gewesen in dem, was er über die anderen von Müller in der Vorrede besprochenen Worte sagt. X 5 steht nemlich: *sunt qui tris naturas rerum putant esse simile, dissimile, neutrum, quod alias uocent non simile, alias non dissimile: sed quamuis tria sint simile, dissimile, neutrum, tamen potest diuidi etiam in duas partes sic, quodcumque conferas, aut simile esse aut non esse: simile esse et dissimile, si uideatur esse, ut dixi; neutrum, si in neutram partem praeponderet, ut, si duae res quae conferuntur uicenas habent partes, et in his denas habeant easdem, denas alias ad similitudinem et dissimilitudinem aeque animaduertendas. hanc naturam plerique subiciunt sub dissimilitudinis nomen.* Müller hatte die Worte *sed quamuis — aut non esse* als den Zusammenhang störend aus dem Texte entfernt. Und allerdings kann trotz Sp.s Gegenbemerkungen nicht geleugnet werden dasz sie, wenn sie an der in den Hss. ihnen gegebenen Stelle stehen bleiben, Gedanken sowol als namentlich auch Construction auf eine ganz unleidliche Weise unterbrechen. Könnte man sich hier vielleicht nicht so helfen, dasz man die fraglichen Worte mit Veränderung des *sed* in *sic* an das Ende des ganzen Abschnitts stellte?

Die erste der von Lachmann a. O. S. 106 ff. behandelten Stellen ist die über *pecus* V 95: *pecus ab eo quod perpascebant, a quo pecora uniuersa. quod in pecore pecunia tum consistebat pastoribus et standi fundamentum pes, a quo dicitur in aedificiis area pes magnus et qui negotium instituit, pedem posuisse, a pede pecudem appellarunt, ut ab eodem pedicam, pedisequum et peculatoriae oues aliudue quid, id enim peculium primum. hinc peculatum publicum, primo ut cum pecore diceretur multa et id esse coactum in publicum, si erat auersum, ex qua fructus maior. hinc est qui Graecis usus, sus quod ὗς* etc. L. misfällt da zunächst *perpascebant.* 'Warum' fragt er 'sagt Varro nicht kurz und gut *a pascendo?* wie Isidor orig. XII 1, 6 *generaliter autem omne animal pecus a pascendo uocatur.* Wozu die Praeposition in *perpascere?* Doch wol nicht in dem Sinne wie bei Phaedrus III 7, 2 *cani perpasto macie confectus lupus forte occucurrit?* Ueberhaupt ist *perpascere* kein gangbares Wort, sondern es wird nur einzeln einmal zum Zweck gebildet.' So richtig, wie auch Sp. anerkennt, dieses ist, so wenig wahrscheinlich ist L.s Conjectur *perpescebant*, was soviel wie *coërcebant et perdomabant* sein soll. Denn auch *perpescere* ist ein ganz ungangbares Wort, viel ungangbarer als *perpascere;* ein Einwand den die von Sp. ganz wahr als Paralogismus bezeichnete Bemerkung, das Verbum sei jedenfalls gebräuchlich gewesen, weil Varro, der sich für seinen Zweck mit *compescere* habe begnügen können, es nicht erst zu bilden brauchte, nicht beseitigt. Sp. hat gestützt auf die obigen Worte Isidors und auf die Lesart der gothaer, baseler und wiener Abschriften des Flor. ohne Zweifel richtig *pascebant* für *perpascebant* geschrieben. Im folgenden verbindet L., die Worte *quod in pecore — pedisequum*, ferner *hinc peculatum — erat auersum* aus dem Texte werfend, auszerdem

für das *peculatoriae* der Hss. *peculiariae* schreibend, dieses miteinander: *a quo pecora uniuersa et peculiariae oues aliudue quid: id enim peculium primum, ex qua fructus maior*, was er so erklärt: 'also *a quo pecora uniuersa*, von *perpescere* heiszen theils ganze Herden *pecora*, *et peculiariae oues aliudue quid*, theils heiszt *pecus* ein besonderes Stück Vieh das etwa ein filius familias hat: *id enim peculium primum, ex qua fructus maior*, denn beim Hirtenleben war das *peculium* Vieh, namentlich ein besonders nutzbares Thier der Gattung die zuerst gezähmt ward, ein Schaf.' Die Einsprüche, die Sp. gegen dieses Verfahren erhebt, sind diese. Zuerst leugnet er und zwar mit vollstem Recht, dasz *pecora uniuersa* ganze Herden im Gegensatz von einzelnen Stücken bedeuten könne. Denn diese Bedeutung könnten jene Worte nur dann haben, wenn von dem Viehstand eines einzelnen Menschen die Rede wäre. Sp. stützt sich auf das, was Nonius p. 158 M. und Isidor a. O. über den Begriff von *pecus* sagen, und erklärt trotzdem dasz Varro V 80 *pecora* und *ferae* unterscheide die fraglichen Worte folgendermaszen: '*pecus* ist von *pascere* abgeleitet, und gilt daher streng nur von zahmem Vieh, das aufgezogen wird, aber der Begriff wird auch weiter ausgedehnt und *pecora* gilt als allgemeiner Ausdruck a potiori.' Diese Erklärung, welche durch passende Beispiele (V 83. VIII 25) gesichert wird, hält Ref. für die richtige. Damit fällt natürlich auch L.s Annahme, dasz die Worte *quod in pecore — pedisequum* späterer Zusatz seien. Auch diese interpretiert Sp. auf sehr ansprechende Weise, indem er sagt, im vorhergehenden habe Varro *pecus pecoris* erklären wollen, jetzt hingegen *pecus pecudis*, welches er, auffallender ja selbst lächerlicher Weise in *pedis pecudis*, *pedem pecudem* mehr als ähnlichen Ausgang sehend, von *pes* hergeleitet habe. Weil ihm *pecus*, *udis* als ein ganz anderes Wort denn *pecus*, *oris* erschienen sei, habe er auch die zweite Ableitung nicht, wie er sonst zu thun pflege, mit einer Partikel z. B. mit *aut quod* angefügt. Für das ohne Zweifel verdorbene *peculiatoriae* schreibt Sp. weder mit L. *peculiariae* — ein Wort welches sich erst in der spätern juristischen Litteratur nachweisen läszt — noch mit Müller *peculia tori atque* oder *ac*, sondern *peculium boues*, *oues aliudue quid*. Dasz Varro *peculium* geschrieben habe ist sicher, denn dieser Begriff wird hier nothwendig erfordert; dasz *boues* ursprünglich varronisch sei, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Was L. von den folgenden Worten über *peculatus*, die er auch für einen spätern Nachtrag hält, sagt ist Sp. unverständlich geblieben, und auch Ref. ist es unmöglich gewesen den Sinn derselben vollständig zu durchdringen. Nur das läszt sich zuversichtlich behaupten, dasz L. einmal die Worte grammatisch sehr gewaltsam interpretiert und dann über den *peculatus* eine nicht ganz richtige Ansicht hat. Dieser ist, wie man aus Festus p. 213 M. u. *peculatus*, p. 237 u. dems. W., p. 202 u. *ouibus* (auch Paulus zu diesen Worten ist zu vergleichen), Isidor V 26 sieht, ein Diebstahl am Vermögen des Staates, genannt von *pecus*, weil allein in dem Vieh, welches durch die Multen eingekom-

men war, das Staatseigenthum in den ältesten Zeiten bestand: vgl. Reins Criminalrecht d. R. S. 672 ff. Danach würden sich die varronischen Worte leicht so herstellen lassen: *hinc peculatus publicum pecus, primo cum pecore diceretur multa et id esset coactum in publicum, si erat auersum:* d. h. von *pecus* ist auch *peculatus* Staatsdiebstahl genannt, wenn Vieh des Staates — denn anfänglich (ehe sich noch die Umstände durch Einführung des Geldes änderten) wurden die Strafen in Vieh bestimmt und dieses zum Staatseigenthum geschlagen — entwendet worden war. Die Einschiebung von *pecus* wird, da in nächster Nähe *peculatus* und *pecore* stehen, ebensowenig befremden als die Ausstoszung des ganz unerklärbaren *ut*. Sp. hat über die Worte eine bestimmte Ansicht nicht geäuszert, nur scheint er vor *publicum* — *furtum* einschieben und *peculatus* von *peculium* ableiten zu wollen. Durch jenes aber würden die Worte immer noch nicht genügend hergestellt sein; dieses ist deshalb nicht recht möglich, weil *peculium* das eigenthümliche Vermögen eines einzelnen ist. Ganz richtig hingegen ist es, dasz er die Worte *ex qua fructus maior* mit Veränderung des *qua* in *quo* mit dem folgenden verbindet, wie schon Müller gethan hatte, von dem er nur insofern abweicht, als er aus dem *hinc* der Hss. nicht *hic* macht — Varro gebraucht *hic* nicht, um zu bezeichnen 'hier in Italien' —, sondern *huic*, also schreibt: *ex quo fructus maior, huic est qui Graecis usus.* L. hat unbegreiflicherweise verbunden *id enim peculium primum, ex qua (?) fructus maior*, unbekümmert darum was dann aus den Worten *hinc est qui Graecis usus* werden sollte.

Im 6n Buche § 69 — 73 spricht Varro bei den Benennungen des sagens auch über die von *sponte* abgeleiteten Worte. Auch über diese Stelle hat Lachmann a. O. S. 111 ff. gesprochen, namentlich um zu zeigen dasz die Dichterstellen, welche Varro fünfmal zum Beleg seiner Ansichten anführt, sämtlich erst später am Rande notiert seien, als er am 7n Buche *de uocabulis poëticis* arbeitete. *Spondere est dicere spondeo a sponte nam id ualet et a uoluntate. itaque Lucilius scribit de Gretea, cum ad se cubitum uenerit, sponte ipsam suapte adductam ut tunicam et cetera reiceret. eandem uoluntatem Terentius significat, cum ait satius esse, sua sponte recte facere quam alieno metu. ab eadem sponte, a qua dictum spondere, declinatum respondet et desponsor et sponsa, item sic alia.* Ob die beiden citierten Dichterstellen aus Lucilius und Terentius als später nachgetragen zu betrachten seien oder nicht, hängt von der Entscheidung darüber ab, ob L. oder Sp. die jenen zunächst vorausgehenden Worte richtig gefaszt habe. Ersterer erklärt: '*spondere* ist ein *spondeo dicere* aus dem freien Willen heraus — denn das bedeutet es (nemlich *spondeo*) — und aus dem Willen heraus.' Ist das richtig, so passen jene Dichterstellen allerdings gar nicht hierher, weil durch sie bewiesen werden soll, dasz *spons* so viel sei als *uoluntas*, nicht aber dasz *spondere* sei ein *a sponte et uoluntate spondeo dicere.* Sp. erinnert gegen L. zuerst, dasz die Angabe der Ableitung des *spondeo* — also der Ableitung von *sponte* — nicht fehlen dürfe, dann dasz die nachdrucks-

volle Verbindung *a sponte et a uoluntate* für den trocknen Stil des Varro gar nicht passe, endlich dasz, wenn die Dichterstellen hier nicht am Platze seien, sie Varro doch auch später nicht wol habe nachtragen können. Diese Erinnerungen erkennt Ref. als durchaus berechtigt an, ebenso wie er die Erklärung von Sp., die auch Müller und die anderen Hgg. schon haben, billigt. Varro sagt nach seiner Meinung: *spondere* ist ein *dicere* und zwar ein *spondeo dicere*, abgeleitet von *spons:* denn dieses ist soviel wie *uoluntas.* Die Streichung des *et* vor *uoluntate*, welche schon Pomponius Laetus vorgenommen, vor der L. sich aber gescheut hat, ist, da ein auf *et* schlieszendes Wort vorangeht, nicht willkürlich. Die Dichterstellen sind also auch an ihrem Orte und sogar nothwendig, da sonst das folgende *a qua dictum spondere* ganz unerträglich sein würde. Was die erste derselben, die des Lucilius betrifft, so hatten Sp. und Müller in ihren Ausgaben sie für trochaeische Verse angesehen. L. hingegen sagt sie seien hexametrisch. Dieses erkennt jetzt Sp. an, verwahrt sich jedoch dagegen dasz Varro den Lucilius wörtlich ausgeschrieben habe; er habe vielmehr dessen Worte seiner Rede angepasst. — In dem zunächst folgenden gibt Varro die Worte an, die er nachher genauer zu erklären gedenkt. *ab eadem sponte a qua dictum spondere declinatum spondit et respondet et desponsor et sponsa item sic alia.* So stehen die Worte im Flor. Da *spondit* nichts heiszen kann und *desponsor* ein sonst unbekanntes Wort ist, da *sponsor* hingegen nothwendig erfordert wird, weil es später erklärt ist, so schreibt L., annehmend dasz hinter dem *de* von *desponsor* — *spondit et* ausgefallen und nachher an falscher Stelle vor *respondet* wieder eingesetzt sei: *respondet et despondit et sponsor et sponsa.* Sp. verlangt für die dritte Person den Infinitiv und will, weil *despondere* dem *spondere* näher liege als *respondere*, unten auch vor diesem erläutert werde, *despondere* voranstellen. Dasz Varro *despondere et respondere* etc. geschrieben haben könne, wird zwar niemand leugnen, aber L.s Vermutung hat eine viel gröszere äuszere Wahrscheinlichkeit ebenso sicher für sich, als Sp.s Einwürfe genau besehen ziemlich unerheblich sind. Denn dasz Varro hie und da die dritte Person des Praesens statt des Infinitivs setze gibt er selbst zu. Warum sollte er nicht auch einmal die 3e des Perfects für den Infinitiv gebraucht haben, zumal da nachher *despondisse* erklärt wird? Und dasz *despondere* als dem simplex näher verwandt vorangestellt werden müsse, das ist Spitzfindelei. Jetzt folgt die genauere Erklärung der kurz angegebenen Begriffe. Die ersten Worte derselben *spondet enim, qui dicit a sua sponte spondeo* sind klar; desto dunkler hingegen die folgenden: *spondit est sponsor quidem faciat obligatur. sponsus consponsus; hoc Naeuius significat cum ait consponsi.* L. wirft *spondit est* als eine corrumpierte Wiederholung des oben versetzten *spondit et* aus dem Texte — das ist sehr willkürlich —; für *quidem* schreibt er *quo idem:* so verändert geben die Worte, wie Sp. richtig bemerkt, keine Definition von *sponsor* und verstoszen auszerdem gegen die Concinnität, die Varro, indem er das zu erklä-

rende Wort immer durch einen Relativsatz einführt, streng beobachtet. Die Worte *sponsus consponsus* etc., meint L., habe Varro hingeworfen, um später sie auszuführen und in den Text zu verarbeiten. Dasz man aber zur Herstellung dieser Stelle zu so verzweifelten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen nicht nöthig habe, zeigt Sp.s ebenso leichte als einleuchtende Emendation: *qui spopondit est sponsor; qui item ut faciat, obligatur sponsu, consponsus. hoc Naeuius significat cum ait consponsi. sponsu obligari* ist dasselbe wie *sponsu alligari*, was § 71 steht. *consponsus* ist der, welcher die Sponsion mitzuhalten verpflichtet ist. — *Spondebatur pecunia aut filia nuptiarum causa.* Hierin werden beispielsweise zwei Objecte des *spondere* angeführt: *pecunia* und *filia.* Beide, waren sie spondiert, wurden *sponsa* genannt: *appellabatur et pecunia et quae desponsa erat sponsa.* Was nun folgt *quae pecunia inter se contra sponsum rogata erat, dicta sponsio* ist mehr verdorben, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Sp. erkennt an dasz eine Corruptel stattfinde, gibt aber behufs Hebung derselben nur an dasz die oben bezeichnete Concinnität mit dem folgenden hergestellt werden müsse. L. hingegen hat eine Emendation versucht. Indem er, und zwar mit Recht, hauptsächlich daran Anstosz nimmt, dasz *sponsio* eine Art von *pecunia* sein solle, schreibt er: *quis pecunia inter se contra sponsum rogata erat, dicta sponsio.* Diese Vermutung kann aber aus mehreren Gründen nicht genügen. *sponsum rogare pecuniam* (Geld zur Angelobung fordern) soll soviel sein wie *stipulari.* Das ist richtig. *contra sponsum rogare pecuniam* soll soviel sein wie *restipulari.* Das ist auch richtig. Aber es ist sehr wol zu bedenken dasz nicht, wie L. annimmt, zwei Personen *inter se* restipulieren (*contra stipulari*) können, sondern dasz dieses nur éine thun kann, während die andere stipuliert. Auszerdem ist gegen L. noch zu bemerken, dasz immer noch kein Subject gefunden ist, zu dem *sponsio* passend in ein Praedicatsverhältnis treten könnte, dann dasz die von Sp. verlangte Concinnität mangele, endlich dasz eine *pecuniae stipulatio* (*stipulatio* in der Bedeutung 'Forderung' genommen) nie selbst eine *sponsio* sein, sondern eine solche nur provocieren kann. Auch hat Varro sicherlich den Begriff der *sponsio* nicht so eng gefaszt, dasz sie nur eine *restipulatio* sei, über deren Wesen man Puchtas Instit. II 152 nachlesen möge. Aus dem gesagten wird man zur genüge sehen, wie stark die fraglichen Worte corrumpiert sind. Zunächst fehlt in dem Relativsatze, durch welchen das zu erläuternde *sponsio* eingeführt werden soll, das Subject. Dieses musz offenbar ein *sponsio* dem Sinne nach verwandtes Wort sein. Ein solches haben wir in *stipulatio* in der Bedeutung 'Angelöbnis'. Ferner ist zu berücksichtigen dasz, wie Gaius III 92 ff. lehrt, in früherer Zeit die *stipulationes* und *sponsiones* fast ausschlieszlich durch *sponsus interrogatio* (*spondesne? spondeo*) zu Stande kamen. Eine *stipulatio* abschlieszen heiszt *stipulationem conficere* oder *contrahere.* Wäre vielleicht bei der unglaublichen Corruption, die, wie der 2e Abschnitt der Sp.schen Schrift zur genüge zeigt, Varros Text erfahren hat, die

Annahme nicht zu kühn, dasz die Verderbnis der vorliegenden Stelle hauptsächlich in der Trennung und Verstellung von zusammengehörigem bestehe und Varro geschrieben habe: *quae de pecunia stipulatio sponsus interrogatione contracta erat, dicta sponsio?* Dasz dieser Verbesserungsvorschlag in diplomatischer Beziehung wenig oder gar nicht probabel sei, ist Ref. nicht verborgen; er würde ihn auch aus diesem Grunde gewis zurückgehalten haben, wenn er nicht glaubte dasz ein geschickterer vielleicht einzelnes davon bei einem erneuten Herstellungsversuch benutzen könnte. — *Qui spoponderat filiam despondisse dicebatur, quod de sponte eius, id est de uoluntate exierat; non enim si uolebat dabat.* Es handelt sich hier um die letzten Worte nach *exierat.* L. hält eine Aenderung für unnöthig und behauptet — und das mit vollstem Recht —, das vom Flor. überlieferte gebe ganz denselben Gedanken wie Müllers Vermutung *non enim si nolebat, non dabat.* Sp. der dies leugnet behauptet, der Zusammenhang fordere: *non enim non si nolebat, dabat.* Den geforderten Gedanken gibt das wol; aber würde Varro denselben nicht viel schärfer ausgedrückt haben, wenn er geschrieben hätte: *nam etiamsi nolebat, dabat.* Die verlobte war aus dem Willen ihres Vaters heraus; denn wenn er auch nicht wollte, muste er sie doch hergeben, weil er an seine *sponsio* gebunden war. — Den nach den eben besprochenen Worten aus einem Komiker citierten Vers: *nam ut in comoediis uides dici: sponden tuam gnatam filio uxorem meo?*, welchen Müller in der falschen Meinung, er passe hier nicht in den Zusammenhang, § 70 nach den Worten *nuptiarum causa* gestellt hatte, erklärt L. auch für einen spätern Nachtrag. Diese Behauptung hält Sp. — und Ref. gibt ihm darin Recht — für nicht genügend begründet, weil die Verbindung der Worte *quod tum praetorium ius* etc. mit der Verpflichtung des Vaters, der durch *sponsio* seine Tochter versprochen hatte, die durch das fehlen jenes Verses fester sein würde, durch das dazwischentreten desselben doch auch nicht aufgehoben werde. — *A qua sponte dicere cum spondere quoque dixerunt, cum a sponte responderent id est ad uoluntatem rogationis.* Dasz dieser Satz verdorben sei, ist klar. Müllers Vermutung *a quo sponte dicere respondere quoque dixerunt, quom ad spontem responderent* gibt einmal keinen klaren Gedanken, und dann ist es zweifelhaft ob Varro den Accus. *spontem* gebraucht habe. L. schrieb: *a sua sponte dicere cum spondere, respondere quoque dixerunt cuia sponte responderent, id est ad uoluntatem rogationis*, welche Worte diesen Sinn haben sollen: '*respondere* heiszt nach dem Willen des fragenden sprechen, wie *spondere* nach dem eignen.' An diesem Vorschlag nimmt Sp. Anstosz, weil in dem Vordersatze das Verbum des Conjunctivs fehle, dann weil der Gebrauch des *cuius* aus der Prosa Varros ihm unbekannt sei. Weniger durch diese Einwendungen als vielmehr durch eine neue viel einfachere und dem überlieferten viel näher kommende Emendation hat Sp. L.s Vermutung beseitigt. Er schreibt nemlich: *a qua sponte dicere respondere quoque dixerunt, cum a sponte responderent ad uoluntatem ro-*

gationis. 'Der Gedanke ist: von diesem *sponte* hat man das allgemeine Wort *dicere* — denn von den verschiedenen Ausdrücken des sagens ist die Rede — auch *respondere* genannt, da dieses ein freiwilliges sagen auf das ist, was der fragende wünscht.' — *Itaque qui ad id quod rogatur non dicit, non respondet, ut non spondet ille statim, qui dixit spondeo, si iocandi causa dixit, neque agi potest cum eo ex sponsu. [ita quisqui dicit in tragoedia: meministin te spondere mihi gnatam tuam? quod sine sponte sua dixit cum eo non potest agi ex sponsu.]* Die eingeklammerten Worte werden von L., ohne dasz irgend ein Grund dafür angegeben wird — es läszt sich auch schlechterdings keiner finden — zu einem spätern Nachtrag gestempelt. Für *ita quisqui*, was nach Keil im Flor. steht, hatte L. in seiner Collation *ita quisquis*, woraus er machte *itaque siquis*. Sp. schreibt unzweifelhaft richtig *itaque is qui*, weil Varro hier sichtlich auf eine bestimmte Tragoedie hinweist. Dasz übrigens jener Vers einer Tragoedie angehören soll, musz auffallend bleiben, denn L. irrt sich, wenn er in dem Cresphontes des Ennius einen passenden Platz für ihn zu finden glaubt; man vergleiche nur Fr. 3 dieses Stücks p. 108 bei Vahlen. — *Etiam spes a sponte potest esse declinata, quod tum sperat quod uolt cum fieri putat; nam quod non uolt si putat, metuit, non sperat. [itaque hic quoque qui dicunt in Astraba Plauti, ne sequere adseque, Polybadisce, meam spem cupio consequi: sequor hercle quidem, nam libenter mea sperata consequor, quod sine sponte dicunt, uere neque ille sperat qui dicit adolescens, neque illa sperata est.]* Die zwei Verse des Plautus mit dem, was Varro zu ihrer Erläuterung hinzufügt, sollen nach L.s Meinung auch erst später notiert sein und sich an den vierten Nachtrag eng anschlieszen. So wenig Ref. mit Sp. das erstere zugibt, so möchte er doch, um das *quoque* erklären zu können, auch annehmen dasz Varro, als er die plautinischen Verse anführte, an den kurz vorher aus der Tragoedie citierten dachte. Denn wie dort jemand seine Tochter verlobt, aber *sine sponte sua*, und deshalb mit ihm nicht *ex sponsu* verfahren werden kann, so sagt hier zwar der Jüngling, er hoffe seine Absicht zu erreichen, weil er aber dieses *sine sponte* sagt, hofft er nicht wirklich. Die Verse des Plautus selbst schreibt L. so:

'*ne séquere adsequĕ, Pólybadisce.*' '*méam spem cupio cónsequi:*
sequor hércle eam quidem: nám libenter méa sperata cónsequor.'

Nur die vier ersten Worte werden dem Mädchen zugetheilt, die anderen dem Liebhaber. Ihr Gedanke ist dieser: 'meine Hoffnung wünsche ich zu erreichen, und der folge ich, weil ich gern mein gehofftes erreichen mag.' Sp. nimmt zuerst Anstosz an der Bereicherung des lateinischen Sprachschatzes durch das Adverbium *adsecue*, welches das enge anschlieszen des verfolgenden bezeichnen soll. Er sagt, die Autorität des Flor. reiche nicht hin, um es zu sichern. Auf diese stützt es sich aber auch nicht allein, sondern auch auf die Analogie von *sub-*

sequus und *consequus*, welche aus Sidonius Apollinaris und Orosius bekannt sind; ganz abgesehn davon dasz, da bei Apulejus *consecuus* zweimal *consequius* geschrieben ist, man kaum daran zweifeln darf, dasz Lucretius V 679 das Adverbium *consequë* — *consequiae* steht in den Hss. — gebraucht habe. Ferner scheint Sp. die bewegte Rede trochaeische, nicht iambische Tetrameter zu erfordern und jedem der redenden ein voller Vers zu gebühren. Er hat Plautus Worte so herzustellen versucht:

A. *Sequere hac, sequere, Polybadisce, meam spem cupio consequi.*

B. *Sequor hercle equidem, nam libens te, mea sperata, consequor.*

Ref. gibt im ganzen L.s Vermutungen den Vorzug, weil sie sich weniger von dem, was in der Hs. steht, entfernen und dem von Varro zur Erklärung gesagten mehr entsprechen; nur die letzte Hälfte des 2n Verses musz man mit Sp. lesen, weil aus den Worten Varros *neque illa sperata est* deutlich hervorgeht, dasz *mea sperata* der Vocativ sing. fem. ist, nicht der Accusativ plur. neutr.

Im N. Rhein. Mus. III (1845) S. 610 f. hat Lachmann gesprochen über V § 21 u. 22. Die Worte sind im Flor. in folgender Gestalt überliefert: *hinc fines agrorum termini, quod eae partis propter limitare iter maxime teruntur.* [*itaque hoc cum is in Latio aliquot locis dicitur, ut apud Accium, non terminus sed termen. hoc, Graeci quod termona pote uel illinc: Euander enim, qui uenit in Palatium, e Graecia Arcas.*] *uias quidem iter, quod ea uehendo teritur; iter iterum; actus quod agendo teritur.* Das durch Klammern abgesonderte wird ohne dasz weiter ein Grund angegeben wäre — wahrscheinlich hat allein die Erwähnung des Dichters Accius dazu verleitet — für spätern Zusatz erklärt. Aus *hoccum* wird *horum* gemacht, was man zu erklären schlechterdings nicht im Stande ist. Sp. ist bei seiner Behandlung dieser Stelle davon ausgegangen, dasz *itaque* darauf deute, dasz eine enger an *terere* sich schmiegende Form für *terminus* kommen werde, ferner davon, dasz Varro bei seinen Etymologien gern den Vermittlungsbuchstaben *i* anführe, und ist so auf folgende ganz vortreffliche Emendation gekommen: *itaque hoc cum I. in Latio aliquot locis dicitur, ut apud Accium non terminus, sed terimen.* — *Via similiter*, was L. für das verdorbene *uias quidem iter* geschrieben hat, gibt einen richtigen Gedanken, auch ist die Conjectur äuszerlich wahrscheinlich. Nur gebraucht Varro *similiter* nie, um einen Uebergang damit zu bezeichnen. Ebensowenig scheint Sp. das richtige getroffen zu haben, der einen gewissermaszen innern Zusammenhang dieser Worte mit den vorhergehenden annimmt: '*termini* sind *fines agrorum*, diese *termini* aber sind *uia, iter, actus*' und demnach schreiben möchte *uia est quidam terminus*, oder *uia quidem terminus* etc. Ein solcher innerer Zusammenhang findet aber nicht statt, und was die letztere der beiden vorgeschlagenen Aenderungen betrifft, so hätte Varro, da durch Anführung einzelner Arten des *terminus* der Begriff

desselben nicht eingeschränkt, sondern nur näher bestimmt werden soll, doch gewis schreiben müssen: *et termini quidem uia* etc. Die Etymologien dieser Worte werden hier nur angeführt, weil dem Varro das was sie bezeichnen mit *terminus* das *teri* gemein zu haben schien. Daher könnte man vielleicht vermuten: *uia quoque* oder *sic uia quoque dicitur* etc. *quoque* und *sic quoque* gebraucht Varro öfters als Uebergangsformel, z. B. VI 59. 60. 71. — Für *iter iterum* will L. mit Müller schreiben *iter itu.* Diesen Vorschlag hat Sp. ganz richtig dadurch widerlegt dasz er sagt, die Einkleidung der Etymologie von *iter* müsse mit dem vorhergehenden und folgenden mehr in Einklang gebracht werden. Er schreibt daher *iter quod eundo iterum* etc. Aber dadurch bekommt die Ableitung eine schiefe Wendung, indem es fast scheinen könnte, als habe Varro sich durch den Gleichklang verführen lassen *iter* auch von *iterum* mit herzuleiten; ein Gedanke auf den man um so eher kommen könnte, als ja das *iterum teri* auch bei *uia* und *actus* hätte hervorgehoben werden können. Ref. möchte daher schreiben: *iter quod itu teritur.* Steht hier auch nicht das Gerundium wie bei den Erklärungen von *uia* und *actus*, so steht doch *teritur* dafür da, was bei Sp. vermiszt wird.

Im N. Rhein. Mus. II (1843) S. 356—65 steht eine Abhandlung von Lachmann zu Varro de L. L. V 34—40 über *ager*, *actus*, *uia* etc. Ehe Sp. diese selbst beurtheilt, spricht er über eine Stelle, die L. im vorbeigehen zu emendieren gesucht hat. Es ist V 13: *quare non cum de locis dicam, si ab agro ad agrosium hominem, ad agricolam peruenero, aberraro. multa societas uerborum, nec uinalia sine uino expediri, nec curia calabra sine calatione potest aperiri.* Schon von den älteren Kritikern ist an *agrosium*, was sonst in der lateinischen Litteratur nicht vorkommt, Anstosz genommen worden. L. hat geschrieben: *ab agro ad agros, tum hominem ad agricolam*, und vermutet dasz Varro damit hingedeutet habe auf V 36, wo er vom *ager* zu den verschiedenen Arten desselben, als *ager incultus* usw. komme. Diese Vermutung ist aber falsch. Denn da *agricola* nicht erklärt wird, da VI 20 die *uinalia* ohne eine Erklärung von *uinum* expediert werden (*uinum* ist V 37 erklärt) und ebd. 27 weder *cūria calabra* noch *calatio*, sondern nur die Etymologie von *calendae* erläutert wird, so sieht man dasz Varro zur Rechtfertigung vielleicht vorkommender Abschweifungen nicht bestimmte, etwa schon concipierte Stellen seines Buches, sondern Beispiele solcher Abirrungen, wie sie ihm eben als möglich einfielen, angeführt hat. Dadurch wird die Wahrscheinlichkeit von L.s Conjectur fraglich, gegen die Sp. noch andere gewichtige Gründe vorgebracht hat. Denn wenn auch, was Sp. verneint, *ab agro ad agros peruenire* bedeuten kann 'vom Acker zu den verschiedenen Arten der Aecker kommen', so ist doch richtig dasz weder *tum* noch die Stellung *hominem ad agricolam* nach der Art Varros sei und dasz Varro, wenn er vom *ager* auf die *agri* zu reden komme, gar nicht das eigne Grenzgebiet überschreite, dieses vielmehr erst dann thue, wenn er ein von *ager* abgeleitetes Wort anführe. Ein solches ist also

hier nothwendig und Sp. glaubt es in *agrarius* gefunden zu haben, da Varro VIII 15 sagt: *ut aliae declinationes ab animo, aliae a corpore, sic aliae quae extra hominem, ut pecuniosi, agrarii, quod foris pecunia et ager.* Er schreibt also: *si ab agro ad agrarium hominem, ad agricolam peruenero*, d. h. 'es ist kein abirren, wenn ich von der Sache — dem *locus* — auf die Person übergehe, vom *ager* auf den *homo agrarius*, den *agricola.*' Ref. weisz hiergegen nichts zu sagen und bemerkt nur dasz in jener Stelle des 8n B. nach *sic aliae* vielleicht *a rebus* oder etwas ähnliches einzuschieben sei.

Varros Worte über die Etymologie von *ager* V 34 sind in dem Flor. so erhalten: *ager dictus in quam terram quid agebant et unde quid agebant fructus causa: aliquod id Graeci dicunt ἀγρόν.* Sp. hatte in seiner Ausgabe für *aliquod* verbessert *alii quod*, was L. als unvarronisch bezeichnet. Obwol dieses nicht ganz wahr ist (m. vgl. nur V 43. 49), so empfiehlt Sp. doch selbst des Turnebus Emendation *aut quod.* L., der, weil auf die griechische Etymologie von *ager* im folgenden nicht Rücksicht genommen wird und weil ihm aus Quintilian I 6, 37 hervorzugehen scheint, dasz dieser dieselbe in seinem Exemplar des Varro nicht gelesen habe, annimmt dasz die Worte *aliquod* — ἀγρόν zu späterer Prüfung nachgetragen seien, vermutet: *an quod.* Dagegen sagt Sp. mit vollstem Recht: 1) dasz Fragen mit *an quod* bei Varro ganz unerhört seien; 2) dasz Varro nach nur beiläufiger Anführung der Ableitung aus dem griech. mit seiner lat. Etymologie recht gut weiter gehen konnte; 3) dasz Quintilian den Varro schon blosz darüber verspotten konnte, weil er nur zweifelte dasz *ager* von ἀγρός stamme. — Die letzten Worte des folgenden Satzes, zu dem L. sehr werthvolle sachliche Erläuterungen gibt, hatte Sp. in seiner Ausgabe so gegeben: *in quadratum actum et latum et longum esse* (*esset* Flor.) *CXX.* Diese Veränderung nimmt er trotzdem dasz Müller und L. ihr Beifall geschenkt haben, zurück, weil der Accus. c. inf. sich nicht erklären lasse. Weil nachher *quadrati actus* erwähnt werden, zweifelt er auch ob *in quadratum actum* stehen bleiben könne, und vermutet Varro habe geschrieben: *hinc quadratum actum et longum et latum esse CXX*, für den Fall dasz § 37 in den Worten *hinc seminaria, sementem, item alia* der Uebergang in den Accus. richtig stehe. Und dasz dieses der Fall sei, kann man wol nach Vergleichung folgender ganz ähnlicher Stellen annehmen: V 88 *manipulos exercitus minimas manus quae unum secuntur signum*, u. V 142 *qua uiam relinquebant in muro, qua in oppidum portarent, portas.* — *Centuria primo a centum iugeribus dicta, post duplicata retinuit nomen, ut tribus actibus multiplicatae idem tenent nomen.* Für das verdorbene *actibus* hat L. gesetzt *a tribus.* Sp. stimmt den früheren Hgg. bei, welche *actibus*, es für eine falsche Wiederholung des zwei Zeilen vorher stehenden haltend, aus dem Texte verwiesen. Ref. zieht dieses Verfahren auch vor. Denn einmal ist das *a tribus* überflüssig und dann, wenn Varro etwas gegeben hätte, lieszen die Worte des Columella V 1, 7 und die wo möglich herzustellende Con-

cinnität mit dem vorhergehenden *centuria primo a centum iugeribus dicta* eher etwa auf *ut tribus a tribus populi partibus dictae*, als auf das dunkle und harte *a tribus* schlieszen. Hierzu kommt dasz auch in den unmittelbar folgenden Worten *ut qua agebant actus, sic qua uehebantur actus, uiae dictae, quo fructus conuehebant, uillae* nach *uehebantur* das Wort *actus* ganz unzweifelhaft falsch wiederholt ist. Aber auch hier will L., durch des Pomponius Laetus Aenderung *qua uehebant, uiae* nicht befriedigt, auf andere Weise helfen, indem er aus *actus* macht *fructus*. Um jedoch diesen Vorschlag zurückzuweisen, genügt es mit Sp. darauf aufmerksam zu machen, dasz dann sowol die Symmetrie mit *qua agebat actus* mangeln als auch *fructus* vor *conuehebantur* ganz überflüssig sein würde. — § 36: *quos agros non colebant propter siluas aut id genus, ubi pecus posset pasci, et possidebant, ab usu suo saltus nominarunt.* L. hat für das verdorbene *suo* durch meisterhafte Emendation *saluo* hergestellt. *haec etiam Graeci* νέμη (NHMH Flor.), *nostri nemora.* Sp. hat nach *etiam* richtig *quod* eingeschoben. Denn der Gedanke, der nothwendig gefordert wird, ist: 'auszer *saltus* haben die Römer noch ein anderes Wort, *nemora*, was mit dem griechischen νέμη übereinstimmt.' — § 38: *ubi frumenta secta ut terantur et arescant, area.* Sp., der eine möglichst bestimmte Hervorhebung des Hauptbegriffs *arescere* verlangt, vermutet *ubi frumenta secta ut terantur arescunt.* Hätte Varro so geschrieben, so hätte er seine Worte leichtsinnig einem Misverständnis ausgesetzt. Man könnte nemlich aus ihnen entnehmen, dasz in der *area* das Getraide nur getrocknet, nicht aber gedroschen worden sei, was so wenig der Fall war, dasz, wie man aus de re rust. I 51 u. 52 sieht, die *area* vielmehr hauptsächlich zum dreschen eingerichtet war. Für die Hervorhebung des *arescere* ist schon dadurch genug gesorgt, dasz es unmittelbar vor *area* nach *terantur* gesetzt ist, während es der Logik nach seinen Platz vor diesem haben muste. — *Propter horum similitudinem in urbe loca pura areae; a quo potest etiam ara deum, quod pura; nisi potius ab ardore, ad quem ut sit, fit ara; a quo ipso area non abest, quod qui arefacit ardor est solis.* Für das ganz unverständliche *ad quem ut sit fit ara* hat L. geschrieben *adque ut sic fiat are.* Die Trennung und Zurückstellung von *are* und *fiat* sucht er mit Beispielen aus Lucretius VI 963 *facit are* und aus den Satiren des Varro *consue quoque faciunt* u. a. zu rechtfertigen; *ut* soll soviel wie *proinde ut* sein und der Inhalt sich ganz einfach aus dem folgenden ergeben. Diese letzte Behauptung ist aber ganz entschieden unrichtig und den Gebrauch jener Trennung in einfacher Prosa zweifelt Sp. auch mit Recht an. Die Folgerung, die sich selbst aus den corrumpierten Worten, die Sp. unangerührt zu lassen vorgezogen hat, mit seiner richtigen Bemerkung unzweifelhaft ergibt, ist diese: 'von *arescere* kommt *area* und *areae*, von diesem vielleicht *ara*, oder vielmehr ist *ara* von *ardor* und ebenso *area* und *arescere*.' Vielleicht schrieb Varro *quod adolemus igni in ara:* vgl. Paulus p. 95 M.: *altaria sunt, in quibus igni ado-*

letur. Die erste Person plur. braucht Varro auch V 115: *arma ab arcendo, quod his arcemus hostem.* — § 40: *quod in agris quotquot annis rursum facienda eadem, ut rursum capias fructus, appellata rura. diuidit in eos eius scribit Sulpicius plebei rura largiter ad aream.* L. hat verbessert: *diuidi tamen esse ius scribit* etc. Das einzige, woran man zweifeln könnte, ist die Anknüpfung dieser Worte an die vorhergehenden mit *tamen.* Denn die Erklärung des *largiter ad aream:* 'reichlich im Vergleich mit der zugetheilten Bodenfläche wird das Land ausgegeben, *largus ad modum areae modus ruris*' ist nicht so zweifelhaft, wie Sp. meint. Die Worte des Sulpicius dienen auch sehr wol dazu, die Ableitung des *rus* von *rursum* wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Da man weisz, wie sehr an Varros Text von späteren Grammatikern herumcorrigiert ist, so braucht man die Buchstaben *tin* nicht ängstlich zu berücksichtigen, sondern kann sie ruhig aus dem Texte lassen.

Auch in dem Commentar zum Lucretius ist Lachmann mehrfach auf verdorbene Stellen des Varro zu sprechen gekommen. S. 184 hat er den Vers aus der Nervolaria des Plautus, den Varro VII 68 citiert und der im Flor. so überliefert ist: *scobinam ego illum actutum adrasi enim* umgewandelt in: *scobina ni ego illum actutum adraso senem.* S. 95 hat er die Worte IX 29 *similitudines intra paria* geändert in *similitudine sint ea paria.* Beiden Emendationen zollt Sp. unbedingten Beifall. S. 328 hat L. VIII 44 zu schreiben vorgeschlagen *nunc ponam potissimum eam* (*iam* Flor.) *qua diuiditur oratio secundum naturam* (*secunda ut naturam* Flor.) *in quattuor partis.* S. 111 hat er VII 85 nach *nutu* eingeschoben *quod cuius nutu.* Diese zwei Vermutungen sind um so wahrscheinlicher, als Sp. auch auf sie gekommen war. S. 156 theilt L. die sehr richtige Beobachtung mit, dasz in den alten Hss. *quod* häufig statt *quot* geschrieben sei, und wendet sie auf 3 varronische Stellen an: IX 29. VI 39. VIII 78. Aber hier hat er sich geirrt. Denn an den beiden ersten ist gar keine Veranlassung an *quot* zu denken, und was die dritte betrifft, so hat Sp. das *quod* der Hs. richtig in *quor* verändert, eine Aenderung die um so weniger zweifelhaft ist, als der Schreiber des Flor. zuerst *quorum* geschrieben hatte. Im vorbeigehen theilt Sp. noch einige Verbesserungsvorschläge mit, die der Schrift einen würdigen Schlusz geben. VI 96 steht im Flor.: *potare a* ΠΟΙΘΕCΤΑΙ. Dafür wird geschrieben *putere a πύϑεσϑαι.* In seiner Ausgabe steht *putare a πυϑέσϑαι.* V 111 liest man im Flor.: *fundolum a fundo, quod ut reliquae partes, sed ex una parte sola apertum.* Aus der Antithese und aus V 145: *fundulae a fundo, quod exitum non habet ac peruium non est* wird richtig geschlossen, dasz *quod ut reliquae partes* umzuwandeln sei in *quod non ex utraque parte.*

Als Anhang ist das Fragmentum Cassinense nach Keils Abschrift mitgetheilt. In Anmerkungen hat Sp. die Abweichungen desselben vom Flor. angegeben, mit dem es in Interpunction und in den groszen

Anfangsbuchstaben so übereinstimmt, dasz es nach Keils Meinung aus ihm selbst excerpiert ist, s. N. Rhein. Mus. VI (1848) S. 144 f.

Soll über die Spengelsche Schrift noch ein Gesamturtheil gefällt werden, so ist zu sagen, dasz durch sie Müllers und Lachmanns Vermutung über die zu späterer Verarbeitung am Rande notierten Stellen beseitigt und die Kritik der varronischen Bücher *de lingua Latina* im einzelnen wesentlich gefördert ist.

Naumburg. *Georg Thilo.*

50.

Zu Cicero de officiis.

Bei Cicero de officiis II 14, 48 stehen jetzt in den neusten Ausgaben folgende Worte: *quae autem in multitudine cum contentione habetur oratio, ea saepe universam excitat.* Dasz dieser Satz unvollendet ist, leuchtet ein. Denn dasz eine mit Anstrengung gehaltene Rede oftmals eine ganze Versammlung aufrege oder zu etwas begeistere, dies, meine ich, konnte am allerwenigsten einem Römer als etwas auffälliges erscheinen. Nun stehen aber auch jene Worte nicht so kahl in den Büchern wie gegenwärtig in den Ausgaben. Die Bücher, so weit sie genauer verglichen sind, lesen sämtlich: *ea saepe universam excitat gloriam,* was freilich keinen Sinn gibt, wenn schon Nizolius den Accusativ *gloriam* von *excitat* abhängig gemacht wissen wollte. Ein nur allzu häufiger kleiner Irthum der Abschreiber veranlaszte die gegenwärtige Verderbnis der Worte, welche ursprünglich sicherlich also lauteten: *ea saepe universam excitat ad gloriam.* Wie leicht die Praeposition *ad*, nicht selten in den Hss. *at* geschrieben, nach *excitat* ausfallen konnte, dies bedarf ebenso wenig eines Nachweises, als dasz hier durch *gloria* auf die höhere, sich über materielle Interessen hinwegsetzende Idee, wofür die Menge begeistert werden soll, hingedeutet wird.

L. *R. K.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

51.

Ueber die kritische Benutzung der homerischen Homonymie.

Die Namen der Hauptpersonen in der Ilias sind wol alle durch die Sage überliefert [1]), die der übrigen nur zum geringsten Theil, und hier haben die Dichter entweder aus der Menge der gangbaren herausgegriffen oder erfunden, nicht selten mit Bezug auf Eigenschaften Zustände und Verhältnisse der Personen. *Θερσίτης* ist von *θάρσος* (aeol. *θέρσος*, s. Buttmann zu scholl. *β* 157), auch *Κτήσιππος* einer der frechsten unter den Freiern heiszt *Πολυθερσείδης* *χ* 287 (vgl. *Θερσίλοχος* *P* 216 und *Ἁλιθέρσης* *β* 158). Die Führer des Hinterhalts, der dem von Theben zurückkehrenden Tydeus auflauert *Δ* 394, heiszen *Μαίων Αἱμονίδης υἱός τ' Αὐτοφόνοιο μενεπτόλεμος Πολυφόντης* [2]), der Zimmermann der Alexandros Schiffe baute *Ἁρμονίδης* *E* 60 [3]), der Sohn eines Traumdeuters *Πολύιδος* *E* 148 (die Benennungen der Söhne von Zuständen und Beschäftigungen der Väter sind bekannt, ein Seher *Πολύιδος* kommt *N* 663 vor), der Diener eines gastfreien Mannes *Καλήσιος* *Z* 18 [4]), ein Bastard Laomedons der seine Herden weidet *Βουκολίων* *Z* 22, der Verfertiger von Aias Schild *Τυχίος* *H* 220 (*ὅ οἱ Τυχίος κάμε τεύχων*), der Lemnierfürst der den Griechen über See Wein zuführt *H* 468 (und ein sidonisches silbernes Mischgefäsz als

---

1) Nur auf solche bezieht sich Aristonicus, wenn er von Homer sagt *T* 40: *παραδεδομένοις δηλονότι χρώμενος καὶ οὐκ αὐτὸς πλάσσων τὰ ὀνόματα*, wie aus den gleich anzuführenden Anmerkungen erhellt. 2) Einen Anklang an diese Stelle enthält das Verzeichnis von Troern, die Teukros tödtet *Θ* 275 *Λυκοφόντην* (früher *Πολυφ.*) *καὶ Πολυαιμονίδην Ἀμοπάονα.* 3) Aristonicus: *ἡ διπλῆ ὅτι ὀνοματοθετικὸς ὁ ποιητής, καὶ ἐν Ὀδυσσείᾳ παραπλησίως ποιεῖ· οἰκεῖον γὰρ τέκτονος τὸ ἁρμόζειν, κἀκεῖ Τερπιάδης δέ τ' ἀοιδός* (*χ* 330). Vermutlich hat Aristarch alle solche Namen notiert, um die Gemeinsamkeit dieser Namenbildung in beiden Gedichten als Argument gegen die Chorizonten zu benutzen. Vgl. zu *I* 137. Schol. Pal. *δ* 630 (*υἱὸς Φρονίοιο Νοήμων*): *ὅτι καὶ ἐν Ἰλιάδι ἡ αὐτὴ εὐστοχία τῆς τῶν ὀνομάτων θέσεως* ist aus Aristonicus abgeleitet. 4) *ἡ διπλῆ ὅτι ὀνοματοθετικὸς ὁ ποιητής· ἀπὸ γὰρ τοῦ καλεῖν ἐπὶ τὰ ξένια Καλήσιος.*

Kaufpreis an Achilleus für Lykaon zahlt Ψ 747) *Εὔνηος*, die Herolde die die Gesandten an Achilleus begleiten *Ὀδίος* und *Εὐρυβάτης* *I* 170 (*Εὐρυβάτης* *A* 320 als Herold Agamemnons, *B* 184 Herold des Odysseus), der Herold des Menestheus *Θοώτης* (*M* 343 *ἔρχεο, δῖε Θοῶτα, θέων Αἴαντα κάλεσσον*)[5]). *Περίφας* der Herold des Aeneas ist ein *Ἠπυτίδης* *P* 324, der Sikyonier der dem Agamemnon die Stute *Αἴθη* gibt heiszt *Ἐχέπωλος* Ψ 296, der dem Priamos erscheinende Hermes sagt Ω 397 *Μυρμιδόνων δ' ἔξειμι, πατὴρ δέ μοί ἐστι Πολύκτωρ,| ἀφνειὸς μὲν ὅ γ' ἐστί.*

In der Odyssee kommen Namen die von Meer und Schiffahrt abgeleitet sind, nur bei den Phaeaken gehäuft war. θ 111 *ὦρτο μὲν Ἀκρόνεώς τε καὶ Ὠκύαλος καὶ Ἐλατρεύς | Ναυτεύς τε Πρυμνεύς τε καὶ Ἀγχίαλος καὶ Ἐρετμεύς | Ποντεύς τε Πρωρεύς τε, Θόων Ἀναβησίνεώς τε | Ἀμφίαλός θ' υἱὸς Πολυνήου Τεκτονίδαο· | ἂν δὲ καὶ Εὐρύαλος βροτολοιγῷ ἶσος Ἄρηι, | Ναυβολίδης τε.* Ein anderer Phaeake heiszt *Ἐχένηος* η 155 λ 342, der Herold *Ποντόνοος* η 179, *Ἀλκίνοος* Vater *Ναυσίθοος* ζ 7. *Ναυσικάα* ist vielleicht mit demselben Stamme gebildet wie die Namen auf *κοων* *Δημοκόων* usw. (von *κοεῖν* = *νοεῖν*, also etwa soviel als *Ναυσινόη*). Auszerdem heiszt ein mehrmals auftretender ithakesischer Seher *Ἁλιθέρσης* β 158 und Athene nennt sich als Herscher der ruderliebenden Taphier Sohn des *Ἀγχίαλος* α 180. — Ferner heiszt der Freund der dem Telemachos sein Schiff leiht *Νοήμων* Sohn des *Φρόνιος* β 386 δ 630, der Steuermann des Menelaos in Nestors Erzählung *Φρόντις Ὀνητορίδης*, der Sänger in Odysseus Hause *Φήμιος Τερπιάδης*[6]), der treue Diener des Menelaos *Βοηθοίδης Ἐτεωνεύς* δ 31[7]), ein anderer *Ἀσφαλίων* δ 216. Ein Herold in Ithaka *Πεισήνωρ, πεπνυμένα μήδεα εἰδώς* β 38, ein Diener auf dem Gehöft des Eumaeos *Μεσαύλιος* ξ 449. *Μάρων* der dem Odysseus den köstlich duftenden Wein gibt ist ein Sohn des *Εὐάνθης* ι 197. Auch der Seher *Θεοκλύμενος* (mit seinem Groszvater *Μάντιος* ο 249) gehört vielleicht hieher[8]).

Viele Namen der Ilias sind von Städten Flüssen überhaupt Ortschaften und Völkerschaften genommen. So *Χρύσης* und *Χρυσηίς*, der Herold des Priamos *Ἰδαῖος* (*Γ Η Ω* — ebenso heiszt der Sohn des

5) 342: *ἡ διπλῆ ὅτι οἰκεῖον ὄνομα κήρυκος, ἀπὸ τοῦ ταχύνειν, καὶ ὅτι ὀνομαθετικὸς ὁ ποιητής.* 343: *ἡ διπλῆ ὅτι παρετυμολογεῖ τὸν Θοώτην ἀπὸ τοῦ θέειν.* Vgl. auch Herodian zu E 69 (*Πήδαιον*): *ἐοικὸς γὰρ μᾶλλον ἥρωι παρὰ τὸ πηδᾶν ἐσχηματίσθαι.* 6) Vielleicht richtig bemerkt sch. Q zu θ 44 (*Δημόδοκον*): *οἰκεῖον τὸ ὄνομα διὰ τὴν παρὰ τῷ δήμῳ ὑποδοχήν.* 7) Eustath. 1484, 31 *Ἐτεωνεύς — παρὰ τὸ ἐτεὸν καλούμενος.* 8) Ich führe hier noch die Namen an, die blosze Farbebenennungen sind. *Ξάνθος* ein Troer *E* 152, *Γλαῦκος*, *Λεῦκος* ein Gefährte des Odysseus *Δ* 491, *Φοῖνιξ*, *Ἐρευθαλίων* in Nestors Erzählung *H* 136, *Μέλας* (*Πορθῆος*) Ξ 117, *Μελανεύς* ω 113. Alle Pferdenamen sind von Eigenschaften der Thiere entlehnt. *Λάμπος* das Pferd der *Ἠώς* Ψ 246, *Πόδαργος* des Menelaos Ψ 295, *Ποδάργη* die Mutter von Achilleus Pferden *Ξάνθος* und *Βαλίος* *T* 400, *Πήδασος* *Π* 149—152, *Αἴθη* Agamemnons Stute Ψ 295. Vgl. Θ 185.

Dares *E* 11), ein Troer *Σκαμάνδριος* *E* 49 (ebenso war Astyanax von seinen Eltern genannt worden *Z* 402)[9]), ein am *Σιμόεις* geborner *Σιμοείσιος* *Δ* 474, ein am *Σατνιόεις* geborner *Σάτνιος* *Ξ* 443, ein Troer *Ἰλιονεύς* *Ξ* 489. Im Kampf bei der Mauer ist die Schlacht am heiszesten *N* 792 (ἀμφὶ) *Ἀσκάνιόν τε Μόρυν θ' υἷ' Ἱπποτίωνος, | οἵ ῥ' ἐξ Ἀσκανίης ἐριβώλακος ἦλθον ἀμοιβοί.* Ebenso häufig führen Troer und ihre Bundesgenossen Gentilnamen, die nicht genau die Abstammung bezeichnen, sondern von Namen verwandter und befreundeter Stämme und Orte abgeleitet sind. *Ἄσιος*, welcher Name sicherlich mit dem *Ἄσιος λειμών* zusammenhängt (*Καϋστρίου ἀμφὶ ῥέεθρα* *B* 461), heiszt nicht blosz der Sohn des *Ὕρτακος* aus *Ἀρίσβη* vom *Σελλήεις* her *B* 838 f., sondern auch ein Bruder der Hekabe aus Phrygien vom *Σαγγάριος* *Π* 717, auszerdem kommen zwei *Ἀσιάδαι* vor. Hektors Wagenlenker *Ἠνιοπεύς* ist Sohn eines *Θηβαῖος* *Θ* 120, ein Troer heiszt *Θυμβραῖος* *Λ* 320 (*Θύμβρη* wird nur *K* 430 erwähnt). *Ἴμβριος* heiszt ein Troer der zu *Πήδαιον* wohnt *N* 171, die Imbrier sind den Troern befreundet, ein imbrischer Gastfreund löst den nach Lemnos verkauften Lykaon aus *Φ* 43. Die Zwillingssöhne des *Βουκολίων* heiszen *Αἴσηπος* und *Πήδασος* *Z* 21 (die Stadt *Πήδασος* ebendas. 35). Ein Paeoner heiszt *Αἴνιος* *Φ* 210, *Αἶνος* ist eine Stadt der Thraker *Δ* 520. Die Ahnherren des Aeneas *Δάρδανος* *Υ* 215 *Τρῶς* 230 *Ἶλος* 232 gehören der Vorzeit an (wie der Phrygerkönig *Μύγδων* mit dem Priamos einst Kriege geführt hatte *Γ* 186) und kommen daher hier nicht in Betracht; aber auch ein Troer den Achilleus tödtet heiszt *Δάρδανος* *Υ* 460. Von den Namen der Griechen gehört zu dieser Gattung nur *Ἐπειός* Sohn des *Πανοπεύς* *Ψ* 665 und der im Katalog als Vater zweier Helden genannte Heraklide *Θέσσαλος* *B* 679[10]).

In der Odyssee führt von den auftretenden Personen nur éine einen Gentilnamen und zwar einen höchst merkwürdigen: *Αἰγύπτιος* heiszt ein alter Ithakesier, Vater eines Freiers und eines Gefährten des Odysseus *β* 15. Der Vorzeit gehören *Ἴθακος* und *Νήριτος* an *ρ* 207[11]).

Der bei weitem gröste Theil der Namen von unbedeutenden Personen in beiden Gedichten ist ohne jede andere Rücksicht als auf Vers und Wolklang aus der Menge der vorhandenen herausgegriffen oder erfunden. Ich ziehe zunächst nur die Ilias in Betracht, die an Namen so sehr viel reicher ist als die Odyssee[12]). Bei Häufung solcher Na-

9) Auf einer Vase ist ein Troer *Σκαμανδρόφιλος* genannt: O. Jahn Einleitung in die Vasenkunde S. CXIX. 10) Ich erwähne noch dasz ein Grieche *Ἀρίσβας* heiszt *P* 345 (*Ἀρίσβη* in der Ilias nur Stadt des *Ἄσιος* *B* 836) und ein Troer *Ἄβας* *E* 149. 11) *Ἀρύβας* der Name eines Sidoniers in Eumaeos Erzählung *ο* 426, ein Name der auch in der historischen Zeit vorkommt, klingt ungriechisch und ist vielleicht semitisch. 12) Namen die von Wörtern gebildet sind, welche Krieg Schlacht Waffenhandwerk bezeichnen, sind in der Ilias verhältnismäszig nicht häufig, am häufigsten Ableitungen und Zusammensetzungen mit *ἵππος*.

men kommt hin und wieder eine Uebereinstimmung im An- und Auslaut vor, die schwerlich zufällig ist. Teukros tödtet Θ 274 Ὀρσίλοχον μὲν πρῶτα καὶ Ὄρμενον ἠδ' Ὀφελέστην. Hektor tödtet Ε 705 ἀντίθεον Τεύθραντ', ἐπὶ δὲ πλήξιππον Ὀρέστην, | Τρῆχόν τ' αἰχμητὴν Αἰτώλιον Οἰνόμαόν τε | Οἰνοπίδην θ' Ἕλενον καὶ Ὀρέσβιον αἰολομίτρην. Vgl. Λ 490 f. Der Führer der ersten Myrmidonenschaar ist Μενέσθιος Π 175 ὃν τέκε Πηλῆος θυγάτηρ καλὴ Π ο λ υ δ ώ ρ η, der Führer der zweiten heiszt Εὔ δ ω ρ ο ς 179, τὸν ἔτικτε χορῷ καλὴ Π ο λ υ μ ή λ η.

Nun treten in der Ilias viel mehr als 200 Nebenpersonen auf, von denen der bei weitem gröste Theil nur éinmal vorkommt (etwa 150), sehr viele nur in Aufzählungen der von hervorragenden Helden massenweise getödteten figurieren, also blosze Namen ohne alle wirkliche Persönlichkeit. Hiebei konnte in einem schreibenden Zeitalter ein Dichter den zweimaligen Gebrauch von Namen wol vermeiden, im homerischen schwerlich, um so weniger als bei der Natur der griechischen Namen Homonymie zu allen Zeiten nicht selten gewesen sein kann. Wie kann man aber auch nur die Absicht Homonymie zu vermeiden Dichtern zutrauen, die in der von ihnen gewählten Sage zwei gleichnamige Hauptshelden vorfanden? Zeigt doch der Vers Ν 759 Ἀσιάδην τ' Ἀδάμαντα καὶ Ἄσιον Ὑρτάκου υἱόν dasz man nicht Anstand nahm Homonyma selbst da nebeneinander zu nennen, wo man in der Wahl der Namen völlig unbeschränkt war. Von vorn herein darf man also erwarten gar manche Namen zur Bezeichnung zweier oder mehrerer benutzt zu finden.

Eine Aufzählung von Beispielen wird von der Menge der Homonymien in der Ilias einen Begriff geben, ich beschränke mich jedoch dabei auf Namen von Personen die selbst handelnd auftreten und ihrer Väter, da bei solchen die nur erwähnt werden aber auszerhalb der Handlung stehn, Homonymie mit Personen des Gedichts noch weniger auffallen kann. Die beiden Kataloge schliesze ich aus. Sind die Namen bloszen Aufzählungen entnommen, so bezeichne ich sie mit *, ist die Aufzählung in Form einer Erzählung gefaszt, mit †. Es ist deswegen unumgänglich nöthig hierauf zu achten, weil ein groszer Unterschied ist zwischen Namen wirklich an der Handlung betheiligter Personen und jenen Namen ohne Persönlichkeit. Je mehr eine Person in die Handlung eingreift, desto wahrscheinlicher ist es dasz sie dem ursprünglichen Gedicht angehört; je unwichtiger und entbehrlicher sie ist, je episodischer und spurloser ihr auftreten, desto näher liegt die Möglichkeit, dasz sie ihren Platz erst der Ausdichtung durch die mündliche Ueberlieferung verdankt. Endlich wenn durch mehrere Verse nichts als Namen von ganz unbekannten gefallenen genannt werden, dann hört auch der letzte Schein von Sicherheit auf, dasz wir hier die Namen lesen die der erste Dichter setzte. Man mag sich die Pietät der Rhapsoden gegen die homerischen Gedichte noch so grosz vorstellen, aber nimmermehr wird man doch glauben, dasz sie auch diese Verzeichnisse, die sich beliebig einschieben auslassen vermeh-

ren verändern ergänzen lieszen ohne irgend einen Einflusz auf die Sache, dasz sie diese mit unverbrüchlicher Treue überlieferten und hersagten. Bei mehreren derselben läszt sich mit so viel Evidenz als überhaupt in solchen Dingen möglich ist zeigen, dasz sie aus andern Theilen der Ilias zusammengestoppelt sind, die damals schon ihre jetzige Gestalt hatten. Auch die Kritiker, die die doppelte Anwendung eines Namens bei einem und demselben Dichter nur als Ausnahme statuieren und Homonymien als Spuren verschiedenen Ursprungs der betreffenden Theile anzusehn am meisten geneigt sind, auch diese werden einräumen dasz sich auf die in Verzeichnissen vorkommenden Homonymien gar keine Schlüsse bauen lassen.

Namen von Hauptpersonen der Ilias, besonders gangbare, sind hin und wieder auch andern Personen gegeben[13]). Ein Troer heiszt *Θόας* *Π* 311 (desgleichen ein Lemnierfürst *Ξ* 230, vielleicht *Ψ* 745), ein Grieche *Ἕλενος* **Ε* 707, ein Troer *Ὀϊλεύς* *Λ* 93, ein Lykier *Τληπόλεμος* **Π* 416. Wie der Sohn des Priamos und der Laothoë, den Achilleus tödtet *Υ* 85 *Χ* 50 (vermutlich derselbe *Γ* 333), heiszt auch Pandaros Vater *Λυκάων* *Β Δ Ε*. Wie Andromaches Vater heiszt auch ein Imbrier *Ἠετίων* *Φ* 43 und der Vater des Troers *Ποδῆς* *Ρ* 575—90.

Von den nicht überlieferten sondern willkürlich gewählten Namen unberühmter Personen kommen einige auch mehr als zweimal vor. *Πείσανδρος* ein Troer *Λ* 122—140, ein andrer Troer *Ν* 601—20, ein Myrmidone *Π* 193. *Μενάλιππος* ein Troer *Ο* 576, ein Grieche *Τ* 240 (und ein Troer in einem unten zu behandelnden Verzeichnis *Π* 695). *Χρομίος* (oder *Χρόμις*, Lehrs Arist. p. 280 Note) ein Sohn des Priamos *Ε* 160, ein Myser *Ρ* 218, 494, 534, ein Lykier **Ε* 677 (und in den beiden Verzeichnissen *Δ* 295 und *Θ* 275 worüber unten). *Κάλχας* ist ein *Θεστορίδης*, ein Grieche *Ἀλκμάων* *Μ* 394 gleichfalls, und *Θέστωρ* heiszt ein Troer *Π* 401. Ein Troer *Θόων* wird *Ε* 152 von Diomedes getödtet, ein andrer † *Λ* 422 von Odysseus, ein dritter *Ν* 545 von Antilochos (schon genannt *Μ* 140). Jener erste heiszt Sohn des *Φαίνοψ*. Sohn des *Φαίνοψ* heiszt noch ein andrer Troer *Φόρκυς* *Ρ* 312, es fehlte eben in beiden Stellen ein Versschlusz.

---

13) Die Homonymien mit Personen andrer Sagen hatte Aristarch notiert wegen *Αἴθρη Πιτθῆος θυγάτηρ* *Γ* 144 (s. Aristonicus mit Lehrs Bem.), vgl. Ariston. zu *Ε* 144, 705 *Μ* 139, 140, 193. Vgl. zu *Ζ* 130. Die Fragmente der aristarchischen Untersuchungen über Homonymien innerhalb der Ilias, die zunächst durch den doppelten Pylaimenes veranlaszt waren, sind nicht erheblich und können uns nicht fördern, da Aristarch in der Annahme von Homonymien viel zu weit gieng. Er sah zufällige Gleichheit des Namens auch da, wo theils absichtliche Entlehnung offenbar, theils von derselben Person die Rede ist. War er doch geneigt *Π* 175, wo ein Myrmidone als Sohn einer Tochter des Peleus genannt wird, nicht den Vater des Achilleus sondern einen Homonymen anzunehmen! Ebenso nahm er irrig zwei *Ἀρηΐθοος* an *Η* 10 und 138, wo das Epitheton *κορυνήτης* das an beiden Stellen steht, die Identität erweist. Auch den *Ἀμύντωρ Ὀρμενίδης* *Ι* 448 hält er für verschieden von dem *Κ* 266, vgl. dagegen Strabo IX p. 438 f.

E 152 *βῆ δὲ μετὰ Ξάνθον τε Θόωνά τε — Φαίνοπος υἷε·*
P 312 *Αἴας δ' αὖ Φόρκυνα δαΐφρονα — Φαίνοπος υἱόν.*

Endlich heiszt ein Abydener *Φαῖνοψ Ἀσιάδης* *P* 583. Fast alle diese Personen kommen nur éinmal vor.

Dasz ein Name von zwei Personen geführt wird, ist sehr häufig, auch diese sind meist nur éinmal genannte. Ich führe zuerst Beispiele an wo beide zu éiner Partei gehören.

Ἀστύνοος Tr. *E* 144	Tr. *O* 455
Μύδων Paphl. *E* 580	Pae. **Φ* 209
Μενέσθιος Gr. *H* 9	Myrm. *Π* 173
Ὄρμενος Tr. **Θ* 274	Tr. *M* 187
Ὀφελέστης Tr. **Θ* 274	Pae. **Φ* 210
Ἔννομος Tr. *Λ* 422	**P* 218
Πυλάρτης Tr. **Λ* 491	Tr. **Π* 696
Λαόγονος Tr. *Π* 604	Tr. *Υ* 460
Θερσίλοχος Tr. **P* 216	Pae. **Φ* 209
Ἠετίων Imbr. *Φ* 43	Tr. *P* 575.

Vielleicht ist auch *Δηικόων* *E* 534 homonym mit *Δημοκόων* *Δ* 499, beides Troer, vgl. die doppelte Lesart *Δημολέων* und *Δηιλέων* *Υ* 395.

Sodann Namen von Personen verschiedener Parteien.

Λαοδόκος Tr. *Δ* 87	Gr. *P* 699
Βῶρος Maeon. *E* 44	Gr. *Π* 177
Ὀρσίλοχος Gr. *E* 542	Tr. **Θ* 274
Κοίρανος Lyk. **E* 677	Gr. *P* 601
Νοήμων Lyk. **E* 678	Gr. *Ψ* 612
Τεύθρας Gr. **E* 705	Tr. *Z* 13
Ὀρέστης Gr. **E* 706	Tr. **M* 139, 193
Περίφας Gr. *E* 842	Tr. *P* 323
Ὀφέλτιος Tr. *Z* 20	Gr. **Λ* 302
Ἠιονεύς Gr. *H* 11	Thrak. *K* 435
Ἀγέλαος Tr. *Θ* 257	Gr. **Λ* 302
Αὐτόνοος Gr. **Λ* 301	Tr. **Π* 694
Δευκαλίων Gr. *N* 451	Tr. *Υ* 478
Καλήτωρ Gr. *N* 541	Tr. *O* 419
Ἀρηίλυκος Gr. *Ξ* 451	Tr. *Π* 308.

Unter allen bisher angeführten Homonymien habe ich keine bemerkt, die in der Wiederholung des Namens Reminiscenz des frühern Gebrauchs verräth, mögen auch manche wirklich durch Reminiscenz entstanden sein. Welche Grenzen sich ein Dichter der homerischen Zeit bei dem zwei- und mehrmaligen Gebrauch von Namen selbst zog, darüber werden die Ansichten sehr differieren. Ich bekenne dasz ich in keinem der angeführten Fälle die Nothwendigkeit einsehe, den doppelten Gebrauch des Namens einem und demselben Dichter abzusprechen. Diese Namen sind ohne Zweifel fast alle gewöhnlich gewesen, und ein Sänger der sein Gedicht nicht in einer Handschrift vor sich hatte und übersah, konnte sie in einer längern Dichtung für die wesenlosen Figuranten der groszen Schlachtscenen selbst ohne es zu wissen zwei-

mal brauchen, und wenn er es wuste, hatte er nur éinen Grund es zu unterlassen: wenn nemlich der Zwischenraum zwischen den beiden Stellen so gering war, dasz die Hörer sich bei der Wiederholung noch des frühern Gebrauchs erinnern musten. Dies ist der Fall, wenn es *Π* 345 heiszt *Ἰδομενεὺς δ' Ἐρύμαντα κατὰ στόμα νηλέι χαλκῷ | νύξε*, und siebzig Verse später ein Verzeichnis von Troern die Patroklos tödtet anfängt 415 *αὐτὰρ ἔπειτ' Ἐρύμαντα* —. Nach V suchte man diesem Uebelstande durch die Lesart *Ὀρύμαντα* an der ersten Stelle abzuhelfen, eine offenbare Correctur. Vielmehr ist auch hier klar, dasz dies Verzeichnis 415—17 nicht von dem Dichter der Patroklie sondern von einem spätern herrührt.

Ich komme nun zu den Homonymien, wo die Wiederholung offenbar durch Reminiscenz des frühern Gebrauchs entstanden ist, und selbst in diesem Fall können meiner Meinung nach zuweilen beide Stellen von einem und demselben Dichter herrühren. *Δ* 458 tödtet Antilochos einen Troer *ἐσθλὸν ἐνὶ προμάχοισι Θαλυσιάδην Ἐχέπωλον*. *Ψ* 296 heiszt es von der Stute *Αἴθη*: *τὴν Ἀγαμέμνονι δῶκ' Ἀγχισιάδης Ἐχέπωλος*, wo die Reminiscenz unverkennbar ist[14]). Möglicherweise hat auch die zweite Stelle ursprünglich gelautet *δῶκε Θαλυσιάδης Ἐχέπωλος* und *Ἀγχισιάδης* wäre dann Correctur. Aber wenn wir die beiden Stellen in ihrer ursprünglichen Fassung haben, sehe ich nicht warum sie nicht von einem und demselben herrühren können, der sich dann natürlich mit Bewustsein wiederholt haben müste.

Gewöhnlich wird man jedoch bei solchen Reminiscenzen mit mehr Wahrscheinlichkeit auf verschiedenen Ursprung der beiden Stellen schlieszen. *Θ* 114 und *Λ* 620 kommt ein Wagenlenker Nestors *Εὐρυμέδων* vor. Nun heiszt es von Agamemnons Pferden *Δ* 227 *καὶ τοὺς μὲν θεράπων ἀπάνευθ' ἔχε φυσιόωντας | Εὐρυμέδων, υἱὸς Πτολεμαίου Πειραΐδαο, | τῷ μάλα πόλλ' ἐπέτελλε παρισχέμεν* —. Niemand kann hier das Bedürfnis fühlen, den Namen dieses Dieners zu wissen, der nie wieder genannt wird (auch nicht *Λ* 273 wo Agamemnon auf seinen Wagen steigt *καὶ ἡνιόχῳ ἐπέτελλεν | νηυσὶν ἔπι γλαφυρῇσιν ἐλαυνέμεν* vgl. 283). Vermutlich hat ihn jemand in Erinnerung an jenen Wagenlenker Nestors eingeschoben, und um den Vers zu füllen ihm noch Vater und Groszvater gegeben.

Am häufigsten ist solche Entlehnung von Namen in Verzeichnis-

---

14) Dasz ein Name wie hier *Ἐχέπωλος* einmal mit Beziehung auf die Umstände gebraucht ist, das andre mal ohne Beziehung, hat nichts auffallendes. Auch die Namen *Ὁδίος* und *Νοήμων* kommen theils als bedeutende vor (s. oben) theils ohne Bedeutung. Die bedeutenden Namen, die zweimal mit derselben Beziehung gebraucht sind, *Πολύιδος Εὐρυβάτης* und *Ἰδαῖος Σκαμάνδριος*, habe ich oben erwähnt. Ob man auch eine solche Wiederholung einem und demselben Dichter zutrauen kann, lasse ich dahin gestellt, doch halte ich es bei den Gentilnamen durchaus nicht für unmöglich.

sen nachzuweisen. Hektor tödtet *E* 706 *ἀντίθεον Τεύθραντ', ἐπὶ δὲ πλήξιππον Ὀρέστην | Τρῆχόν τ' αἰχμητὴν Αἰτώλιον, Οἰνόμαόν τε.* Die Erinnerung an diese Stelle hat auch in einem andern Verzeichnis auf den Versschlusz *Ὀρέστην* den Versschlusz *Οἰνόμαόν τε* folgen lassen: *M* 139 *Ἄσιον ἀμφὶ ἄνακτα καὶ Ἰαμενὸν καὶ Ὀρέστην | Ἀσιάδην τ' Ἀδάμαντα Θόωνά τε Οἰνόμαόν τε.* Eine ähnliche Beziehung ist zwischen dem Verzeichnis der von Teukros getödteten Troer *Θ* 274 und der von Achilleus getödteten Paeoner *Φ* 209. *Θ* 274 *Ὀρσίλοχον μὲν πρῶτα καὶ Ὄρμενον ἠδ' Ὀφελέστην. Φ* 209 *ἔνθ' ἕλε Θερσίλοχόν τε Μύδωνά τε Ἀστύπυλόν τε | Μνῆσόν τε Θρασίον τε καὶ Αἴνιον ἠδ' Ὀφελέστην.*

In einer längern Erzählung werden drei Brüder des Priamos genannt *Κλυτίος* *O* 419 (vgl. 422), *Λάμπος* 526, *Ἱκετάων* 546 vgl. 554[15]), deren Söhne dort auftreten. Der Sohn des *Λάμπος* heiszt *Δόλοψ Λαμπετίδης* 525. Nun tödtet Hektor *Λ* 301 *Ἀσαῖον μὲν πρῶτα καὶ Αὐτόνοον καὶ Ὀπίτην | καὶ Δόλοπα Κλυτίδην καὶ Ὀφέλτιον ἠδ' Ἀγέλαον | Αἴσυμνόν τ' Ὦρόν τε καὶ Ἱππόνοον μενεχάρμην.* Ich zweifle nicht dasz dies Namenverzeichnis später ist als die Stelle im 15n Gesange, wo die Namen fest in die Erzählung verflochten sind. Ueberhaupt nehme ich bei allen Entlehnungen an, dasz die in der Erzählung vorkommenden also besser beglaubigten Namen die früheren, die in Verzeichnissen dagegen die entlehnten sind: falls nicht das Gegentheil aus andern Gründen hervorgeht. Dem Verfasser dieses Verzeichnisses im 11n Gesange haben die Namen jener Verwandten des Priamos im 15n vorgeschwebt, und er hat aus zweien derselben eine dritte Person zusammengesetzt um einen Vers zu füllen.

Nur ausnahmsweise erfahren wir dasz die Handschriften Spuren zeigten, wie unzuverlässig und schwankend die Ueberlieferung unbekannter Namen besonders in Verzeichnissen war[16]). Der Versschlusz *Αὐτόνοον καὶ Ὀπίτην* (oder *Ἀντίνοον* Lips.) wird als Variante auch angeführt in einem Verzeichnis von Troern die Patroklos tödtet: *Π* 694 *Ἄδρηστον μὲν πρῶτα καὶ Αὐτόνοον καὶ Ἔχεκλον | καὶ Πέριμον Μεγάδην καὶ Ἐπίστορα καὶ Μελάνιππον, | αὐτὰρ ἔπειτ' Ἔλασον καὶ Μούλιον ἠδὲ Πυλάρτην*[17]). Zwei dieser Namen sind aus dem 6n

15) Diese drei werden *Υ* 238 als Brüder des Priamos genannt, vermutlich eine Entlehnung aus *O*: *Λαομέδων δ' ἄρα Τιθωνὸν τέκετο Πρίαμόν τε | Λάμπον τε Κλυτίον θ' Ἱκετάονά τ' ὄζον Ἄρηος.* Der zweite Vers steht auch *Γ* 147 bei der Aufzählung der *δημογέροντες*, und dürfte dort wieder eine Interpolation aus *Υ* sein. 16) *Θ* 128 und 312 schwankten Zenodots Handschriften zwischen *Ἀρχέστρατος* und *Ἐρασίστρατος*. *Π* 468 führt A zu *Θρασύδημον* die Variante *Θρασύβουλον* an, in Villoisons Text steht gar *Θρασύμηλον*. *Υ* 395 war neben *Δημολέων* die Variante *Δηιλέων* (B). *P* 73 lasen einige statt *Κικόνων ἡγήτορι Μέντῃ* — *Πείρῳ* (V), offenbar eine Correctur um den Vers mit dem Katalog in Uebereinstimmung zu bringen, der keinen *Μέντης* aber einen Thrakerführer *Πείρως* hat 844. *N* 195 sollen nach V einige *Σχεδίος* statt *Στιχίος* geschrieben haben. 17) Fast ist man versucht in dem *Πέριμον Μεγάδην* einen Anklang zu finden an *Πριαμίδην Λ* 490 *Πριαμίδην*

Gesange entnommen, wo es erst in einem ausführlicher gefaszten Verzeichnis heiszt Z 33 Ἔλατον (sic) δὲ ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων (ἐνήρατο); dann Z 37 Ἄδρηστον δ' ἄρ' ἔπειτα βοὴν ἀγαθὸς Μενέλαος | ζωὸν ἕλε, welcher Ἄδρηστος dann Gegenstand einer längern Erzählung ist. Zwei andere sind aus dem 20n genommen, wo es von Achilleus heiszt Υ 472: ὁ δὲ Μούλιον οὖτα παραστὰς | δουρὶ κατ' οὖς· εἶθαρ δὲ δι' οὔατος ἦλθ' ἑτέροιο | αἰχμὴ χαλκείη· ὁ δ' Ἀγήνορος υἱὸν Ἔχεκλον | μέσσην κὰκ κεφαλὴν ξίφει ἤλασε κωπήεντι. Einige andere Namen des 20n Gesanges sind in einem andern Verzeichnis benutzt. Die Pylier ordnen sich Δ 195 ἀμφὶ μέγαν Πελάγοντα Ἀλάστορά τε Χρομίον τε | Αἵμονά τε κρείοντα Βίαντά τε ποιμένα λαῶν. Von den Troern die Achilleus tödtet sind zwei Söhne des Βίας Υ 460 und einer Sohn des Ἀλάστωρ 463. Dieser Ἀλάστωρ rief dem Verfasser des Verzeichnisses den Versschlusz ins Gedächtnis Ε 677 ἔνθ' ὅ γε Κοίρανον εἷλεν Ἀλάστορά τε Χρομίον τε. Dies sind Lykier welche Odysseus tödtet, und einer derselben heiszt auch Πελάγων Ε 695. Kurz alle Namen sind hier aus Υ und Ε zusammengeliehn, um die beiden Verse zu bilden, die äuszerst entbehrlich sind, nur Αἵμων ist zugesetzt.

Der Name Ἀλάστωρ kommt auch im griechischen Lager vor. Zweimal nemlich tragen einen gefallenen aus der Schlacht Μηκιστεὺς Ἐχίοιο πάις καὶ δῖος Ἀλάστωρ, Θ 333 den verwundeten Teukros, Ν 421 den getödteten Hypsenor. Eine von beiden Stellen ist natürlich nach der andern copiert, wie es scheint die zweite (Ν 418—23) nach der ersten. Nun heiszt es aber in einem ausführlichen Verzeichnis von Griechen, die von Troern getödtet werden, Ο 339 Μηκιστῆ δ' ἕλε Πουλυδάμας, Ἐχίον δὲ Πολίτης. Ich möchte eher glauben dasz diese Namen hier von den Freunden des Teukros entlehnt sind als umgekehrt [18]). Ein ähnliches Verhältnis findet zwischen folgenden zwei Stellen statt. Die erste ein Verzeichnis von Troern die von Griechen getödtet werden: Ξ 513 Φάλκην δ' Ἀντίλοχος καὶ Μέρμερον ἐξενάριξεν· | Μηριόνης δὲ Μόρυν τε καὶ Ἱπποτίωνα κατέκτα, | Τεῦκρος δὲ Προθόωνά τ' ἐνήρατο καὶ Περιφήτην. Im 13n Gesange tobt die Schlacht am meisten um die Troerführer Ν 791 Φάλκην Ὀρθαῖόν τε καὶ ἀντίθεον Πολυφήτην | Πάλμυν τ' Ἀσκάνιόν τε Μόρυν θ' υἷ' Ἱπποτίωνος. Hier wo zwei Verzeichnisse von ganz gleich geringer Authenticität einander gegenüberstehn, kann man auch nicht einmal vermuten welches das frühere war.

Aus allen diesen Homonymien geht weiter nichts hervor, als dasz in der Ilias öfter die Namen untergeordneter Personen aus andern Stellen entlehnt worden sind, ganz besonders zu bloszen Auf-

---

νόθον υἱόν, ἔπειτα δὲ Πάνδοκον οὖτα, | οὖτα δὲ Λύσανδρον καὶ Πύρασον ἠδὲ Πυλάρτην. 18) Μηκιστεύς sonst noch als Vater des Euryalos Β 566 Ψ 678, Ἐχίος Π 416 unter vielen von Patroklos getödteten Lykiern.

zählungen. Mitunter kann der Dichter von sich selbst entlehnt haben, gewöhnlich musz man annehmen dasz Rhapsoden die einzelne Theile vortrugen, andere ihnen bekannte benutzten. Keiner der angeführten Fälle aber enthält irgend eine Nöthigung, verschiedene Dichter für die gröszern Abschnitte vorauszusetzen in denen die betreffenden Stellen vorkommen. Denn wie bemerkt treten alle diese Personen nur auf um gleich wieder zu verschwinden, ohne irgendwie auf den Gang der Handlung influiert zu haben, sie bilden also niemals integrierende Theile der Erzählung. Wenn also auch viele solche Stellen die sich gegenseitig voraussetzen, nicht haben 'aus einem Munde kommen können', was folgt daraus, so lange die Thatsache einer langen mündlichen Ueberlieferung unbestritten bleibt? Nichts als was wir schon ohnedies wissen: nemlich dasz die Ilias durch diese Ueberlieferung zahlreiche aber unwesentliche Veränderungen erfahren hat.

Auch die von Lachmann in den Betrachtungen über die Ilias S. 77 zusammengestellten Homonymien kann ich nur nach der bisher befolgten Methode beurtheilen. *P* 347 (es ist von dem Griechen Lykomedes die Rede): *στῆ δὲ μάλ' ἐγγὺς ἰών, καὶ ἀκόντισε δουρὶ φαεινῷ, | καὶ βάλεν Ἱππασίδην Ἀπισάονα, ποιμένα λαῶν, | ἧπαρ ὑπὸ πραπίδων, εἶθαρ δ' ὑπὸ γούνατ' ἔλυσεν.* *Λ* 577 (es ist von Eurypylos die Rede): *στῆ ῥα παρ' αὐτὸν ἰών, καὶ ἀκόντισε δουρὶ φαεινῷ, | καὶ βάλε Φαυσιάδην Ἀπισάονα, ποιμένα λαῶν, | ἧπαρ ὑπὸ πραπίδων, εἶθαρ δ' ὑπὸ γούνατ' ἔλυσεν.* *N* 411 (es ist von Deiphobos die Rede): *ἀλλ' ἔβαλ' Ἱππασίδην Ὑψήνορα, ποιμένα λαῶν, | ἧπαρ ὑπὸ πραπίδων, εἶθαρ δ' ὑπὸ γούνατ' ἔλυσεν.* Gewis konnten diese Stellen nicht aus éinem Munde kommen. Aber das berechtigt noch nicht zu dem Schlusse dasz die drei Gesänge von verschiedenen Dichtern sind, von denen etwa einer das Lied des andern kannte und Verse daraus mit beliebiger Modification dem seinigen einfügte. Sondern auch hier ist die natürlichste Vorstellung, dasz Rhapsoden die die betreffenden Abschnitte gesondert vortrugen, sich die Freiheit nahmen kleine Episoden aus andern ihnen ebenfalls bekannten Theilen des Gedichts einzuschalten; denn alle diese Stellen sind für die Erzählung ganz entbehrlich, haben wenig mehr Authenticität als blosze Verzeichnisse, können also sehr wol in die übrigens fertigen Gedichte nachträglich eingeschoben sein.

Die Namen der Helden dieser drei kleinen Episoden sind natürlich nicht überliefert sondern willkürlich gewählt. Wenn nun bei dergleichen ganz unbekannten und unbedeutenden Personen der Name des Vaters mitgenannt wird, so kann dies kaum einen andern Zweck haben als den Vers zu füllen. Z. B. unter den Anführern der Myrmidonenschaaren wird als fünfter *Ἀλκιμέδων* genannt: *Π* 197 *πέμπτης δ' Ἀλκιμέδων Λαέρκεος υἱὸς ἀμύμων.* Derselbe heiszt *P* 467 *Ἀλκιμέδων υἱὸς Λαέρκεος Αἱμονίδαο.* Hier ist doch sonnenklar dasz mindestens *Λαέρκης* aus dem Stegreif zum *Αἱμονίδης* gemacht ist, weil ein Versschlusz fehlte. Solche Patronymica, die einen Dactylus mit

Aufsilbe – ⏑ ⏑ – bilden, sind mit Vorliebe gewählt worden, wie *Πειραΐδης Δ* 228, *Φραδμονίδης Θ* 257, *Βουκολίδης Ο* 338, *Μαστορίδης Ο* 438 (*β* 158), *Ἀκτορίδης Π* 189, *Μαιμαλίδης Π* 194, *Εὐρυμίδης ι* 509, *Ὑλακίδης ξ* 204, *Ὀρμενίδης ο* 404, alle bei unbekannten Personen. *Ξ* 511 *Αἴας ῥα πρῶτος Τελαμώνιος Ὕρτιον οὖτα | Γυρτιάδην* scheint das Patronymicum durch blosze Digammierung aus dem Namen gebildet zu sein. Zu dieser Classe gehört auch *Ἱππασίδης*, *Φαυσιάδης*.

Hippasiden kommen im 11n Gesang zwei vor, die von Odysseus getödteten Brüder *Σῶκος* und *Χάροψ Λ* 426. Der Name des Vaters ist an dieser Stelle durch mehrere Wiederholungen einigermaszen gesichert *ὁ δ' ἄρ' Ἱππασίδην Χάροπ' οὔτασε δουρί* 426, *ἢ δοιοῖσιν ἐπεύξεαι Ἱππασίδῃσιν* 431, *ὦ Σῶχ' Ἱππάσου υἱέ* 451. Aus demselben Gesang ist der von Eurypylos getödtete *Φαυσιάδης Ἀπισάων* 578. Dasz zwei Namen die an einer längern Stelle getrennt vorkommen, an einer andern verbunden worden sind um einen dritten zu bilden, habe ich von dem *Δόλοψ Κλυτίδης* gezeigt. Und so könnte möglicherweise auch der *Ἱππασίδης Ἀπισάων P* 348 von einem Rhapsoden aus jenen beiden Söhnen des *Ἵππασος* und dem *Φαυσιάδης Ἀπισάων* gebildet sein. Doch ebensowol kann man glauben dasz die eine Stelle genau nach der andern wiederholt war, und dasz die Patronymica erst durch Correctur verschieden geworden sind, als man die beiden Stellen in der Handschrift des ganzen Gedichts las und die Unmöglichkeit einsah bei dieser doppelten Homonymie sich verschiedene Personen zu denken. Auf gleiche Weise könnte in die dritte Stelle *N* 411 *Ὑψήνορα* statt *Ἀπισάονα* hineincorrigiert sein.

Anders dagegen ist es mit den beiden Stellen, in denen der Phoker *Σχεδίος* von Hektor getödtet wird, *O* 515 und *P* 306. *O* 515 *ἔνθ' Ἕκτωρ μὲν ἕλε Σχεδίον Περιμήδεος υἱόν, | ἀρχὸν Φωκήων, Αἴας δ' ἕλε Λαοδάμαντα. P* 306 tödtet Hektor *Σχεδίον μεγαθύμου Ἰφίτου υἱόν, | Φωκήων ὄχ' ἄριστον, ὃς ἐν κλειτῷ Πανοπῆι | οἰκία ναιετάασκε πολέσσ' ἄνδρεσσιν ἀνάσσων* [19]). Hier sehe ich keine Spur von Reminiscenz oder Entlehnung, vielmehr scheinen die beiden Stellen ganz unabhängig voneinander entstanden zu sein. Die Verfasser beider haben einen Phoker *Σχεδίος* gekannt, der wol durch die Sage überliefert war, Strabo und Pausanias sahen sein Grab [20]). In der Angabe des Vaternamens aber folgten sie entweder verschiedenen Sagen, oder er war nicht überliefert und sie bildeten ihn nach Belieben. Das Schicksal des *Σχεδίος* füllt in der ersten Stelle anderthalb Verse (in einem ausgeführten Verzeichnis), in der zweiten sechs, übrigens kommt der Name nicht vor: also auch hier ist keine Veranlassung

---

19) Der Katalog stimmt mit *P*: 517 *αὐτὰρ Φωκήων Σχεδίος καὶ Ἐπίστροφος ἦρχον, | υἱέες Ἰφίτου μεγαθύμου Ναυβολίδαο*. Diesen *Ἐπίστροφος* kennt die Ilias nicht: Aristarch nahm auch hier Homonymie an, s. Aristonicus zu der Stelle und zu *O* 515. 20) Strabo IX p. 424 f. Paus. X 36.

diese kleinen Episoden als Theile des ursprünglichen Gedichts anzusehen.

Ich komme endlich zu dem berüchtigten Paphlagonier *Πυλαιμένης*, der *E* 576 von Menelaos getödtet wird und *N* 658 hinter der Leiche seines von Meriones getödteten Sohnes *Ἁρπαλίων* hergeht, 'nimis cito fati sui oblitus', sagte Wolf Prolegg. 133. Die Alexandriner suchten durch Correctur oder Athetese den Widerspruch zu tilgen [21]). Aber eine solche Kritik können wir überhaupt nicht mehr üben. Sie beruht auf der Voraussetzung eines Urtextes, der im ganzen durchaus die Worte des ersten Dichters enthält und nur durch verhältnismäszig geringe Interpolationen entstellt ist. Diese Voraussetzung haben wir durch Wolf verloren, und müssen daher diese und alle ähnlichen Stellen stehen lassen, als Spuren der Unordnungen, welche die unvermeidliche Folge einer langen mündlichen Ueberlieferung waren.

Die beiden Kataloge habe ich bis jetzt unberücksichtigt gelassen, weil sie auf die Beantwortung der hier behandelten Fragen keinen Einflusz haben. Denn wie auch immer die Ilias entstanden sein mag, diese Theile gehören gewis zu den zuletzt entstandenen, sie setzen das vorhandensein des gröszern Gedichts wenigstens der Hauptmasse nach voraus. Deshalb können aber immerhin kleine Stellen in die Ilias nachträglich eingeschoben sein, welche wieder später sind als die Kataloge. Für eine solche halte ich das Namensverzeichnis im 16n Gesange *P* 216—218, obwol der Katalog das vorhandensein gerade dieses Gesanges im ganzen voraussetzt. Denn drei Führer der Bundesgenossen die er nennt, kommen eben nur in *P* vor: *Ἱππόθοος* der Sohn des Pelasgers *Λῆθος* aus Larissa *P* 288—318 (als Führer der Pelasger *B* 840 ff.); *Φόρκυς* Sohn des *Φαίνοψ* *P* 312—18 (als Führer der Phryger *B* 862); *Χρόμιος* *P* 494, 534 (als Führer der Myser *B* 858 *Χρόμις*). Jenes Verzeichnis enthält auszer diesen dreien noch zwei andere, die gleichfalls nur der Katalog nennt: *Μέσθλης* (als Führer der Maeoner *B* 864) und *Ἔννομος οἰωνιστής* (als Führer der Myser *B* 858). Die Stelle lautet: *P* 215 *ὤτρυνεν δὲ (Ἕκτωρ) ἕκαστον ἐποιχόμενος ἐπέεσσιν,* | *Μέσθλην τε Γλαῦκόν τε Μέδοντά τε Θερσίλοχόν τε* | *Ἀστεροπαῖόν τε Δεισήνορά θ' Ἱππόθοόν τε* | *Φόρκυν τε Χρομίον τε καὶ Ἔννομον οἰωνιστήν.* | *τοὺς ὅ γ' ἐποτρύνων ἔπεα πτερόεντα προσηύδα.* | [220] «*κέκλυτε, μυρία φῦλα περικτιόνων ἐπικούρων.*» Da

21) Zenodot corrigierte *N* 643 *Κυλαιμένεος* statt *Πυλαιμένεος* Eustath. 953, 4; Aristarch und Aristophanes strichen die anstöszigen Verse 658, 59, aber Aristarch hält doch eine Homonymie für möglich! Der spaszhafteste Versuch die Schwierigkeit zu lösen war die Aenderung *μετὰ δ' οὔ σφι πατὴρ κίε δάκρυα λείβων* statt *μετὰ δέ σφι*. Der Katalog kennt nur den Pylaimenes als Paphlagonierführer *B* 851. In der Erklärung des doppelten Pylaimenes trifft übrigens Grotes Theorie genau mit der Lachmannschen zusammen, da auch Grote für den 5n und 13n Gesang verschiedene Verfasser annimmt.

nun die Aufzählung der Namen hier höchst überflüssig erscheint, so ist es wol wahrscheinlicher dasz dies Verzeichnis erst mit Benutzung des Katalogs compiliert und nachträglich eingeschoben ist als dasz der Verfasser des Katalogs die beiden *Μέσθλης* und *Ἔννομος οἰωνιστής* von hier entlehnt hat. Die übrigen auszer *Γλαῦκος* und *Ἀστεροπαῖος* (*M* 102 *P* 351 ff. *Φ* 140 ff.) sind ganz unbekannt, von *Μέδων* und *Θερσίλοχος* gibt es Homonyma, der Name *Δεισήνωρ* steht nur hier.

Eine Angabe des troischen Katalogs scheint aus zwei Stellen der Ilias durch den schon mehrfach beobachteten Process zusammengeschmolzen zu sein. Nemlich *Λ* 329 tödtet Diomedes *υἷε δύω Μέροπος Περκωσίου, ὃς περὶ πάντων* | [330] *ᾔδεε μαντοσύνας οὐδὲ οὓς παῖδας ἔασκεν* | *στείχειν ἐς πόλεμον φθισήνορα. τὼ δέ οἱ οὔ τι* | *πειθέσθην· κῆρες γὰρ ἄγον μέλανος θανάτοιο.* Ihre Namen werden nicht genannt. *E* 612 tödtet Aias einen *Ἄμφιος*, Sohn des *Σέλαγος* aus *Παισός*. Nun heiszt es im Katalog *B* 828 *οἳ δ' Ἀδρήστειάν τ' εἶχον καὶ δῆμον Ἀπαισοῦ* | *καὶ Πιτύειαν ἔχον καὶ Τηρείης ὄρος αἰπύ*, | [830] *τῶν ἦρχ' Ἄδρηστός τε καὶ Ἄμφιος λινοθώρηξ*, | *υἷε δύω Μέροπος Περκωσίου* usw. wie in *Λ*. Der auch sonst gangbare Name *Ἄδρηστος* ist ohne Zweifel wegen *Ἀδρήστεια* gewählt.

Sogar eine Reminiscenz aus dem griechischen Katalog enthält der troische:

B 517 *αὐτὰρ Φωκήων Σχεδίος καὶ Ἐπίστροφος ἦρχον.*
856 *αὐτὰρ Ἀλιζώνων Ὀδίος καὶ Ἐπίστροφος ἦρχον.*

Der Führer der Alizonen *Ὀδίος* ist aus *E* 39 genommen, und der Anklang des Namens an *Σχεδίος* hat die Wiederholung des dortigen Versschlusses herbeigeführt. Die beiden *Ἐπίστροφος* kommen nicht vor und sind eben nur da um den Vers zu füllen.

Die Odyssee hat in ihren eignen Grenzen wenig Homonymie, weil die Zahl der Namen dort verhältnismäszig gering ist und Nebenpersonen häufig ungenannt bleiben [22]). Auch die Homonymien zwischen Odyssee und Iliade finde ich nicht zahlreich, und die meisten zeigen keine Spur einer Entlehnung des einen Gedichts vom andern, sondern erscheinen durchaus zufällig. *Ἄρητος* heiszt ein Troer *P* 494, ebenso ein Sohn Nestors *γ* 414, 440; *Λαέρκης* der Goldschmidt in Pylos *γ* 425 wie der Vater des Myrmidonen *Ἀλκιμέδων Π* 497 *P* 467; *Λειώκριτος* ein Freier und ein Grieche *P* 344; *Μέδων* (auszer einem Troer **P* 216) der Bastard des Oïleus und der Herold in Odysseus Hause; *Νοήμων* (auszer einem Lykier **E* 678) ein Freund des

22) Ausführlich hat darüber Immanuel Bekker gesprochen in den Monatsberichten der berliner Akademie 1842, 2 Mai. Von 108 Freiern werden nur 15 genannt, von Odysseus Leuten vier: Eurylochos, Elpenor, Polites *κ* 224, Perimedes *λ* 23: 'nicht genannt werden die Herolde, die Kundschafter, die vom Kyklopen und der Skylla gefressenen, mit einer einzigen Ausnahme ganz auszer der Reihe *β* 19' usw.

Antilochos Ψ 612 und ein Freund des Telemachos [23]); *Πολίτης* ein Sohn des Priamos und ein Gefährte des Odysseus κ 224. '"*Αντιφος*' sagt I. Bekker in der angef. Vorlesung S. 129 'ist dreifach in der Ilias und zwiefach in der Odyssee.' Von jenen drei in der Ilias sind übrigens zwei nur in den Katalogen, *Β* 678 ein Grieche und 865 ein Maeoner, so dasz nur éine reelle Persönlichkeit übrig bleibt, ein Sohn des Priamos *Δ* 489 *Λ* 101, 109; in der Odyssee wird der Sohn des *Αἰγύπτιος* "*Αντιφος* nur genannt *β* 19, aus welcher Stelle derselbe Name für einen andern Ithakesier *ρ* 68 entlehnt sein könnte. '*Πόλυβος*' fährt Bekker fort 'heiszt in der Ilias ein Sohn des Antenor *Λ* 59, in der Odyssee der Vater des Eurymachos *α* 399 und öfter, der aegyptische Thebaner der Helena beschenkt *δ* 126, der Verfertiger des Balles der phaeakischen Tänzer *ϑ* 373, und endlich in der Mnesterophonie ein Freier, Personen also, die allesamt auf ein eignes und festbegrenztes Dasein in der Sage geringen Anspruch machen, auch so vertheilt sind über das Gedicht dasz frei steht anzunehmen, die ohnehin deutlich gesonderten Theile, denen sie angehören, seien ursprünglich gar keine Theile gewesen, sondern haben für sich bestanden, unbekümmert um einander.' Diesem und ähnlichen Schlüssen kann ich überall nicht folgen. Je weniger jene Personen auf ein eignes Dasein in der Sage Anspruch machen, um so weniger sehe ich ein, mit welchem Recht man annimmt dasz sie schon in dem ursprünglichen Gedicht enthalten gewesen sind. Weit natürlicher erscheint es, sie auf Rechnung der mündlichen Ueberlieferung zu setzen, von der nicht bezweifelt werden kann, dasz sie für ihre Ausdichtungen Namen des ursprünglichen Gedichts entlehnt hat. Auf Rechnung der mündlichen Ueberlieferung ist es auch zu setzen, dasz Personen die sich in den frühern Gesängen ohne Namen behelfen, in den spätern dazu gelangen (ebd. S. 131) — falls nemlich dabei etwas auffallendes ist.

Auch dieselben Patronymica sind für verschiedene Personen der beiden Gedichte gebraucht worden. Der Freund des Telemachos *Πείραιος* ist ein *Κλυτίδης* ο 540 wie der Troer *Δόλοψ* *Λ* 302 [24]), der Greis '*Αλιϑέρσης* ist ein *Μαστορίδης* *β* 158 *ω* 451 wie der Grieche

23) Der Name ist in der Odyssee bedeutend (*β* 386 *δ* 630), in der Ilias nicht. Dies ist bei Homonymien aus einem Gedicht ins andere öfter der Fall, wie bei *'Αγχίαλος*, *Εὐρύαλος*, *'Ονήτωρ* die alle in der Odyssee absichtlich gewählt sind, in der Ilias absichtslos, um so weniger ist an Reminiscenz oder Entlehnung zu denken. Am wenigsten, wenn in der Ilias *P* 40 die Frau des Panthoos, in der Odyssee *γ* 282 der Steuermann des Menelaos den gleichen Namen *Φρόντις* führen.
24) Dasz dieser *Πείραιος Κλυτίδης* auch *Κλυτίος* zu heiszen scheint *π* 327, wie Bekker sagt, kann ich nicht finden. Denn da er ein Altersgenosse des Telemachos ist, so hat er ohne Zweifel ebenso wenig ein eignes Haus als dieser, sondern wohnt in dem seines Vaters. Dorthin bringen also die Freunde des Telemachos dessen Geschenke *π* 327. Das Vaterhaus kann aber auch das des Sohnes genannt werden, daher sagt Telemachos zu *Πείραιος* ο 542 *ἐν δώμασι σοῖσιν*.

Λυκόφρων *O* 430, Eumaeos Vater *Κτήσιος* ist ein *Ὀρμενίδης* *ο* 414 wie *Ἀμύντωρ* *I* 448 *K* 266.

Dasz die Odyssee Namen aus der Ilias entlehnt hat, wird sich kaum jemals mit einiger Sicherheit beweisen lassen; eher dürften einige Personen aus dem einen Gedicht in das andere herübergenommen sein, von denen es nicht wahrscheinlich ist dasz sie schon in der Sage vorkamen. So der Herold des Odysseus, den die Ilias *Εὐρυβάτης* nennt, unter demselben Namen wird er einmal in der Odyssee erwähnt *τ* 247. Auch bei der in beiden Gedichten vorkommenden Familie des *Διοκλῆς* von *Φηραί* dürfte eine Entlehnung wahrscheinlicher sein als eine gemeinsame Ueberlieferung. Seine Söhne fallen vor Troia *E* 541—560, in der Odyssee übernachtet Telemachos bei ihm *γ* 488—490 = *ο* 186—188; in dem Hause seines Vater *Ὀρσίλοχος* *E* 547 ist Odysseus als junger Mann gewesen *φ* 16—21 [25]).

Ob aber in solchen Fällen die Odyssee aus der Ilias entlehnt hat oder umgekehrt, das ist nicht zu entscheiden, denn wenn auch die Ilias im ganzen älter ist als die Odyssee, so wird doch niemand behaupten wollen, dasz alle Stellen der Ilias älter seien als alle Stellen der Odyssee. Wenn auch Bekkers Bemerkung dasz der Name *Μέντης* durch Entlehnug beiden Gedichten gemeinsam geworden sei, richtig ist: so folgt daraus noch nicht dasz er früher in der Ilias gewesen sei als in der Odyssee. Bekker sagt (a. a. O. S. 130): 'dagegen ist Reminiscenz oder Nachbildung nicht zu verkennen, wo der Name Mentes in die Odyssee eingeführt wird gerade auf dieselbe Weise, in denselben grammatischen und metrischen Formen, wie er eingeführt ist in die Ilias: dort (*α* 105) erscheint Athene *εἰδομένη ξείνῳ Ταφίων ἡγήτορι Μέντῃ*· hier ist (*P* 73) Apollon erschienen *ἀνέρι εἰσάμενος Κικόνων ἡγήτορι Μέντῃ*. Auch für den Vater des Mentes ist der Name Anchialos aus der Ilias genommen *E* 609, wo er gepaart steht mit einem nicht unähnlichen *Μενεσθῆν Ἀγχίαλόν τε*.' Wenn es der Mühe lohnt bei so höchst zweifelhaften Dingen die Wahrscheinlichkeiten abzuwägen, so möchte die Annahme dasz die Ilias hier aus der Odyssee entlehnt hat, sich noch eher empfehlen als die umgekehrte. Denn der Vers *α* 105 ist unentbehrlich und sein Wortlaut einigermaszen gesichert durch *α* 180 f. (vgl. 418 f.); dagegen *P* 73 ist entbehrlich, da Apollon sich hier ebenso wenig zu verwandeln braucht als *O* 243; jedenfalls war er beliebig, da dieser *Μέντης*, in den Apollon sich verwandelt, sonst nicht vorkommt (weshalb auch einige *Πείρῳ* statt *Μέντῃ* corrigierten). Auch bei der Stelle *E* 609 könnte Entlehnung aus der Odyssee stattgefunden haben, wenn dort nicht vielmehr der Zufall gewaltet hat.

Die von Bekker in einer (meines wissens nicht gedruckten) frü-

---

25) Der Name *Ὀρσίλοχος* noch in der Erzählung des Odysseus als Sohn des Idomeneus *ν* 260.

hern Vorlesung berührte ursprüngliche 'Einerleiheit der Namen Mentes und Mentor' halte ich auch für wahrscheinlich.

Schlieszlich noch ein Wort über die Familie des Dolios, in die Bekker Homonymie wünschen möchte. Der ungetreue Knecht Melanthios und die freche Magd Melantho, beide heiszen Kinder des Dolios des treuen alten Dieners. 'In diesen Namen und dieser Verwandtschaft liegen Motive von ungemeiner Stärke und Ergiebigkeit. Wie sind sie ausgebeutet? Nicht zu dem kürzesten Epiphonem des Dichters, nicht zu dem flüchtigsten Wink seitens der handelnden von irgend einem Bewustsein ihrer eignen Verhältnisse' usw. Ich bemerke hiezu folgendes. Dasz Melanthios der ungetreue Ziegenhirt, der einen kaum zu entbehrenden Gegensatz zu den getreuen Sau- und Rinderhirten bildet, zur ursprünglichen Erzählung gehört hat, scheint mir unzweifelhaft. Er wird zweimal Sohn des *Δολίος* genannt ϱ 212 χ 159, und dieser Name war vielleicht als ein bedeutender gewählt. Ob schon der erste Dichter die Idee gehabt hat, eine ungetreue Magd *Μελανθώ* zu nennen und ebenfalls zur Tochter des *Δολίος* zu machen, das kann nicht mehr mit Sicherheit behauptet werden; denn ihr Name und ihre Abstammung beruht nur auf σ 321—326 und τ 65. Die Persönlichkeit des *Δολίος* aber ist ganz problematisch und könnte gar wol erst später dem Namen angebildet worden sein. Denn sie beruht auf dem Schlusz der Odyssee, den seit Aristophanes und Aristarch kein rationeller Vertheidiger ihrer Einheit als Theil des ursprünglichen Gedichts betrachtet hat, und auf der Stelle δ 735—741, die sich mit dem 24n Gesange nicht recht vereinigen läszt, die sehr wol eingeschoben sein, oder in der der Name *Δολίος* einem andern substituiert sein kann.

Königsberg. *Ludwig Friedländer.*

52.

Alkibiades der Staatsmann und Feldherr. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Gustav Friedrich Hertzberg. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1853. IX u. 360 S. gr. 8.

Man kann der griechischen Alterthumswissenschaft in Deutschland gewis nicht vorwerfen, dasz sie überhaupt die politische Seite des hellenischen Lebens vernachlässigt habe; das wäre bei den nun jahrhundertelangen Bemühungen deutscher Philologie um Griechenland und bei ihrem Streben nach universaler Erkenntnis dieser untergegangenen Welt schon a priori undenkbar, und ein Blick auf die lange Reihe weiterer und engerer Untersuchungen gibt die schlagendste factische Wiederlegung. Aber ebenso gewis kann nur verblendetes Vorurtheil leugnen, dasz wir von einer wahrhaft lebendigen und his-

torischen Erkenntnis dieser Seite, die zwar nicht der Culminationspunkt, vielleicht auch nicht das Centrum der griechischen Cultur, jedenfalls aber ihre allumfassende Peripherie ist, noch weit entfernt sind. Gewis hat die Erforschung des griechischen Alterthums noch andere, höhere Ziele, culturgeschichtliche Lebensbilder ihrer Hauptperioden oder ihres ganzen Ganges, wie sie der gröste Forscher auf diesem Gebiet, Boeckh, als letztes Postulat bezeichnet hat; aber bis wir zu einer Annäherung an diese, zu denen allerdings manche Symptome und Bestrebungen hindrängen, gelangen können, sind die einzelnen Disciplinen noch vielfach durchzuarbeiten und der Gewinn im Lichte des zu schaffenden ganzen zu sichten. Für die politische Seite fehlt bekanntlich in der deutschen Wissenschaft eine ausgeführte Darstellung von anerkanntem Werth — denn auch Kortüms neustes Werk wird man eine solche nicht nennen —; unsre hier einschlagenden Einzelschriften gehen nach vier Gesichtspunkten auseinander: sie behandeln entweder Localgeschichten oder bestimmte Perioden der allgemein-hellenischen Historie oder einzelne Punkte der politischen Antiquitäten oder es sind Biographien, und zwar so dasz sie entweder nur das Material kritisch sichten wollen oder — der ungleich seltnere Fall — sich zu abgerundeter Darstellung erheben. Zu den letzteren gehört die vorliegende Schrift, ein Grund mehr sie eingehender zu würdigen. Die Gefahren der biographischen Behandlung einer geschichtlichen Persönlichkeit hat sich der Vf. zum Theil nicht verhehlt; sie liegen vor allem darin, dasz eine solche auf einer Reihe von Voraussetzungen sich auferbauen musz, die doch in Wirklichkeit bei dem Leser nicht immer zu finden sind. Das Einzelbild hebt sich ab von einem allgemeinen Zusammenhang, der nur angedeutet werden darf; wird auf ihn tiefer eingegangen, so trübt sich leicht die Anschauung des persönlichen Lebens, das doch der Schwerpunkt bleiben musz; fehlt er ganz, so verliert die Darstellung ihren wahrhaft historischen Halt und Werth. Diese Bedenklichkeiten können nun wachsen oder abnehmen je nach der Wahl des Gegenstandes; bei Alkibiades scheinen sie mir zwar vorhanden, aber doch verhältnismäszig in geringerem Masze: denn es scheiden sich ziemlich scharf die beiden Hälften des peloponnesischen Kriegs, wo Alkibiades politisch unbetheiligt ist, und wo direct oder indirect alle Hauptzüge der Entwicklung auf ihn sich beziehen; die Auswahl der letztern ist aber nicht allzu schwierig, und hat darin der Vf. auch nur selten Misgriffe gethan. An die Stelle dieser mehr äuszeren Schwierigkeiten treten freilich in einer Biographie des Alkibiades ganz andere innere, die aus der Natur des Helden entspringen und auf die wir zurückkommen müssen.

Zunächst ist die Arbeit des Vf., der sich schon früher durch eine brauchbare Skizze 'de rebus Graecorum inde ab Achaici foederis interitu usque ad Antoninorum aetatem' (Halle 1851) bekannt gemacht hat, als ein sehr dankenswerther Beitrag zur griechischen Geschichte zu begrüszen, als ein erfreulicher Versuch das historische Material

in lebendigen Flusz zu bringen, kühle Untersuchung mit warmem Interesse für den geschilderten Gegenstand zu paaren, nicht bei dem kritischen Unterbau stehn zu bleiben, sondern zu einer Gestaltung vorzudringen. Und dies Lob ist nicht gering anzuschlagen, wenn wir nicht, freiwillig auf dies Ziel aller historisch-philologischen Forschung verzichtend, uns mit der Arbeit des Sisyphos begnügen wollen, die bei immer erneutem Anfang von unten nie zur Umschau auf der Höhe gelangt, die nur den Schweisz kennt, nicht den Genusz.

Zugleich tritt aber in der gewählten Methode das subjective Element, das eigne und freie ungleich stärker hervor als in bloszer Zusammenstellung der Tradition oder in ausschlieszlich kritischer Untersuchung; denn so sehr immer und mit Recht die Scheu vor 'Hypothesen' (Vorr. S. VI) den Vf. bei seiner Arbeit begleitet haben mag, das 'quellenmäszige Rüstzeug' reicht doch weder bei dem zu ziehenden Facit noch bei einzelnen Fragen, namentlich nach ihrer inneren Seite aus, und der weitere Ausbau solcher Lücken wird zur Nothwendigkeit; auch dem Vf. ist dies bei allem Streben nach Objectivität in Inhalt und Form öfter begegnet, als er vielleicht selbst denkt und zugeben wird. Wie wären auch ohne diese ergänzende und darum wieder durchaus positive Behandlung unsre grösten philologisch-historischen Werke möglich gewesen? Zumal aber in dieser Periode der griechischen Geschichte und selbst für die Lebensverhältnisse des Alkibiades, wiewol diese bisher noch keine umfassende Bearbeitung erfahren haben, steht es auszer Zweifel, dasz die eigentlich kritische Untersuchung, wenn sie auch keineswegs als geschlossen zu betrachten ist, doch bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft ungleich weniger Raum mehr hat als eine lebendige Verarbeitung und echt historische Durchdringung des möglichst gesichteten Materials. Dasz jene philologischen Fundamente groszentheils gelegt sind, davon gibt die Arbeit des Vf. selbst den schlagendsten Beweis, die in den Fragen über Werth und Verhältnis der Quellen, über chronologische und genealogische Punkte, über alle in das Gebiet der Antiquitäten einschlagende Fragen, ja über die zweifelhaften Stellen im Gange des Kriegs wie im Leben des Alkibiades, kaum der äuszern und kritischen Forschung wesentlich neue Resultate und Gesichtspunkte zuführt, sondern — übrigens selbstverständlich neben vollständiger Kenntnis und Benutzung der Quellen — gestützt auf vorhandene Leistungen und den umfänglichen Gebrauch der ausgedehnten und zerstreuten Arbeiten unsrer Philologie, mit emsigmühsamem und gewissenhaftem Fleisz wie mit selbständiger Wahl, Einsicht und Geschmack aus dem fragmentarischen ein relativ ganzes herzustellen sucht. Und, wie gesagt, es könnte nur eine engherzig-philologische Einseitigkeit, von der wir in Deutschland immer weiter abkommen, leugnen dasz darin mindestens auch eine die Wissenschaft und die Erkenntnis der antiken Welt fördernde Leistung liegen kann. Denn jedes wahrhaft ganze, jede Composition, und mögen einzelne Partien weniger ausgeführt oder gar nur angedeutet sein, behält

gegenüber dem vereinzelten und fragmentarischen, auch wenn dies minutiöser durchgearbeitet sein sollte, ihr Recht und ruft nicht blosz die Arbeiten gröszeren Wurfs sondern auch die Akribie enger abgesteckter Leistungen zur wetteifernden Nachfolge oder zur Ausfüllung der Lücken auf.

Ist aber der bezeichnete Standpunkt in der That derjenige, von dem aus die vorliegende Arbeit zu betrachten und zu würdigen ist, so haben wir dieselbe, mehr von praktischen als streng logischen Gründen dabei geleitet, im wesentlichen nach drei Seiten, die wieder eng untereinander zusammenhängen, zu betrachten: nach Form und Darstellung, in Bezug auf die zu Grunde liegende Auffassung des Alkibiades im allgemeinen und in Betreff der Disponierung des Stoffs und einzelner Punkte im Gang der Untersuchung. Ich brauche dabei kaum zu bevorworten, dasz ich nichts weniger als erschöpfen, d. h. weder alles was mir löblich, noch alles was mir antastbar erscheint, hier besprechen kann; Vf. und Leser mögen die folgenden Bemerkungen nur als eine kleine Beisteuer desultorischer Randglossen, hervorgegangen aus lebhafter Theilnahme an der bemerkenswerthen Arbeit, hinnehmen. Auf einzelne Punkte tiefer einzugehn, wird sich vielleicht gelegentlich andrer Anlasz im Zusammenhang verwandter Untersuchungen finden.

Die Form, um mit dieser äuszerlichsten und doch für eine Arbeit der Art so hochwichtigen Seite anzufangen, zeigt neben entschiedenen Vorzügen unverkennbare Mängel, so jedoch dasz die ersteren ohne Frage überwiegen. Sie ist im allgemeinen eine gewandte und flieszende, die Erzählung und Schilderung leicht und elegant, die Betrachtung klar und plan; doch die oft naheliegenden Schattenseiten formeller Gewandtheit fehlen nicht. Diese können entweder in einer mehr oder weniger gekünstelten Manier oder in einer gewissen Breite, Glätte und Blässe der Darstellung bestehen, der die kräftigeren und tieferen Farben abgehn, und die nun diesen Mangel ab und zu durch rhetorische Schminke zu ersetzen sucht. Diese letztere Gefahr ist nicht überall und ganz vermieden worden, und ich gestehe dasz das der einfachen historischen Würde hier und da einigen Eintrag thut. Es soll damit nicht gesagt sein, dasz die Darstellung gerade an den 'calamistri Maecenatis' oder den 'tinnitus Gallionis' litte, aber etwas mehr von dem echten 'impetus C. Gracchi' und der 'maturitas L. Crassi', wenigstens eine knappere gedrungenere Form wäre zu wünschen. Zu den Mitteln, die an sich öfter zu mark- und farblose Darstellung zu beleben, gehört theils die Vorliebe für die von andern entlehnten Schlagwörter oder -sätze, die mit Anführungszeichen auftreten und eine gewisse Unruhe in die Darstellung bringen, theils der zu häufige Gebrauch von Fremdwörtern, wo sie zu vermeiden waren, theils die analogisierende Anwendung moderner Begriffe zur Veranschaulichung und Färbung antiker Zustände oder Vorgänge, endlich hier und da in einzelnen Ausdrücken und Wendungen (namentlich Beiwörtern) oder längeren Schilderungen ein falsches Pathos, das nach

meiner Ansicht das einfach-edle Masz des schönen in historischer Darstellung überschreitet: wiewol ich zugebe dasz über die hier einzuhaltende Grenze gestritten werden könnte. Für den ersten Punkt, den jeder Leser leicht bestätigt finden wird, bedarf es keiner einzelnen Belege; für die drei letzten hebe ich einzelnes beispielsweise hervor, nicht um Kleinmeisterei zu treiben, sondern zunächst um auf einige immerhin wegzuwünschende Rostflecken auf dem sonst blanken Schild hinzuweisen, sodann aus einem weiteren principiellen Grunde, weil nemlich die Sache, namentlich in Bezug auf die beiden mittleren Punkte, fast auch zum Modeartikel in geschichtlichen Werken zu werden droht und der Keuschheit des historischen Stils durch eine Vermengung mit der Begriffswelt und dem Wörterbuch der Tageslitteratur Eintrag thut. Zu solchen Auswüchsen zähle ich S. 140 'die Razzias der Spartaner von Dekeleia aus', denen S. 208 eine 'Razzia gegen die Hermen' zur Seite steht; S. 203 schlieszt die Schilderung des Hermokopidenprocesses tragisch genug, Alkibiades sei nach seiner Flucht in die Verbannung geirrt 'ein heimatloser, rachedürstender Condottiere'! — als Analogie aber doch etwas hinkend; zur militärischen Terminologie gehören Modernitäten wie 'Nationalmiliz' (245), 'Eskadre' (316), 'Nobelgarde' (275, dies zwar mit Anführungszeichen), 'Rekruten' (317). Dann wird S. 100 ein 'Paroli' gebogen, S. 64 erregt irgend etwas 'die gelinde Heiterkeit' des Vf.; auch die 'Revanche' und 'die renommiertesten Scenen' S. 124, 'es mochte wie eine Dröhnung durch das Volk gehn' (170) gehören hierher. In der Wahl der Attribute ist mitunter strengere Beachtung des wirklich erforderlichen und richtigen zu wünschen; die wiederholte Genetivstellung 'der Wochen viele' (324), 'der Reichen viele' (325), 'der Bürger viele' (334) hat auch rhetorische Farbe. Wie ich hier in einzelnen Ausdrücken Verstösze gegen den guten Ton historischer Darstellung finde, so auch in längeren Stellen, die begreiflich zumeist in den allgemeinen Theilen und den Schilderungen vorkommen. Sogleich der Anfang der Einleitung, den ich hersetze: 'die Todtenklage um Perikles leitete für Athen ein neues, gewaltiges Zeitalter ein. Hatte im Laufe seines Jahrhunderts die athenische Macht von einfachen, aber soliden Grundlagen aus sich zu der reichsten Fülle, zu dem prunkenden Glanze weithin gefürchteter Meeresherschaft gesteigert, so durfte man jetzt in des Perikles Grabesurne das düstere Merkzeichen beginnenden Verfalles, drohender Auflösung erkennen. Den göttergleichen Helden von Marathon und Salamis, die wie riesige Steinbilder der Vergangenheit ernst auf die bunte Gegenwart herabschauten, den imponierenden Gestalten des perikleischen Zeitalters, deren Haupt von der Glorie der edelsten Humanität umstrahlt ward, folgte ein Geschlecht, reich an geistigen Kräften und titanischen Charakteren' usw. Das ist etwas von reflectierter Ueberschwänglichkeit und, wie dann immer, doch auch sachlich übertrieben und darum nicht ganz wahr. Da der Vf. nicht auf der Rednerbühne der Pnyx,

sondern auf dem Forum deutscher Wissenschaft steht, so will die 'Göttergleichheit' der Μαραθωνομάχοι nicht recht passen, auch bei den humanitätumstrahlten, imponierenden Gestalten des perikleischen Zeitalters ist, da der Vf. in diesem Zusammenhang nur die politischen Koryphaeen meinen kann, der Mund etwas voll genommen, wenigstens kennen wir ganze Gruppen der Art nicht; den Reichthum vollends an 'titanischen Charakteren' in der Zeit des peloponnesischen Kriegs (wie ich nicht einmal den Alkibiades selbst, an den der Vf. zunächst gedacht haben mag, nennen würde) gestehe ich gar nicht zu kennen. Ebenso rhetorisch erscheint gleich unten die Stelle: 'dem Ansturm der gewaltigen Windsbraut von den lakonischen Alpen vermögen sie nicht zu widerstehen; der kühne Bau stürzt schneller, als er emporgestiegen, in Trümmern zusammen, und die Gestade des Mittelmeeres erbeben bei seinem Fall', oder S. 2: 'und nicht eher durfte Hellas glauben die Flammen des Weltbrandes gelöscht zu sehen, als bis die Geschosse der Mörder mit seinem Herzblute die letzten glimmenden Funken erstickt hatten'; schlieszlich S. 45 aus der Charakteristik des Alk.: 'wie ein Meteor durch die Welt zu fahren, leuchtend und allbewundert, oder am Bord seines Schiffes ins Weite schauend im Sturmeswehen die Meere zu durchjagen, das ist seine Lust'. Hier enthält der erste Satz ein Bild, das seinem Inhalt nach immer Bild bleiben musz, der zweite aber kann eigentlich verstanden werden, demnach lassen sich beide nicht durch 'oder' coordinieren. Solcher von einem falschen Pathos dictierten Stellen sind mehrere, sie wirken nicht wolthuend, und der schöne Silbenfall und Klingklang entschädigt nicht für die darin mangelnde Substanz.

Der zweite Punkt, die allgemeine Würdigung des Alkibiades betreffend, hat grosze Schwierigkeiten. In dem bunten Wechsel eines an Widersprüchen so reichen Lebens den Faden der Einheit zu finden, in den scheinbar charakterlosen Gegensätzen seines Verfahrens, allen Winkelzügen und Irrgängen folgend, doch einen irgendwie bestimmten Charakter, überhaupt ein greifbares Gepräge zu entdecken, dazu gehört mehr als der blosz psychologische Maszstab, obwol er nicht fehlen darf. Einzelne Fragen über Alkibiades Verfahren in gegebenen Fällen gehören zur Besprechung des dritten Punktes, hier geht uns zunächst nur die Zeichnung des Gesamtbildes an. Ist diese getroffen? Der Vf. hat auf diese Seite besondere Sorgfalt verwandt und gewis im wesentlichen mit Geschick und Takt das richtige gesehen, wie schon das als Motto vorangestellte Urtheil Niebuhrs (Vorträge über alte Gesch. II 109) beweist, in dem der Vf. demnach den Kern auch seiner Auffassung niedergelegt sah: 'Alk. Persönlichkeit war wahrhaft zauberhaft, alles um ihn herum beherschend, und dadurch hatte er eben das Bewustsein erlangt, dasz er seine Gewalt brauchen könne, wie er wolle. Solche wahrhaft daemonische Naturen gebrauchen selten ihre Macht zum guten. Nichts vermag ihnen zu widerstehen, alles erkennt sie als etwas höheres an: sie selbst aber erkennen kein Gesetz, kein göttliches und menschliches, über sich an, sie stimmen

mit ihm überein wenn sie wollen, sind edel, groszmütig, liebevoll, aber sie brechen auch durch wenn sie wollen, wo das eigene Interesse es fordert: die Menschen sind ihnen dann nichts als Insecten die sie zertreten können und durchaus nicht achten. Ein solcher Mensch war auch Alkibiades.' Niebuhr hat also mit gewohntem historischem und psychologischem Tiefblick das Wesen und den Schwerpunkt der Natur des Alkibiades in dem starken Bewustsein seiner innern Macht erkannt, in dem souveränen Gefühl, dasz solchen inneren und äuszeren Gaben und Kräften nichts, zunächst in der Vaterstadt, widerstehen könne; aus diesem Bewustsein, das sich daemonisch in seiner Umgebung und weiter geltend machte, folgte der Zug des Willens, ihm entsprechend auch zu handeln, nur diesem Daemon folgend, keinem höheren Lebensgesetz. Fehlt aber diese Zucht und sittliche Schranke, so kann zwar je nach dem Inhalt der ethischen Natur, die da im Lebensmut und Uebermut waltet, oder nach den entgegenkommenden Umständen vorübergehend auch das gute und rechte geschehen, aber das Verhalten im ganzen musz auf den Dienst des Ich, der auf politischem Gebiet unter den gegebenen Voraussetzungen zur Tyrannis führt, gerichtet sein. Dieser despotische Zug bei aller Losgebundenheit der Geister, in allen wechselnden Gestalten, die Alk. nach Plutarchs lebendiger Schilderung anzunehmen wuste, ist gewis die einheitliche Signatur dieses Charakters; aber ohne die bauenden Kräfte, die dem Alk. fehlten, ohne den ethischen Halt, der ihn hätte mehr als das seine suchen lassen, führt jener Zug nie zur dauernden Verwirklichung seines Ziels, einer Alleinherschaft. Er kann dem positiven näher kommen mit den Jahren, wenn der Sturm der Jugend ausgetobt, wenn er durch bittere Erfahrungen inne geworden, dasz der daemonische Zug im innern doch eine äuszere Schranke findet im Leben und den Verhältnissen und im Widerstand der vertrauenslosen Mitbürger, er kann deshalb nach der Verstandesseite besonnener und vorsichtiger werden, ja nach der sittlichen den Schein edler Entsagung und patriotischer Gemeinnützigkeit annehmen, aber theils ist es damit 'zu spät', theils ist es in letzter Instanz bei solcher Natur eben nur ein Schein, der die oft betrogene Welt nicht mehr teuscht. Und gerade die einst betrogenen vergelten jetzt wie Werkzeuge einer höhern Vergeltung, indem sie den scheinbar umgewandelten nun gerade so zu ihren Zwecken benutzen und dann fallen lassen und verstoszen, wie er sie früher zu seinen selbstsüchtigen Plänen gebraucht hatte. Das ist aber Alkibiades Geschick; er ward ein zersetzendes Element, wo er zu bauen schien, eben weil er nur für sich und aus sich baute und darum in den Sand, und arbeitete demgemäsz in gleichem Verhältnis an der Zertrümmerung seines eignen Lebens wie an der Auflösung der athenischen Zustände. Wenn nun aber auch nach der mächtigen Naturanlage des Alk., nach seiner ererbten und weitergeführten Lebensstellung, nach seiner Bildung wie nach seinem ganzen politischen Verhalten die Richtung auf eine tyrannische Stellung unzweifelhaft ist, so fragt sich nur, wieweit

diesem Instinct ein klares Bewustsein über das endliche Ziel zur Seite stand, und das ist der Punkt, der nach den vorliegenden Quellenzeugnissen wol nie ganz aufgeklärt werden wird. Indes ist es bei seiner von Natur gegebenen und durch die sokratische Schule so stark entwickelten Denkkraft, bei seiner Lust und Gewohnheit, gerade politische Fragen zu erörtern, kaum denkbar, dasz ihm während seiner reifern Lebenszeit nicht in groszen Umrissen ein politisches Ideal, angepasst seinen Neigungen, vorgeschwebt haben sollte: womit indes ebenso wenig gesagt ist dasz er in dessen Erstrebung stets planvoll und consequent verfahren wäre. Ich stelle in diesen allgemeinen Zügen meine Auffassung voran, um mir das Urtheil über die vorliegende zu erleichtern. Die allgemeine Charakteristik findet sich besonders S. 44—50; sonst hier und da zerstreut. Dieselbe ist, wie gesagt, in vielen Punkten treffend und gelungen, auch fast durchaus geschmackvoll behandelt. Nur scheint mir der Vf. nicht bestimmt genug auf das hinzuweisen, worum sich im Grunde alle Bestrebungen seines Helden drehen und worin demnach der gesuchte und vermiszte Einheitspunkt liegt; dies punctum saliens wird zwar wiederholt klar und unverhüllt ausgesprochen, aber dann wieder, so scheint es, bei der Betrachtung der Widersprüche aus den Händen verloren. So heiszt es S. 44: 'jeder neuen Erscheinung des Tages in proteusartigem Wechsel hingegeben, in allen Farben des Lebens schillernd, bald in den tiefen Schlamm menschlicher Sünde versunken, bald zu idealer Höhe sich erhebend, — so muste er bald der Liebling des athenischen Volkes werden'; und ebd. unten: 'aber es gelang ihm nicht, die wunderbare Doppelheit seines Wesens, zugleich das Element, das noch heute auf uns seinen bestrickenden Zauber ausübt, und die Achillesferse seines Geistes, die unheilbare Wunde, an der seine reiche Lebenskraft verblutete, die bunten Gegensätze, die in seiner Seele sich kreuzten, in höhere Einheit aufzulösen.' Hierbei ist aber zu ausschlieszlich die Natur des Alk. beachtet, sein Geist und die aus ihm entspringenden Lebensprincipien zu wenig. Denn über jenem Dualismus seines Naturinhalts stand eben als einheitliches drittes, scheinbar nur als einheitliche Form, in der That aber als treibende Kraft, das Streben nach der Herschaft, das der Vf. auch an verschiedenen Stellen halb oder ganz erkennt. Zwar will er anderwärts, S. 45, fast nur ein perpetuum mobile in dem Verfahren des Alk. erkennen: 'es ist nicht ein einiger und groszer Gedanke, der sein Leben und Thun lenkt und erfüllt; er hat nicht das Vollgefühl seiner Kraft und seines Berufes, das ihn die Welt zu überwinden befähigt; er wagt, er kämpft, er siegt, um seine Kraft, gleichviel wohin gewandt, zu erproben und in voller bakchantischer Lust zu genieszen', oder nur den 'Geist der Eitelkeit, die nur nach den Triumphen des Augenblicks, nach persönlicher Bewunderung hascht' in ihm finden, aber in unmittelbarer Nähe gibt er den 'unwiderstehlichen, man möchte sagen daemonischen, Drang zum herschen' zu, hebt S. 46 hervor, er habe alles um sich zu verdunkeln gesucht, einen gleichen nie und

nirgend neben sich geduldet, in jeder Sphaere der erste, in stolzem Bewustsein seiner Ueberlegenheit überall als Herscher anerkannt sein wollen. 'Herschen will er in Athen, herschen in Griechenland, in der damals bekannten Welt, darum soll auch Athen zu hoher Macht erhoben werden' (S. 48), auch 'seine Demagogie ist die eines Mannes, der das Volk nur als ihm dienend, als einen Fuszschemel seiner persönlichen Grösze betrachtet' (S. 50); weiter unten (S. 161) wird er als der 'Agitator' bezeichnet, in dem 'die politische Selbstsucht gleichsam verkörpert' auftrat; S. 202 'seine ganze Stellung ein Attentat auf die demokratische Gleichheit' genannt, und schlieszlich wird der eigentliche Schlüssel, wenn auch nur schüchtern und zurückhaltend, dem lange im Zweifel gehaltenen Leser gereicht, dasz Alkibiades 'nach souveräner Macht, vielleicht gar nach ausgesprochener Alleinherschaft lüstern' gewesen sei, eine Ansicht die später (S. 325) bestimmter wiederholt wird: 'sollte er noch weiter steigen, nach dem Diadem greifen, das vor sieben Jahren sein stolzer Sinn erstrebt hatte?' (vgl. S. 304 u. 305). Ist dies aber in Wahrheit — und wir unterschreiben vollständig die zuletzt angezogenen Stellen — der Kernpunkt seines Lebens, diese nackte Herschsucht ohne 'wahre Vaterlandsliebe' (S. 49), beruhend auf 'Selbstsucht und kalt berechnender Klugheit' oder 'sophistischer Klügelei' (a. a. O.), so gewinnt einerseits manches in seinem Leben eine sehr bestimmte und von der des Vf. mitunter verschiedene Beleuchtung, andrerseits stimmt damit nicht die Ansicht, als sei dies variable gebahren gleichsam Grund und Wesen seines Lebens gewesen. Mit jener Gabe, mit den verschiedensten Menschen und Völkern auf gleichem Fusz und in ihrer Weise zu verkehren (S. 46, hauptsächlich nach Plutarch Alk. 23), stelle ich ganz in dieselbe Kategorie seine Verbrüderung bald mit der Demokratie bald mit der Oligarchie, ohne dasz ihm an einer von beiden etwas lag (S. 50 u. 261), je nach Bedürfnis für seinen Grundzweck, wie mit seinen Bemühungen um scheinbar ganz uneigennützige Ideen und patriotische Ziele. Wer anders urtheilt oder dieses Urtheil nicht in völliger Klarheit und Bestimmtheit ausspricht, der scheint sich eben hier und da noch von der 'leuchtenden Fata Morgana, deren glänzende Farben von ferne bezaubern' (S. 49) berücken zu lassen oder 'noch heute' unter 'dem bestrickenden Zauber' jener Persönlichkeit (S. 2 u. 44) zu stehen. Alk. geht keineswegs in seinen leichtsinnigen Streichen oder in den besprochenen Wandlungen auf, sie sind ihm, soweit das Bewustsein mitwirkt, nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck; er ist blosz zum Schein und nach auszen der rollenwechselnde Schauspieler, um hinter den Coulissen als Acteur auf dem Boden der Wirklichkeit desto ungestörter sein Wesen treiben zu können. Durch kluge und gewandte Accommodierung an das unwesentliche glaubt er um so sicherer das wesentliche zu erreichen, das er nie aus den Augen verliert. Ohne diese Stetigkeit bei aller Variation anzunehmen, bleibt der Factor sophistischer Klugheit und kühlster Berechnung, den der Vf.

so stark hervorhebt (S. 46, bes. S. 49), ganz müszig; er ist aber seiner Natur nach ein Hauptliebel. Vom Schwärmer und Enthusiasten hat Alk. trotz seiner edel-geistigen Wallungen, trotz seiner groszen sogenannten Liebenswürdigkeit und seines feurigen Geistes ebenso wenig etwas als vom blosz sinnlich taumelnden, und gewis darf man mit dem Vf. (S. 49) 'zweifeln, ob nicht auch seine Tugenden nur für glänzende Verhüllungen seiner daemonischen Selbstsucht anzusehen seien', nemlich seine guten Thaten, ohne sie deshalb für 'erkünstelt' zu erklären, denn sie flossen ganz natürlich aus seiner jeweiligen persönlichen Stellung und seinen persönlichen Absichten; die Gabe kam dem Volk zu gut, nach den Motiven des Gebers forschte es im ganzen nicht. Wo seine Pläne mit den Interessen des Staats nicht in Widerspruch stehn und er seine eminenten Fähigkeiten frei kann walten lassen, da fährt der Staat gut. Ich wiederhole demgemäsz, dasz ich den sittlichen Charakter des Alk. gerade bei der vollsten Anerkennung seiner auszerordentlichen Geistesgaben sehr tief stelle und in diesem Punkt auch seine ganze Lebenszeit hindurch keine wesentlichen Ausnahmen statuiere; wol finde ich in den reiferen Jahren gröszeres Masz, gröszere Zurückhaltung und kluge, durch Erfahrung bedingte Besonnenheit, aber den Kern finde ich unverändert.

Diese wenigen Ausstellungen beziehen sich also auf einen gewissen Mangel an Klarheit und Entschiedenheit in der Durchführung des wol gefühlten Grundgedankens bei der Charakteristik des Alk., die sonst des trefflichen viel enthält. Hinterläszt uns aber trotz einiger Widersprüche, an denen sie leidet, die Darstellung des Vf. entschieden den Eindruck von der geistig ebenso reichbegabten wie sittlich tiefverderbten Natur des Alk., so müssen wir ihm doch 1) der historischen Gerechtigkeit wegen ein gröszeres Masz von Schuld und Verantwortlichkeit beimessen, als es der Vf. S. 2 f. gethan hat: 'in jeder Beziehung ein Sohn seiner Zeit, darf er nicht einseitig verurtheilt werden. 'Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen', sagt Schiller von Wallenstein; die Groszthaten wie die Frevel des Alkibiades, seine Stellung zu Athen wie zu Hellas, waren nur Folgen der Bildung, die er selber als Knabe und Jüngling aus den Verhältnissen gesogen hatte, die ihn umgaben', und wenn wir auch zunächst den Mann der öffentlichen Wirksamkeit im Auge haben, so werden wir doch nach einem einfachen Rückschlusz auch dem Jüngling, da er mit Sokrates in Verbindung kam, kein 'dem herlichsten leicht zuzuwendendes Herz' (S. 27) zuschreiben dürfen; 2) müssen wir, da der Quelle ihr Ausflusz entspricht, ohne Frage die Consequenz aus den obigen Vordersätzen ziehn, dasz aus einer so gearteten Natur keinenfalls redliche Absichten hervorwachsen können: entweder diese Grundanschauung ist irrig oder die Auffassung jener einzelnen Handlungen, tertium non datur. So bezeichnet der Vf. wiederholt, besonders im Hermokopidenprocess, den wir unten noch zu berühren haben, die Stellung seines Helden zur

Demokratie nicht ganz genau. Wenn er S. 50 oben u. 261 ('die Wahrheit zu sagen, so lag ihm an der Oligarchie so wenig wie an der Demokratie') ganz richtig bemerkt, Alk. gehöre im Grunde keiner von beiden Parteien an, so durfte er ihn S. 262 nicht 'den alten Hort der Demokratie' nennen.

Die Schrift zerfällt nach einer Einleitung und einem Bericht über die Quellen und Hilfsschriften in fünf Hauptabschnitte, die sich ganz naturgemäsz nach den Hauptwandlungen in dem äuszern Leben des Alk. ergeben: der erste begleitet ihn von seiner Geburt bis zum Beginn seiner politischen Laufbahn (451—421 v. Chr.) und zerfällt wiederum in 3 Paragraphen, die Familienverhältnisse des A. und seine ersten Jugendjahre, sein Verhältnis zu Sokrates und seine militärischen und politischen Anfänge enthaltend, denen seine Charakteristik angeschlossen ist. Der zweite Theil (421—415) wird, auf Anfang und Schlusz dieser Periode nicht ganz anwendbar, die Blütezeit des Alk. genannt und zerfällt in 2 Capitel, von denen das eine die Zeit vor der sicilischen Expedition, das andere diese selbst mit der Geschichte des Hermenfrevels in je 3 Paragraphen behandelt. Der dritte Abschnitt umfaszt die erste Verbannung des A. (415—411) in 2 Paragraphen näher: seinen Aufenthalt bei den Spartiaten und Persern, die von hier aus geführten Unterhandlungen mit Athen und die Revolution der Vierhundert; der vierte (411—407) 'Alkibiades Feldherr und Flottenführer' der Athener betitelt, enthält in 2 Paragraphen den Krieg am Hellespont und an der Propontis, des A. Rückkunft nach Athen und seinen zweiten Sturz; der fünfte (407—404) endlich die letzten Lebensjahre des A. in der Verbannung.

Jedem Abschnitt sind Anmerkungen mit dem sehr vollständigen Quellenrüstzeug und den Hinweisungen auf neuere Hilfsschriften beigegeben. Folgen wir dem Gang der Untersuchung, hier und da auf Einzelheiten eingehend.

Ueber einzelne formelle und sachliche Punkte der Einleitung habe ich bereits gesprochen; sie will die innere und äuszere Lage Athens zur Zeit des Alkibiades schildern. Das Princip der damaligen demokratischen Partei scheint mir nicht richtig angegeben in den Worten (S. 3): 'jene (die demokratisch gesinnten) dagegen, wie sie im innern schrankenlose Entzügelung aller Volkskräfte, unbedingte Freiheit der einzelnen fordern, setzen nach auszen die Rücksicht auf die Stammesgenossen auszer Acht: Athen soll die herschende Macht auch in Griechenland selbst werden.' Nicht die schrankenlose Einzelfreiheit und Willkür befürworten die Vertreter der reinen Demokratie (soweit uns ein Einblick in ihre Grundsätze möglich ist), das bezeugt, von Perikles ganz abgesehn, z. B. Kleons Standpunkt, wie er namentlich in der Rede in der mytilenaeischen Angelegenheit (Thuk. III 37 ff.) aufgestellt ist, sondern sogar das terroristisch gehandhabte Gesetz. Man darf die Ochlokratie und ihre Demagogie nicht mit der Sophistik, deren innerlich freilich wieder naher Gegenpol sie war, vermischen (was übrigens der Vf. sonst auch

keineswegs thut, vgl. S. 6 oben): deren Wirkungen dürften ungefähr auf jene 'unbedingte Freiheit der einzelnen' hinauslaufen; Kleon war wenigstens äuszerlich ein Anhänger der alten Volksreligion und ein abgesagter Feind der abgefeimten geistig-aristokratischen Sophistenbildung, freilich auch Freund der Ideenlosigkeit und politischer Diener des Moments. Die Belege wird man mir hier erlassen. Das Urtheil über die Sophistik (S. 6): 'wir verkennen nicht die Berechtigung auch dieser Art der Philosophie' halte ich, offen gesagt, für eine beliebte Phrase, wenn man nicht auf dem Hegel-Zellerschen Standpunkt steht, der den sog. reinen Gedankenprocess entwickelt; wer aber als Historiker das Culturleben in seiner Ganzheit im Auge hat und von diesem Gesichtspunkt aus, wie der Vf. auf derselben Seite thut, der Sophistik eine 'auflösende, durch und durch negative Tendenz' zuschreibt, der darf nicht aus éinem Munde von einer Berechtigung dieser Richtung reden, ohne dasz er deshalb in 'sentimentale Klagen' auszubrechen hätte.

S. 7—17 füllt ein Referat über die einschlagenden Quellen und Hilfsmittel, das zwar nicht gerade selbständigen Werth hat, auch weder eigentlich neues enthält noch sich kritisch einläszt, doch eine brauchbare Zusammenstellung gibt und von dem gewissenhaften Fleisz und der emsigen Nachforschung des Vf. Zeugnis ablegt. Bei den verlorenen und nur in Fragmenten auf uns gekommenen Historikern wie Theopompos, Ephoros, Duris von Samos, Timaeos u. a. hätte der Vf. näher bestimmen sollen, wo und inwieweit für die Biographie des Alk. nach den vorhandenen Resten von ihnen etwas zu erwarten war, so von Theopomp einmal über seine spätere Lebenszeit aus den Hellenika, die bekanntlich wie die xenophontischen Hellenika sich genau an das Ende des Thukydides anschlossen, also erst mit der Schlacht bei Kynossema d. h. mit dem Archontenjahr des Namensvetters des Historikers begannen (Diod. XIII 42. XIV 84; vgl. C. Müller fragm. hist. Gr. I 68 N. 7); dies zugleich der Grund, weshalb, wie der Vf. sagt, Cornelius Nepos 'namentlich für die Zeiten seit 411' aus ihm geschöpft hat, denn für die früheren Zeiten war wenigstens von Kriegsthaten nichts zu schöpfen. Dagegen handelte vom Privatleben des Alk. höchstwahrscheinlich die Episode im 10n Buch seiner Philippika, das der Scholiast zu Luc. Tim. c. 29 deshalb sogar ὁ περὶ δημαγωγῶν nennt (vgl. Müller p. 71); der Vf. erwähnt diese Schrift nicht. Die Annahme, dasz Theopomp 'eine besondere Vorliebe für Alk. gehabt', mag richtig sein, läszt sich aber zunächst nur indirect durch die angeführte Bemerkung aus Corn. Nepos 11, 1 stützen, der neben Thukydides und Timaeos auch Theopomp als den Historiker nennt, der den Alk. *summis laudibus* gepriesen habe. Die Zusammenstellung mit Thukydides, in Bezug auf den wir die *summas laudes* controlieren können, könnte indes die Angabe problematisch erscheinen lassen. Sonst ist — das einzige von Alk. handelnde Fragment —, wie Müller S. 279 mit Recht annimmt, der Bericht bei Diodor XIII 105 über die Rathschläge des Alk. vor der Schlacht bei Aegos-

potamoi ohne Frage aus Theopomp entlehnt, und dieser hat allerdings eine dem Alk. günstige Färbung: ταῦτα δὲ ὁ Ἀλκιβ. ἔπραττεν, ἐπιθυμῶν δι' ἑαυτοῦ τῇ πατρίδι μέγα τι κατεργάσασθαι κτλ. — Auszer Plutarch (wo das Citat c. 23 irrig ist) und Corn. Nepos hätte der Vf. auch hier schon noch Diodor nennen müssen. Mit Theopomp stellt der Vf. Ephoros zusammen, wol nur in Bezug auf die Vorliebe für das 'biographische Moment' und die 'interessanten Züge'. Einen Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit spricht er nicht aus, es muste aber ein Wort über die unkritische Einwebung unglaubhafter Anekdoten im Hinblick auf Diodor XII 38 f. (vgl. Plut. Alk. 7 u. a. St.) gesagt werden; an einer andern Stelle S. 69 N. 63 bezeichnet der Vf. allerdings diesen Bericht selbst als das was er ist, ohne indes den wahren Autor dabei zu nennen und indem er den Diodor allein dafür verantwortlich macht. Wir lesen wahrscheinlich bei Diodor fast genau die Worte des Ephoros, aus denen Plutarch nur ein Excerpt gibt. — Unter den Quellen des Plutarch in seiner Biographie des Alk. ist Hellanikos als Gewährsmann nicht so hoch anzuschlagen, wie der Vf. S. 9 thut, am wenigsten gerade für die Kenntnis seiner 'privaten Lebensverhältnisse'. Denn wenn wir auch im Gegensatz gegen die Angabe der Pamphila bei Gellius N. A. XV 23 entweder direct durch die jedenfalls gemachte Notiz des euripideischen Biographen oder indirect durch die Scholien zu Aristoph. Fröschen 706, in Verbindung mit der kurzen Altersangabe bei Lucian Macrob. 22, bestimmt annehmen wollten (was indes durchaus streitig ist), dasz Hellanikos wirklich die Geschichten des späteren peloponnesischen Kriegs in seiner Atthis beschrieben habe und erst im Anfang des 4n Jh. (Ol. 95, 4 nach Müller) gestorben sei: so hat er doch, da nur éines von 4 Büchern auf die lange Periode der Pentekontaëtie und des pelop. Kriegs fallen würde, jedenfalls nur das dürftigste und nothwendigste (auch hier ohne Frage βραχέως Thuk. I 97) vorgebracht; in andern seiner zahlreichen Schriften war für eine eingehendere Erwähnung des Alk. kaum Gelegenheit. Uebrigens hat ihn Plutarch wirklich gekannt und benutzt, es scheint nicht blosz so, wie der Vf. sich ausdrückt. Das beweisen auszer der Stelle aus Alk. 21 auch andre Citate, namentlich im Theseus. Auch Philochoros Atthis, für das Privatleben des Alk. indes ebenfalls schwerlich von groszem Werth, kannte Plutarch wirklich, wie wir aus vielen Citaten im Theseus sehen, und benutzte sie auch für die Zeit des pelop. Kriegs, wie aus Nik. 23 hervorgeht. Uebrigens geht der Vf. zu weit, wenn er der plutarchischen Biographie 'beinahe durchgängige Glaubwürdigkeit' zuschreibt.

Ich übergehe den sachgemäszen Abschnitt von den Rednern und Philosophen, nur bemerkend, dasz der Vf. S. 14 die platonische Auffassung und Darstellung im Symposion und im ersten Alkibiades zu unbedenklich und schlechtweg als eine historische gelten läszt und demgemäsz S. 38 eine bestimmte Folgerung daraus entnimmt. Den kurzen Bemerkungen zu der Komoedie als Quelle füge ich nur hinzu, dasz der Vf. ohne Fug dem Aristophanes die übrigen nur in Fragmenten er-

haltenen Komiker so allgemein als 'Dichter zweiten Ranges' (s. auch S. 77) gegenüberstellt. Zwar scheint von Kratinos, der Ol. 89, 2 (423 v. Chr.) starb, nach seiner Lebenszeit wie nach den erhaltenen Fragmenten (in denen weder direct noch indirect eine Erwähnung oder Anspielung auf Alk. vorkommt) angenommen werden zu müssen, dasz er das öffentliche Leben des Alk. nicht berührt habe. Dasselbe gilt von Krates, in dessen Leben und Werke wir nach den erhaltenen Nachrichten und Fragmenten überhaupt einen sehr geringen Einblick haben. Dagegen ist Eupolis einerseits nach den vorhandenen verhältnismäszig reichhaltigen Reliquien wie nach dem einstimmigen Urtheil des Alterthums ein Komiker ersten Rangs und wird nicht blosz in der bekannten horazischen Stelle (Sat. I 4, 1) mit Kratinos und Aristophanes zur geistesverwandten Trias zusammengestellt, sondern z. B. auch von Quintil. I 1, 65. Persius 1, 123; andrerseits fällt seine poetische Thätigkeit (seit 429 [Ol. 87, 4] vielleicht bis 411) genau in Alk. Zeit, den er wiederholt (vgl. Athen. XII p. 535[a]. Meineke com. Gr. II 494. Athen. I p. 17[d]. Meineke II 547: über die Bapten hat der Vf. selbst S. 210 N. 44[b] im Anschlusz an Meineke gehandelt) berührt: Invectiven die alle von dem rücksichtslosen Spott des *iratus Eupolis* (Persius a. a. O.) zeugen.

Ueber die bekannte Vermutung Süverns von einer relativen Identität des Pheidippides in Aristophanes Wolken mit dem Alk. hat sich der Vf. an einer andern Stelle (S. 67 N. 56, vgl. N. 64) gegen Droysen — und mit Recht — zustimmend geäuszert.

Mit besonderer Sorgfalt hat der Vf. in den Anmerkungen zu Abschnitt I (S. 53—58) von der Genealogie und den verwickelten Familienverhältnissen des Alk. gehandelt; seine Verwandtschaft mit Perikles, die bekanntlich schon im Alterthum sehr verschieden angegeben wurde, beschränkt er mit Recht nach den Angaben der ältern Schriftsteller darauf, dasz Deinomache, Gemahlin des Kleinias, Mutter des Alkibiades, erst Cousine im zweiten Grad von Perikles war; denn erst des Perikles Mutter Agariste, Hippokrates Tochter, und der Vater der Deinomache, Megakles, Sohn des berühmten Kleisthenes, Bruders des Hippokrates, waren wirkliche Geschwisterkinder. Die zum Theil abweichenden Ansichten andrer Forscher, wie Boeckh, Wiggers, Baehr, Rinck, Nissen, werden aufgeführt und gewürdigt.

Dasz Alk. in der Zeit vor seinem öffentlichen auftreten nicht auf der Seite Kleons und seiner Politik gestanden, unterliegt keinem Zweifel, und es ist unbegreiflich, wie Büttner (Hetaerien S. 57) schon gegenüber Thuk. V 43 u. VI 89, wo von der Gefälligkeit des Alk. gegen die sphakterischen Gesandten und von seinem Streben nach Erneuerung der früher bestandenen Proxenie mit Sparta die Rede ist, entgegengesetzter Ansicht sein konnte. In der letzteren Stelle die Worte: *ἢ εἴ τις, διότι καὶ τῷ δήμῳ παρεκείμην μᾶλλον, χείρω με ἐνόμιζε κτλ.* beweisen natürlich nichts für Büttners Ansicht, denn sie gehen eben erst auf die Zeit der argeiischen Händel und scheinen eher einen Uebergang vom Gegentheil zu demokratischen Sympathien vorauszusetzen,

(*καὶ ἔρως ἐνέπεσε τοῖς πᾶσιν ὁμοίως ἐκπλεῦσαι κτλ.*), deutet doch wol auf Mut im gegebenen Fall, wenn auch eben im Nothfall. Ich gestehe weder historisch (indem alle Quellenbeweise fehlen) noch psychologisch den Nikias in das damalige athenische Hetaerienwesen verflochten denken zu können; auch der Vf. scheint auf derselben Seite unten seine etwas vorschnelle Bemerkung groszentheils zurückzunehmen.

Bei der Darstellung der 'argeiischen Händel' (S. 90—117), in welcher sich der Vf. natürlich ganz an die gerade hier besonders detaillierte Entwicklung des Thukydides gehalten hat, ist die Angabe (S. 92 f.) wenigstens nicht ganz mit Thukydides in Uebereinstimmung, dasz Alkibiades gleich anfangs gegen den Frieden gewesen sei und erst, als es ihm nicht gelungen sei die Athener für seine Meinung zu gewinnen, zunächst versucht habe die Friedensunterhandlungen in seine Hand zu bekommen; und als ihm auch diese Hoffnung fehlgeschlagen, da habe sich sein Widerwillen gegen den neuen Frieden aufs höchste gesteigert. Nach Thukydides V 43 hat Alk. erst dann, als die lakedaemonischen Gesandten ihn bei den Friedensunterhandlungen umgangen hatten, Opposition gegen jeden Frieden zu üben angefangen: *πανταχόθεν τε νομίζων ἐλασσοῦσθαι τό τε πρῶτον ἀντεῖπεν*, d. h. *simul atque ab omni parte se neglectum esse sibi persuasit, et tum statim verbis adversabatur* etc. Freilich steht hiermit die vom Vf. S. 134 N. 14 adoptierte Ansicht Süverns in Widerspruch, dasz die bekannte Stelle in Aristophanes Frieden 444: *κεἴ τις ἐπιθυμῶν ταξιαρχεῖν σοὶ φθονεῖ εἰς φῶς ἀνελθεῖν κτλ.* und 450: *κεἴ τις στρατηγεῖν βουλόμενος μὴ ξυλλάβῃ κτλ.* (denen Palmerius noch V. 294 anreiht) auf Alk. zu beziehen sei, wenn anders das Stück nach Meinekes Quaest. scen. I 15 in Ol. 89, 3 (422 v. Chr., nicht mit dem Vf. 421) zu setzen ist. Denn damals konnte nach Thuk. Alk. noch nicht, wenn wir nicht ein unentschiedenes schwanken annehmen wollen, zur Kriegspartei gehört haben. Mir scheint die Annahme einer Anspielung auf Alk. in der besagten Stelle fallen zu müssen: vielleicht ist an Lamachos (s. argum. I, V. 1290 ff. Acharn. 620 f.) zu denken; seine spätere Unterzeichnung des Friedensvertrags (Thuk. V 19) stünde dem nicht im Wege. — Der Vf. gibt a. a. O. als Grund der Uebergehung des Alk. bei den Friedensverhandlungen seitens der lakedaemonischen Gesandten mit Recht, Thukydides folgend, seine Jugend an, aus eigner Ansicht hinzusetzend, weil sie ihn für einen 'unbedeutenden jungen Schwätzer' gehalten; letzteres steht dahin, zu dem thukydideischen scheint mir ein tiefer liegender Grund hinzuzutreten: Alk. hatte sich also nach Thuk. Bericht bemüht, die alte Staatsproxenie mit Sparta, die schon sein Groszvater aufgekündigt hatte, zu erneuern. Aber es heiszt nur: *διενοεῖτο ἀνανεώσασθαι*, woraus erhellt dasz Plutarch Alk. 14 nicht blosz darin irrt (s. Hertzberg S. 70 N. 68), wenn er annimmt, es habe bereits die Proxenie des Alk. bestanden, als derselbe für die pylischen Gefangenen arbeitete, sondern dasz selbst nach diesem Zeitpunkt die Proxenie nicht zum wirklichen Abschlusz

kam. Plutarchs Angabe ist aus einer oberflächlichen Benutzung oder einem Misverständnis von Thuk. VI 89, der zweiten Stelle wo von der Proxenie die Rede ist, entstanden. Dasz dies der Fall ist und er schwerlich eine andre Quelle vor sich hatte, schliesze ich aus dem *ἐθεράπευσεν* bei Plutarch, dem *ἐθεράπευον* in der Rede des Alk. bei Thuk. entsprechend. Nun könnten die Worte des Thuk. auf den ersten flüchtigen Blick Plutarchs Deutung haben: *τῶν δὴ ἐμῶν προγόνων τὴν προξενίαν ὑμῶν κατά τι ἔγκλημα ἀπειπόντων αὐτὸς ἐγὼ πάλιν ἀ ν α λ α μ β ά ν ω ν ἐθεράπευον ὑμᾶς ἄλλα τε καὶ περὶ τὴν ἐκ Πύλου ξυμφοράν*; doch das Part. praes. bezeichnet hier wie öfter (vgl. Krüger gr. Sprachl. § 53, 1 N. 2) eine z u k ü n f t i g e Handlung, die in der Gegenwart schon v o r b e r e i t e t oder e i n g e l e i t e t wird (daher schon Aem. Portus: *ἀναλαμβάνειν ἐπιθυμῶν*, entsprechend dem *διενοεῖτο* V 43); wäre das *ἀναλαμβάνειν* wirklich schon erfolgt, dann müste es *ἀναλαβών* heiszen. Ist also die Proxenie nach Thuk. thatsächlich n i c h t zu Stande gekommen, so fragen wir nach den Gründen des fehlschlagens. Allerdings nennt Thuk. keine; doch zeigt die Haltung seiner Worte in beiden Stellen, dasz nicht Alkibiades, sondern die Lakedaemonier mit der Erneuerung der Proxenie zögerten. Weshalb diese Weigerung? Die Gründe können persönlicher und politischer Art gewesen sein. Auszer der Jugend des Alk. und einem leicht erklärbaren Mistrauen gegen einen jungen Mann von solchen Grundsätzen und solchem Ruf im Privatleben jedenfalls auch der politische, dasz man durch seine Ernennung zum *πρόξενος* den Nikias erbittert und zurückgeschreckt hätte; dieser aber stand der altspartiatischen Friedenspartei unter Pleistoanax näher, während Alk. damals wie später seine Freunde unter der Ephorenpartei suchte. Der Friede war aber ein Sieg der conservativen Partei in beiden Staaten und Nikias Freundschaft deshalb den Lakedaemoniern wichtiger als die des Alkibiades.

S. 143—162 wird die sicilische Expedition bis zur Rückberufung des Alk. erzählt, ihr fernerer Verlauf und ihr Ende dann, so weit es in die Biographie gehört, S. 179. 222 u. 230 ff. berichtet. Die Bemerkung S. 161: 'ist es doch kaum zu bezweifeln, dasz die Spartiaten das athenische Heer am Ende auch wol ohne Alk. spätere Aufmunterung noch während des syrakusischen Krieges angegriffen hätten' ist insofern müszig und ohne Beweiskraft für die (übrigens an sich richtige) Behauptung, dasz Sicilien auf die Dauer ein unhaltbarer Besitz für Athen gewesen wäre, als sie nicht bewiesen werden kann; ja man könnte nach Thuk. VI 88 eher das Gegentheil vermuten, denn das höchste, wozu sich unter jenen zugleich kritischen und versprechenden Umständen die lakonische vis inertiae verstehen wollte, war ein Zug nach Attika (c. 93 a. A.); von einer Expedition nach Sicilien dagegen war nirgends die Rede, im Gegentheil sagt Thukydides ausdrücklich, dasz sogar die sonst kriegslustige Ephorenpartei nur zu einer G e s a n d t s c h a f t nach Syrakus, keineswegs zu einer Kriegsrüstung geneigt gewesen, c. 88 a. E. *καὶ διανοουμένων τῶν τε ἐφόρων*



καὶ τῶν ἐν τέλει ὄντων πρέσβεις πέμπειν ἐς Συρακούσας κωλύοντας μὴ ξυμβαίνειν Ἀθηναίοις, βοηθεῖν δὲ οὐ προθύμων ὄντων κτλ. Die sicilischen Gesandten wandten sich deshalb auch zuerst mit gutem Grund an die Korinther, zugleich ihre unmittelbaren Stammgenossen, und erst durch ein zusammenwirken von drei Seiten, der korinthischen, syrakusischen und der des Alkibiades, wie Thukydides ausdrücklich sagt, gelang das Resultat. Es fehlte damals, da Brasidas todt und Lysandros politisch noch nicht hervorgetreten war, in Sparta selbst offenbar ein Chef für weitertragende Pläne, denn auch Gylippos auszermilitärischer Einflusz und politische Bedeutung scheint dazu nicht weit genug gegangen zu sein. Alkibiades überzeugende Worte gaben erst den Ausschlag. Demselben Umstand, der Indolenz und zuwartenden Gleichgiltigkeit der damaligen Machthaber, ist es zuzuschreiben, dasz sie auch bis zu Alk. Ankunft noch keine Züge nach Attika wieder unternommen hatten. Gewis weniger ist mit dem Vf. (S. 225) an eine 'Furcht vor der athenischen Macht' oder an 'eine Art von ängstlicher Gewissenhaftigkeit' zu denken, denn zu ersterer hatten sie seit der Theilung und Schwächung der athenischen Streitkräfte doch weit geringeren Grund als früher (vgl. Thuk. VII 18), erstere aber, wenn sie ja (vgl. Thuk. V 115) von einer kleinen Partei geltend gemacht wurde, kann man bei den schon ausgebrochenen indirecten Feindseligkeiten im allgemeinen nur als einen Vorwand, hinter dem sich wirkliche Entschluszlosigkeit versteckte, ansehn. So auch Thuk. VI 93: *οἱ δὲ Λακεδαιμόνιοι διανοούμενοι μὲν καὶ αὐτοὶ πρότερον στρατεύειν ἐπὶ τὰς Ἀθήνας, μέλλοντες δ' ἔτι καὶ περιορώμενοι, πολλῷ μᾶλλον ἐπερρώσθησαν κτλ.*; letzteres Praedicat setzt keineswegs nothwendig Feigheit als retardierendes Motiv voraus, sondern eben Unlust, Mangel an Unternehmungsgeist.

Dem ersten Hauptwendepunkt in Alk. Leben, dem sog. Hermokopidenprocess hat der Vf. in 2 Paragraphen S. 162—203 seiner Wichtigkeit und Folgenschwere entsprechend eine sehr ausführliche und gründliche Darstellung gewidmet. In Bezug auf diesen Vorgang müssen wir indes, wenn irgendwo in der innern Geschichte Athens, leider das Faustische 'und sehen dasz wir nichts wissen können' uns resignierend vorhalten; auch dem Vf. ist es, wie natürlich, nicht gelungen neues Licht in den verwickelten und dunkeln Knäuel von Intriguen und Parteikämpfen zu bringen. Um so dankenswerther ist die dargelegte Uebersicht über den Stand der Untersuchung, den die Noten S. 204 ff. erläutern; K. F. Hermann fügt in der neuen Ausg. der Staatsalterth. § 164 N. 16 den vorhandenen Auffassungen als den Ausdruck seiner eignen Schölls Ansicht (Beiträge zur Gesch. der griech. Poesie S. 102) bei, die allerdings als Vermutung beachtenswerth, nur, der Dunkelheit der Sache entsprechend, selbst etwas mysteriös ausgedrückt und auf Schrauben gestellt ist. Er sagt: 'durch Gaukelspiele, die die Hetaerien anlegten, verwirrt führte der Demos den Schlag, der die Oligarchen treffen sollte, von diesen selber geleitet, auf das Haupt ihres mächtigsten Gegners Alkibiades, und dessen Sturz, nebst

den zahlreichen Aechtungen, wodurch die bisher noch wider einander spielenden Coterien vereinfacht wurden, brachen gerade Bahn für die Oligarchie, die bei dem nächsten Stosze äuszerer Drangsal ins Leben trat.' — Wir werden dem Vf. hier in die Labyrinthe des Processes nicht folgen. Die Hauptschwierigkeit dabei bleibt immer zu bestimmen, welche Partei die Initiative in dem Process ergriffen und in welcher Absicht, sodann die Mitwirkung auf die demokratische und oligarchische Fraction in richtigem Verhältnis zu vertheilen. Das bleibt aber bei der Beschaffenheit der Quellen in letzter Instanz immer eine Sache der Conjectur; nur scheint mir der Vf. im ganzen zu einseitig, an Droysen sich anschlieszend, die Sache als ein bloszes Parteimanöver der oligarchischen Hetaerien anzusehn, während die Fäden einer beabsichtigten oder absichtslos sich begegnenden Coalition mit den demokratischen Demagogen doch sichtlich genug ist.

S. 227 f. ist gewis der im allgemeinen sittlich-verderbliche Einflusz des Alk. auf die lakedaemonische Politik nicht zu hoch angeschlagen, die bald erfolgende Annäherung an den Perserkönig aber ist zu ausschlieszlich als eine Wirkung dieses Einflusses hingestellt worden, während doch auf dieses Ziel hin schon früher und ohne Beirath des Alk. verschiedene Schritte gethan worden waren, ja gerade bei der endlichen Verwirklichung der lang genährten Wünsche der Lakedaemonier diese die Initiative nicht ergriffen.

Dasz die Abfallversuche der athenischen Symmachen in Vorderasien zunächst und wesentlich die Ergebnisse oligarchischer Umtriebe waren, wird S. 233 nicht entschieden genug hervorgehoben; Thukydides berichtet aber nicht nur nirgends, dasz die Initiative von der Gesamtheit des Volks ausgegangen sei, sondern da wo er überhaupt auf die wahre Sachlage eingeht, sind es die Oligarchen, die sogar aus Furcht vor dem Demos behutsam und heimlich die Unterhandlungen einleiten müssen, gleichzeitig, was der Vf. ebenfalls unerwähnt läszt, auf das Einverständnis der persischen Satrapen und, wie es scheint, der Lakedaemonier durch Vermittlung des Alk. gestützt. Meine obige Ansicht von der wahren Entstehung des Abfalls, die ich natürlich hier nicht eingehender erörtern kann, wird durch die ganz allgemeine und hierfür indifferente Bemerkung des Thukydides VIII 2, 2: *μάλιστα δὲ οἱ τῶν Ἀθηναίων ὑπήκοοι ἑτοῖμοι ἦσαν καὶ παρὰ δύναμιν αὐτῶν ἀφίστασθαι διὰ τὸ ὀργῶντες κρίνειν τὰ πράγματα κτλ.* nicht aufgehoben, da sie ganz in utramque partem gefaszt, ja in dem *ὀργῶντες* sogar eine Hindeutung auf den hinzutretenden Parteihasz der Oligarchen gesucht werden könnte. Einen genaueren Einblick in diese Zustände läszt uns Thukydides, an den ich mich in diesen kurzen Bemerkungen zunächst halte, indes nur bei dem Abfall von Chios thun, theils um éin Beispiel für viele aufzustellen, theils wol, weil in diesem Staat bei seiner politischen Ausnahmestellung die inneren Verhältnisse schroffer und heller hervortraten. Thuk. VIII 5, 4 wird zwar das Volk selbst genannt: *Χῖοι δὲ καὶ Ἐρυθραῖοι ἀποστῆναι καὶ αὐτοὶ* (wie Euboea) *ἑτοῖμοι ὄντες κτλ.*; c. 9, 3 aber erfahren wir ausdrück-

lich, dasz *οἱ πολλοὶ τῶν Χίων* die Verhandlungen mit Sparta gar nicht kannten und den *ὀλίγοις ξυνειδόσιν* gegenüberstanden; ferner heiszt es c. 14, 1, als der lakedaemonische Flottenführer Chalkideus mit Alk. vor Chios erschienen, dasz *οἱ πολλοί* über diese unerwarteten Gäste *ἐν θαύματι καὶ ἐκπλήξει* waren und nur durch diese Ueberraschung und die drohende Nähe der feindlichen Flotte zum Abfall bewogen werden konnten. Dasz aber die chiischen Oligarchen mit dem persischen Satrapen Tissaphernes bereits vorher in Verbinduug gestanden, geht abgesehen von der ganzen Situation positiv aus c. 5 hervor, wo berichtet wird 1) dasz die hellenische und persische Gesandtschaft gleichzeitig in Sparta erschien, 2) dasz die Chier und Tissaphernes *κοινῇ κατὰ τὸ αὐτὸ ἔπρασσον*. Dasz aber Alk. mit dem Adel der vorderasiatischen Städte und Inseln aus früherer Zeit in Verbindung stand, ist nicht nöthig hier mit Stellen zu belegen und vom Vf. selbst an andern Stellen wiederholt nachgewiesen worden. Aus den angeführten Stellen folgt aber unumstöszlich, dasz die Symmachen, wenn auch hart von Athen gedrückt — und dasz sie es in finanzieller Hinsicht waren, lehren neben allgemeinen Quellenaussagen (von Krüger zu Dion. Histor. S. 326 ff. zusammengestellt) deutlich genug die Tributlisten im 2n Bde von Böckhs Staatshaush. d. Ath. —, schwerlich abgefallen wären, wenn nicht die principiell antiathenische Oligarchie diese Bewegung geleitet hätte. Thukydides ist, wie gesagt, in Betreff der übrigen ionischen Städte wortkarg; von dem dorischen Rhodos, das ebenfalls unterworfener Staat war und städteweise (s. Böckh Staatsh. II 724) steuerte, erwähnt er dagegen VIII 44 wieder die *δυνατώτατοι ἄνδρες* als die Anstifter; von Milet, Erythrae, Klazomenae, Lebedos, Erke ist indes ein gleiches höchst wahrscheinlich und kann fast evident gemacht werden. Es lag das auch in der Natur der Dinge. Das Gebot der Selbsterhaltung liesz den Demos dieser Städte sich fest an Athen, den natürlichen Stützpunkt jeder hellenischen Demokratie, anschlieszen und daran halten, wenn auch Steuerdruck und mancherlei Chicanen groszen Unmut erregen mochten. Denn dieser Druck aus der Ferne war immer noch weniger empfindlich als der von Seiten der Oligarchen in nächster Nähe drohende, der aber eintreten muste, sobald das Band mit Athen gelöst war und die Oligarchen mit persisch-lakedaemonischer Hilfe ans Ruder kamen. Natürlich hatten diese auch damals ein Attentat auf die Verfassung im Sinn, als sie in Unterhandlungen mit Sparta traten, und die Solidarität gemeinsamer Interessen schlang das feste Band zwischen Persien, den Oligarchen und Sparta, das wenigstens in Bezug auf die beiden letzteren von den lakedaemonischen Wortführern jener Zeit zuerst Lysandros völlig erkannt, der nach Plutarch Lys. c. 5 die bundesgenössischen Hetaerien zu kräftigem politischem zusammenhalten ermunterte: *ὡς ἅμα τῷ καταλυθῆναι τοὺς Ἀθηναίους τῶν τε δήμων ἀπαλλαξομένους καὶ δυναστεύσοντας ἐν ταῖς πατρίσι*, um dann von dieser Gemeinsamkeit der Interessen bald und leicht den Weg zur einseitigen Herschaft zu finden (vgl. Hermanns Staatsalt. 4e Ausg. § 39 N. 3 ff.). — Die meisten Darstellun-

gen berücksichtigen jenen Sachverhalt nicht genug, der Vf. geht in seinen allgemeinen Sätzen S. 233 oben auch zu sehr davon aus, dasz die Herschaft der Athener den Symmachen 'vollkommen unerträglich' geworden sei, unten fügt er nur einschränkend bei: 'namentlich war es die oligarchische Partei, die sich überall zu den Spartiaten hinneigte, während der Demos in der Regel den Athenern noch nicht ganz entfremdet war'. Die darauf folgende Darstellung des factischen Hergangs freilich hat, in Uebereinstimmung mit Thukydides, die richtigere Färbung, steht aber eben darum mit den obigen allgemeinen Bemerkungen nicht in vollem Einklang.

Doch wir brechen ab mit dem Wunsche, dem Vf. bald wieder bei ähnlichen Unternehmungen zu begegnen.

Elberfeld. *Wilhelm Herbst.*

53.

Die genetische Entwicklung der platonischen Philosophie einleitend dargestellt von Dr. Franz Susemihl, Privatdocenten der Philologie an der Universität Greifswald. Erster Theil. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1855. XVI u. 486 S. gr. 8.

Ein Sendschreiben an den Verfasser.

In dem Vorwort zu Ihrem Buche, verehrter Freund, haben Sie zwar gesagt, man solle die Erwartungen nicht allzu hoch spannen und selbst die Schwächen aufzudecken nicht unterlassen, die es als 'erster Versuch' einer genetischen Entwicklung der platonischen Philosophie an sich trage. Ich habe mir aber die Freude, die ich, ich möchte sagen, nicht blosz als eine persönliche, sondern im Namen der Wissenschaft über sein endliches erscheinen empfand, durch Ihre wenn auch kurze, doch allzu strenge Selbstkritik nicht schmälern lassen. Nun, nachdem ich es gelesen, hat es in gleichem Masze meine Hoffnungen entzündet, als ich meine Erwartung und Freude gerechtfertigt fand. Hätten Sie nichts weiter gethan als die Resultate der Wissenschaft für jeden einzelnen Dialog mit treuer Sorgfalt zusammengestellt, so hätten wir schon viel gewonnen; wir hätten ein Fundament mehr, auf dem wir weiter bauen könnten. Doch Sie haben mehr gethan, haben alles selbständig durcharbeitet und sind am Fundamente nicht stehn geblieben. Das ganze Gebäude haben Sie aufzurichten begonnen und zunächst wol anderen, so scheint es, kaum mehr übrig gelassen, als einzelnes auszubessern und die inneren Räume auszuschmücken. Freilich sind Werke des Geistes, wie wir sie aus dem hellenischen Alterthum überkommen haben, so reich an Zugängen, so manigfaltig in

ihrer Gestaltung und so umfassenden Inhalts, dasz Handwerker und Künstler vieler Jahrhunderte reichlich lohnende Arbeit daran finden, und die platonischen gerade fordern am meisten die Kraft heraus, weil sie, viele an der Zahl, doch éin ganzes bilden. Es war auch schon viel gethan für ihr Verständnis. Aber dennoch, sieht man genauer zu, wie kam man seither in das innere der einzelnen Gemächer hinein, wenn ich die plat. Dialoge mit diesem Bilde bezeichnen darf, als über ein von auszen angelegtes Gerüste? Wenn man nun zur rechten Thür eingehn und die ursprünglichen Stufen hinaufsteigen kann, so wird denke ich die Arbeit erst recht beginnen und so zu sagen ins feine gehn können. Der Aufschwung den das Interesse für plat. Studien in den letzten Jahren zweifelsohne genommen kann nicht mehr erlahmen; er musz sich vielmehr, das hoffe ich, steigern. Denn der Zutritt zu diesen Studien ist durch Ihr Verdienst bedeutend erleichtert, die Mühe ist abgekürzt worden, mit der ihr Beginn verknüpft war; es tritt deutlicher hervor, was noch zu thun übrig ist, und da der Bedürfnisse der Wissenschaft noch immer sehr viele sind, ehe sie ihr Ziel erreicht hätte, so wird es auch an dem nöthigen Zuwachs an Kräften nicht fehlen, sie zu befriedigen. Drängen mich diese wolthuenden Empfindungen, die das erscheinen ihres Buches in mir erweckte, dazu, mich Ihnen gegenüber offen auszusprechen, so gibt mir Ihre bescheidene Selbstkritik im Vorwort auch den Mut dazu. Denn wie gering auch die Bemerkungen sein mögen, die ich Ihnen im folgenden vorzulegen gedenke, so haben sie doch ein Recht darauf dasz ich sie nicht verschweige. Unsere Auffassung hat so viel gemeinsames, dasz wir éinem Ziel entgegenzustreben scheinen, und doch ist auch ein Gegensatz zwischen uns beiden in dieser Auffassung uns selbst schon offenbar geworden. Gemeinsamkeit in der Hauptsache und ein Gegensatz gehören zusammen, soll das gegenseitige Verständnis richtig sein und zu förderlichem einwirken des einen auf den andern führen. Sollte ich aber offen auszusprechen mich scheuen, weil das Studium Platons an uns seine freundschaftstiftende Kraft erprobt hat? Nein gerade darum um so offener!

So will ich Ihnen auch gleich nicht verschweigen, dasz das Gefühl von der Gemeinsamkeit des Bodens, auf dem unser streben sich bewegt, in mir nie so stark gewesen ist als da ich bald nach dem Empfang Ihrer Arbeit auch das neuste Opus des Hrn. Suckow in die Hand bekam, der gar neue, wunderbare Entdeckungen über die wissenschaftliche und aesthetische Form der plat. Dialoge gemacht hat. Gemacht haben musz er sie ja; wie könnte er sonst mit solcher Zuversicht versprechen dasz man sie in seinem Buche finden werde? Wie ich dasselbe las, da war mirs als fände ich mich auf einmal in jene Zeit zurückversetzt, da Sokrates selber den Kampf mit den Sophisten aufnahm; es war, als wollte auch mir ein Euthydemos den Boden unter den Füszen wegziehn, auf dem ich bis dahin sicher zu stehn glaubte. Doch es war gut, dasz der Traum noch weiter gieng. Denn als ich näher zusah, fand ich den Alp, der mich geängstet hatte, schon ver-

jagt und besiegt noch eh er den Kampf begonnen, und der Sieg war Ihre That, errungen durch Ihre genetische Entwicklung der plat. Philosophie. Dies Buch, muste ich mir sagen, ist der rechte undurchbrechbare Damm gegen diese retrograden Bestrebungen, die hoffentlich keinen Anklang mehr finden, wie Euthydemos, denk ich mir, in Athen keinen Schüler mehr gefunden hat, nachdem er mit Sokrates zusammengetroffen war. Mit welchem Rechte sage ich das? Was ist denn für ein Unterschied zwischen Ihrer Auffassung und der des Hrn. Suckow, dasz der Ihrigen von vorn herein der Siegerkranz gebührte? Sieht man auf den Zweck der beiden Schriften, so könnte es scheinen als ob der Unterschied so grosz wäre, dasz beide ohne Berührung nebeneinander herliefen, und dann hätte ich Unrecht beide zu vergleichen. Und doch berühren sie sich — wie sich Extreme berühren — in der Divergenz der Grundanschauung. Sie wollen, wie der Titel Ihres Buches sagt, die genetische Entwicklung der plat. Philosophie darstellen; Suckow die Echtheit oder Unechtheit der uns unter dem Namen Platons überlieferten Dialoge untersuchen. Dazu hat er zweierlei Maszstäbe: den äuszern des Zeugnisses des Alterthums und einen innern (der äuszerlich genug ist!), den er selbst aus dem Phaedros entwickelt. Danach will er eine Anordnung der plat. Dialoge liefern. Die Ausführung dieser Aufgabe liegt nun freilich über sein Werk hinaus; sie ist jedoch als das letzte Ziel auch der eigentliche Ausgangspunkt, der auf seine Ansichten bestimmend einwirken muste. Das wichtigste dabei ist aber das, dasz er mit Schleiermacher zum Princip in dieser erst noch zu liefernden Anordnung den 'paedagogisch-methodologischen' Gesichtspunkt machen will. Ich will hier die treffliche Beweisführung nicht wiederholen, mit welcher Hermann die Schleiermachersche Ansicht aus dem Feld zu schlagen wuste. Sie erlauben mir aber wenige Bemerkungen. Schleiermacher fühlte sich durch das dazumal herschende Unverständnis der plat. Philosophie und die Misverständnisse, die über sie vollen Curs hatten, getrieben, den Zusammenhang unter den plat. Dialogen aufzufinden und darzustellen. Damit hat er, ohne den rechten Weg zum Ziele einzuschlagen, doch das Ziel nach dem zu streben war richtig bestimmt und somit der Forschung im allgemeinen ihren Weg vorgezeichnet. Sein Fehler war hauptsächlich der, dasz er in der Voraussetzung, die Phil. Platons habe sich ihrem sachlichen Inhalt nach nicht entwickelt, der Anordnung des ganzen den Zweck unterlegt, der eigentlich nur die dialogische Form trifft. Er stützt alles auf die Absicht Platons zur eignen Ideenerzeugung anzuregen. Das ist nur ein formaler Grundsatz mit dem er, wenn man die Sache genau besieht, selbst nicht viel ausgerichtet haben würde, wäre er nicht zum Glück für die Sache ihm oft genug untreu geworden. Suckow hat ganz Recht, wenn er jenes Princip das paedagogisch-methodologische nennt. Das paedagogische bezeichnet eben den Zweck des Schriftstellers, den er bei der Abfassung eines Werkes im Auge hatte, das methodologische bestimmt die Art des Inhalt, mittelst dessen er diesen Zweck zu erreichen suchte,

und gibt somit an was nach dieser Auffassung das wichtigste in der plat. Philosophie wäre. Aber wie sehr bleibt man mit diesem scheinbar so erhabenen Gesichtspunkt hinter den Bedürfnissen der Sache zurück! Alle Philosophie, ja alle Wissenschaft hat, wenn man will, paedagogische Bedeutung. Soll aber dieser Begriff Princip der Anordnung der Werke eines Schriftstellers werden, so ist darin weiter nichts ausgesprochen, als dasz er planmäszig vom leichteren zum schwereren fortgeschritten sei. Wenn man nun auch diesen Fortschritt wirklich nachweist, so ist doch die Behauptung dasz er planmäszig stattgefunden habe eine ganz willkürliche Voraussetzung. Denn wer bürgt dafür, dasz nicht die innere Entwicklung des Schriftstellers diesen Fortschritt vom leichteren zum schwereren bedingt habe? Warum will man also das subjective an die Stelle des objectiven setzen? Dasz man sich dafür mit Unrecht auf eine Aeuszerung Platons beruft hat Hermann nachgewiesen. Noch wichtiger aber ist dasz man damit die eigne Entwicklung des Schriftstellers ganz hinwegleugnet und sein System von vorn herein fertig und abgeschlossen sein läszt. Hierdurch verstöszt man gegen die Wahrheit in Bezug auf die Persönlichkeit Platons, in dessen ganzer Anschauungsweise, wie Sie, v. Fr., mit Recht sagen (S. VIII), es begründet lag, dasz er immer ein werdender bleiben muste. Das methodologische aber zum Mittelpunkt des Systems und zum Maszstab seiner Gliederung machen zu wollen, heisze ich den ärgsten Verstosz gegen die Sache. Faszt man den Inhalt der plat. Dialoge richtig, so ist freilich auch ein methodologischer Fortschritt darin unverkennbar; aber er ist die Nebensache; das sachliche, reale der entwickelten Gedankenobjecte ist die Hauptsache; an diesem entwickelt sich erst das methodische mit, ist aber ohne jenes nichts. Ebenso einseitig ist der Gesichtspunkt, nach welchem Hr. Suckow die Echtheit der einzelnen Dialoge beurtheilt wissen will. Doch darüber mögen Sie lieber selbst den Urtheilsspruch fällen. Im Gegensatz gegen dieses bei Schleiermacher freilich begreifliche Bemühen, nach selbstgeschaffenem, willkürlichem Princip den Zusammenhang der plat. Werke darzustellen, ergibt sich als das richtige, objective Princip, um es mit éinem Wort auszusprechen, das historische. Dieser Begriff, den für die Untersuchungen auf plat. Gebiete zur Geltung gebracht zu haben Karl Friedrich Hermanns unvergeszliches Verdienst ist, ist so umfassend und doch so intensiv, dasz er sich nach den verschiedensten Richtungen auseinanderlegen läszt, ohne dasz die Beziehung einer jeden auf éin und denselben Mittelpunkt verloren gienge. Es kann recht eigentlich als die Aufgabe unsrer Zeit betrachtet werden, diesen Begriff zur Anwendung zu bringen und nutzbar zu machen. Es ist etwas groszes um die echt historische Auffassung; an dem Willen sie zu erstreben fehlt es selten; seltner ist sie selbst; allzu häufig wird ein Schattenbild für sie ausgegeben, und was ist häufiger als die Meinung sie zu haben bei denen, die nur mit dem Rücken ihr zugewandt sind? Weil sie aber so zu sagen das Lebenselement der Wissenschaftlichkeit unserer Tage geworden ist und doch

so selten in voller Lebensfrische auftritt und so schwer Erfolge erringt, so ist es für einen Gewinn der ganzen Wissenschaft zu erachten, wenn sie in irgend einem Kreise, wäre er auch an sich der unbedeutendste, zum Siege durchgedrungen ist, wenn sie sich nur an irgend einem Zweige, wäre er auch der kleinste und letzte an dem uralten groszen Baume der Wissenschaft, ihre Blüte hat entfalten und Früchte entwickeln können. Sehen Sie, v. Fr., das ist der Grund warum ich von Ihrem Buche nicht ohne warmes, persönliches Interesse reden kann, weil es mir in einem Gebiete, das ich nicht zu den geringsten und unfruchtbarsten rechne, einen Gedanken anschaulich verfolgt, eine Richtung einhält von der ich viel hoffe für die Erhaltung eines lebenskräftigen, dem Leben nutzbaren Sinnes in unserer Wissenschaft. Doch ich will mich zur Sache wenden und den allgemeineren Betrachtungen absagen, denen wir ein andermal bei besserer Musze uns zuwenden wollen. Wenn Sie es also (S. 1) als den Zweck Ihrer Arbeit bezeichnen, darzustellen 'wie die Entwicklung der plat. Phil. sich in den einzelnen Dialogen vermittelte, welchen Schritt innerhalb dieser Entwicklung jedes seiner Werke bezeichnete, welche geistige That durch ein jedes vollbracht ward, um das ganze der Vollendung entgegenzuführen, kurz wie ein jedes organisch aus dem andern hervorwachse', so spricht sich jener historische Gesichtspunkt auf den speciellen Gegenstand angewandt kurz und deutlich aus. Sie machen nicht viel Worte darüber; Sie wollen durch die Ausführung den Inhalt des Princips erläutern und den Beweis seiner Tüchtigkeit liefern. Eben darum kann ich es mir nicht versagen, selbst noch einiges darüber zu reden. Denn es kommt mir darauf an, mich vor allem Ihnen gegenüber zu orientieren und mich zu versichern, dasz ich Sie auch richtig verstanden habe, wenn ich mich mit Ihnen einverstanden erkläre. Meiner Ansicht nach ist nemlich jener Gesichtspunkt keineswegs ein apriorischer, selbstgemachter, nach dem man, vielleicht nur um die Erzeugnisse eines fremden Geistes dem eignen nahe zu bringen und verständlich zu machen, diese Erzeugnisse betrachtete, während eine andere Betrachtungsweise dasselbe Recht für sich hätte und ein noch gröszeres, wenn sie das Verständnis noch besser förderte. Dies letztere möchte nun freilich auch unmöglich sein, weil eben jenes Princip das in der Sache selbst liegende ist, gefunden durch anhaltendes, eindringendes Studium, welches in der Entwicklung der Wissenschaft um diese Dinge endlich zur Geltung gelangte. Es ist ein Resultat des Lebens dieser Wissenschaft, welche erkennen liesz dasz wirklich ein Fortschritt der plat. Weltanschauung in den Dialogen ihres Trägers gegeben und niedergelegt sei. Getragen wird dieser Fortschritt durch die Persönlichkeit, geistige Art und Denkweise Platons einerseits und durch die Objecte andrerseits, deren Erforschung sich diese Persönlichkeit zuwandte. Diese beiden Momente, die beide einen gesetzmäszigen Fortschritt verlangen, jenes nach psychologischen, dieses nach logischen oder nach metaphysischen Gesetzen, treten zueinander in die innigste Wechselwirkung, heben und fördern sich gegenseitig.

Im Vergleich mit anderen Philosophen ist es freilich etwas eigenthümliches um die Entwicklung Platons und seines Systems. Bei anderen pflegt für die schriftstellerische Thätigkeit im ganzen die Entwicklung abgeschlossen zu sein, sobald das Princip gefunden ist, mit dem sie die Herschaft über alle Objecte zu erreichen hoffen. Dann wenden sie es auf die verschiedenen Gebiete des seins an und alle Weiterentwicklung geht nur auf die Handhabung des Princips, die Kraft und Klarheit, mit der sie es nach Inhalt und Umfang zur Geltung bringen. Dagegen zeigt uns Platons schriftstellerische Thätigkeit eine lange Entwicklung durch so viele Dialoge hindurch, deren keiner dem andern coordiniert werden kann. Der Grund davon liegt eben in jener geheimnisvollen Berührung des persönlichen, individuellen Momentes und der Sache, darin dasz seine Weltanschauung von vorn herein ihre Richtung gegen das werden nahm und dieses 'sich rächte'. Wenn er sich übrigens auch fortwährend entwickelte, so hat er darum die innere Einheit nicht eingebüszt; es entwickelt sich ein und derselbe, nur individuell geartete Geist. Somit kann unter den einzelnen Dialogen, welche diese Entwicklung zur Erscheinung bringen, doch ein systematischer Zusammenhang erkannt werden (Vorw. S. VIII). Aus dieser Auffassung des historischen Princips leite ich mir nun auch die Methode ab, nach welcher Sie den Entwicklungsgang der plat. Phil. durch die Dialoge verfolgen. Es ist dabei wol festzuhalten, dasz Sie nicht die Genesis des Philosophen Platon darstellen wollen — dieser persönliche Gesichtspunkt tritt in Hermanns Darstellung in den Vordergrund —, sondern der Sache, der plat. Philosophie, das Wachsthum des Systems. Entwickelte sich aber die plat. Phil. fortwährend und kam die jedesmalige Stufe dieser Entwicklung in dem betreffenden Dialog zur Darstellung, so musz dieser stufenmäszige Fortschritt nach allen Richtungen hin sichtbar werden, welche jeder Dialog der Betrachtung darbietet. So normal ist diese Entwicklung und so lebenskräftig gestaltet die innere Kraft alles einzelne bis in die äuszersten Zweige, Aeste, Blätter und Blüten hinein! Darum thun Sie recht, wenn Sie keinen der einschlagenden Gesichtspunkte unberücksichtigt lassen ohne den Fortschritt auch darin aufzuzeigen, und in jedem ein wichtiges Kriterium mehr erkennen für die Erkenntnis der Stellung eines jeden Dialogs in diesem Entwicklungsgang des ganzen. Der wichtigste Gesichtspunkt ist freilich immer der sachliche und in diesem der eigentliche Kernpunkt, die philosophische Wahrheit, welche jeder Dialog zur Darstellung bringt. Daher kommt es Ihnen natürlich vor allem darauf an, eine Grundlage zu gewinnen in der richtigen Fassung des Inhalts des Dialogs, des Grundgedankens, Zweckes und seiner Gliederung. Durch den Inhalt wird dann zugleich bedingt die Fortbildung der äuszeren Momente, der Einrahmung, der Methodik des Gesprächs, wie der philosophischen Methode überhaupt, dann die Wahl und Charakteristik der dialogischen Personen und die Art und Richtung der Polemik. Der Fortschritt ist innerlich nur éiner, aber vielgestaltig in der äuszeren Erscheinung. Der Natur der Sache

gemäsz muste auch Ihr Bemühen sein, in jedem Dialog für sich betrachtet alles in lebendige Wechselbeziehung zueinander zu setzen, das einzelne aus dem ganzen zu begreifen, und dann wieder in jedem die Anknüpfungspunkte nachzuweisen, die er in seinen Vorgängern hat. Hierfür hatte Steinhart bereits recht schöne Vorarbeiten geliefert. — Bei dieser Fassung des historischen Princips kommt alles an seiner Stelle zu seinem eigenthümlichen Recht, was zum Nachtheil der Sache oft in den Vordergrund gedrängt das ganze meistern sollte. Wie dies das methodologische Princip Schleiermachers trifft, das nunmehr ein untergeordnetes, aber immerhin wichtiges Element bilden musz, ist klar. Aber auch die äuszeren Kriterien werden von dieser Betrachtungsweise nicht aus- sondern eingeschlossen. Mit Schleiermacher können Sie sagen (S. IX), dasz die Untersuchungen über Echtheit der Werke mit denen über ihre Reihenfolge Hand in Hand gehen. Es kommt zunächst nur auf den Nachweis an, inwiefern die Dialoge nach objectiven und subjectiven Gesetzen der Entwicklung sich in eine Kette fest zusammenschlieszen und welche uneinfügbar sind. Die wahre Darstellung des organischen Zusammenhangs unter den plat. Dialogen kann natürlich auch gegen alle wahren äuszeren Zeugnisse über Echtheit und Reihenfolge derselben nicht verstoszen. Von den Zeugnissen über die Echtheit können nur die aristotelischen bindende Kraft haben. Mit ihnen werden wir nur in Collision kommen, wenn wir einen von ihm als platonisch bezeugten Dialog nicht als echt anerkennen wollen. Dieser Fall tritt in dem vorliegenden Theil Ihres Buches nicht ein; daher brauche ich darüber vorerst nichts zu sagen; haben wir nichtbezeugte Dialoge darunter, so musz doch der innere Gesichtspunkt entscheiden. Was endlich die Zeugnisse über die chronologische Reihenfolge anlangt; so können die wenigen vorhandenen an sich bekanntlich keine unbedingte Glaubhaftigkeit in Anspruch nehmen. Wenn man sich aber auf Schlüsse angewiesen sieht, die sich aus einzelnen chronologischen oder anachronistischen Andeutungen in den Dialogen selbst ziehen lassen, so tritt diese secundäre Art des äuszeren Zeugnisses mit unserm Princip durchaus nicht in Widerspruch. Doch es ist noch ein anderer wichtigerer Gesichtspunkt geltend gemacht worden, um den sich auch in neuerer Zeit der Streit der Gelehrten vielfach bewegte: inwiefern die äuszeren Lebensumstände unseres Philosophen von Einflusz gewesen seien auf die Richtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Man hat namentlich auf seine Reisen ein allzu hohes Gewicht gelegt, seine Bekanntschaft mit den Systemen seiner Vorgänger meist daher abgeleitet, aber nicht blosz die Polemik sich dadurch bestimmen lassen, sondern selbst die ganze positive Entwicklung der plat. Lehre darauf zu gründen und danach in Perioden zu gliedern versucht. Da haben Sie mir nun ganz aus der Seele gesprochen, wenn Sie in Ihrer Einleitung zu erweisen suchen, dasz Bekanntschaft Platons mit den vorsokratischen Systemen schon vor seinem Zutritt zu der Sokratik vorauszusetzen und dasz für Platon das Resultat seiner historischen Studien Befriedigungslosigkeit

gewesen sei. Ich könnte eine Entwicklungsgeschichte der plat. Phil. nicht für richtig anerkennen, die diesen Gedanken nicht wenigstens factisch zur Unterlage hätte. Es ist übrigens nur ein negativer Satz; er musz sein Gegengewicht in einem positiven haben, welcher den eigenthümlichen Inhalt und die Richtung der plat. Weltanschauung auszusprechen hat, die ihm ursprünglich als individuelle Mitgabe seines Geistes zukam. Ein solcher Satz wird freilich eine Voraussetzung bleiben, die durch wissenschaftliche Beweise direct nicht kann gestützt werden. Die Entscheidung für oder wider wird von der Persönlichkeit abhängen und je nach ihrer allgemeinen Anschauung ausfallen. Kommt doch dabei die psychologische Frage in Betracht, ob es überhaupt möglich sei dasz die geistige Richtung eines Menschen als bestimmte Anlage in ihm liege, ob der tiefste Grund einer Weltanschauung individuell sei, oder ob sie und jeder Gedanke den einer vertritt nur das Resultat sei der von auszen aufgenommenen Eindrücke, mögen sie unmittelbar auf sinnlicher Wahrnehmung beruhen oder auf der bereits zu Gedanken verarbeiteten Erfahrung anderer. Es ist das ein Problem, zu dessen Lösung vielleicht gerade die Erforschung der plat. Phil. das beste beitragen dürfte. Eine Entscheidung musz aber getroffen werden, und wenn ich Sie recht verstehe, stimmen Sie mit mir über die Möglichkeit und Nothwendigkeit dieser Annahme überein. Sie sprechen sich darüber S. 5 zwar deutlich aus; aber vielleicht ist bei einem so wichtigen Punkt der Vorwurf allzu groszer Kürze nicht ganz unbegründet. Doch bescheide ich mich gern, dasz ja das ganze Buch nicht blosz darzustellen hat, was Platon e r w i r b t, sondern auch was er h a t und a u s s i c h s e l b s t e n t w i c k e l t. Wir werden am geeigneten Orte darauf noch zu sprechen kommen, wenn es sich erst um die Entstehungsgeschichte der Ideenlehre handelt. Das andere aber soll Ihnen unvergessen bleiben, dasz auch der Einflusz äuszerer Verhältnisse und anderer Systeme als ein integrierender Theil des historischen Princips am rechten Orte seine Berücksichtigung findet, d. h. im Hintergrund, so dasz die Resultate, die von diesem Gesichtspunkt aus gezogen werden können, als Controle und Probe dienen für die Richtigkeit der Anordnung nach sachlichem Zusammenhang, nicht aber als Unterlage, auf der das ganze System der Dialoge aufgebaut würde. — Darf ich mir zum Schlusz dieser allgemeinen Bemerkungen auch über die Form Ihrer Darstellung ein Wort erlauben? Ich kenne Sie persönlich noch nicht; aber ich gestehe dasz mir dieses Buch einstweilen ein kleiner Ersatz war für das was mir hier noch fehlt. Es ist so einfach und klar, mit solcher Kraft, Besonnenheit und Energie des Gedankens geschrieben, und überall leuchtet so strenge Wahrheitsliebe und offene Anerkennung fremder Verdienste durch, verbunden mit so strenger Selbstkritik, dasz es gewis für alle Leser eine Freude sein wird, in dieser Weise in die platonische Philosophie sich einführen zu lassen.

Ehe ich nun den einzelnen Dialogen mich zuwende, mache ich Sie, v. Fr., noch darauf aufmerksam, dasz Sie mich öfter werden auf

Ihre Darstellung Bezug nehmen sehen, ohne dasz ich es direct ausspreche. Die Schuld davon liegt meistens nicht an mir. Aber Ihre Darstellung ist so gedrängt und auf verhältnismäszig engem Raum so inhaltreich, dasz ich ohne seitenlange Resumés nicht im Stande gewesen wäre die Punkte vorzubringen, an die ich anknüpfen wollte. Darum hielt ich es für gerathen Ihrem Gedächtnis etwas zuzumuten. Sie werden aber sehen dasz ich für die gänzliche Erfüllung des Begriffs einer genetischen Entwicklung der plat. Phil. auch noch einige Desiderien habe. Ich zog es indes vor, ihrer erst bei der Besprechung der einzelnen Dialoge Erwähnung zu thun. Manche meiner Bemerkungen werden auch vereinzelt dazustehn scheinen; Sie werden aber selbst die Beziehung auf den Grundgedanken Ihres Buches leicht aufzufinden wissen. Finden Sie etwa Zusätze zu Ihrer Darstellung, die Sie absichtlich ausgeschlossen haben, so halten Sie das der Schwierigkeit der Sache zu gute, die hier ein festes Masz des Urtheils was heranzuziehen, was fern zu halten sei, kaum aufkommen läszt.

Aus den negativen Erfolgen seiner Studien früherer Systeme brachte Platon zu Sokrates den Zug zur Systematik mit, ergriff dessen Begriffslehre, überwand aber seinen Standpunkt, indem er als Schriftsteller auftrat (S. 5 ff.), so jedoch dasz ihm zunächst der positive Inhalt der Philosophie wie seinem Lehrer noch in der Ethik aufgieng. Aber auch die ersten 'sokratischen Dialoge' spiegeln die Entwicklung des plat. Geistes ab, indem sie das ringen nach dem Systeme erkennen lassen. Die natürlichsten Anknüpfungspunkte in der sokratischen Lehre musten die sein, welche bereits einen Ansatz zu einem Systeme bilden: die Forderung des begrifflichen wissens und die Bestimmung der Tugend als wissen, dessen Consequenz der Satz ist, dasz niemand freiwillig böse sei. Ich folge Ihnen nun, wenn ich so sagen darf, in das Erdgeschosz des Gebäudes oder zu den sokratischen oder ethisch propaedeutischen Dialogen.

Der kleinere Hippias beginnt die Reihe, da er sich kaum noch über den sokratischen Standpunkt erhebt. Eine positive Lehrmeinung wird nur schüchtern vertreten. Trotzdem schlieszen Sie sich mit vollem Recht der Ansicht Zellers an, welcher die reale Bedeutung des Dialogs gegenüber der blosz formalen Auffassung antisophistischer Tendenzen hervorhebt. Nur zweierlei hätte ich dabei noch erörtert zu finden gewünscht. Das wäre einmal eine Angabe der Haltpunkte, die man für die Lösung des vorliegenden Problems in dem Dialog selbst findet. Ich erblicke deren gleich in der Stellung der Fragen 365 C — 366 C in dem Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Theils des Dialogs. Die nächste Frage ist, ob ein Lügner und ein wahrhafter Mensch verschieden sei oder identisch. Berücksichtigt man dies allein, so musz man sagen dasz darin eigentlich nur eine logische Unterscheidung gefordert wird, ohne Rücksicht auf den concreten ethischen Inhalt. Dieser Mangel durchzieht den ganzen Verlauf des Dialogs, und ich glaube nicht absichtslos. Denn man wird

doch gleich auch vorbereitet über ihn selbst hinauszugehn, um die Erfüllung mit concretem Inhalt zu erstreben. Das deutet mir schon 366 B der Gegensatz von δυνατός und ἀδύνατος ψεύδεσθαι an, dem am Ende 375 D E wieder die Unentschiedenheit in der Frage entspricht, ob die δικαιοσύνη eine δύναμις oder ἐπιστήμη sei. In Wahrheit kann man das 'oder' nicht einmal gelten lassen; denn die δύναμις ist der allgemeinere Begriff, dem sich die ἐπιστήμη als Art leicht unterordnen läszt. Jene kann also nur in dieser Form vorhanden sein, anders aber nicht. Es ist übrigens sehr bezeichnend dasz Pl. die sokratische Tugendlehre im Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit gerade bei einem so speciellen Problem zu fassen sucht wie die Lüge ist. Darum scheint mir auch noch folgendes der Erwägung werth. Es ist in dem Dialog viel von einem ἑκόντα ψεύδεσθαι die Rede. Verträgt sich das mit dem Satz, dasz niemand freiwillig böse sei, oder wird es durch ihn geradezu ausgeschlossen? Das glaube ich nicht behaupten zu können; denn das ψεύδεσθαι erscheint auch Pl. nicht unter allen Umständen verwerflich; wie denn gegen die Lüge die Griechen überhaupt sehr tolerant waren. Freilich stellt sich Pl. den vulgären Anschauungen auch nach dieser Seite entgegen; aber mir scheint die Erörterung jener Frage, wie auch schon die Haltung bezeugen dürfte, die Pl. den Sokrates den homerischen Helden gegenüber einnehmen läszt, darauf hinzudrängen, dasz sie erst zur Entscheidung gebracht werden könne durch ein tieferes eingehen auf den concreten Inhalt des wissens, oder objectiv gefaszt des sittlich guten. Insofern würde der Dialog über sich selbst hinausweisen und in einfacher Weise den Lysis als seinen nächsten Nachfolger bezeichnen.

Mit dem Lysis ist mirs, ich gestehe es offen, eigenthümlich ergangen. Ich hatte mir früher ein viel späteres Plätzchen in der Reihe der Dialoge für ihn ausgedacht. Auszer Anspielungen auf philosophische Sätze, die weder hier noch im Hippias erwiesen werden, bewog mich besonders die Sicherheit in der Handhabung logischer Begriffe und in der Anwendung logischer Gesetze, gerade insofern beide auch eine reale Bedeutung haben, zu dem, wie ich jetzt erkenne, nicht richtigen Urtheil. Es war vielleicht nicht unfein, aber doch inconsequent, wenn ich den Zweck des Gespräches darin suchte, nachzuweisen dasz die Auffassung realer Verhältnisse von logischen Gesetzen und Begriffen abhängt, welche theils unmittelbar mit der Sache verwachsen, theils der menschlichen Natur inhaerent sind und aus jedem entwickelt werden können. Daraus erklärte ich mir die Wahl des Stoffes, der eben auf jene Gesetze durch seine eigne Natur immer hinweist; daraus rechtfertigte ich es dasz Pl. die Consequenzen aus jenen Andeutungen nicht zieht, und glaubte doch einen Schlusz auf den Stand seiner innern Entwicklung aus ihnen machen zu können, und daraus wuste ich mirs zu deuten, warum Knaben die Unterredner sind mit Sokrates trotz der Schwierigkeit der aufgeworfenen Fragen. Was mich aber von der Irrigkeit dieser Ansicht überzeugte, war insbesondere Ihre Darstellung von dem Verhältnis des Lysis zum Hippias,

Charmides und Laches S. 31 ff. u. 39 ff., überhaupt von dem Zusammenhang dieser vier Dialoge, die unter sich ein kleines, aber nicht abschlieszendes System bilden. Es blieb mir kein Ausweg; ich muste mich gegen mich zu Ihnen bekennen, um zwischen den Hippias und Charmides keine Lücke kommen zu lassen, die nur der Lysis ausfüllen kann. Den Gesichtspunkt der Betrachtung aber, der mich jener Teuschung zugänglich gemacht hatte, darf ich darum doch wol zu Ehren bringen. Eine genetische Entwicklung der plat. Phil., wenn sie vollständig sein soll, müste nemlich auch Rechenschaft geben über die allmähliche Ausbildung der plat. Logik. Es genügt nicht zu wissen, dasz Pl. sich der Hauptgesetze der Logik bewust war und sie zu üben verstand. Man musz bis ins einzelste, auf die sog. logischen Begriffe und Kategorien zurückgehen und die Entwicklung seines Bewustseins auch über sie verfolgen. Es ist freilich eine schwere Aufgabe, weil das Material sehr grosz ist und mühsam zu sichten. Dasz Sie diesen Gesichtspunkt nicht in den Kreis Ihrer Untersuchung hereinzogen, ist bei dem Mangel fast aller Vorarbeiten dafür wol zu entschuldigen; ich thue es um so lieber, weil mir so noch ein groszes Revier zu durchforschen verblieben ist. Für den Lysis scheint mir jedoch neben der realen Fortbildung der Sokratik, wie Sie dieselbe durch eine innere Verknüpfung der Ansichten Hermanns, Steinharts und Schleiermachers feststellen, auch die Annahme eines Nebenzweckes nicht unstatthaft. Er wäre: die Bedeutung und theilweise Unterscheidung der wesentlichsten Operationsbegriffe der Philosophie — eine Seite und nothwendige Voraussetzung der richtigen Methode — hervorzuheben, ihre Kenntnis praktisch zu vermitteln und so auch eine Grundlage für folgende Untersuchungen zu gewinnen. Es ist ganz natürlich dasz bei der ethischen Richtung dieser Entwicklungsstufe Platons insbesondere der Begriff des Zwecks und die damit zusammenhängenden des Mittels und der Ursache in den Vordergrund treten; aber auch andere wie namentlich Qualität 217 B D und ποιεῖν und πάσχειν 212 B usw. (im Gegensatz des Activ und Passiv) 214 E 215 A bleiben nicht unberührt. Gerade diese formale Grundlage des philosophierens hat so ganz propaedeutische Bedeutung, so lange sie nicht auf ihren tiefern Grund im ganzen der Erkenntnistheorie kann zurückgeführt werden, dasz die Philosophie sie wie die Kindheit hinter sich haben sollte; und das eben würde die Wahl von Knaben und halbwüchsigen Jünglingen zu Unterrednern des Sokrates rechtfertigen. Doch, wie ich oben schon sagte, der positive Stoff des Gespräches hängt nach seiner eignen Natur auch mit diesen Dingen zusammen. Ich will mich dabei aber nicht länger aufhalten und Ihnen wo möglich den Beweis liefern, dasz ich von einem Rückfall in meinen ursprünglichen Irthum fern bin, indem ich nur noch etwas nachtrage, was ich nunmehr im Sinne Ihrer Auffassung des Dialogs bemerkt zu haben glaube. Schon beim Hippias deutete ich an, wohin die Untersuchung zu drängen scheine. Die Einleitung nun des eigentlich philosophischen Gesprächs im Lysis 207 D ff. fängt mit eben dem Thema an, das im Hippias Problem blieb,

und bringt es zu einer gewissen Entscheidung. Ob der Wille absolut frei und ungezügelt sein müsse, fragt es sich, wenn der Mensch glücklich sein solle. Und die Antwort ist die Anerkennung einer nothwendigen Beschränkung desselben, so zwar dasz Freiheit und Beschränkung durch das wissen bestimmt werden. Vielleicht dürfte man auch 207 E in dem *καὶ ᾧ μηδὲν ἐξείη ποιεῖν* einen Rückweis auf die *δύναμις* finden, die im Hippias eine Rolle spielte. Im folgenden verwebt sich dann durch den Zweckbegriff das sittliche wissen mit dem handeln durch Vermittlung des guten, welches eben Gegenstand des wollens wird oder der *ἐπιθυμία*, wie hier noch das wollen überhaupt bezeichnet wird. Durch die Unterscheidung eines höchsten Gutes von relativen Gütern wird zwar bereits eine Bestimmung über den Inhalt des wissens getroffen, aber doch nur eine allgemeine. Um so stärker tritt gerade dadurch die Nothwendigkeit ins Bewustsein, dieses höchste Gut in seiner realen Bedeutung mittelst der philosophischen Methode zu erfassen.

Aus der Einleitung zum Charmides heben Sie den éinen Satz hervor, dasz alle Krankheit und Gesundheit aus der Seele stamme; damit werde denn auch angedeutet, dasz die Besonnenheit selbst als die Gesundheit der Seele und die Herschaft über den Körper zu fassen sei. Es fragt sich aber, worauf beruht diese Bestimmung? Ich glaube nicht blosz auf der richtigen Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele, sondern vielmehr auf dem allgemeineren Satz, der zu Grunde liegt, dasz das einzelne abhängig sei vom ganzen, das innere vom äuszeren 156 B C. Dadurch wird für den eigentlichen Ertrag des Dialogs gleich einiges Licht gewonnen. Denn dadurch ist es motiviert, warum, wie Sie selber sagen S. 29, eher die allgemeine Tugend als die Besonderheit der Sophrosyne aufgefunden und diese nur in einzelnen Zügen skizziert wird. Denn die *σωφροσύνη* kann danach wirklich nur aus ihrem Verhältnis zur *ἀρετή* überhaupt begriffen werden. Darum kommt denn auch die Untersuchung auf den Satz zurück dasz die Erkenntnis, welche das Glück des Lebens begründe, die Erkenntnis des guten sein müsse, während in dem Dialog selbst zu wiederholtenmalen auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht worden war, die specifische Differenz zu finden. Man hatte aber zu ihrer Erkenntnis nicht gelangen können, weil man die Sache nicht von der realen Seite auffaszte. Dasz dies jedoch geschehen müsse, ist jedenfalls mit ein Resultat der Untersuchung. Damit hängt denn ein anderer Gedanke der Einleitung zusammen, der auch nur als Nebensache hingestellt wird, der uns aber am Ende 175 B auch wieder aufstöszt. Charmides, heiszt es, müsse eine Vorstellung von der *σωφροσύνη* haben und auch angeben können, einmal weil er sie selber in sich hat, und dann weil er griechisch spricht. Der Satz aber auf dem dieser Ausspruch beruht ist der, dasz die Erklärung des Wortes mit der Realdefinition zusammenfallen müsse. Daran aber leiden alle aufgestellten Definitionen, dasz sie die Sache nicht in ihrem realen Bestande darstellen. Es mag auch die wörtliche Auffassung des *τὰ*

αὑτοῦ πράττειν 161 C D, die ja ausdrücklich als falsch bezeichnet wird, in dieser Absicht ihren Grund haben, das Bewustsein über die Erfordernisse der richtigen Definition im Gegensatz zu blosz formalen Bestimmungen aufzuregen. Dann aber haben wir im Charmides eine Fortsetzung jener Tendenz Platons, sich vor allen Dingen des concreten Inhalts des Tugendbegriffes zu bemächtigen; der Charmides erweist sich aber auch darin als der Nachfolger des Lysis, weil dies nun an einer bestimmten Tugend zur Erkenntnis kommt. Dem Zwecke entspricht die σωφροσύνη jedenfalls am besten; die σοφία würde gewis minder geeignet sein. Daher ist mir auch Ihre Behauptung S. 30 nicht recht verständlich: wenn Pl. das logische Element bereits selbständig hätte behandeln können, so hätte ihm die Weisheit bessern Anhalt gegeben. Sie sagen das freilich mit Bezug auf Ihre Bestimmung des Zwecks dieses Gesprächs, welches das Verhältnis der Methode zum Inhalt anregen solle. Ich kann das vollkommen zugeben, denn es stimmt auch mit jener Tendenz die ich darin finde überein. Aber unter allen Umständen musz ich doch die σωφροσύνη für den geeignetsten Begriff gerade einer solcher Untersuchung halten. Auf dieser Uebergangsstufe von der allgemeinen Bestimmung der Einheit der Tugend mit dem wissen zu einer Erfüllung derselben mit realem Inhalt konnten die Postulate für die gesuchte Definition nur an einem Begriff aufgezeigt werden, der selbst in der Mitte steht zwischen der Richtung auf das praktische und auf das theoretische. Sie werden mich wol verstehen, dasz ich beides keineswegs für irgend eine Tugend im plat. Sinne auseinanderreiszen will; aber dennoch bilden die Tugenden in ihrem Unterschied voneinander eine gewisse Stufenfolge je nach dem vorwiegen dieser oder jener Seite. Denken Sie nur, um etwas ganz einzelnes aufzugreifen, wie wäre es möglich gewesen von ein und derselben Persönlichkeit den Besitz der σοφία zu behaupten und doch das Bewustsein ihres Wesens fehlen zu lassen, wie es hier mit der σωφροσύνη des Charmides geht? Er besitzt sie und weisz doch nicht anzugeben was sie ist. Es ist das ein für den Zweck des Dialogs keineswegs gleichgiltiger Umstand. Ueberhaupt sind es ja gerade die Fehler der versuchten Definitionen, welche gemacht werden musten, um den eigentlichen Zugang zum Tugendbegriff erst zu erringen. Die beiden ersten brachten indifferente Praedicate, die dritte wird nur formal erklärt. (Ich halte nemlich die verschiedenen Definitionen die Kritias aufstellt nur für Erklärungen der éinen τὰ ἑαυτοῦ πράττειν; insofern ist denn auch die sechste wirklich nur die dritte oder die Scheidespende.) Jenes wäre bei der σοφία insofern nicht möglich, als wenigstens in keiner Definition die man darüber aufstellen möchte der Begriff des wissens würde zu vermeiden sein; dann hätte aber die Untersuchung schon am Endpunkt der unsrigen begonnen; keine andere Tugend aber würde andrerseits die Definition als Selbsterkenntnis und wissen des wissens möglich gemacht haben. Die Herschaft über das logische ist übrigens in unsrem Dialog gar

nicht mehr gering, obwol ich bestätigen musz dasz es in seinem tiefern Grunde noch nicht erkannt sein konnte.

Der Laches, dieser Zwillingsbruder des Charmides, handelt nun zwar von einer andern Tugend, der Tapferkeit, kommt aber doch nur auf die Bestimmung des allgemeinen Tugendbegriffs zurück. Gewis ist es für die Erkenntnis des Fortschritts, den der Laches zu vermitteln hat, nicht gleichgiltig zu wissen, warum gerade der Tapferkeit eine so wenig dankbare Rolle zufällt und gerade sie doch auch einer besondern Behandlung gewürdigt wird. Sind die Unterschiede der einzelnen Tugenden wirklich unwesentlich (S. 35), warum genügte nicht die Zurückführung éiner Tugend für alle auf das wissen? Sie antworten S. 39: weil die Tapferkeit scheinbar die am meisten von allen anderen heterogene Tugend sei, so habe Pl. auch sie als identisch mit der éinen Tugend begründen und dadurch die Einheit und Untheilbarkeit der Tugend als wissen des höchsten Gutes vorbereiten wollen usw. Ich gebe das zu, aber dennoch glaube ich noch einen andern Bestimmungsgrund für die Wahl gerade dieses Themas im Dialog selbst zu finden. Die Punkte werde ich daher zunächst hervorzuheben haben, die, theilweise von Ihnen übergangen, mich zur Annahme dieses andern Motives nöthigen. In der Regel können Einleitung und Schlusz am besten für die Andeutung innerer Motive nutzbar gemacht werden, weil in ihnen die Stimmung des Schriftstellers sich am freisten geben läszt; die Einleitung des Laches ist ohnedies so 'unverhältnismäszig' lang, dasz man schon darum besonders wichtige Aufklärung in ihr zu erwarten berechtigt sein dürfte. Wenn also die Sorge für sich selbst und die eignen Kinder im Gegensatz zu dem *πράττειν τὰ τῶν ἄλλων* als die eigentliche Lebensaufgabe des Menschen hingestellt wird, so greift das zwar zunächst nur einen Gedanken des Charmides wieder auf, dieser Gedanke wird aber alsbald weiter geführt. Es bleibt freilich noch unentschieden, wie diese Sorge sich erfülle, durch *μαθήματα* oder durch *ἐπιτηδεύματα* 179 E 180 A C; aber es ist doch von Wichtigkeit, dasz in dieser Weise ein Gegensatz zwischen dem theoretischen und praktischen angedeutet wird, weil der Dialog in anderer Weise wieder die Einheit beider nachweist. Von Lysimachos wird 181 C und von Nikias 181 E die Hoplomachie als ein *μάθημα* angenommen; aber gerade dagegen wenden sich die Angriffe des Laches 182 D E. Es wird damit jener Gegensatz unausgesprochen zu einem primitiven; er weist im Kern auf den Unterschied zwischen der höheren philosophischen Tugend und Lebensrichtung und der niedern Tugendübung hin, die im streben nach äuszerer Fertigkeit in den der eigentlichen Tugend höchstens nur dienenden Mitteln ein Genüge findet. So finde ich es denn vor allem charakteristisch, dasz die Einleitung des Dialogs mit einem paedagogischen Gesichtspunkt anhebt und davon durchzogen ist und Lysimachos und Melesias, die vernachlässigten oder unberühmten Söhne berühmter Staatsmänner, das Bedürfnis fühlen für die Ausbildung ihrer Söhne zur *ἀρετή* zu sorgen und sich nach Lehrern für sie umzusehn.

Sie vergreifen sich aber gleich im Gegenstand und über diesen befinden sich die Männer der praktischen Bildung selbst im Widerstreit. Sokrates musz helfen. Er führt die Untersuchung gleich wieder auf das ganze zurück, die Erziehungskunst, nimmt — mit einem Rückweis auf den Lysis — den Zweck als leitenden Gesichtspunkt für sie an und sucht denselben in der menschlichen Seele, obwol es sich nur um leibliche Ausbildung zu handeln scheint. So wird wie im Charmides das ganze zum Maszstab des einzelnen, das innere zum Maszstab des äuszern. Es fragt sich weiter, wer kann über die Bildung der Seele ein competentes Urtheil abgeben? Lehrer hat darin weder Sokrates noch Nikias oder Laches aufzuweisen. Sie könnten aber aus sich selbst die Erkenntnis der Sache aufgefunden haben; dies vorausgesetzt musz ihr Bewustsein geprüft werden. Wenn nun Nikias es ausspricht, dasz er wol wisse, die Untersuchung werde sich jetzt auf sie selber richten, so ist das ein Nebengedanke, der — auf den Charmides zurückgehend — den Gesichtspunkt der Untersuchung erweitert. Was Sokrates zur Sprache bringt, sind nur alle angehende Lebensinteressen. Es handelt sich um die Frage wie die Tugend zu erlangen sei; dazu musz man aber erst wissen was sie selber ist. Wenn an einem Theil derselben, der Tapferkeit, sich dieses wissen zeigen soll, so wird damit eigentlich das Resultat des Dialogs anticipiert, indem ja eben in dem Begriff der Tapferkeit der der Tugend erscheinen soll. Ein Fortschritt gegen den Charmides liegt aber auch darin, dasz nicht blosz enthüllt werden soll, ob das wissen um das wodurch der Mensch besser wird den Theilnehmern an der Unterredung inwohne, sondern auch ob diese die Fähigkeit besitzen andere besser zu machen, jenes Gut in andern zu erzeugen 189 E. Dieser Gesichtspunkt tritt hier überhaupt zum erstenmal auf. Demnach scheint mir in der Einleitung alles auf den Unterricht in der Tugend abzuzielen. Ganz denselben Gedanken finde ich im Schlusz wieder, wo Nikias den Sokrates zum Lehrer empfiehlt, Lysimachos ihn auffordert, ihn in der Erziehung seiner Söhne zu unterstützen, Sokrates aber in feiner Weise die Aufgabe ablehnt, weil auch er noch des Lehrers bedürfe. Er citiert zum Schlusz einen homerischen Ausspruch, der schon im Charm. 161 A eine Stelle fand; einen Ausspruch der wegen seines Mittelbegriffs der Bedürftigkeit der menschlichen Seele auf den Lysis zurückweist. Das alles was ich eben vorbrachte und worauf ich nun meine Ansicht über den Zweck des Dialogs gründen will, sind freilich nur flüchtig hingeworfene Andeutungen. Ich musz mich aber kurz fassen und hoffe von Ihnen, v. Fr., dasz Sie auch diese wenigen Andeutungen mit Ihrer Sachkenntnis ergänzen und so dem Beweise den ich darauf stützen will zu Hilfe kommen werden. Ich meine nemlich folgendes. Pl. suchte nach dem realen Inhalt des Tugendbegriffs oder des wissens und hatte sich auch bereits den Weg, auf dem er bestimmt werden müsse, zu voller Klarheit gebracht: das beweist der Charmides. Nun aber stiesz er plötzlich an ein Hindernis, das vor allen Dingen zu beseitigen war. Das

war die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend. Sie wurde ihm zu einem Hindernis, weil diese Frage überhaupt nur für ihn, nicht für die Menge seiner Zeitgenossen existierte. Diese hielten ja mit den Sophisten die Tugend für lehrbar. Pl. auch; er aber hielt seinerseits jene Tugend nicht für lehrbar, welche die Praktiker, halbgebildete und Sophisten im Auge hatten, sondern nur die als wissen bestimmte, zu einer Einheit zusammengefaszte Tugend. Dies Verhältnis, dasz die Frage nach der Lehrbarkeit eine berechtigte sei und in der engsten Beziehung stehe zur Bestimmung des Tugendbegriffs, muste vor allen Dingen zum Bewustsein gebracht werden, noch ehe er zur selbständigen Beantwortung jener Frage und zur Kritik des niedern und gemeinen Tugendbegriffs übergehen konnte. Diesem Bedürfnis zu genügen schrieb er den Laches; aus dieser Stellung des Dialogs erklärt sich dann sehr einfach die lange Einleitung, welche jene Frage anregt, aber absichtlich wieder fallen läszt, ferner die Wahl des Tapferkeitsbegriffs und dessen Zurückführung auf den Tugendbegriff überhaupt und das wissen, ohne den speciellen Inhalt desselben gelten zu lassen; endlich die Wahl der Mitunterredner des Sokrates, namentlich des Lysimachos und Melesias. Die Tapferkeit ist die Tugend, die ihrer eignen Natur nach so zu sagen am meisten praktisch ist; von ihr mochte man also auch am ehesten annehmen, dasz sie durch Erlernung solcher Fertigkeiten könne erworben werden, mittelst deren sie zur äuszern Erscheinung kommt. Die Hoplomachie — unter diesen Fertigkeiten für den Griechen ein Auswuchs — bietet nun den besten Anlasz zu zeigen, wie gerade der Begriff der Tapferkeit durch Erwerbung und Uebung gewisser Fertigkeiten nicht erreicht werde, so dasz der Schlusz leicht zu ziehen wäre, in dieser Weise sei sie auch nicht lehrbar. Aber eben damit dies zum Bewustsein komme, muste auch der Begriff der Tapferkeit untersucht werden. Zu diesem Zweck lieszen sich auch die Definitionsversuche in Beziehung setzen; der erste und zweite um seiner Fehler willen; der dritte aber, der die Sache trifft, schlägt alsbald in den allgemeinen Tugendbegriff um, und zwar endet auch diese Bestimmung wieder mit dem Hinweis auf den erst noch festzustellenden positiven Inhalt des ethischen wissens. Was die Wahl der Personen betrifft, so möge für die Einführung des Lysimachos und Melesias genügen darauf aufmerksam zu machen, dasz ja Pl. im Protagoras, Menon und Gorgias einen Beweis der Nichtlehrbarkeit der gewöhnlichen, ihrer selbst nicht bewusten Tugend in dem Umstand findet, dasz so berühmte Staatsmänner wie Aristides und Thukydides so wenig hervorragende Söhne hinterlassen haben. Dieser Gedanke bewog ihn offenbar im Laches sie als factische Belege des Satzes auftreten zu lassen. Das ist aber auch ein Beweis dafür, dasz der Laches diesem Gedanken seinen nächsten Ursprung verdankt, und die Untersuchung über die Tapferkeit mit den beiden sich aufs heftigste widersprechenden, ja einander kaum verstehenden Praktikern Laches und Nikias in ihn gleichsam eingerahmt ist. Der Laches wird, so aufgefaszt, gewissermaszen zu einer Einleitung zum Prota-

goras. Er begründet ihn direct und zwar schlieszt er die vorauflaufende Entwicklungsphase nicht so sehr ab, als er von ihr abspringt und der Untersuchung eine neue Richtung gibt, die nicht anders als polemisch sich gestalten konnte.

So bieten denn auch die vier ersten Dialoge Anhaltspunkte dar, die uns die Vorgänge in der Seele Platons, welchem seine Schriften den Ursprung verdanken, erkennen lassen. Sie hatten wol zu ausschlieszlich die Entwicklung seiner Philosophie im Auge und berücksichtigten die Entwicklung des Philosophen (S. 1) wenigstens nicht gleichmäszig mit. Eigentlich musz beides Hand in Hand gehen, wenn man beides richtig faszt. Es sollte mir lieb sein, wenn sich aus diesen Skizzen auch die innere Uebereinstimmung beider Betrachtungsweisen ergeben könnte. Denn habe ich wirklich zu Ihrer Darstellung noch etwas zugebracht, so ruht dies darauf dasz ich mir aus den vorliegenden Schriftdocumenten auch die Richtung der Gedanken Platons, die Bewegung in seiner Seele zu vergegenwärtigen suchte.

Der Protagoras bietet unter den Gesprächen der ersten Periode dem Interpreten mancherlei eigenthümliche Schwierigkeiten dar. Der Grundgedanke windet sich durch manigfache Verschlingungen kunstvoller Formen hindurch, scheint manchmal verschwunden plötzlich wieder aufzutauchen. Der Grund liegt in der polemischen Richtung des Dialogs und dem Verhältnis des Inhalts zur Form. Da musz man den Fortschritt in den scheinbar unverbundenen und regellosen Partien und die Beziehung des scheinbar zufälligen auf ein Hauptziel zur Klarheit bringen. Dann schwindet freilich die bunte Menge wechselnder Erscheinungen für den Leser nicht; aber in ihr zeigt sich Regel, Masz, Einheit und künstlerische Einfachheit. Neben diese Aufgabe tritt für Sie die weitere, den Fortschritt zu bezeichnen, den der Protagoras in der Entwicklung der plat. Phil. begründet. Zur Lösung dieser Aufgabe musz man sich über das Gespräch stellen, wie man dort in ihm selber stehen musz. Sie haben mit besonnener Benutzung der Leistungen Ihrer Vorgänger die letzte vollkommen, die erste, wie mir scheint, bis auf éinen Punkt gelöst. Mit Recht haben Sie sich in der Gliederung des Dialogs an die Sechstheilung gehalten. Der Versuch einzelne Theile unter sich zusammenzufassen ist ein verfehltes beginnen, weil jenes abbrechen und wiederaufnehmen der Untersuchung in verschiedener Form und die Unterbrechung derselben durch dramatische Darstellung der Persönlichkeiten usw. aufs innigste mit dem Zweck des Dialogs in Verbindung steht, und nothwendig war, wenn der Zusammenhang der Methode mit dem Inhalt zur Anschauung kommen sollte. Pl. wendet sich jetzt, man kann sagen zum erstenmal, gegen die Sophistik (S. 60). Aber er faszt sie nur erst von der ethischen Seite auf. Er will den Unterschied zwischen der niedern, bürgerlichen Tugend und der höhern, philosophischen nachweisen, welcher zugleich das Bewustsein dieses Gegensatzes allein eignet. Die niedere Tugend gehört der gewöhnlichen praktischen Lebenssphaere an. Ihr wesentlich ist die Manigfaltigkeit der Erscheinung, die sich bis zum

Widerspruch in sich selbst steigert, und darum wird (S. 61) die Sophistik gerade vorzugsweise geeignet, als der 'theoretische Ausdruck des gemeinen Zeitbewustseins' gefaszt zu werden. Sie geht selbst in eine Menge verschiedenartiger Formen ohne innere Gemeinsamkeit auseinander, ist uralt, wie Protagoras sagt, und hat zu allen Zeiten viele Vertreter, die sich nur nicht als Sophisten bekennen wollen (316 D ff.), und doch hat sie auch einen gewissen Gegensatz dazu, wie dies Protagoras von sich selbst p. 317 entwickelt. Sie geht einen Schritt weiter und erklärt geradezu zur Tugend erziehen zu wollen, obwol sie die nöthigen Voraussetzungen dazu nicht hat. Daher gruppiert sich nun um die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend die Darstellung jenes Gegensatzes, theoretisch und praktisch, nach der Seite des Inhalts und der Methode der Verwirklichung. Darum gewinnt aber auch der Protagoras den vorlaufenden Dialogen gegenüber zusammenfassende Bedeutung. Sie haben das im einzelnen dargelegt und gezeigt wie das gute und angenehme hier nur in Beziehung gesetzt wird und wir nunmehr bis an die Aufgabe herangeführt sind, dem Princip der *ἡδονή* gegenüber das gute selbst concreter zu bestimmen. Darin vollzieht sich jene schon in den früheren Dialogen angedeutete Tendenz nochmals, sie hat aber einen wichtigen Schritt weiter gethan. Ebenso zeigen Sie den allseitigen Fortschritt in der Behandlung des methodischen, bes. S. 63 u. 64. Ein Hauptvorzug Ihrer Darstellung ist aber, dasz sie überall hervortreten läszt, wie kein einzelner Theil blosz formale Bedeutung hat, jeder vielmehr zur Entwicklung des Hauptgedankens direct oder indirect wirksam ist. So verfahren Sie mit den dramatischen Theilen, so mit dem Mythos des Protagoras, über dessen Resultat ich beistimme. Nur gehn Sie mir darin zu weit, wenn Sie S. 65 diesen Mythos auch in materialer Beziehung als den Grundmythos — wenn man von einem solchen reden dürfe — wollen aufgefaszt wissen, weil alles was in der plat. Phil. 'der bloszen Genesis angehöre, auf die Entwicklungsgeschichte der Begriffe und des wissens im menschlichen Geiste sich gründen müsse.' Aber in Wirklichkeit streift der Inhalt dieses Mythos kaum an jenes Postulat an. Vielleicht steht er sogar im Grunde in directem Gegensatz dazu. Ueberhaupt kann man doch erst da von einem plat. Mythos reden, wo sein und werden im entschiedenen Gegensatz gegeneinander in Streit gerathen sind. Ich bezweifle nicht dasz dieser Gegensatz in der Seele Platons längst lebendig war, als er den Protagoras schrieb, zum mindestens der Tendenz nach — der Erklärungsversuch des simonideischen Gedichts scheint auch dafür zu sprechen —; allein das wesentliche in einem plat. Mythos ist doch, dasz das gewordene indirect auf ein sein zurückgeführt wird; aus diesem lassen sich dann aber die Erscheinungen, welche überhaupt den Mythos nöthig machten, begreifen und ableiten. Dagegen hinkt im protag. Mythos die Ableitung des zu beweisenden Satzes gänzlich. Denn der Diebstahl der Weisheit durch Protagoras bringt nur theilweisen Gewinn, schlieszt die *πολιτική* noch gar nicht in sich, als ob es Stücke der

Weisheit gäbe, die unter sich gar keine nothwendige Verbindung hätten. Der Besitz jener Weisheit ist daher auch sehr illusorisch für die Gestaltung eines bestimmten Lebenszustandes. So wird denn nachträglich das worauf es eigentlich ankam, die *δικαιοσύνη* und *αἰδώς*, nachdem die Menschen längst da sind, in sie hineingepflanzt, als hätte das nicht umgekehrt aus ihrer Natur abgeleitet werden müssen. Der Mythos enthält nur eine Thatsache, eine Behauptung in umkleideter Form; eine Entwicklungsgeschichte der Begriffe im menschlichen Geiste kann ich nicht darin erkennen. Vielleicht liesz es Pl. dem Protagoras sogar mit absichtlicher Ironie begegnen, dasz er das seiende auf das genetische gründete, statt umgekehrt. Das kommt daher, dasz kein vorschauender Blick von der Nothwendigkeit der innern Gestaltung der menschlichen Natur aus den Mythos entwarf. Sollte das nicht Pl. selber andeuten, wenn er den Sokrates 361 D sagen läszt, der Prometheus in dem Mythos habe ihm besser gefallen als der Epimetheus, der uns bei der Vertheilung vernachlässigte — wie Protagoras sage? Nebenbei bemerkt, hätte wol nach platonischer Weise die Ausstattung der Thiere, gerade umgekehrt wie nach Protagoras, als ein geringer Ersatz dafür erscheinen müssen, dasz sie die Weisheit nicht erhalten hatten, die sich selbst zu helfen versteht. Doch genug davon. Giengen Sie mir darin etwas zu weit, so haben Sie andrerseits die Bedeutung der Erklärung des simonideischen Gedichts 339 A — 348 B noch etwas zu formal gefaszt. Sie heben freilich auch S. 52 einige Gedanken heraus, welche für den Fortschritt der Untersuchung von Wichtigkeit sind. Aber sie bleiben vereinzelt; das methodische tritt in den Vordergrund und bis zum Kern der Sache dringen jene Bemerkungen nicht durch. Wenn ich daher die Bedeutung dieses Gesprächstheiles für die Entwicklung des realen Inhalts der Tugendlehre usw. etwas entschiedener hervorzuheben suche, so glaube ich damit mich nur auf den Standpunkt Ihrer eignen Auffassung der genetischen Entwicklung der plat. Phil. zu stellen und von ihm aus Ihre Darstellung in einem Punkte zu ergänzen. — Schon 339 A spricht es Protagoras aus, dasz bei der Erklärung des simonideischen Gedichtes von der Tugend die Rede sein solle. Ihm selbst ist es allerdings unbewust, nach welchem Ziele die Untersuchung steuern werde; er will blosz Widersprüche herbeiführen (339 B); allein für uns ist diese Andeutung doch nicht unverloren, dasz wir auf eine Förderung des tiefern Endzwecks des Dialogs werden rechnen dürfen. Die erste Erklärung des Sokrates bringt wenigstens die Unterscheidung des *γενέσθαι* und *εἶναι*. Das reicht zum Verständnis des Gedichtes noch nicht hin, weil es zu abstract ist, und wenn man will zu formal gleichsam wie ein Kunstgriff erscheint dem tiefern Sinn des simon. Gedichtes aus dem Wege zu gehen. Aber für das folgende wird es doch bedeutsam; denn der Unterschied der niedern und höhern Tugend läszt sich gar nicht feststellen und festhalten, und doch dürfte gerade diese vorläufige Unterscheidung ein Hauptertrag der ganzen Erklärung des Gedichtes sein — wenn dies nicht begriffen

ist. Denn die niedere Tugend ist immer ein werdendes; die höhere, weil mit der *ἐπιστήμη* identisch, geht auf ein seiendes. Ich möchte darum dieses Resultat auch mit 350 C ff. und 361 B zusammenhalten, wo dem Sokrates der Vorwurf gemacht wird, dasz er alles — *πάντα χρήματα* oder *ὅλον* — als *ἐπιστήμη* darstellen wolle, und darin einstweilen eine Andeutung auf die tiefere Lösung erblicken, die erst möglich ist, wenn, wie es später geschieht, die Erkenntnis in ihrem Verhältnis zu sein und werden betrachtet ist. Doch vielleicht greife ich damit auch der Entwicklung etwas vor. Die blosz formale Bedeutung der zweiten Erklärung gestehe ich natürlich ebenfalls zu. In der dritten Erklärung jedoch ist zunächst die Zurückführung der Sophistik auf lakedaemonische Brachylogie und die Sätze der sieben Weisen auffallend und bedeutungsvoll. Sie selbst sagen S. 52, dasz Sokrates damit parodierend auf die Behauptung des Protagoras zurückweise, wornach die Dichter die Vorläufer der Sophisten sein sollen, und lassen die sieben Weisen und die Lakedaemonier wegen ihrer körnigen Kürze zu Vorbildern des Sokrates werden. Wie aber ist beides zu vereinigen, dasz sie als Vorläufer der Sophisten hingestellt doch Vorbilder des Sokrates sein sollen? Auch diese Frage kann nur durch die vollständige Auffassung des Gehaltes, der in der Erklärung des simon. Gedichtes liegt, entschieden werden. In dogmatischen Aussprüchen, Formen des Urtheils, denen es an Entwicklung fehlt, versteckt sich ein Gedanke, und weil er nicht bewiesen ist, kann er nach zwei Seiten gedeutet werden. Es mischt sich in ihnen wahres und falsches, und letzteres findet um so mehr einen Zufluchtsort darin, je mysteriöser der Ausspruch seiner Form nach gehalten ist. Es wird die Beziehung auf einschlagende Begriffe auszer Acht gelassen. So wissen auch die Sophisten mittelst dieser Form zu teuschen und zu imponieren, bis das Licht der Kritik die Hohlheit des Satzes aufzeigt. So scheint es auch dem Satz des Pittakos zu ergehen. Denn Simonides übt an ihm die Kritik, aber vom Standpunkt der niedern, bürgerlichen Tugend aus. Indem nun Sokrates 344 B den Grundgedanken der simon. Exposition darlegt, bleibt alles was von der niedern Tugend dort gesagt wird vollkommen wahr. Est ist unmöglich (344 B C) dasz der Mensch darin b l e i b e: denn er befindet sich im werden! Das werden setzt aber immer einen dem Ziel entgegengesetzten Zustand voraus (345 A); wer etwas ist, kann es nicht erst werden; wer etwas wird, ist es vorher nicht; wer schlecht wird, musz vorher gut sein. Dabei tritt eine wichtige Andeutung in dem Satze hervor: *αὕτη γὰρ μόνη ἐστὶ κακὴ πρᾶξις ἐπιστήμης στερηθῆναι.* Darin liegt doch dasz das *ἀγαθὸν εἶναι* oder die *ἀρετή* auf einer *ἐπιστήμη* beruhe. An sich wäre das freilich nicht auffallend; aber für d i e s e Untersuchung ist es eine untergeschobene Voraussetzung. Weiter 345 D wird das freiwillig fehlen als ein unmögliches verworfen. Das schlieszt sich natürlich an den Gedanken an, dasz die Tugend wissen sei. Indem nun durch diese Consequenz der vorausgesetzte Satz gleichsam mit fixiert wird, wird die höhere Tugend schon als eine nothwendige

Annahme indirect als möglich bezeichnet und der simonideischen entgegengestellt. Denn eben dieser Punkt ist ja in das simon. Gedicht hineingetragen um des höheren Zwecks des Dialogs willen; denn das 'loben wider Willen' ist doch wahrlich sehr künstlich demonstriert. Auf denselben Grundgedanken führt dann auch 348 A das Verwerfungsurtheil des Sokrates über das beweisen aus Dichtern zurück, wenn er positiv verlangt, man solle nur durch sich selbst untersuchen und die Wahrheit d. i. die Sache und sich selbst, oder das dem Menschen innewohnende Bewustsein zum Prüfstein machen. So würden Methode und realer Inhalt in Bezug zueinander treten und in diesem Gesprächstheile wenigstens eine andeutende Begründung für den doppelten Gesichtspunkt gegeben sein, welcher in dem Gespräche verfolgt wird. Dies läszt sich mit dem Resultat des ersten Erklärungsversuches wol verbinden. Die niedere Tugend zeigt sich allerdings ausgeprägt in den Dichteraussprüchen; sie kommt aber nicht über das werdende hinaus. Darum müssen auch die Ansichten über sie vielfach wechseln und diesen Wechsel wird die entsprechende Untersuchungsmethode — die sophistische — wiederspiegeln. Die wahrhafte Tugend wird mit der ἐπιστήμη auf ein sein zu gründen sein, und eben dieses liegt auch der wahrhaften Methode zu Grunde. Sie werden mich indes nicht misverstehn, als fände ich diese Gedanken hier schon entschieden ausgeprägt oder gar begründet. Nur angedeutet finde ich sie als Gedanken, die man in der Ferne aufsteigen sieht. Sie werden aber auch erkennen — darüber kann ich mich jetzt nicht weiter verbreiten — von wie groszem Vortheil diese Auffassung für die Herstellung der innern Verbindung zwischen den einzelnen Theilen des Dialogs namentlich diesem und dem letzten sein musz. Doch noch eins bin ich schuldig zu zeigen: in welchem Verhältnis die sieben Weisen jetzt zu Sokrates dastehn. In Wirklichkeit kommt nemlich der Ausspruch des Pittakos wieder zu einem gewissen Recht, während die Kurzsichtigkeit seines Gegners, der sich an den Werdenszustand anklammert, einen Widerspruch darin findet. Denn das gutsein ist wirklich möglich, wenn nur der Tugendbegriff richtig aufgefaszt wird. Ist dies aber der sokratische des wissens um ein höchstes Gut, so hat auch Sokrates in ihm einen Vorläufer wie die Sophisten im Simonides.

Den drei Definitionen des Menon von der Tugend legen Sie mir doch mit Steinhart allzu viel Werth bei. Gewis haben sie in sich einen Fortschritt; aber er ist mehr logischer Art bei allem Mangel an Logik, als dasz man ihnen reale Bedeutung zumessen könnte. Wirklich, es müste jemand eine Definition ohne allen Bezug auf die zu definierende Sache aufstellen, wenn nicht noch etwas richtiges darin sollte gefunden werden. Die vorliegenden Definitionen sind wenigstens so weit ab von der Sache als nur möglich, um sie nur nicht ganz zu verfehlen. So nennt die erste verschiedene Lebensberufe; darin gibt sie Artunterschiede an; aber diese sind nicht aus dem Wesen der Sache hergenommen, sondern ihr ganz äuszerlich. Die Prae-

dicate aber die Menon z. B. als Tugend des Mannes hinstellt, sind so wenig dem wahren Tugendbegriff entsprechend, dasz wenigstens das τὰ ἑαυτοῦ πράττειν darin nicht wiedergegeben ist. Der Bezug zwischen der zweiten Def. und der plat. Ansicht, dasz die Tugend allerdings eine alle Lebensverhältnisse beherschende Kunst sein solle, ist denn doch auch gesucht, zumal es dort heiszt τῶν ἀνθρώπων und doch nur gedacht wird an die Kunst des Politikers und Rhetor. Sie ist ohnehin, wie Sokrates nachweist, doppelt falsch. Die dritte endlich erweist sich in ihrem einen Theil als überflüssig, im andern doch wieder als formal, so dasz, wenn der Tugendbegriff nicht soll übersprungen werden, er als Art hineingesetzt werden musz. Von der Def. des dritten Abschnitts bleibt immer noch ein groszer Abstand, selbst abgesehn von der Differenz in dem bestimmenden Beisatz, hier der Gerechtigkeit, dort der Weisheit; denn dort ist das χρῆσθαι der Hauptbegriff, hier das πορίζεσθαι. Doch es könnte vielleicht scheinen, als streite ich hier etwas ab, was ich in den vorausgehenden Dialogen nicht nur zugestanden sondern selbst geübt habe. Aber es liegt ein bedeutender Unterschied in der Sache. In jenen Dialogen trat nemlich das Bewustsein der Unbrauchbarkeit der Sophistik und des totalen Gegensatzes sokratisch-platonischer Phil. gegen sie noch nicht hervor; sie diente mit als Moment der Entwicklung eines positiven Inhalts. Das beweist namentlich noch der Protagoras, in dem der Sophist dem Sokrates fast noch näher stehend erscheint, als es historisch der Fall ist. Dort ist es natürlich dasz auch die Meinungen, die von jener Seite ausgesprochen werden, dazu dienen auch realiter einen Fortschritt nach dem gesuchten Ziele zu bezeichnen. Im Menon dagegen soll, wie Sie selbst sagen S. 65, die Sophistik in ihrer Begriffslosigkeit erscheinen. Es hat das auch eine allgemeinere Bedeutung für die durch die Lehre von der ἀνάμνησις vermittelte plat. Erkenntnistheorie. Denn durch diese wird eben bewiesen, dasz trotz alles nichtwissens doch das streben nach dem wissen nicht aufgegeben werden dürfe, weil dieses immer noch möglich bleibt. Das kann aber schwerlich behauptet werden, dasz die angeführten Definitionen irgend etwas beitrügen zur Lösung der Aufgabe und als Momente in die wahre Begriffsbestimmung müsten aufgenommen werden, wie das früher der Fall war. Und ebensowenig weisen sie auf Resultate früherer Dialoge zurück.

Gerade indem ich in diesem éinen Punkte etwas beschränkend eingreife, kann ich mir die Bestimmung des Grundgedankens, wie Sie ihn aufstellen, ganz und gar aneignen. Sie sagen S. 74, der Zweck des ganzen sei 'die Erörterung über Natur, Bedingungen und Entstehungsweise des wahrhaft ethischen wissens und die Unterscheidung desselben von der richtigen Vorstellung und der blosz vorstellenden Tugend'. Den Stufengang, den man danach in der Entwicklung der Tugend zu denken habe, weisen Sie S. 72 f. trefflich nach. Die Gliederung des Dialogs in seine Abschnitte hätten Sie wol noch etwas schärfer zeichnen können. Ich unterscheide, um darüber kurz zu sein,

zwei Hauptheile. Der erste geht bis 86 C. Er stellt das Verhältnis des Inhalts des wissens zur Methode dar und hat zum Resultat, dasz nach dem Inhalt alles vorausgesetzt werden musz, dieser Inhalt selbst aber durch die Methode erst 'gehoben' wird. Der zweite Haupttheil geht dann die Grundbedingungen des ethischen wissens durch 1) nach der Möglichkeit desselben in sich, 2) nach der Wirklichkeit in der Erscheinung, 3) nach seiner innern Nothwendigkeit. Das sieht vielleicht recht abstract aus, aber näher betrachtet ist es das doch keineswegs. Indessen will ich mich dabei nicht aufhalten, zumal ich Ihnen vollständig beistimme, wenn Sie die Hauptfehler in der Auffassung Ihrer Vorgänger aus dem Misverständnis des Schlusses, der θεία μοῖρα und der Trennung des wissens und der Tugend auf diesem Standpunkt ableiten. — Noch eine nebensächliche Bemerkung. Die Schwäche der Definition von χρῶμα wird öfter erwähnt, nicht gerade erklärt; sie ist aber dem allgemeinen oder Gattungsbegriff nach objectiv gehalten, der specifische Unterschied dagegen von subjectivem Standpunkt aus angegeben. Insofern ist sie ungleichmäszig in sich. Sie ist in Wahrheit τραγική. Diese Ungleichmäszigkeit hat aber dann wieder ihren Grund in der Bestimmung als ἀπορροή, in welcher die realen Bedingungen ihrer Entstehung nicht aufgefaszt sind. Doch glaube ich dasz Sokrates hier nur das formelle im Auge hat. — Nun noch einiges über den Mittelpunkt des Dialogs und seine Stellung zur Entwicklung Platons und seiner Phil. Das Verhältnis des Protagoras und Menon wird zunächst durch die Frage der Lehrbarkeit der Tugend vermittelt. Sie haben die gegenseitigen Gedankenbezüge beider Dialoge in einem besondern Abschnitt S. 83—88 eingehend entwickelt. Stärker betonen möchte ich nur das was ich als den eigentlichen Kernpunkt dieser Frage ansehe: sie ist nemlich eigentlich eine Frage nach dem werden der Tugend. Mit diesem Begriff hatte sie auch der Protagoras wenn auch nur andeutend in Verbindung gebracht. Nun haben Sie Recht, dasz der Menon gleich davon ausgeht, womit der Protagoras seinem Wesen nach schlieszt, und indem er dessen Hauptinhalt recapituliert, auch auf den dort gewonnenen Sätzen weiter baut (S. 83 ff.). Die wahre Tugend zeigte sich mit dem wissen identisch. Je nach den Stufen, welche die Erkenntnis zu durchlaufen hat, miszt sich daher auch ihre praktische Bethätigung ab. So fragt es sich: welches sind diese Stufen, d. h. aber, wie erwirbt man das wissen? und da dazu Methode gehört, so ist ohne eingehn auf diese eine Lösung jener Frage unmöglich. Aber wenn auch ihr Object leicht zu bestimmen ist, die Bildung des Begriffs mittelst der hypothetischen Begriffserörterung, so wird man denn doch wieder auf die tiefere Frage zurückgeworfen, worauf denn die Möglichkeit der Begriffsbildung überhaupt beruhe. Die Frage wird somit aus einer Frage nach dem werden der Tugend zu einer Frage nach dem werden des begrifflichen wissens in der menschlichen Seele (das seinem Inhalt nach noch immerhin ethischer Art sein mag), und dieser Umstand bedingt jene mythische Lehre von der Wiedererinnerung und der damit verbundenen Praeexistenzlehre.

Sie wird nothwendig, weil zwischen Begriff und Erscheinung ein Gegensatz erkannt wird. Die Erscheinung erweckt den Begriff nicht unmittelbar in der menschlichen Seele. Da nun aber die Erkenntnis des Begriffs doch Erkenntnis eines Objects ist, so fragt sich eben: welche Objecte hat denn die Seele in dem angenommenen Praeexistenzzustande erkannt, wenn doch in diesem der Grund zu begrifflicher Erkenntnis gesucht werden soll? Wenn jener Gedankengang richtig ist, so erwächst, meine ich, für uns die Frage daraus: hatte Pl. auf dem Standpunkt, von dem aus er den Menon schrieb, in seinem Bewustsein bereits die Ideenlehre ausgebildet? Wenn dem so wäre, so gienge darum, weil er sie doch noch nicht ausgesprochen hat, die weitere daraus hervor, warum er das nicht that. Sie haben, wie mir scheint, nach dieser Seite den Begriff einer genetischen Entwicklung der plat. Phil. etwas zu eng gefaszt und die positive Seite zu stark betont, d. h. den unmittelbar ausgesprochenen Inhalt der einzelnen Dialoge Schritt für Schritt verfolgt und combiniert, ohne zugleich mit in Rechnung zu bringen dasz jeder einzelne Dialog nicht blosz das Resultat und die Fortsetzung der vorausgehenden Dialoge ist, sondern eben so sehr auch Resultat des philosophischen Bewustseins welches in Platons Seele lebendig ist, und dasz es demnach zum vollen Verständnis des Dialogs auch nothwendig ist auf dieses zurückzuschlieszen. Zumeist freilich wird der Inhalt des Dialogs unmittelbar Zeugnis für dieses Bewustsein ablegen, da dieses in ihm sich wiedergibt; aber es kann doch auch mit gutem Grund der Fall eintreten, dasz beide sich nicht vollständig decken. Hier dürfte uns ein solcher Fall vorliegen, dasz uns der Inhalt und Gedankengang der dialogischen Untersuchung nöthigte, eine absichtlich verschwiegene Voraussetzung in ihr Recht einzusetzen. Der Protagoras war der Abschlusz einer Entwicklungsreihe, indem er die vereinzelten Momente, welche die vier vorausgehenden kleineren Dialoge brachten, zusammenfassend bearbeitete; auf eine neue Bahn hinauszublicken war nur der Ahnung gestattet. Diese neue Bahn betritt jetzt der Menon, indem er uns zunächst in den Gegensatz noch nicht des seins sondern des wissens zur Erscheinung hineinversetzt. Ein vortrefflich gewählter Standpunkt von der Erkenntnistheorie aus (wie Sie auch richtig S. 84 bemerken, dasz die Logik hier bereits in eine förmliche Erkenntnislehre übergehe) auf das metaphysische überzuleiten! Sie geben an der angeführten Stelle auch die Vordersätze an, welche zur Aufwerfung der obigen Frage leiten sollten; aber Sie thun den Schritt nicht selber. Doch nun zur Wiedererinnerungslehre. Wenn ich mir die Darstellung derselben im Menon ansehe, so kann ich nicht umhin gerade in ihrer Form ein geflissentliches verhüllen der nothwendigen Annahme von Ideen zu sehen. Es heiszt dort nur: die Seele habe 'alle Dinge' gesehen und darum auch 'alles' kennen gelernt. Das sind gar unbestimmte Ausdrücke. (Dagegen heiszt es 86 A an einer überhaupt wichtigen Stelle bereits ἡ ἀλήθεια τῶν ὄντων, d. i. das wahre Wesen des seienden.) Wenn das blosze sehen der Dinge ausreichte zu der Erkenntnis, so

würde gerade aus der innern Verwandtschaft der ganzen Natur folgen, dasz das lernen gar nicht Wiedererinnerung sei; das sehen der Erscheinungsdinge würde schon genügen um daraus Erkenntnis zu schöpfen, und der nachfolgende empirische Beweis würde neben seinen sonstigen Fehlern noch den allerschlimmsten haben, dasz er in sein reines Gegentheil umschlüge. Man könnte höchstens sagen, dasz mittelst der Praeexistenzlehre doch noch die Möglichkeit Begriffe zu bilden für Gegenstände begründet würde, die man hier in diesem Leben nicht gesehn hätte. Ein sehr zweifelhafter Gewinn, der wenigstens jene Lehre nicht auf die Natur des Begriffs stützte, sondern nur auf die Schwierigkeit einen Theil der Begriffe zu erwerben, während für einen andern auch eine andere Annahme möglich bliebe. Der Ausdruck 'sehen' würde aber schwerlich genügt haben, da Pl. wol weisz dasz nicht alle Dinge von denen es Begriffe gibt sichtbar sind, hätte er nicht von den Gegenständen der sinnlichen Wahrnehmung diejenigen welche in der Praeexistenz wahrgenommen werden als charakteristisch verschieden bezeichnen wollen und unter dem sehen dann eine andere Art der Wahrnehmung verstanden, welche eben die Dinge in ihrem Wesen erfaszt, wie es der Begriff auch soll. Damit hängt wol auch der Name desselben *εἶδος* zusammen. Gründet sich demnach der Unterschied des erkennens und wahrnehmens gerade auf den Unterschied der Objecte, so haben wir die Existenz transcendentaler Erkenntnisobjecte bereits als sicher anzunehmen. Das heiszt mit andern Worten: die Ideenlehre ist schon da, noch ehe sie ausgesprochen wird. Damit soll natürlich nicht gesagt sein dasz sie schon vollkommen entwickelt gewesen wäre; es genügte für jetzt nur die Annahme von Objecten die begriffliche Erkenntnis bieten. Fallen doch auch die Ideen, soweit sie den mitgebrachten Inhalt der Seele bilden, auf den hier das lernen oder werden der Erkenntnis zurückgeführt wird, mit den Begriffen ganz zusammen, sind subjectiv identisch mit ihnen. Einer directen Anspielung auf ihre objective Bedeutung muste sich aber Pl. darum enthalten, weil er sich überhaupt erst den Zugang zum objectiven, metaphysischen durch das subjective, logische, zur eigentlichen Dialektik durch die ethische Erkenntnislehre verschaffen will. Das nöthigte ihn zu dieser Selbstbeschränkung. In jenem Satze aber *ἅτε τῆς φύσεως ἁπάσης συγγενοῦς οὔσης* ist dann doch eine bedeutsame Wahrheit enthalten. Er spricht es aus, dasz die Erkenntnis systematisch sei. Und doch wird er nicht weiter ausgebeutet. Es sollte für jetzt nur die hypothetische Begriffserörterung begründet werden. Sie ruht freilich auch auf der Ideenlehre; aber sie ist doch das Mittel, mit dem man wieder zu dieser gelangt. Dieser Zirkel ergibt sich aus dem Verhältnis des Inhalts und der Methode zueinander. Aber Pl. weisz sehr geschickt, ohne den ganzen Inhalt zu bieten, einstweilen das Mittel mittelst dessen man jenen erwerben soll dem Leser darzureichen. Es scheint mir denn auch der Schlusz von der *θεία μοῖρα* nochmals auf die Erforschung jener zurückgehaltenen Consequenz der plat. Ansicht hinzuweisen.. Man suche nur was eigentlich

'jenes göttliche im Menschen' wirklich ist! Nimmt man aber jene Annahme zur Erklärung des Dialogs mit zu Hilfe, so wird, meine ich, auch vieles einzelne klar und die Schwierigkeiten die Sie S. 85—88 der plat. Darstellung gegenüber geltend machen werden gröstentheils verschwinden. Sie legen viel zu viel Gewicht auf 'das allmähliche entwickeln des wissens auch im früheren Dasein.' Ich brauche nunmehr nicht zu der von Ihnen mit Recht zurückgewiesenen Annahme zurückzukehren, nach welcher aus der ganzen vorliegenden Lehre nichts übrig bleiben würde als die Thatsache der Ideenassociation, die freilich auch mit darin liegt. Man kann getrost von den Resultaten des nachträglichen wissenschaftlichen Beweises ausgehen und das ἀεί 85 A recht stark betonen. Denn die Darstellung des Erwerbs der Erkenntnis in der Praeexistenz als einer allmählichen rechtfertigt sich im Mythos durch die beabsichtigte Umgehung der Ideenlehre. Mit ihrer Voraussetzung wird aber auch der Trugschlusz nur zu einem scheinbaren. Darum bleibt als Hauptsache doch die Annahme zunächst nur eines einzigen 'festen Punktes im denken'; der Entwicklung desselben in diesem Leben wird nicht vorgegriffen und auch der damalige Standpunkt Platons braucht im Vergleich zu dem im Phaedros und Phaedon nicht über seine natürliche Höhe hinausgeschraubt zu werden. — Die Sache wäre interessant genug, um sie noch des weiteren zu erörtern und in alle einschlagenden Beziehungen zu verfolgen. Nothwendiger aber ist für diesmal die Beschränkung auf weniges. Der Zusammenhang des Menon mit dem Protagoras dürfte auch durch jene Annahme noch einiges Licht erhalten. Nur kann ich Ihnen nicht beistimmen, wenn Sie den Mythos im Menon auch seinem Inhalte nach als eine Fortsetzung des protagoreischen bezeichnen. Eher möchte ich den Keim dazu in der Erklärung des simonideischen Gedichtes finden. An die Resultate des Protagoras schlieszt sich auch die Unterscheidung des Begriffs und der Erscheinung im Menon. Auch ein Grund, warum nicht zugleich die Unterscheidung zwischen Begriff und Idee vollzogen werden konnte. Das ist ein bedeutender Schritt weiter. Dagegen kommt am Schlusz des Menon 100 B zum erstenmal das αὐτὸ καθ' αὑτό vor. Dieses erweitert die logische Form der Identität des Begriffs, wie sie der Anfang des Dialogs hervorhob, nach der objectiven Seite hin. — Die Abfassung des Menon verlegen Sie mit Steinhart in die Zeit, da die Anklage gegen Sokrates bereits erhoben, aber die Verurtheilung noch nicht erfolgt war. Für diese Annahme sprechen sehr triftige Gründe. Aus ihr ergibt sich dann dasz die Apologie und der Kriton Nachfolger des Menon sind. An sie schlieszt sich der

Gorgias an. 'Obwol' sagen Sie S. 112 'wir nun nach diesem allem vermuten dürfen, dasz der Gorgias ohne den Zwischenfall der Hinrichtung des Sokrates unmittelbar auf den Menon gefolgt sein würde, so haben doch die dazwischen geschobenen, auf jenes Ereignis bezüglichen Werke nicht wenig zu der besondern Gestaltung dieses Dialogs und dazu beigetragen, die in ihm ausgesprochenen Ideen zu zeitigen.'

Derselbe Gedanke hatte sich mir aufgedrängt, noch ehe ich diese Ihre Worte gelesen. Sie begründen ihn durch den Nachweis von Anklängen usw. an jene Dialoge; lassen Sie mich noch eine Folgerung daraus ziehn. Der Menon war noch propaedeutischer Art, der Gorgias schlieszt die Reihe der ethisch-sokratischen Dialoge ab, deren Krone er ist (S. 114). Wir dürfen den Gorgias nach dem Menon erwarten, sagen wir; aber durften wir wirklich gerade in dieser Art einen Abschlusz der in der Entwicklung begriffenen Periode Platons erwarten, wie sie der Gorgias bringt? Das glaube ich kaum. Da die Philosophie für Pl. noch immer in der Ethik aufgieng, so lieszen sich freilich jene Untersuchungen über den Gegensatz des seins und werdens, der Erkenntnis und der Vorstellung und der innern Identität beider noch nicht in den Vordergrund stellen; für den Theaetet und die Verselbständigung der Erkenntnistheorie war die Zeit noch nicht gekommen, so sehr auch schon die Elemente dafür in Platons Geiste wirksam waren. Sie konnten immer noch nur secundäre Behandlung erwarten lassen. Die Hauptsache war aus der erkannten Verschiedenheit der niedern und höhern Tugend heraus nunmehr diese aufzugreifen, in ihrer vollen Bedeutung zur Geltung zu bringen und endlich mit concretem Inhalt zu erfüllen, nachdem ihre Möglichkeit und Nothwendigkeit erkannt war. Das schlieszt aber jene eigenthümliche Lösung der Aufgabe mit einem im wesentlichen so neuen Gegensatz, wie ihn der Gorgias herzubringt, noch nicht in sich. Die Ethik war bis dahin immer noch Ethik des Individuums gewesen; einen allgemeinern Standpunkt der Betrachtung zu unterbreiten hatte Pl. noch nicht versucht. Wir haben ihn im Gorgias; aber wir könnten ihn aus dem Menon allein nicht ableiten. Daher glaube ich dasz zunächst schon die Thatsache der Hinrichtung des Sokrates von groszem Einflusz auf die Richtung der plat. Ethik gewesen sein musz, weil sie Fragen aufregte, die ihm vorher gleichgiltig sein konnten. Durch jene Thatsache war das Verhältnis des Individuums zum Staat zu einem Problem geworden. Dies muste Pl. durch die zunächst wol nur im historischen Interesse unternommene Abfassung des Kriton besonders lebhaft vor die Seele treten und ihn in seiner früheren Darstellung der Tugendlehre bedeutende Lücken erkennen lassen. Die sokratische Ethik war factisch in Streit gerathen mit der vom Staate geltend gemachten Sittlichkeit und dieser Streit war zu ihrem Nachtheil entschieden worden. Eine persönliche Rechtfertigung hatten Apologie und Kriton geliefert. Aber wissenschaftlich muste der Gegensatz auch durchgefochten und ausgeglichen werden. Hatte der Protagoras nur die Ethik des Individuums für sich im Auge gehabt, so muste die Ethik des Individuums jetzt im Verhältnis zum Staate betrachtet und die Wirksamkeit desselben im Staate zur Entscheidung gebracht werden, sonst konnte die Ethik unmöglich in sich vollständig und abgerundet erscheinen. Nun war es gerade die Rhetorik, mittelst der man — als einer Wissenschaft — das Individuum in Bezug zum Staate setzen zu können glaubte. Durch sie sollte es zu der künftigen öffentlichen Wirksam-

keit herangebildet werden; an ihrer Hand sollte es sie ausüben. Darum greift Pl. diese Rhetorik auf, um im Gegensatz zu ihren Praetensionen das wahre Sachverhältnis nachzuweisen. Damit gewinnt er einen neuen Mittelpunkt, um den sich die ganze Ethik nochmals gruppieren konnte, er hat einen andern Gegensatz, und ihm gegenüber erweitert sich der Gesichtskreis der Ethik um ein bedeutendes. Sie wird zur Politik, oder eigentlich umgekehrt wird die Politik gegründet auf die Ethik des Individuums. Wie sehr darin schon eine Apologie für Sokrates und auch für Pl. mindestens eine Rechtfertigung für seine Nichtbetheiligung am Staatsleben lag, ist leicht einzusehen. Es konnten aber auch ebenso gut berechtigte Forderungen und Momente alles, also auch des damaligen athenischen Staatslebens eine unbefangene Würdigung, wie die unberechtigten Auswüchse und verkehrten Bestrebungen eine strenge Kritik erfahren. Im Bewustsein der Festigkeit seiner individuellen Ethik konnte sich Pl. über den Gegenstand des Streites auf einen allgemeineren Standort erheben. Somit kann ich Ihnen beistimmen, wenn Sie S. 99 mit Steinhart 'die Darstellung der Philosophie als der ethisch-politischen Lebenskunst' für den Mittelpunkt des Werkes erklären. Nur darf man diese Bestimmung nicht zu allgemein fassen und musz sich namentlich des einschneidenden Gegensatzes bewust bleiben, in dem jetzt noch Ethik und Politik stehn, weil letztere im wesentlichen noch mit der damaligen Erscheinungsform unter dem Namen der Rhetorik identificiert und darum bekämpft wird. Im Ziel freilich soll sie mit der Ethik zusammenfallen; der Unterschied aber wird noch nicht aufgefaszt. Die Ethik des Individuums bleibt das höhere, ohne das jene nichts ist. Die Rhetorik aber dürfte darum auch nicht so allgemein als 'ein Beispiel der falschen Lebenskunst' (S. 98) bezeichnet werden, sondern eben als Vertreterin der damaligen Politik. Da die Grundrichtung des Dialogs in dieser Weise eine etwas speciellere würde, als Sie dieselbe bestimmen, so liesze sich leicht das einzelne in genaueren Bezug damit bringen. Doch kann ich mich dessen überheben, da Sie ja das Material vollständig gesichtet haben und im Grunde das allgemeinere doch das besondere in sich schlieszt. Ich musz Ihre Aufmerksamkeit ohnehin noch für einen andern Punkt in Anspruch nehmen, der mich in specialia einzugehen nöthigen wird. Da nemlich die Politik und Rhetorik in der Ethik gleichsam 'aufgehoben' sein sollte, die Ethik selbst aber auf ein absolut seiendes nach ihrem höchsten Endzweck begründet werden muste, so bedurfte Pl. eines Mittelpunktes, auf den die zusammenfassende Untersuchung sich beziehen muste, die einen so allgemeinen und doch nach verschiedenen Seiten auch beschränkenden und ausschlieszenden Charakter an sich trägt. Das Substrat nun, das in der Ethik sich entwickelt, für welches die Ethik überhaupt da ist, ist der Mensch oder genauer genommen die menschliche Seele. Hatten bis dahin die ethischen Erörterungen im wesentlichen noch einen logischen und formalen Charakter bewahrt, so macht sich nun, da die Erfüllung mit concretem Inhalt endlich vollzogen werden sollte, natur-

gemäsz eine psychologische Richtung geltend. Angebahnt war sie im Lysis und trat bestimmter hervor im Laches, im Menon diente sie schon zur Grundlage für eine Hauptfrage der Ethik, sie wirkte fort im Kriton. Betrachten Sie aber nunmehr den Gorgias von neuem, so werden Sie finden, wie jetzt alles einzelne aus ihr herausflieszt. Sie tritt jetzt in ihrer vollen Kraft hervor, während sie früher nur in einzelnen Spuren sich hatte geltend machen können. So aber vollzieht Pl. auch die Befreiung seines eigenthümlichen Wesens, seiner Philosophie von der Sokratik und bahnt sich erst recht den Weg zur Selbständigkeit. Der Gorgias muste natürlich auch nur schrittweise die neue Richtung offenbaren und durfte die bereits gewonnenen Resultate früherer Dialoge nicht fallen lassen, da sie in Wahrheit die Grundlage derselben bilden. In dieser Weise ist gleich der vorbereitende Theil angelegt, der bis zu p. 481 reicht. Den Boden schafft zunächst der Nachweis, dasz die Rhetorik blosz formal sei; ihr Nutzen im Dienst eines bestimmten Inhalts ist damit nicht in Abrede gestellt. Die Unterscheidung von *πίστις* und *ἐπιστήμη* führt schon 453 A auf das psychologische Gebiet. In dem praktischen Ziel der Ethik auf *ἡδονή* und *βέλτιστον* macht sich dann jene Richtung auf das psychische noch entschiedener geltend. Von Wichtigkeit ist dabei namentlich die Proportionalität zwischen leiblichen und seelischen Interessen p. 464 u. 465, weil sie später weiter verfolgt und der Gegensatz zwischen Leib und Seele überhaupt für die Ethik entscheidend wird. Andrerseits wird die Seele auch theoretisch die Richterin (465 D) in den widerstreitenden praktischen Interessen. Im zweiten Abschnitt wird dann das sittliche handeln in seinem Zusammenhang mit dem Willen dargestellt und dieser mit dem Zweckbegriff, also dem objectiven Ziel der Ethik in Verbindung gebracht. Der Wille ist aber wieder ein psychologischer Begriff. Das *ἀδικεῖν* und *ἀδικεῖσθαι*, dann die Lehre von der Strafe führt immer wieder auf diesen Gesichtspunkt zurück; aber auch die methodologische Bestimmung von der Bedeutung der Abstimmung eines einzelnen gegenüber der Berufung auf die Majorität und Auctoritäten weist auf dieselbe Quelle der wahren Erkenntnis, die Seele, in welcher *οὐσία* und *ἀλήθεια* wurzeln (471 E), ein Ausflusz der im Menon bereits enthaltenen Begründung der Lehre vom mitgebrachten Inhalt der Seele. In den folgenden Abschnitten steigert sich diese Richtung aufs psychologische noch mehr. Die nächste Anknüpfung liegt gleich in der Darstellung der Philosophie des Sokrates als eines Lieblings, ein Gedanke der bekanntlich für die Entwicklung der plat. Psychologie sehr fruchtbar war. 486 D wird die Prüfung der Seele verlangt und damit die Frage nach der besten Einrichtung des Lebens hervorgerufen. Der ethisch politische Gesichtspunkt scheint alsdann in dem Gegensatz von *φύσις* und *νόμος* wieder rein hervortreten zu wollen, aber nur um alsbald auf die Lehre von den Begierden zu führen und die Tugend zur Geltung zu bringen, welche in der Seele die Harmonie der Theile herstellt. Das ist aber die *σωφροσύνη*. Die Untersuchung geht dann auf den Gegensatz des guten und angenehmen

näher ein. Gerade dadurch aber dasz jenes nun zum wahren Princip der *τέχνη* gemacht wird, wird es möglich auf die *τάξις* zu kommen, den Zustand den in der Seele herzustellen die Aufgabe der Ethik und wahren Staatskunst ist. Der *νόμος*, der die *τάξις* der Seele darstellen soll, hat in zwei Tugenden seine Vermittlung, in einer objectiven der *δικαιοσύνη* und einer subjectiven der *σωφροσύνη*. Die Begierden müssen ausgeschlossen werden und ein Mittel dazu ist die Strafe. In der ganzen letzten Entwicklung ward die Seele in Analogie gesetzt mit dem Leibe, aber auch in Gegensatz zu ihm, wie früher schon. Wenn man das zusammenhält mit der Art und Weise wie in dem *ἀγαθόν* ein sein und in der *ἡδονή* ein werden nachgewiesen wird, so kann man nicht zweifelhaft sein dasz diese psychologische Darstellung des ethischen nach dem metaphysischen hinüberlenken soll. Und wirklich bildet ja auch eine Hauptgrundlage der Ideenlehre selbst die Einsicht in den Unterschied der Erkenntnis, welche die Seele aus sich selber schöpft durch die Hingebung an ihr wahres Ziel, und der durch den Leib vermittelten Wahrnehmung. Es war natürlich dasz dieser wichtige Punkt zuerst in seiner ethischen Bedeutung erfaszt ward, damit sich aus ihm dann auch wieder das intellectuelle und metaphysische hervorbilden lasse. Darum tritt nun auch die *σωφροσύνη* 507 A so sehr in den Vordergrund und wird gleichsam zur Grundtugend aus welcher die übrigen abgeleitet werden. Denn sie bringt erst durch die Dämpfung der Begierden jene Ordnung in der Seele selbst hervor, welche die wahre Bethätigung der andern, nach auszen gerichteten Tugenden, wie auch der Weisheit möglich macht, deren Aufgabe es ist sich der ganzen Wahrheit zu bemächtigen, wie sie die Seele in sich selber trägt. So liegt ein Grund dieser sonst befremdlichen Zurückführung der Tugenden auf die Besonnenheit in der Sache, und man braucht sie nicht gerade durch den an sich allerdings richtigen Hinweis auf die bereits vollzogene Zurückführung aller Tugenden auf die Weisheit zu rechtfertigen, wie Sie S. 102 f. unternehmen. Die *σωφροσύνη* ist die Tugend, mit der jeder factisch bei sich selbst beginnen musz um 'der Weisheit Höhen erklimmen' zu können. Sie ist es, weil sie *τὰ προσήκοντα πράττει*, welche in der Seele erst die Weisheit in ihr Herscherrecht einsetzt.

Ich übergehe die Verallgemeinerung des ethischen Gesichtspunktes bis zur Feststellung einer ethischen Weltordnung, obwol gerade dieser Gedanke den nächsten Uebergang zur Annahme einer Weltseele bildet. Wenn aber Sokrates weiter 509 C ff. nach den Mitteln fragt, mit deren Hilfe man sich vor dem *ἀδικεῖν* und *ἀδικεῖσθαι* hüten könne, so nimmt die sich daran anschlieszende Betrachtung einen merkwürdigen Verlauf. Es werden sich wieder *δύναμις* und *βούλησις* entgegengestellt; der Wille reicht aber nicht aus. Der Hauptertrag ist der, dasz das Princip der Ethik nicht ein negatives oder gar so passives wie das *μὴ ἀδικεῖσθαι* sein kann; es musz positiv und activ sein. Es kommt vor allem auf die Pflege der Seele an und dafür waren schon zwei positive Ziele, die *ἡδονή* und das *βέλτιστον*, gegeneinander abge-

wogen. Da zeigt es sich nun als Aufgabe des einzelnen, die eigne Seele, und als die des Staatsmanns, seine Mitbürger besser zu machen. Eine Kritik der frühern Staatsmänner Athens wie der heutigen Tugendlehrer, der Sophisten, zeigt aber dasz alle dies nicht verstanden, sondern die *ἐπιθυμίαι* nur gröszer werden lieszen oder gar selbst beförderten. Nach einer hier sehr treffend angebrachten indirecten Apologie des strebens des Sokrates folgt dann der psychologische Mythos, der nun recht eigentlich das wahre Ziel der ganzen Untersuchung zum Bewustsein bringt. Er dringt vor allen Dingen auf die Betrachtung der Seele an sich, im Gegensatz zum verhalten des leiblichen, aber auch ebenso auf Betrachtung mittelst der Seele an sich. Sehr treffend werden darin die angeborenen Anlagen und die sittliche Entwicklung (die *παθήματα*) der Seele unterschieden. Auch hier erscheint das stille betrachtende Leben des Philosophen ungleich günstiger als alle politische Wirksamkeit, welche vielfache *ἐξουσία τοῦ ἀδικεῖν* darbietet. Dabei kann ich nicht wie Sie mit Steinhart annehmen (S. 97), der Sinn des Ausdrucks, dasz die Seele unverhüllt solle gerichtet werden, sei der dasz ihre sittliche Gesinnung, auf die es bei der sittlichen Würdigung allein ankomme, zum Maszstab genommen werden solle. Dieser Gedanke ist zu modern; Pl. denkt sich die Sache objectiver. Gesinnung steht nicht etwa den Werken gegenüber, sondern die *παθήματα* sind bleibende Eindrücke, welche in das Wesen der Seele eingedrungen sind und es mit gestaltet haben. So steht sich also Wesen und äuszere Erscheinung der Seele gegenüber. Die Vergeltung nach Strafe und Lohn ist nun auch nichts anderes als die Weiterentwicklung der Seele im jenseitigen Leben, ein werden zum sein und nichtsein. Der ganze Mythos aber schlieszt in dieser Weise nicht blosz die Untersuchung ab, sondern sein Inhalt ist wirklich auch in Platons Anschauung das prius, welches die Untersuchungen des Gorgias hervorrief. Hoffentlich genügen Ihnen diese Bemerkungen, die freilich kurz genug ausfallen musten, um die psychologische Richtung klar zu machen, welche jetzt das System Platons nahm, um aus ihr auch in das volle Verständnis verwandter Gebiete einzudringen. Zu viel will ich übrigens keineswegs damit bewiesen haben; also namentlich nicht eine selbständige Ausbildung der Psychologie im Gorgias als Zweck erblicken; nur die Richtung der plat. Anschauung wollte ich bezeichnen, aus welcher die Philosophie und zunächst die Ethik ihre Kraft ziehen sollte. Damit hängt denn auch zusammen, was ich über die Ideenlehre noch zu sagen habe. Denn da ich behauptet habe, sie sei schon bei der Abfassung des Menon ihren Grundzügen nach mit thätig gewesen, so musz ich folgerecht dasselbe vom Gorgias behaupten und nachweisen, warum sie hier noch nicht direct vorgetragen wird. Zunächst möchte ich auf eine einzelne Stelle 503 D E aufmerksam machen, welche wie ich glaube man nur anzusehen braucht, um die Grundlage der Ideenlehre in dem fast ganz in späterer Weise technischen Ausdruck wiederzufinden, nur so freilich dasz zunächst noch keine absolute Nöthigung dazu gegeben wird. Das ist aber eben das bezeichnende auf dem jetzigen

Standpunkt Platons, dasz er sie absichtlich zu umgehn sucht. Nimmt man aber hinzu, um mich Ihrer eignen Worte zu bedienen, 'wie sich der positive Gedankengang des Werkes stufenweise immer höher in die Welt des ewig seienden emporhebt' und, um nicht zu weitläufig zu werden, die psychologischen Ideen unseres Dialogs, namentlich das Verlangen die Seele rein zu halten vom leiblichen (und werden) und sie alle Erkenntnis aus sich selber schöpfen zu lassen, so wird die Voraussetzung der Ideenlehre geradezu nothwendig. Man braucht sich nur zu fragen, was denn eigentlich jenes βέλτιστον im Grunde sein soll, auf welches die ganze Ethik basiert wird. Pl. musz es doch gewust haben. Dasz die Ideen aber nirgends direct erwähnt werden, beruht wol abgesehn von den im Menon schon geltend gemachten Gründen noch auf folgendem. Schon oben kam ich darauf zu sprechen, dasz der Gorgias die Aufgabe habe den Platonismus vollständig frei zu machen von der Sokratik und auf eigne Füsze zu stellen. Dieser Dialog konnte darum die selbständigste innerste Triebfeder des Platonismus unmöglich schon aussprechen; er konnte nur von der Sokratik aus dazu überleiten. Dagegen hätte die Einführung der Ideenlehre vom Begriff abgelenkt, der die Ethik allein zu bewältigen im Stande war. Zudem galt es erst den wissenschaftlichen Standpunkt zu erringen, von dem aus die Ideenlehre wirklich begründet werden konnte. Das war eben derselbe Boden, in dem sie von Anfang an ihre Wurzeln geschlagen, mit einem Wort die psychologische Anschauung Platons. Und diese muste nun zunächst ihre Abrechnung halten mit der aus der Sokratik entwickelten Ethik. Dann erst ward die Einführung der Ideenlehre möglich. Ein anderer freilich als Pl. wäre wol anders verfahren. Aber Pl. ist ein Künstler von Natur, und ein durchgreifender Zug in ihm ist jene keusche Zurückhaltung, die sich am meisten hütet vor aller verfrühten Hingabe der eignen Gedanken, die seiner Entwicklung schaden und in anderen keine Frucht bringen würde. Dort soll die volle Kraft gezeitigt, hier erst die Empfänglichkeit bereitet werden.

So treffend auch alles übrige ist, was Sie über das Verhältnis des Gorgias zum Protagoras und Menon sagen, so legen Sie doch auch jetzt wieder zu viel Werth auf den Mythos im Protagoras. Gerade der Umstand, dasz der Prometheus wieder vorkommt, beweist wol eine Beziehung auf jenen Mythos, aber sie geschieht doch unter Umständen, die nicht eine innere Verbindung, sondern einen innern Gegensatz annehmen lassen. Man beachte nur die am Schlusz des Protagoras 361 D gemachte Andeutung. Dagegen bildet er allerdings zu dem des Menon das Gegenstück, stellt der Praeexistenz die Postexistenz gegenüber, die beiden Endglieder des werdens der Seele. Es kommt aber vorzugsweise auf die Zurückführung der Seele auf ein bestimmtes sein an, auf den Nachweis dasz alle Handlungen das sein der Seele und ihr inhaerierende Eigenschaften bedingen. Die Seele wird gleichsam als die Resultante der Naturanlagen und der Erlebnisse dargestellt, aber eben darum ist sie in einem bestimmten Zustand, der mit Nothwendigkeit eine bestimmte Art der Vergeltung, wiederum als Zustand nach

sich ziehn musz. Uebrigens möchte ich gerade, was Sie ablehnen (S. 104), auf die Bestimmung des Todes als Trennung der Seele vom Leibe gröszeres Gewicht legen. Sie steht in so enger Verbindung mit der Lehre von der Lust, der Begierde, ja auch mit der Classification der einzelnen Lebenskünste, dasz man sagen kann, auf diese Entgegenstellung von Leib und Seele, die früher nur secundäre Bedeutung hatte, gründe sich jetzt der Fortschritt der plat. Phil. Es ist im Grunde derselbe Gegensatz wie der des werdens und seins. Gleichgiltig ist es dagegen allerdings und fällt der Anschauung anheim, dasz die Seelen auch nach dem Tode einen Raum einnehmen; denn dasz es ein intelligibler Raum ist, kommt doch erst später zum Bewustsein. Dagegen hatte doch auch in der Praeexistenzlehre des Menon die Unterscheidung des Mensch- und Nichtmenschseins ihre in der Sache liegende Nothwendigkeit und ist daher nicht 'weniger klar'. Sollte die Möglichkeit der wahren Erkenntnis des Menschen aus einer Praeexistenz abgeleitet werden, so konnte er da noch nicht Mensch sein, während die Postexistenz auf den Resultaten des menschlichen und irdischen Daseins basiert. Die Fortschritte im methodischen haben Sie S. 104 ff. ebenso treffend aufgezeigt. Auch den Anschlusz des plat. Gorgias an pythagoreische Lehren, die Pl. durch die Schrift des Philolaos kennen gelernt hatte, bringen Sie nochmals zur Sprache und widerlegen entgegenstehende Ansichten. Mit der Einfügung jener Gleichnisreden verknüpft sich gewis das Bewustsein der Unzulänglichkeit mythischer Darstellung; aber als das Hauptmoment in ihnen möchte ich nicht das auseinandergehen der Seele in verschiedene Theile gelten lassen. Es liegt mehr darin. Wie Sokrates 493 C selbst andeutet, sollen sie eine ergänzende Grundlage bilden zu der nachfolgenden dialektischen Beweisführung, die, weil sie nicht selbst wissenschaftlich zu liefern war, noch in bildlicher Form gebracht wird. Man kann aber auch nicht einmal sagen, dasz die Unterscheidung von Seelentheilen wirklich darin vollzogen sei; es gibt sich vielmehr das bestreben kund, diese anfangs angedeutete Unterscheidung wieder fallen zu lassen und den Gegensatz zu verallgemeinern in den eines leiblichen und rein seelischen Lebens, worauf denn im Grunde auch die ganze nachfolgende Beweisführung hinausläuft. Da der Gedanke an der Spitze steht 493 A, dasz das Leben im Leibe eigentlich ein Tod sei, so musz folgerichtig das w a h r e L e b e n in der Freiheit der Seele vom Leibe bestehen und das streben darauf hinausgehn diese Freiheit zu erringen durch Niederdrückung des leiblichen oder der Begierden, ein Gedanke der im Phaedon wieder aufgegriffen, gereinigt und vertieft wird, für den ganzen Gorgias aber schon sehr wichtig ist. Das zweite Gleichnis möchte ich nicht mehr als specifisch pythagoreisch auffassen. Es soll eine Verbesserung des ersten sein und nach dem speciellen Zweck mit Benutzung der Ausdrucksweise aus jenem eine genauere Anschauung der Sache geben, indem es den ganzen Menschen als solchen bestehen, aber praktisch in verschiedenem Verhältnis zu seiner eignen Natur erschei-

nen läszt. Da es trotzdem eine Fortbildung des überkommenen bleibt, so kann der Ausdruck ἐκ τοῦ αὐτοῦ γυμνασίου nicht stören.

Wir kommen nun zum Euthyphron, mit welchem die Reihe der sokratischen oder ethisch-propaedeutischen Dialoge schlieszt. Die verschiedenen, subjectiven und objectiven Motive, welche alle zusammen die Entstehung eines Dialogs vorbereiteten und daher in seinem Inhalt bestimmend fortwirken, haben die Erkenntnis des Grundgedankens und der Stellung dieses Dialogs zu anderen von jeher erschwert. Ihr Verdienst ist es überall zusammenzufassen und das scheinbar vereinzelte in Beziehung zu setzen. Dieses Verdienst tritt besonders stark beim Euthyphron hervor. Denn gerade hier hat die Einseitigkeit der Auffassung, wie Sie richtig bemerken, selbst unter denen, welche die positive Entwicklung des Frömmigkeitsbegriffs als Zweck des Werkes ansehen, zu groszer Meinungsverschiedenheit über diese positive Bestimmung geführt und sogar polemische oder apologetische Tendenzen in den Vordergrund gedrängt, ohne dasz man alles in éine gemeinsame Formel zusammenzuziehn versucht hätte. Diesen Versuch haben Sie gemacht und er ist, wie mich dünkt, gelungen. Verfolgt man in aufsteigender Linie die Definitionen, nimmt man die eine in die andere auf aus dem der Untersuchung innerlich unterliegenden Resultate ergänzend, so kommt man erst zur vollständigen Erschöpfung des Frömmigkeitsbegriffs, der sich somit im Gegensatz zu den gewöhnlichen Vorstellungen entwickelt, ohne die Polemik zur Hauptsache zu machen, und den Sokrates rechtfertigt, ohne zur bloszen Apologie für ihn herabzusinken. Wie ungesucht aber polemische und apologetische Tendenzen durch die Einkleidung Spielraum erhalten, weisen Sie auf Hermann und Steinhart gestützt S. 120 f. nach. Dasz die ὁσιότης zum Gegenstand einer speciellen Erörterung gemacht ward, hatte der Gorgias schon angebahnt; die Ursachen der Verurtheilung des Sokrates legten es aber besonders nahe. Der Fortschritt zeigt sich schon darin, dasz sie dem δίκαιον untergeordnet wird. Tiefer gefaszt hat der Euthyphron den Zusammenhang der menschlichen Thätigkeit mit der göttlichen darzustellen, wenn es auch vielleicht ein etwas zu starker Ausdruck sein dürfte, dasz die Philosophie wie im Gorgias als Politik, so hier als Religion erscheine, wie Sie S. 123 sagen. Von Wichtigkeit wird hier auch das methodische oder logische Element, das sich mit dem speciellen Gegenstand der Untersuchung 'organisch vereinigt'. Es war ein Zeugnis für eine gewisse Berechtigung meines eignen Gefühls, das mich früher den Euthyphron mit dem Lysis zusammenstellen liesz, dasz auch Sie die Aehnlichkeit beider Dialoge öfter hervorheben und jenen an diesen anknüpfen lassen. Im Lysis haben wir auch eine logische Grundlegung nicht verkennen können, welche für die späteren Dialoge von groszer Wichtigkeit wird. Sie wiederholt sich auf dem fortgeschrittenen Standpunkt Platons nochmals im Euthyphron. Ich finde diese Uebereinstimmung fast noch gröszer als die mit dem Menon, der in dieser Hinsicht nicht so specifisch neues bringt, wenn er auch, wie Sie bemerken, aus der Verwandtschaft der Dinge unterein-

ander den Begriff 'in seiner Reinheit herausschält'. Der Euthyphron aber gelangt von der 'gegenseitigen Beziehung der Begriffe selbst aus zur Hypostasierung derselben zu Ideen, der subjective Begriff geht in die objective Grundgestalt (ἰδέα) über (5 D. 6 D E).' Sie sagen freilich weiter, diese Einsicht sei natürlich noch eine sehr unbestimmte. Das gebe ich allerdings zu, dasz sie noch ganz subjectiv dahin ausgesprochen werde, nicht dasz 'der Begriff das Urbild der Erscheinung sei, sondern dasz ihn die Erkenntnis zum Urbild nimmt, um daraus zu ersehen, welche Erscheinungen dem bestimmten Begriff unterzuordnen sind'; also auch das werde ich zugeben, dasz die Darstellung der Ideenlehre noch eine sehr unbestimmte sei. Daraus folgt aber nicht, dasz es auch die Einsicht sei; Sie müsten denn die Einsicht des Lesers meinen. Denn jenen Gedanken hatte auch von der praktischen Seite der Gorgias 503 E schon vollkommen, nur dasz dort der Ausdruck εἶδος erscheint statt ἰδέα. Dasz er aber auch im Euthyphron nur so schüchtern auftritt, hat seinen Grund in den oben angegebenen Verhältnissen. So lange der Inhalt der Philosophie noch die Ethik war, hatte die Ideenlehre mehr persönlichen Werth für ihren Urheber, dessen philosophische Anschauung sie abschlosz, als ein Recht in die Darstellung einzugreifen, weil sie selbst noch nicht begründet werden, aber auch noch keinen bestimmenden Einflusz auf die Gestaltung der Ethik üben konnte. Der Begriff genügte. Wie gesagt, erst musten metaphysische Interessen überhaupt Wurzeln schlagen und die Psychologie sich gleichzeitig vertiefen. Zur Metaphysik drängt unsern Philosophen vor allem das logische, das als die Methodik zum Inhalt der Ethik zu gelangen zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zog. Davon löst es sich nach und nach los und gewinnt selbständige Bedeutung, wird aber darum keineswegs abstract, sondern erscheint nun in seiner Einheit mit dem metaphysischen. Den ersten Anlauf dazu nimmt der Euthyphron auf der Grenzscheide zweier Perioden der Entwicklung Platons wol auch darum, weil das ὅσιον schon an sich auf das idealste Gebiet, zum göttlichen hinüberführte. Aus dieser Stellung des Dialogs, die eine Andeutung der Ideen nöthig machte, aber auch nur eine Andeutung zuliesz, erklärt sich auch die Beschränkung in der Behandlung des Begriffs der Frömmigkeit selber, ich meine die Anwendung des skeptischen Schlusses, den man nach dem Gorgias nicht mehr hätte erwarten sollen. Das Verständnis der Verhältnisse zwischen Mensch und Gott soll und kann ja erst vollkommen errungen werden durch die Ausbildung der Ideenlehre. Doch ich spreche darüber, als hätten Sie nicht selbst, namentlich S. 124, gerade diesen innern Zusammenhang zwischen den Ideen und dem Frömmigkeitsbegriff und die Aufgabe, die nun für Pl. erwächst, hinlänglich besprochen. Den Vortheil möchte ich aber für meine frühere Behauptung aus Ihrer eignen Darstellung ziehen, dasz Sie danach doch auch die Ideenlehre als Voraussetzung für den Menon und Gorgias nicht wol in Abrede stellen können. Denn auch Sie weisen, was den Euthyphron anlangt, dem Bewustsein Platons viel mehr Einsicht in die zukünftige Entwicklung zu,

als aus der schwachen Wirksamkeit der Ideen im Dialog selbst unmittelbar zu folgen scheint. Das beweist aber auch rückwärts. Gewis ist auch das richtig, was Sie S. 123 hervorheben, dasz Pl. über das Verbot des Sokrates, über das göttliche nicht zu speculieren, hinweggesprungen sei und dasz zum Inhalt der philosophischen Thätigkeit von nun an die Erkenntnis des göttlichen wird. Der Inhalt der Ideenlehre ist aber das göttliche, wenn auch natürlich der Gottesbegriff damit noch nicht zusammenfällt. Die Untersuchungen über das seiende gewinnen damit von Anfang an eine Stellung über aller Abstraction, die sie scheinbar oft an sich haben; sie erhalten eine höhere Weihe durch das hohe Ziel nach dem gerungen wird. Das tritt noch deutlicher hervor, wenn man damit die Resultate über die wahren Interessen der Seele aus dem Gorgias mit herübernimmt. Nur dem physischen weisen Sie mir zu viel active Kraft zu. Zunächst wenigstens kann man wol nicht sagen dasz es zur Erzeugung der Ideenlehre anders als negativ mitgewirkt hätte; denn die weltordnende Thätigkeit der Gottheit ist doch selbst jetzt nur noch von ethischer Bedeutung wie der *κόσμος* überhaupt, ganz wie bei den Pythagoreern. Das physische fällt darin hinweg, bis es erst in dem letzten Stadium der plat. Phil. eine Art philosophischer Durchbildung erhält.

Von Wichtigkeit war mir auch Ihre der Hermannschen Ansicht beistimmende Bemerkung, dasz die Abfassung des Euthyphron noch vor die Reise Platons nach Megara falle. Dadurch wird die Ableitung der Ideenlehre von Anregungen, die Pl. dort empfangen hätte, *ausgeschlossen*. Auch bei dem Ausdruck, die Idee sei eine *Hypostase* der sokratischen Begriffslehre, ist ja festzuhalten, dasz darin eine wesentlich neue That vollzogen wird. Diese Lehre war das individuelle im plat. Geiste, insofern von Anfang an in ihm vorhanden. Zu seiner Entfaltung ward es aber getrieben durch die Gegensätze, in welche Pl. innerhalb der Entwicklung der Philosophie eintrat.

(Fortsetzung und Schlusz folgt später.)

Hanau. *Julius Deuschle.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

54.

Die griechischen Grammatiken von F. Thiersch und Ph. Buttmann.

---

1) *Grammatik der griechischen Sprache zum Gebrauche für Schulen von Friedrich Thiersch. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.* Leipzig, Verlag von Ernst Fleischers Buchhandlung (R. Hentschel). 1855. XII u. 483 S. gr. 8.

2) *Philipp Buttmanns griechische Grammatik. Herausgegeben und bearbeitet von A. Buttmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Potsdam. Neunzehnte Auflage.* Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1854. VIII u. 540 S. gr. 8.

Wir begrüszen in den vorgenannten griechischen Grammatiken mit Gefühlen der Dankbarkeit die in verjüngter Kraft fortlebenden Werke zweier Meister der griechischen Sprachkunde, die wol den meisten unter den jetzt lebenden Freunden der griechischen Litteratur Lehrer und Führer zu dieser geworden sind. Wenn die Grammatik von Ph. Buttmann vermöge ihrer Anordnung und gedrängtern Kürze im allgemeinen, wie schon aus der gröszeren Zahl von Auflagen erhellt, den Bedürfnissen der Schulen mehr entsprach, so wird doch die Grammatik von Fr. Thiersch vermöge ihrer eigenthümlichen Behandlungsweise und der Vorzüge, die ihr namentlich in der ausführlichern Berücksichtigung der homerischen Gedichte zukommen, ihren Kreis finden, für welchen sie besonders sich eignet; ja sie wird den zahlreichen Verehrern des hochverdienten Veteranen schon als Beweis fortdauernder Geistesfrische und rüstiger Thätigkeit eine willkommene Erscheinung sein.

Die folgende Relation soll nun vornehmlich das erstgenannte Werk im Auge behalten, doch auch auf die neue Auflage der Buttmannschen Grammatik Rücksicht nehmen. Wie die B.sche Gr. namentlich durch Erweiterung der früher ungenügenden Syntax eine allmähliche Umgestaltung erfahren hat, die wir dem gegenwärtigen Herausgeber vielmehr zum Verdienst anrechnen als zum Vorwurf machen dürfen, wenn auch die Einordnung des neuen in den Rahmen des alten

für die klare Disposition des Stoffs unbequem ist, so ist die Gr. von Th. in der vorliegenden 4n Auflage eher eine neue Arbeit als nur eine verbesserte Auflage der frühern Gr. zu nennen. Sind auch die Grundbestimmungen mit der ganzen Anschauungsweise gröstentheils dieselben geblieben und viele Theile unverändert in die neue Auflage übergegangen, so ist doch der Stoff überhaupt mehr zusammengedrängt und in vielen Punkten modificiert, ebenso die Disposition theilweise abgeändert worden. So erscheint die Gr. wieder in compendiöserer Gestalt, als sie in der 3n Aufl. angenommen hatte. Indem Ref. aus der Vorrede die Partie hervorhebt, welche die eigenthümliche grammatische Methode des Vf. in ihrer Genesis und Förderung durch Studiengenossen und jüngere Freunde, sowie den Grundsatz durch Homer in die griech. Gr. einzuführen darlegt, entzieht er sich der Versuchung, mit dem Hrn. Vf. in eine Discussion über die Methode des griech. Unterrichts einzugehen, und bemerkt nur, dasz auch er es für angemessener hält Homer und homerische Gr. mit vorangeschrittenen Schülern und Jünglingen, nicht mit Anfängern und Knaben zu treiben. Dagegen glaubt Ref. nicht übergehn zu dürfen, dasz für den Kreis reiferer Schüler und Studierender, für welche die Gr. bestimmt erscheint, ja überhaupt für alle, welche bereits aus der latein. Gr. die allgemeinen grammatischen Begriffe kennen gelernt haben, die Zugaben aus der allgemeinen und philosophischen Sprachlehre — obwol die Vorrede sie zu rechtfertigen sucht — überflüssig scheinen. Der Gedanke von Parallelgrammatiken, welchen der Hr. Vf. zuerst angeregt hat, verlangt, wenn ihm auch kein in den eigenthümlichen Bau einer Sprache eingreifender Einflusz einzuräumen ist, jedenfalls Beseitigung des allgemeinen, das als bekannt vorausgesetzt werden musz.

Ref. will gleich in die ersten §§, welche sich mit dem Begriff und den Elementen der Sprache beschäftigen, näher eingehen. Warum hat der Hr. Vf. in der Definition von Sprache: 'im engern Sinn ist Sprache Darstellung dessen, was im Gemüte vorgeht, durch freitönende und gegliederte Laute' nicht lieber 'im Geiste' als 'im Gemüte' gesagt, da doch dieses ein specielles geistiges Vermögen und keineswegs dasjenige ist, das in der Sprache vorzugsweise als thätig erscheint? Auch die Bestimmung 'freitönende Laute' d. i. (nach 3) Vocale läszt sich nicht rechtfertigen. Ein freitönender Laut im Gegensatz zu den 'Zusammenpressungen der Organe, Consonanten' ist nur das *a;* alle übrigen Vocale, wie das von Physiologen oder Philologen, die sich damit beschäftigt haben, längst anerkannt ist, und wie sich jeder überzeugen kann, entstehen ebenfalls nur unter Zusammenwirkung zweier Mundorgane. Eigne Beobachtung würde auch den Vf. überzeugt haben, dasz die Vocale *a*, *e*, *o*, *u*, *y*, *i* nicht in dieser Reihe liegen, so dasz *a e o u* die hintern, *i* und *y* die vordern wären. So drücken auch, ohne dasz Ref. dies weiter verfolgen will, die folgenden Bestimmungen über die mutae und liquidae das wirkliche Verhältnis nicht aus. — Die §§ 4—8 (S. 5—12) der 3n Aufl. über die griech. Sprache und ihre Dialekte sind in § 3 auf éine Seite verkürzt.

So erscheint auch der Abschnitt vom Alphabet § 4 in kürzerer Fassung, indem die Geschichte des griech. Alphabets (S. 15—22 der 3n Aufl.), die freilich manche Berichtigungen erfordert hätte, beseitigt ist. Ob der Vf. recht gethan hat, wenn er dem *η*, auf dessen Entstehung aus einer Verdopplung des *α* sich stützend, den Laut *ä* neben *ee* zuweist, möchte Ref. bezweifeln. Wenigstens weisen alle Zeugnisse über die Aussprache auf ein geschlossenes *ē*, das eben darum in *i* übergehen konnte. — Ref. wendet sich zu den Declinationen. Hier fallen in beiden Grammatiken die Dualformen des Artikels *τά* und *ταῖν* auf, ohne dasz erinnert wäre, dasz die Attiker regelmäszig *τώ* und *τοῖν* für das Fem. gebrauchen. — Die für die erste Decl. von Th. S. 29, 10 aufgestellte Accentregel: 'der Accent steht hier bei den ursprünglichen Wörtern auf der Stammsilbe, so lange der Begriff des Stammwortes nicht durch vor- oder nachtretende Silben geändert oder näher bestimmt wird' und 11: 'wird der Stamm zum Behuf des Nomens umgebildet, so rückt der Accent auf die den Begriff bestimmende Umbildungssilbe', erklärt nicht, warum *τιμή* und *φήμη* (vom Stamme *φα*), *δίκη* und *φυγή*, dagegen aber *φύζα*, wo das schlieszende *γ* in *ζ* verwandelt wird, sich nebeneinander finden. In der zweiten Decl. erklärt Th. die sog. attische Decl. durch eine Zusammenziehung von *αο* in *ω* mit vorschlagendem *ε*. Indessen die Umänderung von *αο* in *εω* ist eigentlich altionisch, wie im Genetiv der 1n Decl. so in der 2n hervortretend, indem z. B. *λεώς*, von Dindorf Herod. I 22. II 129 ohne Noth in *ληός* verändert, durch die mit *λεώς* zusammengesetzten Namen wie *Μενέλεως* II 113. 118. 119 u. a. hinlänglich geschützt ist. Aber dieses *ε* ist nicht beliebig eingeschoben, sondern aus dem *α* hervorgegangen, das seine Länge auf *ο* übertrug. In der Behandlung der dritten Decl. hätte Ref. in beiden Grammatiken im praktischen wie im wissenschaftlichen Interesse manches anders gewünscht. Je gröszere Schwierigkeit dem lernenden die grosze Manigfaltigkeit in der Formation der 3n Decl. entgegenstellt, um so mehr wird es Bedürfnis, die sichern Resultate der vergleichenden Sprachforschung für eine klare Anordnung der Decl. zu benützen. Hier dürfte vor allem bestimmt hervorgehoben werden, dasz das Neutrum (im Nom. Acc. und Voc.), der Voc. auch bei den Masc. und Fem. (mit den Modificationen, welche die allgemeinen Lautregeln nöthig machen) auf den bloszen Stamm, das Masc. und Fem. aber im Nom. meist auf *ς* endigt, und nur nach *ρ*, auch nach *ᾱν*, *ην*, *εν*, *ον*, *ων*, *οντ*, *ωντ* dieses Casuszeichen entbehrt. Bei Th. ist nun zwar für die muta angegeben, dasz die geschlechtlosen so wie von den geschlechtlichen das Fem. *ἡ δάμαρ* des *σ* ermangeln, und für die liquida wird wiederholt, dasz bei den geschlechtlosen der kurze Vocal der Stammendung unverändert bleibe, auch sind Beispiele aufgeführt, wo die liquida bleibt, das *ς* abfällt oder umgekehrt; doch wäre es klarer gewesen, die Neutra durchweg auszuscheiden, und dann die Endungen möglichst genau zu bestimmen, welche kein *ς* annehmen. Auch unter den Pura werden von Th. sehr verschiedene Stämme zusammengefaszt: 'die Endungen sind theils auf *ε*, *ο*, theils auf die

Ancipites. *Ε* nimmt *Σ* an und verdoppelt sich in *τριήρης*, auszer im geschlechtlosen der Beiwörter *τὸ ἀληθές*. — *Ο* geht in *Ω* über in *ἠχώ*, und nimmt *Σ* an in *ἡ αἰδώς*. — *Α* kommt bei geschlechtlosen unverändert mit *Σ* vor, *Ι* verlängert mit *Σ* in *κίς'* usw. Dazu die Anm.: 'die geschlechtlosen Hauptwörter auf *ε*: *τεῖχος* usw. sind anomal gebildet, indem ihr Nom. die schwache Silbe *ες* in *ος* verwandelt.' Vgl. auch S. 43 A. 2. Wenn Th. von Anfang seiner gramm. Leistungen an auf die Erkenntnis der Stämme behufs der richtigen Auffassung der speciellen Formen mit Recht das gröste Gewicht legte, so wäre zu wünschen gewesen, dasz dieser Grundsatz auch bei der Nominalbildung sicher zur Anwendung gekommen wäre. Nun genügt es aber zur Erkenntnis des Stammes nicht immer, die Endungen *ος*, *ι* usw. abzulösen und das zurückbleibende als Stamm zu betrachten. Die Annahme dasz im Neutrum und zwar nicht blosz im Nom., welchem Casus wenigstens sonst das *ς* zukommt, sondern auch im Vocativ der Stamm ein *ς* angenommen habe, widerspricht nicht nur einem aus der vergleichenden Sprachkunde sich ergebenden Bildungsprincip, das u. a. in den Grammatiken von Kühner, Mehlhorn, Curtius Anerkennung gefunden hat, sondern stört auch sonst die Erkenntnis der griech. Formbildung. Wenn nicht zu verkennen ist dasz das Suffix *φι* an den Stamm antritt, vgl. *Ἰλιόφι*, *θεόφι*, *ναῦφι*, wenn die Comparativendung *τερος* dem Stamm angehängt wird, wenn bei Bildung von Composita (wofern nicht euphonische oder rhythmische Gründe Aenderungen bedingen) das erste Nomen in seiner reinen Stammform gewählt wird, so sind *ἀληθες*, *γενες*, *ἐγχες*, *ὀρες*, *ὀχες*, *σακες*, *στηθες* die wahren Stämme, vgl. *ἀληθέστερος*, *εὐγενέστερος* (bei welchen Adjectiven Th. die Einschiebung eines *ς* annimmt), *ἐγχέσπαλος*, *ὄρεσφι*, *ὀρεσκῷος*, *ὀρέστερος*, *ὄχεσφι*, *σακέσπαλος*, *στήθεσφι*. So musz es auch befremden, dasz S. 40 *βασιλεύς*, *βοῦς*, S. 42 *γραῦς*, *ναῦς* als Pura behandelt werden, da es doch keinem Zweifel unterliegen kann dasz *υ* aus dem Digamma entstanden ist, und Th. § 102, 7 b selbst den Ausfall des Digamma erwähnt und *βοῦς* als digammiert bezeichnet. Noch berührt Ref. einige Einzelheiten, die ihm auffielen. Unter den Beispielen von zurückgezogenem Accent steht auch S. 40 'der Vocativ (?) von *ἀληθής*, *ἄληθες* in der ironischen Frage, wirklich?' ebd. *κτείς*, *κτενός*, *κτεῖσι*, während die Analogie auf *κτεσί* führt. Ebensowenig weisz Ref. es sich zu erklären, warum *χάριτος* auf einen Stamm *χαριδ* zurückgeführt wird.

Eine ähnliche Unsicherheit in den Bestimmungen über die Bildung der 3n Decl. findet sich in der B.schen Gr. Zwar erinnert der Hr. Hg., dasz er gerade in der Formenlehre Bedenken getragen habe zu ändern; indessen das Interesse einer möglichst klaren und richtigen Darstellung wird doch, wie wir hoffen, auch hier maszgebend werden und eine Umarbeitung der gröstentheils mit den früheren Auflagen übereinstimmenden §§ 39—42 (35—42 der 11n Aufl.) herbeiführen. Unrichtig oder schief ist die Darstellung § 39: 'in den beiden ersten Declinationen hatte gleich der Nom. Sg. eine solche Casusendung; in der dritten aber wird sie erst in den folgenden Casus angehängt.'

§ 40: 'die gewöhnlichsten Veränderungen, die der Stamm im Nom. erfährt, sind 1) die Annahme eines ς; 2) die Abwerfung des τ ohne Annahme des ς; 3) die Wandlung des Endvocals, z. B. wenn aus ε und ο des Stammes bei Masculinis und Femininis im Nom. η und ω wird.' § 41, 5: 'auszerdem nehmen nur noch Stämme, die auf τ ausgehen, häufig kein ς an, da dann das τ abgeworfen werden musz.' 6: 'einige Neutra, die im Gen. ατος haben, nehmen im Nom. statt des ς ein ϱ an.' § 42: 'diejenigen, die einen Vocal vor den Casusendungen haben, nehmen im Nom. fast alle ein ς an; blosz einige Neutra auf ι und υ und Feminina sind ausgenommen' usw. Falsch ist, dasz die Neutra ein (nicht stammhaftes) ς im Nom. annehmen, vielmehr fällt σ zwischen Vocalen (auch in σέλαος) manchmal aus, oder es ist (wie auch ϱ in ἧπαϱ) aus τ hervorgegangen: κέϱας. Die Verwandlung von ε und ο in η und ω oder ου erklärt sich als Ersatz für das abgefallene ς. Statt dieser §§ konnte kürzer und richtiger gesagt sein: 1) der Nom. Acc. Voc. Sg. der Neutra endigt auf den bloszen Stamm, so jedoch dasz diejenigen Consonanten, die nicht am Ende eines Wortes stehen können, entweder abfallen, wie τ immer in der Endung μα, oder in ς (wie κέϱατος, κέϱας) und in ϱ (wie ἥπατος, ἧπαϱ) verwandelt werden. 2) der Nom. Sg. des Masc. und Fem. endigt regelmäszig auf ς, wobei die nöthigen Lautveränderungen eintreten; ς fällt ab immer nach ϱ, oft nach ν, ντ, wofür der kurze Vocal des Stammes verlängert wird. Das letztere ist dann genauer auszuführen. — Auch die Regeln über die Bildung des Vocativs § 45, 1—4 konnten kürzer so zusammengefaszt werden: der Vocativ ist regelmäszig gleich dem reinen Stamm, nur dasz die Oxytona statt ε und ο (wie im Nom.) η und ω annehmen, und diejenigen Consonanten abgeworfen werden, auf welche kein Wort schlieszen kann. Wo jedoch der Vocativ mit solchen Consonanten schlieszen würde, und auch sonst oft, nimmt er die Form des Nom. an.

Wie bei der 3n Decl., so ist auch bei dem Verbum die Ausmittlung des Wortstamms von der grösten Bedeutung für die Erkenntnis der ganzen Formation. Man thut wol am besten, wenn man die Conjugation ω zuerst an den verba pura, einschlieszlich der contracta darlegt; geht man aber dann auf die verba muta und liquida über, so wird es nothwendig, vor allem die verschiedenen Mittel zu überblicken, durch welche der kurze Stamm zu verschiedenen Tempora erweitert und verstärkt wird. Es geschieht dies theils durch Umlautung des Stammvocals theils durch Verdopplung des Schluszconsonanten, überhaupt Einschiebung und Anhängung von Consonanten und Silben, endlich durch Reduplication. Es genügt nicht diese Stammveränderungen unter dem Begriff der unregelmäszigen Conjugation zusammenzufassen und vor dem Verzeichnis der anomalen Verba beizubringen, wie Th. übrigens mit groszer Ausführlichkeit § 77—80 gethan hat. In dieser Entwicklung des Verbalstamms liegt ein innerer Reichthum, den wir dem Schüler nicht wie eine Masse von Unregelmäszigkeiten vorführen dürfen, sondern von vorn herein in seiner organischen Ge-

setzmäszigkeit begreiflich machen müssen. Es darf namentlich, nachdem von Bopp die im Sanskrit geltende Regel von der Verstärkung des Wurzelvocals vor den leichteren Endungen des Singulars und die Belassung des kurzen Vocals vor den schwereren Endungen des Duals und Plurals, von J. Grimm die innere Vocalumlautung als ein in der Entwicklung des deutschen Verbums so regelmäszig wirkendes Gesetz nachgewiesen worden ist, die Wirksamkeit dieser Gesetze in der Bildung der griech. Verba nicht übersehen werden, und es gilt die im griech. vorhandenen Reste dieser kräftigeren Verbalbildung zusammenzustellen, namentlich indem gezeigt wird, wie der kurze Vocal des Aor. II in verschiedenen Tempp. verschieden umgelautet und verstärkt worden ist. Manches ist zwar § 51 erwähnt, doch ohne eine Vollständigkeit zu beabsichtigen. Während der Umlaut von *ε* in *ο* im Pf. I und II erwähnt ist, fehlt der des *α* in *η*, wie *ἔδακον*, *δέδηχα*; *ἔλαχον*, *εἴληχα*; *ἔλαβον*, *εἴληφα*. Uebrigens muste, wenn *τέτοκα* richtig aus *τεκ* erklärt wird, auch von einem Umlaut des *ι* in *οι*, des *υ* in *ευ* gesprochen werden. Es bedarf aber dann auch einer Uebersicht über die consonantischen und syllabischen Erweiterungen des Stamms. — Gehen wir von diesen Grundsätzen aus, so stoszen wir uns sofort an der Bestimmung § 46: 'der Wortstamm (*θέμα*) eines Verbums wird gefunden, wenn man von der 1n Person des Praesens *ω* wegnimmt'. Abgesehn davon dasz hier die Conj. *μι* ignoriert wird, wiewol der Vf. noch ganz allgemein von dem griech. Verbum spricht, so kann *λειπ* nicht als Stamm des ganzen Verbums bezeichnet werden. Noch weniger kann jene Bestimmung genügen, wenn man an Verba wie *δεικνύω*, *ἁμαρτάνω* u. dgl. denkt, die bei Wegnahme des *ω* nur den verstärkten Stamm des Praesens, nicht den des Verbums überhaupt (vgl. § 54 Anm.) ergeben. — Dürfen wir überhaupt da von Unregelmäszigkeit nicht sprechen, wo sich ein Bildungsgesetz, sei es auch in verhältnismäszig wenigen Formen thätig zeigt, so können unmöglich nach § 47 alle Verba, deren Wortstämme mit zwei Consonanten schlieszen, welche nicht *γγ* oder muta c. liq. sind, den anomalen beigezählt werden; wenigstens sollte durch Hinweisung auf das Gesetz ein Misverständnis ausgeschlossen werden. — Ziehen wir gleich die §§ 77—80 hieher, welche die verschiedenen zum Stamm neu hinzutretenden Buchstaben aufzählen, so ist folgendes zu bemerken. Für *λανθάνω* ist *λαθ* oder *ληθ*, für *πυνθάνομαι* ist *πυθ* oder *πευθ* als Stamm angegeben. Stämme sind aber die kürzesten Formen *λαθ*, *πυθ*, die sich nach verschiedener Richtung hin verstärken, *λαθ* in *λέληθα* und *λανθάνω*; *πυθ* in *πεύσομαι* und *πυνθάνομαι* u. dgl. — Wenn § 80, 36 der Uebergang von Stämmen wie *κραγ*, *ἁρπαγ* in *κράζω*, *ἁρπάζω* aus dem eintreten des *ζ* in den Stamm zu *γ* und *χ*, welche ausfallen, und 41 der Uebergang eines stammhaften *κ*, *γ*, *χ* in *σσ* oder *ττ* als ein hinzutreten letzterer Laute zu den K-Lauten, die dann ausfallen, erklärt wird, so hielte Ref. für einfacher eine Verwandlung des Gaumenlauts in den Zischlaut anzunehmen.

Auch bei B. begegnen wir wesentlich demselben Mangel. Ja

während z. B. die 11e noch vom Vf. selbst besorgte Aufl. § 83 richtig erinnert, gewöhnlich betrachte man das Praesens als die maszgebende Form, und in den meisten Verben erscheine auch nach Ablösung des ω Stamm und Charakter des Verbi, aber 'in vielen Verbis ist das, was nach Abwerfung des ω im Praesens übrig bleibt, nicht sogleich als der reine Stamm des Verbi anzusehen', worauf dann die Entwicktung der doppelten Themen folgt, finden wir in der neusten Ausg. einen Rückschritt, indem § 91, 3 der Satz eingeschoben ist: 'was im Praesens nach Abwerfung des ω übrig bleibt, ist der Stamm des Verbi', welche Behauptung freilich durch eine Anm. in ihrer Allgemeinheit wieder aufgehoben wird, auch mit den aus den alten Auflagen beibehaltenen Bestimmungen § 92 im Widerspruch steht. Es sind dann zwar auch in der B.schen Gr. § 92 consonantische und vocalische Verstärkungen des Stammes angeführt, aber nicht mit der Vollständigkeit, wie es Th. gethan hat, noch in einer Anordnung, welche die Bildungsgesetze bestimmt charakterisierte. — Weiterhin würde in der B.schen Gr. durch eine Scheidung der für die verba pura und contracta geltenden Regeln von denen der verba muta und liquida eine gröszere Klarheit gewonnen worden sein.

Gehen wir noch auf einzelnes ein, so kann es bei Th. befremden, dasz § 48 'von dem Augment' nur das syllabische und temporale Augment erwähnt ist, der Reduplication aber erst § 49 unter der Rubrik 'Gebrauch des Augments' Erwähnung geschieht. In dem Abschnitt vom homerischen Dialekt ist zwar § 139 von der gröszern Ausdehnung der Redupl. bei Homer die Rede, doch möchten wir hier die ganze Auffassungsweise in Anspruch nehmen. Ref. zweifelt nicht, dasz die Redupl. nach ihrer weiteren Bedeutung überhaupt eine Verstärkung des Begriffs, nach ihrer engern in der Bildung der Tempora vorliegenden eigentlich die Vollendung der Handlung bezeichnete. Darum haftet sie an allen Moden des Pf., darum auch an dem Fut. III Pass., endlich an dem Aor. II, da dieser ebenfalls ursprünglich für die vollendete Handlung stand. Dagegen kann die Redupl. nie beim Impf. stehen, da dieses die in der Vergangenheit werdende Handlung anzeigt. Um aber eine Handlung als der Vergangenheit angehörig zu bezeichnen, wird das syllabische Augment gebraucht, das naturgemäsz beim Impf., bei dem Aor. I, späterhin auch, als sich die Bedeutung des Aor. II aus der Vollendung in die der Vergangenheit abschwächte, auch bei diesem Tempus allein stand, beim Plusqpf. ebenso natürlich verbunden mit der Reduplication vorkommt. Wo in einzelnen Fällen das Fut. I u. II oder der Aor. I eine Reduplication zu haben scheint, gehört diese entweder dem Wortstamm selbst an, oder sie ist aus einer falschen Analogie entstanden. — Ref. kann demnach in keiner Weise beistimmen, wenn § 140 das (syllabische) Augment als aus der Redupl. durch Auslassung des ersten Conson. hervorgegangen bezeichnet wird. Wäre dies der Fall, so würden wir auch beim Impf. ursprünglich die Redupl. finden, beim Pf. u. Fut. III allmählich das syllabische Augment eintreten sehen. Ein stören-

der Druckfehler findet sich A. 3: 'das temporale' (Augment) 'statt des syllabischen nehmen so, dasz der Asper vom Worte darauf zurückgeht — ἁλίσκω, ἑάλων' für: 'das syllabische statt des temporalen' usw. Es konnte indessen hier noch ἁνδάνω Pf. ἕαδα erwähnt sein. A. 5 findet sich der Druckfehler δεδιηκόνηκα, wie denn auch sonst der Druck correcter sein sollte. — Die unter 3 b angegebene Regel über die mit εὖ componierten Verba, dasz sie nemlich wie die mit δυς zusammengesetzten das Augment vor dem Grundworte haben, ist zwar für die vocalisch anlautenden Verba grammatische auf den späteren Gebrauch sich stützende Ueberlieferung, aber durch den Gebrauch der Attiker nicht bestätigt, wie zum Theil in A. 2 anerkannt wird; es sollte demgemäsz die Regel für die mit εὖ und δυς componierten Verba anders aufgestellt sein. Ueber die Bildung der Tempora namentlich der verba muta wären wesentliche Erweiterungen und Zusätze erwünscht. So sollte die Bildung des Fut. I der Verba ζω und σσω nicht übergangen sein, da, wenn auch alle Einzelheiten nicht erschöpft werden konnten, doch im allgemeinen die doppelte Formation nach Gaumen- oder Zungenlaut anzuführen, und die zahlreiche Classe von Verben, die einen Laut bezeichnen, als das Fut. ξω bildend hervorzuheben war. Auch § 80, 36 ist letzteres nicht geschehen. Bei den verbis puris § 52, 8 fällt die Annahme eines Fut. II ἀκοῶ auf. — Ueber den Umlaut der verba liquida reichen die § 53 gegebenen Bestimmungen nicht aus. Wenn 2 bemerkt wird: 'sie nehmen im Pf. u. Plsqpf., im Fall diese vom reinen Stamm, ohne κ, gebildet sind (sog. Perf. u. Plsqpf. II) ο statt ε in den Stamm, und verdoppeln die übrigen kurzen Vocale', und 6: 'die zweisilbigen mit ε im Stamme verwandeln es im Aor. II und in den übrigen Zeiten, auszer den oben 2 u. 3 erwähnten, in α', so ist letzteres unklar, denn das Pf. Pass. verwandelt allerdings ε in α: δέδαρμαι, κέκαρμαι u. a.

In der B.schen Gr. ist für die Bildung der Tempora, namentlich auch des ersten Futurs durch den Abschnitt über die doppelten Themen § 92 eine bessere Basis gewonnen, und auch in das einzelne ist genauer eingegangen.

Wenn endlich Th. die Ableitung der Tempora voneinander grundsätzlich verwirft (vgl. S. VII), so möchte Ref. erinnern, dasz er selbst § 43 den drei Hauptformen drei Nebenformen, dem Praesens das Impf., dem Pf. das Plsqpf., dem Fut. I den Aor. I an die Seite stellt. Ref. hält nach seinen Erfahrungen zur Erleichterung des Gedächtnisses die Methode für praktischer, welche B. (§ 85 der 11n Aufl.) beobachtet hat, und welche auch § 94 der neusten Aufl. beibehalten ist, dasz die Formen so aneinander gereiht werden, wie sie sich nach ihrer Verwandtschaft aneinander anschlieszen, und er glaubte deshalb diese Ableitung, durch welche das Gedächtnis eine Sicherheit in der Bildung der Tempora gewinnt, in seiner nächstens erscheinenden griech. Schulgrammatik sogar noch in gröszerer Ausdehnung benützen zu dürfen, wobei ja die Formation jedes Tempus aus dem Stamm nicht ausgeschlossen ist.

Auch darin stimmt Ref. mehr der Anschauungsweise B.s als der-

jenigen von Th. bei, wenn ersterer die zwischen Stamm und Endung tretenden Vocale als Bindevocale, Th. sie als Modusvocale bezeichnet. Gegen letztere Auffassung spricht mancherlei. Fürs erste sieht sich Th. veranlaszt, auch für den Inf. und das Part., obwol dies keine Modi sind, Modusvocale zu statuieren; sodann musz auffallen dasz, während man erwarten sollte durch den gleichen Charaktervocal den Indicativ durch alle Tempora bezeichnet zu sehen, dem Indicativ (abgesehn vom Plsqpf. u. Aor. Pass.) drei Vocale zufallen, Perf. und Plsqpf. Pass. dagegen, sowie die Verba *μι*, ohne Modusvocale sind. Richtiger ist es gewis, im Conjunctiv die Dehnung des Vocals, im Optativ die Einschiebung eines *ι* als Charakter des Modus zu betrachten, wie es in der B.schen Gr. geschicht.

Ref. übergeht die übrige Lehre vom Verbum, um, bevor er über die Syntax der beiden Sprachlehren sich äuszert, noch kurz aus der Gr. von Th. den Abschnitt vom 'homerischen Dialekt' zu berühren, welchem in der neuen Auflage noch Abschnitte vom herodotischen oder neuionischen, vom dorischen und attischen Dialekt S. 211—225 angehängt sind. Im ganzen ist die Anlage, zum groszen Theil auch die Abschnitte und selbst der Ausdruck der 3n Aufl. gleich geblieben; wie jedoch im einzelnen Zusätze gemacht sind, so erscheint das ganze in praeciserer Fassung, und die ausführliche Entwicklung der 3n Aufl. ins kurze zusammengezogen. Dies zeigt sich z. B. auch in der Lehre vom Digamma. Gegenüber der unbesonnenen Anwendung, welche im Ausland und erst neuerdings in Holland von dieser Lehre gemacht worden ist, hält der Vf. besonnen den rechten Standpunkt fest, wie er sich aus der Geschichte der griech. Sprache und der hom. Gesänge ergibt. Während (gleich der 3n Aufl.) einerseits nachgewiesen wird, wie durch die auch sonst bezeugte Annahme eines Digamma im Anlaute des Pron. der 3n Person (und in andern Wörtern) das vielfache vorkommen des Hiatus, der Mangel des *ν ἐφελκυστικόν* (auch des *κ* bei *οὐ*), die Kürze wo eine Länge stehen sollte, groszentheils ihre Erklärung findet, so ist doch andrerseits § 102 (= § 158), nachdem einige ursprünglich digammierte Wörter aufgeführt sind, die in der jetzigen Gestalt des hom. Textes nur an wenigen Stellen dem Digamma widerstreben, fortwährend anerkannt: 'aber bei andern als digammiert anzunehmenden Wörtern streiten so viele Stellen und mit so sicherer Lesart gegen den Gebrauch dieses Lippenlautes, dasz zur Erklärung der Sache die Annahme jener Unkunde und der dadurch erzeugten Veränderungen nicht ausreicht.' A. 1 wird hinzugefügt: 'die zurückbleibenden' (Hiatus) 'werden theils — entschuldigt, oder bleiben als Zeichen der Verwandlung zurück, welche der hom. Gesang durch die Jahrhunderte herab, ehe er zu fester Gestalt gedieh, erfahren hat.' A. 2 tritt Th. mit Recht den Versuchen entgegen, dem Digamma zu Liebe den hom. Text umzuschmelzen. — Wenn die Wörter, denen das Digamma sicher zukommt, bald mit consonantischem Anlaut bald ohne solchen in den hom. Gedichten gebraucht scheinen, so dürfte nicht einmal die Vermutung begründet sein, dasz hier die

Spuren einer Zusammensetzung aus verschiedenen Theilen anzuerkennen seien, indem Abschnitte, welche von Anhängern letzterer Ansicht als zusammengehörig bezeichnet werden, einen verschiedenen Gebrauch beobachten. So ist gleich Il. I 19 *εὖ δ' οἴκαδ' ἱκέσθαι* das Digamma erloschen, 30 *ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ* scheint es vorhanden. Il. VI findet sich *οἷ* mit Digamma 16. 38. 43. 93, ohne Digamma 90 *πέπλον ὅς οἱ* wie die Hss. und Scholien ohne Variante lesen, und 101 *οὐδέ τίς οἱ* usw. Wir werden darum vielmehr eine solche Erweichung des ursprünglich consonantischen Lautes annehmen müssen, welche demselben Dichter verstattete den Consonant zu berücksichtigen oder nicht; ähnlich wie ältere lat. Dichter das *s* im Auslaut behandelten. Dazu stimmt Priscians Bemerkung p. 546: *ϝ digamma Aeolis est quando in metris pro nihilo accipiebant.* Wenn aber Th. § 102, 5 aus dem von Priscian angeführten Beispiel *ἄμμες δ' ϝειράναν* folgert, 'dasz im allgemeinen der Apostroph die Kraft gehabt habe, das Digamma nach Bedarf zu verdrängen', so wird die Wirkung zur Ursache gemacht.

Es hat sich jedoch in der Lehre vom Digamma und dessen Ausfall bisher eine Ansicht erhalten, gegen welche, da sie auch bei Th. wiederkehrt und von J. Savelsberg in seiner diss. de digammo eiusque immutt. c. IV p. 10 mit den Worten ausgedrückt ist: 'secundum praeceptum hoc est: hiatus, qui inter duo vocabula invenitur, horum posterius a digammo incepisse indicio est', Ref. sich auch hier erklären musz. Wenn nicht geleugnet werden kann, dasz das Digamma nicht der einzige Spirant ist, der allmählich im Anlaute abfiel, wenn die Vergleichung mit dem lat. eine Reihe von Wörtern zeigt, in welchen sich das σ im griech. zum spir. asper erweichte, wenn im griech. selbst *σῦς* und *ὗς* nebeneinander im Gebrauch sind, so läszt sich, auch angenommen dasz Homer jeden Hiatus vermied, keineswegs aus jedem Hiatus auf den Ausfall eines Digamma schlieszen. Von *ἅλλομαι*, *salio* ist es z. B. klar, dasz der sp. asper aus σ erweicht ist; nun findet sich Il. I 532 *εἰς ἅλα ἆλτο* das Wort so, dasz ein consonantischer Anlaut angenommen werden kann, der natürlich σ wäre. An der Mehrzahl von Stellen ist indessen ein blosz vocalischer Anlaut anzunehmen, XII 390. XX 62. 353 u. a. So führt auch bei dem Hiatus *φίλε ἑκυρέ* Il. III 172 u. *ἦ ἑκυρή*, *ἑκυρὸς δέ* die Vergleichung des lat. auf den Ausfall eines σ. Endlich hat selbst der gutturale Hauchlaut, der spir. asper noch in manchen Fällen seine consonantische Wirkung geäuszert, z. B. in der Formel *πότνια Ἥρη* (welchem Wort Th. § 102, 3 ebenfalls ein Digamma vindiciert), während sich anderwärts *λευκώλενος Ἥρη*, *λευκωλένῳ Ἥρῃ* findet, in dem Mangel der Elision bei *ἀποαιρεῖσθαι* Il. I 230. 275. *ἀμφιέπειν* Il. II 525. XIX 392. Od. III 118, während anderwärts *ἀφαιρεῖσθαι*, *ἀμφέπειν* üblich ist.

Die Syntax von Th. behandelt abweichend von der 3n Aufl. beim Nomen zuerst die Congruenz von Genus und Numerus, dann die Casus, und hier zuerst Nominativ und Vocativ als uneigentliche Casus, dann Genetiv, durch welchen (§ 175, 12) 'ein Nomen mit einen

Worte in einem inneren Verhältnisse gestellt wird, so dasz beides Theile desselben Begriffes sind', wobei 'der Genetiv immer der ergänzende Begriff ist, welcher den andern beschränkt, näher bestimmt oder erläutert', ferner Ablativ, der 'einen Gegenstand in äuszerer Verbindung mit einem andern zeigt' (§ 175, 11. 189, 1), hierauf Dativ, welcher eintritt (§ 192) 'wenn die Thätigkeit eines Gegenstandes sich so äuszert, dasz ein anderer dabei betheiligt ist', endlich Accusativ, wenn (§ 175, 13) 'in einem Gegenstand eine Thätigkeit sich auf einen andern erstreckend, auf ihn übergehend gedacht wird.' In dieser Auffassungsweise, welche im wesentlichen dieselbe wie in den früheren Auflagen geblieben ist, mag zunächst eine gewisse Inconsequenz auffallen, dasz, während bei Genetiv und Accusativ der éinen Casusform auch nur éin Grundbegriff beigelegt ist, der Dativ dagegen nicht etwa nur in zwei verschiedene Gebrauchsweisen, sondern in zwei Casus gespalten wird. Es ist aber nicht zu zweifeln, dasz es dem verehrten Vf., wie in seiner Sprachlehre überhaupt das philosophische Element praedominiert, so auch hier gelungen sein würde, unter éiner Abstraction Ablativ und Dativ zusammenzufassen. Ref., so sehr er es für die Aufgabe der Grammatik erkennt, das éine Verhältnis zu suchen, das der éinen Form entsprechen könnte, erklärt dennoch sein Unvermögen, die griech. Casus auf ungezwungene Weise je unter éinen Begriff zusammenzufassen, und er besorgt dasz mit allgemeinen Abstractionen eine wahre, dem Bedürfnis der Schule entsprechende Einsicht in das Wesen der Casus nicht gewonnen werde. Es sei zum Beleg nur éines berührt. Der griech. Gen. ist in einer Reihe von Fällen Ausdruck des woher, der (zufälligen oder wesentlichen) Entfernung, des ausgehens, der Verschiedenheit. Die Berechtigung diese Fälle zusammenzufassen liegt nicht nur in der logischen Möglichkeit, sondern auch in der Vergleichung mit der lat. Sprache, die das Verhältnis der Verschiedenheit ebenfalls als eine Entfernung mit dem Ablativ bezeichnet. Auch im hebraeischen wird die Ungleichheit und Verschiedenheit mit derselben Partikel (מִן) bezeichnet, welche die Entfernung, das ausgehen von wo ausdrückt, und da diese Partikel auch einen Theil von etwas bezeichnet, so werden wir darauf geführt, nach der Anschauungsweise der alten Sprachen mit dem Gen. des ausgehens, der Entfernung von wo auch den gen. partit. zu verbinden. — Von diesem Standpunkt aus kann man es nicht billigen, wenn Th. das natürlich zusammengehörige auseinanderreiszt und § 178, 2 A. 2 den Gen. bei Comparativen in folgender Weise auffaszt: 'es findet hier ein messen, ein abwägen eines Gegenstandes gegen einen andern in Bezug auf eine Eigenschaft statt, die dem einen in einem gröszeren Grade beigelegt wird als dem andern. Dieses Gradverhältnis aber wird durch den Gen. ausgedrückt, z. B. *ἡ Ἀσία μείζων ἐστὶ τῆς Εὐρώπης* (ist gleichsam in Bezug auf die Grösze ein höherer Grad von Eur.)' usw. Die wesentlich verwandten Verba der Entfernung werden dann § 181 unter dem örtlichen Gen. begriffen, und 2 behauptet: 'dasz bei den Begriffen der Bewegung, Thätigkeit, sowol der

äuszern als der innern, der Gegenstand, von dem aus, über den, nach dem sie geht, als Ergänzungsbegriff im Gen. dazu treten könne.' In dieser Ausdehnung dürfte der Ergänzungsbegriff so weit werden, dasz sich kaum etwas finden läszt, das nicht darunter begriffen werden könnte. Abgesehn davon, ob diese Anschauungsweise eine natürliche ist, vermiszt Ref. eine Unterscheidung des örtlichen Genetivs von dem örtlichen Dativ, und beim Gen. auch eine Unterscheidung verschiedener Perioden, mit denen auch eine Verschiedenheit des Sprachgebrauchs gegeben ist. Entspricht der Dativ der Anschauung des Punktes, so bezeichnet der Gen. im Gegensatz zu dem Punkt den Raum (die Zeit), innerhalb dessen (deren) etwas ist und geschieht, durch den etwas sich bewegt, und es war zu erinnern, dasz der herschende attische Sprachgebrauch (der freilich auch sonst minder bestimmt ausgeschieden ist) den Gen. auf die Frage wo? nur in gewissen fest gewordenen Ausdrücken, wie *οὗ*, *αὐτοῦ* oder mit Praepositionen aus dem ältesten Sprachgebrauch beibehalten, und für die Bewegung durch hin nur in Verbindung mit Praepositionen den Gen. angewendet hat.

Auch in der B.schen Gr. ist bei den Casus der Versuch gemacht, aus éiner Grundbedeutung alle Gebrauchsweisen zu erklären. So stellt zwar noch die neuste Aufl. gleich den früheren beim Genetiv § 132 denjenigen Gebrauch, den die griech. Sprache mit andern gemein hat, voran; aber während die früheren von dem Vf. besorgten Auflagen neben dem 'eigenthümlichsten Gebrauch des Gen. bei einem andern Substantiv' dessen Nebenbedeutungen anführen wollen und nur unter diesen als Grundbegriff den der Absonderung, des ausgehens von etwas voranstellen, wird in der neusten Aufl. dieser Begriff entschiedener zum Ausgangspunkt für den übrigen Gebrauch gemacht, und zuerst der Gen. des getrennten Gegenstandes aufgeführt, daraus 5 der sog. gen. part. abgeleitet, unter diesem c) der Gen. bei den Begriffen haften, fassen, berühren erwähnt, daran 6 der Gen. der Materie angereiht und von da 7 zu dem gewöhnlichen von Substantiven abhängigen Gen. mit folgenden Worten der Uebergang gemacht: 'aber nicht nur um die äuszerliche Materie, sondern auch um die innerlichen Beziehungen der am Gegenstande haftenden Eigenschaft und Eigenthümlichkeit (gen. qualitatis), so wie die mehr persönlichen des Eigenthums und Besitzes (gen. possessivus) auszudrücken, dient am natürlichsten der Genetiv. Dies ist die gewöhnlichste Bedeutung des Gen. nach Subst. (*τὸ τοῦ χρυσίου σέλας· τῆς ἀρετῆς τὸ κάλλος* usw.).' Würde es nicht natürlicher sein einen Gebrauch des Gen., der den bekannten Sprachen gemeinsam ist, auch bei allen auf die gleiche Weise daraus zu erklären, dasz, wenn ein Substantiv durch ein anderes (ohne dasz eines des andern Praedicat werden kann) näher bestimmt werden soll, das bestimmende, den Begriff vervollständigende Subst. im Gen. steht? Oder kann man es natürlich nennen, wenn ein so allgemeiner, nahe liegender Gebrauch des griech. Gen. erst durch eine Reihe von Mittelgliedern aus dem

Grundbegriff entstanden scheint? Wenn die wissenschaftliche Sprachforschung fort und fort den Versuch machen mag, alle Gebrauchsweisen einer sprachlichen Form aus éinem Grundbegriff klar und im Geiste der alten Sprachen abzuleiten, so dürfte es dem Bedürfnis von Schulgrammatiken, die alles möglichst klar und bestimmt darlegen sollen, besser entsprechen, wenn je die ähnlichen Gebrauchsarten zu einer Gruppe vereinigt und diese Gruppen wieder nach ihrer etwaigen Verwandtschaft zusammengestellt würden. — Zu der gleichen Bemerkung gibt auch die Verknüpfung von 8 und 11 Anlasz. Wenn mit Recht unter 8 gesagt wird: 'der Begriff des ausgehens aus dem innern eines Gegenstandes und des haftens an demselben gestaltet sich ferner sehr natürlich zu einem Verhältnis der (äuszerlichen wie geistigen) Abhängigkeit oder zu einem causalen' usw., so ist doch keineswegs deutlich, wie unter 11 behauptet werden kann: 'aus Abschn. 8 ist es auch zu erklären, dasz bei Comparativen der Gegenstand, in Hinsicht worauf oder in Vergleich womit der höhere Grad stattfindet, im Gen. (lat. Abl.) steht' usw. — Da noch die neuste Aufl. den von Buttmann einst erkannten Gegensatz zwischen Dativ und Gen. festhält, so lag es nahe, wie B. beim Dativ aus dem Begriff der Näherung den Gebrauch bei Ausdrücken der Gleichheit abgeleitet hatte, so den Gen. bei Comparativen, überhaupt zum Ausdruck der Ungleichheit, Verschiedenheit, Ueberlegenheit in unmittelbare Verbindung zu bringen mit dem Gen. der Entfernung, worauf ja der lat. Sprachgebrauch entschieden hinweist. — Ref. übergeht die übrige Anordnung der Syntax, welche in beiden Grammatiken den früheren Auflagen gleich geblieben ist, um noch bei dem wichtigsten Theile derselben, der Lehre von den Modi und den Partikeln κέν und ἄν etwas zu verweilen.

Die Auffassung der Modi, wie sie § 208, 4 u. 218 der Gr. von Th. sich darstellt, weicht in manchen Punkten von derjenigen der 3n Aufl. ab. 'Indicativ,' heiszt es § 208, 4 'Imperativ und Infinitiv entsprechen den geraden oder directen Casen, Conjunctiv und Optativ den indirecten, denn jene sagen selbständig etwas aus, diese unselbständig, indem sie dabei von etwas anderm (dem Willen, dem Gebot, dem Wunsche) abhängig sind und dieses auszudrücken haben. Jene sind demnach im Grunde ebenso wenig Modi, wie die geraden Casus eigentliche Casus, denn weder die einen noch die andern drücken ein bestimmtes Verhältnis aus.' Wenn aber nach § 44 (= 86 der 3n Aufl.) Modus die Art ist, wie das sein und werden durch das Zeitwort dem Gegenstande beigelegt wird, so kann fürs erste der Infinitiv, der als einzelner selbständiger Begriff (§ 220) keine verknüpfende Kraft hat, überhaupt nicht den Modis, geschweige den unabhängigen, beigezählt werden; sodann ist der Charakter der Abhängigkeit, welchen Conj. und Opt. mit den indirecten Casus gemein haben sollen, lediglich moderne Abstraction, die in der griech. Sprache keinen Grund hat. Ref. hat schon früher in dem Archiv für Philol. Bd. V S. 292 ff., später in seinen Untersuchungen über die Modi die Hermannsche

Theorie, wie er glaubt, genügend widerlegt; er würde hier die Sache übergehen, wenn die rechte Einsicht in das Wesen der griech. Modi durch jene Abstraction nicht so sehr gestört würde, oder wenn diese Theorie stillschweigend zurückgenommen wäre. So finden wir aber in der B.schen Gr. § 139 diese Ansicht nicht nur wiederholt, sondern sogar A. 1 in der Form ausgesprochen: 'obgleich Conj. und Opt. ihrer Natur nach nur in abhängigen Sätzen stehen sollten, so gibt es doch bestimmte Fälle, wo sie auch in einfachen Sätzen gebraucht werden.' Dies veranlaszt denn gleich die weitere Behauptung, dasz die Sätze mit dem conj. deliberativus 'ihrer Natur nach als abhängige zu denken seien, indem *βούλει, θέλεις, οὐκ οἶδα* entweder dabei stehen oder zu ergänzen sind.' Wie kann man doch verkennen, dasz hier *βούλει* usw. lediglich parataktisch oder parenthetisch steht, und dasz die Auffassung des Conj. als eines von *βούλει* abhängigen Satzes schon darum ganz unthunlich ist, weil nicht nur die Ellipse einer Partikel, die doch diese Abhängigkeit vermitteln müste, unmöglich, sondern auch die Construction von *βούλομαι* mit dem Conj. dem griech. Sprachgebrauch (ausgenommen den verdorbenen einer späten Zeit) völlig entgegen ist. — Will man aber, wie Th. thut, unter der Abhängigkeit nicht gerade die grammatische, äuszerlich nachweisbare, die doch bei den sog. indirecten Casus stattfindet, verstehen, sondern nur eine innere Unselbständigkeit, indem (Th. § 221) der Nebenbegriff, den die indirecten Modi auszer der Beschränkung des Verbalbegriffs auf Genus, Tempus, Numerus und Person *enthalten*, 'die Verbalform in Bezug auf Willen oder Wunsch, Furcht, Sorge, Ansicht oder Absicht des redenden bringt', so liesze sich ja (vom Infinitiv ganz abgesehen) auch beim Imperativ die gleiche Beziehung geltend machen, wie denn Hartung consequenter den Imp. ebenfalls als abhängigen Modus bezeichnete. Aber nicht blosz der Imp., selbst der grammatisch unabhängige Indicativ ist, wenn die Abhängigkeit durch eine Beziehung auf Wunsch, Ansicht, Absicht usw. bedingt ist, in einer Menge von Fällen als abhängiger Modus zu betrachten, z. B. die Futura, in welchen ja die Verbalform auf ein Vorhaben, eine Absicht oder Ansicht bezogen ist, oder der unabhängige Indicativ, zu dem ein *μανθάνω, εὖ οἶδα, οἶμαι* u. dgl. hinzutritt wie Antiph. acc. ven. § 11 *καίτοι εὖ οἶδά γ' — αὐτὰ ἂν ταῦτα μέγιστα τεκμήρια παρείχοντο.* Plat. Euthyphron p. 13 A *οἷον φαμέν, ἵππους οὐ πᾶς ἐπίσταταί θεραπεύειν, ἀλλ' ὁ ἱππικός.* Aber von solchen Fällen auch abgesehen, so treten bei dem Ind. der hist. Tempora in Wunschsätzen mit *εἴθε, εἰ γάρ*, oder in Absichtssätzen mit dem Ind. alle Bedingungen der Abhängigkeit ein, es ist, was das Zeichen eines indirecten Modus nach Th. ist, die Verbalform in Bezug auf Willen, Wunsch, Absicht des redenden gebracht, es sind besonders die Absichtssätze ebensowol im Bewustsein des redenden wie nach ihrer grammatischen Form in Wahrheit abhängige Sätze. Wenn Th. letztere § 250, 6 ff. mit der Bemerkung beseitigen will: 'häufig steht bei den Attikern der Ind. nach *ἵνα* und *ὅπως* in Sätzen, welche man für transitiv

gehalten hat, die aber entweder zu den relativen zu rechnen oder als Sätze von selbständiger Geltung in abhängiger Form zu betrachten sind, gleich den mit ἐπεί denn, ὥστε daher, eingeleiteten', so läszt sich doch schwerlich Soph. Oed. R. 1391 ἵν' ἦν τυφλός τε καὶ κλύων μηδέν (nach Th. § 250, 9 'wo dann — ich taub war') oder nachher τί μ' οὐ λαβὼν ἔκτεινας εὐθύς, ὡς ἔδειξα μήποτε ἐμαυτόν der Absichtssatz verkennen. Denn es ist klar, dasz Oedipus nicht nebenbei erwähnen will, was für Folgen dann eintraten, sondern dasz er ausdrücklich den Wunsch aussprechen will, dasz er auch taub, oder dasz er früher auf dem Kithaeron getödtet wäre. Ist es natürlich z. B. Plat. Euthyd. p. 304 D E καὶ μήν, ἔφη, ἄξιόν γ' ἦν ἀκοῦσαι. Τί δέ; ἦν δ' ἐγώ. Ἵνα ἤκουσας κτἑ. anders aufzufassen als: wiefern (warum)? Damit du gehört hättest? — Von den zur Parataxis gezogenen Wunschsätzen wird § 239, 12 gesagt: 'die Sätze mit αἰ und εἰ enthalten ursprünglich einen selbständigen Ausruf: wenn doch' — 'ebenso εἰ γάρ, αἰ γάρ, εἰ γὰρ δή u. a.' Indessen εἰ ist wesentlich Bedingungspartikel, und kann so wenig als unser wenn in einem selbständigen Satz stehen. Wenigstens ist dies nicht durch die Behauptung § 218, 3 erwiesen: 'εἰ θεός ἐστιν, ἀγαθός ἐστι. Der Begriff des guten wird durch den des daseins nicht bedingt, sondern nur zugleich mit ihm gedacht.' Kann im allgemeinen gesagt werden, es werde bei εἰ mit Ind. mit dem Ind. im Nachsatz das bedingende zugleich mit dem bedingten gedacht, so hört damit die Voraussetzung nicht auf unselbständig zu sein. Jedenfalls aber haben jene Wunschsätze die Eigenschaft eines indirecten Modus, die Verbalform wird auf den Wunsch des redenden bezogen.

Berücksichtigen wir andrerseits den Conjunctiv, so mag es gerade bei Th., der sein Augenmerk vorzüglich auf den homerischen Sprachgebrauch gerichtet hat, auffallen, wie die unabhängige Geltung dieses Modus übersehen und verkannt wird, dasz erst im attischen dieser unabhängige Gebrauch auf gewisse Gebiete beschränkt erscheint, bis eine spätere Zeit den Conj. wieder als Futur gebraucht. Wenn allerdings der Conj. nicht schlechthin mit dem Fut. Ind. zusammenfällt, ist es deshalb natürlich, in den Worten des (von Th. angeführten) Hymnos auf Apollon μνήσομαι οὐδὲ λάθωμαι anzunehmen, dasz das erste direct, das andere indirect gesagt sei? Od. XVI 437 οὐκ ἔσθ' οὗτος ἀνήρ, οὐδ' ἔσσεται, οὐδὲ γένηται. VI 201 οὐκ ἔσθ' — οὐδὲ γένηται. XII 383 δύσομαι — φαείνω ist der Conj. ebenso directe Aussage wie der dabei stehende Indicativ und Il. VI 459. 479 καί ποτέ τις εἴπῃσι ist kaum von καὶ ποτέ τις ἐρέει VI 462 zu unterscheiden (Th. § 221, 1: 'ein solcher Conj. ist oft dem Futur fast gleich zu achten'). Ebenso wenig läszt sich begreifen, warum der conj. adhort. oder delib. (§ 221, 2. 222, 2 u. 3) abhängig sein sollen. Was von dem conj. adh. gesagt wird: ἴωμεν, ἔλθωμεν 'ist noch kein gehen, kommen, sondern noch hängt es von dem Willen dessen von dem die Forderung ausgeht ab, ob man gehen, kommen wolle', läszt sich von einfachen Ind. εἶμι, ποιήσω ebensowol sagen. — Warum sollte end-

lich in dem Optativ nicht ebenso gut der directe Ausdruck des Wunsches anerkannt werden, wie vom Imp. § 219 Anm. gesagt wird 'der Imperativ kann als directer Modus bezeichnet werden, indem der Befehl ohne andere Beziehung einfach ausgesprochen wird'? Wir können kurz sagen: Conjunctiv und Optativ sind ebenso wenig an und für sich abhängige Modi, als der Indicativ an und für sich unabhängig ist; der ganze Unterschied ist gelehrte Erfindung, in der griech. Sprache selbst nicht begründet, für die Schule unpraktisch und verwirrend.

Aber auch sonst sind die beiden Modi in den beiden Grammatiken unrichtig aufgefaszt. Th. erklärt § 221 Conj. und Opt. nur für éinen Modus, den indirecten, und der ganze Unterschied liegt ihm darin 'dasz das dem Begriff des Verbums beigedachte durch den Conj. bezeichnet werde, wenn die Gegenwart, durch den Opt., wenn die Vergangenheit ausgedrückt oder doch eine bevorstehende Sache als vergangen gedacht wird. Die conj. Form hängt überall mit den Hauptzeiten, die optative mit den Nebenzeiten zusammen.' Der so scharf ausgeprägte innerliche Unterschied zwischen Conj. und Opt. wird hier lediglich in die zufälligen, äuszeren Verhältnisse verlegt. Man sollte aber billig den wesentlichen Unterschied der griech. von der lat. Sprache nicht übersehen, nicht verkennen dasz in jener die abhängigen Sätze keineswegs so wie in der lat. durch die Form des regierenden Satzes bedingt sind. Wer die dem griech. eigne freie, nur dem Gedanken sich anschlieszende, nicht äuszerlich von dem regierenden Satz bedingte Gestaltung des Nebensatzes recht ins Auge gefaszt hat, dem kann kein Gedanke beikommen, als wäre einfach an die Hauptzeiten der Conj., an die histor. Tempora der Opt. gebunden — oder als bestünde der Unterschied nur darin (Th. § 222, 1), dasz dem Conj. 'das dauernde zu Grunde liege, im Opt. das gedachte, gewollte in Bezug auf das vergangene ausgedrückt werde.'

Wird der Conjunctiv einerseits in seiner Verwandtschaft mit dem Futur und dem Imperativ, andrerseits in seinem Unterschied vom Opt. betrachtet, wird vor allem sein Gebrauch in unabhängigen, sodann auch in abhängigen Sätzen recht erwogen, so musz man erkennen dasz er wesentlich eine Tendenz zur Verwirklichung ausdrückt, da steht wo es sich darum handelt dasz etwas in Wirklichkeit trete. Dem Optativ dagegen ist in scharfem Unterschied von dem zur Objectivität hinstrebenden Conj. das Gebiet des blosz subjectiven, des ohne alle Rücksicht auf Wirklichkeit gewünschten und gedachten bestimmt. So erklärt sich die von B. hervorgehobene Erscheinung, dasz meistens, wo in Verbindung mit Haupttempp. der Conj. erscheint, in Verbindung mit Nebentempp. der Optativ eintritt, weil dort Absicht und Voraussetzung einer Verwirklichung stattfindet, hier beides (ohne eine Richtung auf Verwirklichung) nur eben als ein subjectives gilt; es erklärt sich aber auch, wie (auch auszer der geschichtlichen Darstellung) der Conj. nach Nebentempp. und hinwiederum der Opt. nach Haupttempp. stehen kann. Namentlich hat man nicht nöthig zu der

unbegreiflichen Erklärung des Opt. im Wunschsatz seine Zuflucht zu nehmen, welche Th. § 222 B 6 aufstellt: 'in gleicher Weise steht die Optativform des indirecten Modus in allen Tempen, welche sie haben, wo das gedachte, gewollte, gewünschte oder beabsichtigte in Bezug auf das vergangene ausgedrückt wird. *Εὐδαιμονοίης καί σ' ὁ φιτύσας πατὴρ σώζοι* Eur. Alk. 1137. Die Beziehung auf das vergangene zeigt hier das deutsche 'möchtest du glücklich sein, d. i. möge sich (alle Zeit) finden, dasz du glücklich warst.' — Il. *A* 17 *ὑμῖν μὲν θεοὶ δοῖεν* mögen euch gewährt haben.' Dies heiszt sich einer vorgefaszten Meinung zu Liebe in entschiedenen Widerspruch mit einer unbefangenen Auffassung setzen, die hier natürlich einen auf die Zukunft bezogenen Wunsch erkennt. Wie seltsam auch, wenn die griech. Sprache für den nächstliegenden auf die Zukunft gerichteten Wunsch einen natürlichen, unmittelbaren Ausdruck nicht haben sollte, und nur auf so widernatürlichen Umwegen scheinbar dazu käme! Der deutsche Sprachgebrauch, der ebensowol das Praesens möge zuläszt, möchte dagegen mit einigem Zweifel an der Realisierung oder als bescheidnern Ausdruck gebraucht, wird wol nicht ernstlich als Beweis dienen sollen. — Ebenso wenig ist klar, wie der Opt. mit *ἄν* eigentlich und wesentlich eine Beziehung auf vergangenes enthalten soll. Wenn Th. § 228, 14 diese Construction als 'gelinde Behauptung in subjectiven Urtheilen' auffaszt und hinzufügt: '*λέγοιμ' ἂν ἤδη* s. v. a. *λέξω*, nur minder bestimmt ausgedrückt', so wird er den einzelnen Beispielen bei Homer und sonst, die den Opt. mit *ἄν* in dem Urtheil über vergangenes haben, gegenüber der auch bei Homer weit überwiegenden Regel, den Opt. mit *κέν* oder *ἄν* als subjectives Urtheil über gegenwärtiges oder zukünftiges zu gebrauchen, keine Bedeutung beilegen wollen.

In der B.schen Gr. wird § 139, 2 der Conj. nach dem Aorist (des regierenden Satzes) aus dem Gebrauch dieses Tempus für das Perfect erklärt. Obwol die ursprüngliche Begriffsverwandtschaft des Aorist (namentlich des 2n) mit dem Pf. noch schärfer hervorgehoben werden dürfte, als es geschehen ist, so reicht diese doch keineswegs aus, den Conj. in der Abhängigkeit von historischen Zeiten zu erklären, da dieser Modus sich auch nach dem Imperf. findet, wie z. B. Plat. Kriton p. 43 B *ἐπίτηδές σε οὐκ ἤγειρον, ἵνα ὡς ἥδιστα διάγῃς*. Rep. p. 472 C *ἐζητοῦμεν, ἵνα ἀναγκαζώμεθα* beweisen. Man musz, um solche Erscheinungen recht zu begreifen, auf den innerlichen Unterschied beider Modi eingehen, dem zwar die Bestimmung § 139 der B.schen Gr. näher kommt: 'ihr wesentlichster Unterschied ist der, dasz der Conj. ein Aussageverhältnis bezeichnet, worüber die Erfahrung zu entscheiden hat, inwiefern die Aussage Giltigkeit habe oder nicht; der Opt. hingegen anzeigt, dasz die Aussage als eine blosz vorgestellte, gedachte, subjective zu fassen sei, welche zunächst gänzlich davon absieht, ob die Erfahrung sie bestätigen wird oder nicht', ohne jedoch das eigentliche Wesen ganz zu treffen, da der Conj. die Bewegung zur Objectivierung, Verwirklichung, der Opt.

das lediglich im innern des Subjects beschlossene, den Wunsch, den Gedanken frei von aller Rücksicht auf die Wirklichkeit im abhängigen wie im unabhängigen Satze ausdrückt.

Mit jener Verkennung des Conj. und Opt. verbindet sich die falsche Auffassung der Partikeln κέν und ἄν. Sie werden in beiden Grammatiken (Th. § 228, 9. B. § 139, 3) als Ausdruck der Bedingtheit aufgefaszt, wobei Th. ebd. 15. § 241, 4 ganz wie früher hinzufügt, dasz ἄν nicht blosz stehe um den bedingten, sondern auch um den bedingenden Satz (εἴ κε, ἐάν, ὅταν usw.) auszudrücken, und § 244: 'der Hauptsatz ist nicht immer bedingt, wenn der Ergänzungssatz in hypothetischer Form erscheint, sondern die Hypothesis ist oft nur eine etwas eigen gestellte Angabe des Grundes'; B. aber a. a. O. bemerkt, dasz die Partikel ἄν 'die Bedingungen in den meisten Fällen nicht ausspricht, sondern nur fühlen läszt.' Welche künstliche Stützen für eine in jedem Betracht unhaltbare Theorie, nach welcher alle mit dem bloszen Ind. ausgedrückten Hauptsätze, nach welcher die Forderung, die Aufforderung, der Wunsch nie und nirgends bedingt sind, selbst dann nicht, wenn die Bedingung ausdrücklich beigesetzt ist! Doch Ref. kann und will hier nicht die Gründe wiederholen, durch welche er anderwärts die Unhaltbarkeit dieser Theorie nachgewiesen zu haben glaubt; er musz es sich ebenso versagen, auf eine Menge von Einzelheiten einzugehen, gegen welche sich Bedenken erheben; es schien ihm vom Standpunkt der Schule aus vor allem wichtig, die Anschauungs- und Behandlungsweise in den bedeutendsten Punkten zu charakterisieren, und wenn Ref. gern die erfolgreiche Sorgfalt anerkennt, mit welcher Vf. und Hg. an der Vervollkommnung dieser Sprachlehren gearbeitet haben, so werden sie hinwiederum es dem Ref. nicht verargen, wenn er im Interesse der Schule die wichtigsten seiner Bedenken offen aussprach.

Maulbronn. *W. Bäumlein.*

33.

Die wissenschaftliche und künstlerische Form der platonischen Schriften in ihrer bisher verborgenen Eigenthümlichkeit dargestellt von Dr. G. F. W. Suckow, Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Breslau. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1855. VIII u. 512 S. gr. 8.

Wenn ein aufrichtiges und energisches Wahrheitsstreben auch schon die sichere Gewähr eines entsprechenden Erfolges einschlösse, wenn Gelehrsamkeit auch nothwendig wirkliche Einsicht mit sich brächte, und wenn es endlich nicht einen Scharfsinn gäbe, welcher gerade das zunächstliegende übersieht oder verschmäht und demzu-

folge weit über das Ziel hinaustrifft, so müste man in dem vorliegenden Werke eine höchst bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der platonischen Litteratur begrüszen: denn alle jene Eigenschaften vereinigt dasselbe in sich, auszer wo die Hitze der Polemik sie nicht hervortreten läszt. So aber wird es nicht schwer halten zu zeigen, dasz es trotz derselben bei manchen guten Einzelbemerkungen doch sein eigentliches Ziel vollständig verfehlt hat, und je mehr dies der Fall ist, desto weniger kann man an dem zuversichtlichen auftreten des Hrn. Vf. und dem absprechenden Tone, welchen er vielfach gegen seine Vorgänger annimmt, Gefallen finden. Auch seine Darstellungsweise ist keineswegs ansprechend: er erläszt es dem Leser fast niemals, ihm immer ausdrücklich zu sagen was er beweisen will und was er so eben bewiesen hat und was folglich zu beweisen noch übrig bleibt, und scheint alles Ernstes zu glauben, dasz alle andern Leute das was sie nicht mit dürren Worten sagen auch nicht gewust haben, während sie doch oft, ihm unähnlich, nur der goldenen Regel gefolgt sind, dasz den Meister des Stils weniger das was er ausspricht als was er weise verschweigt offenbare. Hr. Suckow scheint die mathematische Demonstriermethode für die einzig zulässige zu halten, und von dieser Ansicht aus kann man sich denn allerdings nicht darüber wundern, wenn er an den Untersuchungen seiner Vorgänger sehr viel auszusetzen hat. Allein überall ein solches Verfahren einschlagen zu wollen kann der wahren Einsicht oft eher hinderlich als nützlich werden, weil dies die Grenzen verwischen heiszt, welche den einzelnen Wissenschaften nun einmal gezogen sind. Mathematische Sicherheit wohnt den philologischen Beweisen nur in den seltneren Fällen bei, und die des Hrn. S. selber sind oft gerade da am weitesten von derselben entfernt, wo er am allermeisten mathematisch streng gewesen zu sein glaubt. Nicht selten wird er ungründlich vor lauter Gründlichkeit und macht sich selber weit hergeholte Einwürfe, die niemand so leicht gegen ihn würde erhoben haben, wogegen er andere ganz übersieht, die dem Leser beim ersten Blick einfallen.

Ueber die Absicht seines Buches spricht sich Hr. S. sehr klar in der Vorrede aus, indem er sogleich mit einer sehr gewagten Behauptung anhebt, nemlich kein unbefangener könne leugnen dasz alle bisherigen Darstellungen des plat. Systems trotz der Gelehrsamkeit und des Scharfsinnes der Darsteller wenig befriedigend ausgefallen seien. Will er denn wirklich alle diejenigen, welche darüber ganz anders denken und auch wol sich ausgesprochen haben, für befangen erklären? So sagt z. B. Deuschle in seiner plat. Sprachphil. Vorr. S. VI wörtlich: 'bis es denn in unseren Tagen gelang, in den Werken von Brandis und vor allen Zeller eine nach Inhalt und Form so sichere Darstellung des ganzen zu geben, dasz es eine unnütze Arbeit nachfolgender sein würde, dasselbe noch einmal zu versuchen. Der Wissenschaft genügt ein einziges gelungenes vollkommen', eben derselbe Deuschle, welcher doch das Verständnis des Systems noch um einen beträchtlichen Schritt weiter geführt hat, während Hr. S., wie wir dar-

thun werden, selbst hinter dem schon vorher erreichten Verständnis noch eben so beträchtlich zurückgeblieben ist. Den Grund jener angeblichen Mangelhaftigkeit erblickt der Hr. Vf. nun darin, dasz man vier nothwendige Vorfragen, unter denen die Sonderung der echten Werke Platons von den unechten obenan steht, sich nicht gehörig beantwortet und die trefflichsten aller bisherigen Vorarbeiten, nemlich die Schleiermachers nicht genügend benutzt und auf ihnen weiter gebaut habe. Zur Abhilfe dieses Mangels soll eben seine Schrift die erste Grundlage bieten.

Zu diesem Zwecke soll uns zunächst der **erste** Abschnitt (S. 1 — 48) darüber aufklären, inwiefern Schleiermacher die richtige Beantwortung der wichtigsten Vorfragen am besten vorbereitet habe, ohne doch das Ziel selber zu erreichen, leistet aber einerseits mehr und anderseits auffallend viel weniger. Das erstere insofern, als er zur Ergänzung von Schleiermachers Aufzählung der früheren Eintheilungen der plat. Schriften die von diesem übergangene, in der Einleitung des Albinos enthaltene ausführlich bespricht, dabei aber nachzuweisen sucht dasz die beiden Theile dieser Einleitung vielmehr von zwei verschiedenen Verfassern herrühren, aus denen dann ein späterer Ueberarbeiter mit Einschiebung eines kurzen, von einer 3n Hand herrührenden Mittelstückes und mit theilweiser Ummodelung des 2n Abschnittes zu diesem Zwecke ein ganzes zusammengeschweiszt habe, und so weit Ref. gegenwärtig zu sehen vermag, scheint dieser Nachweis im wesentlichen wol gelungen zu sein. Das weit vorzüglichere Stück ist nach Hrn. S. der 2e Theil und von diesem hält er daher *auch* den Albinos für den wirklichen Verfasser, theilt auch zu demselben einige Conjecturen mit und fügt endlich die plat. Dialoge unter die hier gegebenen Rubriken ein. Ob er bei diesem letztern Geschäft gerade immer die Meinung des Albinos getroffen hat, darüber wollen wir uns mit ihm nicht in einen unfruchtbaren Streit einlassen, da wir nicht wüsten, wo hier der Maszstab der Entscheidung zu finden wäre, auch die ganze Sache nicht für so belangreich halten können, wie Hr. S. thut, indem er der Eintheilung des Albinos sogar einen noch höheren Werth als der von ihm so hoch gepriesenen Schleiermacherschen beilegt. Wir müssen für diese auffallende Behauptung den Beweis abwarten und bemerken daher vor der Hand nur, dasz die plat. Physik schwerlich ohne voraufgehende Kenntnis der plat. Ideenlehre oder Dialektik verstanden werden kann, von welcher ja ihre ganze eigenthümliche Gestaltung so wesentlich abhängt, dasz es schwerlich besonders weise vom Albinos ist, wenn er die Lectüre des Timaeos vielmehr umgekehrt der aller anderen Schriften mit alleiniger Ausnahme des ersten Alkibiades, des Phaedon (oder, wie Hr. S. verbessert, des Phaedros) und des Staates voraufgehen lassen will. Darüber aber müssen wir uns denn doch billig wundern, dasz Hr. S., der die Schleiermachersche Anordnung besser als irgend sonst jemand verstanden haben will, den leitenden Gesichtspunkt derselben für ganz analog mit dem bei Albinos herschenden hält, und dasz sich die wesentliche Verschiedenheit

beider ihm unter der gemeinsamen Bezeichnung 'paedagogisch-methodologisch' versteckt, welche allerdings beiden gleich sehr zukommen darf. Albinos will die Abfolge bestimmen, in welcher man die Dialoge lesen soll, um am besten in die plat. Lehre einzudringen; dasz dies dagegen auch die von Pl. selber bestimmte sei, kommt ihm nicht in den Sinn zu behaupten, ja er schlieszt dies sogar durch seine Bemerkung aus, dasz die plat. Lehre ein Kreis sei, welcher keinen festbegrenzten Anfang habe, sondern von verschieden gearteten Naturen allerdings ein eindringen von verschiedenen Punkten aus erfordere, während für Schleiermacher gerade dieser ausgeschlossene Gesichtspunkt der leitende und das eigentlich originelle an seiner Auffassung ist. Aber noch mehr, es knüpft sich auch gerade hieran die eigentlich Epoche machende Seite derselben, durch welche der geniale Mann nach der Richtung des sammelns eine nicht geringere That vollbracht hat, als sein groszer Zeitgenosse F. A. Wolf beim Homer nach der des zerstreuens, und durch welche er in der That die unverwüstliche Grundlage aller wissenschaftlichen Erforschung des Pl. erst geschaffen hat. Eben weil nemlich Schleiermacher eben so fein wie richtig bemerkte, dasz die plat. Darstellung weder die systematische noch die aphoristische sei, so blieb nur noch die Anschauung einer aufsteigenden Stufenfolge als das vereinigende Band unter den plat. Werken und nicht die eines Kreises, wie beim Albinos, übrig, welche letztere nur dann, wenn man auf den Erfolg und nicht auf die Absicht Platons sieht, ihr richtiges hat. Wenn nun aber Schleiermacher sich diese Stufenfolge nur als die eines Lehrcursus zu denken vermochte und allem Anschein nach noch gar nicht darauf verfallen ist, dasz man sie durch die entgegengesetzte Annahme eines Lerncursus — um des Gegensatzes und der Kürze halber diesen Ausdruck zu gebrauchen — eben so gut erklären könne, wodurch überdies nicht einmal die erstere Absicht schlechthin ausgeschlossen ist, nur dasz man sie hiernach nicht als eine von vorn herein fertige, sondern sich allmählich entwickelnde denken musz; so würde das allerdings nicht schaden, falls nur die Beweisführung Schleiermachers für diese seine Voraussetzung wirklich stichhaltig ist.

Was wäre demnach — und damit kommen wir auf den zweiten der angedeuteten Punkte — Hrn. S.s Pflicht gewesen? Kaum brauchte er zunächst die Schleiermachersche Auseinandersetzung in ihrer ganzen Breite wiederzugeben, oder wenn er dies durch die Misverständnisse und unklaren Auffassungen, die sie nach seiner Meinung erfahren hat, rechtfertigen will, so muste er dieselben ausdrücklich namhaft machen und mit ausdrücklicher Rücksicht auf sie diese erneute Darstellung einrichten, wogegen die blosze Wiederholung, wie er sie gibt, nothwendig unnütz ist: denn wenn es wirklich Schleiermacher selbst nicht gelungen ist sich gegen Misdeutungen zu sichern, warum sollte das Hrn. S. in dieser unveränderten Weise besser gelingen? Nur éine solche Misdeutung erwähnt der Hr. Vf. wirklich; was er aber in diesem Falle will, ist schwer zu begreifen. Nemlich S. 1 heiszt es,

es habe sich der Irthum verbreitet, 'als ob Schleiermacher die Anordnung der plat. Werke nach Maszgabe ihrer Abfassungszeit habe bewirken wollen', und schon S. 7 lesen wir dagegen wieder, Schleiermacher habe es für wahrscheinlich gehalten, dasz die Zeitfolge derselben bis auf einige etwaige, durch die Umstände herbeigeführte Abweichungen mit seiner Reihenfolge übereinstimme. Was kann da denn noch Wunders viel von Irthum die Rede sein? Oder will Hr. S. vielleicht auf jene Abweichungen das Gewicht legen? Dann aber hätte er doch beachten sollen, dasz bereits Hermann Gesch. und Syst. der plat. Phil. I S. 350 f. gezeigt hat, wie Schleiermacher durch eben dies Zugeständnis seine eignen Voraussetzungen zerstört. Genügte dieser Beweis Hrn. S. nicht, so muste er ihn wenigstens widerlegen. Eben so müssen wir seine Behauptung, die Schleiermachersche Anordnung sei noch von niemand einer eingehenden Prüfung unterzogen worden (S. 33), so lange für nichtssagend erklären, bis er bewiesen hat, was Hermanns Kritik derselben (a. a. O. S. 347 ff.) zu wünschen übrig läszt. Wir stimmen Hrn. S. ganz darin bei, dasz die paedagogisch-methodologische Auffassung der plat. Werke keineswegs von vorn herein unwahrscheinlicher ist als die historisch-individuelle, ja er mag selbst mit den Bitterkeiten, welche er S. 37 f. Stallbaum über die Art sagt, wie dieser das Gegentheil behauptet, ganz im Rechte sein; aber wenn er seinerseits wieder die vielfachen Meinungsänderungen Stallbaums (S. 45 f.) für die erstere geltend macht, so ist er daran zu erinnern, dasz ein gelehrter Forscher seine Meinung nicht wie ein geschickter Advocat durch Benutzung der äuszerlich günstigen Umstände vertheidigen, sondern über die kleinlichen Persönlichkeiten hinweg dem innern Wesen der Sache nachgehen und beobachten soll, wie dasselbe in den Geistern der mit ihr sich beschäftigenden Forscher allmählich alle in ihm liegenden Seiten herausentwickelt. Hätte Hr. S. diesen einzig würdigen Gesichtspunkt aller Polemik ins Auge gefaszt, so hätte es ihm nicht entgehen können, dasz schwanken wol Unklarheit, aber noch nicht nothwendig unbedingten Irthum voraussetzt, und dasz das Metall der Wahrheit oft erst durch mehrere Hände hindurchgehen musz, um allmählich von allen Schlacken geläutert zu werden. Und so ist es auch hier der Fall gewesen, denn obwol Stallbaum offenbar auf die zweite der beiden unter der Voraussetzung, dasz die plat. Werke eine aufsteigende Stufenreihe bilden, allein denkbaren Möglichkeiten hinarbeitet, so ist er sich doch dessen noch nicht vollständig klar bewust, sondern bleibt vielfach noch bei einer blosz äuszerlich chronologischen Betrachtung stehen. Folgt aber daraus schon, dasz man überhaupt auf diesem Wege nicht weiter vordringen, dasz die Verbindung mehrerer Dialoge zu einem wissenschaftlichen ganzen darnach nur Sache des Zufalls sein könne? oder verräth nicht vielmehr Hr. S. dadurch, wenn er sich auszer dem Zufall und einem vorgefaszten Plane kein drittes als Grund solcher Verbindung zu denken vermag (S. 39), dasz er selber sich vom Boden der Schleiermacherschen Anschauungsweise nicht

loszureiszen und in eine fremde zu versetzen im Stande ist und sich dadurch des Rechtes beraubt andere zu tadeln, wenn sie etwa wirklich Schleiermacher gegenüber eine gleiche Unfähigkeit gezeigt haben sollten? Noch mehr, hat nicht wenigstens Hermann a. a. O. S. 397 bereits ausdrücklich erklärt, dasz auch er dem Pl. auf den höheren Stufen seiner Entwicklung ein solches planmäsziges arbeiten keineswegs abspreche, wie es Schleiermacher für das ganze voraussetzt? Kann es fernerhin mit Hrn. S. (S. 42) eine vorgefaszte, durch nichts historisches begründete Meinung genannt werden, dasz die Werke von entwickelterem Inhalt denen von unentwickelterem voraufgehen müssen und der Politeia daher diejenige Stelle zu geben sei, welche ihr Hermann und Stallbaum übereinstimmend mit Schleiermacher einräumen? Oder ist dies nicht vielmehr gerade der Mittelpunkt dieser ganzen Ansicht, welche in der allmählichen Entwicklung seiner Philosophie in Platons Geiste eben so gut ein inneres organisches Band besitzt und eben so gut eine aufsteigende Folge unter den Schriften festhält als die Schleiermachersche, wie dies Hermann a. a. O. S. 351 im Fortschritt gegen Stallbaum auf das bewusteste ausgesprochen hat? Warum übersieht also Hr. S. diesen Fortschritt ganz und gar? und wie kann er hiernach glauben durch Bekämpfung Stallbaums auch schon Hermann aus dem Felde geschlagen zu haben, weil der erstere 'auf diesem Gebiete seinem Freund Hermann die Leuchte vorangetragen zu haben scheint' (S. 38), und sich im übrigen mit dem Machtspruch behelfen, der wie alle Machtsprüche auch nicht eine taube Nusz werth ist, dasz die Untersuchungen des letztern nicht weniger 'das Gepräge der Unsicherheit, der Willkür, des innern Widerspruches' an sich trügen? Es ist wahr, auch Hermann hat die äuszern chronologischen Momente der Untersuchung vielleicht noch zu sehr auf Unkosten der inneren, in dem Thatbestande der Werke und den eignen von Pl. selbst über die Art ihrer Verknüpfung gegebenen Andeutungen hervorgehoben, wenigstens die letztern keineswegs erschöpft; aber warum hat der Hr. Vf. ganz auszer Acht gelassen, was durch Steinhart und den Ref. — dessen betreffende Arbeit in diesen Jahrb. LXVII S. 270 ff. 417 ff. er doch laut S. 504 kennt — zur Ergänzung nach dieser Seite in der Weise geschehen ist, dasz die ganze Anordnung nunmehr wol selbst ohne jene äuszeren Anhaltpunkte haltbar sein möchte, ohne dasz wir übrigens wiederum Hrn. S. das Recht zugestehen könnten, die Behauptungen Schleiermachers über die Unsicherheit der letztern (S. 37) einfach wieder aufzuwärmen, ohne zugleich gegen Hermanns gründliche Beweisführung, dasz dieselben denn doch so ganz unsicher auch nicht sind, den Gegenbeweis geführt zu haben? So ficht der Hr. Vf. mit seinem Anathem gegen die 'Chronologen' vollständig gegen Windmühlen, und wenn er zu diesem Zwecke sogar den Geist F. A. Wolfs heraufbeschwört (S. 46), so hätte er sich selber sagen können dasz dieser grosze Mann in der angezogenen Stelle nur die Möglichkeit leugnet, jedem Dialog ein bestimmtes Abfassungsjahr zuzuweisen, was ja auch die 'Chronologen' selber nur in den

wenigsten Fällen gewollt haben. Prüfen wir nun endlich, inwiefern es dem Hrn. Vf. gelungen sei, zwischen den äuszern und innern Haltpunkten ihrer Untersuchungen Widersprüche nachzuweisen, so ist schon die Art, wie er diese Bemühung einleitet, seltsam. 'Damit jedoch unseren Behauptungen nicht ganz (so!) die Belege fehlen' sagt er S. 38, 'wollen wir das wichtigste aus der Anordnung Stallbaums darstellen'. Das klingt ja fast, als ob er damit ein übriges thäte. Wir bestreiten ihm das Recht nicht, seine eigne auf Schleiermacher fuszende Anordnung ohne alle Rücksicht auf die gegnerische zu erhärten, aber wenn er einmal laut der Inhaltsangabe die Vorzüge der Schleiermacherschen vor der letztern darlegen wollte, so muste er auch wissen, dasz er dies gründlich und erschöpfend zu thun habe. Was er anführt, ist zunächst der vermeintliche Widerspruch, dasz man einmal für die Abfassungszeit des Lysis auf die Ueberlieferung fusze, dagegen hinsichtlich der des Phaedros dieselbe bei Seite schiebe. Wir stimmen gern darin bei, dasz eine blosze Anekdote, wie die über den Lysis, nicht mit Hermann a. a. O. S. 387 als 'urkundliche Sicherheit' bezeichnet werden kann, aber Hr. S. hat dabei blosz die Kleinigkeit übersehen, dasz hier eben keine entgegengesetzte Ueberlieferung vorhanden ist, wol aber hinsichtlich des Phaedros, wo Cicero bekanntlich dem Diogenes und Olympiodoros gegenübersteht, so dasz es noch keine Misachtung der Ueberlieferung genannt werden kann, wenn man lieber dem ersteren als den letzteren hat folgen wollen oder eben dieses Widerspruches wegen die Ueberlieferung in diesem Falle als überhaupt nicht maszgebend betrachtet hat. Wir geben auch darin Hrn. S. gegen Hermann a. a. O. S. 375 f. Recht, dasz die beigefügte innere Begründung erst vom Olympiodoros und Diogenes stammt und daher nicht als der eigentliche Quell dieser Nachricht anzusehen ist, müssen aber leider den Hrn. Vf. darüber belehren, dasz dies und überhaupt alles, was er sonst in dieser Angelegenheit gutes und schönes vorbringt, bereits in Stallbaums 'examen testimoniorum de Phaedri Platonici tempore natali antiquitus proditorum' (Leipzig 1849. 4), den er gerade zunächst bekämpfen will, zu lesen steht und befriedigend und erschöpfend erwogen ist, so wie denn auch die von Hrn. S. selbst (S. 160 f.) gebilligte Verbesserung *λόγος δέ* für *λόγον δέ*, welche er in der Cobetschen Ausg. des Diog. gefunden hat, schon von Stallbaum in eben jenem Programm und zwar aus eben demselben Grunde, weil *λόγος* nicht wol für *διάλογος* oder *γραφή* stehen könne, vorgeschlagen ist. Läszt man *λόγον* stehen, so ist die Art, wie der Hr. Vf. S. 161 Anm. 1 beweisen will, dasz dann nur Aristoxenos und nicht Panaetios und Euphorion die Urheber dieser Nachricht sein könnten, wieder höchst seltsam, gerade als ob nicht *ἣν πολιτείαν* — *ἀντιλογικοῖς* eben so gut eine vom Diogenes eingeschobene Parenthese sein könnte. Wie viel umsichtiger ist Stallbaums Urtheil, dasz beides möglich sei! Die Wiederholung von *πολιτείαν* hinter *ἥν* erklärt sich ja einfach dadurch, weil das Relativum sonst eben so gut auf *ἀρχήν* hätte bezogen werden können. — Eine zweite Nachlässigkeit und Willkürlichkeit so-

dann, welche Hr. S. gegen Stallbaum und Hermann geltend machen zu können glaubt, ist die dasz sie die Behauptung, Platons Staat müsse früher sein als die Weibervolksversammlung des Aristophanes, weil er in dieser bereits verspottet werde, nicht sorgfältig berücksichtigt und widerlegt hätten. Der Hr. Vf. mag mit dem was er gegen die von Hermann versuchte Widerlegung anführt, möglicherweise wiederum Recht haben, aber wiederum ist ihm auch in ähnlicher Weise etwas menschliches begegnet. Der methodische Weg der Untersuchung ist hier nemlich offenbar der, dasz man zuvor den Zweck des aristoph. Stückes untersucht, um zu sehen ob sich eine solche Tendenz auch wirklich mit ihm vertrage; so lange dies nicht geschehen ist, trägt die Annahme vereinzelter Anspielungen, wie sie uns Hr. S. hier nach Tchorzewski und aus eignen Mitteln auftischt, durchaus keine Gewähr ihrer Sicherheit in sich. Nun ist es ihm aber ganz entgangen, dasz Stallbaum in seiner Recension der Tchorzewskischen Schrift in diesen Jahrb. LVIII S. 248 ff. eine solche methodische Untersuchung wirklich geführt hat; ob mit Glück oder Unglück, das lag eben Hrn. S. zu zeigen ob, und wenn er es nicht gethan hat, so musz man fragen: auf wessen Seite liegt denn nun die 'Flüchtigkeit' und die 'Nachlässigkeit'? Sollte aber die Sache in der That durch Stallbaum noch nicht abgethan sein, so fragt sich doch, ob nicht einstweilen die spätere Abfassung der Republik schon aus innern Gründen so hinlänglich beglaubigt ist, dasz die über jenen Punkt noch herschende Dunkelheit darin nichts zu ändern vermag.

Selbst die übrigens verständige Kritik der Astschen Anordnung S. 33—36 hätte der Hr. Vf. viel fruchtbringender machen können, wenn er nicht den Irthum Schleiermachers, als ob Ast im wesentlichen von der gleichen Grundansicht mit ihm selber ausgehe, nachgesprochen, sondern vielmehr beachtet, dasz Ast im Gegentheil jeden realen Zusammenhang unter den plat. Werken leugnet, und da derselbe trotzdem im Widerspruch mit dieser Voraussetzung zwischen Annahmen, welche vielmehr im Geiste der Schleiermacherschen, und solchen welche im Geiste der nachherigen Stallbaum-Hermannschen Ansicht sind, haltlos hin- und hergetrieben wird, dies als Instanz dafür benutzt hätte, dasz nur noch auf dem den beiden letzteren gemeinsamen Boden einer aufsteigenden Stufenlinie sich der Streit bewegen könne. Geradezu widerstrebend aber ist die Art der Polemik gegen Stallbaum (S. 39): 'es grenzt fast an süsze Schwärmerei, die an einem Stallbaum seltsam genug sich ausnimmt, dasz er den Dialog Parmenides als die im Sophisten verheiszene Darstellung des Philosophen bezeichnet.' Hr. S. hätte doch wahrlich bedenken sollen, dasz der von ihm mit Recht so hoch gestellte Zeller dieselbe Ansicht theilt; und dasz dieselbe gar so unsinnig nicht ist, wie er sie darstellen möchte, sofern der Parmenides wirklich die im Sophisten noch unerledigt gebliebenen Fragen zum Austrag bringt, das ist durch die oberflächlichen Gegenbemerkungen des Hrn. Vf. noch nicht im mindesten widerlegt. Ob der Parmenides in die grösten Widersprüche ausgeht, ist ganz gleich-

giltig, so lange nur dieselben nicht wirklich, sondern blosz scheinbar und in ihnen die Mittel zur Auflösung dieses Scheines enthalten sind. Dasz ferner nicht Sokrates, sondern Parmenides die Hauptperson ist, daran kann nur derjenige Anstosz nehmen, welcher in dem versprochenen Philosophen nicht einen Dialektiker, sondern wie Hr. S. einen — Ethiker (!) erwartet.

Schlieszlich hebt denn Hr. S. (S. 47 f.) auch noch die vermeintliche Ueberlegenheit Schleiermachers als Kritikers hervor, sofern er allein erkannt habe, dasz die höhere Kritik aus innern Gründen sich auf sichere äuszere Zeugnisse stützen müsse, und im wesentlichen auch richtig gesehen habe, dasz dies einzig die des Aristoteles seien, wogegen Stallbaum und Hermann sogar noch dem Thrasyllos, welcher ungefähr 350 Jahre später als Platon gelebt habe, im ganzen vertrauten, während es doch ein trivialer Satz sei, dasz ein um éin oder gar mehrere Jahrhunderte späterer Zeuge für sich allein auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen könne. Hr. S. fügt hinzu, er würde sich gescheut haben diesen Satz auch nur auszusprechen, wenn derselbe nicht so gröblich verletzt worden wäre, und an diesem vermeintlichen Funde hat er eine so grosze Freude, dasz er später (S. 167 ff.) noch einmal darauf zurückkommt und, indem er meint, Stallbaum und Hermann müsten daher wol in der Persönlichkeit des Thrasyllos eine besondere Gewähr gefunden haben, diese Meinung durch eine genauere Schilderung des Mannes zu beseitigen sich bestrebt. Hätte Hr. S. sich aber die Mühe gegeben auch nur oberflächlich die Erörterungen Hermanns a. a. O. S. 407 ff. über die Methode der höhern Kritik in Bezug auf Platon sich anzusehn, so würde er erröthet sein ihm solche Abgeschmacktheiten zuzuschieben. Nemlich die ganze von Hrn. S. gegen ihn geltend gemachte Grundlage dieser Kritik erkennt hier Hermann selbst mit den ausdrücklichsten Worten an und spricht den wahren Grund, weshalb er trotzdem auch noch den späteren Glauben schenke, eben so unzweideutig aus, weil er nemlich aus den Berufungen auf Zeitgenossen Platons und wenig später lebende bei Diogenes Laërtios und Athenaeos und dem offensichtlich traditionellen Charakter auch von vielen ihrer sonstigen Angaben einen ununterbrochenen Fortlauf der Ueberlieferung bis in ihre Zeiten hinein erschlieszen zu dürfen glaubt. Jedermann merkt dasz das ganz anders klingt, und Hr. S. hätte um so eher der Wahrheit die Ehre geben können, als in der That seine Untersuchungen im 2n Abschnitt, so weit sie stichhaltig sind, die Giltigkeit dieses Schlusses bedeutend modificieren, so dasz Hermanns Behauptung (a. a. O. S. 411 f.), 'dasz es bei weitem nicht so sehr allgemeiner Kennzeichen der Echtheit als besonderer der Unechtheit bedürfe,' dahin zu berichtigen sein wird, dasz der Mangel einer ausdrücklichen Beweisbarkeit der Unechtheit noch keineswegs die Sicherheit der Echtheit in sich schlieszt.

Damit hat sich der Hr. Vf. den Uebergang zum zweiten Theile, welcher die äuszern Zeugnisse behandeln soll, gebahnt, und Ref. ist froh, eben damit die ihm widerstrebende Verpflichtung, den kleinen

Häkeleien und Mäkeleien und den groben Verdrehungen einer engherzigen Polemik nachgehen zu müssen, die es nicht einmal zu der steifen Symmetrie der Darstellung, welche Hr. S. sich sonst zum Gesetze gemacht zu haben scheint und bei welcher man doch wenigstens erwarten darf dasz er seine wirkliche Aufgabe im Auge behalten werde, kommen läszt, nunmehr gleichfalls glücklich hinter sich zu haben.

Zunächst werden S. 49—101 die Zeugnisse des Aristoteles besprochen. Dieselben sind bekanntlich vierfacher Art. Entweder wird blosz ein Gedanke berücksichtigt, den wir in einem der plat. Werke wiederfinden, ohne Nennung des Werks und des Verfassers, oder es wird blosz das erstere ohne den letzteren oder umgekehrt der letztere ohne das erstere oder endlich beides zugleich citiert. Die beiden ersten Fälle nun scheinen Hrn. S. keine Sicherheit zu gewähren, es sei denn, dasz sich aus den besonderen Umgebungen und anderen Umständen doch dabei erschlieszen lasse, wie nur Pl. als Urheber gemeint sein könne, was, wie er richtig darthut, mit der grösten Wahrscheinlichkeit vom Phaedon und Phaedros und mit Gewisheit vom Symposion gelte. Denn was zunächst den zweiten Fall anlangt, so meint er, die so angeführten Dialoge könnten ja eben so gut von anderen älteren Sokratikern herrühren, und auf den Einwurf, dasz diese Art zu citieren auf einen allbekannten und berühmten Verfasser hinweise, erwidert er nicht ohne Grund (S. 50), dasz wir nicht wissen könnten, ob nicht auch manche von Platons Mitschülern allbekannt und berühmt waren. Ja Ref. musz selbst noch hinzufügen, dasz wir dies sogar zum Theil noch beweisen können, und wenn auch Pl. in der That der berühmteste war, so folgt daraus um so weniger, dasz nur er auf diese Weise citiert werden konnte, als Hr. S. sehr richtig bemerkt (S. 53), es lasse sich dieselbe auch da begreifen, wo 'auf die Person des Verfassers gerade bei dieser oder jener Untersuchung nichts ankam.' Allein wir kennen ja aus Diogenes Laërtios die Büchertitel von sämtlichen Schülern des Sokrates, und unter diesen findet sich nirgends ein Gorgias, Hippias usw. auszer bei Platon. Nur die Dialoge des räthselhaften Alexamenos von Teos zählt er nicht auf, allein Hr. S. sucht ja selbst S. 52 Anm. zu beweisen, dasz dieselben der Unterhaltung und nicht der Belehrung dienen sollten, und dasz dies bei den in Rede stehenden Schriften der Fall sei, wird er wol selber nicht behaupten wollen. Nun sind die Verzeichnisse des Diogenes freilich zuweilen unvollständig, aber es müste denn doch merkwürdig zugegangen sein, wenn gerade diejenigen Dialoge, auf welche es hier ankommt, sämtlich an der gehörigen Stelle in ihnen fehlen und dagegen an der verkehrten zu finden sein sollten. Es müste hier also eine den Quellen, aus welchen Diogenes schöpfte, der Zeit nach voranliegende Vertauschung stattgefunden haben, kraft deren entweder bereits unter dem Namen des einen Verfassers herausgekommene echte Werke hinterher auf den eines andern umgetauft worden oder mit dem litterarischen Nachlasz ein gleiches geschehen wäre. Wie aber das eine oder andere denkbar sei, hat der Hr. Vf. sehr begreif-

licherweise begreiflich zu machen unterlassen, obwol er S. 115 ff., man sieht nicht klar ob nur den ersten oder nur den zweiten Fall oder beide nicht blosz für möglich, sondern auch für wirklich hält. 'Warum hätten nicht schon gleich nach Platons Tode Abschreiber einen gröszern Vortheil dabei finden können, manche Dialoge von Sokratikern unter dem Namen Platons zu verkaufen, was sie um so leichter thun konnten, als Pl. kein eigenhändiges Verzeichnis seiner Schriften hinterlassen hatte?' fragt er S. 116. Warum nicht? Weisz der Hr. Vf. irgend einen Fall dafür anzuführen oder kann er es sich auch nur als möglich denken, dasz in neuerer Zeit ein Verleger, der mit irgend einem Buche schlechte Geschäfte gemacht hat, nach dem Tode des Urhebers es unter dem eines anderen berühmteren jüngst verstorbenen Verfassers aufs neue ins Publicum zu bringen versuchen sollte? Ein Werk, das schon unter éinem Namen bekannt gemacht ist, nachher unter einem andern verkaufen zu wollen, das ist zu allen Zeiten ein Widersinn gewesen. Oder wenn man den Nachlasz anderer Sokratiker dergestalt benutzt hätte, so kam er ja auch erst durch die Herausgeber, d. h. durch den Verfassern befreundete Hände in die der Abschreiber, und die ersteren sollten dann die letzteren ruhig haben damit machen lassen, wozu sie Lust hatten? Und die vertrautesten Schüler Platons — um von denen der wirklichen Verfasser gar nicht zu reden — die doch wissen musten, was er geschrieben hatte und was nicht, sollten einen solchen Betrug nicht gleichfalls und zwar in beiden Fällen zu entlarven versucht oder nicht vermocht haben, indem etwa das Publicum den Abschreibern mehr glaubte als ihnen? Aristoteles selbst sollte einen solchen Dialog schlechtweg citiert und nicht diese Gelegenheit benutzt haben, den Namen des wahren Verfassers aufzudecken? denn niemand als Hr. S. (S. 53) wird glauben wollen, dasz dieser gelehrteste Mann des Alterthums ihn vielleicht selber nicht gewust habe. Ganz abgesehn davon dasz es doch wieder merkwürdiger als alles merkwürdige wäre, wenn er von allen Dialogen der übrigen Schüler des Sokrates, deren Titel sich wirklich bei Diogenes finden, keinen einzigen so mit seinem Namen und ohne den seines Verfassers citiert haben sollte und dagegen gerade diese.

Nun soll aber doch (S. 115 f.) aus einer Stelle des Theopompos bei Athen. XI p. 508 C D folgen dasz Hr. S. Recht hat. Wie Athenaeos selbst diese Stelle verstanden hat, ergibt sich aus dem Zusammenhang: 'den grösten Theil von Platons Dialogen wird man als unpraktisch (ἀχρείους) und sophistisch (ψευδεῖς) befinden und noch dazu den Inhalt der Mehrzahl als gestohlen (ἀλλοτρίους), indem sie aus den Diatriben des Aristippos, einige auch aus denen des Antisthenes, viele auch aus denen des Bryson von Heraklea von ihm zusammengeschrieben sind.' Hr. S. hält nun freilich diesen Sinn für grammatisch unmöglich, aber welchen Sinn griechische Worte grammatisch haben oder nicht haben können, darüber musz man dem Griechen Athenaeos mehr glauben als dem Deutschen Suckow, zumal wenn der letztere keine Gründe beibringt, und da ferner Athenaeos die Worte des Theo-

pompos im Zusammenhang las, wir dagegen nur so abgerissen, wie er sie uns gibt, so müssen wir auch seine Auffassung so lange für richtig halten, als nicht ganz überzeugende Gründe dagegen sprechen. Hr. S. dagegen interpungiert hinter ἀλλοτρίους δέ und zieht τοὺς πλείους zum folgenden und übersetzt: 'die Mehrzahl von Platons Dialogen möchte wol jeder unbrauchbar und irrig finden, aber ihm auch nicht angehörig, da die meisten aus den Bemühungen des Aristippos hervorgegangen sind' usw. und erklärt dies dahin, Theopompos habe eine Sammlung plat. Schriften vor Augen gehabt, von denen er nur den kleinern Theil für echt gehalten habe, den andern aber für Werke von andern Sokratikern oder deren Schülern; auch die letzteren nemlich versteht Hr. S. mit, weil Bryson nichts geschrieben habe (Diog. Laërt. Prooem. 16), deshalb habe auch Theopompos sich so unbestimmt ausgedrückt, indem man sonst ὄντας ἐκ τῆς Ἀριστίππου διατριβῆς statt τῶν — διατριβῶν erwarten müste. Hr. S. scheint also nicht zu wissen, dasz Diatriben Lehrvorträge, mündliche so gut wie schriftliche, und zwar namentlich fortlaufende Lehrvorträge im Gegensatz gegen Dialoge bedeuten, und dasz Aristippos sechs solcher Diatriben geschrieben hatte, welche einige für allein echt unter allen ihm zugeschriebenen Werken hielten (Diog. Laërt. II 84, vgl. Brandis gr.-röm. Phil. II 1 S. 92 Anm. *i*). Gesetzt aber, die Interpunction und Erklärung des Hrn. Vf. wäre auch im übrigen richtig, so könnte doch auch so Theopompos eben so gut, da er ja bekanntlich bis nach Alexanders Tode lebte und wir gar nicht wissen, wo und wann er diese Aeuszerung gethan hat, erst die mit der Gründung der alexandrinischen Bibliothek beginnenden Fälschungen (s. u.) meinen und vielmehr nur sagen wollen, dasz man damals aus Gedanken, die man aus Werken des Antisthenes und Aristippos und den (von dessen Schülern schriftlich herausgegebenen) Vorträgen Brysons entlehnte, angeblich platonische Dialoge geschmiedet habe. Das ist nun die Stelle, von der Hr. S. sagt dasz man sie, wie es scheine, nicht recht habe verstehen wollen und daher auch mit Stillschweigen übergangen habe. Hätte er doch lieber selbst geschwiegen!

Berechtigter ist der Zweifel, welcher sich an den ersten Fall anknüpft, wenn nemlich Aristoteles die betreffenden Worte dem Sokrates, Timaeos, Euthydemos in den Mund legt, ob dann überhaupt die in einer gleichnamigen Schrift vorkommende dialogische Person und nicht vielmehr der historische Sokrates usw. gemeint sei, denn dasz nur diese beiden Möglichkeiten vorhanden sind und diese Namen 'nicht an und für sich selbst eine Bezeichnungsweise oder ein Name Platons' sein können, würde auch ohne diese eben deshalb sehr überflüssige Erinnerung des Hrn. Vf. (S. 56. 76 f.) niemand bezweifelt haben. So ist es allerdings nicht ganz sicher, ob die beiden von Zeller plat. Stud. S. 201 angeführten Stellen der aristot. Rhetorik sich auf die vom Sokrates wirklich gehaltene oder auf die plat. Vertheidigungsrede (p 27 B ff.) beziehen; dasz und warum indessen der historische Sokrates sich nicht füglich so vertheidigen konnte, hat bereits Steinhart in Mül-

lers Uebers. II S. 243 (vgl. diese Jahrb. LXVII S. 425. 426 f.) erinnert. Uebrigens ist es wieder eine Flüchtigkeit des Hrn. Vf. (S. 58), dasz Zeller mit Unrecht behauptet haben soll, es werde an der ersten von beiden Stellen Sokrates namentlich erwähnt, denn Zeller behauptet dies gar nicht. So ist es ferner sogar ganz richtig, dasz Eth. Nic. VII 3 nichts für die Echtheit des Protagoras beweist (S. 59), ja wir müssen dem Hrn. Vf. sogar darin (S. 77) Recht geben, wenn nicht aus dem Zusammenhange folge, es sei die dialogische Person gemeint, dasz dann vielmehr — und somit auch hier — an die historische zu denken sei. Auf den Euthydemos hätte er aber diesen Satz gar nicht einmal (S. 77 f.) anzuwenden nöthig gehabt, da hier nach dem von Zeller a. a. O. bemerkten die Frage gar nicht mehr entstehen konnte, ob in den soph. el., an der einzigen Stelle wo Euthydemos namentlich genannt wird, auch das plat. Gespräch verstanden sein könne.

Dasz nun aber in diesem ersten jener vier Fälle der Zweifel, auch wo der eben genannte Anhaltpunkt desselben wegfällt, doch nicht selten auch noch andere Anhaltpunkte finden kann, liegt wol von vorn herein auf der Hand. Dasz zunächst die Berücksichtigung des Lysis nicht sicher steht, ist bekannt. Neu dagegen ist es, wenn der Hr. Vf. aus den bisher als Beziehungen auf den Menexenos und Staatsmann gedeuteten Stellen sogar umgekehrt den Beweis für die Unechtheit dieser beiden Dialoge zu führen sucht. Rücksichtlich des erstern sucht er nemlich (S. 54—57) in den beiden betreffenden Stellen der aristot. Rhetorik die von Meursius und Olearius vorgeschlagene Aenderung von *Σωκράτης* in *Ἰσοκράτης* zu vertheidigen, so dasz der hier vom Aristoteles citierte *ἐπιτάφιος* vielmehr der des jüngern Isokrates auf den Mausolos sein würde, vgl. Suidas u. *Ἰσοκράτης*, sofern nemlich die directe Redeform und an der einen Stelle sogar die Weglassung der Anführungspartikel *ὅτι* es allerdings wahrscheinlich macht, dasz Aristoteles die eigensten Worte der Schrift anführen will, während in den beiden ähnlichen Stellen des Menexenos nur eine Uebereinstimmung des Gedankens stattfindet. Weniger Gewicht möchten wir, abgesehn hievon, auf die Abweichung legen, dasz bei Aristoteles die Lakedaemonier, im Menexenos dagegen nur die Peloponnesier genannt sind, da ja ein jeder bei der letztern Bezeichnung doch vorzugsweise an die ersteren denken wird; an solchen Kleinigkeiten musz man nicht mäkeln. Das aber wundert uns, dasz der Hr. Vf. zur Bestätigung dieser Vermutung nicht auch den obigen Satz herangezogen hat, dasz der Zusammenhang hier an den Sokrates als dialogische Person nicht denken läszt, zumal da überdies noch das Praeteritum *ἔλεγεν* an der erstern Stelle (I 9) eher diesem Gedanken entgegensteht, s. Zeller a. a. O.; um so seltsamer ist es, wenn wir Hrn. S. vielmehr (S. 77) im offenbaren Widerspruche mit sich selbst das Gegentheil behaupten sehen. Es entstehe nun so, folgert Hr. S. ganz richtig, der Verdacht, dasz der Menexenos das Werk eines spätern Fälschers sei, welcher jene ähnlich lautenden Aeuszerungen entweder aus dem Aristoteles oder dem Isokrates herübergenommen und durch

die Aenderung im Ausdruck seine Quelle zu verbergen gesucht habe.

Höchst scharfsinnig und blendend, aber trotzdem nicht überzeugend ist der Angriff gegen den Politikos S. 78—93. Warum hätte Aristoteles, so fragt Hr. S., den Platon nicht genannt, wenn er sich Polit. IV 2 wirklich auf diesen Dialog desselben beziehen wollte? Auf unserem gegen Hrn. S., wie wir hoffen, behaupteten Standpunkte erwidern wir zunächst einfach, dasz dies Aristoteles auch in vielen anderen Fällen nicht gethan hat und es daher auch hier einfach aus dem Grunde unterlassen haben kann, weil, um mit dem Hrn. Vf. selbst zu reden, ihm für die Sache hierauf nichts anzukommen schien: denn dasz Aristoteles bei seiner Polemik gegen Pl. trotz aller Heftigkeit und selbst Einseitigkeit und Befangenheit derselben kein anderes Interesse als das sachliche im Auge hat, darüber hat uns die Erörterung des Hrn. Vf. (S. 78—86) noch nicht eines anderen belehrt. Im Gegentheil, manches auffallende in derselben erklärt sich daraus, dasz Aristoteles, ohne dies geradezu zu sagen, neben den ausdrücklichen Annahmen Platons auch sofort andere in der Sache selbst liegende Möglichkeiten heranzieht. Wir können dies hier nur leider nicht weiter ausführen, ohne die Grenzen einer Recension noch mehr zu überschreiten, als es ohnehin nothwendig sein wird, und begnügen uns daher für jetzt gegen Hrn. S. das argumentum ad hominem zu gebrauchen, dasz wir trotz der ihm von uns nachgewiesenen ähnlichen und mutmaszlich weit gröszeren Mängel seiner eignen Polemik uns dennoch wol vor dem übereilten Schlusse aus derselben gehütet haben, dasz Hr. S. bei ihr etwas anderem als der Sache selber nachzugehen bestrebt sei. Aber es ist gar nicht denkbar, entgegnet der Hr. Vf., dasz Aristoteles, der keine Gelegenheit vorübergehen läszt den Pl. zu tadeln und in Widersprüche zu verwickeln, hier seine Natur verleugnet, eben so wenig als dasz er hier, wo sie auf der Hand liegen, die Widersprüche nicht bemerkt haben sollte, sofern doch das Staatsideal im Politikos ein ganz anderes als das in der Republik ist; es bleibt also nur übrig, dasz ein solcher Dialog von Pl. dem Aristoteles unbekannt war, folglich schwerlich überhaupt existierte, und dasz Aristoteles den angezogenen Gedanken vielmehr von einem Pythagoreer entlehnt haben mag, wogegen der Fälscher des Politikos denselben entweder wieder von ihm oder aber aus derselben Quelle mit ihm entnommen hat. Allein wie miszlich diese ganze Schluszfolgerung ist, erhellt daraus dasz sich aus ihr eben so gut eine Waffe gegen Hrn. S. schmieden läszt, denn man könnte gewis mit demselben Rechte sagen: je mehr jene Widersprüche auf der Hand liegen, desto mehr würde sie gerade ein Fälscher vermieden haben. Sodann aber geben wir ihm zu bedenken, dasz, so einleuchtend die von ihm hervorgehobenen Abweichungen zwischen dem Staatsmann und der Republik sind, trotzdem niemand sie bisher auch nur mit einiger Bestimmtheit hervorgehoben hat, so dasz sie denn doch auch neuerdings, so auffallend dies sein mag, ziemlich unbemerkt geblieben sein dürften und wir es Hrn.

S. daher trotzdem zu gar keinem geringen Verdienst anrechnen, sie zuerst scharf beleuchtet zu haben. Warum musz es denn dem Aristoteles nothwendig dabei besser gegangen sein, von dem sich doch der Hr. Vf. S. 119 ff. selber zu zeigen bemüht, dasz er das eben so einleuchtende Gewicht der Widersprüche zwischen dem Staat der Republik und dem der Gesetze eben so wenig richtig erkannt hat? Auch müste doch billig erst gefragt werden, ob eine solche Polemik gegen Pl., wie sie Hr. S. verlangt, sich wenigstens an der betreffenden Stelle auch mit der ganzen Composition der aristot. Bücher über die Politik vertragen würde. Oder glaubt er dasz Aristoteles solche polemische Erörterungen überall ganz beliebig hineinstreuen konnte und durfte, wo er gerade Lust hatte? Nur so viel Gewicht müssen wir hiernach den Bedenken des Hrn. Vf. allerdings einräumen, dasz dies aristot. Citat zum Beweis für die Echtheit des Politikos in der That nicht hinreicht, und müssen es ihm Dank wissen, dasz er die schwierige Frage, wie die abweichenden politischen Ideen dieses Dialogs zu erklären sein mögen, ob durch die Unechtheit desselben oder durch die Unentwickeltheit des in ihm herschenden Gesichtskreises oder endlich durch die Eigenthümlichkeiten der plat. Darstellungsweise, wenigstens angeregt hat. Dasz nemlich, um dies schon hier zu bemerken, die dritte Möglichkeit der Erklärung, nach welcher jene Abweichungen nur scheinbar sein würden, keineswegs von vorn herein auszuschlieszen ist, ergibt sich aus ähnlichen Fällen; so hielt man es z. B. lange für eine Umbildung des Systems, dasz die Seele im Phaedon nur Trägerin der Idee des Lebens, im Phaedros aber selber ἀρχὴ κινήσεως heiszt, obwol sich diese scheinbare Differenz aus der plat. Darstellungsweise befriedigend erklärt, s. m. gen. Entw. d. pl. Ph. I S. 280. Und was die zweite Möglichkeit anlangt, so würde nur, wenn bereits nachgewiesen wäre dasz Aristophanes wirklich in den Ekklesiazusen schon das plat. Staatsideal, wie es in der Republik sich darstellt, sei es auch nur auf Grund mündlicher Aeuszerungen Platons, verspottet habe, dieselbe allerdings von vorn herein wegfallen, da der Staatsmann, wenn echt, aus inneren Gründen auch der Zeit nach vor die Republik gesetzt werden musz.

Vorschnell ist es auch, wenn Hr. S. daraus, dasz Aristoteles Met. IV 29 ἐν τῷ Ἱππίᾳ sagt mit Bezug auf das kleinere Gespräch dieses Namens, schon mehr als die blosze Wahrscheinlichkeit erschlieszen will, dasz derselbe nur dies eine gekannt habe (S. 53 f. vgl. S. 60). Denn auch wenn es damals schon deren zwei gab, so konnte er wenigstens allenfalls dennoch auch so wie er thut citieren, in der Voraussetzung dasz ein verständiger Leser den angezogenen Gedanken nicht gerade in dem von beiden Gesprächen suchen werde, welches bekanntlich einen ganz andern Inhalt hat. — Uebersehen hat der Hr. Vf. bei seiner Musterung die Behauptung von Stahr Aristotelia II S. 40, dasz Eth. Nic. III 6—9 mit offenbarer Beziehung auf den Laches geschrieben sei. Auch bei Zeller a. a. O. fehlt dieselbe.

Was nun ferner den dritten von den obigen vier Fällen anbetrifft,

so bleibt nach Hrn. S. das Bedenken, dasz sich Aristoteles auch auf mündliche Aeuszerungen Platons bezogen haben könne. Er sucht dasselbe aber dadurch zu heben (S. 93—98), dasz Aristoteles, eben weil er keine Gelegenheit vorübergehen lasse den Pl. anzugreifen, unmöglich (!) so unklug gewesen sein könne, sich anders als im äuszersten Nothfall auf dessen mündliche Vorträge zu beziehen, um sich gegen den Vorwurf zu sichern, als habe er die plat. Lehren absichtlich entstellt, und dasz er daher, wenn er dennoch auf mündliche Lehren Rücksicht nahm, dies auch ausdrücklich gesagt haben werde. Wir können auch hier wieder unmöglich beistimmen, nicht blosz weil wir nicht einzusehen vermögen — und zwar um so weniger nach den eben erst gemachten Erfahrungen über die Unsicherheit solcher psychologischen Reflexionen — warum Aristoteles diese Klugheit, die uns ziemlich an gemeine Pfiffigkeit zu grenzen scheint, gerade so nothwendig besessen haben musz, sondern einfach aus dem Grunde, weil wir das, wie Aristoteles Met. XIII 4 p. 1078 b 9 selbst sagt, spätere und umgebildete, pythagorisierende System Platons bekanntlich nicht aus seinen Schriften, sondern nur aus der Darstellung des Aristoteles kennen, in welcher er solche ausdrückliche Hinweise auf Platons Lehrvorträge keineswegs macht. Hr. S. müste denn annehmen wollen, dasz die plat. Schriften, in denen dasselbe enthalten, verloren gegangen seien. Ja es scheint Ref. noch überhaupt lange nicht genau genug untersucht zu sein, wie weit die Darstellung des Aristoteles sich auf das ursprüngliche oder aber auf das umgebildete metaphysische System bezieht, und ob nicht doch diejenigen Recht haben, die da behaupten dasz sie mehr das letztere als das erstere im Auge hat, in welchem Falle dann aus ihr vielleicht weit mehr für die Kenntnis des letzteren gewonnen werden könnte, als bisher geschehen ist, und sie selber als weit weniger einseitig erscheinen möchte, als sie Zeller erschienen ist.

Eben so wenig sind wir mit der Erörterung einverstanden, durch welche Hr. S. nachzuweisen sucht, dasz die de gen. et corr. II 3 angezogenen διαιρέσεις des Pl. mündliche Vorträge desselben sind, obwol auch wir selber sie dafür halten. Alexander von Aphrodisias bemerkte nemlich zu dieser Stelle nach dem Zeugnis des Philoponos, es seien hier drei Möglichkeiten denkbar, entweder die διαιρέσεις seien eine besondere Schrift Platons, wie denn allerdings eine solche unter Platons Namen existiere, allein dieselbe sei unecht; oder es sei der Sophist oder endlich mündliche, vom Aristoteles aufgezeichnete Lehrvorträge Platons verstanden. Alexander selbst entschied sich für die zweite Möglichkeit, und Bournot 'Platonica Aristotelis opuscula' (Putbus 1853. 4) S. 11 sucht dies, wie wir jüngst berichtet haben (in diesen Jahrb. LXX S. 652 f.) näher dahin zu bestimmen, dasz p. 242 C gemeint sei, musz aber selbst zugeben, dasz Pl. hier nur eine fremde Meinung anführe, während Aristoteles eine ihm selber eigne im Auge zu haben scheint. Philoponos nun behauptet dasz eine plat. oder pseudoplat. Schrift unter dem obigen Titel gar nicht existiert habe.

Was thut also Hr. S.? Anstatt zu beachten dasz Philoponos durch den 13n der pseudoplat. Briefe p. 316 B des Irthums überführt wird, so dasz nur die einfache, auch von Bournot bereits vorgeschlagene Auskunft übrig bleibt: Alexander kannte eine solche Schrift noch, Philoponos kannte sie nicht mehr, meint Hr. S., es lasse sich gar nicht denken dasz Alexander eine solche Schrift gekannt habe, deren dasein als einer platonischen Philoponos mit der grösten Entschiedenheit in Zweifel stelle. Vielmehr werde Philoponos den Alexander misverstanden haben, so dasz der letztere an erster Stelle vielmehr gemeint habe, was der erstere an dritter Stelle aufführt, und an dritter Stelle vielmehr den Fall mündlicher, aber vom Aristoteles nicht aufgezeichneter Vorträge Platons gesetzt habe. Sehr richtig bemerkt der Hr. Vf. im übrigen, dasz auch Diog. Laërt. III 80 auf das vorhandensein solcher plat. Diaeresen vom Aristoteles hinzuweisen scheine; ob jedoch diejenigen, aus denen Diogenes hier geschöpft zu haben scheint, wirklich vom Aristoteles herrührten, bleibt nach wie vor zweifelhaft. Höchst wahrscheinlich und scharfsinnig ist nun die Vermutung des Hrn. Vf. (S. 85 f. Anm. 2), dasz die drei Grundelemente, welche Aristoteles an der in Rede stehenden Stelle dem Pl. zuschreibt, Aether, Feuer und Erde sind, obwol der Zusatz *τὸ γὰρ μέσον μίγμα ποιεῖ* doch nicht ganz hierauf passen will: denn die mittlern Elemente, Luft und Wasser, läszt Pl. bekanntlich keineswegs, wie Hr. S. meint, durch eine Mischung aus jenen drei andern entstehen, sondern durch eine veränderte Zusammensetzung der Feueratome, Tim. p. 53 ff. Es bleibt also noch immer ein ungelöstes Räthsel zurück. Was dagegen die *γεγραμμέναι διαιρέσεις* de part. an. I 2 p. 642 b 10 betrifft, so bemüht sich der Hr. Vf. vergebens mit seinen gewöhnlichen Argumenten zu bestreiten, dasz hier Soph. p. 219 ff. (vielleicht zugleich auch Polit. p. 263 f. 264 D) gemeint sei, und Hermann a. a. O. S. 594 Anm. 224 hat ganz Recht, dasz hier durch den Zusatz *γεγραμμέναι* die von Pl. selber in seinen Dialogen verzeichneten im Gegensatz gegen die nur mündlich von ihm überlieferten Begriffstheilungen bezeichnet werden sollen; sehr richtig bemerkt auch Bournot S. 11 Anm. 40, dasz eine solche Anführung eines Theils statt des ganzen wenigstens bei Theophrast de sens. § 84 eine Analogie habe, wo der Timaeos mit den Worten citiert wird: *Πλάτων ἐν τοῖς περὶ ὕδατος*. Wenn Hr. S. meint, es wäre das erstemal, dasz Aristoteles den Pl. tadelte ohne ihn zu nennen, so ist dies nicht einmal nach seinen eignen Voraussetzungen richtig, denn in der von Hrn. S. selbst (S. 64) auf Pl. bezogenen Stelle Meteor. II 2 p. 355 b 32 ff. geschieht ein gleiches.

(Der Schlusz folgt im nächsten Heft.)

Greifswald. *Franz Susemihl.*

56.

Ueber den Zweck der Reise des Milo nach Lanuvium.

Die Frage nach der Nothwendigkeit und dem Zweck der Reise des Milo nach Lanuvium nebst den damit verbundenen Zeitbestimmungen ist, so viel ich weisz, noch nirgends erschöpfend behandelt worden *). Vielleicht ist eine der hierher gehörigen Zeitbestimmungen von Garatoni zur Mil. § 14 (S. 173 f. in Orellis Separatausg.) besprochen, wie ich aus einem Citat bei Elberling narratio de P. Clodio S. 34 Anm. 2 annehmen zu müssen glaube; da ich aber weder die citierte Ausg. noch Garatonis Anmerkungen nachsehen kann, so möge man mir es nicht verargen, wenn ich vielleicht in diesem Punkte unnöthige Zweifel erhebe. Die ganze Frage scheint mir ein nicht geringes Interesse zu haben, und wenn ich auch nichts entscheidendes darüber beibringen kann, so mag es mir doch erlaubt sein wenigstens die Frage anzuregen und dadurch vielleicht andere zu einer genaueren Untersuchung derselben zu veranlassen.

Ich fange mit den Zeitbestimmungen an. Asconius sagt zu § 14: *sed ego — acta etiam totius illius temporis persecutus sum;* und in Beziehung auf den Tag des Mordes (arg. § 3 a. E.): *acta etenim magis sequenda et ipsam orationem, quae actis congruit, puto quam Fenestellam, qui a. d. XIV Kal. Febr. tradit* (es waren also schon damals verschiedene Angaben über diesen Tag); ferner zu § 45: *ut ex actis apparet* (vgl. zu § 37 und Madvig de Asconio S. 63). Man sollte demnach glauben dasz die Zeitangaben des Asc. mit denen des Cicero übereinstimmten. Nun sagt Asc. (arg. § 3): *a. d. XIII Kal. Febr. Milo Lanuvium profectus est ad flaminem prodendum postera die.* Wie stimmt aber dies mit Cicero? Dieser sagt (Mil. § 27): *interim cum sciret Clodius — iter sollemne, legitimum, necessarium a. d. XIII Kal. Febr. Miloni esse Lanuvium ad flaminem prodendum* (man möchte glauben, da keine andere Zeitbestimmung hinzugefügt ist: an demselben Tag; Asc. sagt aber *postera die* = XII Kal. Febr.), *Roma subito ipse profectus pridie* (= XIV Kal. Febr.) *est —. Atque ita profectus est, ut contionem turbulentam —, quae illo ipso die habita est, relinqueret* (man möchte glauben dasz dieses *illo ipso die* der Tag sei, an welchem Clodius abreiste; nach Asc. aber zu § 45, und zwar *ex actis*, soll es der Todestag des Clodius sein, = XIII Kal. Febr.; nehmen wir also vorläufig diese bestimmte Angabe des Asc. als wahr an; die Worte hier

*) Wenn in Paulys Realencycl. I S. 490 sowol Ciceros als Appians Grund zur Abreise des Milo mit einem 'oder' ohne Entscheidung angeführt ist, so zeigt dies zwar dasz man auf die Divergenz der verschiedenen Angaben aufmerksam gewesen ist, nicht aber, dasz man sie zu lösen versucht habe; auch Matthiae zum arg. Asconii § 4 (3) führt Appians Worte an, ohne etwas dazu zu bemerken.

können wol zur Noth so verstanden werden), *quam*, *nisi obire facinoris locum voluisset*, *numquam reliquisset* (*reliquisset* ist also: beizuwohnen versäumt hätte; man wäre geneigter auch diesen Ausdruck, wie das vorhergehende *relinqueret*, von einer an demselben Tage gehaltenen Volksversammlung zu verstehen). *Milo autem cum in senatu fuisset eo die* (= *illo ipso die*, also XIII Kal. Febr.; sollte *illo ipso die* = *pridie* sein, so müste *eo die* auf das entferntere XIII Kal. Febr. bezogen werden, was wol nicht unmöglich wäre). An dieser Stelle kann also die Angabe des Cic., wenn es auch einem unbefangenen Leser anders scheinen möchte, mit der des Asc. bestehen. Sehen wir nun § 45: *vidit necesse esse Miloni proficisci Lanuvium illo ipso quo est* (*Milo*) *profectus die* (d. i. XIII Kal. Febr.). *Itaque antevertit. At quo die? quo*, *ut ante dixi* (§ 27), *fuit insanissima contio* (man möchte doch glauben, dasz zu *at quo die* das vorhergehende Wort *antevertit* [*proficisci*] zu verstehen sei, so dasz in *at quo die* wie in dem folgenden *quo fuit insan. contio* der Tag der Abreise des Clodius bezeichnet sei; aber nein, Asc. sagt ausdrücklich: *hoc significat*, *eo die quo Clodius occisus est contionatum esse mercennarium tribunum plebis; sunt autem contionati eo die*, *ut ex actis apparet* etc.; also hat Asc. es doch von dem XIII Kal. Febr. verstanden; die Angabe musz also, was mir freilich hart scheint, auf den vorher genannten Tag der Abreise des Milo — — *illo ipso quo est profectus die* — bezogen werden), *quem diem*, *quam contionem* —, *nisi ad cogitatum facinus approperaret*, *numquam reliquisset* (m. vgl. dies mit dem Schlusz des § 27 und meine Bemerkungen dazu). — — *Quid*, *si*, *ut ille scivit Milonem fore eo die* (XIII Kal. Febr.) *in via* — — *scire potuit illo ipso die Lanuvii a dictatore Milone prodi flaminem necesse esse.* Dies kann doch unmöglich einen andern Tag als eben denselben, eben genannten (*Milonem fore eo die in via*) bezeichnen (vgl. § 27 Anf. mit m. Bemerkung); Asc. aber (§ 3 a. E.) sagt, dasz er den Flamen erst am folgenden Tage (XII Kal. Febr.) ernennen sollte. Hier ist also ein offenbarer Widerspruch zwischen dem Asc., der den Acten und der mit diesen übereinstimmenden Rede gefolgt sein will, und dem Redner. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Für die Angabe des Asc. spricht die Wahrscheinlichkeit. Milo konnte, selbst wenn er nach der wahren Angabe des Asc. um die neunte Stunde doch noch nicht weit an Bovillae vorüber war, erst sehr spät am Tage in Lanuvium ankommen; ehe er dort mit seiner Frau und seinem groszen Gefolge abgestiegen und eingekehrt sein könnte, wäre es schon Nacht gewesen, ja es scheint fast Nacht geworden zu sein, ehe er die Reise nach Lanuvium fortsetzte (Asc. arg. § 12), falls er sie überhaupt fortsetzte (s. unten); und konnte wol eine solche heilige Handlung bei Nacht ausgeführt werden? Der von Cic. genannte Tag für die Priesterwahl (XIII Kal. Febr.) war mit der 12n Stunde schon zu Ende, und Milo hätte diesen von Cic. (§ 27. 45. 46) als so nothwendig bezeichneten Tag verfehlt; es sei denn dasz Milos Anwesenheit in Lanu-

vium an diesem Tage nicht so unumgänglich nothwendig gewesen wäre, wie Cic. es darstellt; sonst hätte er früher abreisen müssen; und nach Ciceros Darstellung (dasz der Mord um die elfte Stunde geschehen sei) konnte Milo erst zwei Stunden später als nach Asc., d. h. fast erst tief in der Nacht in Lanuvium eintreffen. — Aber wie ist es möglich, dasz Cic. sich so hat ausdrücken können? Muste es nicht den Richtern und jedem Zuhörer auffallen, dasz Milo, ungeachtet er an demselben Tag die so nothwendige und feierlich bestimmte Wahl in Lanuvium vollziehen sollte, erst so spät abgereist war, dasz er unmöglich an demselben Tag in Lanuvium ankommen konnte? Oder ist nicht vielmehr dieser Grund zur Abreise des Milo, wenigstens was den wichtigsten Punkt (die Priesterwahl) betrifft, eine blosze Erdichtung des Cicero? So kann man die sonst so ungereimte und, wie es scheint, geflissentlich etwas unbestimmt gehaltene Chronologie begreifen (s. unten). Dasz ein solches Fest und vielleicht auch eine Priesterwahl eben zu dieser Zeit stattfinden sollte, mag vielleicht wahr sein; dasz aber eine solche Wahl jährlich vor sich gegangen sei, und dasz dies die wahre Ursache zu Milos Reise gewesen, wird man bei genauerer Betrachtung sehr zweifelhaft finden. Zwar bestätigt Asc. die Sache, doch nicht dasz dies ein jährlich an diesem Tage wiederkehrendes Geschäft des lanuvinischen Dictators gewesen; und wenn nun alle anderen Zeugnisse darüber fehlen *), wenn vielleicht die Sache selbst nicht sehr wahrscheinlich ist, so dürfte Asc. sie auf Ciceros Autorität allein angenommen haben.

Erstens also spricht nicht allein kein anderer Schriftsteller von einer solchen Veranlassung zu Milos Reise, sondern Appian B. C. II 20 sagt ausdrücklich, dasz Milo nur aus Mismut, weil Pompejus immer die Comitien in die Länge zu ziehen suchte, in seine Vaterstadt Lanuvium sich entfernte, oder vielleicht richtiger: sich entfernen wollte (ἐξῄει). So begreift man weshalb Milo seine Frau und ein so groszes Gefolge und Gepäck (Mil. § 28. 54. 55. Asc. arg. § 4. 5. 30. App. c. 22) mit sich führte. Auch spricht niemand — nicht einmal Cicero — davon, dasz die Priesterwahl und das damit verbundene Opfer von Milo wirklich vollzogen worden sei. Appian sagt von den Vorgängen nach dem Morde und den Unternehmungen des Milo (Cap. 22) nur: 'Milo zeigte noch so viel Keckheit, dasz er sich weniger wegen der Ermordung des Clodius fürchtete, als über dessen ehrenvolle (!) Bestattung zürnte. Er sammelte eine Menge Sklaven und Landleute, schickte Geld zur Vertheilung unter das Volk, bestach einen von den Tribunen, M. Caelius, und kehrte ganz dreist in die Stadt zurück.' Hier ist von einer Priesterwahl keine Spur. Cas-

*) Zwar heiszt es bei dem Schol. Gron. (p. 443 Or.): *interea Milo factus est dictator Lanuvii, ut sacrificium faceret Iunoni Sospitae et flamines procrearet* (sic). Aber dieses elende Machwerk, das selbst in der Darstellung des Mordes dem Cicero unbedingt folgt, darf doch nicht als Autorität betrachtet werden.

sius Dio XL 49 sagt sogar, dasz Milo sich aus Furcht verborgen hielt, bis er den Brand der Curie usw. erfuhr, wodurch er neue Hoffnung und Mut hervorzutreten bekam (vgl. Asc. arg. § 9: *itaque Milo invidia adversariorum* [wegen des Brandes der Curie] *recreatus nocte ea redierat Romam, qua incensa erat curia*). Nach ihm ist also noch weniger an das begehen eines Festes zu denken. Ja weder er noch Appian sagt, dasz Milo wirklich in Lanuvium gewesen sei; die Worte des Dio (*οὐχ ὑπὸ ἰδιωτῶν μόνον, ἀλλὰ καὶ ἱππέων βουλευτῶν τε τινῶν φρουρούμενον*) führen eher darauf, dasz dies nicht der Fall gewesen; vgl. Asc. arg. § 12 u. 28: *virgines quoque Albanae* etc.

Betrachten wir nun zweitens die Sache an sich. Es ist schon bemerkt, wie viel besser der Umstand, dasz Milo seine Frau und ein so groszes Gefolge und Gepäck mit sich führte, mit dem bei Appian als mit dem bei Cicero angeführten Grunde stimmt. Ferner hebt es Cic. bei diesem 'nothwendigen, alljährlich an einem bestimmten Tag wiederkehrenden' Feste als die Hauptsache hervor, dasz ein Flamen zu ernennen wäre (§ 27 u. bes. § 46). Wurde denn hier alljährlich ein neuer Flamen gewählt? So scheint es aus dem Zusammenhange; die römischen Flamines waren aber natürlich (wie andere sacerdotes) lebenslänglich, nicht einjährig; sollte denn dieser halbrömische (Liv. VIII 14) Priester nur einjährig gewesen sein? Das ist nicht glaublich. Es mochte sein dasz es sich so traf dasz Milo einen Flamen ernennen sollte, weil der bisherige gestorben oder aus irgend einem Grunde abgetreten war; so wäre aber wol keine Nothwendigkeit vorhanden gewesen, dasz dies gerade an diesem Tage geschehen muste, wenn auch wirklich an demselben ein Fest der Juno stattfand; noch weniger eine Verrichtung des lanuvinischen Dictators, die jedes Jahr an einem bestimmten Tage wiederkehrte. Cicero hat es aber so dargestellt, als geschähe solches an eben diesem Tage jedes Jahr, und zwar deshalb, weil er, um die Reise des Milo als nothwendig darzustellen, alles mögliche aufbieten muste *).

Denn selbst bei der Annahme dasz Ciceros Darstellung dieses Punktes volle Wahrheit enthalte, ist der darauf gebaute Beweis doch immer noch schwach genug (vgl. Halm zu § 75 *ergo — manendi*). Rücksichtlich des Milo wird zwar dadurch ein giltiger Grund zu seiner Reise gewonnen; aber diese nothwendige Reise konnte er ja, wenn er von der Rückreise des Clodius wuste, als eine gute Gelegenheit zu einem Ueberfall auf denselben benutzen. Und was den Clodius betrifft, so ist es zwar so, dasz er, wenn Milos Reise so nothwendig bestimmt war wie Cic. es darstellt, leicht von derselben Nachricht bekommen konnte, aber doch auch nur konnte, nicht

*) Auch dürfen wir nicht auszer Acht lassen, um wie viel leichter er in dieser eine Zeitlang nach der Verurtheilung Milos (Cass Dio XL 54) abgefaszten Rede einzelne Facta entstellen konnte, die niemand mehr so genau kannte oder abwog; in der wirklich gehaltenen Rede dürfte es vielleicht nicht so dargestellt gewesen sein.

muste. Warum sollte er den Tag des Festes der Juno Sospita kennen? (Sie war keine Bona dea.) Woher sollte er die Geschäfte des lanuvinischen Dictators schon so genau kennen, die ihn doch schwerlich früher interessieren konnten, ehe Milo in diesem Jahre Dictator (*annuus*) *) wurde? Wenn er aber von einer solchen Reise des lanuvinischen Dictators keine Ahnung hatte, wie hätte er dazu kommen sollen den Patina um den Tag zu fragen? Aber gesetzt auch dasz er den Tag des Festes kannte und die Nothwendigkeit der Anwesenheit Milos durch Patina oder andere erfahren hatte, so wuste er doch noch nicht, wann Milo von Rom abreisen würde. Nach Cic. begab Milo sich erst denselben Tag auf den Weg, nach Asc. den Tag vorher. Cic. setzt nun voraus, dasz Clodius gewust habe, dasz Milo nicht an demselben Tage abreisen wollte, an welchem er selbst Rom verliesz; weil nun aber Clodius nach Ciceros Darstellung dem Milo am folgenden Tage auflauerte, so muste Cic. diesen als den Tag des Festes angeben, um zu zeigen wie sicher auch Clodius ihn an diesem Tag erwarten konnte, während es, wenn das Fest erst am folgenden Tage stattfinden sollte, möglich gewesen wäre dasz Milo erst an diesem Tage (früh) von Rom abreiste. Da aber bei dieser Annahme auf der andern Seite Milos späte Abreise unwahrscheinlich scheinen möchte, so hat Cic. (§ 27) den Tag des Festes nicht bestimmt angegeben und die bestimmte Auffassung der Zeitumstände durch die vielen allgemeinen Zeitbestimmungen (§ 27. 28. 45. 46) erschwert und verwirrt.

Ich kann diese Frage nicht weiter führen; vielleicht läszt sich nichts entscheidendes darüber bestimmen. Was die erwähnten chronologischen Schwierigkeiten betrifft, so dürften sie vielleicht zum Theil auch hier, wie in den zwei ersten catilinarischen Reden (vgl. Madvig opusc. alt. p. 352), aus der späteren Abfassung der Rede zu erklären sein.

Kolding. *F. C. L. Trojel.*

87.

Ueber Ciceros Rede pro C. Rabirio Postumo. Eine kritische Abhandlung von Karl Halm. Aus den Abhandlungen der k. bayr. Akademie der W. I. Cl. VII. Bd. III. Abth. München 1855. Verlag der k. Akademie, in Commission bei G. Franz. 52 S. gr. 4.

Es ist jedem Leser Ciceros wol bekannt, wie grosze Verdienste Hr. Rector Halm sich um die Herstellung eines möglichst urkundlichen

*) Vgl. Elberling narr. de T. Annio Milone p. 14. Halm zur Mil. § 27. Asc. arg. § 3 a. E.: *et ibi tum dictator.* Schol. Gron. l. l.

Textes desselben bereits erworben hat und den gegebenen Andeutungen zufolge noch erwerben wird. Zunächst sind es die Reden, welche durch Halms und Baiters vereinte Bemühungen endlich in den je besten noch vorhandenen Handschriften die Grundlage erhalten, auf welcher die Kritik allein mit Erfolg operieren kann. Zu bedauern ist dabei nur, dasz die Hss. keineswegs von gleicher Güte sind, vielmehr von einigen Reden blosz junge und mittelmäszige Copien existieren, während der von Poggio einst entdeckte Urcodex wieder verloren gegangen ist, ehe eine sorgfältige Untersuchung desselben angestellt werden konnte: dasz er schwer zu lesen war, geht aus der groszen Verschiedenheit der sämtlichen Hss. hervor, die nur aus ihm abgeleitet sind. Die Reden, welchen so die wesentlichste Basis abgeht, sind die pro S. Roscio, pro Q. Roscio, pro L. Murena und pro C. Rabirio Postumo, während für die pro Balbo, pro Caelio, pro Sestio, in Vatinium, de provinciis consularibus nebst den vier von F. A. Wolf angezweifelten der Par. 7794 eine treffliche Quelle ist (vgl. Halms Abh. im rhein. Mus. N. F. IX 321 ff.). Insbesondere ist die pro C. Rabirio Postumo, wenn auch nicht so lückenhaft überliefert wie die beiden Roscianae, doch im einzelnen, wie es scheint, corrupter als jene; dieser schlimme Zustand ist noch ärger in den Ausgaben, welche sich den Hotomann zum Führer nahmen, geworden, welcher vorgab bei der Bearbeitung des Textes sich eines 'pervetustus codex' bedient zu haben. Dasz er vielmehr nur die Vulgata an vielen Stellen auf eigne Hand interpoliert hat *), weist H. in der vorliegenden sehr gehaltreichen Abhandlung nach; auch auf den cod. Ciofani, welchen Muret zuzog, ist wenig zu geben. Desto bedeutenderes hat Andreas Patricius († 1583 als Bischof in Litthauen, ein Schüler von Sigonius) geleistet; mit Recht macht H. wiederholt auf seine von Orelli und andern Herausgebern nicht nach Gebühr gewürdigten Conjecturen aufmerksam, und erhebt ihn, was die Verdienste um diese Rede betrifft, weit über Lambinus und Manutius. Sonst theilt H. sowol viele eigne sehr ansprechende Verbesserungen als auch die von Th. Mommsen mit und hatte zuletzt, nachdem der Druck dieser Blätter bereits beim letzten Bogen angelangt war, die Freude von Madvig eine epistola critica zu erhalten, in welcher einige starke Verderbnisse mit gröster Evidenz gehoben sind. Nur §·40 erwartet noch seinen Arzt. Diese lateinisch geschriebene epistola ist groszentheils S. 44—52 abgedruckt.

Sehr dankenswerth ist auch die S. 8—12 gegebene Uebersicht

*) namentlich in der monströsen Lesart § 8 *nec ex eius bonis quanta summa litium fuisset a populo recepta est: at nec ex Postumi bonis servari legem aequum est*, für das handschriftliche *nec ex bonis populi servari lex aequa est*. Wir vermögen nicht einmal § 9 das von Hotomann eingeführte *discendi* für *dicendi* zu billigen, obgleich H. letzteres verwirft: Cicero konnte als Gerichtspraesident, als Ankläger, als Vertheidiger oder auch als Zeuge Gelegenheit finden in solchen Processen zu reden; etwas dabei noch lernen zu wollen fiel ihm schwerlich ein.

des Processes selbst, woraus wir einige treffende Bemerkungen hervorheben, wie die dasz sich ein Einverständnis mit dem Gabinius aus dem Umstand folgern lasse, dasz Rabirius, der mit dem König in Alexandria einzog, sofort als *dioecetes* oder erster Schatzmeister in dessen Dienste trat, und diese Anstellung vielleicht die Bedingung war, von welcher Gabinius seine bewaffnete Unterstützung abhängig gemacht hatte; ferner dasz, wenn nach der Versicherung des Cic. Rabirius ganz verarmt nach Italien zurückkam, aber nach der Behauptung des Klägers er einen Theil seines Erwerbes heimlich nach Aegypten fortgeschafft hatte, der kleinlaute Ton, mit dem sein Vertheidiger diesen Punkt berührt, dafür spreche dasz die Behauptungen des Klägers der Wahrheit näher lagen.

Wir wollen nun die Verbesserungen, welche in der Abhandlung als eigne oder fremde angeführt sind, nach der Folge der Paragraphen vorlegen, mit Angabe der Seitenzahl. § 1 verlangt Mommsen (21) für *fortunae suae* den nothwendigen Plural *fortunarum suarum.* § 3 stellte Garatoni (9) die Orthographie des Namens von Rabirius Vater *C. Curtius* her. § 4 streicht H. (40) in dem Satz *huic egenti et roganti hic infelix pecuniam credidit* das Pronomen an der ersten Stelle. § 6 verdankt man Patricius (35) die nachher auch durch Hss. bestätigte Emendation *nec id* für *id nec*, und *quo modo* für *quo* (36). § 8 unterlagen die Worte *sunt lites aestimatae A. Gabinio: nec praedes dati nec ex eius bonis populi servari lex aequa est*, manchen übel erdachten Interpolationen von Naugerius, Hotomann u. a., über welche H. sich ausführlich ausspricht S. 14 ff. und dann Mommsens sehr plausible Conjectur mittheilt: *sunt lites — populo universa pecunia exacta est.* Letzteres (*exacta est*) hat auch Madvig gefunden (46). § 9 schreibt H. (31) *a me afuit* nach den Spuren der Hss. statt *non mea fuit.* § 10 liest er nach Patricius (36) *et ante hoc tempus:* das Asyndeton wäre hier übel angebracht. § 12 wird man lieber mit Cobet *iudicii* streichen als mit Madvig *iudici* corrigieren. In den nächsten Zeilen hat dieser (46) das Verdienst eine früher und noch von Halm (21) für desperat erklärte Stelle in einleuchtendster Weise so restituiert zu haben: '*illo, inquit, capite, quo ea pecunia pervenerit.*' '*nihil audisti in Postumum, quom in Gabinium iudex esses, nihil Gabinio damnato, quom in eum lites aestimares.*' Nur die Wahrnehmung dasz in *quod erat* die Formel *quo ea pecunia pervenerit* in starker Verstümmelung vorliege, hatte Graevius gemacht, aber auch das liesz Orelli nicht gelten. § 13 verlangt Madvig (47) *quom odium nostrum restingueretis* oder einfach *q. odium rest.* Dasz § 16 *ob rem iudicandam* die übliche Phrase sei, haben bereits Patricius (36) und Lambinus erinnert, ohne von den späteren Hgg. beachtet zu werden. Dasselbe sorgfältige befolgen des feststehenden römischen Ausdrucks zeigt Patricius (19) auch § 17, wenn er schreibt *quare aut iudici mihi non esse liceat aut lege senatoria non teneri.* Obgleich dies, wie H. bemerkt, § 11. 12. 13. 18 wiederkehrt, begnügt sich doch Orelli mit der bloszen Anführung der Emendation, während er die alberne

Lesart der Ven.: *aut lege senatoria non timere* mit den Worten 'id est, per legem senatoriam, omnem extra timorem esse: non male' gewissermaszen empfiehlt. § 19 verbessert Madvig (48) treffend *quocum me si ante*, sonst hiesz es *quocum stante si me;* dann berichtigt er § 21 die Interpunction: *quid vociferabare? decem — promissa.* Wenn H. ebd. *aliqui* vor *perblandus* einrückt, so wird man das eher billigen als seinen andern Vorschlag *homo*, da sogleich *hominem* folgt; eine einleuchtende Emendation H.s ist aber ebd. *nec ad* (32) für *negat*, und sehr ansprechend Mommsens Ergänzung [*ita factum est ut sua sponte Postumus*] *non Gabinii comes vel sectator*, *nec ad Gabinii — sed ad P. Lentuli — auctoritatem — Roma contenderet.* In § 22 hält H. (36) *vita ei ablata paene est* für Emendation des Patricius, Orelli citiert dasselbe aus Murets Hss. § 23 wendet gegen den nachhinkenden Erklärungssatz *qui Phalereus vocitatus est* H. (41) mit Recht die Athetese an, streicht auch *Athenis* und das schon von andern bezweifelte *quam optime digesserat.* § 24 wird *facinus* nach Ernesti (23) ausgestoszen. § 26 beweist Halm (37) mit triftigen Gründen die Ungehörigkeit der Worte *cives Romanos sed et* und corrigiert dann *sed quosdam etiam senatores.* § 28 konnte auch Quintilians Citat IV 2, 18 den bei ihm fehlenden Zusatz *ad Auletem* verdächtigen, worüber man jetzt Madvig nachsehen möge (48). Ebd. schnitt schon Patricius (38) *hoc enim nomine utitur qui* aus, und man hätte gewis besser gethan ihm darin zu folgen als sich noch viel damit zu plagen. Auch wenn derselbe § 29 *emori* streicht, wird dagegen nichts einzuwenden sein, wenigstens kann pro Cluentio § 42 hier als wesentlich verschieden nicht benutzt werden, um das Verbum zu halten. § 30 ändert Madvig (49) das sinnlose *ex decumis imperatorum pecuniam sibi coëgisse* in *decumas imperatarum pecuniarum* ab, *ex* fehlt in den Hss. § 31 tilgen Patricius und Weiske *pati* und lassen nur *imponere tantum suis* stehen. Ebd. musz Cic. dem Ankläger einen Einwand in den Mund legen, daher Mommsen (36) die halbgerathene Correctur des Patricius *aderant* dadurch vollendet dasz er *at erant* schreibt. § 33 erhält der confuse Satz *non amicissimus mihi non Pompeius fuit* von Halm (31) die erforderliche Wortstellung *non mihi non amicissimus P. f.* § 35 billigt derselbe (29) mit Recht die Conjectur eines unbekannten *aientibus* für *dicentibus.* Gleich darauf bringt Madvig (50) eine noch bei Orelli kläglich zugerichtete Stelle sehr glücklich ins reine; sie lautet dort: *at si verum tum, quum verissima fronte, dixerunt, nunc mentiuntur. Si tunc mentiti sunt: *nunc doceant nos verum. Quid multa? Sileant.* [*Dicere*] *audiebamus Alexandriam; nunc cognoscimus.* Daraus kann niemand klug werden. Orelli hat nicht einmal die Emendation des Gulielmus *severissima fronte* benutzt. Jetzt liest man: *at si verum tunc severissima fronte dixerunt, nunc mentiuntur; si tunc mentiti sunt, doceant nos, verum quo vultu soleant dicere. Audiebamus Alexandriam* etc. Das *quid multa?* ist noch dazu eine sinnlose Aenderung des handschriftlichen *quid vultis*, worin wenigstens die Spur des richtigen

gegeben war. Ebenfalls Madvig (51) verdanken wir die Herstellung der Corruptelen in § 37. Er tilgt *lites* nach den Hss. wie H. (17), macht aus *sed in reum factis* dann *rei facti*, und schreibt weiterhin *ut intelligi facile possit*, *quod ex ea pecunia*, *qua reorum quis damnatus sit*, *pervenisse ad aliquem in illo primo iudicio planum factum sit*, *id hoc genere iudicii redigi solere*, wo sonst stand *quod ex ea pecunia*, *ad quem eorum*, *qui damnatus est pervenisse* etc. Im folgenden § 38 entdeckte Mommsen (33) in dem defecten Text der Hss. *condemnato Gabinio utrum illa quo ea pecunia sit an nunc de ea* die Beziehung auf die öfter hier gebrauchte Formel *quo ea pecunia pervenerit* und vervollständigt darnach die Periode mit den Worten *pervenerit*, *inquisitio convenit in hunc an non convenit*, *cui ea pecunia etiam nunc deest* (*deest* für *de ea*). § 41 verbessert Patricius (41) *alienam* für *aliena* und tilgt Weiske (39) die alberne Bemerkung *vel si meminerit*, *oblitum esse*, *facile possit probare*. § 42 ist *hiemumque* und *quum* statt *tum quum* von Patricius (38) berichtigt, *iis ipsis diebus* von Halm. § 45 tilgte *filius* nach *sororis* schon Ernesti; auf die Absurdität des Wunsches, welchen Rabirius haben soll (§ 46), *ut condemnetur a vobis*, während er billigerweise nur wünschen kann *ut solidum suum cuique solvatur*, macht Madvig (51) aufmerksam. Derselbe schreibt § 47 *quoniam*, *ut spero*, *fidem*, *quam* [*tibi dedi*], *praestiti*, *Postume*, *reddam etiam lacrimas* und zeigt die Ungehörigkeit von *reductos*, welches zwischen *multos testes* eingeschoben ist (52).

Durch diese eben aufgezählten Emendationen ist die Rede erst lesbar geworden, in welcher man bisher gerade an den Stellen anstiesz, welche für das Verständnis des Processes die wichtigsten Angaben enthalten. Bei der Mangelhaftigkeit der Grundlage läszt sich indes denken dasz die Kritik noch hie und da etwas nachzubessern findet. Namentlich macht Ref. H.s Ausspruch (40), dasz, wenn auch 'die Mehrzahl der Glosseme, durch welche die Rede interpoliert erscheint, bereits richtig entdeckt sei, doch diese Quelle der Textverbesserung noch keineswegs als völlig erschöpft gelten könne', zu dem seinigen. So kann er z. B. § 2 in *Scipio* nur eine dem folgenden *filius* in störender Weise vorausgehende Bemerkung sehen, die hindern sollte an einen leiblichen Sohn des Paullus zu denken. Gleich darauf § 3 bedarf es H.s Vorschlag (9) *fortunatissimus* für *fortissimus* nicht, wenn man sich entschlieszt die ganze Belobung *f. et maximus publicanus* als ein unnützes Anhängsel zu *princeps ordinis equestris* zu betrachten, um so mehr als gleich darauf in viel bedeutungsvollerer Weise von der *magnitudo animi* dieses Mannes gesprochen wird. § 5 will Madvig (45) *aut quis iam audet* lesen, Halm (30) *aut quis iam volet*. Uns scheint der Fehler nicht in *aut quis iam amovet*, wie die Hss. haben, zu liegen, sondern eher in dem Ausfall etwa von *culpam ab eo* vor *quod male cecidit*, hingegen *bene consultum putares* blosze Interpolation zu sein. Auf sehr sonderbare Weise werden § 13 die *senatores*, welche im Gegensatz von sämtlichen Rittern

Cic. apostrophiert, von dem *frequens senatus* durch *et* getrennt und unterschieden: *vos*, *vos*, *inquam*, *ipsi et frequens senatus restitit;* dann wären die *vos* also andere Leute als der zahlreiche Senat! Die Glosse hat auch eine Corruption veranlaszt, denn offenbar muste der Redner *restitistis* sagen. In § 23 *accepimus — Demetrium — in eodem loco Aegyptio regno — vita esse privatum* hat man aus *loco* früher *isto* gemacht, H. verlangt (41) *illo.* Doch ist *loco* kein 'Verderbnis', aber *Aegyptio regno* Glossem: Cic. weist zurück auf seinen Satz § 22: *quid enim stultius, quam equitem Romanum ex hac urbe* [*ex hac urbe* durfte H. (36) nicht verdächtigen], *huius*, *inquam*, *rei publicae civem*, *quae est una maxime et fuit semper libera*, *venire in eum locum*, *ubi parendum alteri et serviendum sit?* Postumus begab sich aus dem freien Rom an denselben der Tyrannei preisgegebenen Ort, wo einst der weise Staatsmann Demetrius so unglücklich endete. § 25 kann es ursprünglich geheiszen haben *toties unum dices illud* (vulgo: *t. u. d. atque illud*), vielleicht liesz aber Cic. auch *illud* weg. Die Wiederholung von *a rege* in § 28 ist lästig; wahrscheinlich stand es nur vor *esset constitutus*, nicht bei *haec una ratio proposita Postumo est servandae pecuniae*, da sich dieses Mittel bei näherer Betrachtung der Sachlage von selbst ergab, wenigstens nicht gerade von dem König dem Rabirius empfohlen werden muste. Für die Richter, welche sowol in dem Process des Gabinius als in dem des Rabirius zugegen waren, bedurfte es gewis nicht der Erklärung § 34 *in iudicio Gabinii;* selbst der aufmerksame Leser kann sie entbehren. § 38 ist *qui* vor *non huic reddidit* sehr schleppend und rührt wol nur von der Unachtsamkeit der Abschreiber her, welche den folgenden Satz *qui pecuniam Postumo debuit* im Auge hatten. Statt § 43 *corruere non sivit* zu streichen, möchte eher *nec amicum prudentem corruere patitur* dies Schicksal verdienen. H. (34) will *ruentem* corrigieren; das wäre aber zu wenig gesagt, wenn Caesar den stürzenden Freund nicht gänzlich zusammenstürzen liesze, und würde gegen die starken sehr positiven Ausdrücke *fulsit et sustinuit re fortuna fide*, *hodieque sustinet* sehr abstechen. Beiläufig bemerken wir dasz es nicht gerathen scheint mit H. *fortuna* zu verdächtigen: Caesar hilft dem Rabirius nicht nur durch die in ähnlichen Fällen ausreichende *res fidesque*, auch durch seine hohe Stellung ist der Schützling gedeckt. Wenn § 45 der angeklagte der Sohn des C. Rabirius *iudicio et voluntate*, der seiner Schwester *natura* ist, bedarf es ebendeshalb nicht der Erwähnung des leiblichen Vaters C. Curtius, und wenn diese Glosse *C. Curtii filius* wegfällt, auch nicht einmal der Wiederholung von *filius*, welches nur an der letzten Stelle, wo Ernesti es streichen wollte, an seinem Platze ist, nicht aber nach *voluntate.*

Andere Entstellungen des Textes finden wir z. B. § 11, wo *qua appellatione litium* nicht richtig sein kann, und das *appellatione* nur gedankenlos aus dem vorhergehenden *appellatus nusquam est* übertragen ist; man schreibe *qua in aestimatione*, vgl. oben § 9 *ita contendo*, *neminem umquam*, *quo ea pecunia pervenisset*, *causam di-*

xisse, qui in aestumandis litibus appellatus non esset. § 16 ist *te*, was Patricius vor *delectat* einschieben wollte, nicht am Platz, indem sich hier die Ritter noch insgesamt den Senatoren gegenüberstellen: man behandle die Protasis *delectat — prodita* entweder als Frage oder schicke *si* voraus, worauf die Apodosis, wie auch Mommsen (19) bemerkt, nothwendig heiszen musz *sit simul — metus.* § 21 muste *huic* auf die Mangelhaftigkeit des Textes leiten, da hiemit nur der König gemeint sein kann, von dem vorher keine Rede ist; die Erwähnung desselben etwa mit *a rege* ist also ausgefallen. § 23 hat H. die Vulg. seit Hotomann *sed ego in hoc tamen Postumo non ignoscam* gut zurückgewiesen, aber was er von Patricius annimmt *tantum* für *tandem*, ist schwerlich ciceronisch, der gewis lieber *soli* oder *uni Postumo* gesetzt hätte. In *tandem* wird eher ein mit *lapsos* correlater Ausdruck versteckt sein, und wie im Nachsatz *in quo videam sapientissimos homines esse lapsos?* steht, mag der Vordersatz ursprünglich gelautet haben: *sed ego in hoc offendenti Postumo non ignoscam.* § 24 kann man sich allenfalls den Vorschlag H.s *huius ipsius facti* für das ganz unmögliche *huius istius* gefallen lassen, wenn nicht *superior stultitia* die Vermutung rege machte dasz auch hier eine Antithese stattfinde. Das ahnte schon Weiske, indem er *posterioris* für *istius* conjicierte. Aber wie wurde *istius* aus *posterioris?* Eher wird dies *istius* aus *inferioris* entstanden sein. Hiemit ist aber die Concinnität noch nicht völlig hergestellt, denn dem Genetiv *huius inferioris* müste auch *alius superioris* entsprechen, nicht *alia superior stultitia.* Ebd. fehlt zwar die Negation vor *tam semper stulti* in den Hss.; soll aber Rabirius nicht als *semper stultus* signalisiert werden, so musz man *non* durchaus ergänzen. H. beruft sich auf Ferratius (Epist. VI 8, 5 p. 423), den wir nicht nachsehen können; hat aber dieser die Auskunft gegeben wie H. S. 23: 'die zweite Handlung des Postumus, dasz er nach Aegypten gekommen und sich in die Dienstschaft des Königs begeben hat, musz geradezu noch als eine weise erscheinen, weil es ja ebenso gut die Sache eines immer thörichten als eines spät zur Besinnung kommenden ist, wann einer durch eigne Thorheit in eine Enge gerathen ist, sich durch jedwedes Mittel (also im schlimmsten Fall auch durch thörichte) aus der Verlegenheit zu ziehen', so ist damit wenig gewonnen: denn Cic. muste umgekehrt sagen dasz es die Sache ebensowol eines spät zur Besinnung kommenden als eines immer thörichten sei, dergleichen zu wagen, oder er hätte seinen Clienten etwas zu unsanft berührt. Das *saepe videri* der Hss. in § 26 kann wol nur durch den Ausfall von *constat* oder eines ähnlichen Verbums erklärt werden. § 29 ist *impeditis rebus* zwar erst in der Juntina zu finden; die Hss. haben *impudentis rebus*, wofür von H. *in pudendis rebus* in Vorschlag gebracht wird (33), doch scheint nur jenes (*impeditis rebus*) der Situation zu entsprechen: Rabirius durfte sein Leben nicht freiwillig beschlieszen, wenn seine Verhältnisse nicht geordnet waren; wol aber wenn er ein schimpfliches Dasein nicht länger ertragen konnte. Auch über die Worte des-

selben § *nisi forte eos etiam, qui in hostes aut in praedones inciderint, si aliter quidpiam coacti faciant quam libere vituperandos putes* können wir der Ansicht unseres Freundes nicht beistimmen, wenn er sich so äuszert (38): 'Patricius hat scharfsinnig erkannt, dasz *quam libere* eine Randerklärung (und gewis nicht die glücklichste) zu *aliter* ist, wozu irgend ein Abschreiber, dem der absolute Gebrauch von *aliter* unbekannt war (s. Hand Turs. I 273), einen Zusatz vermiszte. Dasz er richtig gesehen hat, lehren die Hss. selbst, in denen *quam* vor *libere* fehlt, so dasz sich jetzt die Frage erhebt, ob *libere* für sich haltbar sei oder nicht. In die Structur passt es nur, wenn man es zu *vituperandos* zieht, wo es aber in der vorliegenden Satzform als ein ganz müsziger Begriff erscheint; eine wahrscheinliche Verbesserung dafür zu finden wird schwer halten, so dasz wol nichts übrig bleibt als das so störende Wort zu tilgen, es mag nun von einem Erklärer zu *vituperandos* oder als ein (irriger) Deutungsversuch zu *aliter* gesetzt worden sein.' Ein Mittel das *libere*, welches doch seinen Entstehungsgrund haben musz, anzubringen bleibt immer noch übrig: es ist nicht eine Glosse zu *aliter*, sondern, wie dieses, ein Bestandtheil eines gröszeren Wortes, der erst in den Hss. an verkehrter Stelle angebracht, dann in den Ausgaben mit Vorsetzung von *quam* noch mehr seiner eigentlichen Bestimmung entfremdet wurde: die Anfangssilben *illiber* vor *aliter* gestellt geben den hier angemessenen Begriff *illiberaliter.* Die Verse aus Ennius, welche Cic. nachher citiert, enthalten unter andern auch die Worte *praeter rogitatum si querare* nach der Juntina, nach den Hss. aber *praeter rogitatum sit pie*, woraus H. vorschlägt *p. r. si quid* zu machen. Das liegt wenigstens nicht so weit ab als, wie die Ascensiana gibt, *p. r. si quippiam;* nur durfte er dies nicht für unmetrisch erklären, es ist nur trochaeisch, in welchem Versmasz die Scene ja auch abgefaszt sein konnte.

Heidelberg. *Ludwig Kayser.*

58.

Bemerkungen zu dem sogenannten Caecilius Balbus.

Hr. E. Wölfflin glaubt einen bisher unbekannten Schriftsteller der silbernen Latinität, einen Vorgänger Suetons, entdeckt zu haben, und Hr. J. Maehly hat kürzlich in diesen Jahrb. oben S. 460 ff. diese Entdeckung freundlich begrüszt, indem er ein Bedenken, welches sich ihm aufdrängte, auf eigenthümliche Weise beseitigt. Ein neuer Schriftsteller, der sich einzuführen gedenkt, musz es sich aber um so mehr gefallen lassen vorerst die Probe zu bestehn, als man in neuster Zeit Veranlassung genug gefunden hat hierbei auf der Hut zu sein.

Wir glauben zunächst das von W. mit Fleisz und Glück gesammelte Material wenigstens um éin Bruchstück vermehren zu können. In der Schrift *Sophilogium* (*de virtutibus et vitiis*) des um 1420 verstorbenen Augustiners Iacobus Magni aus Toulouse *) lesen wir III 3, 13: *unde libro de nugis philosophorum de Iulio Caesare legitur: Caesar suis militibus numquam dicebat ite, sed potius venite, quia scilicet non solum volebat sibi serviri, sed etiam servire praeparatus erat. De quo ibidem legitur: quum quidam veteranus quodam die condampnaretur coram iudicibus, rogavit Caesarem, ut descenderet et iuvaret eum. Cui Caesar dedit bonum advocatum in suum adiutorium. Cui veteranus, ego, inquit, te periclitante in bello Assiatico* (*Actiaco*), *non quaesivi advocatum, sed ego pro te ipse pugnavi. Vide, inquit, volnera, quae pro te suscepi. Tunc Caesar volnera videns erubuit. Mox ad verbum eius descendit, timens, ne superbus aut igitur* (*ingratus*) *crederetur.* Die zweite dieser Geschichten hat W. schon aus einer andern Quelle, wo im einzelnen der Ausdruck reiner erhalten ist, der Schrift *de nugis philosophorum* zugewiesen, wogegen die erste ihr erst durch unser Zeugnis gewonnen wird. Bei Ioannes von Salisbury kommt sie aber ohne Angabe der Quelle vor; denn wir lesen im Policraticus IV 3: *Iulius quoque Caesar, dux, inquit, qui non laborat, ut militibus carus sit, militem nescit amare, nescit humanitatem ducis in exercitu adversus hostem esse. Item numquam dixit militibus ite huc, sed venite; dicebat enim, quia participatus cum duce labor videtur militibus minor.* Die hier an erster Stelle erwähnte Geschichte dürfte nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf dieselbe Quelle zurückzuführen sein, bei der andern scheint die Fassung des Policraticus der des Sophilogium vorzuziehn. Das Sophilogium bringt auch noch an einer andern Stelle ein Stück aus der Schrift *de nugis philosophorum*, das aber W. bereits anderwärts nachgewiesen hat: denn II 3, 16 heiszt es: *quapropter libro tertio de nugis philosophorum narratur Socratem dixisse, sapientem offendi non posse, immo adversus omnem fortunam constans et immobilis manet.*

Betrachten wir aber genauer die Zeugnisse, auf welche sich die Schrift des Caecilius Balbus *de nugis philosophorum* gründet, so hat bereits Petersen vor eilf Jahren auf ein dem 14n Jh. zugeschriebenes Pergamentblatt hingewiesen, auf welchem die Geschichte zwischen

*) Wir haben uns bereits früher im Archiv f. Philol. XV 193 ff. dieser Schrift zur Verbesserung der *sententiae Varronis* bedient. Hier fügen wir eine damals übersehene, noch unbekannte Sentenz hinzu. Dort heiszt es nemlich II 4, 16: *nam saepe, quod datur, exiguum est, quod autem sequitur ex eo, pulcherrimum est, tamen quum fuerit moderate data reddi licet, ut Varro dicit in suis sententiis.* Eine Hs. bietet statt *tamen quum fuerit — licet* die Worte *cum fervore moderato data reddi.* Da der Spruch des Metrodorus vorhergeht: *ingratus est, qui beneficium reddit absque usu*(*ra*), so kann man vermuten dasz die varronische Sentenz gelautet hat: *cum fructu moderato data reddi licet.*

Alexander und dem Seeräuber Dionides (?), welche wir längst aus dem Policraticus kannten (III 14), aus dem 3n Buch des Caec. Balbus *de nugis philosophorum* angeführt wird. Auf jenem Pergamentblatt folgen unmittelbar auf jene Geschichte die Worte: *item ponit Aug⁹ rideret respondit*, *video magnos latrones ducentes parvum latronem ad suspendendum.* Hier hat W. die Lücke richtig erkannt und auf die ähnlichen Geschichten hingewiesen; dagegen ist er, wie auch Hr. Laurent, bei den ersten Worten höchst unglücklich gewesen. Offenbar ist zu lesen: *idem ponit Augustinus*, 'dieselbe Geschichte führt Augustinus an', ganz nach dem Sprachgebrauch des Mittelalters, wie es z. B. im Sophilogium III 3, 9 nach einer Anführung des Valerius Maximus heiszt: *idem ponit Gregorius;* vgl. das. II 1, 1. Dasz die betreffende Geschichte wirklich bei Augustinus vorkommt, hat W. selbst angeführt. Nach dieser unzweifelhaften Herstellung musz es aber sehr bedenklich scheinen, die zweite Geschichte, deren Anfang verloren gegangen ist, ebenfalls auf die Schrift des Caec. Balbus zu beziehen. Das hamburger Pergamentblatt gehört offenbar einem Spruch- oder Anekdotenbuch an, worin die Geschichten systematisch geordnet waren; so werden hier über den Diebstahl zwei solcher Geschichten angeführt, von denen die eine dem Caec. Balbus entnommen ist, die andere sehr wol aus einer andern, vielleicht in der jetzigen Lücke ausdrücklich genannten Quelle geschöpft sein kann.

Die zweite Stütze des Caec. Balbus bildet ein Notizenblatt des Philologen (Heinrich oder Ludwig?) Lindenbrog. W. irrt ganz entschieden, wenn er der Ansicht zu sein scheint, Lindenbrog habe die hier verzeichneten Spruchgeschichten so unmittelbar aufeinander mit der Ueberschrift *fragmenta Caecili Balbi de nugis philosophorum* in einer Hs. gefunden. Alles deutet darauf hin, dasz er diese aus einem alten Spruchbuche (er selbst bemerkt am Rande *ex vet. ms. lib. sententiarum*) ausgezogen hat und die Ueberschrift nur ihm angehört. Beim durchlesen jenes Spruchbuches waren ihm die Anführungen aus dem ihm unbekannten Caec. Balbus aufgefallen, und er bemerkte sie sich deshalb auf einem besondern Blatte. Daher erklärt es sich auch, dasz der Name des Caec. Balbus nur derjenigen Geschichte vorgesetzt ist, wo Lindenbrog zuerst das bestimmte Buch der Schrift angeführt fand, dasz die Angabe des Buches nur an drei Stellen erfolgt und die beiden Anführungen aus dem 3n Buche n a c h der aus dem 4n stehen. Aus welcher Zeit die Hs. stamme, welcher Lindenbrog seine Notizen entnommen, ist nicht bekannt; es liegt aber durchaus kein Grund vor sie für älter als das hamburger Pergamentblatt zu halten. Vielleicht gelingt es bei genauerer Untersuchung das mittelalterliche Spruchbuch, das Lindenbrog benutzt hat, noch auf der hamburger Bibliothek aufzufinden.

Hiernach würde aus diesen beiden Hauptquellen nichts anderes folgen als dasz es im 14n Jh. eine Schrift *de nugis philosophorum* gegeben habe, die man zum Theil einem gewissen Caecilius Balbus zuschrieb; denn dasz andere sie ohne den Namen des Verfassers gekannt,

dürfte sich aus den Anführungen des Iacobus Magni ergeben. Aber wir begegnen dem Caec. Balbus auch im Policraticus; denn Ioannes von Salisbury führt III 14 folgendes an: *egregie quidem Caecilius Balbus, Imperator, inquit, Auguste, tum in multis tum in eo maxime elucet prudentia tua, quod isti nondum te omnino insanum reddiderunt, qui, ut tibi applaudant, non modo diis, sed tibi ipsi et populo iniuriam faciunt*, woran sich dann eine weitere Ausführung anschlieszt, bis die Worte *haec Caecilius* den Schlusz bezeichnen. W. trägt kein Bedenken, diese Stelle einem Dedicationsschreiben des Caec. Balbus zuzuweisen, ohne sich durch Vincentius von Beauvais beirren zu lassen, welcher sie also einleitet: *unus orator quidam imperatori loquens dicebat.* Hiernach dürfte jene Stelle aus einer Rede an einen Kaiser entnommen sein, die Vincentius von Beauvais ohne den Namen des Verfassers kannte, während Ioannes von Salisbury sie einem Caec. Balbus zugeschrieben fand. W. meint nun, die Schrift *de nugis philosophorum* sei von Ioannes von Salisbury vielfach gebraucht worden, und besonders in jenem Capitel, an dessen Anfang die längere Stelle des Caec. Balbus angeführt wird. Allein in einem solchen Falle würde dieser Schriftsteller, so weit ich ihn kenne, nicht unterlassen haben bei der ersten Nennung einer für sein Buch so wichtigen Schrift auch den Titel derselben ausführlich anzugeben, wie er es z. B. bei Valerius Maximus und Frontinus zu thun pflegt.

W. begnügt sich aber hiermit nicht; er schreibt ohne Bedenken die gesammelten Sprüche, die er in einer münchner Hs. des 10n und in pariser Hss. des 10n und 13n Jh. fand, obgleich ihre Anordnung durchaus verschieden ist, den *nugae philosophorum* des Caec. Balbus zu — als ob es keine Spruchsammlungen gegeben, aus welchen dieser geschöpft haben könnte. Ja auch die jetzt meist den Namen des Walter Burley führende Sammlung *de vita et moribus philosophorum* *) soll den Caec. Balbus benutzt haben. Wir sind glücklicherweise im Stande, für diese eine ältere Quelle nachzuweisen. Im *compendium moralium notabilium* des als Richter zu Padua im Jahre 1300 verstorbenen Hieremias, der den Beinamen Iudex oder Montagnonus, de Montanione führt, finden sich mehrfache Anführungen aus einer Schrift: *Cronica de nugis philosophorum.* Wir heben beispielsweise folgende Stellen aus. I 2, 4: *Cronica de nugis philosophorum c. II scribit de Thalete: Thales, qui primus sapiens nominatus est, secundum quem et*

*) Eine auf der hiesigen Bibliothek befindliche jüngere Papierhandschrift zählt 68 Abschnitte; sie beginnt mit Thales und schlieszt mit Priscian; es fehlen Anaximander, Epimenides, Pherecydes, Homerus, Anaximenes, Archilochus, Aesopus, Protagoras, Chrysippus, Alcibiades, Aeschines, Euripides philosophus, Demosthenes, Sophocles, Pericles, Themistocles, Aristides, Eudoxus, Aratus, Euripides, Heraclitus, Empedocles, Diogenes, Carneades, Xenophilus, Phaedo, Aeschylus, Speusippus, Apuleius, Plotinus, Hermes, Demas, Polystratus et Hippoclides, Anaxarchus, Diodorus, Polemo, Antipater, dann Menander bis Curio, Diogenes Babylonius bis Pomponius Bononiensis, Celsus, Attius, Juvenalis, Persius, Petrarca und Boëthius.

septem sapientes vocati sunt, interrogatus, quis felix, ait, qui sanus [qui de] corpore et (est,) anima vero cupiosus (copiosus), natura autem docilis *). II 5, 2: *Cronica de nugis philosophorum scribit de Cleobolo. Cleobolus, unus de septem sapientibus, dicebat, bene faciendum amico esse, ut amicior fiat. Idem XXXVIII c. scribit de Aristotele. Aristoteles ad quendam culpantem, quod improbo contribuerat, ait, non contribuo homini, sed humanitati. Idem interrogatus, quali (qualiter) sit nos (nobis) erga caros agendum, ait, prout amamus, eos erga nos se gerere.* III 6, 16: *Cronica de nugis philosophorum c. IX de Anacharsi. Anacharsis Scytha vituperatus ab Achito (Attico), quem scito (quod Scytha) foret, sed mihi, inquit, dedecus patria, tu patriae. Idem XV scilicet de Anaxagora. Anaxagoras ad dicentem, qui (quod) privatus esset Atheniensibus, nequaquam, inquit, sed illi me. Idem XVII scilicet de Socrate. Socrates ad dicentem: Talis maledixit tibi, bene, inquit, non didicit. Idem XXIV scilicet de Bione. Bio ad pusillanimem divitem ait: Non habet opes, sed opes eum. Idem XXVIII Aristoteles ad gestientem, quia de magistro civitatis oriundus esset, ait, non hoc est attendendum, sed quisnam dignus sit magno patre.* Aus der Zusammenstellung sämtlicher Anführungen ergibt sich folgende Reihenfolge: Thales, Solon, Chilo, Pittacus, Bias, Cleobulus, Periander, Anacharsis; zwischen Anacharsis und Anaxagoras liegen sechs Capitel, zwischen diesem und Socrates éins. Bis hierher stimmt die Reihenfolge ganz mit Diogenes Laërtios; dagegen ist im folgenden eine grosze Anzahl der von Diogenes angeführten Philosophen ausgefallen, da Bion im 24n, Aristoteles und Theophrast im 28n und 29n Cap. behandelt werden, während bei Diogenes Bion die 37e, die beiden andern Philosophen die 41e und 42e Stelle einnehmen. Unter den sämtlichen Sprüchen ist kein einziger, der nicht aus Diogenes genommen wäre, wenn auch manche in der uns vorliegenden Hs. (die im Jahre 1505 zu Venedig unter dem Titel *Epitome sapientiae* erschienene Ausgabe unserer Schrift ist mir nicht zur Hand) fast zur völligen Unkenntlichkeit entstellt sind, wie II 3, 13: *diligere oportet odio habituros non plerosque malos*, worin man kaum eine Uebersetzung ahnt der Verse des Bias: πλεῖσταν (τὸ ἀρέσκειν) γὰρ ἔχει χάριν· αὐθάδης δὲ τρόπος | πολλάκι βλαβερὰν ἐξέλαμψεν ἄταν; man kann etwa vermuten: *odiosi mores ferunt plerumque malum.* Offenbar enthielt jene *Cronica de nugis philosophorum* die Spruchgeschichten der bedeutendsten von Diogenes behandelten griechischen Philosophen, und dürfte eine derartige Sammlung mit Recht als der erste Keim zu der unter Burleys Namen gehenden Schrift *de vita et moribus philosophorum* betrachtet werden. Manches sonst berichtete schlosz sich an die von Diogenes überlieferten Sprüche an, der Kreis der weisen erweiterte sich, Dichter und Redner, Staatsmänner und Feldherrn wurden hereingezogen, und man blieb bei den Griechen nicht stehn, bis man endlich bei Petrarca an-

*) Vgl. Schneider in Wolfs litterarischen Analekten II 242.

langte. Cicero, Valerius Maximus, Seneca, Gellius, Hieronymus, Augustinus u. a. musten beisteuern. Wenn sich aber manche Geschichten und Sprüche finden, die wir auf keine dieser Quellen zurückführen können, so ist dies nicht zu verwundern, da gerade in der Dichtung derartiger Anekdoten das Mittelalter sehr ergiebig war; diese alle auf Rechnung éines Mannes zu schreiben dürfte kaum angehn, am wenigsten aber möchte Caec. Balbus sich hierzu eignen. Die Fassung der aus Diogenes genommenen Sprüche bei Burley weicht im Ausdruck vielfach von der *Cronica* ab, wogegen sich auch manche auffallende Uebereinstimmungen finden; die Möglichkeit, dasz diese selbst der Sammlung von Burley zu Grunde gelegen habe und die Abweichungen sich durch die Abschreiber oder eine Ueberarbeitung des ganzen gebildet, bleibt immer offen.

Der Titel der *Cronica* ist für uns von bedeutender Wichtigkeit, da diese mit Recht *de nugis philosophorum* heiszt, wogegen der Name für die dem Caec. Balbus beigelegte Schrift nur misbräuchlich in Anwendung kam. Erst zu einer Zeit, wo der Titel *de nugis philosophorum* ein ganz gangbarer war, konnte man darauf kommen, diesen einer weiter sich ausdehnenden, auch die Sprüche von Dichtern, Rednern, Feldherrn, Staatsmännern aufführenden Schrift zu verleihen. Völlig unmöglich dünkt es uns, dasz dieses schon im 1n oder 2n Jh. n. Chr. geschehen. Für diese möchten wir selbst die Bezeichnung *nugae* kaum annehmen dürfen in der Bedeutung Sprüche, da hierfür *dicta* oder *dicteria* der treffende Ausdruck ist (vgl. Macrob. Sat. II 1). Die *ioci* oder *ineptiae* des Grammatikers Melissus können hier gar nicht in Betracht kommen, da diese entweder poetische Spielereien waren (wird ja Melissus als Erfinder der *fabulae trabeatae* bezeichnet) oder mit grammatischen Fragen sich beschäftigten.

Einen seltsamen Beweis für das hohe Alter des Caec. Balbus findet W. darin, dasz Sueton ein paar von diesem erzählte Geschichten weniger ausführlich berichte als sie bei Caec. Balbus sich finden. Daraus soll nemlich folgen, die Fassung des Caec. Balbus sei älter, Sueton habe sie ins kurze gezogen, wogegen der gewöhnliche Gang der Dinge der ist, dasz die Erzählung solcher Geschichten allmählich weiter ausgeführt wird. Aber wir haben deutliche Beweise, dasz die Schrift des Caec. Balbus nicht in eine so frühe Zeit versetzt werden darf, wie W. wünscht und behauptet.

Halten wir uns an die ausdrücklich dem Caec. Balbus zugeschriebenen Stellen, so scheint das auf dem Notizenblatt Lindenbrogs aus dem 4n Buch angeführte Bruchstück von entscheidendem Gewicht. Dort heiszt es nemlich: *Agathocles rex dicere solitus: auro tamquam fictilibus et fictilibus tamquam auro utendum est. Longe enim praestantius est moribus splendescere quam rebus. Cum enim in vasis fictilibus cacnasset, quaerentibus causam huius dixisse fertur: Rex ego quum sim | Siciliae, figulo sum genitore satus. | Fortunam reverenter habe, quicumque repente | Dives ab exili progrediere domo. Considerans enim humilem ortum suum vasis fictilibus contentus erat.*

Die Verse bilden den Schlusz des 8n Epigramms des Ausonius und setzen demnach die Abfassungszeit der Schrift des Caec. Balbus tief herab. W. sucht diesen Anstosz dadurch zu heben, dasz er die Stelle für einen spätern Zusatz erklärt. Allein abgesehn davon dasz es nicht wol angeht, den einzigen Haltpunkt zur Zeitbestimmung, weil er sich unbequem zeigt, mit leichter Hand auszuscheiden, so ist das Epigramm zu innig der ganzen Darstellung eingefügt, als dasz ein solcher Verdacht irgend Wahrscheinlichkeit hätte. Folgte nach den Worten *moribus splendescere quam rebus* das ganze Epigramm des Ausonius, so würde die Vermutung, ein Gelehrter habe dieses an den Rand geschrieben, eher begründet scheinen. Das fühlte Maehly sehr wol; sein Ausweg aber ist noch viel schlimmer, da die Annahme, das Epigramm gehöre nicht dem Ausonius an, sondern sei ältern Ursprungs, nur als reinste Willkür gelten kann. Ich sehe nur éin Mittel für W., über diesen Anstosz hinwegzukommen. Da Lindenbrog die Stellen des Caec. Balbus aus einem Spruchbuch auszog, so könnte er hier leicht zu weit gegangen sein, so dasz die Worte des Caec. Balbus vor *cum enim in vasis fictilibus* endeten und die folgende Geschichte von dem Verfasser des Spruchbuches aus Ausonius entnommen wäre, wofür man die seltsame Anknüpfung mit *enim* (es sollte eher heiszen *idem quum in vasis fictilibus*) anführen könnte. Indessen würde sich über die Zulässigkeit dieser Annahme erst dann vollkommen entscheiden lassen, wenn das von Lindenbrog benutzte Spruchbuch selbst vorläge.

Auch die Sprache verräth deutlich genug den spätern Ursprung des sog. Caec. Balbus. Wir lesen hier *improperium*, ein dem Mittelalter beliebtes Wort für *opprobrium*, das sich vor Lactantius nicht findet, *amodo*, gleichfalls im Mittelalter sehr gebräuchlich, wenn es auch schon bei Hieronymus und Cyprianus nachzuweisen ist, *praesumere* in der Bedeutung 'sich vorsetzen', das späte *eo quod* für *propterea quod*, *propter quod* in der Bedeutung 'weshalb', *expedit* in der Bedeutung *satius est*, um anderes, besonders die syntaktische Verbindung unberührt zu lassen. Freilich möchte W. gern annehmen, der Text seines Schriftstellers habe im Lauf der Zeit gelitten, aber hiermit nimmt er jeder Untersuchung ihren Halt weg, und solche völlige Umänderung einer classischen Sprache in die der mittelalterlichen Barbarei kann unmöglich angenommen werden. Und nun sehe man einmal das im Policraticus erhaltene Stück der Rede des Caec. Balbus an den Kaiser sich näher an! Solche plumpe, rohe, ungeschickte Sprache und Darstellung dürfen wir den vier ersten christlichen Jahrhunderten nicht aufbürden, sie ist eine Geburt des Mittelalters, eine durchaus schlechte Redeübung, wie die Briefe der Cornelia und so manche andere kleinere Stücke. Nicht unwahrscheinlich dürfte man vermuten, dasz diese Rede an Augustus selbst gerichtet sein sollte und man sie dem vertrauten Freunde des Caesar und Augustus, dem Cornelius Balbus zuschrieb, der auch als Schriftsteller genannt wird, so dasz der Name Caecilius einer spätern Verwechslung seinen Ursprung verdankte. Auch über die Art, wie die Schrift *de nugis phi-*

losophorum zu dem Namen des Caec. Balbus gekommen, sind nur unsichere Vermutungen gestattet; möglicherweise könnte jene *oratio* des Caec. Balbus in derselben Hs. mit den *nugae philosophorum* gestanden haben und, wie es wol zu geschehn pflegt, der Name des Verfassers von jener auch auf diese übergegangen sein. Ebensowenig können wir die Anordnung der Schrift des Caec. Balbus, nicht einmal die Zahl der Bücher bestimmen, da eine Angabe des Buches nur an vier Stellen sich findet; nur das steht fest, dasz die Anordnung nicht nach der geschichtlichen Folge der Personen, sondern nach dem sachlichen Inhalt sich richtete, da aus dem 4n Buch Sprüche von Agathokles, aus dem 3n Geschichten von Alexander, Sokrates und Augustus angeführt werden.

Wir glauben keineswegs mit diesen Bemerkungen die Frage über den Caecilius Balbus zum völligen Abschlusz gebracht zu haben; aber als ein Classiker der guten Zeit wird er nach dem hier beigebrachten unmöglich gelten können, sondern sich seinen Platz unter mittelalterlichen Genossen suchen müssen.

Köln. *Heinrich Düntzer.*

59.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn, gedruckt auf Kosten des Vereins. Bonn, bei A. Marcus. XX. Zehnter Jahrgang 2. Mit 4 lithogr. Tafeln. 1853. 192 S. XXI. Eilfter Jahrgang 1. Mit 3 lithogr. Tafeln. 1854. 196 S. gr. 8.

Ich setze den in diesen Jahrb. LXIX 682 ff. angefangenen Bericht über die oben genannten Jahrbücher fort, indem ich aus den zuletzt erschienenen zwei Heften das, was für die Alterthumswissenschaft wichtig oder neu ist, in der Kürze aushebe. — In XX ist der erste Aufsatz: 'Gelduba, das heutige Gellep oder Gelb' von A. Rein; derselbe hatte bereits 1851 in dem Programm der höhern Stadtschule von Crefeld denselben Gegenstand besprochen [s. diese Jahrb. LXIV 105 ff.]; da dieses aber wenig bekannt geworden zu sein scheint, so sind wir der Redaction der rheinl. Jahrb. zu Dank verpflichtet, dasz sie eine Umarbeitung desselben aufgenommen hat. Man ist zwar in der neusten Zeit ziemlich einig, dasz *Gelduba* jener kleine Ort sei (von nur 150 Einwohnern und dem Dorfe Lank zugetheilt), der fast den alten Namen noch erhalten hat; dennoch war eine neue Untersuchung hierüber ganz passend und niemand dazu geeigneter als der Vf., der in der Nähe wohnend alle Momente die hier in Betracht kommen schön zusammengestellt und jeden weitern Zweifel beseitigt hat. Die Veränderung, die der Vf. im Itinerarium Antonini vornimmt, scheint auf den ersten Anblick zwar etwas gewaltsam, ist aber näher betrachtet unbedenklich: statt

Novesio leugas V
Gelduba leugas VIIII (oder *VII*)
Calone leugas VIIII
Veteris leugas VII

schreibt er nemlich

Novesio leugas V
Gelduba leugas VII
Calone leugas III (oder *IIII*)
Veteris leugas XIV (wie die meisten Hss. haben)
oder *mpm. XXI.*

Dies stützt sich besonders darauf, dasz *Calone* (Abl. wovon der Nom. nicht bekannt ist, da dies Wort nur also zweimal im Itin. vorkommt) nicht so nahe bei Xanten zu suchen ist, wie theils die andere Stelle im Itin. S. 176 zeigt, wo die Entfernung von *Veteribus* ziemlich richtig mit *mpm XVIII* angegeben ist, theils locale Untersuchungen, wonach, wie schon frühere vermuteten und der Vf. mit Gewisheit darthut, der alte Ort seinen Namen noch theilweise im heutigen Dorfe Kaldenhausen *) erhalten hat. Danach ist denn auch die Entfernung von Gelduba zu ändern, wobei vielleicht der Irthum daraus entstanden ist, dasz die Entfernung ursprünglich mit *mil. VII* oder *VIII* angegeben war und bei der Veränderung des *mil.* in *leug.* die Zahl stehn geblieben ist. Hiermit dürfte die Stelle im Itin. ihre endliche Erledigung gefunden haben. Der Vf. bespricht hierauf die übrigen Stellen der alten, wo *Gelduba* erwähnt wird, wie Tac. Hist. IV 26 usw., wobei wir wünschten dasz es ihm gefallen möchte, jene Kämpfe am untern Rhein einmal im Zusammenhang darzustellen und zur Verdeutlichung eine Karte der alten Orte beizufügen; das würde nicht wenig zum Verständnis des Tacitus beitragen. Zu Plin. N. H. XIX 28 bemerkt der Vf. dasz die dem Tiberius beliebte Zuckerwurzel (*siser*) nicht mehr im jetzigen Orte gepflanzt werde, wiewol andere Rüben dort sehr gewöhnlich sind. Ist nicht vielleicht eine von diesen gemeint? Nachdem der Vf. bemerkt, dasz die römischen Münzen nicht über Augustus und nicht unter Gratianus reichen, woraus hervorgehn dürfte dasz es bereits unter Drusus erbaut sei: wird gezeigt dasz in *Gelduba* und im mittelalterlichen *Geldapa* die Endsilbe *uba* = *apa* = *aha* 'Wasser, Flusz' bedeute, weshalb auch *Ubii* = den spätern Ripuariern seien; die erste Silbe *Gelb* wird nicht erklärt, aber mit dem spätern Keldachgau in Verbindung gebracht. Endlich spricht der Vf. noch von den dort gefundenen Alterthümern, die obgleich an Werth unbedeutend doch immer beweisen dasz Gelduba lange Zeit

*) Die Alterthümer, die dort in neuerer Zeit gefunden worden sind, gedenkt der Vf. demnächst näher zu beschreiben; dann wird sich zeigen, ob dort 'ein vollständiger Stempel der 12n Legion' gefunden worden ist, wie der Vf. in seinem Programm S. 12 sagt: wir bezweifelten es schon anderswo, da die Legio XII niemals in Deutschland war; es wird XXII dastehen.

von den Römern bewohnt gewesen ist; Inschriften sind bisher dort keine gefunden worden, wol aber Ziegelstücke, wo indessen die Zahl bei LEG abgeschlagen war. Schlieszlich wünschen wir dasz der Vf. auszer Calone, dessen Betrachtung wir baldigst zu begegnen wünschen, noch andere Orte wie Asciburgium usw. in den Kreis seiner gründlichen Untersuchung ziehen möge. — Der 2e Aufsatz 'der Berlich in Köln' von H. Düntzer ist localer Art und kann daher hier übergangen werden, nur sei erwähnt dasz nach des Vf. Erklärung das Wort *Berlich*, wie ein erhöhter Platz in der alten Stadt Köln heiszt und welches auch anderwärts vorkommt, z. B. in Augsburg, wo ebenfalls eine Anhöhe so genannt wird, und im Namen der *Berlichinger*, eine Verkleinerungsform von *Berg* ist, also eigentlich *Berglich* heiszt. — Die folgende Abhandlung 'über die im vespasianischen Militärdiplom vom J. 74 vorkommenden Alen und Auxiliarcohorten' von Aschbach ist von allgemeinerem Inhalt, indem der Vf. nach dem Vorgang Henzens, welcher in Heft XIII derselben Jahrb. zwei Militärdiplome behandelte, an ein 1832 in Ungarn gefundenes und im Museum zu Pest aufbewahrtes Diplom ähnliche Erörterungen knüpft, was um so mehr unsern Dank verdient, da dies Diplom in Deutschland noch keine Erklärung, wol aber in Italien eine ausführliche Bearbeitung durch Cavedoni und Cardinali erfahren hat. Es werden zuerst die historischen Beziehungen des Diploms gedeutet, wobei wir bedauern dasz es dem Vf. nicht beliebt hat, wenigstens diejenigen Personen ausführlich zu besprechen, welche Legaten in Germania (beiläufig bemerkt, nicht zwei Provinzen, wie der Vf. S. 43 mit andern irrig annimmt, sondern zwei *regiones* oder *dioeceses* der Provinz Belgica) waren, besonders da Cn. Pinarius Cornelius Clemens die Lücke auszufüllen scheint, welche bisher zwischen Petillius Cerialis und dem 10 Jahre später erwähnten L. Antonius angenommen werden muste. Da wir noch keine vollständige Reihe der römischen Legaten in Germanien besitzen, so verdient jede neue Nachricht hierüber besondere Beachtung. Doch des Vf. Hauptaugenmerk waren die 6 alae und 12 cohortes, die auf dem Diplom genannt werden; indem er diese einzelnen Truppencorps sofort durchgeht, wird manche neue Ansicht und scharfsinnige Vermutung vorgebracht; nur will es uns hiebei bedünken, als ob der Vf. in Dingen, wo wir nichts wissen, zu sehr seinen Combinationen Raum gebe; auch finden wir nicht überall gleiche Sorgfalt im aufsuchen der Inschriften, die hier fast allein Auskunft geben. Gleich bei der ersten oder *ala I Flavia gemina* vermissen wir einige zum Theil längst bekannte Inschriften, z. B. zwei nassauische; s. die nass. Annalen IV S. 358 u. 504. Aus welchem Volke diese ala gebildet (wenn überhaupt aus einem, was wir kaum glauben), dürfte nicht leicht zu ermitteln sein: J. Becker hat an der erstern der angef. Stellen zu zeigen versucht, dasz sie aus Gaetuli bestand, hat aber selbst im frankfurter Archiv VI S. 21 diese Meinung zurückgenommen und läszt sie aus Raetern bestehen, was auch A. nicht für unwahrscheinlich hält, weil in der notitia dignitatum eine *ala I Flavia Raetorum* erwähnt werde.

Aber abgesehn davon dasz die Inschriften, worauf dieser *ala I Flavia gemina* Erwähnung geschieht, älter zu sein scheinen als die not. dign., streitet wol das Wort *gemina* selbst gegen eine solche Annahme: man wird nicht leicht eine *ala I* oder *II gemina Raetorum* oder *Gaetulorum* etc. finden, weil es eben niemals zwei *alae I Raetorum* gab ohne besondere Beinamen wie z. B. *civium Romanorum*, welche aber gerade eine Verschmelzung verhinderten. Somit halten wir die *ala I Flavia Raetorum* nicht für dieselbe mit unserer *ala I Flavia gemina:* diese stammt aus Vespasians Zeiten, jene wird dem constantinischen Hause ihre Entstehung verdanken. Wenn A. es weiter 'unsicherer' nennt, ob die *ala I Flavia civium Romanorum* identisch mit der unsrigen sei: so stimmen wir dagegen Becker bei, welcher sie davon ausschlieszt, wundern uns aber dasz dieser ihr zwei Inschriften zuweist, welche nicht ihr gehören, sondern unserer *gemina*, denn bei der ersten in Kösching (Hefner röm. Bayern 124 3e Ausg.) wird der letzte Buchstab in AL I FLC oder FL O, wie andere z. B. Orelli 843 haben, in G(emina) mit Aschbach zu ändern sein, nicht in C(ivium Romanorum), wozu B. durch Hefner sich bestimmen läszt; bei der andern ebd. (Hefner 197) ist in VET. A.. L·VIX gar kein Raum nach dem L für C. R. welches B. wir wissen nicht woher hier substituiert; doch möchte die Inschrift unserer *I Flavia* angehören, wiewol sie A. wiederum entgangen ist: somit bleibt für die *ala I Flavia C. R.* nur éine Inschrift Murat. 741, 6 = 1122, 4, welche B. jedoch nicht zu kennen schien, da er sie nicht erwähnt. Dagegen erwähnt dieser eine *ala Flavia pia fidelis miliaria*, die überhaupt nicht vorkommt, denn auf der Inschrift Or. 487 = 3409 kann in EX ALA FLAVIA PINIDE MILIARIA das Wort PINIDE nicht in PIA FIDELIS verwandelt werden, weil, wie A. zeigt, solche Beiwörter nach *miliaria* stehn: ob GEMINA zu schreiben sei, bleibt freilich zweifelhaft, doch dürfte diese ala mit unserer identisch sein. Wenn es somit keine *ala I Flavia pia fidelis* gibt, so kommt aber eine *ala I Flavia fidelis* vor, welche Becker wiederum entgangen ist: mir möchten sie (Mur. 787, 6) ebenfalls für die unsrige ansehn, obwol A. es für unsicher hält. Aus diesen wenigen Bemerkungen folgt dasz, wiewol diese *ala I Flavia* in einem Jahre zwei Erklärer gefunden hat, dennoch manches nachzutragen übrig bleibt, anderes erst dann gelöst werden dürfte, wenn sämtliche Inschriften über die verschiedenen alae, welche *I Flavia* heiszen, zusammengestellt sind, was wir demnächst anderwärts beabsichtigen. Wir unterlassen es zu den übrigen Alen und Cohorten, welche der Vf. ebenso ausführlich bespricht, eine gleiche Nachlese zu liefern: es sind die *ala I Cannenefatium*, *II Flavia gemina*, *Picentiana*, *Scubulorum* (deren Namen der Vf. zuerst richtig, wie es scheint, von einem bisher unbekannten pannonischen Volksstamm ableitet), *Claudia nova*, dann die *cohors I Thracum*, *I Asturum*, *I Aquitanorum veterana*, *I Aquitanorum Biturigum*, *II Augusta Cyrenaica* (welches fast gleich *Cyrenaeorum* sein soll), *III Gallorum*, *III et IIII Aquitanorum*, *IIII Vindelicorum*, *V Hispanorum*, *V Dalmatarum* und *VII Raetorum* (über

diese verweisen wir, da der Vf. sehr kurz ist, auf die mainzer Abbild. II S. 27 ff.).

Schon am Schlusz des vorigen Heftes machte J. Freudenberg die Anzeige, dasz wiederum Denkmäler von noch unbekannten Matres aufgefunden seien. Diese theilt derselbe jetzt mit: es sind 1) der *matronae Vesuniahenae*, worin er übrigens nicht den Namen des Ortes Vettweis (welchen er in den *matronae Vatviae* und *Vaturiae**) finden will), sondern des benachbarten Veitzheim erkennen möchte; die Entscheidung hierüber 'überlassen wir bei diesen offenbar celtischen Elementen' um des Vf. eigne Worte S. 90 zu gebrauchen 'den Erforschern des celtischen Sprachidioms'. Ein Stein bei Soller gefunden hat TEXTVME | IMODEST | VS etc., worin ebenfalls der bis jetzt unbekannte Name der *matronae Textumeae* gefunden wird: man könnte jedoch auch eine andere Erklärung versuchen, besonders da, wie wir sehn, keine Abbildung auf dem Steine beigefügt ist; interessanter ist der Stein, weil auf dessen Rückseite ein dem Kreuze ähnliches Zeichen mit der Beischrift K V IVNIA d. h. Kal. V Iunias angebracht ist, woraus der Vf. folgert dasz diese ara später zum Grabe eines christlichen Häuptlings der Franken (?) gedient habe. Da diese Matronensteine vielfach zu Gräbern benutzt wurden, so fügt der Vf. einige Bemerkungen und Untersuchungen hierüber an, z. B. warum die Inschriften immer nach innen gekehrt seien: 'um nemlich die heidnischen Bilder dem christlichen Beschauer zu entziehn' usw.

Die epigraphischen Miscellen von J. Becker handeln zuerst: 'über das erste und einzige (unedierte) Inschriftdenkmal eines Soldaten der IIII. vindelicischen Cohorte'. Diesen etwas pomphaften Titel hätte die Redaction mäszigen sollen, da dieselbe Inschrift 24 Seiten vorher von Aschbach ediert war und dort, wie oben erwähnt, noch eine andere beigebracht wird, die B. entgangen ist, wiewol Lehne und Steiner sie schon aufführen. Da B. dieselbe Inschrift noch zweimal kurz nacheinander (frankfurter Archiv VI S. 14 u. Z. f. d. AW. 1854 S. 509) sicher nach eigner Untersuchung edierte: so wird dessen Lesart in der ersten Zeile DV MATRIBVS SC, wovon die Buchstaben 2—6 verbunden sind, richtiger sein als Aschbachs DEVM BELLI M. SACR, die keinen Sinn gibt; gleichwol bleibt immer noch ein Zweifel, besonders da die Widmung ungewöhnlich ist. Der Vf. handelt sodann von den vindelicischen Cohorten, indem er zu dem, was wir vor mehreren Jahren über sie sammelten (mainzer Abbild. II S. 27 ff.), mehrere Nachträge liefert. — Aus den übrigen Miscellen des Vf. heben wir seine Uebersicht der Denkmäler der Göttin *Rosmerta* hervor und bedauern nur dasz keine Abbildungen beigefügt sind, denn die Beschreibungen der plastischen Darstellungen, mögen sie kurz und bündig oder breit und ausführlich sein, lassen immer noch manches

*) Der Name *Vaturia* scheint nur auf einer falschen Lesart bei Gräff mannheimer Antiquarium 33 zu beruhen, denn auf dem Stein dort steht nur VATVIABVS, wobei die ersten vier Buchstaben verbunden sind, worin aber kein R liegt, wie angenommen wird.

zu wünschen übrig. Mit Glück sieht der Vf. in der viel versuchten Inschrift des badener Antiquarium (Rappenegger 26):

I· H· D· D· S· AER. CVR. ET D·

VETER· ASINIVS ET AVL· PAT ein Denkmal der Rosmerta, indem er verbessert:

III DD. S. MERCVR ET DEAERO

SMERTE etc.

Sodann bespricht Braun zuerst eine griechische Inschrift aus Gerhards arch. Anz. 1853 Nr. 52, wobei bemerkt wird, dasz die Formel *plus minus* schon früher als auf christlichen Inschriften vorkomme, und darauf zwei bei Köln kurz vorher aufgefundene röm. Inschriften, eine höchst fragmentarische, die andere eine gewöhnliche Grabschrift; jedoch irrt der Hg., wenn er aus dem Wort CACVTIO auf eine neue gens schlieszen will: der Mann hiesz *Gaius Acutius*.

Die übrigen Aufsätze können wir kürzer betrachten. N. Hocker erklärt den 'Chrimhildespil bei Rentrisch' als Hollenspindel, und da Chrimhilda = Holla = Nerthus = Freia, der mütterlichen Erdgöttin ist, als Grenzstein, indem der Freia Bild um die Grenzen getragen wurde, damit den Feldern Fruchtbarkeit werde: im Mittelalter hat er auch als Malstätte gedient, da Spil für Gericht gebraucht wurde, woher noch Kirchspiel. Der Vf. meint, dasz jener Stein und die ähnlichen im Trierischen die Grenze der Mediomatriker und Nemeter gebildet hätten: wir meinen nicht, dasz die Nemeter so weit gewohnt haben, und würden eher an die Treverer denken, wie Schröter Mittheilungen des saarbrücker Vereins I S. 93; wiewol die Ansicht vielleicht die richtigere ist, welche sie den Deutschen nach der Völkerwanderung, also den Alamannen und Franken zuschreibt, vgl. König röm. Denkmäler Rheinbayerns S. 117, Schaab Geschichte von Mainz III S. 6, wo auch die weitern Steine bis an den Rhein aufgeführt sind, welche der Vf. nicht zu kennen scheint. — Der nächste Aufsatz 'zwei Restaurationsversuche der Festhalle in der Kaiserpfalz zu Ingelheim' von A. v. Cohausen läszt keinen Auszug zu. Ebenso erwähnen wir nur die 'Geschichte der ehemaligen Herschaft Burgbrohl' von Wegeler, mit Stammtafeln und Wappenabbildungen, sowie die kurze Anzeige einiger die Geschichte der Rheinlande betreffenden Bücher von A. Springer. Aus den Miscellen heben wir vor allem des Engländers Albert Way Aufsatz 'über die Siegel der römischen Augenärzte' hervor, welchen Braun in deutscher Uebersetzung mittheilt, wodurch wir einige bisher unbekannte Stempel kennen lernen. Weiter erklärt letzterer die wiener Ringinschrift TERO FVGIA AMOR (arch. Anz. 1851 Nr. 30) als Schreibfehler für *sero fugiat amor!*

Das XXIe Jahrbuch beginnt mit einem Aufsatz von Ph. J. Heep: 'die römische Niederlassung bei Kreuznach.' Wer über das begraben der Römer und deren Gräber in unserer Gegend sich belehren will, dem empfehlen wir diesen Aufsatz, der manche alte Vorurtheile z. B. bei Emele beseitigt; wer aber näheres oder neues über die Nahegegend oder das röm. Kreuznach hier zu finden glaubt, der wird sich

geteuscht sehen. Daran ist aber nicht der Vf. schuld, sondern obwol schon 1811 der Wunsch öffentlich ausgesprochen wurde, es möge sich in Kreuznach ein historischer Verein bilden, obwol häufig die Aufforderung geschehn ist, es möge eine öffentliche Sammlung für die vielfach aufgefundenen Alterthümer veranstaltet werden, obwol die Kreuznacher wissen dasz fremde ihren ergiebigen Boden reichlich ausbeuten: nur Privatleute meist aus Liebhaberei oder fast des Handels wegen nehmen sich der Alterthümer an; es gereichte vor allem der höhern Anstalt, die dort blüht, zur Ehre, wenn sie endlich diese römischen Auffindungen, die gerade in ihren Bereich gehören, in ihren besondern Schutz nähme: wir wollen wünschen dasz diese unsere Aufforderung, wie vor einigen Jahren eine ähnliche, bei den würdigen Lehrern des dortigen Gymnasiums Anklang finde, damit die Klagen des Vf. über Nichtachtung, Verschleppung usw. endlich verhallen; jedoch könnten wir diese noch vermehren und namentlich dem Vf. bemerken, dasz er in den Museen unserer Gegend viele Alterthümer aus Kreuznach finden kann, welche seiner Kenntnis entgangen sind: namentlich enthalten die nassauischen Annalen manche Nachrichten hierüber, z. B. III S. 150. 153. 157 usw. Aus des Vf. Nachrichten war uns unbekannt ein Trinkbecher mit V· I· V· A· S; im wiesbadener Museum ist ein anderer aus Kreuznach mit der Aufschrift BIBE (vgl. a. a. O. IV S. 558), der dem Vf. nicht bekannt ist. Daraus folgt zur Genüge, dasz über das römische Kreuznach, dessen die alten Classiker nicht erwähnen, so viel wie nichts erforscht ist; möge der Vf. nicht müde werden das dürftige weiter zu sammeln. — Der folgende Aufsatz 'Durnomagus oder Dormagen und dessen Denkmäler der Römerzeit' von Fiedler bespricht zuerst die Römerstraszen am Rhein und stellt die Orte aus der tab. Peuting., dem geogr. Ravennas und dem Itin. Antonini recht anschaulich und klar zusammen, wobei nicht nur manchem neuen Orte ein bisher unbekannter alter Name vindiciert, sondern auch angenommen wird, dasz der Geograph von Ravenna *Durnomagus*, welches er 'in schrecklicher Verstümmelung' *Serima* nennt, und *Buruncum* (bei ihm *Rongo*, jetzt Woringen) in verwechselter Stellung aufführt. Hierauf theilt der Vf. die bisher aufgefundenen Inschriften von Dormagen mit, welche fast alle im Besitz des Landwirths Peter Delhoven sind, der mit preiswürdiger Sorgfalt der Alterthümer seiner Vaterstadt sich annimmt und sich ein Museum angelegt hat, dergleichen jeder Stadt am Rhein zu wünschen wäre: hoffentlich wird dasselbe nicht, wie wir es bei Kreuznach gesehen haben, nach allen Gegenden verschleudert, sondern in der Stadt etwa als öffentliche Sammlung für immer verbleiben. Von den 17 Inschriften nun, die der Vf. mittheilt, sind 10 längst aufgefunden und die meisten von diesen stehn bei Lersch und Steiner, dennoch war eine erneute Betrachtung recht wünschenswerth, denn manches ist noch nicht abgeschlossen: während z. B. Lersch die beiden Inschriften

DEO· SOLI· I· M· P· S· ISVRA ..
DVP ... ALE· NORICORVM

und: . . . . IS DIDIL
. . . TRAX· V· S· L· I . .

für Theile éines Steines hält, und Steiner sie sofort (2e Ausg. 1181) als eine einzige Inschrift aufführt, beide aber auch in der Zusammensetzung nicht übereinstimmen, indem ersterer die Theile nebeneinander, letzterer sie untereinander zusammenfügt: zeigt der Vf., dasz es zwei verschiedene Steine sind, indem die Bildwerke nicht passen; wir vermissen die Bemerkung, ob Form und Grösze der Buchstaben bei beiden dieselbe ist. Auch über die Erklärung sind die Herausgeber nicht einig: statt *deo Soli invicto Mithrae pro salute imperatoris Suranus* (wie Steiner statt *imperii* bei Lersch liest, wol richtiger, wegen ähnlicher Formeln vgl. St. II S. 387) deutet Fiedler, welcher SOLI· I· IMP· S· I . . SVRA liest, also ein I mehr hat: *deo Soli invicto impensa sua Isuranus*, wobei wir einmal zu bemerken haben dasz wir uns kaum erinnern *impensa sua* vor dem Namen des weihenden gefunden zu haben, indem die Grammatik schon eine spätere Stellung verlangt, und dann möchten wir das I nicht mit *Suranus* verbinden, sondern wenn es nicht zum vorausgehenden gehört, als Vornamen *Titus* oder *Lucius* fassen*). Die zweite Inschrift ist noch schwieriger, indem man früher in der ersten Zeile einen Eigennamen *Didilio*, jetzt die Worte ISIDI DIE d. h. *deae* finden will: eine Entscheidung wird hier fast unmöglich sein, da dieser Stein abhanden gekommen ist. — Die hier zum erstenmal edierten Inschriften wurden schon 1849 gefunden: es sind

NIMPHIS	NIMPIS	ILIRV
T· CELSINVS	SIMMO	MARCV
GVMIVS	HTQVAR	ET· AHV
V· S· L· M	TVS	VSILM
	V· S· L· M	

Die Inschriften gehören der spätern Zeit an, namentlich die 2e u. 3e; welcher Gottheit diese gewidmet ist, weisz man bis jetzt nicht; Fiedler denkt an eine unbekannte topische Gottheit; ich würde, besonders weil R feststeht, an D· I· MITHR· denken, wenn V nicht da wäre, denn die ersteren Buchstaben sind zweifelhaft. Sowie aber der Vf. einige kleinere Denkmäler, welche schon früher bekannt, aber bisher den oben erwähnten Sammlern entgangen waren, hier zum erstenmale mittheilt, ebenso sind ihm einige längst veröffentlichte Inschriften entgangen, welche hier zu wiederholen waren, wenn sie auch nicht gerade in dem Museum von Delhoven sich finden, nicht nur Töpfernamen z. B. CRACVNAE (welcher Name sich auch im wiesbadener Museum, vgl. nass. Ann. IV S. 554 u. im Museum von Linz findet, s. Gaisberger röm. Inschr. im Lande ob der Ens S. 35), OPISOFE u. a., die jedoch

*) Oder heiszt die Zeile einfach *Soli invicto imperatori Sextus Isuranus?* indem eine andere Inschrift in Dormagen denselben Anfang hat: D· S· I· IMP· C· AMANDINIVS, wo Fiedler wiederum *impensa* (sc. *sua*) erklärt; jedenfalls wird IMP in beiden Inschriften auf gleiche Art zu deuten sein.

nicht, wie Steiner 2e Ausg. 1185 meint, im bonner Museum, da Overbecks Katalog S. 137 sie nicht aufführt, sondern wol noch in Delhovens Sammlung sein werden (vgl. Lersch Central-Mus. III S. 90); und Ziegelinschriften, von denen sich mehrere im bonner Museum befinden (vgl. Overbeck S. 89), wobei wir einen Zweifel nicht unterdrücken wollen; Steiner 2e Ausg. 1188 führt einen Ziegel an mit LEG. TRANSRHEN. GERM. LEG XIIII, der in vielen Exemplaren gefunden sein soll; uns scheint diese ganze Inschrift aus einem Misverständnis von Lersch Central-Mus. I 63 entstanden zu sein. Endlich finden sich bei Steiner 1189 noch Fragmente von 3 Inschriften, welche, wie sie von Lersch demselben mitgetheilt sind, keinen Sinn geben; sie befanden sich damals in Delhovens Sammlung. Wir suchen dieselben beim Vf. vergebens. Aus diesen Zusätzen, die wir noch vermehren könnten (vgl. z. B. bonner Jahrb. III S. 100, denn verschiedene Schreibarten müssen immer getrennt werden), ergeben sich für Dormagen über 30 Inschriften. Schlieszlich wünschen wir, dasz alle Städte am Rhein einen so fleiszigen Sammler finden mögen: denn was wäre passender für die rheinl. Jahrb., als wenn sie nach und nach die Inschriften der einzelnen Städte und deren Alterthümer zusammenzustellen suchten, wie es diesmal bei Kreuznach und Dormagen geschehen? Darum haben wir uns auch fast zu lange bei der Betrachtung dieser Aufsätze verweilt.

Derselbe Gelehrte bespricht sodann ein 1852 bei Xanten gefundenes Trinkgefäsz mit der Inschrift COPO IMPLE, welche bei Steiner 2e Ausg. 2401 nachzutragen ist. — Eine um dieselbe Zeit bei Trier gefundene Gemme (Carneol) mit den Inschriften

DOMN / AAVE und MEMI / NITVI

beschrieben und erklärt von Schneemann bespricht zugleich die Abkürzungen der Worte *domina* und *dominus*. — Derselbe behandelt sodann 'die im Trierischen zu Tage gekommenen Münzen gallisch-belgischen Ursprungs', namentlich die berühmte mit den Worten GERMANVS und INTVTIIII oder INTVTIIIII, welche er auf den Treverer Indutiomar bezieht, ohne jedoch die letzten 4 oder 5 I erklären zu können (wobei er zugleich die Ansichten von Lelewel, Senckler u. a. abweist), und die mit A· HIRTIVS von dem bekannten römischen Historiographen. — 'Zur gallischen Numismatik' liefern weitere Beiträge A. Senckler und Freudenberg einige Zusätze zu frühern ähnlichen Aufsätzen. — Die epigraphischen Miscellen von dem schon erwähnten J. Becker geben Berichtigungen und Erklärungen zu einigen Inschriften aus Bayern, Nassau, Württemberg usw. — Der folgende Aufsatz 'Erkelenz und Erka' von N. Hocker zeigt ähnlich einem früher schon erwähnten, dasz *Herka*, wovon *Erkelenz* im Reg.-Bez. Aachen sich ableitet, = *Nerthus* = *Frouwa* = *Fricka* = *Holla* = *Berchta* = *Ostara* usw., d. h. eine mütterliche Erdgottheit sei, der schon in den frühesten Zeiten die Linde geweiht sein mochte, endlich = *Herka*, der Gemahlin Attilas. Als Zusatz hiezu gibt K. Simrock einiges aus und über die Chronik von Erkelenz,

welche um die Mitte des 16n Jh. geschrieben scheint. — Ein bisher unediertes Lampenrelief, bei Bonn gefunden, dessen Abbildung beigefügt ist, wird von Braun mit Zuziehung ähnlicher Darstellungen für Hektor mit dem todten Troïlos auf den Schultern erklärt; ein anulus signatorius bei Saurbrodt gefunden, ebenfalls mit Abbildung von Frl. Anna Libert in französ. Sprache kurz beschrieben aber nicht gedeutet; aus der Lithographie vermögen wir auch nicht zu erkennen, was der wie es scheint nackte Mann in der linken Hand hält oder unter dem rechten Arme trägt.

Unter der Rubrik 'Litteratur' wird zuerst Zells bekanntes Handbuch der Epigraphik, namentlich der 2e Theil, von Aschbach kurz besprochen und trotz mancher Ergänzungen und Berichtigungen 'das tüchtige Handbuch wegen seiner groszen Brauchbarkeit den Philologen, Historikern und Juristen empfohlen', welchem Urtheile wir uns anschlieszen. — Nachdem A. Jahn G. von Bonstettens Werk über Auffindungen bei Tiefenau im Kanton Bern nicht ohne eine gewisse Empfindlichkeit, um nicht Gereiztheit zu sagen, die wir nicht zu deuten wissen, die aber hier fern bleiben sollte, besprochen hat; gibt Dekan von Jaumann eine Erwiderung auf die Angriffe Th. Mommsens gegen die Echtheit der rottenburger Inschriften: unterz. hat, so viel er weisz, zuerst einen Verdacht gegen manche jener Inschriften ausgesprochen (heidelb. Jahrb. 1851 S. 738. bonner Jahrb. XVII S. 190) und ist auch der Erwiderung in den bonner Jahrb. XVIII S. 230 'er solle kommen und sehen' die Antwort nicht schuldig geblieben (heidelb. Jahrb. 1853 S. 252), indem auch ohne Autopsie ein gewisses Urtheil gefällt werden könne; unterz. weisz weiter, dasz hier in Mainz, der grösten Fundgrube römischer Inschriften in Deutschland, Alterthümer mit und ohne Inschriften fabriciert und mit und neben den echten feilgeboten wurden und werden, und dasz sogar Vereine betrogen worden sind (man vgl. das berühmt gewordene Beispiel eines Falsarius von hier in den bonner Jahrb. XVII S. 206): dennoch hat er niemals geglaubt dasz der ehrwürdige Herausgeber von Sumlocenne in der Weise geteuscht worden ist oder geteuscht werden konnte, wie Mommsen gerügt hat, und er kann es dem erstern nicht übel nehmen, wenn er die harten Verdächtigungen des letztern mit Entrüstung und nicht ohne gleich harte Worte zurückgibt: zugleich erzählt er in der ausführlichen Erwiderung S. 143—164 seine Auffindungen auf eine so einfache und natürliche Weise, dasz wir gern dem eifrigen Sammler jeden Glauben schenken; doch möchten wir immer noch meinen dasz ihm eine oder die andere unechte oder verfälschte Inschrift mit untergeschoben sei, ohne dadurch irgend einen Vorwurf gegen ihn selbst zu erheben. Wir freuen uns, dasz derselbe, wozu wir ihn schon früher aufforderten (heidelb. Jahrb. 1853 a. a. O.) eine neue Ausgabe von Sumlocenne mit den Zeichnungen der zahlreichen spätern Funde zu veranstalten im Begriff ist; dies wird manches aufhellen, manchen Zweifel beseitigen; es wäre zwar wünschenswerther gewesen, wenn die k. Akademie zu Berlin, welche der Vf. von Sum-

locenne zur Prüfung anrief, sofort dieses gethan und nicht es sich für später vorbehalten hätte, wenn das beabsichtigte Corpus inscr. Lat. auf jene Inschriften hinführe. Bei einem Streite, der so groszes Aufsehn erregte wie lange Zeit kein anderer, würde eine schnelle Entscheidung von jener Seite aus der Wissenschaft nicht wenig genützt haben.

Unter den Miscellen heben wir hervor, dasz Braun bemerkt, der bei Köln gefundene Stein habe C. ACVTIO, wie wir oben corrigierten; Steiner 2399 hat noch die alte Lesart. Ferner wird auch die Inschrift des *Mercurius Arcecius*, welche wir in unserm vorigen Bericht (s. diese Jahrb. LXIX 685) behandelten, von J. Becker besprochen, woraus erhellt dasz die Inschrift später zu setzen ist, als Deycks in den bonner Jahrb. XIX S. 28 annahm; den Beinamen des Mercurius hält er wie wir dort für einen keltischen Localnamen, möchte aber *Arcetius* schreiben, was wir nicht nothwendig finden, da z. B. *Visucius* ein *c* hat, wiewol allerdings mehr ähnliche Namen auf *etius* als auf *ecius* auslauten. — Wir schlieszen unsern Bericht mit dem Wunsche, dasz der Verein in seinen schönen Bestrebungen ungehinderten Fortgang finden möge: er steht seit seiner Gründung 1841 in Bezug auf seine Publicationen fast unerreicht unter den vielen historischen Vereinen Deutschlands da.

Mainz. *Karl Klein.*

60.

Ueber das Consulartribunat. Von Ottokar Lorenz. Separatabdruck aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1855 Heft IV S. 273—302. Wien, Verlag von Carl Gerold u. Sohn. 1855. 32 S. gr. 8.

Was die Studien des classischen Alterthums von der nächsten Zukunft für ihr Gedeihen zu hoffen haben, ist so ungewis, dasz diejenigen, welche nun einmal ihnen Neigung und Thätigkeit zuwenden, nicht ohne Besorgnis an Untersuchungen gehen, welche vielleicht für die Nachwelt von noch geringerem Interesse sein werden, als sie es für die Gegenwart sind. Unter diesen Umständen ist jede Erscheinung erfreulich, welche einerseits den immer noch rüstigen Eifer der Forschung bekundet, anderseits für die Begünstigung von auszen her eine neue Hoffnung erweckt, und als eine solche Erscheinung dürfen wir verschiedene Arbeiten betrachten, welche in der letzten Zeit in Oesterreich publiciert sind. Das Studium des römischen Alterthums wird in den Ländern, in welchen die vorhandenen monumentalen Ueberreste das Andenken an eine grosze Vergangenheit immer frisch erhalten und die von Zeit zu Zeit aus langer Vergessenheit wieder hervortretenden Denkmäler zu stets erneuter Beschäftigung mit der Römerzeit anregen, seinen unvergänglichen Reiz und seinen unbestrittenen Werth behaupten; wie Italien stolz ist, den Meister der römischen Alter-

thumswissenschaft in Borghesi zu besitzen, so wird Oesterreich hoffentlich nie die Männer entbehren, welche ihre Freude darin finden, die reichen Schätze des Landes so wie der kaiserlichen Sammlungen der Wissenschaft zugänglich zu machen, wie dies denn in dem vorigen Jahrhundert durch die unvergänglichen Werke von Joseph Eckhel und neuerdings durch die Publicationen der Herren Arneth und Seidl in einer die Freunde des römischen Alterthums zu dem lebhaftesten Danke verpflichtenden Weise geschehen ist. Die Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien so wie die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien geben den Beweis, dasz auch jüngere Gelehrte sich in Oesterreich mit Erfolg der Erforschung des römischen Alterthums zuwenden, zu welcher nächst Italien die österreichischen Länder besonders berufen sind, und diese Untersuchungen sind um so mehr versprechend, als sie, ohne sich auf das nächste Bedürfnis der Erklärung gegebener Objecte zu beschränken, in den weiteren Kreis der Forschungen über römisches Alterthum eingreifen. Im Januar 1853 enthielten die Sitzungsberichte der philos.-hist. Classe der Akademie eine Abhandlung von Dr. Gustav Linker, Privatdocenten an der k. k. Univ. zu Wien, 'über die Wahl des altrömischen praefectus Urbis feriarum Latinarum', welche durch die Besprechung mehrerer bisher unbenutzter Zeugnisse und durch eine scharfsinnige Erörterung der ganzen Frage von entschiedenem Werthe ist, wenn wir gleich gewünscht hätten, dasz der Hr. Vf. von dem Begriffe des praefectus ausgegangen wäre und die Analogien, welche die sonst vorkommenden praefecti darbieten, berücksichtigt hätte, einen Gegenstand über den neuerdings die von Mommsen herausgegebenen Urkunden von Salpensa und Malaca und die Bemerkungen des Herausgebers dazu S. 446 ein neues Licht verbreitet haben. Das vierte Heft des Jahrganges 1855 der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien bringt eine Untersuchung ähnlicher Art von Ottokar Lorenz 'über das Consulartribunat', über welche wir hier einige Bemerkungen folgen lassen. Die Hypothese Niebuhrs (R. G. II S. 438 ff.), das Consulartribunat sei eine modificierte Fortsetzung des Decemvirates gewesen, ist jetzt als unhaltbar zu betrachten; ein neuer Aufschlusz über die Geschichte dieses Magistrates aber, durch welchen namentlich die Zahl der Consulartribunen erklärt würde, ist nicht gewonnen worden. Hr. Lorenz hat daher die ganze Frage mit sorgfältiger Beurtheilung der Quellenzeugnisse aufs neue einer genauen Untersuchung unterworfen, deren Resultat als ein durchaus neues zu betrachten ist. Der Vf. unterscheidet in der Geschichte des Consulartribunates drei verschiedene Perioden. Als im J. 309 = 445 die Rogation des Canulejus das conubium zwischen Patriciern und Plebejern und die Berechtigung der Plebejer zum Consulate forderte, so gieng zwar der Antrag über das conubium durch; der Antrag auf Theilnahme am Consulate dagegen wurde durch eine neue Einrichtung, die Einsetzung der Militärtribunen beseitigt, welche, aus dem Drange der Umstände hervorgegangen, nicht als eine Verfassungsveränderung, wie Niebuhr annimmt, sondern als eine pro-

visorische Concession anzusehen ist, deren Wichtigkeit sich erst mit der Zeit entwickelte. Die Consulartribunen hatten weder die Insignien der Consuln noch deren Amtsgewalt: namentlich nicht die Auspicien der Consuln, deren Uebertragung auf Plebejer das Haupthindernis war, welches der Rogation des Canulejus entgegenstand. Der Vf. nimmt nun an, dieser neue Magistrat sei aus der Heerverfassung hervorgegangen und habe zunächst den Zweck gehabt, dem Bedürfnisse des Krieges zu genügen; während die übrigen Functionen der Consuln geruht hätten, sei für den Augenblick drei tribunis militum das consulare imperium übertragen worden. Als Beweise für diesen Satz führt er an erstens die Uebereinstimmung des Namens *tribuni militum;* zweitens den Umstand dasz 5 Jahre vorher, als nach dem Sturze der Decemviralherschaft das auf den Aventinus entwichene Heer ohne Führer war, es die Kriegstribunen zu Anführern machte (Liv. III 51). Den dritten Grund findet der Vf. in einer Thatsache, die er zu einer allerdings scharfsinnigen Combination benutzt. Als nemlich 366 die Plebejer wirklich den Zutritt zum Consulate erhalten hatten, heiszt es bald darauf 362 bei Liv. VII 5: *eo anno primum placuit tribunos militum ad legiones suffragio fieri.* Dies combiniert der Vf. in folgender Art: 'als am Ausgange der consulartribunicischen Gewalt das Heer wieder unter Consuln ins Feld zog, nahm es das Recht sechs Kriegstribunen zu wählen als ein hergebrachtes in Anspruch, und fortan wurden in den Centurien, wie früher die Consulartribunen, die tribuni comitiati gewählt.' Endlich viertens erinnert der Vf. daran, dasz, wie die Legion ursprünglich und noch zur Zeit der Decemvirn drei tribuni nach den drei alten Stämmen hatte, so auch diese Zahl für das Commando des ganzen Heeres beibehalten worden sei. Von den angeführten Gründen ist der erste und vierte am brauchbarsten: der dritte der unsicherste, da Livius von einem 'hergebrachten Rechte' nichts sagt, die Wahl nicht unmittelbar auf die Wiedereinführung der Consuln folgte, und die tribuni militum nicht, wie der Vf. annimmt, in Centuriatcomitien, sondern, wie ich im Handb. der röm. Alterth. II 3 S. 165 gezeigt habe, in Tributcomitien gewählt wurden, wodurch die Analogie dieser Wahl mit der der tribuni militum consulari potestate wesentlich geschwächt wird. Wenn ferner der Vf. ein groszes Gewicht auf den Umstand legt, dasz die tribuni militum bald *cum consulari potestate* bald *cum consulari imperio* genannt werden, so ist dagegen zu erinnern, dasz in den Stellen, in welchen diese Titel vorkommen, beide offenbar gleichbedeutend sind, wie dies denn auch überhaupt mit beiden Worten der Fall ist: s. die Stellen bei Bethmann-Hollweg Handb. d. Civilproc. I 1 S. 37 Anm. 5. Allein auch abgesehn von denjenigen Beweisgründen, welchen der Vf. in dem Bestreben seine Annahme allseitig zu begründen eine gröszere Wichtigkeit beilegt, als ihnen zukommen dürfte, hat die Ansicht, dasz die Consulartribunen vorerst provisorisch zur Uebernahme des Befehls im Felde ohne weitere Befugnis eingesetzt seien, an sich einen Vorzug vor der Niebuhrschen Hypothese, wenngleich die Frage über ihre Auspicien auch so noch ungelöst bleibt.

Das zweite Stadium der Entwicklung der tribunicischen Gewalt setzt der Vf. in das Jahr 328=426. Damals wurde die Zahl der tribuni mil. cons. pot. auf 4 erhöht, indem auszer den dreien, die ins Feld zogen, éiner die cura Urbis übernahm: damals erhielten sie, wie der Vf. nachweist, zuerst das Recht einen Dictator zu ernennen, das so lange die Consuln allein gehabt hatten, und es wird ausdrücklich erwähnt, dasz das Collegium der Augures durch sein Gutachten über die dazu nöthigen Auspicien diese Bewilligung herbeiführte; damals erhielten sie auch vielleicht zuerst das Recht im Senate zu praesidieren. Der Vf. macht ferner darauf aufmerksam, dasz die weitere Vermehrung der tribuni mil. cons. pot. in das erste Jahr der Belagerung von Veji (349=405) fällt, nachdem ein Jahr vorher der Truppensold eingeführt war; es ist eine ansprechende Vermutung des Vf., dasz mit der Umgestaltung der römischen Heeresverfassung, die damals vor sich gieng, auch die Vermehrung der Legionstribunen von 3 auf 6, deren Zeit bisher nicht fixiert war, und in Folge dessen die Vermehrung der Consulartribunen zu der gleichen Zahl eingetreten sei.

Die dritte Periode der Geschichte der Consulartribunen beginnt im J. 351=403, in welchem, nach Livius wenigstens, deren Zahl auf 8 erhöht wurde, während Valerius Maximus und Plutarch für dies Jahr 6 tribuni mil. cons. pot. und 2 Censoren angeben. Ueber dieses Verhältnis handelt der Vf. sehr genau und gelangt zu dem, wie mir scheint, sichern Resultate, dasz die Relation des Livius die richtige ist, aus welcher zugleich sich die ganze Frage aufklärt. Da nemlich die Censur nicht allein in der Blütezeit der Republik, was bereits bekannt war, sondern, wie der Vf. überzeugend darthut, vom Beginne des Amtes an immer nur von einem gewesenen Consul oder gewesenen patricischen Consulartribunen bekleidet worden ist, so konnte Camillus, der von Valerius Maximus und Plutarch als einer der Censoren des J. 351 genannt wird, weil er damals noch weder Consul noch tribunus mil. cons. pot. gewesen war, nicht wirklich Censor sein. Wie aber dieser Fall zeigt, so scheint man überhaupt mit dem Vf. annehmen zu müssen, dasz die Censur von wirklichen Censoren immer nur in Jahren verwaltet ist, in welchen es Consuln gab, dasz dagegen, wenn bei dem Eintritt des lustrum Consulartribunen gewählt waren, diese selbst die Geschäfte der Censur übernahmen und deshalb um zwei vermehrt wurden.

Diese Ergebnisse, auf welche hier nur in Kürze aufmerksam zu machen bezweckt wird, sind von dem Vf. überall auf scharfsinnige und ansprechende Weise begründet, und geben über die bisher groszentheils unverständliche Entwicklungsgeschichte der tribuni mil. cons. pot. einen erwünschten Aufschlusz, namentlich in Betreff des censorischen Amtes derselben, über welches der Vf. zu einem durchaus überzeugenden Abschlusz gelangt ist. Der dunkelste Punkt ist immer noch der über die Auspicien, über welche man hier wie in vielen andern Fällen von den Quellen verlassen ist. Wir werden uns freuen, wenn der Hr. Vf. seine Untersuchungen auf andre Gegenstände des römischen Alterthums, deren so viele noch einer eingehenden speciellen Behandlung dringend bedürfen, mit derselben Sorgfalt und Liebe zu richten Zeit und Gelegenheit findet.

Danzig. *Joachim Marquardt.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von **Alfred Fleckeisen.**

61.

Praxiteles und die Niobegruppe nebst Erklärung einiger Vasenbilder. Von Dr. K. Friederichs. **Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1855. 143 S. gr. 8.**

Bei Werken wie Brunn's Künstlergeschichte, welche aus einer Fülle fremder und eigner Einzelforschungen auf einem weiten Gebiete hervorgegangen sind und die Summe der Resultate dieser Forschungen zu ziehen beabsichtigen, kann es immer nur als Zeugnisz der Vortrefflichkeit und der Bedeutsamkeit für den Stand der Wissenschaft gelten, wenn sie sofort neue Einzelstudien und Forschungen hervorrufen und anregen, mögen diese sich beistimmend, erweiternd, ergänzend oder mögen sie sich entgegenstehend, bekämpfend, berichtigend zu den einzelnen Capiteln des Buchs verhalten, auf welches sie sich zunächst, sei es in Form der Recension und des Berichts, sei es in der einer Monographie beziehen. Zu den Schriften und Untersuchungen der Art, welche durch die Brunn'sche Künstlergeschichte veranlaszt worden sind, gehört auch das vorstehend genannte Erstlingswerk eines begabten jungen Gelehrten, welches sich aus der Specialrecension eines Abschnittes der Brunn'schen Künstlergeschichte, gegen den sich dasselbe durchaus polemisch verhält, zu dem Umfange eines eignen Schriftchens entwickelt zu haben scheint, das wir zugleich, um ihm in jeder Weise gerecht zu werden, als specimen doctrinae zu betrachten haben werden. Dieser sein Charakter offenbart sich nicht allein in der ganz äuszerlichen Anhängung einiger Vasenerklärungen, welche mit dem Inhalt des Haupttheiles Nichts zu thun haben, und der Anhängung einer Besprechung der Artemis Colonna im berliner Museum, die nur durch sehr lose Fäden mit dem Haupttheil zusammenhangt, indem der Vf. sie auf die brauronische A. des Praxiteles zurückzuführen sucht; sondern dieser Charakter liegt auch in der übrigens sehr glücklichen Wahl des Stoffes des Haupttheils, in der netten und detaillierten Behandlung desselben und endlich in dem polemischen Faden, der das Ganze durchzieht und dem Vf. die Composition seines Werkchens sichtlich erleichtert hat. Es fragt

sich, ob ein älterer und bereits anerkannter Gelehrter diesen Stoff in dieser Weise zu behandeln jemals unternommen haben würde; um so mehr wollen wir uns freuen, dasz eine so rüstige junge Kraft sich desselben bemächtigt und ihn zu einem specimen verarbeitet hat, welches der Wissenschaft noch manche schöne Frucht aus derselben Hand verheiszt. Und deswegen wollen wir auch nicht säumen, durch diese Anzeige auf das Büchlein aufmerksam zu machen, welches seit seinem Erscheinen in diesem Frühjahr noch nicht besprochen gefunden zu haben denjenigen wundern müsste, welcher nicht bedenkt, dasz in unserer Zeit noch immer eine kleinere Zahl von Archaeologen sich an solchen kunsthistorisch-aesthetischen Forschungen betheiligt als wünschenswerth ist.

Das von uns zu besprechende Büchlein über Praxiteles und die Niobegruppe wendet sich besonders in seinem ersten Theile, in einer monographischen Darstellung des Praxiteles auf's Bestimmteste gegen den Abschnitt über diesen Künstler in Brunns Künstlergeschichte, der nur bei sehr Wenigen Zustimmung gefunden, den Meisten lebhaften Anstosz gegeben und bereits manche Erklärung gegen sich hervorgerufen hat. Auch Ref. gehört zu diesen, und hat schon vor längerer Zeit in der Z. f. d. AW. 1853 S. 541 f. gegen die Charakterisierung des Skopas und Praxiteles durch Brunn die allerernsteste Einsprache zu erheben für Pflicht gehalten, weil diese Charakterisierung ihm eine gänzliche Verkennung des Wesens dieser Künstler zu enthalten schien, denen ein Kunstprincip unterstellt wird, das eines Strebens nach äuszerer Wahrheit und sinnlicher Schönheit, von dem sie *so weit wie* möglich entfernt sind. Hr. Friederichs ist ebenfalls dieser Ansicht, welche er in Bezug auf Praxiteles durchzuführen sucht; er meint sogar, dasz diese neue Auffassung den Werth des Künstlers so weit herabdrücke, dasz er im strengsten Sinne nicht mehr als Künstler gelten dürfe. Ist nun dies freilich auch viel zu viel gesagt, da das bezeichnete Princip seine unbestreitbare Berechtigung in der Kunst hat, und bei Meistern hervortritt, die, mag man sie die 'Holländer der antiken Kunst' nennen, man als Künstler und zwar als bedeutende Künstler immer wird anerkennen müssen: so hatte der von einer höheren Ansicht über Praxiteles durchdrungene Vf. auch ohne dies ein volles Recht zu seiner energischen Polemik und mehr als hinreichende Veranlassung darin, dasz, wie er S. 1 bemerkt, diese neuste Ansicht, auf eine gröszere Menge schriftlicher Zeugnisse gestützt, den Schein der Urkundlichkeit vor früheren voraus hat. Es bedurfte deshalb auch nicht der gleichsam als Motiv der Schrift vorangestellten Aeuszerung, dasz Monographien über einzelne Künstler vielleicht den richtigen Weg zu einer umfassenden Kunstgeschichte bilden; denn daran hat wol noch Niemand gezweifelt. Oder sollte in diesem Satze die indirecte Erklärung liegen, dasz wir über das Zeitalter der Monographien noch nicht hinaus seien, und uns nicht darüber hinaus dünken sollen, womit die einen Schritt weiter gehende Künstlergeschichte Brunn's als verfrüht bezeichnet wäre? Auch hätte Hr. Fr. nicht nöthig

gehabt die Miene anzunehmen, als sei seine auf S. 1—6 entwickelte Methode der Behandlung eines kunstgeschichtlichen Capitels eine neue, eine aus litterarhistorischem Gebiet auf das kunsthistorische von ihm zuerst übertragene. Denn worin die Verschiedenheit des Verfahrens unseres Vf. von dem im weiten Umfang der Künstlergeschichte von Brunn meistens mit Glück durchgeführten bestehn soll, hat Ref. nicht einleuchten wollen. Hat Brunn seine bewährte Methode, die Zeugnisse zu sammeln, zu ordnen, abzuwägen und nach ihnen ein Gesamtbild von der Eigenthümlichkeit und der geistigen wie formalen Richtung jedes Künstlers zu entwerfen, in welchem natürlich gewisse von den Zeugnissen besonders betonte Züge merkbar hervortreten, hie und da und namentlich bei Praxiteles zum eignen Nachtheil verlassen und aus den Augen verloren, die Zeugnisse unvollständig gesammelt, sie vermischt, Einzelnes zu sehr betont, Anderes vernachlässigt: so war die Methode doch schon lange vor Hrn. Fr. da, und ihm gebührt nur das Lob ihrer consequenteren und glücklicheren Verwerthung für Praxiteles.

Doch wenden wir uns zu der Abhandlung des Vf. selbst und zwar zunächst zu der über Praxiteles — S. 64, von der er die Behandlung der Niobegruppe — S. 96 völlig abtrennt. Hr. Fr. theilt seine Darstellung in 8 Capitel, deren Inhaltsangabe wir mit unseren Bemerkungen begleiten wollen. In dem 1n Capitel S. 8—11 werden die Zeugnisse für den Ruhm des Künstlers zusammengestellt. Hauptsächlich legt der Vf. auf diejenigen Gewicht, in denen (wie Prop. IV 9, 16. Phaedr. V praef.) Prax. als Repraesentant der Marmorsculptur wie Phidias als derjenige der Goldelfenbeintechnik, Myron als derjenige der Caelatur genannt wird, Stellen an welche sich die Urteile bei Plinius: *P. marmore nobilitatus est* (VII 39) und *marmoris gloria semet ipsum superavit* (XXXVI 4, 5) anschlieszen. Niemand kann bestreiten, dasz hier Praxiteles als der Künstler in Marmor katexochen genannt wird; doch dürfen wir nicht vergessen, dasz Dichterstellen nicht das Gewicht eigentlicher Kunsturteile haben, indem Dichter vor allem populär bekannte Namen brauchen. Die Gründe der Popularität eines Künstlernamens und der Unpopularität eines andern können wir aber nicht durchaus berechnen, und man wird zugeben müssen, dasz sie in Aeuszerlichem liegen können. Soll dies auch in Bezug auf Prax. natürlich nicht behauptet werden, so musz doch erinnert werden, dasz wir uns durch solche allgemeine Urteile und durch die Popularität eines Künstlers nicht zu seiner Ueberschätzung und zur Unterschätzung anderer hinreiszen lassen dürfen, wie dies allerdings bei unserem Vf. seinem Helden gegenüber ein wenig den Anschein hat. Wird doch selbst auf Scholiastenbemerkungen wie die zu Luc. Iupp. trag. 16 *Π. ἀγαλματοποιὸς ἄριστος* Gewicht gelegt und etwas weiterhin gesagt, dasz in Stellen, in denen grosze Künstler so citiert werden, wie wir in Gesprächen über Poesie Goethe und Schiller anführen, gewöhnlich Phidias und neben ihm häufig Prax. genannt werde. Die von Hrn. Fr. ausgeschriebenen Stellen bieten hier keine reinen Belege, denn bei Luc. Somn. 8 steht neben Phidias und Prax. noch

Polyklet und Myron und bei demselben de hist. conscr. 51 Alkamenes, den man doch nur als Künstler zweiten Ranges betrachten kann. So bleibt im Grunde nur Philostr. V. A. Tyan. VI 19, wo *οἱ Φειδίαι καὶ οἱ Πραξιτέλεις* genannt werden, und zwar in specieller Rücksicht auf die Darstellung von Götteridealen. Die ferneren Zeugnisse, die der Vf. anführt, sind einerseits die grosze Zahl von Werken des Prax., die uns überliefert wird, worauf er aber selbst weniger Gewicht legt, da bei der Erwähnung oder Nichterwähnung eines weniger berühmten Kunstwerks manche Zufälligkeiten gewaltet haben mögen, anderseits, dasz kein Künstler so viele Ideale geschaffen, dasz von keinem Künstler (?) so viele eminent berühmte Werke genannt werden, dasz sich unter den sehr vielen keine tadelnde Erwähnung findet, und dasz in einigen Stellen seine Werke denen eines Skopas und Polyklet vorangestellt werden. Das alles mag gelten, aber es ist zu viel geschlossen, wenn der Vf. behauptet, dasz das Schweigen der Schriftsteller, denen wir die hauptsächlichen Nachrichten über Prax. verdanken, über Skopas zeige, dasz er in ihren Augen Prax. nicht gleich gestanden habe*). Es kann Hrn. Fr. nicht entgangen sein, wenn auch nur bei der Lectüre von Brunn's Künstlergeschichte, dasz sehr verschiedene Umstände bei der Anführung der Künstler wie bei der ihrer Werke gewaltet haben, Umstände die wir nur zum Theil nachzuweisen vermögen, die aber sicher verbieten, den Ruhm der Künstler nach der Häufigkeit ihrer Erwähnung bei den Alten allein zu bemessen.

Im 2n Cap., dem umfangreichsten S. 11—43, werden die Werke des Prax. behandelt; der Vf. hebt aber verständigerweise, um *nicht* die Arbeit Anderer zu wiederholen, nur die hervor, über die er Neues zu sagen weisz. Das erste dieser Werke ist der von Pausanias I 2, 4 neben Demeter und Persephone genannte Iakchos im Demetertempel zu Athen, den auch Clemens cohort. p. 41 anführt und den Cic. Verr. IV 60 neben dem Paralos des Protogenes und Myrons Kuh als eines der berühmtesten Werke bezeichnet. An der von unserem Vf. dargethanen Identität der in diesen Stellen genannten Statuen ist nemlich in der That nicht zu zweifeln; gewisz liegt auch in der Erwähnung bei Cicero innerhalb einer Aufzählung der berühmtesten Werke verschiedener Orte ein hohes Lob des Iakchos, wenngleich es etwas viel geschlossen sein möchte, wenn der Vf. den Iakchos als das berühmteste Marmorwerk Athens in Cicero's Zeit bezeichnet findet. Das zweite Argument des Vf. für den Ruhm dieses Iakchos können wir nicht anerkennen; es wird darin gefunden, dasz nach Pausanias auf die Wand mit *γράμμασιν Ἀττικοῖς* geschrieben stand, die genannten Statuen seien Werke des Prax.: denn 1) werden ja eben alle 3 Statuen, nicht nur der Iakchos genannt, und 2) ist die Nennung des Künstlernamens wol unter Umständen wie z. B. beim Zeus in Olympia, aber keineswegs in jedem Falle eine besondere Auszeichnung des Künstlers. Hunderte von

---

*) S. z. B. Plin. XXXVI 5, 25: *Scopae laus cum his* (des Praxiteles und seines Sohnes) *certat.*

Werken trugen und tragen den Namen ihres Künstlers, ohne dasz darin eine Auszeichnung läge, und dasz man nicht mit diesen, sondern mit dem Zeus in Olympia die Gruppe des Praxiteles zu parallelisieren habe hätte wenigstens erwiesen werden müssen.

Die zweite Stelle nimmt der Satyr ein, von dem Plinius XXXIV 19, 10 sagt: *fecit et Liberum patrem, Ebrietatem nobilemque una Satyrum, quem Graeci periboëton cognominant.* Es kommt Hrn. Fr. sehr darauf an, gegen neuere Zweifel die von Visconti zuerst und nach ihm von vielen Anderen behauptete Identität des von Plinius angeführten Periboëtos mit der in vielen Wiederholungen auf uns gekommenen Statue eines an einen Baumstamm gelehnten, vom Flötenspiel ruhenden Satyrn aufrecht zu erhalten, von der Brunn S. 351 wie ich glaube mit Recht sagt, er kenne für dieselbe keinen positiven Grund. Um zu seinem Zweck zu gelangen führt unser Vf. eine ausführliche Polemik gegen die Auseinandersetzung Starks (archaeol. Studien 1852 S. 19 ff.), deren Ziel es bekanntlich ist, nachzuweisen dasz in der Stelle des Pausanias I 20, 1 von den Worten *ἔστι δὲ ὁδὸς* bis *Θυμίλος ἐποίησεν* nicht von zwei Satyrn des Prax. die Rede sei, sondern von éinem, dasz dieser éine, von dem Paus. angibt, er stehe mit dem Dionysos und dem Eros des Thymilos zusammen und reiche einen Becher dar (*δίδωσιν ἔκπωμα*), eben der Periboëtos des Plinius sei, und dasz folglich der auf uns gekommene Satyr nicht der Periboëtos sein könne. Unser Vf. behauptet das Gegentheil: Paus. redet von zwei Satyrn, und der den Becher reichende Satyr k n a b e ist nicht mit dem Periboëtos bei Plinius identisch. Obgleich ich früher Stark gefolgt bin, will ich mich offen durch diesen Theil der Fr.schen Beweisführung für überzeugt bekennen, und nicht vergessen hervorzuheben, dasz in derselben manche sehr gute Bemerkung gemacht ist, so namentlich was die Unmöglichkeit der Identität der jedenfalls bekleidet zu denkenden *Ebrietas* (Methe) bei Plin. mit dem sicher unbekleideten Eros bei Paus., so ferner was die völlige Denkbarkeit des besonderen Ruhmes einer Figur aus einer Gruppe anlangt. Weiter kann ich Hrn. Fr. aber auch nicht beistimmen, und musz dabei beharren mit Brunn zu sagen, dasz für die Identität des Periboëtos bei Plin. mit der uns erhaltenen Statue jeder positive Beweis fehlt; ich musz sogar einen Schritt weiter gehn und hervorheben, dasz die Annahme dieser Identität sowie derjenigen des von Paus. zuerst genannten Satyrn mit dem Periboëtos einige Schwierigkeiten macht. Die zweite Frage ist, sagt Hr. Fr., wo hat der berühmte Satyr gestanden? und antwortet mit Müller zu Leake S. 453: a u f dem *ναός* zwischen den Füszen eines der Dreifüsze, welche Paus. als *μνήμης ἄξια μάλιστα περιέχοντες εἰργασμένα* bezeichnet, so dasz die Füsze des Tripus als Einfassung, der Kessel als Dach der Statue diente, wie auch sonst bekanntermaszen Statuen in Tripoden aufgestellt wurden. Es ist gewisz richtig, dasz der Tempel als *βῆμα* des Dreifuszes diente und dasz die Statuen nicht wie Stark annahm i m Tempel gestanden haben, noch nach Maszgabe des éinen uns erhaltenen Tempelchens der Art, der

sog. Laterne des Demosthenes, welches rings vermauert ist, gestanden haben können. Aber es fragt sich, ob Plinius in den angef. Worten durch das (*fecit*) *nobilemque una Satyrum* nur die gleichzeitige Anfertigung der 3 Statuen bezeichnen wollte, und nicht vielmehr ihren Zusammenhang in einer durch eine Handlung verbundenen, wenn auch nicht 'dramatischen' Gruppe. Eine solche scheint mir aber in keiner Weise gegeben, wenn die 3 Statuen, natürlich mit dem Rücken gegeneinander und durch die Füsze des Tripus getrennt unter demselben aufgestellt waren, obgleich dies auch Visconti Mus. P. Cl. II p. 218 N. 2 annimmt. War aber der Periboëtos des Plin. mit Dionysos und Methe in einer einheitlichen Gruppe verbunden, auch nur in der Art wie wir uns die Figuren der unten noch zu besprechenden Dreivereine praxitelischer Statuen denken müssen, nemlich mit Beziehung zueinander, so erheben sich gegen die Identität desselben mit dem uns erhaltenen Satyrn nicht geringe Zweifel. Denn zu einer solchen Gruppe hat unser Satyr am Baumstamm, bei dem das Alleinstehn besonders bezeichnend ist, ganz gewisz nicht gehört. Wäre aber der erstere Satyr bei Paus. mit dem Periboëtos des Plin. nicht identisch, so könnte er es mit dem uns erhaltenen sein. Jedoch auch hiegegen kann ich einen Zweifel nicht unterdrücken. Erstens scheint es mir fraglich, ob die Situation, in der wir unseren Satyr finden, die ich in m. kunstarch. Vorl. S. 118 zu entwickeln versucht habe, ihn geeignet macht auf einem Naïskos zwischen den Füszen eines Tripus zu stehn. Denn die innige Uebereinstimmung zwischen der in den antiken Statuen dargestellten Situation und dem Ort ihrer Aufstellung ist bekannt und unter Anderem von Feuerbach im vatic. Apollon vortrefflich dargestellt. Nun scheint aber unser Satyr auf's Beste geeignet, auf oder neben einem Brunnen im schattigen Grün aufgestellt zu sein, als dessen Abbreviatur der Stamm erscheint, auf den er sich lehnt *), ja ich möchte sagen, dasz wir ihn erst bei einer solchen Aufstellung ganz verstehen und seine süsze Ruhe ganz würdigen können. Auch Welcker (bonner Kunstmus. 2e Aufl. S. 25) scheint für unseren Satyrn an eine solche Aufstellung gedacht zu haben, wenn er darauf aufmerksam macht, dasz auszer der Berühmtheit eines Originals ein äuszerer Umstand und Anlasz vermuthet werden dürfe, welcher die vielen Wiederholungen erkläre, und der kein anderer sein könne, als 'dasz man Satyrn an Brunnen aufstellte, wo zu der Musik des Wassergeriesels ihr Blasen sich zu gesellen scheine.' Denken wir unsern Satyrn auf einem Tempelchen zwischen den Füszen eines Tripus aufgestellt, so fällt die ganze schöne Bezüglichkeit der Statue zu dem Orte ihrer Aufstellung weg. Dazu kommt endlich, dasz die Gegenüberstellung des Satyrn und

*) Hr. Fr. sagt S. 20 über die Stütze. 'sie sei eine solche für die Figur, aber auch für den Verstand; der Satyr stehe im Walde wie der Gott in seinem Tempel.' Passt dies zu der Aufstellung auf einem *ναΐσκος* unter einem Tripus? und isoliert die Stütze als Wald nicht den Satyrn von dem Dionysos und der Methe, die mit ihm aufgestellt gewesen sein sollen?

der *Ebrietas* (Methe) für denselben eine ganz andere Auffassung als die des uns erhaltenen Satyrn wahrscheinlich macht, eine Auffassung die, wie ich glaube, Welcker sehr richtig getroffen hat, als er zum Philostr. S. 212 den Satyrn als Staphylos bezeichnete. Ferner aber fragt es sich, ob auf den Tempelchen der Tripodenstrasze für so grosze Dreifüsze Platz war, dasz zwischen deren Füszen 3 lebensgrosze Statuen gestanden haben können. Halten wir uns an das auf uns gekommene Exemplar dieser Tempelchen, so müssen wir mit nein antworten. Denn die Blume der Laterne des Demosthenes hat nicht ganz 4' Durchmesser, so dasz auf ihrer Platte unmöglich mehr als éine lebensgrosze Figur gestanden haben könnte, welche ebenfalls noch den Eindruck groszer Last und eines unsicheren Standes gemacht haben würde. Wollen wir also nicht eine ganz verschiedene Grösze der Tempelchen in der Tripodenstrasze annehmen, wofür keinerlei Grund abzusehn ist, so dürfen wir die auf einem derselben im Dreifusz aufgestellte Gruppe des Prax. nicht für aus lebensgroszen Figuren bestehend halten. Ist es nun aber wahrscheinlich, dasz alle Copien eines etwa halblebensgroszen Bildes, wie die uns erhaltenen Exemplare des Satyrn, in reichlicher Lebensgrösze gemacht worden wären? Hiefür wären wenigstens Analogien beizubringen. Nach dem Gesagten dürften die angedeuteten Zweifel über die Identität des erstern Satyrn bei Paus., des Periboëtos bei Plin. und des uns erhaltenen wol erlaubt sein. Da nun aber, worüber Alle einverstanden sind, der uns erhaltene Satyr in eminenter Weise praxitelischen Stil zeigt, so bleibt uns, wenn wir ihn mit einem litterarisch bezeugten Werke des Künstlers identificieren wollen, immer noch eher der von Paus. I 43, 5 genannte Satyr in Megara, der freilich nicht Brunnenfigur war, der aber wenigstens nicht zu einer Gruppe gehörte, sondern allein stand. Denn mit dem bis auf das Gesicht verhüllten alten Xoanon des Dionysos patroos, dem Weihgeschenk des Polyidos, kann er doch nicht gruppiert gedacht werden; auch sagt Paus. nur παρέστηκεν αὐτῷ.

In dem, was Hr. Fr. über den uns erhaltenen Satyrn sagt, können wir im Ganzen zustimmen; nur ist die Parallele zwischen diesem Satyrn und dem Zeus des Phidias (S. 21) nicht ganz richtig. Wenn behauptet wird, der Zeus sei eine durchaus neue, überraschende Schöpfung, die der Künstler nur dem Paradeigma in seinem Geiste nachgebildet habe, eben so der Satyr des Praxiteles, so könnte man das nemliche von der Here Polyklets und von jedem andern zum ersten Male vollkommen ausgedrückten Götterideal sagen. Der Satyr des Prax. unterscheidet sich aber von den meisten, um nicht zu sagen von allen Idealbildern dadurch aufs wesentlichste, dasz, während jene alle doch nur als der vollendete plastische Ausdruck der im Volke lebenden und in der Poesie, namentlich der homerischen, vielfach hervortretenden Anschauung gelten können, der Satyr ein durchaus neues, ein der Volksvorstellung und aller Poesie schnurstraks widersprechendes Werk ist, wie dies Hr. Fr. recht wol darthut, ein Werk welches ganz allein aus der innersten Individualität des Künstlers hervorging. Aehnliches

musz von dem Eros gesagt werden, den Hr. Fr. zunächst in der Besprechung folgen läszt, Aehnliches vom Dionysos und auch, wenigstens in einem bedeutsamen Element, auf das wir zurückkommen, von der Aphrodite. Eros, den uns Hr. Fr. sehr gut schildert, der in das Mysterium seiner selbst süszträumend versunkene Jüngling, den wir aus dem Torso von Centocelle kennen, ist gerade so ein Neues, eine aus der Tiefe der eigensten Anschauung des Künstlers hervorgegangene Schöpfung wie der Satyr, welche mit keiner, wenigstens keiner nachweisbaren poetischen Vorgestaltung übereinstimmt. Dies Hinausgehn über ältere und gegebene Elemente, dies Neuschaffen, dies aus sich selbst Hervorbringen seiner berühmtesten Werke ist nicht das unwichtigste Element im Charakterismus des Prax., unterscheidet ihn mehr als die Meisterlichkeit der Technik und manches Andere von den übrigen Künstlern ersten Ranges, und bietet uns ein neues Moment seiner Vergleichung mit Euripides, dem er auch in der *veritas*, wie sie Hr. Fr. richtig erklärt, näher steht als dem Sophokles.

Auf die Besprechung des Eros läszt Hr. Fr. die der knidischen Aphrodite folgen. Je mehr ich seit lange überzeugt war, dasz Brunn in seiner Auffassung der Statue, welche seine Auffassung des Prax. überhaupt bedingte, im Ganzen wie im Einzelnen, in der Methode wie im Resultat fehlgegangen ist, um so freudiger begrüsze ich Fr.'s klare, bündige, schlagende Widerlegung Brunn's, um so williger gestehe ich, dasz nach meiner Ueberzeugung unseres Vf.'s Behandlung der Zeugnisse über diese Statue das Praedicat vortrefflich gebührt, ja dasz sie mehr als irgend eine frühere ein in sich abgerundetes Bild des Weltwunders vor unsere Seele führt. Ausziehn läszt sich die praecise und wolgeordnete Darstellung nicht wol, deshalb wollen wir nur hervorheben, dasz jenes völlig Neue, welches wir in dem Satyrn und im Eros fanden, auch der Aphrodite nicht fehlt, die zunächst bestimmt keiner Cultusvorstellung der Göttin entspricht*) und die, obwol sie auf dem homerischen Vorbilde beruht, und dieses (wunderbares Zeugnis für die homerische Poesie, welche ihrem Volke auf Jahrhunderte voraneilte!) erst in der Art erfüllt wie Phidias den homerischen Zeus plastisch vollendete, doch weiter über Homer hinausgeht als der Zeus des Phidias. Und zwar darin, dasz Prax. in seiner Aphrodite die Göttin und Herscherin der Liebe und Schönheit mit dem die Liebe empfindenden, ihrer bedürftigen Weibe in Eins bildete. Hr. Fr. empfindet dies auch, und wie sollte er nicht, und sucht es auf seine Weise auszudrücken, wobei er jedoch S. 33 ff. in eine allgemeine Auseinandersetzung über den Begriff und das Wesen des Ideals ge-

*) Dasz sie bei Luc. imag. 23 *οὐρανία* genannt wird kann mir nicht entgegengehalten werden; dasz sie sich von der im Cultus begründeten A. Urania unterscheidet sieht auch Hr. Fr. S. 33; aber das ist nicht genug; offenbar soll dies Epitheton Aphrodite nur im platonischen Sinne als Göttin der reinen, himmlischen Liebe im Gegensatze zu der misverständlich als Göttin der sinnlichen Liebe aufgefaszten Pandemos bezeichnen.

räth, welche ich in ihren Hauptpunkten nur für ganz verfehlt halten kann. Die Sache ist wichtig genug, um sie hier etwas weiter zu verfolgen. Der Vf. geht aus von einem in seiner Kürze vielleicht etwas dunkeln Worte Feuerbach's (nachgel. Schriften III 60): 'das Wesen der Urbilder, wie sie Phidias, Polyklet schufen, beruhe in der Totalität', und sucht dies dahin zu commentieren, 'dasz das griech. Götterideal dem in tausend Gestalten zersplitterten Gotte des Lebens (?) so gegenübertrete wie der sokratische Begriff der Fülle des Einzelnen.' Aus dem ursprünglich als Einheit gedachten Götterwesen haben sich, meint der Vf., im Laufe der Zeit eine Menge von Göttergestalten entwickelt, die nicht mehr das Ganze, sondern nur eine Seite der ursprünglichen Einheit darstellen. Die ältesten mit Attributen überladenen Idole zeigen noch die Einheit; bei Homer sehen wir etwas Aehnliches, wenn er dem einen Gott die Thätigkeit eines andern (?) beilegt. Gehe man von diesen Schöpfungen eines fromm unschuldigen Triebes aus, der, in sich einheitlich, alles auf seine Gottheit übertrage, verfolge man die angedeutete fortschreitende Sonderung im göttlichen Wesen, so werde man inne, dasz die Idealschöpfungen der Kunst eine tiefere Bedeutung haben als die Befriedigung des Schönheitsgefühles (o ja, gewisz!). Derselbe Sinn schaffe das Ideal, der das Idol geschaffen habe, in beiden sei derselbe Inhalt, die Ahnung einer groszen einheitlichen Gottheit; religiös seien Schnitzbild und Idealbild dasselbe usw. Ferner: die Kunst mit der Ganzheit ihrer Ideale, mit ihrer 'monotheistischen Tendenz' (?) sei der fortschreitenden Zersplitterung des Gottesbegriffs entgegengetreten. 'Zertrümmert und zerstückt war der Gottesbegriff im Leben, die Kunst sammelte seine zerstreuten Glieder in einen Leib, sie stellte nicht eine Seite des Gottes, sondern den ganzen Gott dar, nicht einen Gott, sondern den Gott.' Hier sind Praemissen und Folgerungen unrichtig. Es ist ja nicht wahr, ist unmöglich und undenkbar, dasz die griech. Religion von einem einheitlichen Gottesbegriff ausgegangen sei; es ist nicht wahr, dasz dieser Gottesbegriff allmählich getheilt und zersplittert worden wäre. Das ist eine der unrichtigsten Thesen in Lauer's Mythologie. Im Gegentheil, die unbegrenzteste Vielheit der Götter ist das Primitive in Griechenland gewesen, wie das bei der von der Beschaffenheit des Landes bedingten Zerklüftung des Volkes in Stämme, Staaten, Städte, Gemeinden, Phylen, Familien gar nicht anders sein konnte. Der Fortgang besteht in einem Zusammenlegen des einzelnen Aehnlichen, in einer Verringerung der Zahl durch Abschleifung, Assimilation, Unterdrückung. Nicht Zeus als Einheit war das Ursprüngliche, das sich nachher in einer Art dialektischer Analyse in die hunderte von Gestalten vom Lykeios bis zum Ombrios oder Herkeios oder Horkios usw. spaltete, sondern die hunderte von Gestaltungen eines höchsten Gottes oder eines an hundert Orten unabhängig voneinander in Sonnenbrand und Regen, im Donner und im Hauche des Windes erkannten Gottes sind das Primitive, die Vereinigung unter den Begriff eines Zeus ist das Werk der späteren Jahrhunderte, das Werk des persön-

lich einheitlich bildenden, die ihm in den Landschaftssagen und Landschaftsculten überlieferten gegensätzlichen Elemente ausgleichenden oder unterdrückenden Homer, ist endlich, was Zeus anlangt, ganz besonders das Werk jener Zeit, der sich in ihrer nationalen Erhebung die Idee eines panhellenischen Zeus erschlosz, den Phidias in Olympia bildete. Auch das ist nicht wahr, dasz die mit Attributen überladenen Idole eine universelle Gottesidee enthalten hätten; denn 1) waren nicht alle Idole mit Attributen überladen, und das müssten sie gewesen sein, wenn Hr. Fr. Recht hätte, sondern viele nur durch eins oder zwei bezeichnet, und 2) drückten selbst diejenigen, welche der Attribute mehrere führten, in diesen höchstens die verschiedenen Eigenschaften eines landschaftlich particular erfaszten Gottes aus, der den Menschen bald günstig bald ungünstig, bald milde bald furchtbar erschien wie die Naturkraft, deren Personification er war. Und ferner ist es nicht wahr, dasz Homer die Functionen eines Gottes auf einen andern überträgt. Homer ist uns einer der beredtesten Zeugen des Fortschrittes in der einheitlichen Auffassung des Göttlichen; deswegen finden wir bei ihm, der nebst Hesiod nach Herodots im Grunde richtiger Aussage II 53 es ist, der den Hellenen die Theogonie machte und den Göttern Beinamen gab und Aemter und Künste unter sie vertheilte und ihre Gestalten offenbarte, deswegen, sage ich, finden wir bei Homer einen Begriff vom Göttlichen über den einzelnen Göttern, einen Begriff, wonach die Götter *τὰ πάντα δύνανται* wie sie *τὰ πάντα ἴσασι*, und deshalb auch auszerhalb ihres besonderen Machtgebiets handelnd auftreten können, ohne jedoch in die speciellen Functionen anderer specieller Götter einzugreifen. Nägelsbach's Darstellung, auf die sich Hr. Fr. beruft, ist in diesem Punkte nicht ganz richtig. Wenn es aber mit der ursprünglichen Einheitlichkeit des Gottesbegriffs nichts ist und eben so mit dem Universalismus in den ältesten Idolen, so fällt schon damit die Parallele der Ideale und Idole, und mit der durch die Ideale der Kunst bewirkten Rückkehr zur Einheitlichkeit des Gottesbegriffs steht es bedenklich. Noch bedenklicher aber wird es, wenn wir die Behauptung einer universellen, gleichsam m o n o t h e i s t i s c h e n Tendenz in den Kunstidealen so wenig bewährt finden wie jene anderen Praemissen. Und das werden wir ganz unfehlbar. Jedes Götterideal beruht auf der schärfsten Charakterisierung einer göttlichen Persönlichkeit, eines göttlichen Individuums als solchen; die Totalität, welche Feuerbach mit Recht behauptet, besteht in der Erhebung über die Einseitigkeiten der ältesten localen und landschaftlichen Religionsanschauungen, einer Erhebung welche die Poesie, zunächst die homerische Poesie, das ewige grosze Vorbild aller bildenden Kunst bewirkt. Aber das hat Feuerbach nicht gesagt, und das konnte Feuerbach zu sagen niemals beikommen, dasz die Kunst in ihren Idealen nicht e i n e n Gott, sondern d e n Gott dargestellt habe. Der Gott schlechthin, das Göttliche, *θεῖον*, ist nicht darstellbar überhaupt, weil es eben nicht individuell, sondern universell ist, und die bildende Kunst nur Individuen darstellen kann. Alle griechischen Götterideale,

heiszen sie Zeus oder Here oder Apollon, Athene, Artemis und Aphrodite oder wie immer sonst, stellen eben diese Gottheiten in schärfster Individualität dar, freilich so, dasz in jedem ein *θεῖον* liegt, aus jedem ein Funke des Göttlichen hervorleuchtet; aber gerade dasselbe finden wir in der Poesie, ja in der Religion der Griechen überhaupt auf der Stufe ihrer Entwicklung, welche sie über die primitive Einseitigkeit emporhob. Deshalb erkannte man in dem Zeus des Phidias, der plastischen Verkörperung des panhellenischen Zeus, der Verwirklichung des homerischen *ὕψιστος κρειόντων* und *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε*, zugleich die Würde und Majestät des Herschers und die Milde des Vaters; wo dafür die Zeugnisse stehn, dasz man in ihm auch 'den Strafenden, den Erbarmenden, den Wächter des Eides, den Hort der Flehenden, die Einzelzeusse des Lebens' (? der Culte?) vereinigt sah, wie Hr. Fr. S. 36 schreibt, ist mir unbekannt. Aber sei es, so bleibt der Zeus des Phidias immer nur Zeus im weitesten Umfang des speciellen Gottesbegriffs, wird aber nie so wenig zum Apollon oder zur Aphrodite wie zum Gott schlechthin. Die Eigenschaften und Thaten des Zeus, die Phidias in Reliefen am Fuszgestell und Thron seiner Statue versinnlichte, hätte Hr. Fr. nicht aufzählen sollen, denn sie sind doch nicht in dem Idealbild als solchem enthalten, und würden, wenn sie überhaupt hierher gehörten, höchstens beweisen, dasz Phidias dies Alles nicht in seinem Idealbilde selbst darzustellen vermochte, würden gegen dessen Universalismus, ja gegen dessen Totalität beweisen, also das Gegentheil von dem darthun, was uns Hr. Fr. beweisen will.

So wie mit anderen Idealbildern ist es nun mit Praxiteles Aphrodite auch. Das *θεῖον* an sich stellte sich so wenig in ihr dar wie in dem Zeus des Phidias; aber auch das ist nicht wahr, dasz sie die Gegensätze der Idealbilder früherer Zeit, der Urania und Pandemos in sich vereinigte, dasz man in ihr die ganze Aphrodite erkannte, 'die weder das Eine noch das Andere oder das Eine sowol wie das Andere weil Beides war.' Das ist, mit Vergunst, eine Phrase, und sicher auf kein Zeugnisz gestützt, ist auch nicht richtig und, spielt man nicht mit den in den Bildern scharf ausgeprägten Wesenheiten der A. Urania und der A. Pandemos, sogar nicht möglich, so wenig wie die Vereinigung des entgegengesetzten das Wesen des Ideals ist. Sondern die A. des Prax. ist die auf Grundlage der homerischen Poesie von dem Künstler individuell empfundene, eine von allen Cultvorstellungen gelöste eigenthümliche Kunstschöpfung des Prax., der ihr den Stempel seines neuschaffenden Genius aufprägte wie dem Satyr und dem Eros, indem er in ihr die Göttin und das Weib in Eins schuf, so dasz man in der Göttin das Weib erkannte und in dem Weibe die Göttin nicht vergasz. Das ist die Totalität des Ideals von der Feuerbach redet indem er sagt, 'dasz es in der Natur der Sache liege, dasz in den späteren Kunstschöpfungen das Grundideal sich nach allen seinen Theilen gleichsam auseinanderlege, und in den einzelnen Nachbildungen bald mehr von seiner erhabenen, bald mehr von der anmu-

tigen Seite erscheine.' So haben wir in den späteren Aphroditebildern auch bald die Göttin (A. von Melos) bald das Weib (Mediceerin), aber nicht mehr die Totalität des Urideals des Prax., sowie diese Totalität in früheren Darstellungen der Göttin noch nicht erreicht war.

In dem was auf den folgenden Seiten zunächst über die Nacktheit der knidischen Aphrodite und sodann über ihre Nachbildungen, namentlich die dem Urbilde fernstehende Mediceerin und die demselben innerlich verwandte aus Palast Braschi in München gesagt ist, können wir im Ganzen zustimmen. Einzelne Bemerkungen unterdrücken wir, um die Grenzen einer Anzeige nicht gar zu weit zu überschreiten. Nur in Bezug auf die Nacktheit können wir nicht umhin den Vf. vor jener der Wahrheit Eintrag thuenden Uebertreibung an sich wahrer Sätze zu warnen, zu welcher ein von seinem Gegenstande begeisterter Schriftsteller sich leicht fortreiszen läszt. Wenn Hr. Fr. S. 38 schreibt: 'es konnte nicht eher eine nackte A. gebildet werden als in dieser Zeit; kein Künstler der früheren Zeit konnte es wagen, ja er konnte nicht einmal den Gedanken fassen zu der nackten Darstellung der Göttin, weil noch die Sitte zu grosze Gewalt ausübte', so erinnern wir ihn an die freilich nur in einer Zeichnung Carreys bezeugte, bis auf ein über dem Schenkel liegendes Tuch nackte Aphrodite im Schosze der Dione im westlichen Parthenongiebel. Hielt er diese Göttin nicht für Aphrodite, so musste er das sagen und sie anders erklären; mistraute er der Zeichnung, so musste dies erwähnt werden; hielt er die Nacktheit nicht für vollständig, wie Welcker thut (alte Denkm. I S. 105 f.), worin ich freilich nicht zustimme, da jenes Tuch so gut wie Nichts verhüllt und zum wenigsten sicher die Statue nicht zu einer bekleideten macht, so wenig wie ein vorgehaltener Gewandzipfel dies bei einigen Nachahmungen von Prax. Statue thut, so musste dies hervorgehoben werden. Das Wahre ist hier was Welcker sagt: der grosze Unterschied liege in der nackten Darstellung eines zur Anbetung geweihten Tempelbildes, die Prax. zuerst wagte, und einer zum Schmuck eines Tempelgiebels aufgestellten Figur mitten unter einer Menge von anderen. Die Uebertreibung und das Unwahre liegt in dem was Hr. Fr. schreibt: kein Künstler habe den Gedanken einer nackten Aphrodite fassen können.

Beiläufig sei zu bemerken erlaubt, dasz in einer Note S. 39 der Stahr'sche 'Torso' in seiner Werthlosigkeit und Unverschämtheit wenn auch nur kurz charakterisiert wird, was Wolgesinnte nur freuen kann, denen eine litterarische Buschklepperei, wie sie mit fast beispielloser Ignoranz und Arroganz gepaart in diesem Buche hervortritt, zum Ekel ist.

Den Schlusz dieses Capitels macht eine kurze Besprechung des praxitelischen Dionysos, in der über das bei Eros, Aphrodite und dem Satyrn bereits besprochene subjective Element in der Auffassung und Darstellung sowie über das Seelische in den Idealen des Prax., welches das Eigenthümlichste in seiner Richtung bezeichnet, einige gute Bemerkungen gemacht werden.

An die Besprechung dieser besonders hervorragenden Statuen unseres Künstlers schlieszt der Vf. in den folgenden Capiteln eine wolgelungene Erörterung über den Kunstcharakter des Prax., und zwar zunächst im folgenden 3n S. 43—50 den Nachweis, dasz Prax. Hauptstärke in der Bildung der Köpfe und des Antlitzes, in der Darstellung feinen seelischen Ausdrucks, der πάθη, der Seelenstimmungen, in der Vermählung der Psyche mit dem Stein, wie der Vf. zum Schlusse sagt, bestanden habe. Die Fundamentalstellen sind hier Diod. I p. 512 Wess. (Πραξιτέλης) ὁ καταμίξας ἄκρως τοῖς λιθίνοις ἔργοις τὰ τῆς ψυχῆς πάθη, und Cic. de div. II 21, 48, welcher die *Praxitelia capita* hervorhebt. Die von Quinlilian XII 10, 9 bei Polyklet und Praxiteles betonte *veritas* wird, unter Abweisung der Misverständnisse Brunn's, theils in dem Verschmähen des Kolossalen und Hocherhabenen (des μεγαλεῖον des Phidias), in dem Anschlieszen an das natürliche Masz in den Hauptwerken, theils und besonders darin gefunden, dasz Prax. seine Statuen dem menschlich Wahren genähert, dasz er sie, wie der Vf. sagt, mit Seele und Empfindung begabt hat; oder diese *veritas* liegt, wie wir noch lieber sagen möchten, darin dasz Prax. das rein supernaturalistisch Göttliche (ein Ausdruck den auch Hr. Fr. einigemal hat) der früheren, namentlich der phidiassischen Ideale durch ein im reinsten Menschlichen sich offenbarendes Göttliche ersetzt, was nach dem oben über Eros, Aphrodite, den Satyrn von uns Angedeuteten, von unserem Vf. Ausgeführten nicht dunkel sein kann. Von speciellen Zeugnissen citiert Hr. Fr. mit Recht die Aeuszerungen über die Augen und den Blick praxitelischer Werke, über das Feuchte und Glänzende im Auge der Aphrodite, die Schwärmerei im Auge des Dionysos, die Sehnsucht in dem Auge des Eros. Einverstanden wie wir im Ganzen mit den schönen Erörterungen unsers Vf. sind, können wir es nicht in gleichem Masze mit einigen einzelnen Bemerkungen von beträchtlicher allgemeiner Wichtigkeit sein. So nicht, wenn Hr. Fr. S. 49 behauptet: der feinere Ausdruck, die Darstellung der Empfindung habe den Statuen des Phidias gefehlt, und habe ihnen fehlen müssen, weil bei Kolossalstatuen alles Feinere des Ausdrucks verschwinde aus dem einfachen Grunde, weil die Entfernung vom Auge des Beschauers eine zu grosze sei*). Stimmt hiemit erstens wol das, was der Vf. einige Seiten früher (S. 36) über den Zeus des Phidias

*) Die 'groszen aber nicht seelenvollen Züge der Venus von Milo', die wir S. 49 Note 18 zu vergleichen aufgefordert werden, gehören nicht hieher, denn diese Statue ist weit entfernt kolossal zu sein, sonst wäre es auch der Apoll von Belvedere, und dem müste dann auch das Feinere des Ausdrucks nach der Theorie des Vf. fehlen. Die Kälte in den Zügen der Milonerin hat mit dem Masz der Statue nichts zu thun, sie geht aus dem Bestreben hervor, die Göttin Aphrodite zur Geltung zu bringen. Wenn übrigens Hr. Fr. S. 37 mit Anderen geneigt ist diese Statue als der phidiassischen Kunstzeit nahe stehend zu betrachten, so kann ich nicht zustimmen, glaube vielmehr dasz die Statue besonders in den Gewandmotiven sehr deutliche Merkmale einer späten Kunstzeit an sich trägt.

gesagt hat, in dessen Antlitz oder Zügen 'nicht allein Hoheit und Majestät, sondern auch Milde und Frieden wohnten, in dessen Zügen man den Strafenden, den Erbarmenden, den Wächter des Eides, den Hort der Flehenden' erkannte? Stimmt dies wol mit der jetzt aufgestellten Behauptung auch nach Abzug dessen, was wir als unbezeugt oben abwiesen? Wie kann aber zweitens Hr. Fr. sagen: Kolossalstatuen müsse der feinere Ausdruck fehlen, weil derselbe wegen der Entfernung für das Auge verschwinde? Denn verschwände er für das Auge, so könnte er ja immerhin vorhanden sein; haben ja doch die groszen Künstler, hat doch jede echte Kunst alter und neuer Zeit zunächst nicht für die Beschauer ihrer Werke gearbeitet, sondern um dem eignen Genius zu genügen, um das Paradeigma im eignen Gemüthe zu verwirklichen. Hr. Fr. erkennt dies selbst S. 87 an, und so werden Belege wie z. B. die Giebelgruppen und die Ornamente gothischer Architektur unnöthig sein. Aber ist es denn wahr, dasz bei Kolossalbildern das Feinere des Ausdrucks den Blicken entschwindet? Gewisz nicht; die Züge kolossaler Köpfe und auch 'die leiseste Falte in ihren Gesichtern' ist ja in einem Maszstabe gearbeitet, welcher das Gesehenwerden auf gröszere Entfernungen hin ermöglicht. Dasz aber in einem drei- und vierfach natürlichen Maszstabe die Züge, die leisesten Falten derselben mit derselben Feinheit darstellbar sind wie in Köpfen natürlicher Grösze, davon konnte sich der Vf. vor guten Kolossalwerken des Alterthums, namentlich vor der ludovisischen Juno überzeugen, bei der die feine Mischung der verschiedenen Elemente des Ausdrucks so vielfach besprochen ist. Will man sich hievon recht gründlich überzeugen, so betrachte man die Büste durch ein Verkleinerungsglas (einen umgekehrten Operngucker), so dasz sie in natürlicher Grösze erscheint und wir von der Schwierigkeit befreit sind das Kolossale in uns aufzunehmen, was nicht Jedermanns Sache ist. Dasz es demnach mit dem Unterschiede den Hr. Fr. zwischen Phidias und Prax. aufstellt Nichts, dasz wenigstens nicht ganz das Richtige getroffen sei, wird einleuchten. Wir glauben das Richtigere oben angedeutet zu haben: man kann den Unterschied in der Darstellung beider Künstler bei richtigem Verständnis der Worte auch durch ἦϑος und πάϑος bezeichnen. Phidias charakterisiert seine Gottheiten in ihrem absoluten Sein, Praxiteles in erhöhten seelischen Stimmungen und Situationen, welche als möglicherweise vorübergehende den relativ vollkommensten Ausdruck des göttlichen Seins enthalten.

Widersprechen müssen wir auch einem in Bezug auf den Parthenonfries S. 49 f. gebrauchten Ausdruck: 'ein tiefer Seelenschlummer sei ausgebreitet über alle Figuren'. Was ist denn das für ein Ding, ein Seelenschlummer? und worin soll er sich offenbaren? Antwort: darin 'dasz die Jungfrauen, welche dem Worte des Priesters lauschen, ganz Einfalt und Andacht, die rossetummelnden Jünglinge ganz Lebensfrische und Lebensfreude sind', wodurch man 'in eine Zeit der Sitten- und Gedankenunschuld sich versetzt glaube, in welcher die Welt des Gemüths, der Empfindung noch nicht herausgetrieben sei aus

sich selbst'. Aber was wäre das wol für eine Darstellung einer Procession geworden, wenn die Theilnehmer derselben, anstatt mit ganzer Seele und ganzem Gemüth je nach ihrer Art als andächtige Jungfrauen und rosstummelnde Jünglinge voll Lebensfreude bei der heiligen Handlung zu sein, mit persönlichen Sorgen, Interessen, Neigungen, Gefühlen und 'aus sich selbst herausgetriebenen' Empfindungen dargestellt worden wären, sowie man sie allerdings heutigentages bei katholischen Processionen nur zu oft sehen kann! Ueber solche Forderungen und über Aeuszerungen wie die, dasz bei der Andacht der Jungfrauen und bei der Lebensfreude der Jünglinge 'die Seele noch schläft' (S. 50), musz man sich doch wundern, um ein Lieblingswort unseres Vf. auch einmal zu gebrauchen, dem man versichern kann, dasz auch Prax. einen gleichen Gegenstand nicht anders behandelt haben würde, indem man ihm zugesteht, dasz gerade das Fehlen dessen, was Prax. (d. h. in seinen Einzelstatuen) auszeichnet, im Parthenonfries unsere Bewunderung erregt.

An einer anderen Stelle erklärt Hr. Fr. es für zweifelhaft, ob unsere Bewunderung der Parthenonbildwerke gesteigert werden würde, wenn wir die Köpfe zu diesen göttlichen Leibern besäszen. Dieser Zweifel scheint auf einer zu grellen Auffassung des an sich wahren Satzes zu beruhen, den auch Hr. Fr. S. 50 hervorhebt, dasz nemlich in der Entwicklung der griech. Plastik die Bildung des Antlitzes hinter der des Körpers um einen Schritt zurückbleibt, was sich in der ältesten christlichen Kunst umkehrt. Dasz dies aber auch noch bei Phidias und seinen Zeitgenossen der Fall gewesen ist schwer zu glauben. Schon die Betrachtung des verstümmelten Kopfes des Theseus vom Ostgiebel des Parthenon kann uns zeigen, dasz Hrn. Fr. Zweifel nicht begründet ist, noch mehr der Weber'sche Kopf, am besten aber die Erinnerung an das was Phidias in seinen uns verlorenen Idealbildern (man denke nur an Zeus und an die lemnische Athene) in Anbetracht der Köpfe leistete. Damit soll nun natürlich nicht wieder geleugnet werden, dasz Prax. in der Bildung der Köpfe und in der Darstellung seelischen Ausdrucks leistete was Phidias nicht geleistet hat, obgleich auch hier nicht von absolutem Fortschritt die Rede sein sollte. Bei den Göttern, die Phidias vollendete, wäre ein praxitelischer Gesichtsausdruck verfehlt gewesen, wie ein Beharren auf dem phidiassischen Princip bei Prax. in der Schöpfung seiner Götter. Man sollte sich doch gewöhnen zwei grosze Erscheinungen nebeneinander zu stellen, ohne in ihrer Vergleichung die eine gegen die andere herabzusetzen.

Das 4e Capitel S. 50—54 beschäftigt sich mit der Beantwortung der Frage, warum die Bilder des Eros, der Aphrodite und des Dionysos in der Kunst des Prax. so sehr in den Vordergrund treten. Nach gebührender Abweisung der Behauptung, dasz Prax. Genius von Phryne's Schönheit inspiriert und geleitet worden sei, wird der Grund des Hervortretens der genannten Ideale in der Strömung der Zeit des Künstlers, welche die Subjectivität zu gröszerer Geltung bringt und den Menschen auf das Naturleben hindrängt, sowie in dem Vorbilde

der von dieser Zeitströmung getragenen Poesie wol nachgewiesen. Im engsten Anschlusz an das in diesem Cap. Gesagte wird im 5n — S. 56 die Behauptung aufgestellt und durchgeführt, dasz die Darstellung der Gedankenwelt, welche in der jüngern attischen Schule Gestalt gewann, so sehr sie vom Leben und von der Poesie vorgebildet wurde, von dem Verfall der Sitten nicht inficiert gewesen sei. Vielen Irthümern und banal wiederholten schiefen Ansichten neuerer Schriftsteller gegenüber ist das hier gut Vorgetragene sehr am Orte.

Das 6e Capitel S. 56 — 60 behandelt das für die jüngere attische Schule und auch für Prax. besonders charakteristische Hervortreten kleiner Gruppen von zwei und drei Personen an der Stelle der Einzelstatuen der ältern Zeit. Die Thatsache ist richtig, ist interessant und in ihren Gründen von unserem Vf. ganz gut beleuchtet. Einzelheiten in seiner Auseinandersetzung reizen jedoch abermals zum Widerspruch; so wenn S. 57 nach Aufzählung der Dreivereine des Prax. (Demeter Persephone Iakchos; Flora [Chloris] Triptolemos Demeter; Leto mit ihren Kindern; Dionysos Methe Satyr) gesagt wird: 'überall finden wir Gegensätze die sich in einer dritten Figur gleichsam einigen und auflösen'. Gleichsam! aber wie so denn? Geistige Gegensätze liegen in den Personen nicht; höchstens können geschlechtliche gemeint sein (Kora — Iakchos, Chloris — Triptolemos, Apollon — Artemis, Satyr — Methe), wie aber diese sich in der dritten Figur (Demeter, Leto, Dionysos) 'gleichsam' einigen sollen, geht über unsere Fassung hinaus, und wird uns auch nicht klar durch die beispielsweise ausführlichere Behandlung der Gruppe Demeter *Triptolemos* Chloris S. 58: 'der blühenden Jungfrau gegenüber steht der blühende Jüngling' (also geschlechtliche Gegensätze), 'in der mütterlichen Demeter einigen sich beide' (aber wie so denn? doch hoffentlich nicht anders als 'gleichsam', damit die mütterliche Demeter nicht zum Zwitter werde), 'sie sind nur Ausflüsse ihres Wesens' (Triptolemos?), 'zwei Knospen an einem Zweig' (?). Wären wir doch einmal in kunsthistorischen und aesthetischen Dingen die leidige Phrase und Phrasenhaftigkeit los! Auch das ist nur sehr bedingtermaszen richtig, dasz man (S. 58) diese Dreivereine Dreieinigkeiten nennen könne, weil 'ihre Figuren verschiedene Wesen und doch alle Eins (?) seien'. Will man das Wort Dreieinigkeit gebrauchen, so findet es seine richtigere Anwendung bei Gruppen wie die weiter unten (S. 59) besprochene des Skopas: Eros Himeros Pothos.

In dem was im 7n Capitel über die überwiegende Bearbeitung des Marmors in der jüngeren attischen Schule sowie über deren Gründe und Erfolge gesagt ist, haben wir wesentliches Neue nicht gefunden. Der hier mit Anerkennung citierte Brunn hat auf diesem Felde das Meiste vorweg genommen. Die Frage über die Bedeutung der *circumlitio* wird auch hier schwebend gelassen. In dem letzten Capitel von éiner Seite, welches das Verhältnis des Praxiteles zum Skopas zum Gegenstande hat, ist sehr Weniges, fast Nichts gesagt, um so weniger als die Behandlung der Frage über den Urheber der Niobegruppe

an den Schlusz der zweiten Abtheilung verwiesen ist, zu der wir uns sofort wenden.

Hr. Fr. theilt seine Abhandlung über die Niobegruppe in vier Abschnitte, deren 1r das Verhältnis der Gruppe zu Sophokles Niobe zum Gegenstande hat, während der 2e die Frage der Aufstellung behandelt, der 3e den Charakter der Gruppe zu bestimmen sucht und der 4e sich mit der Frage über den Urheber beschäftigt.

Die Thesis des 1n Abschnittes ist: die Gruppe steht in directester Beziehung zu der Tragoedie Niobe des Sophokles, sie stellt eine Scene derselben dar. Es thut mir leid sagen zu müssen: die erstere Hälfte dieser These ist fraglich, die zweite ist bestimmt unrichtig. Ich hoffe dies zu erweisen. Hr. Fr. erklärt sich mit den bisherigen Reconstructionen der Tragoedie nicht ganz einverstanden. Zunächst meint er gegen Welcker, nicht nur der Tod der Töchter erfolge auf der Bühne, während der Untergang der Söhne gemeldet werde, sondern 'alle Kinder werden gleichzeitig getödtet auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer.' Ich bin ganz anderer Ansicht und halte nicht einmal den Tod der Töchter vor den Augen der Zuschauer auf der griechischen Bühne für möglich, obgleich auch Hermann und Burmeister mit Welcker dies annahmen, geschweige den gleichzeitigen aller Kinder. Die Frage, ob Sophokles den Tod der Brüder und den der Schwestern als zwei Acte behandelte, wie Welcker annimmt, oder als einen einzigen, wofür Hr. Fr. mit nicht unerheblichen Gründen streitet, können wir hier bei Seite lassen; es fragt sich nur: konnte auf der griechischen Bühne die Scene der Niederlage der Niobiden vor den Augen der Zuschauer vorgehn. Ich glaube dies wegen des tragischen Costüms verneinen zu müssen. Hr. Fr. schildert uns die Scene des Untergangs in der Tragoedie, wie er sie sich auf der Bühne vorgehend denkt, S. 72 f. mit diesen Worten: 'die Söhne eilen heran, wie eine gescheuchte Heerde, in den Schutz des Hauses; ihr Angstruf dringt zu den Ohren der Mutter und Schwestern; diese eilen heraus mit fliegenden Gewändern in die Arme des Verderbens. Nun hält der Tod reiche Ernte, aber die Liebe ist mächtiger als er; der sterbende Bruder vergiszt nicht seines Herzens Liebling, in den Armen der Schwester stirbt die Schwester, aber wie ein Fels im tobenden Meer steht die Mutter, die Königin — in diese schauerlich schöne Scene schaue der Medusenblick der Plastik und unsere Gruppe steht vor uns.' Hat er bei dieser Schilderung wol einen Augenblick an das tragische Costüm gedacht, an Masken, Kothurne, ausgestopfte Körper und dergleichen Kleinigkeiten mehr? oder hat er uns nicht durchaus einen auf unserer Bühne etwa möglichen Vorgang ausgemalt, auf unserer Bühne, auf der wir Weiber und Kinder auftreten lassen, also die verschiedenen Lebensalter und Gröszen der Niobiden allenfalls darstellen können, was die griechische Bühne mit ihren ausschlieszlich von Männern gespielten Rollen nicht vermochte. Oder wird Hr. Fr. dies bestreiten, erinnernd an Eurysakes im Aias oder an einige sonstige passive Kinderfiguren in einzelnen Scenen? Oder

sollte er ernstlich glauben, die Kinder der Niobe seien nicht im tragischen Costüm neben der Mutter, dem Vater, der Amme, dem Paedagogen mit Masken und Kothurnen aufgetreten? Ich traue seinem Geschmack und seiner Einsicht weder das Eine noch das Andere zu. Das tragische Costüm, das ich nicht näher zu schildern brauche, welches sicher ein nur halbwegs graziöses Hinfallen oder Hinsinken im Sterben, wie in so mancher effectvollen Scene unserer Bühne, schlechterdings unmöglich machte, scheint mir einen der wesentlichsten Gründe zu enthalten, warum keine Tödtung auf der antiken Bühne vor den Augen der Zuschauer vorkam. Keine oder so gut wie keine; denn Aias Selbstmord bei Sophokles bildet die einzige mit voller Sicherheit nachweisbare Ausnahme; Aias aber steckt sein Schwert in den Boden (Vs. 802 H. *ὁ μὲν σφαγεὺς ἕστηκεν κτλ.*), so dasz wir uns nur denken können, dasz er niedergekniet sich in die Klinge stürzt (etwa wie auf der etrusk. Vase in meiner Gall. her. Bildw. Taf. 24 Nr. 2). Aus dieser Stellung konnte der Schauspieler allenfalls mit so viel Anstand völlig hinfallen oder sich hinlegen, dasz es nicht einen plumpen und lächerlichen Eindruck machte; aus aufrechtem Stande aber ist das mir wenigstens undenkbar. Hienach wird die Undarstellbarkeit der oben von Hrn. Fr. geschilderten Scene wol einleuchten, und man wird die Wahrscheinlichkeit meiner Ansicht, die Kinder der Niobe seien nicht auf der Bühne gefallen, auch die Töchter nicht, wol einräumen. Ich wüsste auch in der That nicht, was man hiegegen einwenden wollte. Denn 1) ist es an sich ungleich wahrscheinlicher, dasz die Kinder der Niobe stumme Personen waren als dasz, wie Welcker (gr. *Trag. I* S. 291) annimmt, eine Schwester die Sprecherin der geschwisterlichen Gefühle für alle gewesen ist, was bei seiner Annahme, die Töchter seien auf der Bühne gefallen, allerdings statuiert werden müsste. Was aber 2) die in den Fragmenten erhaltenen Ausrufungen der Niobiden bei der Niederlage anlangt (Welcker a. O. S. 290 f.), so konnten diese so gut berichtet werden wie z. B. die Worte Kreon's in der Antigone, da sich Haimon neben der erhängten Braut tödtete (Soph. Ant. 1213 ff.), berichtet werden, oder was noch mehr parallel geht, die Rede des Oedipus vor seinem Ende (O. C. 1607 ff.). Ja ich musz behaupten, dasz unter allen Umständen der Untergang der Niobiden mit allen den schönen Einzelzügen der Geschwisterliebe u. a., welche ein Dichter wie Sophokles erfunden haben mag, in einem wolgesprochenen, der Ausmalung aller Einzelheiten Raum gebenden Bericht eine ungleich rührendere und bedeutendere Wirkung auf die Zuschauer ausüben musste, als bei einem kommatischen Vortrag während einer tumultuarischen Scene, wie sie uns Hr. Fr. zu glauben zumuthet, und der er den Medusenblick der Plastik entgegenwendet, um die Niobegruppe darzustellen. Dies ist eine tiefe Verkennung des Verhältnisses der bildenden Kunst zu der ihr die Anregung und die Vorbilder schaffenden Poesie. Ich glaube bewiesen zu haben, dasz die Niobegruppe nicht die entsprechende Scene der Tragoedie darstellt, weil eine solche Scene gar nicht existierte. Ueberhaupt aber sollte man beden-

ken, wie selten im ganzen Umfang der bildenden Kunst, abgesehn von den Malereien und Reliefen späterer Zeit, bei denen es gerade auf die Costümdarstellung ankam, wie ganz unerhört in einer statuarischen Gruppe die directe Darstellung einer Tragoedienscene ist. Wol stellte die bildende Kunst sehr häufig den geistigen Inhalt von Tragoedienscenen, namentlich von denen der Peripetie dar, aber ihre Formen, ihre Gruppen suchte sie auf anderem Gebiete als auf dem der realen Bühne.

Es bliebe uns also nun noch die Frage, ob die Niobegruppe, wie Hr. Fr. sagt, in directester Beziehung zu der sophokleischen Niobe steht. Dasz tragische Poesie dem Bildhauer vorgearbeitet habe ist allerdings sehr wahrscheinlich; zuzugeben ist, dasz der auch schon mehrfach ausgesprochene Gedanke an die Tragoedie des Sophokles sehr nahe liegt; aber eine Nöthigung die Gruppe aus dieser Bearbeitung des Niobemythus abzuleiten sehe ich nicht. Hr. Fr. gibt S. 73 zu, der Plastiker könne alle einzelnen Motive, er könne seine Gruppen, die in der Statuenreihe dieselbe Wirkung ausüben wie in der Tragoedie, selbständig erfunden haben, und was er hinzufügt: die Gruppe stimme aber äuszerlich und innerlich mit der Scene des Drama überein, ist zum Theil (was die äuszerliche Uebereinstimmung anlangt) widerlegt, zum Theil (in Beziehung auf die innerliche Uebereinstimmung) Conjectur, weiter Nichts; denn wir müssen uns die Tragoedie des Sophokles ja erst selbst reconstruieren. Ein Umstand, freilich scheinbar ein sehr äuszerlicher und geringfügiger, scheint mir sogar gegen die Zurückführbarkeit der Gruppe auf Sophokles Tragoedie zu sprechen. Eustathius zur Il. p. 1367, 22 und Eudokia p. 307 schreiben: *Σοφοκλῆς δὲ τοὺς μὲν παῖδας αὐτῇ ἐν Θήβαις ἀπολέσθαι φησὶν κτλ.*, was um so mehr Gewicht hat, als es sich um Abweichungen über den Ort handelt, wo die Niobiden getödtet wurden. War der Ort der Scene in Soph. Tragoedie Theben, so war er, da man für die Scene der Niederlage nicht den auf der Bühne dargestellten Platz vor der kadmeischen Burg (Welcker gr. Trag. I S. 290) annehmen kann, entweder, gemäsz der homerischen Darstellung, das Innere des Hauses oder, gemäsz der Schilderung Ovid's, der Ringplatz unter den Mauern der Stadt. Sicherlich ist aber weder das Eine noch das Andere in der Gruppe der Fall; die Sockel der Figuren stellen ein felsiges Gebirgsterrain dar, was um so weniger Zufall oder unabsichtlich sein kann, da die Felsblöcke im Wege der Fliehenden deren Bewegungen und Stellungen zum Theil bedingen (man sehe die Söhne 2, 3, 14 der Welcker'schen Tafel). Einen gebirgigen Schauplatz der Scene des Untergangs der Söhne haben Apollodor III 5, 6 und Hygin fab. 9, von denen jener sagt, die Söhne seien auf dem Kithaeron gefallen, dieser, Apollon habe sie bei der Jagd auf dem Berge Sipylos erschossen. Da nun Hygin bekanntlich meistens aus der Tragoedie schöpft, so steht es uns frei eine für uns verlorene Tragoedie, in der der Schauplatz vielleicht der Sipylos war, als Quelle Hygin's und zugleich als die der Gruppe anzunehmen. Dasz der Bildhauer, wollte er den Schauplatz

seines poetischen Vorbildes darstellen, wozu er seine vielleicht noch zum Theil errathbaren Gründe haben mochte, darin von diesem Vorbilde abweichen musste, dasz er auch den Tod der Töchter auf das Gebirg verlegt, der in allen Ueberlieferungen und auch bei Hygin im Hause stattfindet, ist wol natürlich. Hiernach stünde denn also die Gruppe nicht in Relation zur Niobe des Sophokles, sondern zu einer andern uns unbekannten Tragoedie.

In dem 2n Abschnitt behandelt Hr. Fr. die Frage der Aufstellung und sucht zu erweisen, dasz diejenige in einem Giebel unmöglich gewesen sei. Da ich mich jetzt auszer Stande sehe die Gruppe in Abgüssen zu studieren und zu messen, also auf die abstracten Zahlen des Maszes der Figuren in der Welckerschen Gröszentabelle (alte Denkm. I S. 276) und auf namentlich in den Maszen ungenaue Zeichnungen angewiesen bin, so steht mir gegenüber der äuszerst sorgfältigen Beweisführung des Vf. nicht mehr zu als einige Zweifel dagegen auszusprechen, ob wirklich der Beweis des Vf. ein vollständiger sei. Sind diese meine Zweifel unbegründet, wol, so möge Hr. Fr. sie nach den an den Abgüssen gemachten Studien widerlegen, um sodann, so viel ich verstehe, die Annahme einer Giebelaufstellung beseitigt zu haben. Vorher noch eine kleine Nebenbemerkung. Hr. Fr. bestreitet, dasz man mit Welcker den meisten schriftlichen Quellen gemäsz berechtigt sei die Zahl der Niobiden, welche zu der Gruppe gehört haben, auf 7 Söhne und 7 Töchter festzustellen. Ich weisz eigentlich nicht warum. Aber man kann ihm zugestehn, dasz keine Nöthigung vorliegt, diese traditionelle und durch den Bezug auf die *dem Apollon* heilige Zahl 7 gestützte Zahl auch für die Gruppe anzunehmen; wenn er aber selbst 7 Söhne statuiert, so bleibt die gleiche Zahl von Töchtern überwiegend wahrscheinlich. Hierauf wendet sich der Vf. zu einer Kritik der einzelnen Statuen in Bezug auf ihre Zugehörigkeit zur Gruppe. Anerkannt werden die 7 Söhne Nr. 2, 3, 4, 13, 14, 15, 16 (der Welckerschen Tafel) und die Töchter 5, 6, 7, 9, natürlich nebst der Mutter und dem Paedagogen. Bestritten, und zwar mit guten Gründen, die berliner Statue der angeblichen Tochter Nr. 10 (S. 75—77) und die Tochter Nr. 11, die schon Thiersch, aber nur dieser bezweifelt hatte (S. 77—81), so dasz wir 7 Söhne, 4 Töchter, Mutter und Paedagogen haben. In dem sodann beginnenden Erweis der Unmöglichkeit der Giebelaufstellung wird die von Cockerell, Welcker und Gerhard übereinstimmend angenommene Stellung der Figuren 3—9 festgehalten, während sich die Beweisführung zuerst und hauptsächlich gegen die von Welcker dem Sohne Nr. 2 gegebene Stelle wendet oder, genauer gesprochen, darzuthun sucht, dasz bei dieser Stellung des Sohnes Nr. 2 die Construction eines Giebeldreiecks für die Figuren unmöglich sei. Alles beruht auf den Maszen der Figuren. Nun zeigt Hr. Fr. selbst durch Formeln, dasz kein Giebeldreieck gezogen werden kann, in welchem dieser Sohn die zweite Stelle von der Ecke einnimmt, wenn die Höhe des Gipfelpunkts des Giebels durch die Höhe der Niobe (circa 7′) bestimmt wird. Gegen diese Formeln

und ihr Resultat läszt sich natürlich nichts beweisen; aber dieses Resultat ist ja einstweilen doch nur, dasz bei dieser Aufstellung der Figuren ein Giebeldreieck über denselben nicht zu construieren ist, nicht dasz dies überhaupt unthunlich sei. Vielmehr deutet der Vf. S. 84 zwei Auskunftsmittel an, die er freilich verwirft, die mir aber so unmöglich nicht scheinen wollen. Erstens musz der Niobide Nr. 2 herumgedreht und auf die andere Seite gestellt werden, wie dies Müller vorschlug, so dasz nicht nur sein Gesicht gesehn wird, sondern auch die in der That häszliche Wiederholung der 3 emporgestreckten Arme und der 3 in immer spitzerem Winkel gebogen auftretenden Beine auf der Welckerschen Tafel gemildert wird. Freilich wird hiebei, wie Meyer, Wagner, Welcker übereinstimmend bemerken, das rechte Bein des Jünglings von dem Felsen bedeckt, worin Hr. Fr. den Beweis gegen die Umstellung findet, während ich mir dies sogar als Absicht des Künstlers denken kann, der seinen Personen so energische Felsblöcke in den Weg warf. Zweitens aber musz die Ecke, in der bei Welcker nur der Sohn Nr. 2 auszer der ergänzten todten Tochter steht, mit mehr Figuren einer allmählichen Abstufung gefüllt werden, wodurch, wie Hr. Fr. zugibt, wenigstens die Hauptschwierigkeit wegfällt. Dasz hiezu wenigstens 3 erforderlich wären, wie Hr. Fr. sagt, wäre zu erweisen, vielleicht genügen auch ihrer zwei, und die sind zu finden. Hr. Fr. selbst hebt hervor, dasz der sog. Narciss Nr. 15 wol eher auf die linke Seite gehört, wohin ihn Müller stellt, als auf die rechte, wo er bei Welcker steht; Gleiches möchte ich von dem Sohn Nr. 14 behaupten, dessen Stellung, einzig vorausgesetzt dasz man die Geschosse der Götter sich kreuzend denkt, was Welcker aufstellt und Hr. Fr. anerkennt, bestens für die Stelle nach dem Bruder Nr. 3 bei Welcker passt. Bringen wir nun den Narciss Nr. 15 in die folgende Stelle, so bleibt, wie ich glaube, nicht mehr Raum als durch eine im Tode hinfallende Figur gefüllt werden kann. Wir hätten demnach auf der linken Seite einstweilen folgende Figurenreihe:

Stelle:	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Figur:	vacat	15	14	3	4	5	6	7	8.9

also, die Mutter in der Mitte abgerechnet, 8 Figuren, darunter eine uns fehlende hingesunkene Schwester. Zugleich erhalten wir eine der von Hrn. Fr. mit Recht betonten Observanz der Giebelgruppen entsprechende Abstufung von der liegenden Figur durch zwei knieende, auf welche dann erst eine stehende folgt. Ueber die andere Seite, für die wir von erhaltenen Figuren nur den von uns herübergenommenen Sohn Nr. 2, den Paedagogen und den todten Sohn Nr. 16 haben, läszt sich natürlich so wenig absprechen wie über die Stellung, welche die zur Füllung der Lücken nöthigen Personen etwa eingenommen haben. Freilich bleibt bei alle dem das Hauptargument unseres Vf. gegen die Giebelaufstellung überhaupt in Kraft, dasz nemlich die Höhenabnahme der Figuren eine zu geringe sei, um eine mit der für eine Giebelschräge nöthigen Steilheit ansteigende Linie

über dieselben zu legen. Der Sohn Nr. 3 und die Tochter Nr. 7 seien kaum einen Fusz verschieden, dann steige es plötzlich zur Mutter um ein Bedeutendes, so dasz, wenn man eine Linie über die Köpfe (durch ihre Scheitelpunkte) zöge, diese mit der conjecturalen Linie der Giebelschräge nicht entfernt parallel laufe, sondern ihre eignen Hebungen und Senkungen habe, und dasz über dem einen Kopf bis zur Giebelschräge fast kein Raum, über dem andern ein bedeutender sei. Letzteres ist, freilich in geringerem Masze, auch beim Parthenon und den Aegineten der Fall; dasz die Mutter sich stärker über ihre nächste Umgebung erhebt als die übrigen Figuren übereinander, kann Absicht sein, um sie markierter hervorzuheben, und findet ein Analogon in den Mittelfiguren des westlichen Parthenongiebels, die, wie Niobe, von ganz anderem Masze sind als die übrigen Figuren. Aber das nützt Alles noch nicht: die geringe Höhendifferenz zwischen dem Sohne Nr. 3 und der Tochter Nr. 7 bleibt bestehen. Um diese zu entfernen musz ich nochmals an die bereits oben in anderem Sinne hervorgehobene markierte Ungleichheit des Terrains auf dem die Scene vorgeht erinnern. Diese Ungleichheit des Terrains benutzt freilich unser Vf. als ein neues Argument gegen die Giebelaufstellung; schon Levezow habe bemerkt, dasz die Gruppe nie (im Texte steht durch Druckversehn 'nur') auf einer Basis gestanden habe, stelle man die Figuren zusammen, so entstehe nicht eine zusammenhangende Fläche, sondern es gebe nur Hügel an Hügel, und zwar dies, füge ich hinzu, nicht allein bei der Aufstellung in einem Giebel, sondern bei jeder denkbaren gemeinsamen Aufstellung. Stünde die Behauptung Levezow's fest, so brauchte man überhaupt keinen weiteren Beweis gegen die Giebelaufstellung. Aber schwerlich wird ein vorurteilsfreier Beschauer der Gruppe sich an einer Einzelaufstellung der auf's Innigste zusammengehörigen Statuen genügen lassen, gewisz wird Jeder erst bei gemeinsamer Aufstellung auf einer Basis die Gruppe äuszerlich als das Ganze empfinden, welches sie innerlich ist. Wollen wir diese Aufstellung nicht aufgeben, so bleibt uns nur die Annahme, dasz die Sockel zum Theil nicht in der Höhe auf uns gekommen oder in der florentiner Copie nachgebildet sind, in der der Künstler sie bildete, welcher, wenn er das Bergterrain des Sipylos aus seinem poetischen Vorbilde energisch zur Anschauung brachte, dadurch, die Giebelaufstellung vorausgesetzt, zugleich den groszen Vortheil erreichte (der uns jetzt alle Schwierigkeit macht), alle seine Niobiden fast gleichalterig (innerhalb von 8 Jahren verschieden) und gleich grosz bilden zu dürfen, und durch die Differenzen der Sockel mit der geringen Differenz der Figuren dennoch die nöthigen Abstufungen zu erhalten. Vielleicht können uns die Sockel der Söhne 2 und 3 zeigen, dasz nicht alle vollständig erhalten sind; unter den zurücktretenden Füszen dieser Jünglinge ist fast gar kein Boden mehr; ergänzt man hier nur so viel Sockelhöhe, wie z. B. unter dem rechten Fusz von Nr. 14 oder unter dem Paedagogen ist, so werden die Figuren um fast einen Fusz gehoben. Aehnliches kann bei den Töchtern

6 und 7 der Fall gewesen sein. Nehmen wir dies für den Sohn Nr. 3 an, so würde er höher als Nr. 4 und müste innerhalb dieses stehen, wodurch vielleicht noch der Vortheil erwüchse, dasz die keineswegs schöne Lücke zwischen der vaticanischen Gruppe und der Schwester 6 sich auf eine harmonische Weise füllte, während möglicherweise das entsetzte Zurückblicken des Sohnes Nr. 3 durch das Hinsinken der Schwester Nr. 5 unmittelbar hinter ihm besonders motiviert erscheinen könnte.

Doch genug und vielleicht zu viel bei der augenblicklichen Unzulänglichkeit meines Apparats. Was ich gebracht habe ist ein Vorschlag, freilich der letzte den ich wüsste, um die Giebelaufstellung der Niobegruppe zu retten, die sich durch den Anblick der Figuren zunächst aufdrängt, und an welche sich ein hochpoetischer Gedanke knüpft. Die Argumente, welche unser Vf. auszer den Maszverhältnissen gegen die Giebelaufstellung erhebt, sind minder relevant. Die feinsten Schönheiten der Gesichtszüge können vielleicht bei hoher Aufstellung verschwinden; dasz die zarten Körper durch eine solche hager erschienen sein würden glaube ich nicht. Aber der Vf. sagt selbst S. 87, die erste Rücksicht war nicht die auf den Beschauer, sondern die ein makelloses und durchaus vollendetes Agalma für den Tempel zu schaffen. Dasz er diesen Grundsatz hier nicht gelten lassen will ist ziemlich subjectiv. Was aber das in dem Nioblden Nr. 16 nicht beobachtete Gesetz anlangt, dasz liegende Giebelfiguren sich auf einen Arm zu stützen pflegen, um dem Blick eine Fläche zu bieten, so fragt es sich, ob dies Gesetz ein absolutes war und ob nicht vielleicht doch Schlegels Bemerkung richtig ist, dasz der Kopf des Knaben von unten gesehn ganz erscheinen würde. Plinius Worte endlich: *in templo Apollinis Sosiani* können uns eigentlich ganz gleichgiltig sein, da, selbst wenn *in templo* nicht den Giebel bezeichnen oder mit einschlieszen könnte, sie nur die Aufstellung in Rom angehen, welche eine ursprüngliche Aufstellung in dem Giebel eines Apollontempels eben so wenig beweist wie widerlegt.

Der 3e Abschnitt bringt eine sehr gut empfundene und geschriebene Charakterisierung der Gruppe in ihrem tieftragischen Gehalt, welcher wol Furcht und Mitleid erweckt wie jede echte Tragoedie, aber auch die Katharsis unseres Gefühles wirkt wie eine solche. Haben wir dem Vf. ein paarmal vorwerfen müssen, dasz er sich von der Phrase nicht ganz frei erhalten hat, so wollen und dürfen wir nicht verschweigen, dasz in diesem Abschnitt Alles scharf und klar gedacht und ausgedrückt ist. In dem letzten Abschnitt endlich, über den Urheber der Gruppe, tritt der Vf. gegen diejenigen in die Schranken, welche gegenüber den Zweifeln der Alten, ob Skopas oder Praxiteles der Meister der Niobegruppe sei, für den einen oder den anderen Künstler glauben entscheiden zu können. Wenngleich nun, wie ich glaube, die *haesitatio* von der Plinius Zeugnis gibt sich wesentlich daher schreibt, dasz eine bestimmte Nachricht über den Künstler fehlte und dasz sein Name auf dem Werke nicht genannt

oder nicht erhalten war, was durch den Zusammenhang der ganzen Stelle Plin. XXXVI 27—30 klar ist, und wenngleich ich der Meinung bin, dasz wir ohne Geringschätzung der Alten unter Umständen so gut in kunsthistorischen Dingen wie in historischen und mythologischen entscheiden können wo sie zweifelten, so will ich doch offenherzig gestehn, dasz unser Vf. seine These, dasz wir in diesem Falle nicht entscheiden können und nicht entscheiden sollen, siegreich und schlagend durchführt. Von Bedeutung ist es, dasz er gegenüber einem vielfach wiederholten Vorurteil, als sei Praxiteles Kunst auf weniger bewegte und leidenschaftliche Gegenstände beschränkt gewesen, auf Werke desselben hinweist, welche ohne leidenschaftliche Bewegung gar nicht gedacht werden können. So die Silene, von denen das Epigramm in Brunck's Anall. II p. 275 Nr. 2 das Wort βρυάζειν gebraucht, so die Maenaden neben den Thyaden, so endlich der Raub der Kora in Erz Plin. XXXIV 69, welche der Vf. besser angeführt hätte, als das unmittelbar darauf von Plinius genannte Gegenstück: die Katagusa. Denn es liesze sich darüber streiten, ob wir in diesem Werke nicht eine Darstellung der friedlichen Zurückgabe der Kora an Pluton nach abgeschlossenem Vertrag erkennen müssen, und ob dasselbe deswegen die Bezeichnung 'auch ein Mutterschmerz' und die Charakterisierung als ein wenn auch nicht äuszerlich, so doch innerlich tiefbewegtes Werk so ganz verdiene. Gerade über diese Gruppe konnte der Zauber einer stillen Wehmut ausgegossen sein. Aber das kann gleichgiltig sein, da der Raub der Persephone nicht anders als äuszerlich wie innerlich bewegt gedacht werden kann.

Ueber die Anhänge glaube ich schweigen zu dürfen. Der erstere, die Besprechung der Artemis Colonna in Berlin, von der eine bessere Zeichnung als die in Müllers Denkm. d. a. K. II 16, 167 beigegeben ist, die aber leider für den Kopf ebenfalls durchaus nicht genügt (denn das Gesicht in der Zeichnung hat etwas mädchenhaft Schnippisches), beweist die Befähigung unseres Vf. zu einer fein eingehenden Statuenschilderung, sein *sentimento per la scoltura*, wie die Italiäner sagen, und thut in ihrer einfachen Ruhe gegenüber dem immer wachsenden unklaren Bombast, den wir von anderer Seite aufgetischt bekommen, sehr wol. Die 'bescheidene Vermutung' unseres Vf., dasz die Statue auf die brauronische Artemis des Praxiteles Paus. I 23, 7 zurückgehe, scheint mir wirklich nicht mehr als dies zu sein.

Der zweite Anhang behandelt vier Vasenbilder: die Auslösung von Hektors Leiche, Orestes in Delphi, die erste Scene des soph. Oedipus Tyrannos und den Tod des Archemoros. Des Vf.'s Bemerkungen, unter denen recht gute, lassen sich in der Kürze nicht besprechen, und auf ein ausführlicheres Eingehn in dieselben werden wir wol nach dem Umfang, den diese Anzeige gewonnen hat, verzichten müssen.

Leipzig. *Overbeck.*

(55.)

Die wissenschaftliche und künstlerische Form der platonischen Schriften in ihrer bisher verborgenen Eigenthümlichkeit dargestellt von Dr. G. F. W. Suckow, Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Breslau. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1855. VIII u. 512 S. gr. 8.

(Schlusz von S. 626—642.)

Zu der vierten Classe der aristotelischen Zeugnisse endlich gehören bekanntlich auch die für die Gesetze, und hier glaubt nun Hr. S. S. 103—119 ein gleich schwer wiegendes Gegenzeugnis gefunden zu haben in der Rede des Isokrates an den Philippos p. 84 St. *τοῖς νόμοις καὶ ταῖς πολιτείαις ταῖς ὑπὸ τῶν σοφιστῶν γεγραμμέναις*! Jedermann sieht wol von vorn herein, welcher Künste es bedurft hat aus diesen so unentschiedenen Worten ein so entschiedenes Ergebnis herauszubringen. Verbietet schon der Raum dem Ref. eine eingehende Widerlegung, die sich nicht mit wenigen Worten abthun lassen würde, so kann auch überdies jeder Leser leicht selber urtheilen, ob nicht die beigebrachten Beweisgründe des Hrn. Vf. ganz von derselben Art sind wie die, deren Ungenüge wir bereits im vorigen hinlänglich dargethan haben, wie z. B. auch hier dieselben falschen psychologischen Voraussetzungen, namentlich die, dasz ein Schriftsteller immer die entsprechendsten Mittel für seine Zwecke gewählt haben werde, wiederkehren, und ob daher das ganze sich auch nur der Mühe einer eignen Widerlegung verlohnen würde. Dasz unter den 'Sophisten' hier vorzugsweise Platon gemeint sei, wird niemand bezweifeln; dasz aber nicht nebenbei auch an andere, wie z. B. an Phaleas, Hippodamos von Elis, Protagoras gedacht werden könne, davon wird sich niemand so leicht überreden lassen, und Hr. S. selbst wird schwerlich behaupten wollen oder wenigstens gewis nicht zu beweisen vermögen, dasz Isokrates dem Philippos nicht einmal im allgemeinen die Kenntnis davon habe zutrauen können, dasz es schon damals eine ziemlich reichhaltige Litteratur von politischen Theorien gab; um eine solche ganz allgemeine Kenntnis hievon braucht es sich ja aber hier nur zu handeln. So folgt aus der Stelle mit Sicherheit weder, dasz die Politeia und die *Νόμοι* beide, noch auch dasz nur die erstere von Pl. herstammt, obwol das erstere noch immer eher als das letztere. Dazu kommt nun aber noch dasz Pl. erst im J. 348 starb und die Rede des Isokrates an den Philippos schon aus dem J. 346 herrühren dürfte (s. Weiszenborn in der halleschen Encycl. Art. Isokrates, obschon Hr. S. sie freilich bis 342 oder 341 hinabzurücken sich bemüht), so dasz also, da der Hr. Vf. S. 116 selber eine Unterschiebung bei Platons Lebzeiten nicht für möglich zu halten scheint, für die der Gesetze höchstens die Frist von zwei Jahren übrig bleiben würde.

Der Hr. Vf. sucht nun S. 115—119 eine so frühzeitige Unterschiebung theils durch das Beispiel der hippokratischen Schriften theils

durch jene obige Aeuszerung des Theopompos zu rechtfertigen, von welcher wir bereits oben gezeigt haben, dasz sie selbst in dem für ihn günstigsten Falle nichts für ihn beweist. Sein Auskunftsmittel zur Beantwortung der Frage, wie denn Aristoteles selber geteuscht werden konnte, dasz nemlich derselbe ja bekanntlich gleich nach Platons Tode Athen verliesz und erst 13 Jahre später zurückkehrte, dürfte dagegen in der That das einzig denkbare sein, wenn zuvor aus andern Gründen die Unechtheit der Gesetze mit Sicherheit erhärtet worden wäre. Es fragt sich daher nunmehr, inwiefern dies letztere Hrn. S. etwa im folgenden gelungen ist. Zunächst bemüht sich nemlich derselbe zu diesem Zweck darzuthun, dasz die Art, wie sich Aristoteles das innere Verhältnis der Gesetze zur Politeia nach Maszgabe seiner Voraussetzung von der Echtheit beider Werke denkt, eine völlig unhaltbare sei, und wir müssen diesen Abschnitt (S. 120—133) als den gelungensten des ganzen Buches bezeichnen. Mehr nur im vorbeigehen weist er zuerst im ganzen richtig die Mängel der aristot. Kritik gegen die Gesetze nach (S. 120—126) und zeigt dann dasz Aristoteles sich den Staat der Gesetze nur als eine einstweilige Uebergangsform denkt, um die Ausführung des Staats der Republik zu vermitteln, während 1) Platon in der Politie V p. 472 u. VII am Ende die Ausführbarkeit dieser letztern Verfassung keineswegs von einer solchen überleitenden Verfassung abhängig macht, sondern vielmehr ihre unmittelbare Einführung unter gewissen näheren Bedingungen als möglich bezeichnet, 2) der Verfasser der Gesetze (V p. 793 E. IX p. 853 B. 875 A—D) den Staat der Republik für absolut unausführbar erklärt und dagegen 3) die zweitbeste Verfassung, welche er an seine Stelle setzt, nicht, wie nach Aristoteles Auffassung der Fall sein müste, als leicht ausführbar bezeichnet, sondern vielmehr ihren Eintritt ins Leben ziemlich an dieselben Bedingungen bindet, wie Pl. die seines Ideals in der Republik; s. Ges. V p. 745 E ff. vgl. IV p. 709 E ff. (S. 133). Mit dieser unrichtigen Auffassung verbinden sich dann nach Hrn. S. bei Aristoteles noch zwei andere Fehlgriffe: 1) dasz er den athenischen Fremdling in den Gesetzen für eine Person mit dem Sokrates hält, wovon der Hr. Vf. S. 130 f. gut die Unmöglichkeit nachweist, und 2) dasz in der Republik die Verfassung, in den *Νόμοι* aber die Gesetze im engern Sinne die Hauptsache seien, während doch zwar das erstere richtig ist, dagegen in dem zweiten Werke Verfassung und Gesetze vielmehr ganz zu gleichen Theilen gehen (S. 132 f.).

Nun fragt sich also nur noch, ob unter der obigen Voraussetzung noch ein anderes Verhältnis zwischen beiden Werken denkbar und haltbar ist. Denkbar wäre nur noch, dasz Pl. in den Gesetzen seinen frühern Standpunkt verändert habe. Bei der Art, wie der Hr. Vf. die Haltbarkeit dieser Annahme bestreitet, können wir uns aber leider wiederum nicht beruhigen, sie ist vielmehr ganz von dem Schlage, den wir bereits zur Genüge an ihm kennen gelernt haben, und läszt sich wieder ganz mit denselben Gründen auf das entschiedenste widerlegen. Wenn nemlich der Hr. Vf. nach S. 136 beweisen will, dasz

'für Aristoteles eine **historische** Gewisheit darüber vorhanden gewesen sein müsse, Pl. könne weder die Principien seiner Philosophie überhaupt noch auch seine Ansichten vom Staate jemals in seinem höhern Alter geändert haben', so ist einfach zu entgegnen, dasz sich dies gar nicht beweisen läszt, weil Aristoteles selbst in der oben angeführten Stelle hinsichtlich der metaphysischen Principien Platons mit dürren Worten das Gegentheil sagt. Mag der Hr. Vf. dies, was er übrigens bereits aus Zeller Phil. d. Gr. II S. 215 hätte gelernt haben sollen, zur Warnung dienen lassen, um zu sehen wie weit man mit seinen beliebten psychologischen Räsonnements kommt, wie z. B. hier mit dem, dasz dem Aristoteles sonst unmöglich die vielen wichtigen Widersprüche zwischen den Gesetzen und den übrigen Schriften hätten entgehen können! Auf das einzelne in der Aufzählung dieser Abweichungen (S. 136—140) und wie weit der Hr. Vf. durch dieselbe Zellers Forschungen nach dieser Seite hin berichtigt oder ergänzt hat oder nicht, können wir uns hier nicht näher einlassen, sondern müssen dies auf den 2n Theil unserer 'genetischen Entwicklung der plat. Phil.' versparen. Eben in der Umbildung von Platons metaphysischen Principien liegt der Anhalt dafür gegeben, sich eine solche auch in seinen politischen Ideen als nicht unwahrscheinlich zu denken, und wir würden den Beweis für die Unechtheit der Gesetze daher erst dann für geführt erachten, wenn jemand in überzeugender Weise dargethan hätte, dasz die letztere in **der** Art, wie sie sich dann in den Gesetzen darstellen würde, unmöglich mit der ersteren, wie wir sie aus Aristoteles kennen, Hand in Hand gehen konnte.

Für Hrn. S. bleibt nun inzwischen nach seinen auf Isokrates gebauten Voraussetzungen noch die Möglichkeit zu betrachten, dasz nicht die Gesetze, sondern die Politie unecht sei, und er weist daher S. 144—146 sehr einleuchtend nach, wie dieselbe durch die Angabe des Aristoteles, dasz das erstere Werk später geschrieben sei, beseitigt werde; vgl. überdies S. 158 f. Um nun aber endlich vollständig die Möglichkeit einer Teuschung des Aristoteles zu erklären, zieht er S. 147—157 die bekannte Nachricht des Diog. L. III 37 über die Herausgabe der Gesetze heran und merkt — wunderlich genug! — dabei gar nicht, dasz dieselbe nach seiner eignen Auffassung vielmehr einen guten Theil seiner ganzen bisherigen Beweisführung wieder umstöszt. Nach seiner bisherigen Darstellung (S. 116) sollte man erwarten, dasz er die Gesetze für ein schlechthin fremdes, untergeschobenes Erzeugnis ansehen würde; nach der vorstehenden Nachricht dagegen ist das Verhältnis des Philippos von Opus zu den Gesetzen und der Epinomis ein ganz verschiedenes: während er von dem letztern Werke der wirkliche Verfasser, so ist er dagegen von dem ersteren nur der überarbeitende Herausgeber — denn das heiszt allerdings *μεταγράφειν* — und Platon vielmehr der wirkliche Verfasser, der nur an dies Werk noch nicht die letzte Hand gelegt hatte (*ὄντας ἐν κηρῷ*), und Hr. S. selbst legt die Sache gar nicht anders dar. Nach seiner bisherigen Darstellung hat Pl. seine politischen Ansichten nie-

mals geändert; die vorstehende Nachricht beweist dagegen, dasz er auch sie wirklich geändert hat, denn aus welchem Grunde sollte er wol nach des Hrn. Vf. eigner Beweisführung sonst ein neues politisches Werk zu schreiben begonnen haben? und wenn dies noch nicht überzeugend sein sollte, so wäre doch gar nicht zu begreifen, was für einen Grund Philippos gehabt haben könnte, überhaupt noch einen plat. Entwurf zu Grunde zu legen, wenn er ihn doch in einem so schlechthin abweichenden Geiste umarbeiten wollte; denn dann hätte er ja weit besser ein eignes ganz selbständiges Werk an die Stelle gesetzt, und in Wahrheit würde er ja eben dies auch so schon gethan haben, wenn er doch von dem ursprünglichen Plane Platons kaum die Spuren übrig liesz. Und doch soll der Mann nach Hrn. S. selbst, welcher wol mit Recht unter dem athenischen Fremdling den Platon versteht, mit so viel schonender Pietät gegen Pl. zu Werke gegangen sein! Und läszt sich etwa diese ganze Nachricht nicht dergestalt recht wol mit der Benutzung des Werkes als eines echten beim Aristoteles in Uebereinstimmung bringen? Ich dächte wenigstens, wer dem Stagiriten so viele Nachlässigkeiten in seiner Kritik Platons vorwirft wie Hr. S., der brauchte auch daran keinen Anstosz zu nehmen, wenn derselbe allerdings sich die Frage nicht vorgelegt hat, wie viele von den an den Gesetzen getadelten Mängeln vielmehr auf Rechnung des Ueberarbeiters kommen möchten. Wir aber müssen, wenn wir anders diese Nachricht zu verwerfen keinen Grund haben, selbst unsere obige Ansicht noch wieder dahin beschränken, dasz die absolute *Unechtheit* der Gesetze nunmehr gar nicht mehr bewiesen werden kann, *sondern* dasz selbst die Incongruenzen gegen die umgebildete theoretische Philosophie Platons nur so viel höchst wahrscheinlich machen, dasz da, wo sie etwa vorkommen, allerdings die seine eignen Ansichten hineintragende Hand des Herausgebers zu erkennen sein würde. Höchst wahrscheinlich sage ich, denn immerhin könnte in manchen Fällen noch der Zweifel bleiben, ob wir auf diesem seinem spätern Standpunkte von Pl. selbst eine strenge Consequenz erwarten dürften und ob Aristoteles selbst denselben treu wiedergegeben hat. Zeller wuste wol was er that, als er mit seiner Unechterklärung der Gesetze zugleich die unmittelbare Glaubwürdigkeit der obigen Nachricht bestritt, indem er namentlich nachzuweisen suchte, dasz die Epinomis erst der zweiten Generation der Akademiker angehören könne, und die Widerlegung dieser Behauptung durch Hrn. S. (S. 156 f.) ist wenigstens insofern noch nicht genügend, als dieselbe auf den Einwurf Zellers Phil. d. Gr. II S. 341 Anm. 3, dasz Aristoteles Polit. II 6 p. 1265 b 18 sich in einer Weise äuszere, welche seine Bekanntschaft mit der Epinomis positiv auszuschlieszen scheine, gar nicht eingegangen ist. Die in Rede stehende Nachricht findet sich nun übrigens auch bei Suidas, aber ohne Nennung des Philippos, vielmehr unter dem Artikel φιλόσοφος, und hier müssen wir noch bemerken, dasz Hr. S. sich seine künstliche Erklärung dieses Umstandes hätte ersparen können, wenn er beachtet hätte, was bereits Hermann a. a. O. S. 660

Anm. 495 vgl. S. 589 Anm. 202 zu einer weit einfacheren Aufhellung desselben beigebracht hat. Zuweilen möchte man glauben, dasz Hr. S. das Hermannsche Buch gar nicht gelesen habe.

Im folgenden hört nun der Hr. Vf. die Zeugen ab, welche später als Aristoteles sind. Zunächst soll die Aeuszerung des Krantor bei Proklos zum Tim. p. 24 zum Beweis für die Unechtheit des Kritias dienen (S. 158 f.), man habe dem Pl. vorgeworfen sein Staatsideal von den Aegyptern entlehnt zu haben, und Pl. habe denn darauf auch ausdrücklich erklärt, dasz wenigstens jene Geschichte von den Athenern und Atlantinern, nach welcher im alten Athen einst jene Verfassung wirklich bestand, aus aegyptischer Quelle geschöpft sei. Allein die Schluszfolgerung des Hrn. S. ist wieder sehr übereilt, da 1) in Krantors Worten keineswegs liegt, dasz er in der Darstellung der Verfassung der alten Athener den Hauptinhalt der ganzen Geschichte gefunden hätte, sondern er dieselbe nur als den Punkt hervorhebt, durch welchen Pl. gewissermaszen selbst jene Vorwürfe bestätigt habe, da es ferner 2) eine lächerliche Behauptung ist, dasz das Bruchstück des Kritias nur von der Verfassung des atlantinischen Staates handle, sofern ja vielmehr die altathenische gleichfalls p. 108—112 erörtert wird, überdies, als bereits in der Republik gegeben, nur noch concret auf das attische Land angewandt zu werden brauchte, und da endlich 3) eben hiernach und nach dem von uns in diesen Blättern oben S. 382 f. bemerkten, falls Krantor wirklich gesagt hätte, was Hr. S. ihn sagen läszt, dieser Gesichtspunkt trotz der ausführlicheren Schilderung der atlantinischen Verhältnisse doch auch für unsern Kritias in der That der maszgebende ist.

Es folgt S. 160 Dikaearchos bei Diog. L. III 38 in der schon oben in Betracht gezogenen Stelle, der nun mit einemmal auch noch ein Zeugnis dafür ablegen soll, dasz der Phaedros eine Jugendarbeit Platons sei, denn nun soll Diogenes mit einemmal die Worte *καὶ γὰρ ἔχει μειρακιῶδές τι τὸ πρόβλημα*, welche S. 40 für sein eignes Urtheil erklärt wurden, vielmehr vom Dikaearchos haben wegen des *καί* hinter *Δικαίαρχος δέ*, während doch dasselbe nur besagt: 'ähnlich wie ich von dem Gegenstande urtheilt auch Dikaearchos von der Schreibart.' Und gesetzt auch, die Erklärung des Hrn. Vf. wäre die richtige, so begründet ja auch so Diogenes jenen *λόγος* nur durch ein Urtheil des Dikaearchos, keineswegs aber sagt er dasz ihn schon Dikaearchos selber erwähnt und durch dasselbe begründet habe.

Die Reihe der Zeugen aus dem nächsten Menschenalter nach Aristoteles beschlieszt der Stoiker Persaeos bei Diog. L. II 61 (S. 161 f.) mit der Angabe, dasz Pasiphon von Eretria (welcher nach Diog. VI 73 noch nach oder aber überhaupt erst seit dem Tode des Kynikers Diogenes, 324 v. Chr., schriftstellerisch thätig war) die meisten angeblichen Dialoge des Aeschines, mehrere des Antisthenes und die der andern (unmittelbaren Schüler des Sokrates) gefälscht habe. Hr. S. hätte uns bei dieser Gelegenheit nicht verschweigen sollen, was er über die Vermutung von Welcker und Hermann (a. a. O. S. 585

Anm. 182) denkt, dasz hierbei nicht an die sieben von Diog. namentlich aufgeführten Dialoge des Aeschines, sondern vielmehr an die gleichfalls kurz vorher erwähnten ἀκέφαλοι zu denken sei; die Wichtigkeit dieses Punktes wird uns bald einleuchten. Nehmen wir nun ferner die Angabe des Persaeos streng wie sie sich uns darbietet und wie es sonst Hr. S. immer aufs strengste zu thun bemüht ist, hier aber unterläszt, weil dies freilich für ihn ein sehr unangenehmes Ergebnis liefert: so liegt in ihr, dasz nach Persaeos vor Pasiphon solche Fälschungen noch nicht stattgefunden hatten und dasz er auch zu seiner Zeit keinen andern Fälscher sokratischer Dialoge kannte als diesen; und so läszt sich allerdings nicht leugnen, dasz sie durch die obige Vermutung viel an ihrem Gewicht verlieren würde, denn darnach hätte ja Persaeos die Minderzahl der ἀκέφαλοι für echt gehalten, während doch ohne Frage alle gefälscht waren. Ein Theil dieser Angabe aber erhält wenigstens noch durch Plutarch Nikias Cap. 4 Bestätigung, nach welcher Stelle Pasiphon dem Phaedon den Dialog Nikias untergeschoben zu haben scheint (vgl. Diog. L. II 105). Bringt nun ferner Hr. S. S. 163—165 mit der Behauptung des Persaeos die des Galenos zu Hippokrates de nat. hom. I 42 allerdings in eine wirksamere Verbindung, als es bisher geschehen ist, wessen er sich denn auch nicht wenig rühmt, so bestätigt doch dieselbe im Gegensatz gegen ihn das bisherige Urtheil (Hermann a. a. O. S. 419. 410 vgl. 408), dasz die eigentliche Fälschung plat. Dialoge überhaupt erst mit der Errichtung der groszen Staatsbibliotheken beginne, da *ja Galenos* sogar übertreibend sagt, es habe bis dahin über*all gar keine* untergeschobenen Bücher gegeben, nunmehr aber sei durch die guten Preise, welche man für Werke berühmter Schriftsteller bezahle, dem Betrug Thor und Thür geöffnet worden. Jedenfalls begann aber hiernach erst seit dieser Zeit die Fälschung in groszartigem Maszstabe und als förmlicher Erwerbszweig, und Pasiphon war der erste, welcher sich mit demselben auf die Schriften der Sokratiker verlegte. Dasz die Vorsteher der Bibliotheken sich auf diese Weise teuschen lieszen, erklärt Hr. S. gewis richtig einmal daraus dasz Sammeleifer und Kritik selten Hand in Hand gehen, und sodann daraus dasz es beglaubigte Verzeichnisse dieser Schriften damals noch nicht gab. Wer und zu welchem Zweck hätte sie auch machen sollen? Ref. musz noch hinzufügen, dasz die ganze Kritik jener Vorsteher sich unter diesen Umständen darauf beschränkt haben wird, dasz man den Verkäufern traute, wenn sie den Schein der Glaubwürdigkeit für sich hatten. Inwiefern dies beim Pasiphon der Fall war, können wir freilich bei der Dürftigkeit unserer Nachrichten über ihn nicht beurtheilen; doch scheint das Geschäft der Fälschung sokratischer Dialoge vorauszusetzen, dasz er selber im Geiste dieser Philosophie gebildet, also ein sokratischer Schulphilosoph, etwa aus der eretrischen Schule war. Nun hat aber Hr. S. dabei die wichtige Frage übergangen, worauf denn Persaeos selber bei dem Mangel von Verzeichnissen jener Schriften mit solcher Zuversicht seine Behauptung stützen konnte, ob-

schon doch, wenn wir nicht einen äuszern Anhalt für dieselbe wahrscheinlich zu machen vermögen, nicht recht abzusehen ist, warum sein Zweifel für uns ein so viel höheres Gewicht haben müste als die Gläubigkeit der Bibliothekare. Oder glaubt Hr. S. vielleicht, Pasiphon habe ihm in einer schwachen Stunde seine Betrügereien anvertraut? Ein solcher äuszerer Anhalt liegt ja aber auch nahe genug, denn es läszt sich doch wol kaum bezweifeln, dasz die sokratischen Schulen damals, auch ohne Notariatsdocumente darüber zu besitzen, die echten Werke ihrer Stifter im ganzen noch recht gut kennen musten, zumal da zum Theil die unmittelbaren Schüler derselben noch bis in diese Zeit hinein lebten, wie denn namentlich Xenokrates erst 314 v. Chr. starb (Diog. L. IV 14), und gerade die damaligen Stoiker konnten am ausgedehntesten im Besitz zuverlässiger Nachrichten hierüber sein, da sie durch ihren Stifter Zenon, der sogar noch den Xenokrates selber gehört hatte und dessen unmittelbarer Schüler bereits wieder Persaeos war, bekanntlich mit dreien der sokratischen Schulen zusammenhiengen (Diog. L. VII 2. 25). So war denn die gesicherte Tradition keineswegs schon damals so schlechthin abgerissen, wie Hr. S. uns einreden möchte, und indem gerade hieran die Kritik gegen die Fälschungen sich knüpfte, muste sie durch dieselbe noch fortwährend einigermaszen rege erhalten werden, so dasz wir nicht daran zweifeln, dasz auch noch der Stoiker Panaetios auf sie zu fuszen vermochte, wenn er von allen angeblichen Schriften der unmittelbaren Sokratiker nur die des Platon, Xenophon, Aeschines, Antisthenes und Aristippos (denn dasz auch dieser letzte, welcher freilich bei Diog. L. II 64 fehlt, aus II 85 hinzuzunehmen ist, hat Hr. S. S. 166 f. wieder übersehen) für echt erklärte, d. h., wie Hr. S. richtig bemerkt und wie auch aus Diog. L. II 85 ausdrücklich erhellt, auch nicht etwa alle unter ihrem Namen umgehenden Schriften, sondern nur ein bestimmter Theil derselben. Wir können hieran um so weniger zweifeln, da Panaetios, soweit wir nach einigen Spuren noch urtheilen können, vollkommen Recht hat. Wenn er indessen über die Dialoge des Phaedon und Eukleides bereits keine Entscheidung wagte, so läszt dies allerdings erkennen, dasz die gesicherte Ueberlieferung damals (im 2n Jh. v. Chr.) schon im abnehmen begriffen war, und geben wir ihm Recht, so können wir das weitere abnehmen derselben noch um einen Schritt verfolgen, wenn wir den Sosikrates von Rhodos (frühestens im 1n Jh. v. Chr.) noch beträchtlich weiter in seinem Verwerfungsurtheile gehen sehen (Diog. L. II 84). Auch noch andere Gelehrte aus dem Ende des 3n und dem 2n Jh. v. Chr. treten uns als Kritiker auf diesem Gebiete entgegen, Mnesistratos von Thasos (Diog. L. II 60 nach der Verbesserung von Roeper im Philologus 1848, vgl. VII 177) und Sotion (Diog. II 85), und um so weniger kann man mit Hrn. S. glauben, dasz diese Kritik bei den Gelehrten der Bibliotheken gar keinen Eingang gefunden hätte, wenn auch allerdings dasselbe Interesse, welches die Teuschung begünstigt hatte, auch zu einem möglichsten festhalten an derselben hintreiben

mochte, so dasz man allerdings jener Kritik nur beschränkt nachgab und die Dialoge, welche sich unter dem Namen, unter welchem man sie angekauft hatte, nicht halten lieszen, auf den irgend eines andern Sokratikers zu übertragen sich begnügte, wobei man denn in den verschiedenen Bibliotheken zu sehr verschiedenen Ergebnissen kam. So läszt sich wenigstens am einfachsten die Thatsache erklären, dasz manche sokratische Dialoge unter dem Namen verschiedener Sokratiker umgiengen, s. Hermann a. a. O. S. 585 Anm. 181, was nun eben hiernach das sicherste Zeichen ihres spätern Ursprungs ist. So ist es denn allerdings möglich, dasz die auf der Schultradition beruhende Anfechtung manches unechten Dialogs nicht durchzudringen vermochte und daher auch nicht zu unserer Kunde gekommen ist; allein allzu weitherzig darf man denn doch allerdings eben hiernach mit der Ausbeutung dieser Möglichkeit auch nicht verfahren, und Hermanns Besonnenheit in dieser Richtung dürfte noch immer eher als Hrn. S.s Verwegenheit zu loben sein. Eben hiernach müssen wir nun aber auch behaupten, dasz, wenn Hr. S. S. 176 f. annimmt, dasz die von Diog. III 62 als übereinstimmend für unecht erklärt aufgeführten plat. Dialoge erst entstanden sein können, als die Sammlungen in den Bibliotheken geschlossen waren, der Beweis hiefür nicht vollständig geführt werden kann, um so mehr wenn die obige Vermutung von Welcker und Hermann über die *ἀκέφαλοι*, die Diogenes ja gleichfalls unter ihnen nennt, richtig ist, da diesen ja darnach ein viel früherer Ursprung zukommen würde. Ob übrigens Diogenes die ganze Nachricht oder nur die Angabe, dasz ein gewisser Leon der Verfasser des *Eisvogels* sei, aus Phavorinos geschöpft hat, läszt sich, wenn man nicht Mücken seigen will, daraus noch nicht mit Hrn. S. S. 176 entscheiden, dasz er im letztern Falle nicht *καθά*, sondern nur *καθό* hätte sagen können, da wir ja doch auch im Deutschen uns auch für eine einzige Thatsache ebenso gut auf 'die Angaben' als auf 'die Angabe' irgend jemandes berufen können. Es ist dies übrigens auch sehr gleichgiltig, und Hr. S. hätte besser gethan vielmehr hervorzuheben, dasz diese übereinstimmend für unecht erklärten plat. Werke keine anderen sind als die, welche im Verzeichnis des Thrasyllos fehlen, so dasz also dessen Autorität seitdem die maszgebende geworden war. Dasz freilich er selbst dabei auf die einer Bibliothek und mutmaszlich der alexandrinischen als der berühmtesten, als Stütze für seine ganze Anordnung zurückgieng, werden wir mit Hrn. S. in seiner ausführlichen Darstellung vom leben und wirken dieses Mannes (S. 167—175) wahrscheinlich finden. Gewis aber ist es, dasz Thrasyllos diese mutmaszlich äuszerlich aufgenommene Zahl der Werke dieses Verzeichnisses im Geschmacke seiner Zeit durch eine Zahlenmystik innerlich zu bekräftigen suchte, wie schon Hermann im göttinger Winterkatalog 1852/53 S. 18 hinsichtlich der Gesamtzahl 36 bemerkt, Hr. S. aber auch hinsichtlich der Gesamtzahl 56 wahrscheinlich gemacht hat, sofern Thrasyllos willkürlich, und offenbar um dieselbe herausbringen zu können, die 10 Bücher vom Staat und die 12 von den Gesetzen

als 22 einzelne Werke, die 13 Briefe dagegen, bei denen dies doch viel näher lag, nur als ein einziges betrachtete, und ebenso dürfte denn auch gerade diese Symbolik viel dazu beigetragen haben, die Anordnung des Thrasyllos auch wirklich dem Zeitgeschmacke so erfolgreich, als es nach dem obigen in der That geschehen ist, zu empfehlen. Wenn aber Hr. S. zu glauben scheint, hiedurch schon Hermanns Urtheil, dasz Thrasyllos meistens höchst verständig die zunächst zusammengehörigen Dialoge erkannt habe, widerlegt zu haben, so irrt er: denn haltlose Phantasien und verständige Urtheile über denselben Gegenstand nach verschiedenen Richtungen hin können gar wol in demselben Kopfe zusammenwohnen; dafür liefert Hrn. S.s Buch selbst den Beweis. Ebenso wird es immer trotz aller auch hier vom Hrn. Vf. S. 165 f. beliebten psychologischen Gegenräsonnements das natürlichste bleiben, dasz man, wenn Diogenes sagt, es seien von verschiedenen Leuten Eintheilungen einer Zahl von Dialogen in Trilogien gemacht worden, und dabei unter ihnen allein den Aristophanes von Byzanz ausdrücklich nennt, dann auch von derjenigen Trilogientheilung, welche allein er ebenso ausdrücklich aufführt, eben diesen als den Urheber betrachtet.

Wir haben nunmehr im vorstehenden dem einzigen, auch als ganzes betrachtet wirklich werthvollen und trotz aller Uebertreibungen wenigstens nach allen Seiten hin anregenden Theile des Buchs eine so ausführliche Beachtung zu Theil werden lassen, als er sie wirklich verdient. Ueber die ganze nun folgende eigentliche Hauptmasse können wir uns desto kürzer fassen. Der Hr. Vf. glaubt nemlich im dritten Hauptabschnitte ein untrügliches Kennzeichen entdeckt zu haben, welches Pl. allen seinen echten Werken aufgeprägt habe (S. 181—195 u. 416—422), und findet dasselbe auch in zwei Stellen des Phaedros von ihm selber ausdrücklich ausgesprochen. Zuerst in der Vorschrift p. 264 C, jede Rede müsse wie ein *ζῶον* gebildet sein, d. h. Kopf, Rumpf und Fusz haben. Es liegt auf der Hand, dasz der letztere Zusatz das Gleichnis individualisiert, um näher zu bezeichnen, inwiefern dasselbe überhaupt anwendbar sei. Aber wie weit dabei die Individualisierung geht, kommt in Frage. Auch dasz durch Kopf und Fusz Anfang und Schlusz (die *ἄκρα*), durch den Rumpf die Mitte (*μέσα*) bezeichnet werden soll, fügt Pl. noch selber ausdrücklich hinzu. Will er aber im übrigen noch weiter etwas damit sagen, als dasz die Glieder der Rede organisch ihrer Beschaffenheit und folglich auch, worauf es ihm im Zusammenhang zunächst ankommt, ihrer Stellung nach sein müssen, so dasz nicht das unterste zu oberst gekehrt wird und nicht was z. B. an den Schlusz gehört, in den Anfang oder die Mitte gesetzt wird? Will er wirklich, wie Hr. S. meint, auch schon das wie jener organischen Beschaffenheit durch dieses blosze Gleichnis ausgedrückt haben, so dasz der Fusz die an den Anfang zu stellende Begriffsbestimmung, in welcher ja Sokrates den Vorzug seiner beiden Reden vor der des Lysias erblickt (p. 265 f.), der Rumpf die auf ihr beruhende Beweisführung

und der Kopf die zusammenfassende Schluszfolgerung (nach p. 267 E) wäre? Und diesen wichtigen Satz sollte Pl. in einer so dunklen, symbolischen Andeutung und zwar als etwas so selbstverständliches hingeworfen haben, dasz er es offenbar als etwas bezeichnet, was selbst Phaedros von seinem Standpunkte aus ihm ohne weiteres zugeben werde? und das im zweiten Theile des Dialogs, welcher nicht mehr mythisch, sondern dialektisch ist, folglich sich nicht bei andeutenden Gleichnisreden beruhigen darf, sondern Beweise führen soll? Und entspricht denn dieser Satz überhaupt dem plat. Standpunkte? Gewis nicht, denn Pl. kennt keine andere Beweisführung als die hypothetische, und diese beruht nicht auf der Definition, sondern vielmehr die Begriffsbildung und folglich auch die Definition auf ihr. Die zweite Stelle, auf welche Hr. S. fuszt, ist p. 265 f. die Forderung der zweigliedrigen Begriffstheilung bis zum untheilbaren hinab, welche Zweigliedrigkeit gleichfalls mit Rücksicht auf den animalischen Körper durch das rechts und links veranschaulicht wird. Schon von anderer Seite ist Hrn. S. eingewandt worden, dasz dies ja gar nichts neues, sondern die längst bekannte éine Seite der dialektischen Methode Platons sei, und wir unsrerseits müssen hinzusetzen, dasz das neue, welches Hr. S. in der That hineinbringt, leider nicht wahr ist. Dies Gesetz der Zweitheilung soll nemlich Platon in allen seinen Dialogen dergestalt befolgt haben, dasz sie 1) alles, was zum wissenschaftlichen Inhalte gehört, ganz beherscht, und zwar 2) wirklich bis zu den unbedeutendsten Begriffen hinab, 3) so dasz die beiden Theile *jedesmal* entweder in einem streng logischen Gegensatz stehen oder doch, weil unsere streng begriffliche Erkenntnis nur ein kleines Gebiet umfaszt, theils wegen der menschlichen Schwäche theils wegen der auch blosz zufälligen den Dingen anhaftenden Bestimmtheiten, in einem solchen Gegensatze, der nur einem Theile des Begriffs nach ein logischer ist. Wir müssen hierauf erwidern, dasz von einer wirklich wissenschaftlichen Begriffstheilung dem plat. System zufolge überhaupt nur erst bei den Begriffen im strengen Sinne oder den Ideen die Rede sein kann, also erst dann, nachdem zuvor durch die hypothetische Begriffserörterung die Ideenlehre bewiesen ist, um dann auf diesen Beweis das wirkliche System der Ideen zu erbauen, wozu Pl. aber bekanntlich gar nicht gelangt, sondern bei jener hypothetischen Darstellung im wesentlichen stehen geblieben ist. Nur auf jene Aufgabe will er daher auch in Wahrheit in der obigen Stelle des Phaedros hindeuten, und man hat daraus ebenso wenig das Recht zu folgern, dasz nun auch jeder Gedanke, den Pl. ausspricht, zweigliedrig sein müsse, als z. B. aus Hegels dialektischer Methode, dasz darum auch alles, was dieser zur Begründung der einzelnen Momente seines dialektischen Processes sagt, in Satz, Gegensatz und Vermittlung gegliedert sei. Und Hegel führt denn doch wirklich aus, was bei Pl. wie gesagt blosze Forderung bleibt. Eben weil dies letztere aber der Fall ist, so ergibt sich daraus um so mehr, dasz, wenn sich Pl. bei jener Regel ausdrücklich auf die beiden Reden des Sokrates bezieht,

dieselben doch, was Hr. S. S. 197 leugnet, nach dieser Seite hin in der That sich zu ihr blosz paradeigmatisch oder, richtiger gesagt, sogar blosz in annähernder Weise paradeigmatisch veranschaulichend verhalten, sofern die in ihnen enthaltene Begriffstheilung und Begriffsbestimmung der Liebe schon hiernach keine streng wissenschaftliche sein kann, weil sie eben hiernach auf unbewiesenen d. h. durch die hypothetische Erörterung nicht erst zuvor geprüften Voraussetzungen beruht. Mit andern Worten, beide Reden sind ausgesprochenermaszen blosz mythisch und eben nicht dialektisch, und wenn daher auch in ihnen noch die dialektische Methode allerdings sich geltend macht, so ist dies doch nur in derselben abgeschwächten und getrübten Weise denkbar, in welcher auch das empirische werden, für welches eben der Mythos die eigenthümliche Darstellungsart bildet, eine Form des seins ist. Für Hrn. S. existiert freilich der Unterschied von mythischer und dialektischer Darstellungsweise bei Pl. gar nicht trotz der bestimmtesten Andeutungen von Pl. selber und trotzdem dasz dieser Unterschied factisch auch bereits vor Deuschle erkannt, wenn auch noch nicht erklärt war, und wenn Hr. S. S. 504 Anm. hervorhebt, dasz Deuschles Schrift über die plat. Mythen erst während des Drucks der seinen erschienen sei, so muste er doch wissen und folglich auch berücksichtigen, dasz Deuschle bereits in seiner Schrift über die plat. Sprachphil. seine Ansichten genügend entwickelt hatte. Hr. S. behandelt beide Reden vielmehr ganz ruhig, als ob es fortlaufende, beweisende Demonstrationen wären, da doch jedermann, wenn Pl. diesen Anspruch damit verbunden hätte, denselben nur anmaszend finden könnte, während vielmehr der Mythos das vom strengen wissen ausgeschlossene Gebiet umfaszt und nur der Anspruch erhoben wird, dasz jeder, der den wirklichen dialektischen Entwicklungen beistimmt, sich im Zusammenhang mit ihnen auch dies Gebiet in einer wenigstens ähnlichen mythischen Anschauung wie Pl. selber vorstellig machen müsse. Um so unverständlicher wird es freilich, wenn Hr. S. S. 193 f. auch wieder sagt, die Zweitheilung ordne den Stoff derjenigen Reden, welche nicht die Aufgabe einer Beweisführung zu lösen haben. Was wären denn das für Reden, die Pl. nicht glaubte beweisen zu müssen, wenn es nicht einmal die mythischen sein sollen und gewissermaszen nach dem eben bemerkten auch wirklich nicht sind? S. 418 dagegen heiszt es wieder, dasz die Zweitheilung im Phaedros überall da sich finde, wo Beweisführungen in genauster Verbindung mit einem gröszern ganzen stehen, während die obige Dreitheilung in den mehr für sich bestehenden auftrete. Was soll man denn nun eigentlich glauben? Jene Dreitheilung und diese Zweitheilung sollen sich nemlich nach Hrn. S. manigfaltig bei Pl. ineinander verschlingen, wie schon aus dem gemeinsamen Gleichnisse des Körpers hervorgehe, also ähnlich wie das 'Kopf, Rumpf, Fusz' mit dem 'rechts und links', und die erstere nur mit Modificationen erforderlich und daher schon aus diesem Grunde kein ganz sicheres Zeichen der Echtheit sein. Hr. S. dehnt auch das Gleichnis vom ζῷον noch weiter

aus: jene Dreitheilung beziehe sich nur auf die Abhandlung, diese sei daher der Leib, die Einleitung die Seele, so dasz also diese Zweitheilung der Dreitheilung vorangehe. Die Einleitung Seele? warum? weil 'die Seele der das ganze beherschende Hauptgedanke ist' (S. 416 f.). Also den sucht Hr. S. mehr in der Einleitung als in der Abhandlung!

Dasz nun Pl. zunächst im Phaedros selbst wirklich so verfahren sei, sucht Hr. S. durch eine 221 Seiten lange, fast unlesbare Zergliederung desselben (S. 195—416) zu beweisen, bei welcher seine Furcht 'hölzern und weitschweifig zu erscheinen' mehr als seine Hoffnung, als Gewinn dafür den Lesern eine stärkere Einsicht in das schöne und geistreiche der plat. Darstellung beizubringen (S. 195), in Erfüllung gegangen sein dürfte. Beides verträgt sich auch gar nicht miteinander, denn hat der Hr. Vf. wirklich treu das Verfahren Platons wiedergegeben, so liegt der Grund jener Hölzernheit eben nothwendig in Pl. selber, und schon diese Erwägung hätte Hrn. S. denn doch etwas bedenklich gegen seine neue Entdeckung machen sollen und dürfte ebenso Ref. bereits zu dem Zweifel berechtigen, ob denn doch nicht die 'bisherigen mageren Auszüge', namentlich der des verewigten Krische, auf welchen Hr. S. wieder sehr vornehm herabblickt, bei weitem mehr zum Verständnis beigetragen haben als sein 'fortlaufender Commentar'. Alle diese Erwägungen müsten indessen dem Thatbestande weichen, wenn der Hr. Vf. wirklich die richtige Methode eingeschlagen hätte, um nachzuweisen, dasz *Pl.* wirklich mit Bewustsein so bis ins kleinste hinab *zweitheilig* gegliedert hätte, wie Hr. S. will. Dies müssen wir aber entschieden in Abrede stellen. Hr. S. selber sagt, man müsse die dramatische Form bei Pl. vor der Hand zerbrechen, um zum wahrhaften wissenschaftlichen Kern vorzudringen; und seltsam genug glaubt er doch zu diesem Zwecke eine ähnliche Auflösung der symbolisch-mythischen Form nicht nöthig zu haben, sondern läszt fast alles buchstäblich stehen, wodurch denn ein wahrhaft neuplatonisches Phantasiegebilde herauskommt. Was für eine psychologische Function z. B. Pl. mit den Schwingen der Seele bezeichnen will, wird nicht im mindestens erörtert, denn das können wir doch wahrlich nicht als eine zureichende Erklärung betrachten, wenn der Hr. Vf. S. 261 Anm. zu beweisen unternimmt, die Erhebung der Seelen so wie das Gefieder müsten etwas räumliches sein. Was denn für ein räumliches? Und sieht Hr. S. nicht, dasz so 'der überweltliche Ort' d. h. die Ideenwelt selbst zu etwas räumlichem werden musz? Und das nennt Hr. S. trotzdem einen Commentar! So bezieht er denn offenbar die ganze Zweigliederung blosz auf die Schale, aus welcher auf diese Weise der Kern ihm aus den Händen entfällt. Wie wäre es sonst z. B. möglich in den Worten p. 246 A *ἐοικέτω (ἡ τῆς ψυχῆς ἰδέα) δὴ ξυμφύτῳ δυνάμει ὑποπτέρου ζεύγους τε καὶ ἡνιόχου* folgende Zweigliederung zu finden: 'die Theile der Seele sind erstlich ein inneres, welches wieder aus zwei Haupttheilen, einem Zwiegespann und dem Führer desselben

besteht, und zweitens ein äuszeres, nemlich ein das innere umhüllendes Gefieder' (S. 244)! Abgesehn davon dasz der Hr. Vf. hier, wie aus dem Praedicat 'umhüllend' erhellen dürfte, unter 'Gefieder' Befiederung anstatt Beflügelung zu verstehen scheint, so bezeichnet dieselbe die der Seele eingebornen Erkenntniskeime und deren Entwicklungsfähigkeit, und dies innerste der Seele soll etwas äuszeres sein im Gegensatz gegen die drei Theile der Seele, von denen doch nur der vernünftige unsterblich ist, mithin zum wahrhaften Wesen der Seele gehört! Bald sollen ferner die Seelen der Götter körperlos sein (S. 247 Anm. 2), bald dagegen werden ihnen doch wieder die Fixsterne zum Wohnsitz angewiesen (S. 262 Anm. 2), was denn doch wol nichts anderes heiszen kann als dasz sie die Seelen derselben sind. Auch wird viel von einer Weltseele gesprochen, von der doch im Phaedros nirgends ausdrücklich die Rede ist. Die ἑστία wird S. 253 Anm. 1 — Gott weisz wie sich der Hr. Vf. dies grammatisch als möglich denkt — als Eigenschaftsname zu στρατιά gefaszt im Gegensatz gegen die in den überweltlichen Raum ausziehende στρατιά; der Hr. Vf. versteht also wahrscheinlich wol die Planeten. Die Daemonen unterscheidet er von den praeexistentiellen Einzelseelen allem Zusammenhange zum Trotz und faszt sie als eine niedere Ordnung der Götter. Dasz die Seele ἀρχὴ κινήσεως heiszt, gereicht ihm nicht zum Anstosz, denn Pl. kennt neben den Ideen ihm zufolge (S. 236 Anm. 1) auch noch ἀρχαί, die zur Classe der Dinge gehören, z. B. die Urstoffe; die Ideen selbst zerfallen auch noch wieder in Principien der Möglichkeit und der Wirklichkeit der Dinge, als ob es für Pl. überhaupt noch eine andere Wirklichkeit der Dinge gäbe als eben die Ideen! Der Inhalt der ersten sokratischen Rede soll ganz und gar echt platonisch sein, sonst wäre keine Ordnung im Dialog (S. 183 f.); alle Anzeichen des Gegentheils, wie sie schon Krische hervorgehoben hat, werden einfach ignoriert. Der Dreigliedrigkeit zu Liebe soll der Anfang der zweiten sokratischen Rede bis p. 245 E zwar keine wirkliche Begriffsbestimmung der Seele enthalten, aber doch eine solche anbahnen, was denn eben nicht viel mehr sagen will. In diesem Tone geht es fort, wobei in seitenlangen Anmerkungen Erklärungen einzelner Stellen und Textveränderungen begründet werden, auf deren durchschnittlichen Werth man schon hiernach schlieszen kann. Es versteht sich, dasz auch einiges beachtenswerthe vorkommt, z. B. dasz der 'süszredende Adrastos' Solon sei, weil er die Athener zum Kriege gegen Megara durch jene bekannte Elegie angeregt habe, ebenso wie Adrastos gegen Theben (S. 367 f. Anm. 3).

Der wissenschaftliche Zweck des Dialogs ist nach Hrn. S. eine philosophische Theorie der Beredsamkeit, zu welcher der erste Theil die vorbereitende Grundlage auf dem Wege des Beispiels aufstellt, welches zunächst und hauptsächlich die Regeln der Beredsamkeit veranschaulichen, später aber zugleich selber als Beweismittel dienen soll (S. 197). Ref. hat bereits anderweitig das ungenügende einer solchen Auffassung dargethan, nach welcher das Thema des ersten

Theils in gar keiner innerlich nothwendigen Verbindung mit dem ganzen stehen würde; der Hr. Vf. aber gibt überdies bei dieser Gelegenheit noch einmal (Anm. 2) von seinem Verständnis fremder Ansichten eine merkwürdige Probe, indem er glaubt, dasz die seine der von Schleiermacher näher stehe als der — seitdem von ihrem Urheber selbst aufgegebenen — von Stallbaum, und die von Ast, welche doch mit der Schleiermacherschen ganz auf demselben Boden steht, vielmehr mit der Stallbaumschen als einerlei setzt.

Der vierte und letzte Theil des Buches behandelt endlich (S. 423 — 504) die künstlerische Anordnung des Phaedros, in deren Dienste nach des Hrn. Vf. Meinung die im dritten dargelegte wissenschaftliche stehen soll. Der obige wissenschaftliche Grundgedanke gestalte sich erst in dem künstlerischen aus, welcher kein anderer sei als der Sieg des Sokrates über die Redner, sowol praktisch im ersten Theile wie auch als Lehrers der Beredsamkeit im zweiten, daher denn auch diese Anordnung mit der der pindarischen Siegeslieder verglichen wird (S. 500 ff.). Man kann nun allerdings wol in dieser Weise das künstlerische Element der plat. Dialoge als die Vollendung des wissenschaftlichen denken; dasz dies aber das Ziel der Betrachtung sein dürfe, müssen wir bestreiten, da ja doch diese Verherlichung des Sokrates nach Hrn. S. selbst eben wieder nichts anderes als die der lebendig gewordenen Philosophie, folglich des von ihm getragenen wissenschaftlichen Gedankens ist, mithin in letzter Beziehung doch wieder nur diesem, nemlich zu seiner Verlebendigung dient. Hr. S. selber gesteht zu, dasz man eben so gut sagen könne, die *künstlerische* Anordnung diene der wissenschaftlichen (S. 424); für die weitere Betrachtung aber läszt er diesen Gedanken der Wechselbeziehung nachher ganz wieder fallen, während doch diese Wechselbeziehung vielmehr beweist, dasz es von vorn herein verfehlt ist, beide Seiten zunächst auseinander nehmen zu wollen, um sie nachher wieder zu verbinden, indem sich dieselbe bei Pl. vielmehr dadurch erklärt, dasz sein denken noch kein abstractes sondern ein concretes ist, in welchem beide Seiten untrennbar miteinander verwachsen sind, so dasz, wenn man sie auseinander löst, die Seele entflieht und die nachfolgende Wiederverbindung ihnen mithin nur ein galvanisches Leben einhaucht. Im übrigen aber fehlt es diesem Abschnitte nicht an sinnreichen und verständigen Gedanken, so in dem was der Hr. Vf. über die Aeuszerung des Sokrates in Betreff der Mythendeutungen seiner Zeit (p. 229 C ff.), über die Schilderung des Schauplatzes und die Bedeutung desselben für die Frage, inwieweit hier Sokrates idealisiert sei, bemerkt, in welcher letztern Beziehung Ref. mit Vergnügen sein eignes Urtheil (a. a. O. I S. 212 ff.) unabhängig bestätigt sieht. So ferner in dem hier zuerst gemachten Versuch die Anordnung der lysianischen Rede aufzufinden, welcher nur leider wieder dadurch verunstaltet wird, wenn der Hr. Vf. es 'unbegreiflich' findet, dasz Hermann, der doch sehr gewichtige Gründe dafür anführt, die Rede für ein Werk Platons hält, während es doch nur 'unbegreiflich' ist, dasz Hr. S., anstatt irgendwie auf diese

Gründe einzugehen, in sehr hingeworfener Weise Hermann aufs neue Dinge entgegenhält, die dieser selbst längst ausdrücklich auf das eingehendste erwogen hat, und im übrigen nichts als Autoritäten und Machtsprüche beizubringen weisz. Im übrigen kann Ref., schon um möglichst wenig in eigner Sache Richter zu sein, nur auf eine Vergleichung mit seiner eignen Darstellung verweisen; was sich mit ihr verträgt, nimmt er gern als Ergänzung hin, eine Berichtigung aber hat ihm fast nirgends einleuchten wollen.

Das ganze schlieszt mit einem Rückblick (S. 505—509), welcher zugleich zeigen soll, was der Hr. Vf. zur Beantwortung jener vier Vorfragen bereits gethan zu haben glaubt. Ueber die erste, Echtheit und Unechtheit, haben wir unser abweichendes Urtheil ausführlich entwickelt; über die zweite, ob Platons mündliche Vorträge tiefer in seine Principien eingegangen seien als seine Schriften, kann es uns wieder nur freuen, den Hrn. Vf. zu derselben verneinenden Antwort und der gleichen Begründung derselben gelangen zu sehn, welche auch wir zugleich mit ihm und unabhängig von ihm gegeben haben (a. a. O. S. 273 Anm. 429). Die Berechtigung der vierten, ob Pl. überhaupt ein System gehabt, hätte der Hr. Vf. überhaupt erst begründen müssen, denn Ref. wenigstens vermag von vorn herein nicht abzusehen, wie jemand hieran zweifeln könne. Was aber die dritte nach dem Plane der plat. Darstellung betrifft, so haben wir auch darüber bereits Hrn. S. das vorläufig nöthige entgegnet und haben daher hier nur noch zu berichten, dasz er die Absicht hat, so weit es im bisherigen noch nicht von ihm geschehen ist, die Echtheit folgender Dialoge, denen er allein diese Eigenschaft zuspricht, und ihre Ordnung in folgender Reihe darzuthun: Parmenides, Protagoras, Symposion, Phaedros (erste Gruppe), Politeia und Timaeos (zweite Gruppe), endlich Philebos, Theaetetos, Sophist, Apologie und Phaedon, endlich, wie es scheint, auf dieser Grundlage auch eine neue Darstellung des plat. Systems zu errichten. Hr. S. läszt dabei auch durchblicken, dasz die Ordnung dieser Reihe auf dem aufsteigenden Lebensalter beruhe, in welchem Sokrates nacheinander auftritt, ein Gedanke der offenbar mit der obigen Ansicht über das Verhältnis des dramatischen Elements zum wissenschaftlichen zusammenhängt, ohne freilich nothwendig mit ihr zu fallen. So wenig dies aber auch der Fall ist und so sinnreich der Gedanke auch sein mag, so haben wir ihm doch im obigen bereits zu sehr seine Stützen entzogen, als dasz die nüchterne Wahrheitsforschung sich auch nur einen Augenblick durch ihn blenden lassen könnte, und können daher von der Ausführung dieses Planes höchstens einige Waizenkörner unter vieler Spreu erwarten.

Greifswald. *Franz Susemihl.*

Ueber Xenophons Cyropaedie I 6, 1.

Dasz Xenophon rücksichtlich des glaubens an die Realität einer Wissenschaft des weissagens wie sein Lehrer Sokrates noch auf dem Boden des althellenischen Volksglaubens stand, ist schon oft bemerkt worden. Dieser Bemerkung aber widerspricht nicht die Wahrnehmung, dasz er die Resultate seines nachdenkens und seiner in dem Umgange mit seinem groszen Lehrer gewonnenen Lebensweisheit auf die Lehre von der Mantik anwandte und unbeschadet des glaubens an die Gewisheit der durch dieselbe gewonnenen Kenntnisse ihre Theorie rationeller zu gestalten und ihre Praxis von manchen Auswüchsen zu befreien suchte. Gelegenheit sowol die Wichtigkeit der Mantik besonders für das öffentliche Leben bemerklich zu machen als auch Lehren ihretwegen zu geben fand sich hauptsächlich in seiner didaktischen Schrift, in der er an dem Faden einer Geschichte seine Gedanken über das Leben im Staate aneinanderreihte. Es konnte hiebei seinem klaren und durch und durch praktischen Geiste in Betreff der Mantik nicht verborgen bleiben, dasz der Glaube an dieselbe, wie er in manchen Fällen das Selbstvertrauen und die Zuversicht bei dem Heerführer wie bei den Truppen zu erhöhen geeignet ist, so auch, wenn er ein ängstliches kleinliches lauschen auf Vorzeichen aller Art zur Folge hat und ein Feldherr in abergläubischer Beobachtung von Vorzeichen sich nicht genug thun zu können meint, einem kühnen und kräftigen handeln nur hinderlich sein kann. Es war deshalb von Wichtigkeit, dasz der Beobachtung von Vorzeichen ein bestimmtes Ziel gesetzt würde, über welches hinaus keine mehr stattfinden dürfte. Diese Grenze nun deutet er an, wenn er von Kyros und seinem Vater Kambyses in der Stelle I 6, 1 erzählt, dasz sie, als ihnen beim hinausgehen aus dem Hause *ἀστραπαὶ καὶ βρονταὶ αἴσιοι* erschienen seien, ohne sich dann um weitere Vorzeichen noch zu bekümmern ihre Reise fortgesetzt hätten: *τούτων φανέντων*, sagt er, *οὐδὲν ἄλλο ἔτι οἰωνιζόμενοι ἐπορεύοντο.* Es folgen sodann noch mehrere Worte mit *ὡς* eingeführt, in denen offenbar der Grund dieses ihres Benehmens angegeben werden soll. Ueber die kritische Constituierung dieser Stelle aber findet groszes schwanken in den Handschriften und Ausgaben statt, das nur durch genauere Beachtung des mit Rücksicht auf den Zusammenhang erforderlichen Gedankens und durch eine richtigere grammatische Beziehung des einzelnen beseitigt werden kann. Doch ehe der unterz. daran geht seine Ansicht von der Stelle mitzutheilen, wird es nöthig sein den status criticus herzustellen. Von den Hss. lesen der Guelf. und Brem. *ὡς οὐδένα ἂν λύσαντα τὰ τοῦ μεγίστου θεοῦ σημεῖα*; für *ἂν λύσαντα* aber lesen Bodl. und Altorf. *ἂν λήσαντα*; im Guelf. ist ferner über *ἂν λύσαντα* — *ἀΰσαντα*, offenbar eine Correctur einer spätern Hand, geschrieben; dieses *ἀΰσαντα* findet sich auch im

Budensis und in den meisten alten Drucken, in denen noch überdies das vorausgehende *οὐδένα* in *οὐϑὲν* (so) *ἄλλο* geändert ist. Der dadurch erzielte Sinn würde dann, mit den Worten Fischers ausgedrückt, dieser sein: *existimantes nihil aliud clamasse*, *sonuisse summi dei ostenta.* Bei diesem Gedanken beruhigten sich sodann Camerarius, Brodaeus und Fischer. Reiske aber fand die entgegenstehenden Bedenken bedeutend genug, um ihn zu dem Vorschlag das *ἀΰσαντα* in *ἐνδεήσαντα* umzuändern zu veranlassen. Wiewol dem unterz. nicht bekannt ist, wie er im übrigen diese Stelle constituierte — auf keinen Fall konnte *οὐδένα* als Acc. dabei stehen bleiben —, so viel ist gewis, dasz er das Hauptgewicht des Gedankens auf die *τοῦ μεγίστου ϑεοῦ σημεῖα* legte, die keiner weitern Bestätigung durch andere mehr bedürften. Von dieser Conjectur, die zwar den richtigen Gedanken darbietet, aber etwas gewaltsam und, wie mich dünkt, unnöthig ist, und eben so von der einer bloszen Conjectur gleich zu achtenden Lesart *αΰσαντα* abgesehn bleiben nur noch die beiden als durch handschriftliche Autorität gestützt und einer Beachtung würdig übrig: *ἂν λύσαντα* und *ἂν λήσαντα.* Aber auch von der letztern kann in dieser barbarischen Aoristform nicht wol die Rede sein, und sie wurde deshalb längst (Hermann zu Vig. p. 814) in das Fut. *ἂν λήσοντα* verwandelt, in welcher Gestalt sie in die Ausgaben von Bornemann und Poppo übergegangen ist, während L. Dindorf und Hertlein das blosze Part. Fut. ohne *ἂν* darbieten, ohne Zweifel weil ihnen die Construction des *ἂν* mit dem Part. Fut. nicht beglaubigt genug schien. Auch Bäumlein in seinen Unters. über die griech. Modi S. 359 behandelt die Stelle und erklärt sich für Hermanns Lesart. Die andere handschriftlich beglaubigte Lesart *ἂν λύσαντα* hat ihren Vertheidiger an Klotz (zu Devarius I 154) gefunden, der zur Erklärung derselben bemerkt: 'et hoc quidem (nemlich *ἂν λύσαντα*) aptissimum videtur esse. Propterea alium augurem non adhibuerunt factis his Iovis opt. max. significationibus, quod non putabant quemquam posse illa summi dei iudicia *solvere* h. e. *irrita reddere*, ut quidquid iam ex alio augurio acciperent, id deterius iudicio Iovis putarent.' An dieser Erklärung ist vor allem anzuerkennen, dasz in derselben das Gewicht, das offenbar in unserer Stelle auf das Moment, dasz die bereits erhaltenen Zeichen vom höchsten Gotte, von Zeus herrühren, gelegt ist, gebührend gewahrt wird. Auch die Erklärung des *λύειν* als '*irritum reddere*, aufheben, ungiltig machen' scheint treffend. Dagegen ist offenbar, wie Bäumlein richtig bemerkt, der Sinn des Ausdrucks *οὐδὲν ἄλλο οἰωνιζόμενοι ἐπορεύοντο* verfehlt, wenn es durch *alium augurem non adhibuerunt* wiedergegeben sein soll; es musz nach Bäumleins Uebersetzung heiszen: 'sie setzten ihren Weg fort, ohne auf ein weiteres Zeichen zu achten'. Wenn aber nun Bäumlein fortfährt: 'hieran würde sich passend anschlieszen: in der Voraussetzung, dasz die Bedeutung der bereits erhaltenen für jedermann klar genug sei', so ist dabei fürs erste nicht gehörig bedacht, was für ein Gedanke hier erfordert wird. Nicht die Rücksicht darauf, ob die Zeichen für andere

deutlich sein würden, ob andere sie verstehen würden oder nicht, bestimmte den Kyros sich mit ihnen zu begnügen, sondern ihre eigene Untrüglichkeit und entscheidende Natur. Ersteres würde sich etwa annehmen lassen, wenn Kyros in rationalistischer Weise die Bedeutung der Zeichen nur darein gesetzt hätte, was sie für eine Wirkung auf andere, etwa das Heer, haben würden, ohne ihnen selbst eine reale Bedeutung beizumessen. Ferner aber geht bei dieser Uebersetzung der Ausdruck τὰ τοῦ μεγίστου θεοῦ, auf dem doch, wie auch Reiske und Klotz fühlten, das Hauptgewicht liegt, ganz verloren; nicht darauf kommt es an, dasz Kyros überhaupt schon Zeichen erhalten hatte, sondern darauf dasz er sie von dem höchsten Gotte erhalten hatte. Dieser Gedanke wird durchaus gefordert: Donner und Blitz, die Zeichen des Zeus, hatten ihnen Glück verkündigt, der höchste Gott hatte seinen unabänderlichen Ausspruch gethan; seiner Entscheidung gewis achteten sie auf keine weiteren Zeichen mehr; die Zeichen des höchsten Gottes können von keinen andern, die etwa eintreten könnten, mehr ungiltig gemacht werden. Wenn dies der Sinn des Schriftstellers ist, so wird im möglichst nahen Anschlusz an die eine handschriftlich beglaubigte Lesart zu lesen sein: ὡς οὐδένα ἂν λύσοντα τὰ τοῦ μεγίστου θεοῦ σημεῖα. Es würde also nur die von Hermann mit dem λήσαντα vorgenommene Aenderung des Part. Aor. in das Part. Fut. auf λύσαντα übergetragen. Die Uebersetzung würde dann lauten: 'in der Voraussetzung dasz keine Zeichen (οὐδένα), den Fall gesetzt dasz welche beobachtet würden (ἄν), die Zeichen des höchsten Gottes ungiltig machen könnten'. Können aber keine weitern Zeichen die bereits erhaltenen ungiltig machen und das durch dieselben erkannte ändern, so ist es dann nur natürlich, dasz man auf keine weitern Zeichen mehr achtet und also unbeirrt und entschlossen ein einmal angefangenes Unternehmen zu Ende führt. Ich denke nicht, dasz dieser Erklärung von sprachlicher Seite etwas im Wege stehe; zugleich läszt sich die Veranlassung und der Gang, den das Verderbnis genommen, nun leicht verfolgen. Die Verbindung des ἄν mit dem Part. Fut. gab, wie an so manchen andern Stellen, zuerst Anstosz und veranlaszte die leichte Aenderung in das Part. Aor., wie den gleichen Vorgang Bäumlein a. O. an mehreren Beispielen nachweist. Sodann veranlaszte das misverstandene οὐδένα, das man wegen der relativen Seltenheit des Plur. von οὐδείς als Acc. Sing. nahm, in einem Theile der Hss. die Aenderung des λύσαντα in λήσαντα, da nicht zu λύειν, wol aber zu λανθάνειν ein persönliches Object zu passen schien. Ein ähnliches misverstehn der Stelle erzeugte dann die Lesart οὐδὲν ἄλλο ἀΰσαντα, welche lange Zeit die Vulgata war.

Augsburg. *Eduard Oppenrieder.*

63.

Zu Lucians *ῥητόρων διδάσκαλος*.

Cap. 7. Es ist von den beiden Wegen die Rede, die zur Beredsamkeit führen: *ἡ ἑτέρα δὲ πλατεῖα καὶ ἀνθηρὰ καὶ εὔυδρος, τοιαύτη οἵαν μικρῷ πρόσθεν εἶπον*. So die Handschriften und alle Herausgeber, an sich ganz richtig, allein Lucian hat nie so geschrieben. An den unzähligen Stellen wo er diesen Ausdruck gebraucht steht durchgängig *μικρὸν ἔμπροσθεν*: so c. 5. de dipsadibus c. 7. de morte Peregr. c. 40. Bis accus. c. 17. Men. c. 16. Gall. c. 32; desgleichen statt *μικρῷ ὕστερον* vielmehr *μικρὸν ὕστερον* Pist. c. 11. — Cap. 9. Nachdem der Lehrer der Reihe nach die Beschwerlichkeiten aufgeführt hat, welche den Schüler auf der schmalen, rauhen Bahn erwarten, fährt er fort: *ὃ δὲ πάντων ἀνιαρότατον, ὅτι σοι καὶ τὸν χρόνον πάμπολυν ὑπογράψει τῆς ὁδοιπορίας, ἔτη πολλά, οὐ καθ' ἡμέρας καὶ τριακάδας, ἀλλὰ κατ' ὀλυμπιάδας ὅλας ἀριθμῶν, ὡς καὶ προαποκαμεῖν τὸν ἀκούοντα καὶ ἀπαγορεῦσαι πολλὰ χαίρειν φράσαντα τῇ ἐλπιζομένῃ ἐκείνῃ εὐδαιμονίᾳ· ὃ δὲ ἐπὶ τούτοις οὐδὲ μισθοὺς ὀλίγους ἀπαιτεῖ τῶν τοσούτων κακῶν, ἀλλ' οὐκ ἂν ἡγήσαιτό σοι εἰ μὴ μεγάλα πρότερον λάβοι*. Eine Hervorhebung des Subjects *ὁ δέ* scheint nicht passend, da es von Anfang an fortwährend dasselbe geblieben ist: *εὐθὺς — πρόσεισι καρτερός τις ἀνήρ — καὶ φήσει εὐδαίμονά σε ἔσεσθαι. — εἶτά σε κελεύσει ζηλοῦν — πόνον δὲ καὶ ἀγρυπνίαν ἀναγκαῖα — φήσει. ὃ δὲ πάντων ἀνιαρότατον, ὅτι — ὑπογράψει*. Besser ist es wol anstatt *ὁ δὲ ἐπὶ τούτοις* zu lesen *τὸ δὲ ἐπὶ τούτοις* 'noch dazu aber', was sich um so mehr empfiehlt, als Lucian diese Ausdrucksweise (*τὸ ἀπὸ τούτου, τὸ μετὰ τοῦτο, τὸ ἐπὶ τούτῳ* und ähnliche) sehr liebt. Auch symp. c. 43 findet sich *τὸ ἐπὶ τούτοις*, aber als Zeitbestimmung: *βοὴ τὸ ἐπὶ τούτοις καὶ συμπεσόντες ἔπαιον ἀλλήλους*. — Cap. 10: *ὁ μὲν ταῦτα φήσει — οὐκ εἰδὼς ὁποία νῦν κεκαινοτόμηται ταχεῖα καὶ ἀπράγμων καὶ ἐς τὸ εὐθὺ τῆς ῥητορικῆς ἡ ὁδός*. Das *ἐς τὸ* vor *εὐθύ* ist zu streichen; *ἡ εὐθὺ ὁδός* 'der gerade Weg' auch bei Platon Axiochos 364 B: *ἐδόκει οὖν μοι ἀφεμένῳ τῆς εὐθὺ ὁδοῦ ἀπαντᾶν αὐτοῖς, ὅπως ῥᾷστα ὁμοῦ γενοίμεθα*. Vgl. Luc. Hermot. c. 46 *πείρᾳ μαθών, ὡς μόνη ἄγει εὐθὺ τῆς εὐδαιμονίας*. Herod. c. 1 *πλεύσας γαρ οἴκοθεν ἐκ τῆς Καρίας εὐθὺ τῆς Ἑλλάδος* 'gerades Weges nach Hellas'. Nigr. c. 2 *ἐστάλην μὲν εὐθὺ τῆς πόλεως* und oft. Auch de conscr. hist. c. 6 ist daher *ἔπειτα οἷς χρώμενος οὐκ ἂν ἁμάρτοι τῆς ὀρθῆς καὶ ἐπ' εὐθὺ ἀγούσης* zu verbessern in *καὶ εὐθὺ ἀγούσης*. — Cap. 10: *ἀλλ' εἰ πάντως ἐρᾷς καὶ τάχιστα ἐθέλεις τῇ ῥητορικῇ συνεῖναι ἀκμάζων ἔτι, ὡς καὶ σπουδάζοιο πρὸς αὐτῆς, ἴθι, τῷ μὲν δασεῖ τούτῳ καὶ πέρα τοῦ μετρίου ἀνδρικῷ μακρὰ χαίρειν λέγε, ἀναβαίνειν αὐτὸν καὶ ἄλλους, ὁπόσους ἂν ἐξαπατᾶν δύνηται, ἀνάγειν καταλιπὼν ἀσθμαίνοντα καὶ ἱδρῶτι πολλῷ συνόντα*. Wovon hängt *ἀναβαίνειν* ab, wenn *λέγε* zu

μακρὰ χαίρειν gehört? Ohne Zweifel ist nach *μακρὰ χαίρειν* ein Wort ausgelassen, wahrscheinlich *εἰπών*, das wegen der Endung des vorhergehenden Wortes und des synonymen Begriffes im folgenden Verbum leicht ausfallen konnte. Es ist also zu lesen: *τῷ μὲν δασεῖ τούτῳ — μακρὰ χαίρειν εἰπὼν λέγε ἀναβαίνειν αὐτόν.* Nun hängt *ἀναβαίνειν* von *λέγε* ab. — Cap. 14. Gründliche Vorbildung ist nicht nöthig, sagt der Lehrer: *ἀλλ' ἀνίπτοις ποσίν — ἡ παροιμία φησίν — ἔμβαινε, οὐ μεῖον ἕξων διὰ τοῦτο, οὐδ' ἂν τὸ κοινότατον, μηδὲ γράφειν τὰ γράμματα εἰδῇς*, d. i. 'geh ohne Vorbereitung daran, das schadet nichts, selbst wenn du, was das gewöhnlichste ist, nicht einmal schreiben kannst'. Darin würde, da *τὸ κοινότατον* vor der Negation steht, nur der Sinn liegen können: das gewöhnlichste ist dasz die Menschen nicht schreiben gelernt haben. Lucian will aber gerade das entgegengesetzte sagen. Sollte nicht zu lesen sein: *τὸ καινότατον* 'was das unerhörteste ist', wie Nigr. c. 4 *ὥστε δή, τὸ καινότατον, τοῦ ὀφθαλμοῦ μὲν καὶ τῆς περὶ αὐτὸν ἀσθενείας ἐπελανθανόμην* (obgleich er nur wegen seiner Augenkrankheit zu Nigrin gekommen war), *τὴν δὲ ψυχὴν ὀξυδερκέστερος κατὰ μικρὸν ἐγιγνόμην.* — Cap. 15. Von gröster Wichtigkeit sind dagegen für die Redner folgende Eigenschaften: Unwissenheit, Dreistigkeit und Unverschämtheit. Ihnen zunächst kommt es auf das äuszere an um sich als Redner geltend zu machen. Wie das beschaffen sein müsse, setzt er im folgenden auseinander: *καὶ ἡ ἐσθὴς δὲ ἔστω εὐανθὴς καὶ λευκή, ἔργον τῆς Ταραντίνης ἐργασίας, ὡς διαφαίνεσθαι τὸ σῶμα, καὶ ἡ κρηπὶς Ἀττικὴ γυναικεία, τὸ πολυσχιδές, ἡ ἐμβὰς Σικυωνία πίλοις τοῖς λευκοῖς ἐπιπρέπουσα, καὶ ἀκόλουθοι πολλοί, καὶ βιβλίον ἀεί.* So Bekker mit den besten Hss., namentlich auch der görlitzer, während Jacobitz vor *γυναικεία* noch *καί* hat und vor *ἡ ἐμβὰς* gegen die Hss. mit Gesner *ἢ* einschiebt. Ich stimme Bekker bei, glaube aber nicht dasz die Stelle so schon ganz gesund ist. Der Hauptfehler liegt in *τὸ πολυσχιδές*, wofür ich *τῶν πολυσχιδῶν* schreibe, so dasz zu verbinden ist *ἡ κρηπὶς τῶν πολυσχιδῶν*, ein Sprachgebrauch der vielfach verkannt worden ist und manigfache Textesänderungen veranlaszt hat, wie Nigr. c. 30, wo noch jetzt Bekker liest: *ἃ δὲ καὶ μεταξὺ λέγοντος αὐτοῦ γελᾶν προήχθην, ὅτι καὶ συγκατορύττειν ἑαυτοῖς ἀξιοῦσι τὰς ἀμαθίας καὶ τὴν ἀναλγησίαν ἔγγραφον ὁμολογοῦσιν, οἱ μὲν ἐσθῆτας ἑαυτοῖς κελεύοντες συγκαταφλέγεσθαι, οἱ δ' ἄλλο τι τῶν παρὰ τὸν βίον τιμίων*, während in keiner einzigen Handschrift *οἱ δ' ἄλλο τι* zu finden ist. Ich füge aus der groszen Anzahl von Beispielen, welche Lucian bietet, nur einige bei: Rhet. praec. c. 16 *σίσυρα τῶν παχειῶν.* adv. indoct. c. 8 *Ταραντῖνος Εὐάγγελος τοὔνομα τῶν οὐκ ἀφανῶν ἐν τῷ Τάραντι ἐπεθύμησε νικῆσαι Πύθια.* Fugit. c. 20 *ἐσθῆτας τῶν μαλθακῶν ἐπρίαντο.* Icaromen. c. 3 *ἀετὸν εὐμεγέθη συλλαβών, ἔτι δὲ γῦπα τῶν καρτερῶν.* Dial. meretr. V 4 *ὅρμον τινά μοι δούσης τῶν πολυτελῶν καὶ ὀθόνας τῶν λεπτῶν.* Was man unter dem *κρηπὶς τῶν πολυσχιδῶν* und *ἐμβάς* sich vorzustellen habe, ergibt sich aus Bekkers anecd. p. 273 *κρηπὶς δὲ εἶδος*

ὑποδήματος ἀνδρικοῦ, ὑψηλὰ ἔχοντος τὰ καττύματα, und Athen. VI p. 259 C, wo es von den οἱ περὶ τὸν Ὀρτύγην τύραννοι heiszt: ἔξω δὲ πρὸ τῶν πυλῶν δικαστήριον κατασκευάσαντες τὰς κρίσεις ἐποιοῦντο, ἁλουργὰ μὲν ἀμπεχόμενοι περιβόλαια καὶ χιτῶνας ἐνδεδυκότες περιπορφύρους· ὑπεδέδεντο δὲ καὶ πολυσχιδῆ σανδάλια τοῦ θέρους, τοῦ δὲ χειμῶνος ἐν γυναικείοις ὑποδήμασι διετέλουν περιπατοῦντες. Hält man diese Stellen zusammen, so ist es wahrscheinlich dasz Lucian die κρηπῖδες als ὑποδήματα im engeren Sinne (Sandalen) den ἐμβάδες im engeren Sinne (von ἐμβαίνω hineintreten, unsre Schuhe und Stiefeln) entgegensetzt, dasz demnach hier zwei Arten von feiner geschmackvoller Fuszbekleidung bezeichnet werden, eine kühlere, κρηπῖδες πολυσχιδεῖς d. i. Sandalen, die mit vielen Riemchen um den Fusz befestigt sind (so dasz sie vielleicht wie Schuhe von durchbrochener Arbeit aussehen), und eine wärmere Art Winterschuh von weiszem Filz. Aus der angeführten Stelle aus Bekkers anecd., wo κρηπίς ausdrücklich ein ὑπόδημα ἀνδρικόν genannt wird, geht zugleich hervor dasz γυναικεία an unsrer Stelle wol ein Glossem ist zur Erklärung der πολυσχιδεῖς, die jedenfalls nur von verweichlichten, weibischen Männern getragen zu werden pflegten. Dafür spricht auch das Ebenmasz der Glieder, das bei Lucian sorgfältig beachtet wird; es entsprechen sich nun ἡ κρηπὶς [1] Ἀττικὴ [2] τῶν πολυσχιδῶν [3] und ἡ ἐμβὰς [1] Σικυωνία [2] πίλοις τοῖς λευκοῖς ἐπιπρέπουσα [3]. Endlich ist vielleicht auch ἔργον, wofür in den Hss. ἔργα, ἔρνα, ἔρια steht, als eingeschoben zu betrachten. Die ganze Stelle wäre also so zu lesen: καὶ ἡ ἐσθὴς δὲ ἔστω εὐανθὴς καὶ λευκή, [ἔργον] τῆς Ταραντίνης ἐργασίας, ὡς διαφαίνεσθαι τὸ σῶμα, καὶ ἡ κρηπὶς Ἀττικὴ [γυναικεία] τῶν πολυσχιδῶν, ἡ ἐμβὰς Σικυωνία, πίλοις τοῖς λευκοῖς ἐπιπρέπουσα. — Cap. 21. Wenn du als Redner auftrittst, sorg vor allen Dingen für eine Partei, die dich unterstützt und dir zu Hilfe kommt, wenn du in Verlegenheit geräthst: οἱ φίλοι δὲ πηδάτωσαν ἀεὶ καὶ μισθὸν τῶν δείπνων ἀποτινέτωσαν, εἴ ποτε αἴσθοιντό σε καταπεσούμενον, χεῖρα ὀρέγοντες καὶ παρέχοντες εὑρεῖν τὸ λεχθησόμενον ἐν τοῖς μεταξὺ τῶν ἐπαίνων διαλείμμασιν. Was soll das heiszen οἱ φίλοι δὲ πηδάτωσαν ἀεί? Die letzten Worte ἐν τοῖς μεταξὺ τῶν ἐπαίνων διαλείμμασιν führen auf die Verbesserung οἱ φίλοι δ' ἐπαινείτωσαν ἀεί. Dasz an dem absoluten Gebrauche von ἐπαινεῖν kein Anstosz zu nehmen ist zeigt das bald darauf folgende θαυμάσια περὶ σαυτοῦ λέγε καὶ ὑπερεπαίνει.

Anclam. *Julius Sommerbrodt.*

64.

Bemerkungen zu Horatius.

1) Wenn eine Stelle des Horatius nicht nur den Kritikern, sondern wol fast allen Lesern von jeher mit Recht anstöszig war, so sind es die bekannten Verse über das amazonische Beil der Vindelicier in der vierten Ode des vierten Buchs. Sie entstellen das herliche Gedicht, sie verletzen wie ein Miston in einem harmonischen ganzen: aber sie können doch nicht leicht von einer andern Hand als der des Dichters sein, wir stehen nicht an ihn selbst dafür verantwortlich zu machen, weil eine Interpolation gar zu unwahrscheinlich ist. Irgend ein Grammatiker, sagt man, der zugleich Versmacher war, sah hier eine schöne Gelegenheit einen gelehrten Lappen einzuflicken. Unmöglich: der Verfasser dieser Verse ist weit entfernt sich auf seine Gelehrsamkeit etwas einzubilden, er scherzt im Gegentheil über die Vielwisserei der Alterthumsforscher. 'Weshalb die Vindelicier von Alters her das Beil der Amazonen führen, das will ich ein andermal untersuchen: *quaerere distuli:* es ist uns eben nicht vergönnt alles zu wissen: *nec scire fas est omnia.*' Offenbar spielt ein ironisches lächeln um den Mund des Dichters: er scheint einem Frager zu antworten, eine Zumutung abzuweisen; man hatte gewünscht dasz er dieses antiquarische Problem in seiner Ode erläutern möchte, und er entzieht sich der lästigen Aufgabe mit einer halb scherzhaften Wendung. So weit führt uns die Erwägung der vorliegenden Worte selbst. Das übrige läszt sich nicht errathen, und doch liegt die Vermutung nicht fern, derjenige der dem Dichter diese Aufgabe gestellt sei Tiberius gewesen. Man kennt aus Sueton (c. 70) seine gelehrten Grillen: wer seine Hofgrammatiker mit Fragen quälte wie die, welches der Mädchenname des Achilleus in Lykomedes Hause gewesen, der konnte wol dem Dichter mit jener Zumutung lästig fallen. Ist diese Vermutung begründet, so fällt der gröste Theil der Verantwortlichkeit für die störenden Verse von Hor. auf Tiberius zurück: sein Sündenregister ist ohnehin so grosz, dasz man sich nicht zu scheuen braucht ihm diese kleine poetische Sünde aufzubürden. Der Umstand dasz sich die vier Verse so leicht ausscheiden lassen, wenn er nicht zufällig ist, könnte dafür sprechen dasz der Dichter erst nach Vollendung der Ode veranlaszt worden sie hinzuzufügen. — Ein geistreicher Kenner des Dichters hat kürzlich einen neuen Grund gegen die Echtheit dieser Verse geltend gemacht: Hr. Prof. Schwenck in diesen Jahrb. LXIX S. 82 stellt den Grundsatz auf; die horazischen Gedichte seien symmetrisch gebaut, und diese Ode zerfalle nach Ausscheidung der 4 Verse in 3mal 6 Strophen. So ansprechend diese Theorie auch sein mag, so fällt es doch schwer sich in den einzelnen Fällen von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Wenn diese Ode in 3 Abschnitte getheilt werden soll, so wird wol jeder unbefangene dem letzten Ab-

schnitt 7 Strophen geben, und nicht den Anfang der Rede Hannibals: *dixitque tandem perfidus Hannibal* etc. der Symmetrie zu Liebe mit den 5 vorhergehenden Strophen zu éinem Abschnitt verbinden. Ueberhaupt wünschte man eine Aufklärung über die Art wie dieser symmetrische Bau Lesern oder Hörern horazischer Oden bemerklich wurde. Die Symmetrie der antistrophisch gebauten griechischen Chorlieder brachten Musik und Tanz dem Ohr und dem Auge nahe. Eine Symmetrie, die man nur durch abzählen herausfinden könnte, die nicht in die Sinne fiele, wäre mehr eine arithmetische als eine künstlerische Symmetrie und würde einem Gedicht nicht eben zu besonderem Vorzug gereichen. — Was endlich die Strophe *non Hydra secto corpore firmior* betrifft, so wird man von dem Verdammungsurtheil, das wegen der Schluszworte über sie gesprochen worden, appellieren dürfen. Hor. vergleicht Rom nicht mit den Sparten, die sich untereinander aufrieben; der Gedanke den der Dichter ausführt scheint vielmehr dieser zu sein. Rom wird durch Niederlagen nur stärker und furchtbarer, wie die Hydra der für jeden abgehauenen Kopf zwei neue emporschossen: *non Hydra secto corpore firmior vinci dolentem crevit in Herculem* (gewis schöne und echt horazische Verse): oder wie jener Drache, aus dessen Zähnen noch nach seinem Tode die streitbare Mannschaft entsprosz, welche Kadmos und Iason zu bekämpfen hatten. Diese letztere Vergleichung aber deutet der Dichter mit lyrischer Kürze an, indem er nur das Wunder der aus den Drachenzähnen erwachsenden Krieger hervorhebt: *monstrumve submisere Colchi maius Echioniaeve Thebae:* die vorhergehende Vergleichung mit der lernaeischen Schlange läszt, scheint mir, über den Sinn keinen Zweifel.

2) Noch ein Versuch zur Erklärung der Ode an Archytas (I 28), so kurz als möglich, was bei einem so viel besprochenen Gegenstand Pflicht ist. Das Gedicht kann kein Dialog zwischen dem Schatten des Archytas und einem vorüberfahrenden Schiffer sein, darüber ist wol kein Streit mehr: Archytas Grabmal wird gleich im Anfang erwähnt, er kann also nicht mehr um Bestattung bitten; die Betrachtungen über menschliche Vergänglichkeit gehen von dem Tode des Archytas aus, der Dichter kann also nicht, an diese Betrachtungen anknüpfend, des Archytas Tod wiederum als ein neues Beispiel (*me quoque*) der Vergänglichkeit anführen. Also éin Monolog: denn in zwei selbständige Gedichte wird man die Ode wol nicht zerschneiden wollen, unter anderen Gründen schon deshalb, weil *me quoque* (Vs. 21) zu entschieden auf den Anfang *te maris et terrae* etc. zurückweist. Der Monolog eines verstorbenen? Schwerlich. Wie sollte der Dichter auf den Gedanken kommen, einen unbekannten, namenlosen Schatten redend einzuführen? Der unbestattete würde nicht so weitläuftige Betrachtungen anstellen, sondern seine Bitte gleich vortragen. Er würde den Archytas seines Grabes wegen nicht bemitleiden, sondern vielmehr beneiden. Er würde nicht seinen eignen Tod durch die den Uebergang bildenden Verse 16—20 gleichsam erst motivieren. Also ein lebender. Aber wie kommt der lebende dazu um Bestattung zu

bitten? Ich fasse das Gedicht auf folgende Art. Hor. spricht so häufig von den Tücken des adriatischen Meeres, dasz man vermuten kann, er habe dessen Stürme nicht nur vom Ufer aus angesehen: insbesondere deuten die Worte *ego quid sit ater Hadriae novi sinus* (III 27, 18) auf eigne Erfahrung. Ich stelle mir vor, der Dichter fährt in stürmischer Jahreszeit, nach dem Untergang des Orion, über den adriatischen Busen; das Grabmal des Archytas, das er an der Küste erblickt, regt Betrachtungen in ihm an: 'den Mann, dessen Geist Himmel und Erde umspannte,' schlieszt ein enger Grabhügel ein; auch die grösten und gottgeliebtesten Menschen sind dem Tode nicht entgangen; alle lebenden sind ihm unterworfen, Proserpina rafft ohne Unterschied Jünglinge und Greise in dichten Reihen hin: auch mich kann der Süd in den illyrischen Fluten begraben'. Ich schlage nemlich vor *obruat* für *obruit* (Vs. 22) zu lesen. Und nun, unter dem Eindruck aller der Todesbilder, die seiner Einbildungskraft vorschweben, sieht sich der Dichter plötzlich in die Lage versetzt, die er so eben nur gefürchtet, und sein Schatten bittet einen vorüberfahrenden Schiffer um Bestattung. Unter dieser Voraussetzung erklären sich vielleicht auch die *silvae Venusinae* (Vs. 26) befriedigender: für den Liebesdienst, der einem seiner Söhne geleistet worden, wird Venusia seine Wälder dem Sturme preisgeben, wenn er die mitleidigen Schiffer verschont.

3) Sat. II 2, 23—30:

Vix tamen eripiam, posito pavone velis quin
hoc potius quam gallina tergere palatum,
corruptus vanis rerum, quia veneat auro
rara avis et picta pandat spectacula cauda:
tamquam ad rem attineat quicquam. num vesceris ista
quam laudas pluma? cocto num adest honor idem?
carne tamen quamvis distat nihil hac magis illa:
inparibus formis deceptum te patet.

Die Schwierigkeit liegt in dem vorletzten Verse; so viel man sich auch mit den Worten abgequält hat, sie geben eben keinen Sinn, und Meineke erklärt mit Recht, alle Erklärungsversuche seien unannehmbar. Er selbst glaubte früher, es sei ein Vers ausgefallen, allein er gibt diesen Gedanken jetzt auf und will lieber den vorliegenden Vers als eine Interpolation betrachten. Das ist denn doch aber nicht sehr wahrscheinlich: man begreift dasz ein Interpolator einen schwachen Vers, nicht aber dasz er sinnlose Worte einschiebe: auch hat Hor. in dem vorhergehenden noch nicht gesagt, dasz zwischen Pfauen- und Hühnerfleisch für den Geschmack kein Unterschied sei, ein Gedanke der sich an dieser Stelle kaum entbehren läszt. So bleibt also nichts übrig als den Text für verdorben zu erklären, und da wird sich die Corruptel wol schwerlich anderswo als in dem Worte *quamvis* suchen lassen, das neben *tamen* überflüssig und in jeder Beziehung störend ist. Ich vermute, Hor. schrieb: *carne tamen carnis distat nihil hac magis illa.* Der Nominativ *carnis* findet sich bekanntlich an zwei

von Priscian p. 684 P. beigebrachten Stellen, nicht nur in einem Saturnier des Livius Andronicus, sondern auch bei dem Historiker T. Livius XXXVII 3, 4. An dieser Stelle ist freilich von Prodigien die Rede, und der Geschichtschreiber scheint sich näher an seine alterthümlichen Quellen anzuschlieszen; allein wäre die Form damals gänzlich verschollen gewesen, so hätte er sie gewis nicht beibehalten. Es wird also nicht zu kühn sein, sie dem Hor. zu vindicieren. Der Sinn bedarf kaum einer Erläuterung: *τῆς δὲ σαρκὸς ὅμως ἡ σὰρξ οὐδὲν μᾶλλον διαφέρει ταύτης ἐκείνη*: wenn auch ein Pfau schöner ist als ein Huhn, so besteht doch darum nicht mehr Verschiedenheit zwischen dem Fleisch des einen und dem des andern.

Besançon. *Heinrich Weil.*

65.

Zu K. Halms zweiter Ausgabe von Ciceros Rede pro Sulla.

In nachstehenden Bemerkungen, die aus dem Schulunterrichte selbst hervorgegangen sind, wolle der geehrte Herausgeber des Cicero nicht Kleinmeisterei, sondern lediglich den Wunsch sehen, zur Herstellung einer den Schulbedürfnissen möglichst entsprechenden Ausgabe ein Scherflein beizutragen.

§ 1 Z. 4 *in ceteris malis* liesze sich wol genauer übersetzen: 'bei den sonst damit verbundenen Uebelständen'. — § 2, 20 *mei facti rationem — constantiamque*] *ratio* 'Gehörigkeit, Angemessenheit, Rechtmäszigkeit'; *constantia* 'Folgerichtigkeit'. *) — § 7, 20 *Autronio nonne sodales, non — non* etc.] vgl. or. p. Caelio 24, 60: *nonne ipsam domum metuet? non parietes conscios, non noctem illam funestam perhorrescet?* — § 7, 1 *collegae*] die längere Auseinandersetzung über *collegia* scheint unnöthig; *collegae sui* heiszt unserer Meinung nach einfach: 'seine eignen früheren Amtsgenossen'; vgl. 6, 18: *se meum collegam in quaestura commemorabat fuisse.* — § 9, 2 *in ea parte, in qua*] dagegen or. p. Lig. 1, 2 *se in ea parte fuisse, qua te* (ohne *in*), weil hier kein neues Verbum hinzutritt und somit eine Art Attraction des Relativsatzes statthaft ist. — § 12, 15 *cognovit*] hierher hätte die Bemerkung zu § 17 (*cognovi*) gehört, dasz *cognoscere* bedeute 'durch Untersuchung erkunden'. — § 14, 18 *veritate aperuisset*] der Zusatz *consilio* bei *investigasset*, und *magnitudine animi* bei *vindicasset* gestatten wol keine andere Deutung von *veritate* als 'mit Wahrhaftigkeit'. — § 14, 19 *cum*

---

*) Der Kürze halber stelle ich die Anmerkungen, die ich hinzugefügt haben möchte, gleich so hin.

is — diceret] dieser Satz ist Epexegese zu *haec vox*, daher zu übersetzen: 'wenn (indem) nemlich der' usw. Vgl. or. p. Mil. 5: *criminabatur, cum diceret;* p. Sestio 63: *Caesarem accusavit, cum diceret.* — § 17, 22. Wenn *legiones*, wie allerdings glaublich, unrichtig ist, so scheint mir nur die Annahme übrig zu bleiben, dasz *legionis* (nicht *legiones*) von einem Abschreiber eingeschoben worden, der nach *fasces* den Ausdruck *signa* für ungenau hielt. Dies müszige, unleidliche *legionis* müste dann später eben seiner Unangemessenheit wegen in *legiones* verändert sein. — § 26, 12. Zu *sibi haberent* speciell *invidi hominum novorum* zu ergänzen scheint mir nicht nöthig; die unbestimmte 3e p. pl. ist nur eine Fortsetzung des unbestimmten *quis non concederet*, wie sonst manchmal ein positives Subject aus *nemo* herausgenommen werden musz, und mithin sind alle die gemeint, die bei dergleichen Ehrenämtern in Betracht kommen. Statt des Ausrufungszeichens würde ich nach *frui* einfach einen Punkt setzen. — § 33, 18 *confessis*] an der Richtigkeit dieser Lesart ist bei der Unzulässigkeit von *confossis* nicht zu zweifeln. Dasz der Redner nur von der Verhaftung und dem erzwungenen Geständnis spricht, nicht von der Hinrichtung, hat seinen Grund darin, dasz er letztere nicht als sein Werk, sondern als das des Senates angesehen wissen will; für sich dagegen nimmt er das Verdienst in Anspruch, jene 5 Verschworenen in Haft gebracht und überführt zu haben, wovon dann die Bestrafung mit dem Tode freilich die natürliche Folge war. — § 42, 19 *at quos viros*] eine Anmerkung verdiente hier das *at*, für das man, da kein Gegensatz zum vorhergehenden eintritt, eher *et* erwartet hätte. Allein vgl. or. p. Mil. 17, 45 *at quo die?* und Phil. II 37, 95 *at quibus verbis?* Das *at* dient dazu den neuen Punkt als den erst recht bedeutenden hervorzuheben; etwa: 'aber erst, was für Männer!' oder: 'ja, und was für Männer erst!' — § 43, 1 *perscriptum* ist nicht zu übersetzen 'eine Abschrift', sondern 'in Abschrift' oder 'schwarz auf weisz'. — § 44, 20 *tu — ementiare et in eum locum te deducas*] 'du willst erfinden, du willst dich in die schlimme Lage bringen?' — § 49, 6 *ad propulsanda pericula impediremur*] d. i. in dem Streben Gefahren abzuwehren gehindert werden. Gewöhnlicher wäre *a prop. periculis;* doch vgl. Caes. B. G. I 25: *Gallis magno ad pugnam erat impedimento.* — § 52, 5 *sed quoniam Cornelius ipse — indicium filii*] der Sinn dieser Worte möchte einer kurzen Erläuterung bedürfen. Cicero hätte gefragt: *quis est igitur, qui tum dicat in campum aspirasse Sullam?* usw. Nun unterbricht er sich selbst mit *sed:* 'indessen, da einmal Cornelius selbst keinen Namen angeben will, mithin die Ankläger sagen könnten, er hätte wol den Namen des Sulla nennen können, aber begnüge sich bis jetzt damit, zu den Angaben seines Sohnes erläuternde Ausführungen zu geben, so will ich lieber an diese Ausführungen mich halten und fragen, was denn der Vater Cornelius von jener Nacht erzähle' usw. — § 52, 11 *cum* als Zeitpartikel zu fassen scheint auch mir das richtige; allein den Grund, dasz hier ein Asyndeton nicht zulässig sei, kann

ich nicht für stichhaltig ansehen. Es liesze sich dasselbe, meine ich, gerade so fassen, als wenn geschrieben stände: *ut cum prima luce consulem salutatum veniens intromitti cuperet*, *intromissus* (= und dann) etc. — § 54, 3 *Fausti simulatione* kurz zu übersetzen mit 'unter Vorschiebung des Faustus'. — § 54, 6 *praetermissa*] 'übersehen, unbeachtet gelassen' (von den Gegnern der Verschwörung). — § 54, 7 *utinam — satisfacere posset*] 'dasz doch eben dieser Gladiatorenbande, die von den Anklägern für eine untergeschobene ausgegeben wird, Gelegenheit gegeben würde ihre Echtheit zu beweisen!' — *non modo* 'ich will nicht sagen'. § 76 ist dieses *non modo* wegen auf Zumpt § 724 verwiesen. — § 55, 4. Die Lesart der Hss. *sed tamen in munere servili* etc. scheint einer Aenderung nicht zu bedürfen; man erkläre nur so: obwol nichts darauf ankommt, wer die Bande befehligt hat, so will ich dennoch zum Ueberflusz folgendes bemerken: 'weit entfernt jene Bande zu befehligen erbot er sich vielmehr, was doch sonst Dienstverrichtung von Sklaven ist, für die Anschaffung der nöthigen Waffen zu sorgen'. In Betreff der sprachlichen Kürze erinnere ich an Stellen wie or. p. Archia 1: *ac ne quis a nobis hoc ita dici forte miretur — ne nos quidem huic uni studio penitus umquam dediti fuimus*, und p. Mur. 9, 20: *atque haec quamquam praesente Lucullo loquar, tamen — publicis litteris testata sunt omnia.* — § 60, 9 *ad patronos*] der Begriff von *patronus* bedarf einer Erläuterung. Genügen möchte folgende Bemerkung: zu Ciceros Zeit war es etwas gewöhnliches, dasz ganze Länder sowol wie einzelne Städte zur Wahrnehmung ihrer Interessen in Rom Vertreter (*patroni*) hatten, so Sicilien die Marceller, die Allobroger die Fabier, Capua den Cicero. Coloniestädte nahmen ihren *patronus* gewöhnlich aus der Zahl der *tresviri coloniae deducendae.* — § 63, 18 *qui si id promulgarit* etc.] wenn der Text so mit Hilfe des cod. Tegerns. richtig hergestellt ist, möchte zu dem Satze *in quo res iudicatas — rescindere* die Erklärung zu geben sein: 'womit er indirect (*in quo*, nicht *quo*) den Umstosz abgeurtheilter Sachen bezweckt zu haben schien'. — § 63, 5 *nihil de iudicio ferebat*] sollte nicht vor *nihil* ein *at* ausgefallen sein, was des vorhergehenden *relinquat* wegen so leicht möglich war? Eine solche Adversativpartikel scheint nothwendig. — § 70, 1 *studio*] einfachste Uebersetzung ist: 'aus Neigung'. — § 70, 3 *civile latrocinium*] 'ein Räuberleben im Bürgerkleide'. — § 74, 17 *lucem*] 'die Oeffentlichkeit'. — § 76, 14 *ex portentis*] 'aus der Zahl der Ungeheuer', oder wenn man *ex portentis* von *extiterunt* abhängig sein läszt: 'aus einem Kreise von Ungeheuern'. — § 78, 1 *flectit libido*, *corrumpit spes*, *infirmat metus*] der Hg. nimmt mit Nägelsbach zu diesen 3 Verben noch *tormenta* als Object an, wogegen mir besonders das Wort *infirmat* zu sprechen scheint. Meiner Meinung nach beginnt mit *flectit* eine neue Reihe von Behauptungen, daher ich nach *quaesitor* ein Semikolon setzen würde; nicht *tormenta* ist von da an Object, sondern ein sich von selbst verstehendes *animos.* — § 80, 9 *uno nomine*] 'ohne Unterschied'. —

§ 84, 11 *hoc tibi sumis, ut — innocens iudicetur*] aufmerksam zu machen war hier auf die Kürze des Ausdrucks, da man statt *ut iudicetur* erwartet: *ut tibi persuadeas, eum — iudicatum iri.* Vgl. Tusc. IV 21, 47: *ita definit, ut perturbatio sit aversa a ratione animi commotio* (für *ut dicat esse*) und Nägelsbachs lat. Stil. S. 369 (1e Ausg.). — § 85, 24 *quod — non auctoritati assumam, sed pudori meo*] die in den Anmerkungen gegebene Erklärung scheint mir nicht zutreffend; *pudor* möchte ich hier nicht als 'Bescheidenheit', sondern als 'Ehrenhaftigkeit' fassen, so dasz sich der Sinn der Stelle so wiedergeben liesze: 'was ich nicht um meines Ansehens, sondern um meiner Ehrenhaftigkeit willen (oder: auf Grund meiner Ehrenhaftigkeit) aussprechen werde'. — § 90, 22 *ut expellas*] in der Anmerkung heiszt es: 'nemlich *id agis* (*expetis*) *ut*'; warum nicht einfach: 'mit *ut* wird auf *expetas* zurückgegangen'?

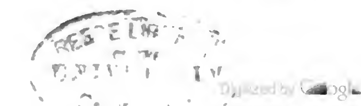
Lüneburg. *Theodor Hansing.*

60.

Emendantur duo loci T. Livii.

1) XXI 44, 5 sq.: *crudelissima ac superbissima gens sua omnia suique arbitrii facit. cum quibus bellum, cum quibus pacem habeamus, se modum imponere aequum censet: circumscribit includitque nos terminis montium fluminumque, quos non excedamus; neque eos quos statuit terminos observat. ne transieris Iberum. ne quid rei tibi sit cum Saguntinis. ad Iberum est Saguntum: nusquam te vestigio moveris. parum est quod veterrimas provincias meas Siciliam ac Sardiniam adimis? etiam Hispanias? et inde cessero, in Africam transcendes. transcendes autem dico? duos consules huius anni, unum in Africam, alterum in Hispaniam miserunt.* Omnes interpretes ut in eo consentiunt, et verba *ne transieris Iberum* et quae subsequuntur *ne quid rei tibi sit cum Saguntinis* ex Romanorum mente ab Hannibale dici, ita in iis, quae his subiecta sunt: *ad Iberum est Saguntum* explicandis inter sese discrepant. Ut aliorum opiniones praetermittam, Strothius et Alschefskius his verbis Hannibalem ad ea, quae paulo ante Romanos imperantes fecerat, ita fere respondere arbitrantur: 'at Saguntum in ea parte situm, quae Carthaginiensium dicionis est, non *cis* Iberum, quae in Romanorum fuit potestate'. Cui explicationi illud obstare recte monuit Fabrius, quod Hannibali non *ad Iberum*, quo utrumque et *cis* et *trans Iberum* significari apertum sit, sed diserte distincteque *cis Iberum* dicendum fuerit. Nec vero, quod Strothius ad istam offensionem tollendam excogitavit, 'consulto Hannibalem *ad Iberum* dixisse, cum Alpes iamiam transgressus neque cis neque trans Iberum sine ambiguitate dicere posset', quicquam valere locus ostendit Livianus,

qui infra legitur c. 60 extr. *citra Pyrenaeum relictis*. Quibus argumentis adductus Fabrius haec verba et ipsa Hannibali tribuenda et in hunc modum interpretanda esse sibi persuasit: '*ad Iberum Saguntum* (i. e. non urbs, sed fines eius: nam urbs non sita erat ad Iberum) *est*, sive, quidquid ad Iberum est positum, Saguntum i. e. Saguntinorum est; quare nusquam te vestigio moveris; neque enim vestigio te movere poteris, nisi ad Iberum i. e. in fines Saguntinorum progrediendo'. At vereor ne ille sensum quem voluit argute magis extricaverit quam rite explicaverit. Quis enim tandem verba *ad Iberum* pro 'quidquid ad Iberum positum est', aut *Saguntum* pro 'Saguntinorum finibus' Livium dixisse ut credat adduci, nedum certis exemplis probare poterit? Iam cum haec verba, quocumque traxeris, iusto sensu destituta sint, haud dubium esse potest, quin mendum ibi lateat. Quidquid locus vel a structura vel a sententia offensionis habet, removebitur, si una dempta litterula ac sublata post v. *Saguntum* distinctione reponas: *ad Iberum et Saguntum nusquam te vestigio moveris:* h. e. 'prope Iberum et Saguntum, sive Iberum et Saguntum versus ne usquam belli inferendi vel dicionis proferendae causa vestigio te moveas'. Nimirum hisce verbis duabus, quae praemissae sunt, condicionibus a Romanis impositis tertia eaque durissima adicitur, ne Poeni eas gentes, quae in Hispania ulteriore Iberum adiacebant ac Saguntinis finitimae erant, ut Vaccaei, Carpetani, Olcades, bello lacessant. In quam rem conferas sis quae scriptor supra c. 6 et 7 narravit. Nec vero in eo haerendum quod post nomina praepositioni iuncta *ad Iberum et Saguntum nusquam*, quod h. l. adverbii loci vicem explet, additum est; nam Livium hoc dicendi genere non abstinuisse haec exempla ostendunt: XXI 17, 9: *duas legiones Romanas et decem milia sociorum peditum Gallia provincia eodem versa in Punicum bellum habuit*, quem locum ab aliis male temptatum vindicavit Heerwagenus in Fabriana ed. alt., et XXIV 24, 2: *eodem ad Iunonis Liciniae perveniunt*. — Superest ut ea quae proxime sequuntur: *parum est quod veterrimas provincias meas Siciliam ac Sardiniam adimis? etiam Hispanias? et inde cessero, in Africam transcendes* in disceptationem vocentur. Quae verba in vetustis editionibus foede depravata quamquam I. F. Gronovii sagacitate (Observ. IV 20) multis partibus castigatiora et emendatiora prodierunt, tamen vereor ut ille omnem labem, qua affecta sunt, absterserit. Nam illud non paulum offendit, quod verba *etiam Hispanias* non habent quo iuste referantur. Cui incommodo recentiores interpretes medendum esse putarunt interrogationis signo post *adimis* apposito. Heerwagenus legendum proposuit — *ademisti? adimis etiam*, Weissenbornius denique coniecit — *adimis? adimis etiam*, cuius loco certe scribere debuit *adimes etiam*, ut tempora constarent. At vero utraque coniectura haud scio an sit speciosior quam verior. Nam ut omittam, de 'adimendis' Hispaniis h. l. mentionem fieri ab Hannibalis contionantis consilio alienum esse, cum ipsa structurae ratio, cuius simile exemplum habes XXXVIII, 14 extr. *parum est non erubuisse absentem: praesens quoque in eadem*



perstas impudentia, tum vero orationis concinnitas poscere videtur, ut verba *etiam Hispanias* ab iis quae proxime subiecta sunt ne divellantur, sed communi constructionis vinculo inter se coniungantur. Quapropter addita una vocula *in*, quam h. l. ut sescenties alibi vicinae vocis extrema littera intercepit, fidenter reponendum censeo:— *adimis, etiam in Hispanias et, inde cessero, in Africam transcendes.* Qua emendatione probata et sententiam et verborum structuram integram esse non est quod pluribus demonstremus. Similiter, ut hoc unum addamus, Madvigius in opusc. acad. II p. 362 Livianum locum XXV 30 fin. *in* praepositione adiecta egregie emendavit. — Sed ne sic quidem hunc locum a librariis misere afflictum persanatum esse putaverim. Cum enim omnes libri praeter unius Parisini manum primam in scriptura *adimit* consentiant et in verbis proxime sequentibus praeter Par. Med. Cant. (nam Colbert. habet *transcendens*) pro *transcendes* celeri libri cuncti *transcendet* exhibeant, quid obstat quominus hac scriptura, quam Gronovius primus mutavit, revocata totus locus ita scribatur ac distinguatur: *parum est quod veterrimas provincias meas Sic. et Sard. adimit: etiam in Hispanias et, inde cessero, in Africam transcendet. transcendet autem dico? duos consules huius anni, unum — miserunt.* Quam rationem si sequimur, vide quam belle verborum structura cohaereat: nimirum *adimit* et *transcendet* referenda sunt ad *gens*, quod praecessit § 5, deinde scriptor variato numero in verbis *duos consules — miserunt* pluraliter terminat orationem, quemadmodum exorsus erat § 4 inde a verbis: *ad supplicium depoposcerunt* etc. At vero, inquit, ista verborum concinnitate perit quod in oratione per dialogismum flexa cerni ait Gronovius dicendi artificium: immo vero id solum demitur, cui nec libri tantum non omnes addicant, et quo, cum locus multis aliis verborum et sententiarum luminibus distinctus sit, haud aegre careamus.

2) XXIII 14, 8: *itaque ubi senatum* (sc. *Nolanum*) *metus cepit, si propalam tenderent, resisti multitudini concitatae non posse, secunda simulando dilationem mali inveniunt. placere enim sibi defectionem ad Hannibalem simulant: quibus autem condicionibus in foedus amicitiamque novam transeant, parum constare.* In verbis *secunda simulando* exarandis permagna est librorum varietas: Put. enim habet *non posse secunda simulandas simulando*, Med. *non posse secum dissimulanda simulando*, plures codd. deterioris notae praebent *sed clam simulando*, Haverc. *sed clam dissimulando.* Quas librorum scripturas cum depravatas esse manifestum sit, alii aliter refingere conati sunt; atque I. F. Gronovius quidem suasit ut vel legeretur: *non posse, obsecundando dilationem* et q. s. collato simili loco III 35 med., vel *secunda simulando*, quam in rem comparari iubet II 38. *et eos ipsos sedulo audientes secunda irae verba*, et VIII 12: *tres leges secundissimas plebi, adversas nobilitati tulit.* Harum coniecturarum priorem, qua sensui melius consultum vides quam librorum fidei, in textu reposuit I. Bekkerus; alteri *secunda simulando* a Fabrio re-

ceptae cum nunc cod. Colbertini, quem Alschefskius primus excussit, auctoritas accesserit, nuperi editores pro integra scriptoris manu illam habere haud dubitaverunt. At vereor admodum ut iste sensus, quem Fabrius verbis *secunda simulando* sic nude positis subdidit, 'mentem ostendendo plebis voluntati gratam', exemplis a Gronovio allatis, in quibus *secundus* vocabulum legitimam structuram retineat, satis comprobari possit. Quare hic locus, ad quem integritati suae restituendum nil proficitur Walchii coniectura in emend. Liv. p. 36 prolata: *clam stimulando*, etiam nunc medella indigere mihi videtur, atque haud scio an illo quod ex librorum sordibus acute eruit Gronovius *obsecundandi* verbo adsumpto ita emendandus sit: *non posse, se obsecundare simulando dilationem mali inveniunt*, quo vel ipsorum codicum vestigia ducere satis apparet. In quibus cum scribarum oculi a *se* pronomine ad alteram verbi *obsecundare* syllabam aberrassent, in huius vocis truncatae et obscuratae locum et ista monstra, quae codd. exhibent, et voc. *simulando* per vulgarem librariorum errorem bis positum esse haud improbabile est. Restat ut construendi rationem, quam huic loco restituisse nobis videmur, similibus exemplis illustremus. Tu, si lubet, conferas: III 65 extr.: *dum aequari velle simulando ita se quisque extollit* —, XXXIV 34 in.: *cum adversus tendendo nihil moveret socios, simulando se transire in eorum sententiam omnes in adsensum consilii sui traduxit*, denique XXXVIII 40: *consulem peccare arbitror, qui de re transacta simulando se referre senatum ludibrio habet.*

Bonnae. *Ioannes Freudenberg.*

67.

Nochmals über die Schlacht an der Trebia.

A.

Obwol ich kaum ein Recht habe anzunehmen, dasz Hr. Dr. K. Niemeyer in Greifswald durch den kleinen Aufsatz im Januarheft dieser Zeitschrift (oben S. 59 ff.) veranlaszt worden sei den dort besprochenen Gegenstand einer neuen Prüfung zu unterwerfen, als deren Frucht die Erörterung über 'die Schlacht an der Trebia' in dem Aprilheft (oben S. 252 ff.) zu betrachten wäre: so kann ich mir es doch nicht versagen demselben, gerade als hätte er wirklich beabsichtigt auf meine 'Anfrage' die erbetene Antwort zu geben, meinen aufrichtigen Dank zu sagen für das dargebotene Auskunftsmittel, das ich mit Freuden als die beste Lösung der dort erörterten Schwierigkeiten annehme. Lag Placentia damals auf dem linken Ufer der Trebia, dann läszt sich un-

gezwungen Livius mit Polybios vereinigen, ein Gewinn der gewis hoch genug anzuschlagen ist.

Ich fühle mich aber auch noch in anderer Beziehung Hrn. N. zu Dank verpflichtet, indem ich seinen Aufsatz als eine, wenn auch nicht in dieser Form gehaltene Zustimmung zu dem wesentlichen Inhalt meiner Erörterung betrachten darf. Diese war doch zunächst darauf gerichtet die Frage zu beantworten: auf welcher Seite der Trebia war das Schlachtfeld und das eine und das andere der beiden durch den Flusz getrennten Lager? Diese Frage beantwortet Hr. N. ganz ebenso wie ich: das Schlachtfeld war auf dem linken Ufer, folglich stand das punische Lager auch auf dem linken, das römische dagegen auf dem rechten Ufer des Flusses. Dieser Uebereinstimmung freue ich mich als einer Bekräftigung der von mir ausgesprochenen und bis jetzt festgehaltenen Ansicht um so mehr, als dieselbe nicht nur ehedem bestritten war, sondern es auch gegenwärtig noch ist, wie ich aus einem Briefe meines Freundes Heerwagen ersehe. Dieser gründliche Forscher und Kenner des Livius glaubt auch jetzt noch die Ansicht Niebuhrs, die ich hauptsächlich bekämpfe, festhalten zu müssen und gibt mir nicht zu, dasz Polybios dieser Ansicht widerspreche. Die Gründe, die derselbe anführt, sind unleugbar sehr beachtenswerth, vermochten mich aber gleichwol nicht zu überzeugen, vielleicht weil ich mich nun einmal in die entgegengesetzte Ansicht verrannt habe, worin mich jetzt Hrn. Niemeyers Beistimmung nur noch mehr bestärkt. Es wäre aber gewis für die Sache ein Gewinn, wenn mein trefflicher Freund, der, wie ich aus einer Stelle seines Briefes schlieszen zu dürfen glaube, auch Hrn. Prof. W. Weiszenborn auf seiner Seite hat, sich herbeilassen wollte die ganze Frage von seinem Standpunkte aus zu beleuchten. Uebrigens bemerke ich, dasz derselbe meine Auffassung der Worte des Polybios: *ἕως τοῦ πρώτου ποταμοῦ* (III 66), welche ich mit Zustimmung des Hrn. N. auf den Ticinus beziehe, ausdrücklich billigt und die entgegenstehende Angabe des Livius auf einen Irthum desselben zurückführt.

Wenn nun gleichwol Hrn. N.s Aufsatz mehr die Form einer Bekämpfung als einer Bestätigung der von mir ausgesprochenen Ansicht trägt, so hat dies darin seinen Grund, dasz Hr. N. die Sache so darstellt, als wäre meine ganze Erörterung darauf gerichtet, das von Livius erwähnte Emporium bei Placentia als den Uebergangspunkt der 10000 nachzuweisen, so dasz mit der Richtigkeit dieser Annahme meine Erörterung stünde oder fiele, während in Wahrheit dieser Gedanke mir erst beim niederschreiben in den Sinn kam und darum mit allen möglichen Restrictionen als eine 'blosz extemporierte Vermutung, die ohne allen Anspruch an Zuverlässigkeit ausgesprochen werden mag' hingestellt wird. Ja ich lade Hrn. N. in der That ein seine 'besser begründete Ansicht über die fragliche Möglichkeit', nemlich 'dasz die 10000 Mann auch vom linken Ufer der Trebia nach Placentia gelangen konnten, ohne durch den Flusz gehindert zu werden', auszusprechen, und ich weisz durch Privatmittheilungen, dasz auch noch

andere Leser meines Aufsatzes auf denselben Gedanken gekommen sind, welchen Hr. N. ausspricht. Es ist also ein — freilich sehr gewichtiges und folgenreiches *ἀτὰρ οὐ τέλος ἵκεο μύθου*, was er mir zuruft. In der That war die Möglichkeit erwogen und besprochen worden, dasz Placentia unmittelbar an oder doch so nahe der Mündung der Trebia gelegen gewesen sei, dasz dieselbe noch in den Bereich der Befestigungswerke hätte gezogen sein können; und die Zeichnung auf den gewöhnlichen Schulkarten, z. B. von Reichard, der geradezu einen Arm des als Trebia bezeichneten Flusses in die Stadt leitet, konnten diese Vermutung zu begünstigen scheinen. Allein bei der Unzuverlässigkeit dieser Karten und gegenüber anderen Zeichnungen und der herschenden Annahme wagte ich auf diese Möglichkeit nicht mehr zu bauen, als S. 64 u. 65, besonders in der Anm. geschehen ist, uneingedenk der Ermahnung, welche die griechische Weisheit ihrem Schützling ans Herz legt: *μηδέ τι θύμῳ τάρβει· θαρσαλέος γὰρ ἀνὴρ ἐν πᾶσιν ἀμείνων ἔργοισιν τελέθει.* Hr. N. hat das Verdienst, unbeirrt durch Annahmen, die vielleicht nichts als historische Vorurtheile sind, die Consequenz der erkannten historischen Nothwendigkeit gezogen zu haben; indem er mit klarem Blick alle Momente in der Erzählung der beiden Schriftsteller zusammenfaszt, spricht er unerschrocken das Resultat aus, welches einen vielleicht mehrhundertjährigen geographischen Irthum berichtigt. Die Möglichkeit, dasz im Laufe der Zeit der Name Trebia auf einen andern Flusz übertragen worden sei oder derselbe Flusz seinen Lauf geändert habe, läszt sich nicht abweisen und könnte durch manche Beispiele aus neuerer Zeit bekräftigt werden. Ich stimme demnach der Behauptung des Hrn. N. vollkommen bei, dasz, wer mit Polybios und Livius in der Hand sich selbst eine Karte zu zeichnen versuchte, Placentia auf das linke Ufer der Trebia setzen müste. Da ich nun dermalen keine historische Notiz kenne, welche dieser Annahme widerspräche, so nehme ich keinen Anstand mich derselben ebenfalls anzuschlieszen. Uebrigens kann diese Zustimmung der Natur der Sache nach vorläufig nur eine bedingte sein; denn solange keine Notiz nachgewiesen werden kann, welche ausdrücklich diese Annahme bestätigt, musz man wenigstens auch noch die Möglichkeit einräumen, dasz eine Angabe aufgefunden werden könnte, welche jener Annahme ausdrücklich widerspräche. In diesem Falle würde dann meine Ansicht von des Hrn. N. sich entschieden trennen. Ich würde behaupten, auch dann könne der Bericht des Polybios noch ganz in seiner Richtigkeit bestehen; Hr. N. dagegen würde nach der von ihm gestellten Alternative behaupten, in diesem Falle sei der Bericht des Polybios ebenso ungenügend oder in sich widersprechend wie der des Livius. Nach meiner Ansicht nemlich beschränkte sich der Widerspruch zwischen dem Gang der Ereignisse, wie ihn Hr. N. in Uebereinstimmung mit mir auffaszt, und der vorliegenden Erzählung doch nur auf die Angabe, welche sich blosz im Livius und nicht auch im Polybios findet, wornach Scipio den im Lager zurückgebliebenen Theil des Heeres während der Nacht unbe-

merkt oder ungestört von dem punischen Heere über die Trebia und weiter nach Placentia führt. Hr. N. dagegen nimmt an, dasz, wenn man Placentia auf der rechten Seite der Trebia denke, man es auch unbegreiflich finden müsse, wie die 10000, welche sich nach dem übereinstimmenden Bericht des Polybios und Livius durch die Schlachtreihe der Punier durchschlugen, zwar durch den Flusz gehindert gewesen seien sich ins römische Lager zu begeben, nicht aber gehindert gewesen seien sich nach Placentia zu retten. Dieser Annahme musz ich jedoch auch jetzt noch widersprechen. Denn Polybios erwähnt in Verbindung mit dem Flusz auch noch andere Gründe, namentlich die Menge der feindlichen Reiter, welche natürlich einen Uebergang an dieser Stelle besonders gefährlich oder geradezu unmöglich machen konnte, weiter unten aber, in der nächsten Nähe von Placentia, diese Erschwerung nicht bot.

Bei dieser Gelegenheit möge es mir vergönnt sein einige der Einwendungen zu berühren, welche Hr. N. gegen mich geltend macht, wobei ich natürlich, wenn ich die Richtigkeit der Erzählung des Livius in allen Zügen nicht anerkenne, nur an die Darstellung des Polybios, nicht an die des Livius gebunden bin. Denn bei aller Uebereinstimmung beider Schriftsteller im ganzen und im einzelnen, die ich nicht in Abrede stelle, finden sich doch manche zwar weniger in die Augen fallende aber doch nicht unbedeutsame Verschiedenheiten, die nicht geradezu unbeachtet bleiben dürfen. Demnach hätte Hr. N. mir nicht die Worte des Livius *Placentiam recto itinere perrexere* entgegenhalten sollen, die ich nicht als maszgebend betrachten *kann*, da Polybios nur sagt: *ἀθρόοι μετ' ἀσφαλείας ἀπεχώρησαν εἰς Πλακεντίαν*, wodurch der gegen mich geltend gemachte Grund wegfällt; obgleich selbst die Worte des Livius nicht das beweisen, was Hr. N. sie beweisen lassen will; denn auch er wird dieselben nicht so verstehen, als wären die Römer stricte in der Richtung, in der sie über den Flusz gegangen waren und zuerst den Feinden gegenübergestanden hatten, vorwärts gegangen und so nach Placentia gekommen; sondern Livius will eben nur ausdrücken, dasz, nachdem sie sich durch die punische Schlachtlinie durchgeschlagen hatten, sie nicht erst versuchten in das römische Lager zu kommen, sondern auf dem kürzesten Wege direct nach Placentia eilten; ob sie dabei zuerst eine Schwenkung machen musten oder nicht, kommt gar nicht in Betracht; ja wollte man die Worte pressen, so könnte man sogar eine Instanz gegen Hrn. N. daraus entnehmen; man könnte einen Gegensatz ausgedrückt finden und die Andeutung herauslesen, dasz man auch auf dem Wege über die Trebia und das römische Lager, obwol wegen des Winkels mit einem Umwege, nach Placentia habe kommen können. Doch wäre dies, wie gesagt, zu viel darin gesucht, da nicht jede Aeuszerung *ἀκριβεῖ λόγῳ* genommen werden will. — Die gleiche Bewandtnis hat es mit den Worten des Livius Cap. 47: *prius Placentiam pervenere quam satis sciret Hannibal ab Ticino profectos*, die ja offenbar als der minder behutsame und weniger genaue Ausdruck betrachtet wer-

den können für das was Polybios sagt: *ὁ δὲ Πόπλιος περαιωθεὶς τὸν Πάδον καὶ στρατοπεδεύσας περὶ πόλιν Πλακεντίαν κτἑ.* Diese Worte aber verstatten in dem Zusammenhang, in welchem sie stehen, recht wol zu denken, dasz Scipio, wenn er etwa gleich unterhalb der Ticinusmündung über den Po gieng, noch diesseits der Trebia seine Stellung nahm und doch Placentia als Stützpunkt betrachten konnte. Denn *κατὰ Πλακεντίαν* bezeichnet ja doch nur, dasz er im Bereich von Placentia stand, was das dazwischenliegen eines solchen Flüszchens nicht ausschlieszt. So liest man in einer Geschichte der neuern Zeit: 'Wallenstein brach aus Böhmen auf, vereinigte sich mit dem bayrischen Heere und bezog vor Nürnberg ein verschanztes Lager'. Sollte ich aus diesen Worten des gewis auch gut unterrichteten Verfassers schlieszen müssen, Wallenstein habe nicht auf einer Höhe jenseits der Rednitz in der Nähe von Zirndorf und Fürth, mehr als eine Meile von Nürnberg sein Lager gehabt? In gleicher Weise sprach und schrieb man vor etlichen Jahren von dem Lager bei Augsburg, obwol es die Wertach zwischen sich und der Stadt hatte. Und so gewis in hundert anderen Fällen. Ist dies richtig, dann verliert auch die ganze weitere Argumentation des Hrn. N. gegen mich ihre Kraft; denn auch nach meiner Ansicht ist der Uebergang des Scipio über die Trebia keine Bewegung dem Feinde entgegen, kein Uebergang auf dasselbe Ufer wo dieser stand, sondern ein weiterer Rückzug, durch welchen er den Flusz zwischen sich und den Feind brachte.

Auch der Einwand, welchen Hr. N. in Bezug auf das Emporium bei Placentia erhebt, scheint mir nicht sonderlich belangreich. Zunächst verstehe ich nicht, was Hr. N. damit sagen wollte, dasz ich 'hier' dem Polybios allein folgen wolle, während ich ihm zwar in der Darstellung des ganzen Gangs der Ereignisse folge und darum solche Züge, die mir dazu nicht zu passen scheinen, ausscheide, hier aber, in dem gegebenen Falle, ausdrücklich eine Notiz des Livius zu Hilfe nehme, die mir brauchbar schien zur Lösung eines Zweifels, für den ich eben keine bessere Lösung wuste. Ich hätte dieselbe noch etwa unterstützen können durch die Angabe des Appian (VII 7), der den von Livius erzählten Vorgang ebenfalls berichtet und dabei sich des Ausdrucks bedient: *ἐπίνειον ἦν τι βραχὺ Πλακεντίας.* Ob er für diese Nachricht noch andere Gewährsmänner hatte oder nur aus Livius schöpfte, weisz ich nicht; im letztern Falle scheint er wenigstens die Angabe des Livius bezüglich der Bedeutung dieses Emporiums ebenso verstanden zu haben wie ich. Stand aber dasselbe als befestigter Hafen, von dem weder Livius noch Appian einen besondern Namen angibt, in diesem nahen Verhältnis zu Placentia, so läszt es sich ja wol auch erklären, wie Polybios eine Erwähnung desselben ganz unterlassen konnte, ohne dasz wir ihm diese Unterlassung so hoch anrechnen dürften, als Hr. N. es in diesem Falle thun würde. Denn als die von den Römern von vorn herein bestimmte Rückzugslinie dürften wir diesen Weg schon um deswillen nicht ansehen, weil die Entstehung der Schlacht auf dem linken Ufer doch

für die Römer mehr nur einen zufälligen Charakter hat. Uebrigens möchte ich wissen, ob Hr. N. die Angabe des Livius von der Existenz dieses Emporiums bei Placentia und seine Erzählung von dem vergeblichen Angriff des Hannibal auf diesen Platz überhaupt nicht als historische Thatsache gelten lassen will, wozu man aus innern Gründen wol geneigt sein könnte. Es ist überhaupt bemerkenswerth, wie solche Züge, die Livius zu der Darstellung des Polybios hinzufügt, in der Regel leicht den Grund des besondern Interesses, welches sie für Livius haben, verrathen. Es ist meistens das patriotische Gefühl, die ethische Richtung, bisweilen auch das rein rhetorische Element, welches sich dabei kund gibt. So in dieser und der darauf folgenden Erzählung von der Einnahme des Emporiums Victumulae, welche letztere dem Livius Gelegenheit gibt die Treulosigkeit und Grausamkeit des Hannibal zu schildern. Unter denselben allgemeinen Gesichtspunkt kann man nun offenbar auch die Erzählung von dem nächtlichen Uebergang des Scipio über die Trebia nach der Niederlage des römischen Heeres bringen, die überhaupt einigen Bedenken Raum gibt. Denn erstens ist es an sich auffallend, dasz die Römer so ganz nahe dem punischen Lager, wie man es sich nach den Worten des Livius doch denken musz, ihren Weg nach Placentia nahmen, selbst wenn diese Stadt, wie Hr. N. will, auf dem linken Ufer lag. Und dann ist es doch auch merkwürdig, dasz Polybios, der im übrigen ausführlich von dem Schicksal des geschlagenen Heeres spricht, von diesem Uebergang gar nichts erwähnt, um so mehr als nach den Worten des Livius am Schlusz des 56n Cap. man die Zahl als gar nicht so klein betrachten dürfte. Unzweifelhaft hatte Livius — er selbst deutet es ja ausdrücklich an — mehrere Berichte vor Augen, die in manchen Punkten voneinander abwichen; und es ist nicht unwahrscheinlich, dasz er, obwol im wesentlichen dem Polybios folgend, doch auch nach Zweck und Befund Züge aus andern Berichterstattern entlehnt, ohne gerade ängstlich ihre Zusammengehörigkeit zu prüfen. Sollte sich, obwol ich aufrichtig das Gegentheil wünsche, die Vermutung des Hrn. N. bezüglich der Lage von Placentia nicht bewahrheiten, so müste man in Anbetracht dessen, dasz bis auf den heutigen Tag die Forscher nicht einig sind, ob nach dem Bericht des Livius die Schlacht auf dem rechten oder linken Ufer stattfand — denn ohne Rücksicht auf Livius würde wol schwerlich über die Darstellung des Polybios derselbe Zweifel herschen —, diese Stelle zu denjenigen rechnen, von welchen Weiszenborn in der Einleitung zu seiner Ausgabe S. 21 spricht, und übereinstimmend mit ihm Heerwagen in seiner Recension dieser Ausgabe.

Augsburg. *Christian Cron.*

B.

Die nähere Bestimmung des Terrains, auf welchem die Schlacht zwischen Hannibal und dem römischen Consul Tib. Sempronius vorfiel, ist kürzlich in dem laufenden Jahrgang dieser Jahrbücher S. 59 ff. und S. 252 ff. der Gegenstand zweier Abhandlungen gewesen, zu denen noch eine dritte von Kl. in St. in dem 'Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Würtembergs' 1855 Nr. 6 hinzugekommen ist. Alle drei gelangen durch sorgfältige Untersuchung der Berichte des Polybios und des Livius über die Bewegungen der beiden feindlichen Heere seit dem Treffen am Ticinus bis zur Schlacht an der Trebia zu dem Resultate, dieselbe müsse auf dem linken Ufer dieses Flusses stattgefunden, das römische Heer also sein Lager auf dem rechten gehabt haben. Die Schwierigkeit aber, dasz die 10000 Römer, welche sich durchschlugen, nach Placentia gelangten, ohne dasz eines Rückgangs derselben über den Flusz Erwähnung geschieht, wird von Hrn. Prof. Cron in der ersten Abh. durch die Annahme einer Brücke zwischen Placentia und dem von ihm auf das linke Ufer der Trebia nicht weit von ihrer Mündung versetzten Emporium (Liv. XXI 57), von Hrn. Dr. Niemeyer in der zweiten durch die Hypothese gelöst, die Trebia, die bekanntlich jetzt ein paar Meilen oberhalb Placentia mündet, habe dies früher unterhalb dieser Stadt gethan, oder es sei ihr Name erst später auf den jetzt so benannten Flusz übertragen worden. Die dritte Abhandlung modificiert diese Hypothese dahin, dasz sie den Flusz zu jener Zeit sich in zwei Arme theilen läszt, welche Placentia von Westen und Osten umschlossen: 'derjenige aber, welcher auf der Westseite strömte, war viel schwächer als der östliche, legte den weichenden Römern kein Hindernis in den Weg und wurde deswegen von den Geschichtschreibern nicht berücksichtigt; später aber wandte sich die ganze Strömung nach Westen und liesz das östliche Bett vertrocknen.' Eine Hauptstütze dieser Annahme, dasz Placentia zur Zeit der Schlacht oberhalb der Fluszmündung gelegen, ist ferner in dem Bericht des Livius enthalten, wornach Scipio, der mit dem Reste des römischen Heeres auf dem rechten Ufer geblieben war, in der Nacht über den Flusz gieng, um ebenfalls noch nach Placentia zu gelangen. Was aber Hr. N. weiter anführt, nach Livius XXI 47 sei Scipio in Folge des Treffens am Ticinus bis nach Placentia selbst (*Placentiam pervenere*) und darauf erst wegen des Abfalls der Gallier auch noch hinter die Trebia zurückgegangen, löst sich durch die gröszere Weite des Ausdrucks bei Polybios III 66 *στρατοπεδεύσας περὶ Πλακεντίαν*, welcher das römische Lager — vor jenem Abfall — auch auf dem linken Ufer zu denken gestattet. Die andern Gründe, welche Hr. N. noch gegen Hrn. Crons Erklärung und mittelbar für seine eigne Ansicht geltend macht, fallen, wie er selber zuzugeben scheint, weniger ins Gewicht. Der Reichardsche Atlas aber, auf dessen Zeichnung sich Hr. Kl. beruft, läszt — auch schon in seiner

ersten Ausgabe — einen Bach, der östlich von der Trebia flieszt und unmittelbar bei Placentia mündet, fälschlicherweise sich aus derselben abzweigen. Ueberhaupt aber scheint es gewagt, eine solche sonst durch nichts beglaubigte Aenderung des Fluszlaufes oder -namens anzunehmen, wozu noch die sehr natürliche Frage kommt, warum Scipio statt nach dem Abfall der Gallier über die Trebia zu gehen und dadurch Placentia selbst dem Feinde bloszzustellen, nicht lieber sich in diese Festung geworfen habe. Die Cronsche Annahme einer Brücke ist zwar für jene Zeit auch nicht historisch gesichert; später jedoch, als M. Aemilius Scaurus die via Aemilia von Placentia bis Dertona (j. Tortona) weiter führte, musz die Trebia in jener Gegend überbrückt worden sein, wahrscheinlich an derselben Stelle bei St. Antonio, wo noch jetzt eine, letztmals im J. 1825 erneuerte Brücke steht (s. G. v. Martens Italien I S. 212).

Allein sind wir denn überhaupt genöthigt den geschlagenen Römern, blosz um sie ordentlich über den Flusz zurückzubringen, in Gedanken eine Brücke zu bauen? Konnten sie nicht eben so, wie sie Morgens bei ihrem Auszug es gethan, nun auch auf dem Rückzug durch die Trebia waten, zumal da es jetzt die Rettung ihres Lebens galt? Polybios sagt zwar C. 74, 5, sie haben wegen des Flusses und des herabströmenden Regens sich nicht in ihr Lager zurückziehen können; weiter unten aber war wol die Trebia breiter und seichter, wie dies die Natur aller dieser von den Apenninen herabkommenden Nebenflüsse des Po ist, ihr Bett immer mehr zu erbreitern, *während*, wenn wirklich der jetzige 'Campremoldo' (*campus mortuorum*) westlich von Placentia am äuszersten Saume der Hügel der Ort der Schlacht war (s. Martens a. O. III S. 262) die Trebia hier wol noch in engerem und darum tieferem Bette flosz. Livius Bericht aber über den nächtlichen Uebergang Scipios über den Flusz ist nicht nur durch das schweigen des Polybios, der doch im übrigen hier fast seine einzige Quelle ist, sehr verdächtig, sondern er enthält auch an sich die grösten Unwahrscheinlichkeiten. Einmal läszt er den Uebergang gerade dem karthagischen Lager gegenüber geschehen, während bei der bekannten, durch die Niederlage natürlich zehnfach gesteigerten Aengstlichkeit des Consuls an eine solche Keckheit gar nicht gedacht werden könnte, vielmehr die Rücksicht auf möglichste Sicherheit ihm hätte gebieten müssen, den Flusz so lange als möglich zwischen sich und dem Feinde zu behalten und also erst in nächster Nähe bei Placentia, mehrere Meilen weit unterhalb des bezeichneten Punktes den Uebergang zu versuchen. Dann soll derselbe auf Flöszen geschehen sein! Aber woher bekam Scipio solche? Morgens waren, wie die Erzählung von dem übersetzen des römischen Heeres über den Flusz beweist, noch keine vorhanden, und am Abend und in der Nacht war keine Möglichkeit mehr dergleichen zu zimmern. Endlich sollen die siegreichen Karthager das Unternehmen Scipios entweder nicht gemerkt oder wenigstens sich gestellt haben als merkten sie es nicht —

beides so unwahrscheinlich, dasz sich hierin schon die schriftstellerische Erfindung verräth *).

Um diese aber noch offenbarer darzulegen, erlaube ich mir die bei Livius unmittelbar vorangehenden Sätze mit Nummern versehen hieher zu setzen. Sie lauten: 1) *plures deinde in omnes partes eruptiones factae: et qui flumen petiere, aut gurgitibus absumpti sunt aut inter cunctationem ingrediendi ab hostibus oppressi.* 2) *qui passim per agros fuga sparsi erant, vestigia cedentis sequentes agminis Placentiam contendere: aliis timor hostium audaciam ingrediendi flumen fecit transgressique in castra pervenerunt.* 3) *imber nive mixtus et intoleranda vis frigoris et homines multos et elephantos prope omnes absumpsit.* 4) *finis insequendi hostis Poenis flumen Trebia fuit; et ita torpentes gelu in castra rediere, ut vix laetitiam victoriae sentirent.* In dieser Stelle fällt mancherlei auf. Einmal sollen alle, welche nach der Trebia eilten, auf die eine oder andere der angegebenen Arten (Livius gebraucht die strenge Disjunction *aut* — *aut*) umgekommen sein; nachgerade aber wird doch von einigen gesagt, dasz sie sich über den Flusz gerettet. Warum hat der Schriftsteller, wenn er dies noch beibringen wollte, es nicht passender gleich nach *oppressi* angefügt und darnach auch das *aut* — *aut* modificiert? Sodann wird jedermann, wenn er den Anfang von Nr. 3 liest, meinen es sei hier noch von den Römern die Rede, bis ihn die *elephanti* lehren dasz es den Karthagern gilt. Noch bereitwilliger wird man zugeben, dasz Nr. 3 passender hinter Nr. 4 stünde und letzteres sich besser an Nr. 2 anschlösse. Das ist auch die Gedanken- und Satzfolge bei Polybios C. 74, 8 f.: οἱ δὲ διαφυγόντες τῶν πεζῶν καὶ τὸ πλεῖστον μέρος τῶν ἱππέων πρὸς τὸ προειρημένον σύστημα ποιούμενοι τὴν ἀποχώρησιν ἀνεκομίσθησαν ἅμα τούτοις εἰς Πλακεντίαν. τὸ δὲ τῶν Καρχηδονίων στρατόπεδον ἕως τοῦ ποταμοῦ καταδιῶξαν τοὺς πολεμίους, ὑπὸ δὲ τοῦ χειμῶνος οὐκέτι δυνάμενον πορρωτέρω προβαίνειν, ἐπανῆλθε πάλιν εἰς τὴν παρεμβολήν. καὶ πάντες ἐπὶ μὲν τῇ μάχῃ περιχαρεῖς ἦσαν ὡς κατωρθωκότες (συνέβαινε γὰρ ὀλίγους μὲν τῶν Ἰβήρων καὶ Λιβύων, τοὺς δὲ πλείους ἀπολωλέναι τῶν Κελτῶν), ὑπὸ δὲ τῶν ὄμβρων καὶ τῆς ἐπιγενομένης χιόνος οὕτω διετίθεντο δεινῶς ὥστε τὰ μὲν θηρία διαφθαρῆναι πλὴν ἑνός, πολλοὺς δὲ καὶ τῶν ἀνδρῶν ἀπόλλυσθαι καὶ τῶν ἵππων διὰ τὸ ψῦχος. Es fragt sich hiernach, da an eine Verwirrung durch die Abschreiber nicht zu denken ist: was bewog Livius, die Reihenfolge der Sätze bei Polybios in der angegebenen Art abzuändern? oder vor allem: wie kam Livius dazu, von dem, was der Grieche von der hohen Freude

*) Wem dieser Ausdruck zu stark ist, der könnte etwa vermuten, Scipio sei, sobald er den schlimmen Ausgang der Schlacht wahrgenommen, auf dem rechten Ufer der Trebia hinab bis in die Nähe von Placentia geeilt und habe hier den flüchtigen 10000, welche die Karthager nicht verfolgten, — etwa auch auf Flöszen — herübergeholfen, woraus dann die Sage, dasz er selber über den Flusz gegangen, entstanden wäre.

der Sieger über ihre glänzende Waffenthat sagt, fast das gerade Gegentheil zu sagen? Dasz er diese Wendung in seinen anderweitigen Quellen gefunden oder sie als die aus innern Gründen wahrscheinlichere ohne äuszere Zeugnisse aufgenommen, wird niemand glauben. Dann bleibt aber nichts übrig, als ihn einer durch den sog. Patriotismus nicht mehr zu entschuldigenden, neidischen Fälschung der ihm vorliegenden Wahrheit anzuklagen, und das Urtheil, welches Weiszenborn (Einleitung zu seiner Ausgabe S. 21) über andere livianische Schilderungen von Schlachten, Belagerungen und Feldzügen fällt, Livius habe die Darstellung des Polybios nicht richtig verstanden oder durch unklaren Ausdruck verdunkelt, ist für den vorliegenden Fall noch viel zu milde. Wenn aber Livius sich einmal zu jener Fälschung entschlossen hatte, so mochte es ihm scheinen, als ob dieselbe plausibler gemacht werden könnte, wenn er den Mangel an Siegesfreude bei den Puniern durch Voranstellung von Nr. 4 vor Nr. 3 motivierte. Er gewann dadurch auch die Möglichkeit, das was er über den unbemerkten Abzug Scipios sagen wollte, durch ein *itaque* näher an das vorhergehende anzuknüpfen; dagegen fielen ihm die in Nr. 3 erwähnten Verluste der Karthager, welche des Polybios Bericht offenbar erst in Folge der Schlacht eintreten läszt, unpassenderweise auf den Schlachttag selbst, und es ergab sich wenigstens von vorn herein der falsche Schein, als ob Nr. 3 auf die Römer sich bezöge.

Es dürfte, um das Verfahren des Livius noch näher zu kennzeichnen, vielleicht von Interesse sein auch noch einige weitere Abweichungen seines Schlachtberichtes von dem des Polybios hervorzuheben, zumal da dieses, wie es scheint, von anderen nicht geschehen ist*). 1) Beim Beginn des Treffens läszt Polybios die römischen Plänkler gegenüber den punischen sogleich in vielfachem Nachtheile sein (C. 73 a. A.). Livius erwähnt jene an der betr. Stelle gar nicht, während doch jedes regelrechte Treffen mit dieser Waffengattung begann; er hat die ihm von Pol. ausdrücklich C. 72, 2 dargebotenen 6000 *πεζακοντιστάς* (C. 73 a. A. *εὔζωνοι* genannt) in einfache *sex milia peditum* verwandelt, und läszt dann die Legionen d. h. das schwere Fuszvolk in unmittelbarem Zusammenstosz mit den Balearen *maiore robore obsistere*. 2) Auf dieses hin *deductae propere in cornua leves armaturae sunt, quae res effecit ut equitatus Romanus extemplo urgeretur*. Nach Pol. C. 73, 6 zogen sich die leichtbewaffneten zunächst, wie dies immer geschah, durch die Zwischenräume hinter die Linie zurück, und sogleich darauf schon, beim Beginn des allgemeinen Kampfes, wurde die römische Reiterei auf den Flügeln von der karthagischen geschlagen, ohne dasz hiebei einer Mitwirkung der Balearen und der Elephanten, wie bei Livius, Erwähnung geschieht. Es bedurfte einer solchen Mitwirkung auch gar nicht, da die kartha-

*) Lachmann de fontibus Livii II p. 43 sagt nur: 'c. 55. 56 in pugna ad Trebiam describenda Polybium plane sequitur, pauca ex aliis addidit de Cenomannis, et plura de elephantis.'

gische Reiterei neben ihrer gröszern Tüchtigkeit der römischen auch an Zahl ums 1½fache überlegen war, und nur um die Niederlage der römischen entschuldbarer zu machen, scheint Livius der feindlichen noch weitere Unterstützung zugeführt zu haben. Was insbesondere 3) die Elephanten betrifft, so ist zweifelhaft, ob sie der römischen Reiterei auch nur so nahe kamen, dasz sie die Pferde derselben *non visu modo, sed odore insolito* scheu machen konnten, und diese Notiz scheint mehr auf Misverständnis oder Reminiscenz (von der Schlacht am Siris her, Liv. l. XIII periocha vgl. XXX 18) als auf wirklich quellenmäsziger Ueberlieferung zu beruhen. Denn ihre Stellung *ab cornibus in utramque partem divisos* C. 55, 2 war nicht, wie man meinen möchte, auf den äuszersten Enden der ganzen Schlachtlinie, also auch der Reiterei, sondern nach Pol. C. 72, 9 vgl. 74, 2 vor den — im engern Sinne sogenannten — Flügeln ihres Fuszvolks, von wo aus sie die beiden ihnen gegenüberstehenden Flügel des römischen Fuszvolks angriffen, und als diese nach dem weichen der römischen Reiterei auch noch von den jetzt neben ihrem eignen Fuszvolk zu beiden Seiten hervorbrechenden Balearen usw. angegriffen wurden, endlich in die Flucht schlagen halfen. Livius freilich scheint sie auf den alleräuszersten Punkten der Schlachtlinie sich zu denken: C. 55, 7 *eminentes ab extremis cornibus*, von wo sie § 9 *pulso equite iam in mediam peditum aciem sese tulerant;* hier werden sie von den römischen *velites* so übel zugerichtet, dasz Hannibal sie gegen den linken römischen Flügel, wo die Cenomannen standen, treiben läszt, wo sie *extemplo haud dubiam fecere fugam.* Dann wäre aber die eine Hälfte derselben vom rechten karthagischen Flügel schon einmal an den Cenomannen vorüber nach dem römischen Centrum hin, und jetzt wieder mit der andern Hälfte, die vom linken karthagischen Flügel an dem rechten römischen vorbei vor das römische Centrum gekommen wäre, nach dem linken römischen Flügel getrieben worden — ein so verwirrendes Verfahren wie es von einem Hannibal, der mit Elephanten umzugehen wuste, unmöglich zu denken ist, wie es vielmehr nur ein Schriftsteller ersinnen konnte, der einestheils seinen Landsleuten noch den Ruhm die Thiere abgetrieben zu haben zuwenden, anderseits die Schuld denselben erlegen zu sein auf ihre Verbündeten abwälzen wollte. — 4) Die 10000 bei Liv. C. 56, 2 *media Afrorum acie, quae Gallicis auxiliis firmata erat, cum ingenti caede hostium perrupere*, nach Pol. C. 75, 4 mit anderer Vertheilung *ἐκράτησαν τῶν Κελτῶν καὶ μέρους τινὸς τῶν Λιβύων*, und wenn sie auch *πολλοὺς αὐτῶν ἀπέκτειναν*, so fand sich doch im ganzen, *ὀλίγους μὲν τῶν Ἰβήρων καὶ Λιβύων, τοὺς δὲ πλείους ἀπολωλέναι τῶν Κελτῶν.*

Ulm. *Gustav Binder.*

68.

Metrische Uebersetzung der ersten Scene von Schillers 'Braut von Messina'.

Βασίλεια.

Ἥκω, παλαιοὶ τῆσδε χώρας προστάται,
ἄκουσα μέν, πείθει δ᾽ ἀνάγκης με σθένος,
κἀνδρῶν ἐμὸν γυμνῶ πρόσωπον ὄμμασι
κρυπτὰς μυχῶν γυναικὸς ἐκλιποῦσ᾽ ἕδρας·
πρέπει γάρ, ἧς θανὼν ἀνὴρ ἀπῴχετο,
φῶς ἡμέρας κάλλιστον, ὀρφναῖον δέμας
πάντων ἄποπτον ἐν σκότῳ γυναῖκ᾽ ἔχειν.
ἀλλ᾽ ἐξελαύνει τειχέων μ᾽ ὁ παγκρατὴς
χρόνος, θεῶν μέγιστος, αὖθις ἐς φάος.
οὔπω γὰρ Ἄρτεμις σέλας καινοῖ διπλοῦν,
ἄρχοντος ἐξ οὗ λείψαν᾽ ἀνδρὸς ἐν χθονὶ
ἐκρύψαθ᾽, ὃς τὰ σκῆπτρ᾽ ἔνειμε τῆσδε γῆς
καὶ πολεμίων ἤμυνε καρτερᾷ χερὶ
λόχον περιρρυέντα μυρίῳ κράτει.
αὐτὸς μὲν ᾤχεθ᾽· οἳ δ᾽ ἔβλαστον ἔκγονοι
ἐσθλὴν λαχόντες εὐγένειαν ἐκ πατρός,
θάλλουσι, δισσαὶ τῇδε χώρᾳ χαρμοναί.
ὑμεῖς μέν, ὦ γέροντες, ἀκμάζοντέ νιν
ἐλεύσσετ᾽, ἀλλ᾽ ὁμοῦ συνέτρεφετ᾽ ἄθλιον
δεινῆς τε μοίρας μῖσος, οὐδεὶς οἶδ᾽ ὅθεν.
παίδων δ᾽ ἐπεὶ διεῖχε νοῦς ὁμοφρονεῖν,
ἐτῶν ἅμ᾽ αὐξήσει παχύνεται πλέον·
κοὐπώποτ᾽ εἶδον εὐμενεῖς αὑτοῖς κυρεῖν
δισσούς, ὁμοῦ μαστοῖς ἐμοῖς τεθραμμένους.
ἴσην δ᾽ ἐγὼ στοργήν τε καὶ χαρίσματα
ἀμφοῖν παρεῖχον, εὐσεβεῖς θ᾽ ὁμῶς ὁρῶ
εἰς τὴν τρέφουσαν, καὶ μόνον γὰρ εἰς ἐμὲ
φρονοῦσι ταὐτά, τἄλλα δυσμενεῖς σφίσιν.
ὁ γὰρ τροφεὺς βλέπων φάος καὶ κοιρανῶν
φόβῳ δαμάζων ἰσομοίρῳ καὶ νόμῳ
αὐτῶν κατεῖχε θυμοὺς ἡνίας κρατῶν,

ἑνός θ' ὑπὸ ζυγοῦ φρενῶν διάστασιν
ἐβιάζετ'· οὐ γὰρ ἦν ὅπλων ἐξουσία,
οὐδ' ἐν μιᾷ στέγῃ παρῆν παῦλαν λαβεῖν.
οὕτως ἔφραξε καρτερῷ προστάγματι
θυμοῦ περιττόν, μὴ πικρῶς ὑπερδραμεῖν.
ὃ δ' ἦν μέγιστον, μῖσος οὐκ ἐδάμνατο
δεινῶς φρενῶν μυχοῖσιν ἐγκαθήμενον·
πηγῆς γὰρ οὐχὶ κοιράνῳ μέλει ποτὲ
κρυφῇ ζεούσης, ὃς φιλεῖ δειναῖς ῥόου
ὁρμαῖσι χεῖρας ἐμβαλεῖν ὑπερτέρας.
ἀλλ' οὐκ ἐπεῖχε μοῖραν· ὡς, Ἅιδου σκότος
ἐπεὶ κάλυψεν ὄμμ' ἐκείνου καὶ χερὸς
βίαν ἐδάμασε, μῖσος ἐν δισσοῖς φλέγον
πῦρ ὥστε δηρὸν ἐν μυχοῖς κεκλεισμένον,
πόρον διευρόν, οὐκ ἀνεκτῶς μαίνεται.
λέγω δ' ἃ πᾶς τις οἶδεν ὀφθαλμοῖς ἰδών,
Μεσσηνίοισιν ὡς στάσις παίδων πάρα
ὄρωρε λυγρά, νείκεός τ' ἐμφυλίου
πνοαῖσι δεινῶς ἤδ' ἐχειμάσθη πόλις,
γεγῶσα πεδίον, ἔνθ' ἐπὶ ξίφει ξίφος
ἔκλαγξεν, οὐ θεμιστὰ καὶ δίκης ἄτερ.
καὶ δὴ ῥοαῖσιν αἵματος αἵδ' αἱ στέγαι
ἔσταζον. ὑμεῖς δ' οὖν ῥαγέντα θέσμια
πόλεως ἰδόντες, τήνδε μητρὸς καρδίαν
ῥαγεῖσαν οὐκ ἠλγύνετ', ἀλλὰ δημοτῶν
λυπούμενοι κακοῖσι δεῦρ' ἐπήλθετε
χαλεποὺς ταλαίνῃ τούσδε ῥίπτοντες λόγους·
«παίδων παρ' ἔχθρας ὡς πόλις κυμαίνεται
ὁρᾷς, Ἄρη δ' αὐτῆς κρατοῦντ' ἐμφύλιον·
καὶ δὴ κακὸς τίθησιν ἀρκύας κύκλῳ
γείτων, ὃν οὐχὶ τειχέων ἀμύνομεν
πλὴν ὁμονοοῦντες, ἔριν ἀφειμένοι κακήν.
σὺ δ' εἶς τεκοῦσα, καὶ σὲ δεῖ σκοπεῖν, τέκνων
ὅπως ἐπισχῇς νεῖκος αἵματος γέμον·
τί γὰρ πρὸς ἡμᾶς τοὺς ὑπηκόους ἔρις
τῶν κοιρανούντων; ἦ φθορὰν πάθοιμεν ἂν
ἡμεῖς, ὅτι στυγοῦσ' ἑαυτοὺς τέκνα σά;

οὐκ εἰκός· ἀλλ' ὑμῶν πέρι προνοήσομεν
αὐτοί γε, κείνων χωρίς, ἄλλῳ δεσπότῃ
ἐφιέντες ἡμῖν εὖ κρανεῖν τὰ βέλτατα.»
οὕτως μὲν εἴπατ', ἄνδρες ὄντες, νηλεῶς,
ὑμῶν μόνον σκοποῦντες εἰς σωτηρίαν
πόλεώς τε καὶ φρένας τεκούσης τῆσδ' ἅλις
παθῶν γεμούσας κοὐκ ἀνασχέτων πόνων,
καινοῖσι προσέτι τοῖς κακοῖς ἐνεπλήσατε.
ἐγὼ δ', ἃ μήποτ' εὖ τελεῖν ἐφραζόμην,
ὅμως ὑπέστην καρδίαν πεπληγμένη·
καὶ τούσδ' ὑπ' ἔχθρας οὐ καλῆς ἡττωμένους
ἄγειν ἐπείρων αὖθις εἰς διαλλαγήν·
ἀκάματος οὖν πόνον τε φεύγουσ' οὐδένα
ἐκάλουν τε δεῦρο κοὐ λιτῶν ἐπαυόμην,
πρὶν ἢ παρ' αὐτῶν τῆσδε πίστεως τυχεῖν,
ὥστ' ἐν Μεσσήνῃ καὶ στεγῶν ἔνδον πατρὸς
ἔχθρας ἄνευθέ σφισιν ἐν ὀφθαλμοῖς κυρεῖν,
τῶνδ' οὐ τυχοῦσ' ἐξ ὧν ἀνὴρ ἀπῴχετο.
τόδ' ἐστιν ἦμαρ· οἰκέτην δὲ προσδοκῶ
δισσῶν ἄφιξιν δεῦρ' ἐπαγγελοῦντά μοι·
ὑμεῖς δὲ προσκυνεῖτε τοὺς ἡγήτορας
μετ' εὐσεβείας, ὡς ὑπηκόοις πρέπει.
τούτων μὲν οὖν μόνων πέρι σπουδάζετε,
τὰ δ' ἄλλ' ἐμαυτὴν κοιρανοῦσαν χρὴ τελεῖν.
ὀλέθριον πέφυκε τῇδε τῇ πόλει
ἔρις τέκνων, αὐτοῖς θ' ὁμῶς ὀλέθριον·
καίτοι διαλλαγέντε καὶ νόους ὁμοῦ
συμφύντε μυρίων σθενοῦσιν ἀντέχειν,
ὑμῖν τ' ἀρηγοί, κεἰ χρεὼν — ἐναντίοι.

Basel. *Jacob Maehly.*

Erste Abtheilung

herausgegeben von Alfred Fleckeisen.

69.

De Aeschyli Oedipodea scripsit Carolus Kruse Sundensis. Sundiae, typis Ferd. Struck. 1855. 72 S. gr. 8.

Je leichter sich kleinere Arbeiten von der Classe der vorliegenden — es ist eine Inauguraldissertation — unter der Menge verlieren, desto weniger kann Ref. es sich versagen auf dies beachtungswerthe Schriftchen aufmerksam zu machen. Es ist dasselbe ein neuer, durch die Entdeckung der Didaskalie zu den Sieben gegen Theben angeregter Versuch zu einer annähernden Reconstruction der ganzen Trilogie, welcher den von Schneidewin Philol. III 348 ff. (vgl. V 180 ff.) mit gewohntem Scharfsinn angestellten meistens, wie es Ref. scheint, mit Glück weiterzufördern und zu berichtigen unternimmt und sodann im Zusammenhang damit die Composition des erhaltenen Stückes selbst näher darlegt. Wie viel misliches freilich solche Reconstructionsversuche verloren gegangener Werke auch unter den genialsten Händen immer behalten werden, das möchte sich wol gerade aus den groszartigen Combinationen Welckers über die griechische Tragoedie und noch mehr aus denen über den epischen Kyklos und zwar nicht blosz in den Augen des Ref. ergeben. Wo sich indessen ein solches Bemühen nicht auf blosze Fragmente und Sagenberichte aus zweifelhafter Quelle, sondern auf ein ganzes erhaltenes, in sich selbst abgeschlossenes Stück der Gesamtheit und auf die wenigstens aus éinem vollständigen Beispiel bekannte Kunstweise des Dichters zu stützen hat, da vermag dasselbe es auch zu Ergebnissen von gröszerer Sicherheit zu bringen.

Hr. Kruse gibt zunächst S. 3—7 eine rasche Uebersicht der anderweitigen griechischen und zumal der voraeschyleischen Behandlungsweisen der Oedipussage, um darnach das erste Moment der aeschyleischen Kunst, das der Erfindung, d. h. die Art und Weise wie er sich die Sage für seine Zwecke zugerichtet hat, abzumessen, und berichtet sodann über die frühern Versuche die aeschyleischen Stücke aus dem thebanischen Sagenkreise zu Trilogien zusammenzuordnen und den Fund der Didaskalie und seine Bedeutung. Gleich im ersten

Abschnitt sind einige Ungenauigkeiten zu tadeln. So wird die Ansicht Schneidewins gött. gel. Anz. 1850 I S. 173 f. berichtet, aber nicht näher beurtheilt, dasz die Oedipodee des Kinaethon sich auf die Schicksale des Oedipus beschränkt und seine Erziehung beim Polybos daher wol noch gar nicht enthalten habe. Schneidewin schlieszt das erstere offenbar blosz aus dem Titel, und wir würden sagen mit Recht, wenn uns nicht das letztere zu beweisen schiene, dasz er diese Beschränkung in einem allzu beschränkenden Sinne verstanden hat, denn sonst würde die Folgerung nicht mit der Voraussetzung stimmen. Ist denn eine Darstellung der Schicksale des Oedipus ohne die seiner verhängnisvollen Geburt, Aussetzung und Erziehung in der Fremde, die ja allein das unbewuste seiner späteren Frevel möglich macht, überhaupt denkbar? Unmöglich kann daher die 'Beschränkung auf die Schicksale des Oedipus' das seiner Geburt voraufgehende, soweit es dieselbe bedingt, d. h. das dem Laïos ertheilte Orakel ausgeschlossen haben, mag dasselbe hier auch immerhin vielleicht noch nicht von Delphi, sondern von einem boeotischen Orakelorte ausgegangen sein. Aehnlich wie wir scheint auch Preller in diesen Jahrb. LXVIII S. 74 zu urtheilen.

Eine zweite Nachlässigkeit ist es, wenn Hr. K. die Annahme Welckers, dasz in der kyklischen Thebais auszer den beiden uns noch erhaltenen, sich steigernden Flüchen des Oedipus gegen seine Söhne noch ein dritter, zwischen beide fallender enthalten gewesen, nicht blosz gleichfalls ohne alles nähere eingehen auf dieselbe anführt, sondern die Flüche auch nicht einmal in der richtigen Reihenfolge wiedergibt. Welcker ep. Cycl. II S. 335 stützt sich bekanntlich darauf, dasz des Teiresias Wort (Eur. Phoen. 874 ff.), die Söhne erzeigten dem Vater nicht die gebührende Ehre, sich auf die Thebais beziehe und daher auch die Einsperrung des letzteren durch sie ebd. Vs. 63. 327 eben daher genommen sein möge. Allein wenn man auch das erstere zugibt, so ist doch nicht abzusehen, warum das letztere nicht doch ebenso gut erst eine Neuerung des Euripides oder aber eine des Aeschylos, an welche sich dann Euripides anschlosz, gewesen sein könnte. Welckers eigentlicher Grund liegt aber tiefer: es ist die Dreizahl auch der Abmahnungen von Seiten des Amphiaraos, welche sich in der Sage nachweisen läszt, und der dem Laïos ertheilten Orakel beim Aeschylos, die daher Welcker S. 316 folgerechterweise auch schon der alten Oedipodee zuweist, und so viel ist allerdings hiernach im höchsten Grade wahrscheinlich, dasz diese Dreizahl wirklich ein wesentlicher Zug der alten Sage und daher auch wol schon in diesen älteren Darstellungen derselben heimisch ist, so sehr man auch, was den erstern der zuletzt angeführten Punkte betrifft, ohne welchen der letztere ohne Stütze sein würde, daran zweifeln könnte, ob wirklich eine Combination verschiedener Sagenberichte dazu geeignet ist uns den Inhalt des alten Gedichtes aufzuschlieszen. Hr. K. hätte nun aber jedenfalls seiner Aufgabe gemäsz auch die in der alten Oedipodee nach dieser Wahrscheinlichkeitsrech-

nung enthaltenen drei Orakel in Betracht ziehen und sich auch hiebei zu Welcker in ein inneres Verhältnis setzen sollen. Da die Oedipodee die Einleitung zu der Thebais und den Epigonen gebildet zu haben scheint, so ist Welckers Vermutung wenigstens sehr ansprechend, dasz hier das erste Orakel den Tod durch Sohnes Hand, das folgende die Uneinigkeit der Enkel und das dritte den Untergang der Stadt verkündet habe, und nunmehr wird es höchst interessant sein zu sehen, wie unter dieser Voraussetzung — Welckers Annahme entgegen — Aeschylos seinem Zwecke gemäsz an dem Inhalt dieser Orakel geneuert haben musz (s. unten).

Drittens endlich ist die Behauptung des Hrn. Vf. (S. 7 Anm. 13) auffallend, dasz Praxilla nicht die erste gewesen, die die Schändung des Chrysippos durch den Laïos erwähnt habe. Woher weisz das Hr. K.? Oder soll sich das nur darauf beziehen, dasz auch in der aeschyleischen Trilogie eben hierin die erste Schuld des Laïos gelegen habe? Aber wer kann denn wissen, ob das betreffende Gedicht der Praxilla nicht früher war als diese Trilogie? Besser hätte der Hr. Vf. jedenfalls gethan, wenn er gerade dies Fragment der Dichterin zum Beweis dafür benutzt hätte, dasz dies im Epos allerdings noch fehlende *) Moment der Sagengestalt schon damals vorhanden war und mithin wenigstens die Möglichkeit, dasz auch Aeschylos es aufgenommen, nicht zu bestreiten ist.

Dasz aber Aeschylos dies auch wirklich gethan, schlieszt Hr. K. vorzugsweise aus dem allgemeinen Charakter seiner Kunst, 'qua mythos ab iusta causa profectos ad aequum finem producebat' (S. 29), und auch für Ref. ist es trotz dem Einspruch von Schneidewin Philol. III 350 f. und Preller a. O. S. 73 nicht zweifelhaft, dasz es ganz im Sinne dieser Kunst ist, auch das dem Laïos gegebene Orakel bereits zu motivieren, ja dasz erst hiedurch, dasz erst durch den Gedanken, wer gegen die Ehe und Familie gefrevelt, habe auch an ihr zu büszen, der Stoff für den ethischen Geist aeschyleischer Dichtung überhaupt brauchbar wurde. Ebenso haben auch schon Nitzsch und Schömann (in diesen Jahrb. LXIX S. 137) geurtheilt und über die Thatsache stimmt selbst Welcker ep. Cycl. I S. 100. II S. 316 bei. Allein diese allgemeine Erwägung müste vor der bestimmten Spur des Gegentheils verstummen, welche Schneidewin nicht ohne Schein in den Sieben Vs. 723 ff. entdeckt zu haben glaubt. Der Chor knüpft hier seine Furcht des Unterganges der Brüder so wie der Stadt an den eigentlichen Ursprung dieses Verhängnisses, an die Uebertretungen des Laïos an. Könnte also hier wol gerade das Urvergehen desselben und der Fluch, den Pelops, der Vater des geschändeten Chrysippos, deshalb gegen ihn schleuderte, fehlen, wenn Aesch. dasselbe überhaupt in Betracht gezogen hätte? Es ist gewis nicht gründlich, wenn Hr. K. diesen scharfsinnigen Einwand ganz unberücksichtigt, ja

*) Dies gibt auch Welcker a. O. S. 316 zu. Nitzsch Sagenpoesie S. 508 schiebt ihm irrigerweise das Gegentheil unter.

sogar ganz unerwähnt läszt. Und doch liegt die Antwort gar nicht so fern. Es ist durchaus nicht nothwendig, dasz der Chor hier ab ovo anfange; wäre Laïos nur dem Orakel gefolgt und hätte keine Kinder gezeugt, so wären trotz dem Fluche des Pelops alle die Verwicklungen nicht eingetreten, von denen hier die Rede ist; weiter als auf seinen Ungehorsam brauchte also hier auch gar nicht zurückgegangen zu werden, und man wird gerade hierin nur um so mehr das weise Masz des Dichters bewundern. Die Paederastie im Munde von Jungfrauen wäre ohnehin auch wol für den griechischen Geschmack undelicat gewesen. Gewis vermutet Hr. K. (S. 29) auch gerade auf Grund dieser Stelle mit Recht, dasz der Fluch des Pelops nach Aeschylos so gelautet haben wird, dasz er den Göttern so zu sagen die Wahl liesz, den Laïos des Kindersegens zu berauben oder ihn durch Kindes Hand sterben zu lassen, und dasz die fernere Schuld des Laïos gerade darin bestand, dasz er selber die ihm von den Göttern freigestellte gelindere Strafe verschmähte. Was Schneidewin dann noch weiter bemerkt, so wenig Aeschylos in der Orestee bis zum Sturze des Myrtilos zurückgegangen sei, ebenso wenig hier bis zum Fluche des Pelops, das beruht auf einer Vergleichung von zwei Fällen, die gar nichts miteinander gemein haben, denn hier handelt es sich ja nicht, wie beim Agamemnon, um Begebenheiten, die zwei Generationen höher hinaufliegen, sondern um die früheren des Helden der Tragoedie 'Laïos' selbst.

So ist die Entscheidung dieser Frage vielmehr ganz, wie auch Hr. K. richtig gesehen hat, in die beiden entgegengesetzten Auffassungen der aeschyleischen Schicksalsidee gestellt: wer dieselbe sich so denkt, dasz die Schuld der Individuen in ihr kein nothwendiger, geschweige denn der wesentliche Bestandtheil ist, wird folgerichtig nur so urtheilen können wie Schneidewin und Preller. Der Hr. Vf. sucht daher diese Auffassung zunächst aus dem ganzen der aeschyleischen Kunst zu widerlegen (S. 21—28), bevor er im speciellen zum Nachweis der Schuld des Laïos und der Iokaste, des Oedipus und seiner Söhne (S. 28—42) übergeht und sodann seinen Reconstructionsversuch der beiden ersten Stücke macht (S. 42—50). Jene allgemeinen Bemerkungen müsten sich nun freilich an gröszerem Stoffe üben, um wirklich überzeugend wirken zu können, und vielleicht hätte der Hr. Vf. besser gethan, da ihm dies der beschränkte Umfang und Zweck seiner Arbeit verbot, einfach seine eigene Auffassungsweise als Hypothese hinzustellen und die Befestigung dieser Grundlage seiner Specialuntersuchungen späteren weiteren Forschungen zu überlassen oder aber die schlagendsten Momente der Schömannschen Beweisführung (in den Eumeniden und im Prometheus) vollständiger und übersichtlich zur Bekräftigung zusammenzustellen, statt dasz er die Miene annimmt blosz mit Benutzung derselben wirklich selbst einen Beweis geführt zu haben.

Wenn Hr. K. gegen Schneidewin darthut dasz, da das dritte Stück bereits lediglich den Ausgang des Bruderkriegs enthalte, die

Entstehung des Zwistes im zweiten aufgeklärt sein und mithin die Vertreibung des Polyneikes aus Theben in demselben gestanden haben müsse, so dasz die Brüder in demselben bereits herangewachsen sind, so wird sich dagegen schwerlich etwas einwenden lassen. Denn im Verlauf desselben sie auch erst heranwachsen zu lassen würde diesen Verlauf ungebührlich ausdehnen heiszen, und wenn Schneidewin Philol. V 184 meint, es brauche ja nicht der ganze mythische Inhalt dieses zweiten Stückes vom Dichter von Anfang bis zu Ende dramatisch gestaltet worden zu sein, so kann sich dies doch nur auf die zeitlich früheren Begebenheiten, welche zu diesem Inhalte gehörten, erstrecken, und dies liesze sich mit der Ansicht Schneidewins, dasz Oedipus seine Söhne noch als Kinder verflucht habe, nur durch die Annahme vereinigen, dasz nur der mit Polyneikes Entfernung endende Zwist der Brüder gerade die eigentliche Handlung ausgemacht habe, was doch der Titel Oedipus zu verbieten scheint. Die eben erwähnte Ansicht Schneidewins stützt sich nun auf Sept. 759 ff.; und darin dasz die *δίδυμα κακά*, welche nach dieser Stelle Oedipus begeht, beide mit dem *ἐπεὶ δ' ἀρτίφρων ἐγένετο κτἑ.* in einem innern Zusammenhange stehen müssen, dasz sie dies aber nach der Natur der Sache nur dann können, wenn sie auch in der Zeit unmittelbar einander gefolgt sind, darin, glaube ich, wird jeder besonnene Ausleger ihm gegen Hrn. K. S. 37 ff. Recht geben müssen. Dasz aber aus dem *ποτὲ* (Vs. 770) nicht folgt, der Fluch des Oedipus habe seine Söhne getroffen, als sie noch unmündige Kinder waren, wird von Hrn. K. mit eben demselben Rechte gegen ihn bemerkt. Wer endlich die *ἀρὰς — ἐπικότους τροφᾶς* (Vs. 767 f.) ohne vorgefaszte Meinung betrachtet, wird sich einfach bei der Erklärung von Schütz und G. Hermann beruhigen: 'Flüche aus Groll, dasz er solche, d. h. aus Blutschande hervorgegangene Kinder gezeugt und auferzogen', und wird die Deutung Schneidewins: 'Flüche, die ihre Erziehung mit Groll trafen, d. h. ihnen wünschten dasz sie in Hader aufwachsen und einst mit dem Schwert ihr Erbe theilen möchten' ebenso gesucht wie die des Hrn. K. finden: 'Flüche aus Groll über die von ihnen erlittene schlechte Behandlung.'

Hieraus ergibt sich denn mit groszer Wahrscheinlichkeit die Handlung des zweiten Stückes. Schneidewin (Philol. III 353 f.) und Hr. K. sind mit Recht darin einverstanden, dasz die Entdeckung von Oedipus Freveln den Ausgangspunkt gebildet haben und rascher vor sich gegangen sein musz als bei Sophokles, und Hr. K. fügt zu dem obigen Grunde dafür, dasz der Inhalt des Stückes damit *nicht* erschöpft sein konnte, als einen zweiten noch die Undenkbarkeit *hinzu*, dasz der — erste — Oedipus des letzteren Dichters ganz denselben Inhalt gehabt haben sollte wie der seines Vorgängers. Nach dem eben bemerkten musz nun, wie gesagt, dem Hrn. Vf. gegen Schneidewin zugegeben werden, dasz die Kinder zur Zeit dieser Entdeckung bereits erwachsen waren; aber anderseits blendet Oedipus sich nicht blosz sofort, sondern verflucht auch sofort 'aus Raserei über das von

ihm begangene' (Sept. 761 f.) seine Söhne, die doch hieran unschuldig sind und folglich auch seinen Fluch nicht verschuldet haben. Musz aber ihr Streit nach dem obigen in diesem Stücke begonnen haben und kann dies doch nur ein Streit um die Herschaft und das Erbe gewesen sein, so ist ein solcher doch nur dann, wenn beides zuvor dem Oedipus entzogen ist, und eine Einheit der Handlung doch nur so denkbar, wenn dies alles unmittelbar an das Verfahren des Vaters bei jener Entdeckung sich anschlieszt. Eine unkindliche Handlungsweise der durch den Fluch gereizten Brüder läszt sich also nicht ausschlieszen, durch welche sie hinterher sich dieses Fluches würdig machen, darin musz ich, nur mit Umsetzung der Zeit, wieder Hrn. K. beistimmen (S. 47) und finde mit ihm gegen Schneidewin nichts wahrscheinlicher als die Einsperrung des Vaters unter dem doppelten Vorwande, dasz diese Greuel den Augen der Menschen zu entziehen seien und dasz ein blinder nicht weiter König sein könne, musz aber leugnen dasz der Streit der Brüder erst 'mortuo Oedipo' (S. 48) vor sich gegangen sei. Allerdings ist Oedipus im dritten Stücke todt, aber nichts hindert ja ihn sich in der Zwischenzeit zwischen diesem und dem vorhergehenden als gestorben zu denken.

Aber beweisen denn nicht die *παλαίφατοι ἀραί* (Sept. 747) unwidersprechlich, dasz sie über die Söhne schon in deren Kindheit ausgesprochen wurden (Schneidewin Phil. V 183)? Ich denke nicht. Es kann von der Vertreibung des Polyneikes aus Theben bis zum Ausbruch und wiederum von da bis zum Ende des Krieges, wie das Schluszstück es uns vorführt, eine hinlänglich geraume Zeit als vergangen gedacht werden, um diesen Ausdruck zu rechtfertigen. Hr. K. läszt sich mit Unrecht auf diesen Punkt wieder gar nicht ein, sondern bespricht S. 29 Anm. 48 die Stelle in ungenügender und zweideutiger Weise.

Oder wird Eteokles wirklich in den Sieben als so unschuldig hingestellt, dasz ihm jeder Vorwurf der Unkindlichkeit fern bleiben musz? Dies behauptet freilich Schneidewin nach dem Vorgang anderer, aber doch selbst nur mit der Modification, dasz bei der Theilung zwischen den Brüdern Recht und Unrecht auf beiden Seiten gewesen sein wird, und Hr. K. S. 40 ff. 65 f. führt dies letztere aus den Sieben genauer aus. Die Vorwürfe, welche sich in diesem Stücke auch gegen Eteokles erheben, sind nun freilich nicht von dér Art, dasz auch Unkindlichkeit aus ihnen erschlossen werden müste, aber auch nicht von dér, dasz sie nothwendig gegen diese Annahme sprächen. Allerdings aber machen die Sieben ganz den Eindruck, dasz er in jedem Betracht der minder schuldige ist, wie ihn bekanntlich auch schon die kyklische Thebais aufgefaszt zu haben scheint.

Prüfen wir nun anderseits auch die Einwände des Hrn. K. gegen die von uns festgehaltene Auffassung der Verse 759 ff. 1) sei kein Grund zu finden, weshalb Aesch. den Mythos so in peius verändert haben sollte. Das in peius möchte gegen Schneidewin gelten, unsere Auffassung der Sache trifft es nicht, und den Grund dieser Verände-

rung haben wir bereits einfach darin nachgewiesen, dasz die Tragoedie Oedipus sich nur so zu einer Einheit der Handlung gestalten liesz. 2) sei dann kein Grund, weshalb Oed. nicht auch seine Töchter ebenso verflucht haben sollte. Diese Instanz ist nicht neu, sondern schon von Vater gemacht worden (vgl. Schneidewin Philol. V 182). 3) sei gar kein Zusammenhang zwischen der Entdeckung der Frevel des Oed. und diesem seinem Fluche zu finden. Ich denke, liest man nur mit G. Hermann Vs. 765 κυρσοτέκνων 'er risz sich die Augen aus, um seine Söhne nicht zu sehen', und vergiszt nicht dasz wir es hier mit den Ausbrüchen eines verzweifelten zu thun haben, so findet sich dieser Zusammenhang leicht: er flucht dasz diese Söhne baldmöglichst auch überhaupt von niemand mehr zu erblicken sein möchten, vielmehr sein ganzes Geschlecht ausgetilgt werde und zwar durch sich selbst, indem diesem Geschlecht nach allen möglichen Freveln gegen die Rechte der Familie auch der letzte noch denkbare, der Brudermord, nicht erspart werden möge. Nur der Mannsstamm kommt aber nach unserer wie nach antiker Ansicht bei der Erhaltung des Geschlechts zunächst in Frage, und nur er hat sodann in diesem Falle jene Frevel begangen (denn Iokaste ist ja nicht aus dem Stamme der Labdakiden); nur an ihn denkt daher auch Oedipus. Hr. K. hätte gerade diesen Zusammenhang nur recht scharf ins Auge fassen sollen, um aus ihm eine neue Bestätigung der Vermutung zu entnehmen, dasz auch die Schändung des Chrysippos mit zum Stoff der Trilogie gehörte, und um darnach die Grundidee derselben schärfer zu bestimmen als er gethan hat.

Was Hr. K. S. 48 ff. gegen die Vermutungen Schneidewins (Philol. III 357 ff.), dasz auch hier wie in der alten Thebais Polyneikes zweimal und zwar das erstemal freiwillig Theben verlassen habe und dasz auch die Gesandtschaft des Tydeus (Hom. Il. Δ 370 ff. Ε 800 ff.) hier vorgekommen sei, bemerkt, kann Ref. nur billigen. Schneidewin schlieszt auf diese und andere Versuche den Wirkungen des Fluchs zu entgehen aus der Analogie des von Laïos eingeschlagenen Verfahrens. Allein das θέσφατ' οὐκ ἀμβλύνεται (Vs. 824) kann sich ebenso gut an denen zeigen, welche wie toll und rasend in ihr Verhängnis hineinstürzen, wie an denen die es beständig mit verbrecherisch eitlen Bemühungen und thörichten Berechnungen zu umgehen suchen, und es kann gerade darin, dasz das Schicksal von Generation zu Generation schneller schreitet, eine vortreffliche Steigerung liegen.

Was war nun aber die eigentlich dramatisch dargestellte Handlung des ersten Stückes? Schneidewin hat diese Frage noch nicht zu beantworten versucht, Hr. K. dagegen vermutet gewis mit Grund: zunächst nur die Katastrophe des Laïos; alles frühere wird rückblickend in die Reden und Chorgesänge eingeflochten gewesen sein. Das heranwachsen der Kinder des Oedipus fällt nach dem obigen zwischen die Zeit der beiden ersten Stücke; ob aber auch die Voraussetzung dazu, d. h. die Heirat des Oedipus, so dasz diese gleichfalls im zwei-

ten Drama nur erzählt worden wäre? Das kommt jetzt noch in Frage, und hier ist denn Hr. K. aus den bereits von Schneidewin entwickelten Gründen mit Recht vielmehr dafür, dieselbe den Schlusz des ersten Stückes bilden zu lassen. Ueber die wachsende Schuld des Laïos haben wir bereits nach Anleitung des Hrn. Vf. einiges angedeutet; der weitere Verlauf derselben liegt in der dreimaligen Einholung der Orakel, in denen Hr. K. mit Recht eine Steigerung mutmaszt, so dasz das *γέννας ἄτερ σώσεις πόλιν* (Sept. 729 f.) nur das erste ist und erst das dritte ihm einen Sohn, aber in diesem Falle auch den Tod durch dessen Hand verheiszt und den Fluch des Pelops als Grund angibt. Da endlich ist Laïos entschlossen zu gehorchen und sich seiner Gattin zu enthalten, aber er läszt sich durch die *φίλων ἀβουλίαι* (Vs. 731) bethören, was Hr. K. mit Recht auf die Verlockung durch sein Weib Iokaste deutet (*φίλων* als Neutrum) und dabei nur auszer Acht läszt, dasz dies nicht erst von ihm erkannt ist, sondern dasz bereits Schneidewin gött. gel. Anz. 1850 I S. 174 sich selber dahin berichtigt hat. So wird auch Iokaste schuldig.

Seltsam ist es, wenn Hr. K. S. 33 ff. ohne weiteres annimmt, dasz das zusammentreffen des Oedipus mit dem Laïos von Seiten des erstern hier ebenso wie bei Sophokles vermittelt worden sei, und dann daraus die Schuld des Oed. beim Aesch. abzumessen sucht und doch zugleich behauptet, dasz Sophokles ihn als unschuldig darstellen wolle. Es ist hier der Ort nicht diesen Punkt näher zu untersuchen, aber wie jemand glauben kann dasz, nachdem sich Aeschylos eben über die alte crasse Schicksalsidee erhoben, Sophokles sofort wieder in dieselbe zurückgefallen sei, das ist wenigstens für Ref. ein Räthsel. Weit consequenter verfahren doch wahrlich diejenigen, welche vielmehr ein Schicksal, welches unschuldige und schuldige mit den gleichen Schlägen trifft, bei beiden Dichtern in demselben Masze finden, wie z. B. Schneidewin und Preller, und mit solchen Halbheiten wird man sie nimmer siegreich bekämpfen. Im übrigen begnügen wir uns zu fragen, wenn Hr. K. sich dabei auch auf den Oed. Col. beruft, woher er denn weisz dasz im Oed. Rex dem Dichter bereits dasselbe Ziel vorschwebte und warum es ihm nicht erlaubt gewesen sein sollte, im Oed. Col. die Sache einmal von einer andern Seite zu betrachten.

Freilich mutmaszt der Hr. Vf. auch einige Abweichungen des Soph. vom Aesch. Letzterer werde die Tödtung des Laïos nicht als blosze Nothwehr dargestellt haben. Allerdings ist dies wahrscheinlich, denn die Kunst des Aesch. wird allerdings die Schuld des Oed. mit derberen Zügen ausgeprägt haben. Allein wenn Soph. sein ganzes auftreten überall mit entschuldigenden Zügen durchflicht, folgt daraus schon dasz er ihn ganz von Schuld reinigen oder auch nur die Strafe gegen die Schuld ins Uebergewicht setzen will? Hr. K. bemerkt ja selbst (S. 50), dasz in den Sieben des Aesch. der einfache epische Gang der Handlung noch vorherschend sei. Wenn denn also erst Soph. recht eigentlich dramatische, psychologische Verwick-

lungen schuf, muste er da nicht nothwendig die Gegensätze in der Seele des Helden selbst schärfer spannen und daher auch unser Urtheil über den sittlichen Werth desselben länger in der Schwebe halten und erst allmählich sich entwickeln lassen? Und würde das nicht gerade erst recht ein feines sittliches Gefühl verrathen, wenn der Dichter trotz der Häufung entschuldigender Momente dennoch die schlieszliche Gerechtigkeit der Strafe zu vermitteln bestrebt gewesen wäre, selbst wenn er dies nicht vollständig erreicht haben sollte?

Ein zweiter abweichender Punkt, den Hr. K. vermutet, ist der dasz Oed. nach empfangenem Orakel bei Soph. wieder zu dem Glauben zurückkehrt, Polybos und Merope seien seine wirklichen Eltern, und daher Korinth meidet. Wie aber Aesch. die Sache dargestellt habe, darüber spricht er keine bestimmte Entscheidung aus. Und doch wäre dieselbe gerade hier sehr nothwendig gewesen. Hr. K. eignet sich mit Recht die Bemerkung Schneidewins an, dasz nach sicherer Angabe die Begegnung zwischen Laïos und Oed. bei Aesch. nicht wie bei Soph. in der phokischen Schiste, sondern am Kithaeron im Hohlwege bei Potniae stattgefunden habe. Warum hat er denn aber dabei den beachtenswerthen Schlusz, welchen Schneidewin gött. gel. Anz. a. O. S. 178 hieraus zieht, ganz unberücksichtigt gelassen, dasz Oed. hiernach unmöglich von Delphi gekommen sein könne und die Befragung des dortigen Orakels durch ihn folglich erst eine Neuerung des Soph. sei? Wenn Oed. wie bei Soph. nicht nach Korinth zurückkehrte, sondern nach Theben sich wandte, so konnte ihn sein Weg allerdings nicht über Potniae führen. Aber ist dies gerade das wahrscheinlichere oder liegt es nicht vielmehr umgekehrt näher zu denken, dasz erst Soph. auch diese Modification der Sage als eine neue Milderung der Schuld des Oed. ersann? Spricht nicht alle Analogie dafür, dasz schon Aesch. etwas ähnliches wie die Orakel beim Laïos und den Vaterfluch beim Eteokles und Polyneikes auch seinen Thaten voraufgehen liesz? Wie es dann der Dichter vermittelt haben mag', dasz er trotzdem nach dem Tode des Laïos nach Theben kam, ist unsere Sorge nicht. Genug dasz Oed. nach eben empfangenem Orakel, welches ihm seine Frevel an seinen Eltern voraussagt, einen älteren Mann erschlägt und bald hernach auch eine ältere Frau heiratet.

Warum aber reist Laïos gerade nach dem Kithaeron? Darüber stellt Hr. K. S. 44 f. andere Vermutungen auf als Schneidewin: etwa, sagt er, um eine Spur von dem dort ausgesetzten Kinde zu finden oder um die dortigen Erinyen zu versöhnen. Vielleicht führt hier indessen Prellers Bemerkung a. O. S. 73, dasz von diesen letzteren nur Pseudo-Plutarch de fluviis etwas wisse und die *Ἥρα τελεία* auf dem Kithaeron die Hauptsache sei, auf eine richtigere Fährte, und man hätte um so mehr erwarten sollen, dasz Preller selbst in der Versetzung der Katastrophe in diese Gegend eine deutliche Spur von der Entführung des Chrysippos im Stücke gefunden haben müste. Erwägt man nemlich dasz, wie auch schon Schneidewin gött. gel. Anz. a. O. S.

178 bemerkt hat, auch Pseudo-Peisandros (beim Schol. zu Eur. Phoen. 1760) den Tod des Laïos an den Hohlweg beim Kithaeron versetzt, so wird es höchst wahrscheinlich dasz auch das voraufgehende sich bei Aesch. ähnlich zugetragen haben wird wie bei ihm, und so denkt sich ja auch Hr. K. selbst die Sache: die Sphinx wird von der Ἥρα γαμοστόλος gesandt, und Teiresias belehrt den Laïos über den Grund ihrer Sendung (in welchem Gespräch, wie der Hr. Vf. richtig bemerkt, bereits Gelegenheit genug zum Rückblick auf die früheren Begebenheiten war), verbietet ihm, als ein dem Apollon verhaszter nach Delphi zu gehen, und empfiehlt ihm vielmehr der Hera zu opfern. Was liegt da näher als dasz Laïos zu diesem Zweck auch nach dem Kithaeron, dem eigentlichen Cultussitz dieser Göttin geht?

Die schlieszliche Exposition der Sieben (S. 50 ff.) kann Ref. mit voller Ueberzeugung als wolgeeignet dazu, in das volle Verständnis und den vollen Genusz dieses Dramas einzuführen, empfehlen.

Greifswald. *Franz Susemihl.*

70.

Aristophanea.

I. Parabasis Avium prior.

Κομμάτιον.

Tu, quam adamo, o fusca, o
Tu carior omnibus,
Cunctorum mihi cantuum
Consors, suavis aëdon,
Visa, visa es, adstas,
Dulcem mi referens sonum.
Quin vernis, age, tibiam
Implens blandiloquam modis,
Exordire anapaestos [1]).

---

1) Finito hoc cantico statuendum est tibicinem, qui Lusciniae partes agebat, tibiae cantum inchoasse. Quod non monerem, nisi vir summus G. Hermannus in alia omnia abisset. Is enim ita contra Wieselerum disputavit, ut Lusciniam neque tibicinem fuisse neque tibiis cecinisse contenderet, sed potius a choro ipso provocatam anapaestos qui insequuntur pronuntiasse (Ann. Vindob. 1845 p. 133). Neque est sane quod neges, verba ῥύγχος ὀβελίσκοιν ἔχει (v. 672) simpliciter ex Hermanni sententia de rostro explicari posse; non minus tamen, ni fallor, habet quo commendetur Wieseleri coniectura (Advers. in Aeschyli Prom. et Arist. Avv. p. 45), duplicem, qua tibicines instructi esse solebant, tibiam intelligendam esse, quamvis concedendum sit, tibicines revera tibias alteram iuxta alteram tenuisse, non alteram supra alteram. Neque illud ego sententiae Hermannia-

Ἀνάπαιστοι.

Agedum, o fragiles naturam homines, generi aequales foliorum,
Formae invalidae, limo ficti, vanae sine viribus umbrae,
Alarum inopes, fluxi, miseri mortales, somnia vere,
Animum immortalibus en nobis advertite perpetis aevi,
Animum aethereis, senio intactis, meditantibus inscia verti,
Ex ordine ut a nobis iamiam docti caelestia cuncta,
Naturam avium divumque ortum, fluviorum Erebique Chausque
Bene callentes, Prodicum in pestem posthac iubeatis abire.
Chaos ergo et Nox Erebusque niger fuit olim et Tartarus ingens,
Neque dum aër nec caelum aut tellus; Erebique in gurgite vasto
Ante omnia hypenemium fuscis Nox foeda alis parit ovum,
Amor unde dehinc exoptatus provecto tempore natus,
Alarum auro radians umeros, rapido cum turbine certans.
At Amor Chaos alatum amplexus nigrum per Tartara vasta
Avium genus instituit nostrum, primum in lucemque vocavit.
Neque enim divum genus ante fuit quam Amor omnia miscuit ille;
Sed commixtis aliis aliis tum caelum ortum oceanusque,
Tum tellus cunctorumque deum genus immortale: ita nosmet
Omnes aetate supra divos; at nos ab Amore creatos,
Multis clarum; volucres etenim sumus ipsi et amantibus aequi;
Non iam faciles pueros pulchros annorum in robore multos
Ope amatores nostra cupidi sibi devinxere potenti,
Dans anserem hic, ille coturnicem, gallumve aut porphyriona.
Bona iam a nobis avibus praesto mortalibus optima quaeque.
Ac primum hiemis nos, autumni verisque indicimus ortus;
Serere agricolae grus, cum crocitans Libyca in loca trans mare tendit,
Nautaeque gubernaclo suadet suspenso ducere somnos;
Simul, ut ne alios spoliet frigens, laenam sibi texere Orestae.
Aliud rursus veniens tempus denuntiat miluus anni,
Cum vernam opus est tondere ovium laenam; tum rursus hirundo,
Cum vendere iam satius laenam vestisque aestiva paranda.
Sumus en vobis Ammon, Delphi, Dodone, Phoebus Apollo;
Nam consultis avibus demum, quaecumque agitatis, aditis,

---

nae opponam, quartum ita histrionem nobis obtrudi. Quo quin in universum abstinuerit Aristophanes non minus quam tragici, post C. Beerium vix erit qui dubitet; sed nihil obstat, quominus Lusciniam pariter pro parachoregemate habeamus atque infra (v. 1572) Triballum. Iam vero quo quaeso exemplo confirmabitur, factum esse umquam, ut pars praecipua parabaseos, anapaestos dico, a persona, quae ex choreutarum numero non esset, pronuntiaretur? Huc accedit — id quod conficere rem videtur — quod verbis ἀλλ', ὦ καλλιβόαν κρέκουσ' αὐλὸν φθέγμασιν ἠρινοῖς (v. 682) manifesto tibiae cantus tamquam Lusciniae proprius significatur. Quae cum ita sint, nihil reliquum esse videtur quam ut tibicinem Lusciniae partes agentem finito commatio tibiis canere exorsum esse nobis persuadeamus.

Seu mercatus seu cura domus seu vos conubia torquent,
Et quidquid in auguriis vobis, vestris avis oribus illud;
Avis oraclum vobis et avis, quando quis sternuit aeque;
Avis ostentum, vox edita avis, famulusque avis ipseque asellus.
Quid? nonne ita perspicue nosmet vobis divinus Apollo?

Πνῖγος.

Quodsi pro dis vobis erimus,
Sua tum vobis vates Musae
Auraeque ferent annique vices,
Aestas et hiems mediusque calor.
Neque apud nubes procul inflatae,
Iovi uti placitum est, considemus.
Sed praesentes dabimus vobis,
Ipsis, natis, natisque satis
Vires et opes,
Quaecumque iuvant,[2] victum, pacem,
Ridere, vigere, choros, epulas,
Lac ipsum avium[3]).
Tum se vestri plus quam satient
Animi gratis,
Ita crescet copia cunctis.

Ὠιδή.

Pieri ramum,
Tio tio tio tio tio tio tiotinx,
Multiplex[4]), simul qua ego
Nunc valle, nunc apice in nemoroso,
Tio tio tio tiotinx,
Fraxini in hospitio latitans viridi,
Tio tio tio tiotinx,
Dare gutture amo fusco Arcadiae
Sancta deo[5]) modulamina, sancta

2) Sic ausus sum convertere Graecum *πλουθυγίειαν*: quod quidem vocabulum notatu dignum, cum sit in suo genere prorsus singulare. Quae enim similiter composita esse videri possint, velut *ἱππαλεκτρυών*, *ἱπποκάνθαρος*, *ἀνδρόγυνος* (cf. nostrum *mannweib*), revera diversi sunt generis, quippe quorum pars posterior notionem generalem, prior determinativam contineat. *Πλουθυγίεια* autem ita compositum est, ut utraque pars pari sit dignitate, ut comparari possit cum *καλοκάγαθος*. Multas eiusmodi compositiones teste G. Curtio (Philol. III 739) habet lingua Sanscritica, velut *anna-pânam* (i. e. cibus et potus). 3) *γάλα ὀρνίθων· ἐκ παροιμίας ἐπὶ τῶν λίαν εὐδαιμονούντων καὶ πάντα κεκτημένων*. Schol. Plin. N. H. praef.: *ut vel lactis gallinacei sperare possis haustum.* 4) Si recte statuimus, Musam invocatam non esse unam ex novem illis, sed Lusciniam (cf. v. 679 *πάντων ξύννομε τῶν ἐμῶν ὕμνων*), per se patet multiplicem (*ποικίλην*) non dici propter colorum quibus ornata sit varietatem, sed ob multiplices cantus modos. 5) Verg. ecl. 10, 26 *Pan, deus Arcadiae, venit.*

Monticolae modulamina Matri [6]),
Tototototototototinx,
Unde more apis petebat
Phrynichus ambrosii decoris sibi carmina suavia, cantus
Semper ille dulcis.
Tio tio tio tiotinx.

'Επίρρημα.[7])

Alitum cum gente vestrum, qui hic adestis, si volet
Quispiam vita beata dehinc frui, ille nos petat.
Turpe quidquid et probrosum lege damnatum hoc loco
Pulchrum id omne contra apud nos et laudabile alites.
Nam suum mulcare patrem lege si vestra scelus,
Contra apud nos hoc decorum est, si quis illatus patri
Ingerit plagas reclamans: arma, si pugnas, move! [8])
Sique fugitivus quis hic est forte inusta cum nota,
Attagen nimirum apud nos varius appellabitur.
Si quis autem Phryx neque hilum Spintharo praestantior,
Phrygilus ales ille nobis gente erit Philemonis.
Deinde, servus si quis et Car, sicut Hexecestides,
Ex avis nostris avos sibi ac tribules procreet.
Pisiae si natus urbem prodere eiectis volet,
Fiat antehac ille perdix, pullus haud nothus patris:
Namque nobis non probrosum est fugere perdicum modo.

'Αντῳδή.

Talia [9]) olorum,
Tio tio tio tio tio tio tiotinx

---

6) h. e. Cybelae. 7) Epirrhema et Antepirrhema haud dubie ab hemichoriis cantata sunt. Quae hemichoria num ita constituta fuerint, ut alterum ex masculis avibus constaret, alterum ex muliebribus, de qua quaestione adhuc sub iudice lis est, longum est h. l. accuratius disputare. Unum commemorabo. Sententiam meam, potuisse omnes aves masculas a poëta induci, etiamsi dimidiae fere partis grammaticum genus femininum esset (cf. Wieseleri Advers. p. 79), eo subverti iudicavit G. Hermannus (Ann. Vindob. 1844 p. 141), quod alcedo (ἀλκυών), quae necessario avis muliebris habenda esset, una inter reliquos mares summae offensioni foret. At docuit Leutschius (Philol. II 22 sqq.) ab Alexandrinis demum ἀλκυόνα ita cum κηρύλῳ compositam esse, ut semper generis feminini esset; apud antiquos ἀλκυόνα et marem et feminam esse neque cum κηρύλῳ par efficere. Ergo nihil obstat, quominus etiam ἀλκυών in nostra fabula habitu masculo incessisse putetur. 8) Cogitandum h. l. potissimum de gallis, ut patet ex Nubium v. 1427, ubi Phidippides patri probaturus, suo se eum iure mulcare, σκέψαι, inquit, τοὺς ἀλεκτρυόνας — ὡς τοὺς πατέρας ἀμύνεται. Quo loco ignoro num iam iurisconsulti usi sint ad explicandum, qui factum sit ut Romanorum ex more cum parricida non solum canis, vipera, simia (animal et foedum et malignum, cf. C. F. Hermannum ad Beckeri Chariclem I p. 71) in culeum insui soleret, sed etiam gallus gallinaceus. Cf. de ipso illo supplicio parricidarum intpp. ad Cic. or. p. S. Roscio 25, 70. 9) In Graeco est: τοιάδε κύκνοι — ἴαχον. Ac τοιάδε quidem noli ad epirrhema antecedens referre, quamvis interdum, velut in

Turba consonis modis,
Ala adstrepens, sacra Apollini agebat,
Tio tio tio tiotinx,
Sedibus Hebri ad aquas gelidi solitis,
Tio tio tio tiotinx,
Adiitque domos sonor aetherias;
Fracta trucum rabida ira ferarum,
Compositum mare visque procellae.
Totototototototototinx.
Adsonare Olympus omnis,
Stare deum chorus ictus; Olympiadesque melos Charites Musaeque contra ovarunt.

Ἀντεπίρρημα.

Est nihil quam ferre pennas melius aut iucundius.
Ecce, vestrum si quis esset aliger spectantium,
Iamque torqueretur aeger fame tragoedorum choris,
Cito domum ille ablatus alis se levaret prandio.
Tum retro repletus ad nos laetus huc contenderet.

* * *

Alitem esse nonne aperte tale quo nihil supra?
Ac Diitrephes vel alis, quas lagenis finxerat, [10])
Factus est phylarchus, inde hipparchus, utque olim fuit
Nil, ita amplus ac tumens nunc, fulvus hippalectryon.

II. *Parabasis Avium altera.*

Ὠιδή.

Iam me mortales omnes
Sacris votisque implorabunt,
Summum rerum rectorem.

Vespis (v. 1091) et Acharnensibus (v. 694), epirrhema et antodam arto sententiarum nexu cohaerere videas, sed ad odam, quacum etiam in Nubibus (v. 595) et Equitibus (v. 581) antodam conexam invenies. Talia, inquit chorus, carmina, qualia ego in Panos et Cybeles honorem cantare soleo, ad Apollinem celebrandum ad Hebrum cantabant nuper olores. — Locus externa specie similis in Pace (v. 798) est, ubi post finitam stropham antistropha verbis ex Stesichori Orestea depromptis (cf. Schneidewini Del. p. 332) incipit his: *τοιάδε χρὴ Χαρίτων δαμώματα καλλικόμων τὸν σοφὸν ποιητὴν ὑμνεῖν*: paulo tamen aliter huius loci *τοιάδε* explicandum videtur. Putaverim enim sententiam esse hanc: talia, qualia ego hic canto, poëtam doctum cantare oportet, non talia, qualia Morsimus et Melanthius proferunt. 10) Verba Graeca haec sunt: *ὡς Διιτρέφης γε πυτιναῖα μόνον ἔχων πτερὰ ᾑρέθη φύλαρχος*. Suspicor Diitrephem initio lagenas vimine obductas, quae apud Graecos *πυτίναι* vocabantur, venditasse et quidem longo, quod in umeris gestabat, ferculo suspensas, ita ut hominis alis expansis incedentis speciem quandam praeberet.

Namque inspecto totam terram
Fructusque asservo laetos,
Bestiarum occidens omnem
Stirpem, quae cuncta in terris
Ex calycibus suborta cupidis dentibus
Quaeque comedenda ubique arbor habet, exedunt.
Occido et quae foede perdunt
Vastabundae hortos fragrantes:
Quidquid agitat pediculos, ubi ubi
Victitat, et ora, nece sub mea ala perit.

Ἐπίρρημα.

Audiistis hoc die ipso pandier praeconio,
Si quis inter vos necarit Diagoram istum Melium,
Praemium fore huic talentum et si tyrannum quempiam,
Nempe pridem mortuorum, item talentum praemium.
Proloqui perinde nobis sic libet nunc hoc loco:
Si quis inter vos necarit Philocratem istum Struthium,
Auferet talentum, at illum si reducet, quattuor.
Quippe fringillas novenas[11]) asse venales habet
Colligatas; deinde turdos monstrat inflatos male,
Inque nares ille merulis saevus alas inserit.
Iam columbas comprehensas carcere inclusas tenet,
Mox vel allectare amicas cogit intra retia.
Sic libet pronuntiare; sique quis vestrum alites
Nutrit inclusos in aula, edicimus dimittere.
Obsequi si respuetis, comprehensi tum unguibus
Invicem ligati apud nos compede allectabitis.

Ἀντῳδή.

O fortunatae alatae
Gentes, quae, cum frigus venit,
Non sese involvunt laenis.
Nec rursus clari aestatis nos
Ignes urunt infesti.
Pratorum inter laetorum
Flores sedes atque herbas,[12])

---

11) Venia sit numero Aristophanis septenario metri gratia mutato in novenarium. 12) Quid si inserta particula τὲ Graeca sic scribantur: ἀλλ' ἀνθηρῶν λειμώνων φύλλων τ' ἐν κόλποις ναίω, ut duplicem sedem aves laudent, et in gremio pratorum (cf. Ran. 373 εἰς τοὺς εὐανθεῖς κόλπους λειμώνων) et frondis arborum. — Similiter olim Ach. 850 inter περιπόνηρος et Ἀρτέμων particulam τὲ excidisse suspicatus sum (Philol. VII 197); nec scio an inserenda vocula etiam Avv. v. 567 (ἢν δ' Ἡρακλέει κτἑ.) sanandus sit. Corruptum enim esse versum cum G. Hermanno (Ann. Vindob. 1844 p. 146) non dubitaverim, cum et apud alios poëtas et apud Aristophanem ipsum (Nub. 591) prior vocis λάρος syllaba brevis sit. Iam metro ita succurri possit, ut νάστους mutetur in ἀσπαστούς, quod epitheton placentis mellitis praeclare conveniat;

Carmen ubi concita cicada calido impetu
Forte mediis diei aestibus ovat suum.
Brumam autem antris dego in tectis,
Montanis ludens cum nymphis,
Vernaque epulamur hilares nivea
Virginea myrta Charitesque quae ipsae colunt.

Ἀντεπίρρημα.

Iamque ad iudices loquemur pauca de victoria,
Quanta, nos si ornaverint, cunctis futura sint bona,
Dona uti maiora multo Paridis illis auferant.
Atque primum iam, quod omnis maxime iudex avet,
Lauriaticis carebit nullus umquam noctuis, [13]
Nidulabuntur sed intus atque in ipsis sacculis
Ova ponent, unde parvis promptus ortus nummulis.
Addite illud: incoletis sicut in templis dehinc,
Ad aquilas [14] enim exstruemus aedibus fastigia.
Sique munus parvum adepti facere furta avebitis,
Milvulum vobis amanter dabimus in manus citum.
Ad convivium vocatis afferemus guttura.
Sin negabitis coronam, lunulas procudite
Utque statuae ferte; si cui luna vestrum deerit,
Candido cum maxime incedetis amiculo, probe
Dabitis, inquinati ab avibus omnibus, poenam mihi.

Luneburgi. *Theodorus Hansing.*

---

malim tamen ante *νάστους* inserere voculam *αὖ* sive incuria a librariis sive errore omissam. Tum totus versus sic erit: *ἦν δ' Ἡρακλέει θύῃ τις βοῦν, λάρῳ αὖ ναστοὺς μελιτοῦττας.* — Etiam leviore medicina, una virgula inserenda, sanari posse videtur locus Ovidianus (Met. VI 282), qui interpretes admodum torsit. Constat alios v. 281, alios et inter hos M. Hauptium v. 282 poëtae abiudicasse. Verum enim vero ut concedam non desideratum iri v. 281, si deleatur, v. tamen 282 neque abesse potest propter verba *per septem funera*, quae consultissime a poëta ad *efferor* adiecta sunt, et omni tautologiae crimine liberabitur, si deleto commate post *luctu* interpungatur post *corque meum*, ut totus locus ita fluat: *Pascere, ait, satiaque meo tua pectora luctu Corque ferum, satia, dixit, per funera septem* etc. 13) Memores sint legentes, nummis Atticis noctuam incusam esse, argentum autem ex Lauriaticis maxime metallis petitum esse. 14) i. e. ad similitudinem aquilarum. Fastigia enim templorum triangula ob similitudinem, ut videtur, quam cum aquilis expansis cum alis sedentibus habebant, *ἀετώματα* sive *ἀετοί* dicebantur.

(53.)

Die genetische Entwicklung der platonischen Philosophie einleitend dargestellt von Dr. Franz Susemihl, Privatdocenten der Philologie an der Universität Greifswald. Erster Theil. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1855. XVI u. 486 S. gr. 8.

Ein Sendschreiben an den Verfasser.

(Fortsetzung und Schlusz von S. 573—608.)

Sie kennen, verehrter Freund, bereits die Umstände, welche die Vollendung dieses Sendschreibens bis jetzt verzögert haben, und ebensowol sind Ihnen die Verhältnisse bekannt, welche mich nöthigen diesen zweiten und letzten Theil desselben kürzer zu fassen als den ersten. Da er sich aber auf den dem äuszeren Umfang wie dem Gedankeninhalt nach bei weitem bedeutendsten Theil Ihres Buches bezieht, so musz ich von einer Besprechung der ganzen Darstellung jedes einzelnen Dialoges in der Weise, wie ich sie in der ersten Abtheilung versucht habe, natürlich abstehen; es bleibt mir nur übrig wenige Hauptpunkte vereinzelt herauszuheben, in deren Fassung ich mit Ihnen nicht übereinstimme. Doch auch hierfür bedarf es von vorn herein einiger Resignation. Gerade die interessanteste und nunmehr so bedeutsame Frage über die Stellung des Phaedros musz hier ganz unberücksichtigt bleiben. Es wäre ein Unrecht gleich grosz gegen die Sache wie gegen Sie, wenn ich sie mit in den engen Kreis dieser Bemerkungen ziehn wollte. Darum habe ich mich entschlossen diesen Punkt in einer besondern Abhandlung zu erörtern und dann in der Ausführlichkeit, die er nach seinem Range beanspruchen darf. Da ich alsdann genöthigt sein werde den Inhalt des Phaedros im einzelnen mit dem des Theaetetos und Kratylos zu vergleichen, da ich also auch den Inhalt dieser Dialoge werde zu besprechen haben, so darf ich mir nun erlauben über diese drei Dialoge hinweg gleich zu Ihrer Darstellung des Sophisten überzuspringen. Doch erst musz ich Sie noch einen Augenblick beim Euthydemos festhalten, dessen ich noch keine Erwähnung gethan habe.

So sehr ich es billigen musz dasz Sie im Anschlusz an Steinhart sich nicht begnügen mit einer bloszen Gegenüberstellung der Eristik und Dialektik, sondern auch innerhalb des scheinbar unverbundenen einen sachlichen Zusammenhang, ein fortschreiten der ganzen Entwicklung nachweisen, so weiche ich doch in der Bestimmung des Zwecks dieses Dialogs von Ihnen ab. Sein Zweck, sagt Steinhart, sei: 'den Begriff des wahren wissens und lernens und des strebens nach der höchsten Wissenschaft, welche zugleich die vollendete Tugend und die höchste Staatskunst ist' darzustellen (S. 138). Das mag allerdings identisch sein mit der S. 133 von Ihnen ausgesprochenen Ansicht: es sei die Charakteristik der Philosophie als der verei-

nigten Dialektik und Ethik oder Politik die Hauptaufgabe des Werkes. Wie aber die Ansicht Steinharts da steht, enthält sie einen doppelten Grundgedanken: Darstellung des Begriffs des wissens und lernens und Einheit von Dialektik und Ethik oder Politik. Sie betonen nur das letztere. Freilich kann man sagen, jene Begriffsbestimmung bilde die Grundlage für diesen zweiten Punkt. Aber in Wahrheit kommt doch die Frage nach dem wissen und lernen nur sehr indirect innerhalb der eristischen Partien des Dialogs zur Darstellung. Als Hauptzweck kann sie nicht geltend gemacht werden. Es wird vielmehr theilweise nur zurückgedeutet auf bereits errungenes, theilweise nach vorwärts der selbständigen Beantwortung der an diese Begriffe sich anfügenden Fragen Bahn gebrochen und eine Lösung derselben erst im Theaetetos versucht, nachdem der Boden dazu noch anderweitig geebnet ist. Zum zweiten ist es doch auffallend, wie z. B. p. 290 an den Gedanken der Einheit von Dialektik und Ethik nur andeutend anzustreifen mit einer gewissen Sorgfalt vermieden wird, während gar der Schlusz des Dialogs den Gegensatz zwischen beiden nochmals hervorhebt. Nun will ich keineswegs die Richtigkeit des Gedankens bestreiten, auch nicht ableugnen dasz der Leser diese Einsicht wirklich aus der Lectüre des Euthyd. schöpfen und mitnehmen solle; aber das will ich aus dieser vorsichtigen Behandlung des Punktes doch schlieszen, dasz er nicht den Grundgedanken des Dialogs bilden könne. In den eristischen Partien sind ohnehin gar keine Berührungspunkte mit ihm zu finden. Darum können, schliesze ich, in den auf ihn hinleitenden Spuren nur überleitende Momente erblickt werden, überleitend von der seitherigen Darstellung der Philosophie zu einer ganz neuen Richtung, welche ihr nun Platon zu geben gedenkt, und das ist eben die Dialektik. Ihre volle Ausgleichung mit der Ethik ist erst Resultat einer späteren Entwicklung. Die Sache steht so. Zwischen dem Euthyphron und Euthyd. liegt ein Sprung, der nur durch jene überleitenden Momente einigermaszen verdeckt wird. Es ist der Unterschied in der Auffassung der Phil. als Ethik und als Dialektik mit allerdings gemeinschaftlichem Grundbegriff des wissens. Zwischen der Abfassung beider Dialoge wird ein nicht allzu kleiner Zeitraum in der Mitte liegen. Dasz dies der Fall ist hat eine negative Spur in dem Euthyd. zurückgelassen. Trotz der apologetischen Tendenz des Dialogs und obwol Sokrates als Greis erscheint, ist doch nirgends auch nur die leiseste Beziehung auf das Schicksal, die Anklage desselben vor Gericht genommen, zu welcher alle Dialoge vom Gorgias an in naher Beziehung standen. Es läszt sich daraus schlieszen, dasz in der Abfassungszeit des Euthyd. in Folge der Abwesenheit Platons von Athen bereits an die Stelle des persönlichen Interesses für Sokrates das sachliche getreten war, die eigne Weltanschauung zur Geltung zu bringen, oder die Philosophie in die Dialektik umzubilden. Die Entwicklung Platons war von vorn herein eine dialektische in dem Sinne wie es im Theaetetos zum Bewustsein gebracht wird, dasz die eigne Ansicht nur im Gegensatz zu fremder, die volle Wahrheit nur im Ge-

gensatz zur Unwahrheit entwickelt wird. Auch in der Wissenschaft tritt ein positives einem negativen, ein inhaltsvolles einem inhaltsleeren gegenüber als Wahrheit und Unwahrheit philosophischer Thätigkeit. Es gibt eine Art der Wissenschaft die sich selbst negiert, und eine die sich selbst erfüllt. Das ist der allgemeinste Gegensatz, auf den es zunächst ankommt; nur darf man bei ihm nicht stehen bleiben, sonst wäre der Dialog nur Darstellung der Eristik im Gegensatz zur Dialektik. Indem vielmehr Schritt für Schritt die Selbstnegation der Eristik aufgezeigt wird, werden damit indirect zugleich die Postulate aufgestellt, die nur für die Dialektik gelten, während sie positiv nur ihrem allgemeinen Wesen nach begründet wird. Diese Postulate aber sind nicht ethischer oder politischer, sondern metaphysischer Natur, und speciell stellt der Euthyd. fest, dasz die Logik zu gründen sei auf die Metaphysik, Form und Methode nicht losgerissen sein dürfe von dem wahren Inhalt. Wenn aber zunächst doch die Erörterung vom Wesen der Dialektik an ethische Fragen angeknüpft wird, so hat das einen doppelten Grund, einen äuszern und einen innern: jener liegt darin, eine Brücke zu bauen in der veränderten schriftstellerischen Thätigkeit Platons gemäsz dem veränderten Inhalt seiner Philosophie. Darum wird das Gesamtresultat der ethischen Richtung auf der Schwelle der neuen nochmals reproduciert, aber nur damit man darüber hinweg aufwärts steige zur Dialektik. Dagegen werden 290 B C als Grundlage der Dialektik nur Geometrie, Astronomie, Logistik bezeichnet, oder allgemeiner die Wissenschaften welche *τὰ ὄντα ἀνευρίσκουσιν*. Damit wird vorläufig der Inhalt der Dialektik wirklich bezeichnet: zur Ethik und Politik nimmt sie selbst dagegen vorerst nur die Stelle einer Wissenschaft der Methodik ein. Der innere Grund ist der, dasz es für den einzelnen Menschen zunächst nur ethische Interessen sind, welche ihn zur Dialektik treiben. Insofern sind Ethik und Politik protreptisch für die Dialektik. Diese Erfahrung hatte Pl. in seinem eignen Entwicklungsgange gemacht. Als Inhalt nimmt aber die Dialektik die Politik und Ethik erst dann in sich auf, wenn sie sich selbst rein dargestellt hat: es ist der Schlusz ihrer Entwicklung, nicht der Anfang. Nachträglich bitte ich Sie für die Behauptung von mir, dasz die Selbstnegation wirklich als Ziel der Eristik bezeichnet — nicht blosz plastisch aufgezeigt — werde, 288 A und 303 E zu vergleichen und auch 283 D, wo es heiszt dasz das lernen ein untergehn des Subjects sei, in diesem Gedankenzusammenhang aufzufassen. Die Postulate für die Dialektik abzuleiten erlassen Sie mir.

Lassen Sie uns nun in Eilmärschen dem Sophisten nachjagen. Da finden wir zum erstenmal einen Fremdling als Gesprächsleiter. Mir scheint als ob der Grund, dasz Sokrates nur da als solcher auftreten könne, wo sich an die dialektisch metaphysischen Betrachtungen ethische anknüpfen, angesichts des Theaetetos kaum stichhaltig sei; obwol ich nicht übersehe, was man als Ausflucht hier immer noch geltend machen kann. Allein Sokrates ist doch auch zugegen, also

wenigstens indirect betheiligt bei dem Gespräche. Er lehrt nicht, er entbindet nicht; kann man sagen er lerne jetzt, der seither Lehrer war und es bald wieder sein wird? Das bezweifle ich sehr; aber warum ist er doch da? Die anderen Gründe die Sie S. 287 u. 288 für diese Thatsache aufstellen mag ich wol billigen, aber einen speciellen vermisse ich noch, der aus der nun auftauchenden Behandlungsweise zu entnehmen sein wird. Der zweite und dritte Theil nach Ihrer Darstellung unterscheiden sich ganz naturgemäsz voneinander durch die Richtung, gegen welche die Kritik sich wendet. Allein trotzdem müssen sie als Unterabtheilungen eines und desselben Haupttheils zusammengefaszt werden. Sie ergänzen sich gegenseitig und legen in ihrer Verbindung den Grund zu der nachfolgenden Lehre von der Gemeinschaft der Begriffe. Es liegt nemlich den historisch zu Tage tretenden Anschauungen ein falscher Seinsbegriff zu Grunde, falsch weil er jedesmal blosz eine Seite desselben ins Auge faszt. Das Sein hat einerseits praedicative (logische), anderseits substantielle (reale) Bedeutung. Zwei Richtungen haben jene aufgefaszt, zwei diese, jeder wird die entgegengesetzte entgegengehalten. Es entwickeln sich aber in dieser Weise ἀπορίαι die gelöst werden müssen aus der Doppelnatur des Seins. Daher stammen zuletzt auch alle jene schwierigen Fragen welche Sie so treffend S. 306 f. hervorheben, die aber hier noch keine Lösung erfahren. Wir stehen in einer Phase der Entwicklung Platons, wo er Logik und Metaphysik sich auseinandersetzen läszt mit dem Resultate, dasz beide doch aufs engste miteinander verbunden sind, dasz eine ohne die andere nichtig ist. Es verdient nun aber der Dialog nicht blosz um der Einkleidung willen σοφιστής zu heiszen, auch nicht blosz wegen der Beziehung des Sophisten zum Begriff des Nichtseins, sondern weil überhaupt die Untersuchung sich auf ἀντιλογίαις, ja ἐναντιολογίαις und fort und fort sich neu erhebenden ἀπορίαις aufbaut, also um der Methode willen, die mit richtigem Takt nach der Natur des Objectes der Untersuchung unterlegt wird. Diese wenn wir wollen negative Methode ist aber Sokrates 'fremd'; ein Fremder, natürlich ein sonst dazu geeigneter, musz sie üben. Sokrates nimmt aber gleichsam in doppelter Weise daran Antheil, einmal im Hintergrund, indem er zuhört, aber zuhört als Meister, der in Wahrheit die ἀπορίαι überwunden hat, und sodann in der Gestalt des Theaetetos, später des jüngern Sokrates gleichsam als die sich entwickelnde Voraussetzung, durch die auch erst die Lösung, ja selbst die Darstellung jener ἀπορίαι möglich wird. — Ich sehe wol, ich habe hier viel zusammengedrängt, was vielleicht, um klar zu sein, einer weitern Besprechung bedürfte. Doch denke ich auch wirklich hierauf wie auf den Sophisten überhaupt in jener Abhandlung über den Phaedros zurückzukommen. Sehr wol gefallen hat mir Ihre Darstellung des vierten Theiles, der von der Gemeinschaft der Begriffe handelt und den Kern des ganzen Dialogs bildet. Man könnte wol auch sagen, er handle von der Praedicabilität der Begriffe voneinander, wird doch auch eine Definition des praedicierens 251 A B an die Spitze der Unter-

suchung gestellt. Darin hat auch die Eintheilung und Gliederung der Begriffe in Gattungen und Arten ihre Wurzel; denn der Nachweis von der Möglichkeit des praedicierens der Begriffe voneinander führt ganz naturgemäsz zu einer Unterscheidung unter ihnen. Im Anschlusz daran scheint mir das Verfahren des Dialektikers nicht, wie Sie S. 304 behaupten, in ein vierfaches auseinanderzugehn, sondern obwol 253 E vier Seiten desselben angegeben werden, so kommt man doch über Analyse und Synthese nicht hinaus. Denn zwei gehören jedesmal zusammen und ergänzen sich. Einmal wird vom Gattungsbegriff, das anderemal vom Artbegriff ausgegangen — man hätte sonst doch nur Analyse und Synthese, aber jede zweimal! So aber sind es zwei in sich getheilte Glieder, deren Theile je nach Gattungs- und Artbegriff miteinander vollkommen correspondieren. Es sind gleichsam zwei entgegengesetzte Strömungen, die sich in diesem Verhältnis der Begriffe zueinander vereinigen: die eine geht von oben nach unten, die andere dann rückwärts von unten nach oben, oder 1) der Gattungsbegriff, der, da man von ihm ausgeht, als selbständig gedacht wird, geht in die Arten ein und erstreckt sich durch sie hindurch, so dasz diese, so viel ihrer auch sich voneinander unterscheiden, doch umschlossen werden von einer auszer ihnen stehenden Einheit; 2) umgekehrt schlieszt sich der Gattungsbegriff durch viele zunächst als ganze gedachte Arten hindurch in eine Einheit zusammen, während die Arten eben darum auseinanderfallen. So sind beide Methoden positiv; das erste und dritte *καί* aber ordnet, wie ich es oben durch 'so dasz' und 'während' bezeichnet habe, dem Gedanken nach unter. — In Ihrer Darstellung fassen Sie ferner 254 B — 258 E zusammen, während meiner Ansicht nach mit 257 B die positive Untersuchung schlieszt. In ihr war das wesentliche der Nachweis, dasz, während das *ὄν* substantielle und praedicative Bedeutung zugleich hat, das *οὐκ ὄν* nur praedicative zuläszt. Nun aber kommt dem gegenüber eine neue Auffassung vom *οὐκ ὄν* freilich wieder nur als *ἀπορία* zur Geltung, ein Punkt den Sie allerdings auch S. 307 aber nur flüchtig berühren. Pl. wirft nemlich selbst die Frage auf, ob das *μὴ ὄν* nicht doch noch substantiell werde, wenn es in praedicativem Sinne mit dem *ἕτερον* identisch geworden sei. Das *ἕτερον* individualisiert sich ja; dem schönen tritt ein nichtschönes gegenüber und dies ist selbst ein bestimmtes seiendes. Verallgemeinert man das, so wird dem substantiell gesetzten *ὄν* auch ein substantielles *μὴ ὄν* gegenübertreten. 258 B spricht ihm darnach sogar die *οὐσία* zu. Da heiszt es auch ausdrücklich, es sei nicht blosz *ἐναντίον* d. h. logischer Gegensatz, sondern *ἕτερον* d. h. substantieller Gegensatz. Es hat dann *τὴν αὑτοῦ φύσιν*. Gerade hier bricht denn auch Pl. ab mit Hinweis auf das Verbot des Parmenides, weil nemlich nun das nichtseiende, die Negation 'absolut' zu werden droht. Darnach wird auch 258 E zu erklären sein. Ganz gewis kommt man auf diesem Wege auch wieder zu der Scheidung der Ideal- und Erscheinungswelt. Ich will also mit dieser im Verhältnis zum Gegenstand selbst wieder allzu kurzen Bemerkung

nicht sowol gegen das Resultat streiten das Sie ziehen, als vielmehr den Zusammenhang aufzeigen, in dem auch dieser scheinbar müszige Theil mit dem ganzen steht. Denn ich halte die Unterscheidung und anderseits Verbindung der praedicativen und substantiellen Sphaere für eine mit Bewustsein im Sophisten überhaupt durchgeführte, auf die sich alles einzelne stützt, aus der sich dann auch die innige Beziehung zwischen Logik und Metaphysik im Sinne Platons ergibt. — Der reiche Inhalt des Sophisten lohnte auch noch einer Nachlese. Mir will es bedünken, als hätten Sie ihn im Verhältnis zu anderen Dialogen etwas kurz behandelt. Doch der Kürze hat man freilich auch die Durchsichtigkeit der Darstellung zu danken. In der Fassung des Grundgedankens dieses Dialogs weiche ich auch von Ihnen ein weniges ab. Da sich alles um die Lehre von der Praedicabilität der Begriffe voneinander gruppiert, so haben wir hier eine Begründung der Ideenlehre mittelst der Lehre vom Urtheil. Darum musz man auch gleich auf eine gegliederte Vielheit der Ideen wie auf den Gegensatz der Ideal- und Erscheinungswelt kommen und die Begriffe des Seins und Nichtseins bilden naturgemäsz das Object der Untersuchung, das Mittelglied auch zwischen logischem und metaphysischem. Der Sophist tritt aber in dieser Weise auch dem Theaetet fortsetzend zur Seite, da dieser erst vom Begriff aus zur Idee aufstieg.

Aus Ihrer eingehenden Darstellung des Politikos hebe ich nur den Mythos heraus und will versuchen Ihren Bemerkungen einige Berichtigungen und Ergänzungen hinzuzufügen. Ganz mit Recht setzen Sie das zeitliche Nacheinander in ein begriffliches Ineinander um. Es treten uns innerhalb dieses Mythos die Gegensätze entgegen, in denen der Mensch mitten inne steht, die den praktischen Beruf des Staatsmannes erschweren, in deren gegenseitigem Verhalten zueinander aber auch wieder die Möglichkeit gegeben ist die Aufgabe der Staatskunst zu erfüllen. Nun kommt es vor allem darauf an mit jenem In- oder Nebeneinander des im Mythos selbst zeitlich voneinander geschiedenen wirklich Ernst zu machen und die sich bei diesem Verfahren ergebenden Schwierigkeiten zu heben. Dabei musz man sich aber davor hüten, dasz man nicht etwa zu vorschnell als unwesentlich ausscheide, was sich nicht gleich der Erklärung fügen will. Sie kann ich von diesem Fehler, wie sich ergeben wird, auch nicht ganz freisprechen. Nur das ist unwesentlich und blosz auf Kosten der Einkleidung zu setzen, was offenbar nur gesagt wird, um als formelles Mittelglied zur Darstellung eines Hauptgedankens zu dienen; was aber in innerer Beziehung zu ihm steht und um des Inhaltes willen gesagt wird, kann nicht gleichgiltig sein. Ferner wird man bei der Erklärung dieses Mythos davon ausgehn können, dasz zwischen ihm und dem des Phaedros kein essentieller Unterschied existieren kann, die Verschiedenheit aber der Darstellungsform anheim fallen musz, die ihrerseits durch den Zweck bedingt wird, dem dieser Mythos dienen soll. Er tritt ohnedies in solcher Kürze auf, dasz man schon daraus entnehmen kann, er werde sich an jenen Mythos anlehnen, der doch auch noch

über den Politikos hinaus eine gewisse Herschaft ausübt. Man braucht darum die Fortbildung, welche die plat. Phil. inzwischen erfahren hat, nicht zu verkennen. In dieser Beziehung stimme ich Ihnen (S. 318 ff.) bei; wenn Sie dagegen sagen (S. 320): 'die Umwälzungen und Erschütterungen, welche jede Periode bei ihrem Eintritt bezeichnen, wie das plötzliche hinwelken alles lebenden bei der einen, die allgemeine Verjüngung bei der andern, sind dagegen ohne allen dogmatischen Kern', so kann ich das nicht zugeben, so wenig wie die Auffassung die Sie der Herschaft des Kronos zu Theil werden lassen. Die Gegensätze von Tod und Leben, wachsen und verschwinden, zunehmen und abnehmen, entstehen und vergehen beherschen doch unser Leben so sehr, dasz man nicht annehmen kann, Pl. werde hier blosz ein Spiel des Witzes mit ihnen treiben. Namentlich das *ἀναβιώσκεσθαι ἐκ τῶν τετελευτηκότων* kann ein Fingerzeig sein für die dogmatische Bedeutung, die diesen märchenhaften Erzählungen zu Grunde liegt. Jener Gedanke kehrt doch auch sogar in dialektischer Form im Phaedon wieder (70 B — 72 E), und dort haben Sie ihm auch die ihm gebührende Bedeutung zuerkannt (S. 428 f.). Warum soll er hier gar keine haben? Man kann ihn sehr wol auf die im Phaedros verlangte Annahme von der Seelenwanderung zurückführen. Man kann aber weiter gehen und diesen Mythos auch in der Weise mit dem des Phaedros ausgleichen, dasz man die Herschaft des Kronos, in der alle Seelen sich an einzelne Gottheiten anschlieszen, als identisch erkennt mit der Praeexistenzlehre der Seele im Phaedros. Sie gewinnt dadurch eine sehr hohe Bedeutung und eine ganz andere als die Sie ihr geben, indem wir nun unter derselben die transcendente, ideale Welt zu verstehen hätten. Den Uebergang der Seele aus derselben in diese Welt, der im Phaedros sich an feierliche Umzüge anschlieszt, hätten wir hier dem — politischen — Zweck unseres Mythos gemäsz in individueller Weise dargestellt; ja wir haben auch hier einen Umzug! Das Leben in der Praeexistenz hat aber Pl. nicht mehr nöthig darzustellen; es ist schon früher geschehen, darum kritisiert er statt dessen in sehr feiner Ironie die Vorstellungen des Volkes, das ein ideales Leben in materieller Glückseligkeit sucht. Wäre es wirklich so, dann wäre dies Leben schlechter als das in der neuen Periode, da die Welt s c h e i n b a r sich selbst überlassen ist, nicht mehr von Gott regiert wird. Erblicke ich also in dem Nacheinander der Weltperioden das Nebeneinander der idealen und der Erscheinungswelt, so kann ich natürlich Ihre Deutung von der Herschaft des Kronos (S. 320 f.) auf den sog. Naturstaat nicht bestehen lassen. Abgesehn von dem Widerspruch, der darin liegt dasz man eine göttliche Leitung des Staates in diesem Zeitraum anerkennen und doch zugleich den Staat in unentwickelter Form erblicken müste, abgesehn davon fällt mir diese Annahme schon aus einem allgemeineren Grund. Meiner Ansicht nach kann Pl. gar nicht die Entwicklung des Staates von einem Natur- in einen Culturstaat darstellen wollen: das ist eine unplatonische Anschauung. Platon wird, wie er sonst auch thut, gerade den vollkommenen Zu-

stand an die Spitze stellen, alle anderen aber als Entartungen fassen. Zudem würde mit dieser Entwicklung für den Zweck des Dialogs auch gar nichts geleistet. Allerdings bedarf nun auch meine Ansicht noch einer näheren Begründung aus den einzelnen in dem Mythos hervortretenden Momenten. Darum musz ich auf sie ein wenig eingehen und ihr zusammenstimmen mit jener Grundauffassung nachweisen. Gleich im Anfang 269 C wird der Gott gesetzt als sich mitbewegend, ganz wie im Phaedros, *ξυμποδηγεῖ πορευόμενος καὶ συγκυκλεῖ*. Wenn er losläszt und die Welt sich selber überläszt, so bezeichnet das die relative Selbständigkeit der Welt, in der aber das göttliche Leben und Bewegen fortwirkt, *ἔμφυτον γέγονεν*, indem sie *ζῶον* ist und *φρόνησιν εἰληχὸς ἐκ τοῦ συναρμόσαντος αὐτὸ κατ' ἀρχάς*. Ganz natürlich: Gott steht ihr ja auch als Lenker gegenüber, fällt nicht mit ihr zusammen; ihr aber ist die Weltseele immanent (oder umgekehrt). Das ist gleichsam das Thema für die folgende Ausführung. Die begrifflich unterschiedenen Momente fallen darin auseinander in den auseinandergehaltenen Bewegungen. Dieses selbe Gesetz der äuszeren Trennung des begrifflich unterschiedenen und doch wieder miteinander verbundenen wird denn auch 270 E auf die relativen Gegensätze angewandt und das Werden wird in seinen verschiedenen Formen angeschaut, die doch innerlich aneinander gebunden sind (man vgl. nur den Parmenides und Phaedon darüber!). Daher wird auch 271 A die Frage nach der *γένεσις* aufgeworfen, aber nunmehr in einer dem Mythos entsprechenden Form aufgehoben, d. h. auf ein Sein, eine substantielle Unterlage zurückgeführt, mit anderen Worten, man wird auf die Praeexistenz der Seele verwiesen. Aber wie es sich im Phaedros um die Praeexistenz der einzelnen Menschenseele an sich handelte, so hier gleichsam um die Praeexistenz des Staates, eines Reiches, und darum werden wir in den Zustand unter der Herschaft des Kronos eingeführt. Diese aber wird ausdrücklich mit der von Gott geleiteten Weltperiode identificiert, nicht etwa hereingerückt in die unsrige — die Erscheinungswelt. Hier mischt sich, wie ich oben schon sagte, allerdings Spott gegen die Anschauungen der Volksreligion und ihre Mythen ein. Trotzdem aber werden sie dem höheren Zwecke dienstbar gemacht. So wird selbst das hervorkommen der *γηγενεῖς* (C) als begriffliche Consequenz aus dem vorhergehenden bezeichnet, in dem seine Erklärung zu suchen sei (*κομιδῇ ἕπεται τοῖς ἔμπροσθεν*). In dem Praeexistenzzustande sind aber die Menschen classen- oder wie es hier ausgedrückt wird, herdenweise je einem bestimmten Gotte zugetheilt, ganz wie es im Phaedros mit dem Gefolge der Götter ist, worin das individuelle zu seinem Rechte kommt und die Totalität Gliederung erhält. Nur geschieht das hier mit dem Unterschiede, dasz alles, weil es sich eben um den Staat handelt, auf der Erde fixiert wird. Wenn aber dem Menschen von der Erde ganz von selber Nahrung geboten wird, so ist das die Nahrung durch die **Ideen**. Der Gottheit kommt darum auch wirklich die *ἀγελαιοτροφική* zu, während das gerade den Unterschied des Staatsmannes bildet von Gott, dasz jener die geistige

Nahrung bietet und der Herde als Hirt gegenübersteht, während der menschliche Staatsmann an sich nicht mehr ist als die beherschten auch, sich also selbst die Gaben, die er zu spenden haben wird, erst erringen musz. Gerade dies wird als Resultat des Mythos auch besonders in der nachfolgenden dialektischen Untersuchung hervorgehoben. Offenbar besteht die Thätigkeit der Seelen unter der Herschaft des Kronos in dem hypothetisch gesetzten: *εἴ τινά τις ἰδίαν δύναμιν ἔχουσα ᾔσθετό τι διάφορον τῶν ἄλλων εἰς συναγυρμὸν φρονήσεως* dies zu erkunden *παρὰ πάσης φύσεως*. Es wird aber absichtlich, wie oben bemerkt, nur in dieser Form gegeben — für den erklärlich, von dem man nach 271 C sagen kann *καλῶς τῷ λόγῳ ξυμπαρηκολούθηκας*: denn Pl. mutet hier seinen Lesern wirklich etwas zu. Merkwürdig ist auch der Ausdruck *τοσαῦτα εἰς γῆν σπέρματα πεσούσης ἑκάστης τῆς ψυχῆς*, wodurch das irdische Leben begründet und nach der Anschauungsweise des Mythos der Uebergang in dasselbe möglich gemacht wird. Verbunden wird auch hier als Grund der Umdrehung *εἱμαρμένη* und *ξύμφυτος ἐπιθυμία*, das transcendente und immanente. Bei der Abirrung der ganzen Walt, gleichsam ihrem Abfall von Gott kehrt dasselbe wieder, wie es im Phaedros von der einzelnen Menschenseele gesagt war. Auch hier schleicht sich *λήθη* ein (273 C D)! Da entsteht überhaupt die Mischung, *κρᾶσις*, die wir in diesem Leben vor uns haben (274 A). Im einzelnen wiederholt sich das *πάθημα τοῦ παντός*. Und zwar erlangt nun in diesem irdischen Leben auch die *γένεσις* Selbständigkeit, sie wird *αὐτοκράτωρ* — ein wirklich sehr gewichtiger Ausspruch, wenn die Sache auch zunächst nur von dem Gebiete des Geschlechtslebens ausgesagt wird. Das gilt aber doch als Bild für das allgemeine. Hier werden wir an die Aufgabe des *ἔρως* im Phaedros nicht blosz erinnert, wir müssen sie wirklich mit herübernehmen. Denn da jetzt die *αὐτομάτη τροφή* fehlt, die wir im transcendentalen Leben besaszen, so haben wir an deren Stelle den göttlichen Trieb zur *ἐπιστήμη* und *τέχνη*, er wird uns von der Gottheit gegeben, d. h. er ist mitgebracht. Werden auch nur Gaben äuszerer Art genannt, die wir erhalten, so thut das zur Sache nichts; das wesentliche ist, dasz wir uns selbst helfen müssen (*δι' ἑαυτῶν*) durch Erwerb der Wissenschaft. Damit ist die Einheit in der plat. Anschauungsweise — insbesondere der mythischen — auch von dieser Seite gewahrt. Vortrefflich schlieszt sich in dieser Weise als Grundlage für die folgenden Untersuchungen die Darstellung des idealen Reiches und der Erscheinungswelt in diesen mythischen Grundzügen aneinander. Denn es wird die Verbindung zwischen beiden geltend gemacht, es existiert die ideale Welt wirklich auch in der realen und wirkt so fort zur Erzeugung des wahrhaft geordneten Staates. Es wird erklärt woher der Trieb zum Staatsleben stammt, und er selbst wird als identisch erkannt mit dem Trieb zur Philosophie. Doch weiter darf ich mich nicht mehr in Einzelheiten verlieren. Ich habe selbst bei diesen Bemerkungen nicht unwichtige Gesichtspunkte (z. B. den kosmischen) ganz überspringen müssen. Eine eingehendere

Untersuchung würde aber meines erachtens — was noch viel zu wenig geschehen ist — den innern Zusammenhang der nachfolgenden Untersuchungen mit dem Mythos in gar viel speciellen Punkten aufdecken können (z. B. 278 B C D. 283 D. 294 B. 301 E usw.).

Die grösten Schwierigkeiten hat dem Verständnis der plat. Phil. bis jetzt immer der Parmenides entgegengestellt, und wird es wol auch so lange noch bis man über das Verhältnis ganz klar geworden sein wird, in dem man sich die Ideen zu den Erscheinungsdingen zu denken hat. Denn um die Schwierigkeiten die von dieser Frage ausgehen bewegt sich ja gerade der Inhalt dieses Dialogs. Zeller hat dem Verständnis zuerst den Weg gebahnt, oder besser gesagt die Schwierigkeiten so weit gelöst als sie damals in Frage kamen. Mit Recht schlieszen Sie sich an ihn an, dringen aber noch einen Schritt weiter in diese Mysterien der plat. Phil. ein. Eh ich auf den Hauptpunkt zu sprechen komme, erlauben Sie mir noch eine allgemeine Bemerkung über die Anlage der vier Antinomien nach Thesis und Antithesis, bei denen Sie Ihre Darstellung mit Recht von der letzten anheben lassen. In der Fassung der Begriffe ist nemlich je in Thesis und Antithesis ein durchgehender Unterschied festzuhalten, ein Punkt in dem meine Ansicht auch von der Zellers (plat. Studien S. 172 ff.) abweicht. In der Thesis wird nemlich das Sein, resp. Nichtsein stets nur als Praedicat gefaszt — in praedicativer Bedeutung; in der Antithesis dagegen hat es jedesmal substantielle Bedeutung und wird also insofern zur Natur des Eins selber. Daher kommt es dasz in der vierten Antinomie doch wirklich noch ein Unterschied zwischen Thesis und Antithesis bestehen kann trotz der gleichen Hypothesis. Denn wenn das Nichtsein des Eins ein praedicatives ist, so wird das Nichteins auf seine eigne Natur gestellt, und da das Eins nun als Praedicat von ihm ausgeschlossen wird, so ist die Folge sein zerfallen in Materienmassen, denen nur noch Scheinpraedicate zukommen, solche wenigstens welche die Erkennbarkeit ausschlieszen. Ist aber das Nichtsein des Eins ein substantielles (oder was hier dasselbe ist ein absolutes), so wird auch das Nichteins verschlungen in dieses absolute Nichtsein. Das gemeinsame Resultat beider ist dann allerdings die Nothwendigkeit der Annahme des Eins oder der Idee. Gerade so geht es in der dritten Antinomie. Das Eins in der Thesis mit dem Nichtsein als Praedicat neben vielen anderen Praedicaten wird als Gedanke festgehalten. Während ihm das (substantielle) Sein abgeht, musz ihm das Sein des von ihm praedicierten Nichtsein zukommen usw. In der Antithesis wird das Nichtsein selbst in die Natur des Eins hineingesetzt (das Nichtsein wird so zu sagen substantiell in dem Eins), dadurch aber wird alles aufgelöst. Hiernach ist es ferner ganz natürlich, dasz in der zweiten Antinomie die Thesis 'an einer unbestimmten Allgemeinheit leidet', wie Sie ganz richtig bemerken. Denn der Antithesis blieb es vorbehalten das Sein ganz in das Eins hineinzusetzen. Dann blieb für τἆλλα keine Beziehung dazu möglich, weil es ja von dem Eins ganz vorweggenommen war. Es musz also hier von dem

Sein des Eins ganz verschlungen werden, während es sich in der Thesis neben dem Eins behaupten kann, weil ihm dort nur die Natur des E i n s, nicht das Sein entgegentritt. Da muste denn einmal des Anderen eigne Natur festgehalten werden gegenüber der des Eins, sodann muste für den Praedicatsbegriff des Seins, sollte das Eins wirklich Idee sein, die μέϑεξις des Nichteins an dem Eins hervorgekehrt werden. Sonst trat eine völlige Isolierung beider Welten voneinander ein. Freilich hat es nun alle Praedicate, die es auszer seiner eignen Natur noch hat, alle von dem Sein des Eins. Darnach darf es Sie aber auch nicht befremden (S. 345), dasz scheinbar eine Inversion zwischen Thesis und Antithesis in der ersten Antinomie eingetreten sei, indem hier die Thesis, in den anderen Antinomien die Antithesis die Hinwegleugnung der Praedicate enthalte. Denn das liegt in der Natur der Sache. Wird nemlich die Natur des Eins abstract hervorgekehrt und das Sein nicht substantiell hineingesetzt, sondern nur praediciert von ihm, so fallen alle Praedicate für dasselbe weg, zuletzt selbst das des (substantiellen) Seins. Es ist (praedicativ) nur, was es selber ist ohne sonstige Bezüglichkeit, während für das Andere gerade dann Praedicate beharren, wenn es seine Natur dem Eins entgegenkehren kann, und fallen, wenn das Eins das Sein in sich ganz verschlingt. Damit soll nicht geleugnet werden dasz Platon in dieser Inversion — die nur keine willkürliche ist — zugleich die von Ihnen angegebenen Zwecke mit erreiche. Er thut es; aber nicht auf Kosten der logischen Disposition. Halten wir diesen Unterschied in der Auffassung des Seinsbegriffs fest, so haben wir eine, wie ich glaube, höchst durchsichtige und wolbegründete Ordnung der Gedankenreihen vor uns, in der alles unter sich stimmt und mit den Resultaten des Sophisten, von denen ich oben sprach. Es schwindet — gewis kein geringer Vortheil — der Schein als sei eine doppelte Betrachtung desselben Begriffs bei derselben Hypothesis nach Thesis und Antithesis rechtlos, und es hebt sich der Vorwurf als würden die Resultate der Untersuchung nur durch Sophismen gewonnen! — Die wichtigste Untersuchung enthält natürlich die Antithesis der ersten Antinomie, eben darum weil in ihr die substantielle Bedeutung des Seins neben dem Eins festgehalten wird. Daraus entwickelt sich daher auf dialektischem Wege die Vielheit der Ideen. Durch sie wird aber auch, weil in ihr selbst noch kein Unterschied vollzogen wird, vielmehr das Sein der Inbegriff alles wie auch immer gearteten Seins bleibt, das Eins, wie es Zeller ungefähr faszt, in die Formen des unmittelbaren Daseins hineingerissen. Oder mit anderen Worten ist die Sache vielmehr so, dasz die Erscheinungswelt damit als etwas für sich existierendes fällt, eben darum aber mit samt ihren Praedicaten oder Praedicatsverhältnissen in das Eins hineingetragen wird. Dann kann es freilich nicht fehlen, dasz nun unter den Bestimmungen, die das Eins erhält, Widersprüche entstehen, und diese bedürfen der vorläufigen Lösung. Die haben wir, wie Sie mit anderen richtig anerkennen, in dem anhangsweisen Abschnitt 155 E — 157 E. Diese Lösung kann

ich meinerseits aber nicht als eine erschöpfende ansehen, sondern nur als eine, wie ich sagte, vorläufige und zwar vorzugsweise in logischem Interesse gebildete. Denn rein logisch läszt sie sich auch nicht nennen. Ich könnte mich mit Ihrer Entwicklung auch ganz einverstanden erklären und bin es in den wesentlichen Punkten auch wirklich. Sie gehen mir aber einen Schritt zu weit, indem Sie den Ideen selbst S. 348 ein Gewordensein zusprechen. Der Beisatz 'ewiges' könnte freilich das misliche des Ausdrucks wieder paralysieren und mich friedlicher stimmen; aber Sie ziehen doch aus ihm auch Schlüsse über das Verhältnis der Erscheinungswelt zu den Ideen, die mir in sehr bedenklicher Weise an Platons Meinung vorüber oder über sie hinaus zu führen scheinen. Um dieser Folgerungen willen bringe ich die Sache zur Sprache; meine Absicht ist aber nur auf das mich zu beschränken, was unsere Stelle unmittelbar angeht, also nur zu zeigen, wie weit sich ein Schlusz daraus mit Grund vorwagen darf; keineswegs aber will ich das Verhältnis, das zwischen Erscheinungen und Ideen einer- und zwischen niederen und höheren Ideen anderseits zu denken ist, selbständig besprechen. Sie wissen ja 'welcher Schwarm von Untersuchungen dadurch aufgeregt werden würde.' Der Zweck des in Rede stehenden Abschnittes ist offenbar zunächst nur der, die logischen Widersprüche zu entfernen, die in die voraufgehende Antithesis sich hatten einschleichen müssen. Das erkennt man gleich an dem Ausgangspunkt, der kein anderer ist als der Satz des Widerspruchs, ferner daran dasz die ganze Entwicklung sich nur um die begrifflichen Gegensätze dreht und nachzuweisen sucht, wie diese mit einem dritten in Verbindung treten können. Betrachtet man die Worte nur äuszerlich, so wäre der logische Zweck sehr einfach erreicht. Die Gegensätze werden auseinandergehalten durch die Zeit; nur abwechselnd dürfen sie in Verbindung treten mit ein und demselben Object. Doch das schlieszt wieder die Schwierigkeit in sich, dasz man den Uebergang des einen Praedicates in das andere dann ebenfalls zeitlich fassen müste, und diese wird gehoben durch jenes *ἐξαίφνης*, den auszerzeitlichen Indifferenzpunkt zwischen den Gegensätzen. Freilich wer sich dabei beruhigen könnte! Das praedicieren setzt ja ein inhaerieren voraus, das logische ein metaphysisches Verhältnis. Darum wird man unwillkürlich gedrängt in das Räthsel tiefer einzudringen und kann nicht umhin in dieser Untersuchung auch die metaphysische Lösung zu suchen, soweit sie eben nothwendig wird. Die Identität zwischen Ideen und Erscheinungswelt, welche in der Antithesis scheinbar gegeben war, ist noch nicht aufgehoben. Das musz zunächst geschehen. Die Tendenz dazu läszt sich leicht erkennen. Es wird zunächst das Sein und Nichtsein des Einen der Zeit nach auseinandergesetzt. Was heiszt das aber anders als dasz zwei Welten nebeneinander existieren? Fassen wir das so, dann haben wir damit nichts anderes gethan als im Politikos auch schon, wo wir das Nacheinander in ein Neben- oder Ineinander umsetzten. Hier folgt auch dem Neben- das Ineinander wirklich auf dem Fusze. Denn nun

wird zunächst von der Erscheinungswelt gesprochen. Es ergibt sich dasz eine Beziehung derselben zur Idealwelt nothwendig ist, da der Mittelbegriff der *οὐσία* für das *γίγνεσθαι* und *ἀπόλλυσθαι* stehen bleibt, noch mehr aber indem sich überhaupt erweist dasz der Zeitbegriff keineswegs die Widersprüche heben kann, welche die Wirksamkeit entgegengesetzter Begriffe erzeugt. Daher musz, um dies vorweg zu nehmen, das Verhältnis derselben zueinander ein transcendentes sein. Das ist meiner Meinung nach die eigentliche Bedeutung des *ἐξαίφνης*, bei der man sich für die Erscheinungswelt zu beruhigen hat. Indem es darstellt dasz zwei Gegensätze nicht blosz logisch sondern auch real aneinander gebunden sind, dasz diese Bindung aber nur vermittelt wird in der Transcendenz dieser Begriffe (dort müssen sie ja als Ideen hypostasiert werden) durch ein drittes, eine höhere Idee insbesondere des Seins, dadurch wird auch die Erscheinungswelt als inhaerent gesetzt der Ideenwelt. Aber so: in ihr bleiben die Begriffe blosz in ihrem Gegensatz wirksam; die Möglichkeit dieser Vorgänge ist nur zu erklären durch die Transcendenz, indem der Uebergang undenkbar ist ohne die Vermittlung der Ideenwelt, welche nach einem bestimmten Gesetz die — logisch nothwendige — Bindung der Gegensätze real aneinander vollzogen hat. In diesem Sinne wird schon vorher von einem *λαμβάνειν* und *ἀφιέναι οὐσίαν* gesprochen, welches in der Erscheinungswelt die Mittelbegriffe des *γίγνεσθαι* und *ἀπόλλυσθαι* erzeugt. Darin haben wir ganz dieselbe Redeweise wie im Phaedon 100 B ff., wo von dem *προσιέναι* und *ἀπέρχεσθαι* der Ideen die Rede ist. Sie musz dann gerade so erklärt werden, wie ich es von diesen Ausdrücken in diesen Jahrb. oben S. 177 f. versucht habe. In dem gesagten liegt nun auch schon, wie das Verhältnis der entgegengesetzten Begriffe unter den Ideen selbst zu denken ist. Die Sache scheint mir so zu stehen. Der Uebergang ist aufgelöst in dem *ἐξαίφνης* — er findet nicht statt. Die beiden Gegensätze sind vielmehr aneinander gebunden in einer höheren Einheit durch eine andere Idee, z. B. die der Bewegung und Ruhe in dem Sein, so zwar dasz beide undenkbar sind ohne das Sein. Dies enthält dagegen nur ihre Indifferenz, und erst durch die Differenz, an der ja beide wiederum Theil haben, ergibt sich die Selbständigkeit beider Begriffe als Ideen, während sie sonst in dem Sein aufgehen oder Sein sein würden. Insofern hört auch das *ἐξαίφνης* von dieser Seite betrachtet auf etwas zeitliches zu bezeichnen: es ist vielmehr das absolute Jetzt, d. i. aber nicht die Idee der Zeit, sondern die zeitlose Ewigkeit, d. h. aber gerade, wir haben ein absolut nothwendiges Verhältnis der Ideen zueinander, das nie anders war und sein konnte, sondern eben nur besteht oder gegeben ist. Gegeben ist auch die Rangordnung der Ideen, und die bringt es mit sich dasz zwei Gegensätze auf gleicher Linie miteinander stehen als Endpunkte einer Reihe, deren entsprechende Glieder ihre Indifferenz im höheren Begriff haben. So löst sich aber selbst der Uebergang in ein Seinsverhältnis auf, und wie vom Gewordensein der Ideen nach dieser Darstellung Platons die Rede sein

könne, vermag ich nicht einzusehen. Es läszt sich daraus gar kein 'reeller' sondern nur ein 'ideeller' Process ableiten. Die Schwierigkeiten der Darstellung des Einsbegriffes in der Antithesis würden in dieser Weise verschwinden, ohne dasz man so zu sagen Platon über Platon hinausgehen läszt. Denn sein Interesse ist es gewis nicht nach einem Werden oder Gewordensein der Ideen zu fragen, und hätte er es gemust, so wäre es gewis mythisch geschehen. An sich hätte jener Begriff des Gewordenseins auf die Ideen angewandt doch auch keinen praktischen Nutzen, er hat aber grosze Gefahren in sich. Man könnte z. B. fragen: wenn das *γίγνεσθαι* in dieser Weise in die Ideen hineingedacht werden darf, wie steht es dann mit dem *ἀπόλλυσθαι*? Ich glaube aber sogar so weit gehen zu können, dasz ich behaupte, es könne aus dieser Stelle nicht einmal geschlossen werden, dasz es eine Idee des Werdens gebe. Denn hier wird es aufgelöst in das *λαμβάνειν οὐσίαν*, d. h. in die Anknüpfung des Inhaerenzverhältnisses eines Dinges in der Idee des Seins (oder durch diese in einer bestimmteren, individuelleren Idee). Wo die Entwicklung auf Verhältnisse zu sprechen kommt, die auch die Idealwelt direct berühren, wird dieser Begriff ganz bei Seite geschoben und *κίνησις* und *στάσις* hervorgeholt, und zuletzt wo Pl. wieder von der Erscheinungswelt mitspricht wieder herbeigezogen samt dem *ἀπόλλυσθαι*, aber eben durch *κίνησις* und *στάσις* vermittelt. Man darf sich also durch den eigenthümlichen Gang dieses dialektischen Beweises nicht teuschen lassen, da er scheinbar den Unterschied zwischen Ideal- und Erscheinungswelt, den er doch voraussetzt und selbst vollzieht, unbeachtet läszt. Der Grund ist doppelter Art: damit äuszerlich dieser Anhang der Antithesis, an die er sich ja anschlieszt, nicht direct entgegentrete, und dann weil in Wahrheit doch auch eine innere Verbindung zwischen Erscheinungs- und Idealwelt bestehen soll. Nebenbei die Bemerkung, dasz sich von dem substantiellen Sein nun das accidentielle ausscheidet. Endlich hat Platon auch 155 A ausdrücklich das Gewordensein als Sein bezeichnet und darum als Praedicat des Eins zur Erklärung jener Widersprüche, welche eben durch die begrifflichen Gegensätze erzeugt werden, geradezu abgelehnt. Sollte er so bald dennoch darauf zurückkommen? Doch, v. Fr., alle diese Bemerkungen sollen, wie es sich für den kundigen von selbst versteht, über die 'brennende Frage' von jenem Verhältnis zwischen Erscheinung und Idee und der niederen zur höheren Idee keineswegs eine positive Entscheidung enthalten, sondern Sie wie mich ebenfalls von neuem anregen die Sache zu durchdenken. Sie verdient es dasz man nicht rasch über sie hinweggehe.

Als ich Ihre Darstellung des Symposion gelesen hatte, fühlte ich mich in hohem Grade befriedigt; nur éins vermiste ich. Es wunderte mich dasz Sie nicht in einem besondern Abschnitt, wie Sie das doch sonst thaten, das Verhältnis dieses Dialogs zu den vorhergehenden, namentlich dem unmittelbar vorhergehenden, dem Parmenides dargestellt hatten. Das Gefühl war gewis ein berechtigtes; denn

schwerlich finden sich zwei Dialoge nebeneinander, die so verschieden in Ton und Haltung, einen auch so verschiedenen Inhalt wenigstens zu haben scheinen. Da fragt man natürlich, wie so denn dies Ergebnis in der Entwicklung Platons begründet sei. Und schon hatte ich mir vorgenommen Sie alles Ernstes darüber vor Gericht zu stellen, als ich bei der weiteren Fortsetzung meiner Lectüre in dem 14n Abschnitt zum Phaedon S. 466 ff. fand was ich gesucht. Da erkannte ich auch warum Sie die Stellung des Symposion zu früheren Gesprächen mit eingeflochten haben in die Erörterung desselben Gesichtspunktes zum Phaedon. Durch den Phaedon tritt erst die Stellung des Symposion recht ins Licht. Ich kann Ihnen nur zustimmen, wenn Sie S. 468 das Hauptgewicht darauf legen, dasz ja gerade 'die irdische Unsterblichkeit, die Unsterblichkeit des sterblichen durch die Liebe und Zeugung der Inhalt des Gastmahls sei.' Sie fassen aber in den folgenden Worten doch vorwiegend wieder das Verhältnis des Symp. zum Phaedon, nicht zum Parmenides ins Auge. Daher füge ich noch ein paar ergänzende Worte hinzu. Im Parm. hatte Pl. versucht das Verhältnis der Ideen zu den Erscheinungsdingen festzustellen, wenn auch zum besten Theile nothgedrungen nur in negativer Weise. Dabei gieng er aus von den Ideen. Dieser Deduction tritt jetzt eine andere gegenüber, welche ausgeht von der Erscheinung und aufsteigt zur Idee. In beiden Dialogen wird eine Art Vermittlung beider Welten miteinander dargestellt: in dem einen ein hineinragen der Ideen in die Erscheinungswelt, in dem andern gleichsam ein werden aus der Erscheinungswelt in die Idealwelt hinein. Diese letztere Vermittlung zwischen beiden Welten ergänzt jene ganz nothwendig; sie ist für die plat. Phil. insofern vielleicht von noch höherem Interesse als jene, weil sie zugleich ethischer Natur ist. Darum wird sie auch weiter ausgeführt und fortgebaut. Die Vermittlung macht der Eros; erreicht wird der Eingang ins ideale Reich nur auf seelischem Gebiet. Darum tritt auch das psychologische natürlich und das subjective in den Vordergrund; aber von jenem Standpunkt aus betrachtet gewinnt doch der Eros zugleich eine höhere allgemeinere Bedeutung, die er im Dialog wirklich ausgesprochener- und auch von Ihnen anerkanntermaszen hat. Man kann dieselbe in der Rede des Sokrates deutlich erkennen, wenn man auch von den übrigen Reden ganz absehen will. Ich kann die ganze Rede nicht durchgehen, in der, wie Sie richtig bemerken, das mythische weit über die Grenzen des ausgeprägten kurzen Mythos hinausreicht. Ich will es Ihnen selbst überlassen den Eros in dieser weitern Bedeutung zu fassen und nur andeuten, dasz eben das *ἀϑάνατον* (zwischen dem und dem *ϑνητόν* er selbst steht) mit der Idee identisch zu fassen ist. In der Ausdrucksweise der Priestersprache wird dem Eros daher auch die Vermittlung zwischen Menschen und Göttern zu Theil. Die Götter und das göttliche darf man aber in der philosophischen Sprache als Idealwelt übersetzen. Denn es wird dieser Ausdruck dem kurz vorher gebrauchten 'das unsterbliche' gleich gesetzt, und damit kein Irthum

bleibe, heiszt es auch ausdrücklich *ἐν μέσῳ δὲ ὂν ἀμφοτέρων συμπληροῖ, ὥστε τὸ πᾶν αὐτὸ αὑτῷ ξυνδεδέσθαι* (202 E). Doch ich will nicht weiter ins einzelne eingehen. Ist es doch ohnedies nur eine Fassung der Sache von der ich rede, die implicite auch in Ihrer Entwicklung derselben enthalten ist. Der Phaedon schlieszt sich ganz direct an das Symposion an, ja so sehr dasz der Gedanke nahe liegt, als sei er fast zu gleicher Zeit mit ihm im Geiste Platons concipiert worden. Denn während das Symposion eine allgemeinere Unterlage gab für dieses eindringen der Seele — die zunächst doch nur Erscheinungsding ist — in die Unsterblichkeit, so wird es im Phaedon bis zum Ende durchgeführt. Darum hebt er mit dem im Symposion vorbereiteten Gedanken an, von dem absterben des Philosophen von dem materiellen. — Doch so bin ich auch schon unwillkürlich in den Phaedon hineingerathen und wollte doch nur den Zusammenhang des Symposion mit dem Parmenides hervorheben — ein Beweis dasz auch Sie mit Recht diese Betrachtung bis ans Ende Ihres Buches aufsparten. Das Symposion beginnt — dies ist demnach das Resultat — eine neue Gedankenreihe, die in dem Phaedon ihre Vollendung erhält. Und diese Vollendung, obgleich sie freilich auch nur eine relative bleiben muste, haben Sie selbst in so vollendeter Weise Schritt für Schritt verfolgt, dasz ich Ihnen nur danken kann für den reichen Genusz, dèn Sie mir durch diese Darstellung bereitet haben. Der Eindruck den ich aus dieser Lectüre mitgenommen ist in der That ein so bedeutender, dasz ich mich jetzt, wo ich nothgedrungen dieses Sendschreiben rasch dem Schlusse zuführen musz, nicht entschlieszen kann diese oder jene Einzelheit für eine kurze Besprechung auszuwählen. Das aber musz ich Ihnen sagen, dasz ich mit groszer Spannung dem erscheinen des zweiten Theiles Ihres Werkes entgegenharre. Und gewis spreche ich damit nur ein Gefühl aus, das noch viele mit mir theilen, oder alle denen platonische Studien am Herzen liegen. Denn wer unter allen diesen sollte nicht von sich sagen müssen, dasz er durch den uns vorliegenden ersten Theil vielfach in dem Verständnis der platonischen Philosophie gefördert worden sei? Ich zögere nicht es auszusprechen, dasz nach meinem dafürhalten alle weitere Forschung auf diesem Gebiete sich an Ihre Darstellung wird anlehnen müssen. Zudem hoffe ich als nächsten Erfolg Ihres Unternehmens, wie ich schon zu Anfang sagte, dasz von nun an die Betheiligung an diesen Studien eine allgemeinere und lebhaftere werden möge. Für mich aber hoffe ich insbesondere, dasz diese Bemerkungen, auch die welche sich Aussprüchen von Ihnen entgegenkehren, auch bei Ihnen die Ueberzeugung von der Gemeinsamkeit des Bodens, auf dem sich unser Streben bewegt, von neuem befestigen und stärken werde.

Magdeburg. *Julius Deuschle.*

(46.)

Die beiden neusten Ausgaben des Suidas.

1) *ΣΟΥΙΔΑΣ. Suidae lexicon Graece et Latine. Ad fidem optimorum librorum exactum post Thomam Gaisfordum recensuit et annotatione critica instruxit Godofredus Bernhardy.* Halis et Brunsvigae, sumptibus Schwetschkiorum (M. Bruhn). A. 1853. 2 Bände in 4 Theilen. XCVIII u. 1487. 1234. 1302. 2022 Col. gr. 4. [Jetzt Verlag von M. L. St. Goar in Frankfurt am Main. Im Preise herabgesetzt auf 16 Thlr.]

2) *Suidae lexicon ex recognitione Immanuelis Bekkeri.* Berolini, typis et impensis Georgii Reimeri. A. 1854. IV u. 1158 S. gr. 8.

(Fortsetzung und Schlusz von S. 469—500.)

Man wundere sich billig, sagt Bernhardy, dasz mehrere und wichtige von Suidas unstreitig benutzte Hilfsmittel, die keiner jener Lexikographen habe liefern können, verschwiegen würden, dasz z. B. des Harpokration keine Erwähnung geschehe, und fragt mit Valckenaer, wie Pamphilos λειμών dazu komme neben Vestins Epitome daraus als Quelle genannt zu werden, wie endlich der Atticist Caecilius und der wenig gelesene Longinus zu dieser Ehre komme? Aber auf Fragen der Art gibt es eine Antwort. Im Did. p. 17 habe ich angemerkt, dasz im cod. Teller., jetzt Paris. 2677 auch Hesychios als Fundgrube der litterargeschichtlichen Artikel in dem πίναξ namhaft gemacht werde, 'cuius librum hodie superstitem de viris eruditione claris Suidas integrum legerat.' Bhdy p. LV. Das wäre mithin nicht 'unus' sondern der zweite 'auctor quem certo tenemus' und ein Zeuge mehr für die Glaubwürdigkeit des πίναξ. Wir werden aber die Bekanntschaft noch einiger anderer auctores machen.

Vor allem ist festzuhalten, dasz die Quellen welche S. angibt allerdings ausschlieszlich Lexikographen sind, aber 1) ein Lexikograph füglich nur Lexikographen, die er ausschrieb, als wirkliche Quellen bezeichnen konnte, 2) der Kern des S. auch in der That die λέξεις τῶν παλαιῶν sind, welche in alphabetische Ordnung gebracht zu haben damals sein einziges, verhältnismäszig geringes und müheloses Verdienst war. Die Scholiasten des Aristophanes, Sophokles, Thukydides und Homeros aber, so viel er namentlich den beiden ersten verdankt, konnte er einmal nicht wol namhaft machen, da kaum eine Spur verräth dasz er ihre Namen alle gekannt; dann kommt dazu dasz er, der sich die unsägliche Mühe nicht verdrieszen liesz dies colossale Material in alphabetische Ordnung zu bringen, wol in dem Wahne leben konnte hiebei eine viel zu grosze Selbstthätigkeit entwickelt zu haben, als dasz ihm zugemutet werden könne diese Scholiasten unter die συνταξάμενοι ἄνδρες σοφοί zu rechnen. Ziehen wir aber vorn weg alles, was S. mit den genannten Scholiasten, mit Eudemos (oder

Photios und dem alten Bestand der συναγωγή) und dem Onomatologos des Hesychios gemein hat, von der ganzen Summe seiner Glossen ab, so bleibt schon gar kein so enormer Rest mehr übrig, wenn wir, wie billig, hierbei die Zahl der Glossen und nicht den Umfang der Erklärungen betrachten, ein Rest der noch zusammenschmilzt, wenn wir nach Bhdys p. LXIV Anleitung auch die Zuthaten der Interpolation selbstverständlich in Abzug bringen. Und nun — wem verdankt er diesen Rest? Einer Epitome des Phrynichos, sagt man, dem Harpokration, einem Theil der lex. rhett. Bekk. I p. 181—318, einer pamphilischen Glossenfamilie (davon schweigt Bhdy!), glossis sacris, (dem Timaeos und glossis Herodoteis?), und seiner Lectüre. Wer wollte leugnen dasz Glossen, welche er aus seiner eignen Lectüre selbst fabricierte, mit Recht als sein Eigenthum gelten dürfen? Die Frage kann sich mithin nur so stellen, warum der πίναξ statt der aufgezählten, nach herkömmlicher Ansicht nicht benutzten Lexika des Helladios usw. nicht die eben genannten, nachweislich benutzten, Harpokration usw. nenne? Wie aber wenn er sie wirklich nannte, nur nicht bei den uns geläufigen Namen?

Bhdy sagt p. XLIII 'a Phrynicho, quod Ruhnkenius contendit, nihil profecit, sed siqua habet uterque communia, fluxerunt ab epitoma quadam'. Unter der Voraussetzung dasz S. wirklich phrynicheisches enthalte scheint das richtig, da ganz abgesehen von der Frage, wie lange die σοφιστικὴ παρασκευή in ihrem ganzen Umfange eine Zierde der Bibliotheken blieb,*) die Praemisse, S. enthalte phrynicheisches was er selber excerpiert hätte, auf ganz schwachen Füszen ruht. Es wird Phrynichos allerdings einigemal citiert: aber ἀθύρωτον [ἀπύλωτον], wo es obenein fraglich bleibt ob der Komiker oder der Sophist gemeint ist — ich glaube freilich der letztere —, stammt aus Schol. Ar. Ran. 846 (s. Did. p. 292): u. Ἀθηναίας fand S. den Phryn. schon vom Vf. der ganzen Glosse citiert vor: ἄνοις ist aus συναγ. ser. I und stört dort die alphab. Ordnung, dürfte mithin nebst ἀνορωρυγμένον ἀνόχαιον ἀνόδοντον ἀνοπαῖα ἄνοργοι der ältern Interpolation Eudems angehören: ψόθος endlich scheint dem Komiker Phryn. zu gehören (Hes. ψόθος· ψωρός, ἀκαθαρσία). Also keine Spur selbständiger Benutzung, und dasz er andere Glossen, welche nach Phryn. schmecken, seinem etwas gefälschten Exemplar des Eud. verdanken konnte, ohne zu ahnen wessen Waare er verkaufte, sahen wir oben an den Glossen ἄγευστος θοίνης. ἀγοράζειν. ἄγριον ὕ. μ. ἀγοράσω. ἀγωγεῖ usw. Nun gibts aber Glossen im S., welche nach Phryn. klingen und in der συναγ. gar nicht oder nach anderm Wortlaut vertreten sind. Es bedarf keines langen suchens. Unter ἀβ tritt bei S. auf καὶ ὁ δὸ ς ἄβα-

*) Suidas litterargeschichtliche Quelle u. Φρύνιχος Βιθυνός hatte keine sichere Nachricht mehr, ob die σοφ. παρ. aus μζ' oder οδ' Büchern bestand, man müste denn μζ' οἱ δὲ οδ' auf eine bibliothekarische Eintheilungs-Verschiedenheit deuten. Photios fand den Umfang des Werks schon zu λς' Büchern zusammengeschmolzen. Ueber Methodios Exemplar wissen wir nichts.

τος· ὁ ἀπόρευτος. Der Eudemos (συναγ. ser. I) und Hesychios schweigen; συναγ. ser. II p. 5, 26 ἄβατος ὁδός: ἣν οὐχ οἷόν τε βαίνειν οὐδὲ ὁδοιπορεῖν. Das scheint Phryn. app. soph. 22, 26, wo nur καί für οὐδέ. Woher hat also S. seine Glosse ὁδὸς ἄβατος? Bhdys Note I 1 p. 15, 9 'incertum an ad Aesch. Prom. 2 respexerit' gibt darüber keine Auskunft, aber S. selber gibt sie, wenn der πίναξ den Helladios von Alexandrien, Theodosius des jüngern (408—450) Zeitgenossen, der etwa 130 Jahre nach Phryn. lebte, unter seinen Quellen aufführt. Nun halte man gegenüber, was Photios cod. CXLV und CXLVIII über Phrynichos und Helladios sagt:

CXLV:	CXLVIII:
ἀνεγνώσθη λεξικὸν κατὰ στοιχεῖον Ἑλλαδίου ὧν ἴσμεν λεξικῶν πολυστιχώτατον. οὐ λέξεων δὲ μόνον ἡ συναγωγή, ἀλλ' ἐνιότε καὶ κομματικῶν τινων χαριεστάτων λόγων καὶ εἰς κῶλον πολλάκις σύνθεσιν ἀπαρτιζομένων.	λόγοι λς'. ἔστι δὲ τὸ βιβλίον λέξεων τε συναγωγὴ καὶ λόγων κομματικῶν, ἐνίων δὲ καὶ εἰς κῶλα παρατεινομένων, τῶν χαριέντως τε καὶ καινοπρεπῶς εἰρημένων τε καὶ συντεταγμένων. πολλὰ δὲ αὐτῶν ἐστι καὶ ἐν τῇ Ἑλλαδίου τῶν λέξεων εὑρεῖν συλλογῇ.

Der Helladios, fährt Photios fort, war nur weitschichtiger und unbequemer, die κομματικοὶ λόγοι und κῶλα verloren sich bei ihm mehr zerstreut unter der Lexenmasse, da seine Hauptabsicht συλλογὴ λέξεων war; bei Phryn. waren sie bequemer zu finden, da seine Arbeit vorzugsweise ihre Zusammenstellung beabsichtigte. Uns interessieren vornehmlich die Worte πολλὰ δὲ αὐτῶν ἐστι καὶ ἐν τῇ τοῦ Ἑλλαδίου τῶν λέξεων εὑρεῖν συλλογῇ. Was nemlich eine solche Uebereinstimmung zwischen zwei Lexikographen zu sagen hat, deren einer später lebte als der andere, ist jedem Kenner dieser Litteratur aus zahllosen Beispielen bekannt. Wenn also S., wie bewiesen ist, kein Exemplar des Phryn. mit eignen Händen tractierte, gleichwol aber eine gute Partie Stellen seines Lex. solche Verwandtschaft mit Phryn. verräth, dasz nicht nur Ruhnken verleitet werden konnte an eine directe Benutzung des Sophisten durch S. zu glauben, sondern auch Bhdy zu der Ausflucht griff, eine epitome des sophistischen Apparats unter die Quellen des S. zu zählen; wenn ferner Photios cod. 145. 148 im Hell. einen Copisten des Phryn. mit Händen greifen läszt, dieser Hell. endlich als der zweite nach Eud. im πίναξ aufgeführt wird, so denke ich, ist aus diesen Praemissen unschwer der Schlusz zu ziehen, dasz die vermeintlichen Phrynichea im S. (Ἀθηναίοις, wo er wirklich von der Quelle des S. citiert wird, an der Spitze) aus Helladios stammen, der mit seinem Gefolge dem Eud. eben darum den Vortritt lassen muste, weil letzterer vom S. ganz einverleibt worden war, jene dagegen nur σποράδην einer mehr andere weniger hatten beisteuern sollen. Hätte ich vorsätzlich de fontibus Suidae zu handeln, so würde hier eine detaillierte Vergleichung zwischen Phryn. und S. angestellt werden um zu ermit-

teln was Hell. gehört. Gegenwärtig müssen einige Andeutungen genügen. Woher stammt im S. ἄνθρωπος φιλοπραγματίας· ἐπὶ φιλοπράγμονος? Eud. kennt das κῶλον nicht, Phryn. sagt app. soph. 3, 13 δηλοῖ τὸν φιλοῦντα καὶ σπουδάζοντα πάντα τρόπον πράγματα μεταχειρίζεσθαι. Woher ἀνέβοησεν οὐράνιον [ὅσον]· ἀντὶ τοῦ μέγα καὶ οὐρανοῦ ἐφικνούμενον, was nicht aus Schol. Ar. Ran. 781 geschöpft und von Eud., der mit geringen Abweichungen Phryn. 4, 20 wiedergibt, wesentlich verschieden ist? Warum stimmt gl. διοπομπεῖσθαι bei S. mehr mit ἀποδιοπομπεῖσθαι Phryn. 7, 15 als die gleichlautende ἀποδιοπομπεῖσθαι? Woher weicht ἀνεπάγγελτος δειπνεῖ (Phryn. 6, 16) bei S. bis aufs Lemma ab, ohne doch mit Hesychios zu stimmen? Alle diese Erscheinungen erklären sich aufs ungezwungenste durch unsere Annahme, dasz S. den Hell. und nicht den Phryn. benutzte. So scheint Phryn. app. soph. 7, 20 zu demselben Phrasencomplex gehört zu haben, den S. u. αὐχμηρὰ τράπεζα aus Hell. hat; s. auch die Differenzen u. ἀχώρ 6, 25. ἀτεράμων 8, 16. ἀγαθῶν ἀγαθίδες. αἱμωδεῖν, ἀνεπτερῶσθαι τὴν ψυχήν 10, 20. ἀπαιθριάζειν 26, 24, wozu Bhdy allerdings den Phryn. vergleichen zu dürfen glaubte. Das weiter auszuführen verbietet mir Raum und Musze. Es genügt zu sehen, dasz wir bis jetzt wirklich 3 Lexika, den ὀνοματολόγος des Hesychios, Eudemos und Helladios als Quellen des S. gewonnen haben. Ueber Vestinos brauche ich nach dem oben gegebenen Verzeichnis von Glossen, welche S. allein in der Partie ἐρ mit Hesychios gemein hat, ohne dasz andere Quellen intervenierten,*) nichts hinzuzusetzen, als dasz wir wahrlich keinen Grund haben die Glaubwürdigkeit des πίναξ zu bezweifeln, wenn eine epitome Pamphili als Quelle des S. aus ihm nachweisbar ist. Der andere Nachweis, dasz diese epitome nicht die περιεργοπένητες Diogenians waren, nicht auf Hesych, auch nicht auf Kyrillos zurückgeht, musz ebenfalls einer Monographie de fontibus Suidae vorbehalten bleiben. Dasz der vestinsche Auszug nicht verloren war, ergibt sich meines erachtens aus der συναγ., wie schon Did. p. 348 gesagt ist. Dasz aber auszerdem Pamphilos colossales Werk benutzt worden sei, ist nun freilich nicht recht glaublich; doch hat noch niemand bewiesen dasz es falsch sei, weil noch niemand die 'operosa pervestigatio' angestellt hat, 'quam tamen propter Pamphilum non debebat Rankius perhorrescere', wie Ritschl de Oro p. 79 schreibt. Es wird darauf ankommen den Beweis von der Benutzung oder Nichtbenutzung des Pamph. durch ein Subtractionsmanoeuvre zu führen, d. h. ihn fürs erste auf sich beruhen zu lassen und vor der Hand anderen im πίναξ erwähnten Lexicis nachzuspüren und abzuwarten, was für Pamph. übrig bleibt. Und ein 5s Lexikon

---

*) Vgl. auch ἄσαι. ἀσηκόρος. ἀσκηθής. ἄσκοπος λώβη. ἄσπλαγχνος. ἀσπουδεί (ἢ Hes. ἤ). ἄστριες. Ἀστυάνασσα (wo Eudokia mit Hes. den Diogenian, S. den Vestin repraesentiert). ἀστυφέλικτον. ἀσύγχυτον. ἀσυμφανῶς. ἀσφαλτῖτις. ἀσφάλτωσις (Hes. ωσεις). Σάμου ὑληέσσης. σαμφόρας. σάραβον. σάροι.

ist noch nachweisbar. Die Behauptung Bhdys nemlich p. XLIII, dasz cod. Coisl. 345 N. 8 d. i. Lex. Bekk. p. 183—318 theilweis im S. stecke, vergreift sich mindestens sehr stark im Ausdruck. Denn auch solche Lexika hat S. nicht zu Händen gehabt, so dasz er willkürlich einzelne Partien derselben seinem Wörterbuche hätte einverleiben, andere übergehen können, sondern er besasz éines der 4 bis 5 überaus lückenhaften und lüderlich benutzten Lexika, welche der Vf. des lex. rhet. p. 197—318 ineinander arbeitete, ganz und in einem besser conservierten vollständigeren Exemplar, und zwar dasjenige, welches der ebenfalls serienweis excerpierende Compilator fast durchweg in die letzte Serie bringt. Man scheue die Mühe nicht einzelne Massen dieses Mischmasch zu zergliedern: der Ertrag ist nicht blosz für S., sondern auch für Pausanias den Atticisten, dessen Lexikon wir gar gern übrig hätten, auszerordentlich lohnend. Sehen wir *K* darauf an, so lösen sich folgende Gruppen ab:

1) p. 267, 27 *κορδακισμός* — p. 268, 17 *κλητῆρες*
2) - 268, 18 *κάδοι* — - 274, 33 *κωπέας*
3) - [275, 1] 275, 4 *καυχᾷ* — - 275, 14 *καταλαβεῖν*
4) - 275, 15 *κυβευτήριον* — - 275, 32 *κιβδηλίς*
5) - 276, 1 *καθελεῖν* — - 276, 9 *κύων παρ' ἐντέροις.*

Ueber Nr. 1 masze ich mir noch kein Urtheil an, Nr. 2 aber, die wichtigste und gröste Masse, *κατὰ στοιχεῖον* geordnet, welche durchweg im Photios, wo er nicht lückenhaft ist, wiedererscheint, ist ein Abschnitt aus Paus. (s. *καυσία. κελέοντες. κράστις*, vgl. *θριπηδεστόν. θέτην. ταλασία*); Nr. 4 sind sämtlich aristophanische Glossen, acht an der Zahl, die doch schwerlich einem Speciallexikon zum Aristoph. entnommen entweder aus den *λέξεις* Epaphrodits (*κημός* Schol. Ar. Eq. 1158) stammen oder, was glaublicher ist, pamphilischer Herkunft sind (Diogenian?), da Photios wenigstens *Κωλιάς* wörtlich wiedergibt, wenngleich es wunderlich ist dasz sie nicht alphabetisch geordnet sind. Nr. 5 sind Sprichwörter, deren letztere 2 bei S. auch zu finden sind. Nr. 3 endlich kehrt nur bei S. wieder und ist namentlich Photios ganz unbekannt. Es sind die gl. *καυχᾷ. Καλλίας. κοροπλάθος. καρδιωσάμενοι. καταλαβεῖν.* Aber in wie verkümmerter Gestalt treten sie im lex. rhet. auf, wie viel ehrlicher schrieb S. (alle Hochachtung vor den gewissenhaften Abschreibern!) seine und des lex. rhet. Quelle ab. S. sagt: *Καλλίου πιθήκου· τὰ δυσχερῆ γὰρ τῶν ὀνομάτων εὐφημότερον εἰώθασιν οἱ Ἀττικοὶ προφέρεσθαι· καὶ τὸν πίθηκον οὖν καλλίαν προσηγόρευσαν. Δείναρχος οὖν ἐν τῷ κατὰ Πυθέου «ἀλλ' οἶμαι, ὥσπερ οἱ τοὺς καλλίας ἐν τοῖς οἴκοις τρέφοντες,» τουτέστι πιθήκους. οὕτω δὲ καὶ τὰς Ἐριννύας Εὐμενίδας λέγουσιν.* Lex. Bekk. 275, 6 *Καλλίας· ὁ πίθηκος κατ' εὐφημισμόν.**) So ist z. B. auch S. um ein Bruchstück des Antiphon u. *καταλαβεῖν* reicher (denn die 2e Stelle scheint ein vom Vf. fingiertes Beispiel zu sein), und

*) Hesychios u. *καλλίας* war hier nicht anzuziehen, da er aus Diogenian, dieser durch Pamphilos aus Aristophanes von Byzanz schöpfte.

bietet *καυχᾷ*, obschon im übrigen aus lex. Bekk. herstellbar, die Stelle aus Lykurgos ganz. Unter *καρδιωσάμενοι* hat es dem lex. Bekk. beliebt nur die letzten Worte seiner Quelle abzuschreiben. In der nemlichen Ordnung wie in *K* treten in *Z* die 2e, 3e, 4e Serie auf, *ζεῦγος* — *ζυγομαχεῖν*, auch im Photios vertreten, wahrscheinlich Pausanias, *ζηλωτοῦ* — *ζευγίτης*, *ζαθερές* — *Ζωστὴρ Ἀπόλλων*, im Photios nicht vertreten, vermutlich Diogenian. Untersuchen wir *E*. Hier sind die 4 Massen wie folgt zu sondern:

1) p. 243, 8 *ἐπηλυγάζειν* — p. 246, 3 *ἕδος*
2) - 246, 4 *εἰς ἐμφανῶν* — - 258, 14 *ἑωλοκρασία*
3) - 258, 15 *εἴπουθεν* — - 258, 33 *ἑωθιναὶ δίκαι*
4) - 259, 1 *ἐπιδανεῖσαι* —?- 260, 25 *ἐπικληρωτόν*.

Nr. 2 harmoniert wieder vollständig mit Photios bis auf dessen Lücken und wird Pausanias sein; die Quelle der ebenfalls alphabetischen Gruppe Nr. 3 habe ich noch nicht ermitteln können; Nr. 4 aber, mit S. conform, hat unverkennbar dasselbe Gepräge und denselben Vf. wie *Z* 3 *K* 3. Nun haben wir aber oben, als wir *ἐρ* musterten, bereits auf 2 vereinzelte Glossen aufmerksam gemacht, welche nicht aus Et. Hes. Ph. usw. flossen, *ἐραῖα* und *ἐργολάβος*. Bhdy begnügt sich zu letzterer zu bemerken I 2 p. 507, 16 'similia lex. Bachm. p. 235. Breviter eadem praecipit Et. M. [370, 12]'. Aber abgesehn davon dasz mit dieser Parallele für die Quellenforschung nichts gewonnen wird, ist dieselbe auch zur Hälfte falsch. Denn nur das Et. M. schöpfte mit S. aus derselben Quelle und theilte mit lex. Bekk. 259, 13 den schlechten Auszug, während S. aus dem vollen ungetrübten Borne schöpfte. S. sagt: *οὐχ ὥσπερ ἐν τῇ συνηθείᾳ δοκοῦμεν ἐργολάβον καλεῖν τὸν ὑπέρ τινων ἔργων μισθὸν λαμβάνοντα καὶ ἔχοντα τοὺς συνεργαζομένους, οὕτω καὶ οἱ ῥήτορες ἐξεδέξαντο τὸν ἐργολάβον, ἀλλ' ἐπὶ φλαύρων πραγμάτων χρῶνται τῷ ὀνόματι, ὡς Δημοσθένης ἐν τῇ πρὸς τὴν βουλὴν καὶ τὸν δῆμον ἐπιστολῇ· πολὺ — διαψευσθεῖεν* [p. 1482]. Et. M. und lex. rhet. *ἐργολάβος· ὁ φλαύροις πράγμασι χρώμενος παρὰ τοῖς ῥήτορσι καὶ οὐχ ὁ ὑπέρ τινων ἔργων μισθὸν λαμβάνων καὶ ἔχων τοὺς συνεργαζομένους ὡς ἡ συνήθεια.* Es ist handgreiflich dasz S. ein ausgezeichnet wolerhaltenes unverkürztes Exemplar eines Lex. dem seinigen einverleibte, welches wol zu merken der Aufmerksamkeit des Methodios und Photios entgangen war und von dem uns heutzutage nur noch im lex. Bekk. und Et. M. verkümmerte Reste erhalten sind. Indessen leuchtet auch die Wichtigkeit dieser Ueberbleibsel ein, da mit Hilfe derselben die Glossen des unverkürzten Lexici, das im S. steckt, aufgefunden werden können. Aus diesem Grunde fahre ich über das lex. Bekk. in meinen Andeutungen noch fort. In *A* ergeben sich die 5 Partien:

1) 197 — 212, 19, worin vieles mit der *συναγ.* stimmt.
2) 212, 20 — 213, 29 Diogenian, *ἄγονον* — *ἀναδήσασθαι*.
3) 213, 30 — 215, 21.
4) 215, 22 — 218, 18 *ἄξιον* — *ἀκροθίνια*.
5) 218, 19 — 219, 5 sprichwörtliches enthaltend.

Hier ist Nr. 4 die Partie welche unsern S. angeht. Er nutzte aber nicht alles aus, so fehlen ihm z. B. ἀσέλγεια, ἀμείβεσθαι, ἀτυχεῖν, ἀμνίδας, ἀσκεῖν, ἀποδεδύσθαι, ἀχαριστεῖν, ἀνατιθέναι u. a. Ein neuer Beweis dasz im πίναξ die andern Lexikographen mit Vorbedacht hinter Eudemos rangieren, weil er diesen allein ganz aufnahm. Uebrigens zeigt δίχα Suid. I 1 p. 1420 vgl. lex. Bekk. 241, 32 doch Lücken im S., die seine Schuld nicht sind; dasselbe gilt von Θριάσιον πεδίον. μεταλλάσσειν. In *B* herscht in Folge einer Blattverschiebung, wie es scheint, eine etwas starke Verwirrung; doch ist so viel klar dasz 226, 17 auf einen längern Abschnitt aus Diogenian (222, 26—226, 17) mit βάσανος καὶ βασανίζειν das Lex. folgen sollte, welches auch im S. steckt. Ebenso folgt im *Γ* auf Diog. (229, 3—233, 27) von p. 233, 28 γνώμων bis 234, 1 γόργυρον das bewuste Lex., welches im *Δ* wieder eine gröszere Partie, nemlich mindestens p. 240, 28 δημοτελῆ — 242, 9 διέσεισεν, wo nicht alles bis 243, 5 beigesteuert hat. In *H* p. 264, 13 ff. ist das lex. rhet. nur durch ἤρετο. ἠπίστησεν vertreten. *Θ* besteht aus θρυλεῖν 263, 19, der Masse aus Paus. 263, 20 θαλλόν bis 265, 8 θυραυλεῖν, und von 265, 9 θέρος bis 265, 17 θωπεία reicht das in Rede stehende Lex. Letzteres bildet unter *I* die Partie 267, 13 Ἱππάς — 267, 23 ἱεραὶ τριήρεις, welche den Paus. ablöst. Was *P* an Glossen liefert, ist wahrscheinlich ganz und gar daher, aus *Λ* vielleicht 277, 15 ff., aus *Π* 297, 21—298, 15, aus *T* 309, 20—32, aus *X* χρήστης. χρημάτων. χρηματίζεσθαι. χοίνικες. χειμάδια, also wol so ziemlich ganz *X* daher — doch thut hier die Untersuchung schon etwas unsichrere Schritte. Inzwischen reichen die einigermaszen stärkern Gruppen *AΔEK* vollständig aus, um das Ohr so weit an die Terminologie des Lexikographen zu gewöhnen, dasz man denselben auch in den übrigen Buchstaben, wo er im S. spricht, leicht heraushört. Die Wendungen παρὰ τοῖς ῥήτορσι τέτακται — τάσσουσι δὲ αὐτὸ καί, ἐχρήσαντο οἱ ῥήτορες, ἔταξαν οἱ ῥήτορες, τέτακται ὑπὸ τῶν ῥητόρων, παρὰ πᾶσιν — τάσσεται, κέχρηνται οἱ ῥήτορες, οἱ ῥ. χρῶνται — τιθέασι δὲ καί, οἱ ῥ. ἐκλαμβάνουσιν, οἱ ῥήτορες ἐκάλουν, ὅπερ ἡμεῖς καλοῦμεν — οἱ ῥ. καλοῦσιν, οὐχ — ὡς ἡ συνήθεια, οὐ μόνον — ἀλλὰ καί, οὐκ ἐπὶ μόνου — ἀλλὰ καὶ ἐπὶ τοῦ, καὶ ἐπὶ τοῦ — καί, κεῖται, λαμβάνεται, διαφέρει, ἀντὶ τοῦ usw. geben dem Stil des Autors ein so unverkennbares Gepräge, dasz Fehlgriffe selten sein dürften. Vgl. z. B. ἄτακτοι bei Suid. I 1 p. 824, 7 mit 216, 12.

Forschen wir nun nach der Tendenz, dem Vf. und der Zeit des Lex., so kommt uns der Ertrag von Meiers Studien auf dem Gebiete der Lexikographen zu gute. Derselbe unterscheidet im 'Fragm. lex. rhet. emend. edit.' (Halle 1844) p. IV zwei Classen Wörterbücher: solche die zu Caesars und Augustus Zeiten angelegt nur Glossen der attischen 10 Redner enthielten und zu ihrer Erklärung keine Autoren, die nach Tiberius Zeit lebten, anführten, und solche die zu Hadrians Zeit ausgearbeitet wurden und den ganzen Atticismus umfaszten. Unser Lex. gehört offenbar zur ersten Gattung, indem es ausschlieszlich die 10 Redner im Auge behält: Aeschines (ἀρχαῖον bis. ἅμα.

δεῦρο. ἐξαγωνίων. πυνθάνεσθαι. πατρῴων), Andokides (ἀναυμαχίου), Antiphon (ἅμα. αἴσθεσθαι. ἀπολαχεῖν. διάθεσις. δεῦρο. θωπεία. ἱκετεία. καταλαβεῖν. ὀκνῶ. πατρῴων. τέως. χρημάτων), Demosthenes (ἄξιον gl. 1. ἀρχαῖον. ἅμα ter. γαμηλίαν εἰσενεγκεῖν, wo also Bhdys Note auf einem Irthum beruht, δεῦρο. ἐργολάβος. ὀκνῶ. ὁμοῦ. πυνθάνεσθαι. τέως), Deinarchos (δεῦρο. καλλίου. πυνθάνεσθαι), Hyperides (ἀπεψηφισμένος. παιδάριον. ῥόθιον), Isaeos (αἴσθεσθαι. διάθεσις. ὁμοῦ bis. πατρῴων. τέως), Isokrates (διάθεσις), Lykurgos (καυχᾷ), Lysias (ἄξιον. ἀπόμισθος. αἴσθεσθαι. ἀνάργυρος. ἀνάπηρος. ἀπειπεῖν. διάθεσις. ἐσχηματισμένος. λιθουργική. ὁμοῦ. παραφρυκτωρευόμενος. χρημάτων). Auszer ihnen habe ich nur Aristophanes (ὁμοῦ. χρήστης), Eupolis (ζητρεῖον), Homer (ὀκνῶ. ὁμοῦ. πυνθάνεσθαι), Menander (ὁμοῦ), Phokylides (χρήστης), Simonides, Sophokles, Thukydides [?] gefunden. Unter den im πίναξ aufgeführten Lexikographen könnten nun dem Stoff nach Caecilius und Zosimos von Gaza, deren letzterer λέξεις ῥητορικάς schrieb und sich vornehmlich mit Demosthenes und Lysias beschäftigte, in Betracht kommen: allein Zosimos lebte zur Zeit des Kaisers Anastasius; dagegen dürfte der Zeit nach Minucius Irenaeus (Pacatus), ein Zeitgenosse des Augustus, als Rival des Caec. auftreten: aber das Werk desselben, welches S. laut πίναξ aufnahm, handelte περὶ συνηθείας Ἀττικῆς τῆς ἐν λέξει καὶ προσῳδίᾳ γ', welchen Titel offenbar unser rhet. Lex. nicht beanspruchen kann. Wir sind also auf Caecilius reduciert und hätten nur den Beweis zu führen, dasz der Annahme desselben als Vf. nichts im Wege steht, falls wir ja sein Autorrecht nicht sollten beweisen können. Man erwäge folgendes. 1) die oben gegebene Uebersicht der Citate lehrt numerisch, dasz Andokides Isokrates Lykurgos Deinarchos Hyperides Isaeos selten als Zeugen auftreten, dagegen Antiphon Lysias Demosthenes Aeschines sehr häufig die Belegstellen liefern müssen. Das sind aber gerade diejenigen Redner, zu welchen Caec. besondere Studien gemacht und Erläuterungsschriften verfaszt hatte, nemlich περὶ Ἀντιφῶντος σύνταγμα, ὑπὲρ Λυσίου σύγγραμμα, σύγκρισις Αἰσχίνου καὶ Δημοσθένους, σύγκρισις Δημοσθένους καὶ Κικέρωνος, περὶ Δημ. ποῖοι αὐτοῦ γνήσιοι λόγοι καὶ ποῖοι νόθοι. 2) haben wir observiert, dasz zwar auszer S. noch das Et. M. und lex. Bekk. (auch vielleicht der Antiatticist u. τελεσθῆναι) das fragliche Lex. zu den 10 Rednern benutzt haben, nicht aber Photios. Wenn nun gleichwol einige Artikel sich finden welche Photios auch hat, z. B. θεαιδέστατον. μοχθηρός. ἵνα. τελεσθῆναι. ἠλινδημένον. κτηματίτην. κλιμακίζειν. καταλεύσιμον. προηροσίαι, so spielt eine der Quellen des Photios, ein Atticist, den Vermittler. Nun liegen aber θεαιδέστατον. καταλεύσιμον. κλιμακίζειν. κτηματίτην gerade in den Partien des rhet. Lex., in welchen wir den Atticisten Pausanias vermuteten. Hat aber dieser das Lex. benutzt, so ist das ein Beweis mehr für seine Abfassung vor Hadrian. Zu demselben Resultat führt gl. ἵνα, welche Photios mit lex. Bekk. und Eudemos theilt, den wir kurz nach Hadrian ansetzen musten. Man lasse sichs nicht befremden, wenn wir die gl. θεαιδέστατον und

folgende ohne weiteres den Glossen des Lex. zu den 10 Rednern beigezählt haben. Ueber unsere Berechtigung dazu können wir uns genügend ausweisen. Man frage beispielsweise die Glossen im S., welche Belegstellen aus Antiphon enthalten, nach ihrer Herkunft, so wird man in dem sog. Harpokration den Hauptlieferanten solcher Citate finden, nächst ihm in dem in Rede stehenden rhet. Lex., und nur für 7 Stellen etwa noch die Quellen zu suchen haben: für *ἀπεγένετο. ἄττα. θεαιδέστατον. μοχθηρός. ἶνα. Σαμοθράκη. τελεσθῆναι.* Davon weisen sich *ἀπεγένετο* und *ἶνα* sofort als eudemisch (115, 15 Bachm. vgl. Antiatt. 82, 33. 262, 13 Bachm.) aus. Das unverkennbare Gepräge unsres Lex. aber tragen von den übrigen 5 Glossen: *ἄττα, μοχθηρός, Σαμοθράκη,* von denen *μοχθηρός* im lex. Bekk. 281, 24 durch *κακόν, ἄθλιον* (letzteres auf Antiphon bezüglich) erklärt, dicht hinter dem bei S. fehlenden *μεταλλάσσειν· κεῖται καὶ ἐπὶ τοῦ τελευτᾶν βίον παρὰ τοῖς ῥήτορσι καὶ ἐπὶ τοῦ μεταβάλλειν* auftritt und durch diese Gesellschaft seinen Ursprung sofort verräth; *ἄττα* in etwas veränderter Gestalt durch Methodios auch in die *συναγ.* gerieth; *Σαμοθράκη* endlich aus keinem andern (im Et. M. 708, 10 fehlt wenigstens das Citat aus Antiphon) uns erhaltnen Lex. auszer lex. Bekk. 305 nachweisbar ist, was von den meisten Glossen gilt, die S. mit diesem lex. Bekk. gemein hat. Man sieht also dasz sämtliche Citate welche nicht aus Harpokr. stammen, aus dem Lex. zu den 10 Rednern herrühren, aus dessen Benutzung durch Eudemos und Pausanias sich das vorkommen einzelner Glossen daraus bei unserm Eudemos der *συναγ.* und bei Photios erklärt, ohne dasz S. den Photios abzuschreiben brauchte. Damit ist zugleich der Weg vorgezeichnet aus S. andere Caeciliana zu gewinnen, natürlich dasz für Demosthenes und Isokrates auszer Harpokr. und Eud. Glossen auch noch die syntaktischen in Abzug zu bringen sein werden. Für solche Caeciliana halte ich z. B. *ἐμποδών* (in Eud. übergegangen), *σκάνδιξ* von *σκάνδικα οὖν* ab, *κτηματίτην, μηλόβοτος, μοχθηρία, πεπορπημένος, προηροσίαι, συσσημαίνεσθαι, συνετιμήθη, σοβαρός* gl. 3, *σύνδικος, συγγενής, σαπρός* (mit Citat aus Eupolis, vgl. *ζητρεῖον*), welche alle uno tenore auch Bekk. An. I 305, 5—20 auftreten, *πραγματεία, ἄναλτον, ἀντέχει, ἀπογνούς* (letztere zwei auch eudemisch), *νέμειν προστάτην, κεραννύουσι, μοιχίδιον, φρονηματισθῆναι, θαρραλέον, χεῖρα* u. a. m. 3) ähnelt der Stil einzelner Artikel im Harpokr. (z. B. *παραγραφή. δημοτελῆ καὶ δημοτικὰ ἱερά*) so unserm rhet. Lex., dasz Harpokr. dasselbe benutzt zu haben scheint. Derselbe gehört aber nach Meiers Untersuchungen der augusteischen Zeit an und citiert den Caecilius selbst 75, 24 Bekk. *ἐξούλης.* Caec. Erklärung dieser Glosse stimmt aber mit S. gl. *ἐξούλης· κατὰ τῶν ἐλασάντων κτλ.*, wozu Bhdy den Caecilius Harpocrationis citiert. 4) gibt zum Ueberflusz die gl. *φάσις· ἔστιν ἣν ποιεῖταί τις κτλ.* vollgiltigen Beweis, dasz unsre Vermutung gegründet war. Wir finden sie wieder lex. Bekk. 315, 16—20 an der Stelle von *Φ*, wo wir die Excerpte aus dem Lex. zu den 10 Rednern zu finden hoffen dürfen, und wo das bei S. nicht vergeblich zu suchende *φιλόνεικος*

(Bhdy irrt z. St. ebenso wie u. *γαμηλίαν εἰσενεγκεῖν*) ebenfalls steht. Sie gehört aber wirklich dem Caec., wie bezeugt ist in Meiers Fragm. lex. rhet. p. XXXII, 24 [676, 23]. Die gl. *φάσις· λέγεται μὲν* wird also wol dem Zosimos gehören (die codd. BCFGD des Harpokration theilen sie mit S.). Dasselbe gilt von *εἰσαγγελία* Suid. I 2 p. 779 gl. 2 vgl. Caec. bei lex. rhet. p. XIII M. lex. Bekk. 244, 22. Der Titel des Werks aber, welches wir jetzt im S. nachgewiesen zu haben glauben, wird wol gelautet haben: *ἐκλογὴ λέξεων*, so dasz bei S. zu lesen ist: *ἐκλογὴ λέξεων κατὰ* [*Διονυσίου τοῦ*] *Τρύφωνος* (?) *β΄. ἔστι δὲ κατὰ στοιχεῖον, ἀπόδειξις τοῦ εἰρῆσθαι πᾶσαν λέξιν †καλιρρημοσύνης.**) Man vgl. mit diesem Titel *Ὥρου Ἀττικῶν λέξεων συναγωγή κατὰ Φρυνίχου κατὰ στοιχεῖον*. Zweck des Werkchens scheint der Nachweis gewesen zu sein, dasz eine gute Partie Wörter, welche später durch die *συνήθεια* eine feste Bedeutung erhalten hatten, etymologisch einer exquisitern *χρῆσις* fähig wären, in der sie namentlich die ältern 10 Redner, oft alle, gebraucht hatten. Benutzung des Caec. durch Pollux dürfte auch anzunehmen sein: so glaube ich *ὀδμή, ἀγλωττία, ἀναποδιζόμενον, χόριον* (Suid. Poll.) auf Caec. zurückführen zu dürfen. Auch Helladius Besantinous chrestom. p. 535 a 10 Bkk. zielt möglicherweise auf Caec. ab; wenigstens findet sich im S. ebenfalls die Hinweisung auf die *Εὐμενίδες* und auf *οἴκημα* (= *δεσμωτήριον*), wie bei Harp., der wol auch aus dem Kalaktiner schöpfte. So viel über Caec. und zur Ergänzung dessen was Bhdy selbst p. LIX ausgeführt hat und schon in einer Weise ausgeführt hat, dasz man sich wundern musz, weshalb er nicht die Untersuchung bereits zu demselben Resultate gebracht hat wie wir. Er würde dann auch die demosthenischen Scholien minder gering geschätzt haben, in denen gleich das Citat Olynth. I 9, 1 R. p. 463 Schaef. *ὡς ἤδη καὶ ἐν συγκριτικοῖς* [*ἢ Σωκρατικοῖς*?!] *εἴρηται* auf Caec. führt, und aus denselben viel für die *ἐκλογή* gewonnen haben.

Wir haben jetzt so viel festen Boden gewonnen, dasz unsre Schritte selbst da dreister treten dürfen, wo bisher noch alles zu schwanken schien. Nach Bhdys Versicherung hat S. den ganzen Harpokration in sein Lex. verwebt und Bekker hat an den meisten Stellen das entlehnte Gut durch ein 'Harp.' kenntlich gemacht. Mit welchem Rechte, mag er selber wissen. Denn bekanntlich enthält S. den Harp. nicht 'talem qualis vulgo editur', repraesentiert durch die codd. ABCFGHIKLM, sondern die knappere Recension der ältern codd. DE, in welcher ihn auch die lex. Seguer. und Photios benutzten. Hierbei ist aber beachtenswerth, dasz der Pal. 375 (E) keinen andern Titel kennt als *λέξεις ῥητορικαί* (wie auch Bessar. I) *τῶν δέκα ῥητόρων*, und dasz die Worte *συλλεγεῖσαι παρὰ ἁρποκρατίωνος τοῦ γραμματικοῦ*, welche D bereits von erster Hand aufweist, nicht nur erst später

*) ? *μετὰ καλιρρημοσύνης*. — Auf *Διονυσίου τοῦ Τρύφωνος* statt *Φρυγῶν* führt Harp. *γρυπάνιον* vgl. Et. M. 242, 7, wo *γρυπανίζειν* Caec. geliefert zu haben scheint.

nachgeflickt sind, sondern überhaupt nicht alt sein können. Erkennt also der codex omnium antiquissimus dieser im byzantinischen Schulgebrauch allein gangbaren Redaction den Verfassernamen des Harpokration nicht an, und musz gleichwol die Authenticität Harpokrations für die andere zwar durch jüngere Quellen vertretene, doch gediegnere Familie zu Recht bestehen, so liegt die Vermutung mit Händen zu greifen, dasz das byzantinische Buch seinen Ursprung einem dortigen Gelehrten verdanke, der nach dem Brauche seiner Zeit das rhet. Lex. des Alexandriners aufs schamloseste plünderte und dennoch es wagen durfte, das verwässerte Plagiat als selbständige Arbeit unter seinem Namen in Curs zu setzen. Ich halte Zosimos von Gaza oder Askalon, den Zeitgenossen des Kaisers Anastasius (491—518), dessen Andenken, wie schon oben erwähnt, auf dem Gebiete der attischen Redner nicht so ganz erloschen ist, für diesen Plagiator (s. Westermann Gesch. d. gr. Bereds. § 57, 4. § 104, 12 und zu Plut. vit. X oratt. p. 9 u. 21); dessen *λέξεις ῥητορικαὶ κατὰ στοιχεῖον* wenigstens in byzantinischer Zeit den Gebrauch des Harp. verdrängten. Es hätten also auch die nicht g a n z Unrecht, welche wie Haase zu Xen. de rep. Laced. praef. p. V den Harp. ins 4e Jh. verlegen. Ich weisz sehr wol, dasz dieser Vermutung jede andere Basis als eben das angezweifelte Quellenverzeichnis des S. gebricht, in dem Zosimos von Gaza mit *λέξεις ῥητορικαὶ κατὰ στοιχεῖον* aufgeführt wird; allein da meiner auf mühsame und sorgfältige Untersuchungen gegründeten Ueberzeugung nach die Glaubwürdigkeit des Quellenverzeichnisses bereits für mehrere der aufgeführten Autoren, am evidentesten für Caecilius von Kaleakte auszer Zweifel gesetzt ist, so befürchte ich nicht mich in selbsttrügerischem Kreise zu drehen, wenn ich die Versicherung des *πίναξ*, dasz das rhet. Lex. des Zosimos in den S. verarbeitet sei, ohne weiteres für bare Münze nehme und diese Arbeit in den Artikeln des S. erblicke, die der sog. kürzern Fassung des Harp. entsprechen. Es kommt dazu dasz gerade die Regierung des Anastasius, über welche die Quelle von S. litterargeschichtlichen Arbeiten nicht hinausreicht, mehrere ausgezeichnete Gelehrte in ihrer Blüte sah, wie Timotheos von Gaza, den Landsmann unsres Zosimos, und Eugenios von Augustopolis in Phrygien, und dasz die Werke dieser Männer, wie aus den betreffenden sehr genauen Artikeln des S. erhellt, nicht nur in byzantinischer Zeit wol bekannt und viel gelesen waren, sondern auch, wie einzelne Arbeiten des Timotheos von Gaza, bis auf unsre Zeit sich erhalten haben (Philol. VIII S. 234). Für vorliegende Frage wäre es allerdings von höherem Interesse, wenn dies Geschick statt des Timotheos den Eugenios betroffen hätte, da auch dieser unter den Quellen des S. zählt. Dasz seine *παμμιγὴς λέξις κατὰ στοιχεῖον* dem Lexikographen zuverlässig aus Autopsie bekannt war, darüber scheint mir der Artikel *Εὐγένιος Τροφίμου* keinen Zweifel aufkommen zu lassen, da derselbe, dessen Gewohnheit es ist in litterarhistorischen Artikeln sich über den Inhalt erhaltener und geschätzter Werke etwas umständlicher auszulassen, auch über

die Einrichtung dieses Wörterbuchs genau berichtet: *ἔχει δὲ καὶ τὰ παράδοξα ἢ περὶ τόνον ἢ πνεῦμα ἢ γραφὴν ἢ μῦθον ἢ παροιμίαν ἑπόμενα αὐτῇ.* Schon dieser Umstand scheint mir dafür zu sprechen, dasz Eugenios Erwähnung im Quellenverzeichnis keine grundlose und unberechtigte sein werde. Einen schwachen Anhalt aber zu weiterer Forschung bietet die Notiz, dasz in der *παμμιγὴς λέξις* bemerkenswerthe Sprichwörter Aufnahme gefunden hatten. S. hat deren eine erhebliche Anzahl. Nun haben wir schon gesehen, dasz er sie dem Photios trotz öfterer Uebereinstimmung nicht verdankt, da er denselben überhaupt nicht benutzte: ferner lehrte eine Vergleichung seiner sprichwörtlichen Artikel mit den erhaltenen Sammlungen zwar am häufigsten Uebereinstimmung mit Zenobios, aber nicht ausschlieszliche Benutzung desselben — zuweilen stimmt er mit keiner unsrer Sammlungen —, und doch ist es von vorn herein glaublich dasz ein Compilator vom Schlage des S., dem es selbstverständlich an eignen Sammlungen gebrach, füglich alles dahin einschlagende aus einer einzigen Quelle schöpfen muste. Noch bequemeres arbeiten aber hatte er, wenn er sprichwörtliches in einem andern Wörterbuch alphabetischer Anlage bereits verarbeitet fand, und da finde ich keine andere Quelle als die *παμμιγὴς λέξις* des Eugenios. Unter *Σ* hat S. circa 36—37 Paroemien, d. i. 16 mehr als Zenobios und 21 mehr als Diogenian beigebracht. Unter diesen kehren wörtlich nur 15 höchstens 16 beim Photios wieder: *σαρδόνιος γέλως, Σαρδανάπαλλος, σαυτὴν ἐπαινεῖς, σειρὴν μὲν κτλ., σελίνου στέφανος πένθιμος, Σικελὸς ὀμφακίζεται,* (*σινωπίσαι,*) *σιφνιάζειν, σκνὶψ ἐκ χώρας, σκορακίζειν, Σκυρίαν δίκην, σπιθαμὴ τοῦ βίου, σῦκον αἰτεῖς, Συρακοσία τράπεζα, Σύροι πρὸς Φοίνικας, συντομώτερον σκάφης, Σαμίων ὁ δῆμός ἐστιν ὡς πολυγράμματος,* was ich nur erwähne um gelegentlich das oben über S. Verhältnis zu Photios gesagte auch aus einer andern Partie des Buchs als aus *E* zu begründen. Mit Zenobios stimmen *σαυτὴν ἐπαινεῖς* (V 100), *σκνὶψ ἐκ χώρας* (V 35), *σκορακίζειν* (V 90), *σταχάνης δικαιότερον* (III 16), *Συβαρίτης διὰ πλατείας* (V 88), *σῦκον αἰτεῖς* (V 91), *σῦκον ἐφ᾽ Ἑρμῇ* (V 92), *σὺν Ἀθηνᾷ κτλ.* (V 93), *σὺν δὲ θεοὶ κτλ.* (V 99), *Συρακοσία τράπεζα* (V 94), *συρβηνὴς χορός* (VI 1): mit Diogenian *Σικελικὴ τράπεζα* (VIII 7), *σκνὶψ ἐκ χώρας* (VII 25), *σπιθαμὴ τοῦ βίου* (VIII 17), *Σύροι πρὸς Φοίνικας* (VIII 19), *σχῖνον διατρώγειν* (VIII 13): mit Plutarch I 61 *Σαμίων ἄνθη*: mit Gregorios Kyprios KB *σοφία μωροῦ*, mit App. IV 68 *Σαρδανάπαλος*, IV 71 *σινδαρωνεύεσθαι*, IV 72 *σινωπῆσαι*, IV 73 *σιφνιάζειν*: mit keinem der in Bd. I der ed. Gott. abgedruckten Paroemiographen: *Σαμίων ὁ δῆμος κτλ., σελίνου δεῖται ὁ νοσῶν, σιφνιάζειν, Σκυρίαν δίκην, ἐπὶ σπείρᾳ σχοίνιον, συκίνη μάχαιρα. ἐπικουρία, σῦκον αἰτεῖς, Συρακοσίων δεκάτη, σφηκιά, καὶ σφάκελοι ποιοῦσιν ἀτέλειαν.* Von *σοφοὶ τύραννοι* hat S. nur das Lemma. Wer wollte sich überreden dasz der Lexikograph sich die Mühe gegeben hätte aus den Schriften jener Männer *περὶ παροιμιῶν* diese Artikel selbst zusammenzustellen? und was hätte gerade den verzettelten Sprichwörtern aus Plutarch,

Gregorios Kyprios und der einen kleinern Hälfte aus Zenobios sowie dem Drittel des Diogenian die Ehre verschafft Aufnahme zu finden? Jeder unbefangene wird geneigt sein die Quelle aller dieser Artikel in einem Lex. zu finden, wo sie bereits hineingearbeitet waren, d. h. nach S. eignem Zeugnis im Eugenios. Für diesen Sachverhalt scheint auch eine Stelle trotz ihrer Dunkelheit zu sprechen: *Ἔρως — τέθειται δὲ ἐν τῷ περὶ παροιμίας ἐν τῷ ε στοιχείῳ.* Man könnte vermuten es werde hier *ὁ εἰς τὰς παρὰ Πλάτωνι παροιμίας γράψας* gemeint, der bei Westermann mythogr. p. 323, 18 citiert wird; allein das einfachste scheint denn doch zu sein statt *ἐν τῷ περὶ παροιμίας* zu lesen *Εὐγενίῳ.* Jedenfalls ist mit vereinzelten Hinweisungen auf Zenobios im Bekkerschen S., wie z. B. p. 731 *μωρότερος Μωρύχου* herzlich wenig gedient. — Nunmehr aber rufe ich mir selbst ein 'bis hierher und nicht weiter' zu. Denn die Untersuchung kann mit der für Eudemos, Helladios, Eugenios, Zosimos, Caecilius, Vestinus (Pamphilos) gewonnenen Ausbeute wol zufrieden sein und würde bei ihrem gänzlichen Mangel an Hilfsmitteln sich ins blaue verlieren, wollte sie eine Sonderung der Artikel vornehmen, welche dem Lupercus, Pacatus und Pollio gehören, die alle drei den attischen Sprachschatz behandelt haben, obwol das Gepräge einzelner constant wiederkehrender Phrasen auch hier leitend sein könnte. Es genügt zu bemerken, dasz S. den Irenaeus (Pacatus) ebenso gut benutzen konnte, wie ihn z. B. Et. M. oder schol. Eur. gebrauchte.*)

Wir brechen hier ab. Denn obgleich ich nicht gerade fürchte die Geduld aufmerksamer Leser zu ermüden, da die in Angriff genommene Untersuchung jedenfalls den Reiz der Neuheit hat, so verbieten doch die Grenzen, welche diese Jahrbücher ihren Anzeigen stecken müssen, jene gröszere Umständlichkeit, zu der jede gediegene Arbeit den Beurtheiler so leicht herausfordert.

Der folgende Abschnitt wird sich daher ausschlieszlich mit dem Suidas ex recognitione Imm. Bekkeri beschäftigen. Auf die Frage, was Bekker bewegen konnte so kurz nach Gaisfords und Bernhardys Ausgaben mit der seinigen ans Licht zu treten, gibt die 'praefatio editoris' folgende überraschende Auskunft: 'restat ut usu habilis parvoque parabilis reddatur liber et male digestus et insano pretio venire solitus. fiebat autem qualem publica commoda poscunt, si desinebat iterare quae semel posita sufficiunt, si a novata temere

*) Nur noch über Longinus Cassius wage ichs mit einer Vermutung herauszurücken. Dieser Longinus heiszt im Matrit. B. D. F. Mediol. (Bandini II p. 213) *ὁ Κάσιμος* oder *ὀκάσιμος*, während vol. II 1 p. 596 *ὁ Κάσσιος* ohne Variante geschrieben wird. Sollte etwa *ΚΑΣΙΑΝΟΣ* gemeint sein? oder genauer das *λεξικὸν τῶν ἐνδιαθέτων γραφῶν ἐκτεθὲν παρὰ Στεφάνου καὶ Θεοδωρήτου Κασιανοῦ Λογγίνου φιλοσόφου καὶ ἑτέρων λεξιγράφων*, auf das ich im Philol. VIII S. 252 zu sprechen kam? und gehen darauf die glossae sacrae zurück? Die Benutzung dieses Lex. durch Hesychios steht wenigstens auszer Zweifel: *ᾤμην· ἐνόμιζον* (Suid. *ἐνόμισα*). *ὦπται· ἐθεάθη, ἰδέθη* (Suid. *ὡράθη*). *ἀγκύλας· ὀγκίνους.*

litterarum serie ad assuetum nobis omnibus ordinem redibat, si adnotationis nihil nisi brevissimum locorum laudatorum indicem admittebat.' Also die ziemlich dehnbaren und relativen Begriffe von Bequemlichkeit und Wolfeilheit, das waren leitende Gesichtspunkte eines Philologen von Ruf bei der Herausgabe des Suidas. Abgesehn davon dasz ein Buch von 1158 Seiten in Groszlexikonformat nicht gerade zu den bequemsten gehört und durch einen Textesabdruck zum Preise von 6⅔ Thlr. die Anschaffung des Buchs noch lange nicht jedem ermöglicht ist, was kann unter ihrem Einflusz anders geliefert werden als eine Fabrikarbeit, welche jeder Gelehrte, falls sie ihm der Speculationssinn eines Verlegers ansinnen sollte, im Interesse desjenigen Fachgenossen und desjenigen Verlegers, welche jahrelangen treuen Fleisz und bedeutende Kosten an ein deutscher Wissenschaftlichkeit würdiges Unternehmen setzten, von der Hand weisen müste. Das Mäntelchen der publica commoda, für welche B. so freundlich gesorgt hat, ist leider etwas zu kurz gerathen. Denn wir müssen entschieden in Abrede stellen, dasz nach Verlauf von zwei Jahren schon wieder eine neue Ausgabe des S. Bedürfnis sein konnte, auszer denn ihr Vf. hätte das unverhoffte Glück gehabt eine Hs. von höherem Werthe als AV zu entdecken, deren überreicher Ertrag dem Texte eine so wesentliche Umgestaltung gegeben haben würde, dasz eine blosze Mittheilung der Varianten in irgend einer philologischen Zeitschrift, die für Bekkers Emendationen auf p. III u. IV vollständig ausgereicht hätte, nicht ausreichend erschienen wäre. Wer sollte denn auch dies Bedürfnis fühlen? welche Leser oder Käufer seines Buchs hat sich denn eigentlich B. gedacht? Den Philologen, dem ein Suidas unentbehrliches Rüstzeug ist? — wir wollen zu seiner Ehre glauben, dasz er die 36, resp. 24 Thlr., welche er auf Anschaffung des in längern Pausen erschienenen Bernhardyschen Werks verwendete, längst verschmerzt hat. Den Schulmann um jeden Preis? — aber der überläszt die Anschaffung solcher Sachen lieber den Gymnasialbibliotheken, da er zu selten in die Verlegenheit kommt den S. nachzuschlagen, und braucht er ihn (etwa zum Osterprogramm), was soll der Bekkersche mit dem 'brevissimus locorum laudatorum index' ihm nützen, da ihm für seine Zwecke die Bernhardyschen adnotationes unentbehrlicher sein werden als der Text? Also die Bibliotheken der höheren Lehranstalten? — wären die Mittel derselben nur nicht gewöhnlich so beschränkt, dasz man gar oft noch vergeblich nach simplen Textesausgaben gelesener Autoren fragt, geschweige denn sich getrauen dürfte den Bibliothekar nach einem griechischen Nationalgrammatiker und Lexikographen zu fragen. Doch wir wollen dem Absatze kein ungünstiges Prognostikon stellen; die Rechnung könnte doch trügen, da es sich um das Werk eines Mannes τοιοῦτον ὄνομα ἔχοντος handelt. Das verführerische des B.schen S. liegt ja nicht allein in dem civilen Preise, sondern auch in der Bequemlichkeit der innern Einrichtung. Der S. war bisher 'male digestus', B. hat zum erstenmale das Verdienst ihn 'a novata temere (sic!) litterarum serie ad assuetum nobis

omnibus (?) ordinem' zurückgeführt zu haben. Wie kann B., dem wir die lexica Segueriana, d. h. u. a. den apparatus sophisticus des Phrynichos verdanken, worin von streng alphabetischer Ordnung wirklich keine Spur vorhanden ist, nach einem so armseligen Scheingrunde haschen, um uns von der Nothwendigkeit seiner neuen Ausgabe zu überzeugen? Denn angesichts dessen, was Bhdy comm. p. XXXVII—XXXIX über die *ἀντιστοιχία* ausgeführt hat ('hunc igitur apparet arbitrarias istas litterarum vices *nec temere* nec per incuriam dispensasse') konnte er doch nicht im Ernste von einer '*temere* novata litterarum serie' sprechen, da die leichtfertige Neuerung lediglich auf seiner Seite und — nicht einmal neu ist. Vor Ritschl protestierte schon Osann Philem. p. XXVI gegen derartige Misgriffe: 'lexicorum igitur Graecorum disponendorum ratio si ita, ut dixi, apud veteres ipsos habuit, iure ii reprehendendi videntur, qui in edendis lexicis *commodo* lectorum magis quam veterum memoriae prospiciendum esse arbitrantes vocabula extra vulgarem alphabeti seriem posita iusto suo loco vindicare studuerint, id quod in Harpocratione Blancardus, in Moeride Hudsonus fecerunt, cum ab aliis tum a Villoisono notati ad Apollonii lex. Hom. p. XLIII.' S. hatte überdies zu seiner Anordnung, welche seiner Zeit die gangbare war und uns nur darum nicht geläufiger ist, weil kein anderes Lex. der Zeit (s. jedoch Et. M. z. B. p. 657 f.) erhalten ist, wie Bhdy p. XXXVIII lehrt, seinen guten Grund: mit ihm verfahren, wie Bekker gethan, ist daher auch eine Art Barbarei, heiszt eine künstliche Anordnung eines immerhin schätzbaren Denkmals des Alterthums mutwillig zerstören. Auch ist die Durchführung der streng (?) alphabetischen Anordnung für unsere Philologen eben kein Compliment. Sie wills den armen Leuten bequemer machen, die sich bisher in dem 'male digestus Suidas' so schwer zurechtfanden, so viel kostbare Zeit tödten musten, um hinter das Geheimnis zu kommen, dasz sie *παῖ* hinter *παχύτερον* zu suchen hätten, und dasz sich *Σεβῆρος* hinter *Σεύθης* verkrochen haben könnte. Ein Glück dasz wol die meisten Philologen sich nach kurzem Gebrauche bald in die antistoechische Reihenfolge gefunden haben. Wer sich schwer orientierte, gebrauchte wahrscheinlich das Buch selten, und wer es in seiner bisherigen Gestalt selten zu Rathe zog, wird es höchst wahrscheinlich in der bequemern Gestalt auch nicht befragen, zumal man Bhdy doch nachschlagen musz, will man wissen woran man ist. B. wird also wenig Dank für seine Mühe ernten, den Gaisfordschen Index entbehrlich gemacht zu haben. Epoche wird seine Ausgabe schwerlich machen. Sein Verfahren hat aber auch seine andern Bedenken. II 2 p. 7 ordnete S.: *πάγον εὐτείχη· ἐν ὄρει τετειχισμένην. Πάγοι· αἱ ἐξοχαὶ κτλ.* Der eingerenkte S. bietet natürlich *πάγοι· αἱ ἐξοχαί — πίτυς. πάγον εὐτείχη κτλ.* ohne Ahnung, dasz nicht die Antistoechie allein die frühere Reihenfolge bedingte, sondern auch die gemeinschaftliche Quelle beider Glossen, als welche Hesychios *παγὸν ἐν τείχει· τετειχισμένον ἐν ὄρει. πάγοι· αἱ ἐξοχαὶ κτλ.* noch den Pamphilos oder seine Epitome vermuten

läszt, während Photios, auf den S. also auch hierorts nicht zurückgieng, bereits die Umstellung à la Bekker vollzog. Hinwieder frage man sich, warum liesz B. p. 11 die Glossen ἀγαλματοφορούμενος und ἀγάλλων, deren letzte die alphabetische Folge stört, in derselben Ordnung wie sie S. hat, während gerade hier Anecd. Gr. I p. 324, 8—10 ἀγάλλει. ἀγάλλων. ἀγαλματοφορούμενος ihm ein Recht gab ἀγάλλων auf ἀγάλλει folgen zu lassen. Vgl. auch μεμαστιλημένος nach μεμανῖα, κρατεῖν nach Κρατερός. — Ein Beispiel anderer Art. II 2 p. 19 lesen wir Παλατῖνοι. [Παλάμη· τῇ ἀρχῇ. Πάλαι· ἐπίρρημα χρόνου δηλωτικόν.] Παλαιγενές. Bhdy bemerkt dazu: 'Παλάμη. Hanc et seq. glossam cum habeat A in marg., ego notavi.' B., der nach Gefallen Marginalglossen aufnimmt oder wegläszt, hat hier verkehrt genug zufällig ihre Zulassung beliebt. Wir treffen daher πάλαι nach παλάθαι, resp. παλασίων an, παλάμη vor Παλαμήδειος λόγος. Die Klammern bei Bhdy verstehen wir; denn wenn παλάμη, eine offenbare Randinterpolation, mit πάλαι gemeinschaftliche Sache macht, so ist beiden Glossen ihr Urtheil gesprochen. An der Stelle aber, wo sie bei B. auftreten, kann niemand ohne Bekanntschaft mit Bhdys Note Verdacht gegen sie schöpfen. Drittens bringt B. sein Umstellungsverfahren in das fatale Dilemma falschgeschriebene Lemmata doch an ihrer Stelle zu lassen, z. B. Ἀγαλεών, was Αἰγάλεων sein soll, oder an anderer Stelle das richtige, was aber wieder kein Lemma des S. ist, einzusetzen (μεῖλαξ). Willkürlich ferner oder Caprice ist es, wenn z. B. die 2e Gl. Σαλούστιος Μοψεάτης ἰατρός, welche bei S. verständigerweise geschwisterlich auf die andere litterargeschichtliche Gl. Σαλούστιος σοφιστής folgt (s. Eudokia p. 381 f.) zur 6n gemacht wird. Wozu denn? Dort springt sie ins Auge, hier verkrümelt sie sich als Nachtrab längerer Excerpte. Noch verkehrter aber ist die Umstellung der 4 Glossen Παλαίφατος nach den Anfangsbuchstaben der Ethnika Ἀβυδηνός, Ἀθήνησιν, Αἰγύπτιος, Πριηνεύς, da S. seiner Quelle folgend die Homonymen offenbar nach der Chronologie aufgeführt hatte. Auch eine andere Art Umstellungen hat B. vollzogen, welche besonders für litterargeschichtliche Artikel sehr mislich ist, indem er versprengte Bruchstücke einer Glosse ohne weiteres an das dem Anscheine nach zupassende Stück wieder ansetzt. Wenn er II 2 p. 662, 1—3 οἱ δὲ προσεβοήθουν hinter ἐκφράσεως Z. 6 unterbringt, so hat das nicht viel auf sich, obschon es vielleicht eben so zweckmäszig und zweckmäsziger hinter Πολύβιος unterzubringen wäre. Wenn dagegen bei B. die Gl. Σιμωνίδης Κρίνεω in sich aufgenommen hat, was II 2 p. 753 f. hinter Σιμμίας Ῥόδιος verschlagen ist, so hat das begründete Bedenken, da 1) den arglosen Leser kein Zeichen auf die durch Conjectur gewonnene Erweiterung der Glosse und ihre frühere Zersplitterung aufmerksam macht, 2) der Text der Schluszworte zwar lesbar, aber unzuverlässig ist, 3) der Text der ganzen Glosse trotzdem nicht in Ordnung ist, sondern noch an dem doppelten ἔγραψε leidet, was im S. sonst gerade ein Fingerzeig der Verschmelzung zweier Homonymen ist. Dasz σιγῶ (II 2 p. 744)

mit ἐκ τῶν Ἴωνος (p. 777) bei B. p. 950 σιγῶ verschmolzen ist, finden wir ganz in der Ordnung; nur wäre an den betreffenden Stellen eine Hinweisung auf vollzogene Umstellung am Platze gewesen. Schon um der Gleichförmigkeit willen. Denn auch andere Glossentrümmer liegen auf fremdem Boden versprengt, musten aber da liegen bleiben, weil man bis jetzt den Platz, wohin sie gehören, nicht ermitteln konnte. So z. B. σειραίνω· ξηραίνω· «μεθ' ὧν ἐστέφοντο πρὸς τὰς τῶν γάμων ἡμέρας», obwol ich glaube dasz p. 948 σήσαμα — νυμφίοι keine unpassende Stelle dafür wäre.

Der dritte Vorzug dessen der B.sche S. sich rühmt ist die Entäuszerung alles unnützen Ballasts. So manches fand sich zweimal, auch mehrmals wiederholt, was éinmal zu geben genügte. Da findet sich die nemliche Stelle des Menander p. 399 *) unter προσρήσεσι und unter Σιλζίβουλος wieder. Ein '«ἐσήμηνε Σιλζίβ . . . Πέρσαις» cf. v. προσρήσεσι' scheint B. zu genügen. Papier wird dadurch freilich gespart, aber ist das Bequemlichkeit, wird dadurch dem nachschlagenden Zeit gespart oder geraubt? Ist nachweislich eine oder die andere Stelle Interpolation, so werfe man die interpolierte ganz heraus und deute den Vorgang unterm Texte an **); schrieb aber S. beide Glossen, so lasse man ihm sein Eigenthum unverstümmelt. Unter allen Umständen aber verfahre der Hg. consequent. Wer soll p. 595 κεφάλαιον aus dem 'cf. v. τίτλος' entnehmen, dasz es B. hier beliebte die Worte τίτλος διαφέρει — κεφάλαια σλβ' wegzuwerfen, welche auf κερματίων folgen? Oder was soll man dazu sagen, wenn z. B. u. Σάκας, wo von ὁ αὐτός an bis Πορφύριος alles Interpolation ist, das erste interpolierte Stück ὁ αὐτός — πατρίδος seinen Platz behält, das zweite, gerade minder bedenkliche, weggeschnitten wird?

Die adnotatio beschränkt sich nach der praefatio auf einen kurzen Nachweis der citierten Stellen, leistet jedoch etwas mehr als ver-

*) Bekker citiert p. 442 Nieb. Man wolle jedoch Bernhardys Note zu beiden Stellen einige Aufmerksamkeit schenken.

**) Den Text eines Lex. von Interpolationen zu säubern hält gewis sehr schwer und dürfte im S. ganz durchzuführen kaum möglich sein. Da der Kritiker aber, wie ich oben an φιλόνεικος vgl. mit Caec. bei Bekk. Anecd. 315, 23 gezeigt habe, auch Gefahr läuft den Waizen mit dem Unkraut auszuraufen, ferner das von Bhdy angenommene Kriterium der Interpolation so wenig stichhaltig ist, dasz bei consequenter Durchführung desselben zu Anfang von Π nicht viel Glossen übrig bleiben würden, endlich nicht gut geheiszen werden kann, wenn verdächtiges bald in die Noten verwiesen wird, weil schon Küster und Gaisford Anstosz nahmen, bald im Texte eingeklammert verbleibt, so hätte sich B. gerade ein Verdienst erwerben können, wenn er statt zu beschneiden, auch dem verwiesenen seinen Platz wieder eingeräumt hätte, am besten mit kleinerem Satze unter dem Texte, aber mit den Notizen: 'om. A, om. V, proscr. Kust. Gaisf. Bernh.' Es müste, meine ich, sogar angedeutet werden, wo S. Ausfälle erlitt; z. B. entbehrte er gewis nicht der Gl. σαραφίμ, da Eudemos und Hesychios sie haben. Auch das folgende verworfene σαργάνη schützen cod. A und Hesychios.

sprochen wird, da sie auch Verweisungen auf andere Glossen und eine kurze Wortkritik nicht ausschlieszt. Sollen wir unumwunden unsere Ansicht sagen, so scheint uns eine Sacherklärung für S., so willkommen dieselbe bei der musterhaft taktvollen Beschränkung Bhdys sein mag, entbehrlich, eine adnotatio critica aber unerläszlich. Ich meine natürlich nicht jene kritiklose adnotatio à la Jacobitz, die allen handschriftlichen Kehricht zusammenfegt und in Cobet erst neuerdings wieder den unerbittlichsten Gegner gefunden hat, sondern jene wolgesichtete, concentrierte adnotatio, die einmal dem Verdienste seine Kronen läszt, indem sie kurz aber klar andeutet, auf welcher hsl. Grundlage der oder jener ältere oder neuere Gelehrte zuerst das unzweifelhaft richtige, im Text recipierte fand, zum andern die noch im argen liegenden Stellen, incl. Lücken, durch irgend ein Merkzeichen unter Mittheilung des hsl. Sachbestandes andeutet. Es ist doch eine starke Zumutung errathen zu sollen, dasz u. *Σιμωνίδης Μάγνης* p. 952 die aufgenommene Lesart *καὶ γέγραφε τὰς Ἀντιόχου τοῦ σωτῆρος πράξεις καὶ τὴν πρὸς Γαλάτας μάχην* nichts weniger als handschriftlich beglaubigt, sondern eine von ihrem Urheber später sogar aufgegebene Conjectur Meinekes statt *τοῦ Μεγάλου* ist. So wird das unsichere recipiert und in der folgenden Zeile Bhdys unzweifelhaftes *κατὰ τήν* für *καὶ τήν*, die leichteste Emendation von der Welt, verschmäht. — Doch halten wir uns an die gelieferte adnotatio. Für Ermittlung des Fundorts der citierten Stellen ist seit Küster bekanntlich viel geschehen, doch beinahe noch ebenso viel zu leisten. B. hatte also z. Th. leichtes Spiel, z. Th. vollauf Gelegenheit, dem S. seine immense Belesenheit zu gute kommen zu lassen. Wie weit er das letzte gethan, weisz ich nicht, da die Mühe Glosse für Glosse zu diesem Zweck zu vergleichen in keinem Verhältnis zum Ertrag gestanden hätte; dasz er aber nicht alle ermittelten Citate angegeben hat, kann bezeugt werden. Hinter *Κέρκωπες* vermiszt man Nonnus in Greg. Naz. p. 140, *παλάμαι* steht Soph. Phil. 177, *πύκνωσις* Aelian Takt. 11, *σεμνεῖον* im Philo; *σελάχια* hatte Bhdy im Aelian H. A. XI 37, die Worte *φασὶ — σώματα* u. *σελήνη* Küster im Theodoret zu Psalm 120, 6 nachgewiesen. Ferner: mit dem nemlichen Rechte, wie anderwärts Citate, deren Stil einen ziemlich untrüglichen Schlusz auf den Vf. gestattet, von B. dem mutmaszlichen Autor in '(?)' vindiciert werden, hätte das mindestens überall geschehen sein sollen, wo namhafte Gelehrte ihre Vermutungen über die Quelle ausgesprochen hatten. Hat man auch dem Aelian zu viel herrenlose Fragmente zugesprochen, so verräth ihn doch ein guter Theil durch den Stil, wie Eunapios und Damaskios und Kodinos nicht zu verkennen sind. So vermiszt man denn gl. *μέγαρον* — (Aelianus) nach Küster, *Σαλμωνεύς* — (Aelianus) nach Valckenaer und Bhdy, *ὅτι Σαλούστιος ὁ τῆς* — (Eunapius) nach Valesius u. p. 107 Nieb., *σελευκίς* — (Eunapius) fr. 2 Boisson., *σαρκοφαγία* (Damascins), *Σεβῆρος σοφιστής* gl. g (Damascius), *σειρῆνας* (Codinus?), vgl. *εἶχον δὲ — στρουθῶν* mit gl. *Ἀφροδίτη* p. 204 Bekk. Mit *ἐπηράσαντο* und *Εὐμολπίδαι* vgl. Isokr. Paneg.

§ 42. Am Ende der gl. Σαραπίων hat B. zwar 'Damascius' beigeschrieben, doch gehörte sichs in ( ). Wenig oder gar nicht ausgebeutet sind die Taktika, namentlich Arrians, obgleich S. selbst gl. ἐπαγωγή durch seine Angabe ἐκ τῶν τακτικῶν seine Quelle bezeichnete. Man sehe λόχος gl. b p. 670 — Arr. 5, 5. 6; ἐνωμοτία gl. a p. 373 — Arr. 6, 1. 2; ἐφίππων ὀνόματα — Arr. 18, 2; πύκνωσις — 11, 3; κλίσις — 21, 1; ἐπιστροφή — 21, 3; ἀναστροφή — 21, 4; ζυγεῖν — 22, 1; ἐπαγωγή — 28, 2; παραγωγή — 28, 3; ἔμβολον — 17; κοιλέμβολον — 29, 5. 6; σημεῖα Σκυθικά — 35, 3. 4. Eine Vergleichung der meisten dieser Stellen würde nicht ohne Vortheil für den Text des S. geblieben sein. Ich wähle ein recht eclatantes Beispiel in σημεῖα Σκυθικά. Hier war im S. zu interpungieren: τὰ δὲ σοφίσματα ταῦτα· darauf eine Lücke anzudeuten und das folgende so zu schreiben: θεόντων δὲ ἢ . . . ἐξογκοῦται, ὥστε ὡς μάλιστα . . . καί τι καὶ ἠχεῖν . . . διερχομένῃ βιαίᾳ. Unter λόχος ist im S. zwischen ἀνδρῶν und ιβ' ausgefallen ι' οἱ δέ, ferner καὶ πρωτοστάτης καὶ ἡγεμών und κράτιστος statt ἄριστος zu lesen. Unter ἐπιστροφή dürfte περιελιχθέντος für περιενεχθέντος vorzuziehen sein.

Was B. bewogen hat auszer der Uebereinstimmung des S. mit den Scholiasten zu Sophokles, Aristophanes, Thukydides usw. auch die mit Harpokration anzuführen, ist nicht wol einzusehen, da eine gleiche Hinweisung auf Eudemos, Caecilius im lex. Seg., Photios und Hesychios unterblieben und die Hinweisung auf Harpokration auch nicht einmal überall durchgeführt ist. Sie fehlt im Σ z. B. bei den Glossen σεμναὶ θεαί, Σέρριον, Σεύθης, Σηράγγιον, Σίγειον, Σίμων, Σινώπη, σκαφίον, Σιμικυθίων, σταφυλοβολεῖον, Στειριεύς, στρατηγοί, Στράβαξ, Στρέψα, Στρομβιχίδης, στρωτήρ, Σφηκτός und gehört u. σκηνίτης nach ὠνίων. *) Nach dem was wir oben über die Quelle des S. gesagt haben hat Harp., insofern hinter codd. DE Zosimos steckt, allerdings einen Anspruch auf Berücksichtigung in einem locorum laudatorum index; allein denselben hat auch Hesychios in Ermangelung eines Vestinos und Pamphilos, denselben haben in weit höherem Grade die angemerkten Partien der lex. Seg., welche auf Caec. zurückgehen, und vornehmlich Eudemos, durch dessen Berücksichtigung in seiner adn. sich B. ein nicht geringes Verdienst erworben haben würde, da sofort dadurch die immer noch wünschenswerthe Separatausgabe des Eudemos von Osann überflüssig gemacht worden wäre. Und der volle Apparat stand ja dem verdienten Hg. der Anecd. Gr. zu Gebote. — Eine grosze Annehmlichkeit aber und Gebrauchserleichterung ist die Einrichtung B.s, die Citate durch Gänsefüszchen hervorspringen zu lassen, besonders wenn deren mehrere aufeinander folgen oder Zweifel entstehen können, wie weit das Citat und die beigefügte Erklärung reiche. Z. B. Σαμαρεύς ὁ πολίτης· «ἐντεῦθεν — Σαμαρεῖται.» πολλαῖς δὲ ἐχρήσατο τύχαις ἡ Σαμάρεια. Ἄγευστος

---

*) Zweckmäsziger wäre eine Benutzung des Harp. für den Text gewesen, wie z. B. u. στρατηγοί aus ihm ι' ἦσαν zu lesen war.

θοίνης· ὁ τῆς εὐωχίας μὴ μετασχών. «ἄγευστος θοίνης ἀστείως βίου ἔχων.» Unter μεγαρίσαι sind diese Zeichen irthümlich weggeblieben. «ἁβρὸς λειμὼν καὶ νοτερὸς καὶ εὐθαλής», wo Bhdy I 1 p. 30, 13 † ἁβρὸς λειμών· * * καινότερος καὶ εὐθαλής schreibt und κατανοτερός vermutet, obschon er mit Toup auf gl. ἐρύθημα verweist. Aber auch hier, wo B. instinctmäszig das einzig richtige traf, zeigt sich sofort seine Eilfertigkeit, indem bei ihm die Verweisung: 'cf. v. ἐρύθημα' statt hinter εὐθαλής zu folgen hinter βασιλέα nachschleppt. — Hier und da verirrt sich wie gesagt die kurze adnotatio auch aufs Gebiet der Kritik, z. B. κηπαία: ἡ ἐν τῷ κήπῳ παγίς (πυλίς?). κριός gl. c — ἐπιτηρεῖται (al. ἐνήρειϛται). Κροῖσος gl. b — Ἀλυάττην τὸν ἔμπορον (Σαδυάττην τὸν ἔπαρχον). σάββατον gl. a — Ῥωμαϊκοῦ (an Ἰουδαϊκοῦ). Begleiteten diese kritischen Bemerkungen den ganzen Text des S. in der Art, dasz derselbe consequent nur die corrupten Lesarten von AV getreulich repraesentierte, dagegen die gelungensten und bis jetzt evidenten Emendationen der Gelehrten oder Abweichungen der Texte der Quellen mit Angabe ihres Namens beigeschlossen wären, unheilbare oder arg verdorbene Stellen endlich durch ein ? oder † kenntlich gemacht würden, also παγίς (πυλίς Portus). ἐπιτηρεῖται (ἐνήρειϛται Et. M.). Ἀλυάττην (Σ. τ. ἔπ. Nicol. Damasc.). Ῥωμαϊκοῦ (Ἰουδαϊκοῦ mg. Suid.); p. 594 ἀμήχανά τ' ἔργ' ἐάσαντες [?] *) p. 598 b κόθουροι οὖν οἱ τὰς θύρας [?] φυλάσσοντες, so würde das Buch um 100 Procent an Brauchbarkeit gewonnen haben. Jetzt aber, was sollen diese sporadischen Haken mit ihrem *an* oder ?, das den Leser, der Bhdys Bemerkungen nicht nachschlagen kann, veranlassen musz zu glauben, es werde ihm eine Bekkersche Conjectur geboten, während er es mit Portus, Reinesius, Toup, Küster, Bernhardy u. a., ja zuweilen mit alter Marginalbesserung zu thun hat. Eine recht überflüssige Anmerkung ist p. 53 a 10 ἐπονεῖτο (an ἐθοινᾶτο), da, wie Bhdy I 1 p. 163, 21 bemerkt, unter Σκύθης ὁ Ῥῶς, wo dasselbe Geschichtchen erzählt wird, die Lücke zwischen δέ und ἐπονεῖτο richtig ausgefüllt ist. Unter andern Umständen würde ἀπώνητο näher liegen als ἐθοινᾶτο.

Kurz die nöthigen Umstellungen und Gänsefüszchen abgerechnet beschränkt sich alles was B. für den S. von Belang gethan hat, wirklich auf die p. III f. der praef. zusammengedrängten 'lectiones ex coniectura mutatas', welche nebenher etwas sorgfältiger corrigiert sein sollten. (Man lese κύρβεις b 3. μέγαρον 2. γέλως συγκροτούσιος: 3 γινομένου: γενομένου). Aber für diese zwei Seiten verzeiht man B. allerdings gern, wie er im übrigen mit S. umgesprungen ist, und bedauert nur dasz dieselbe Hand, welche an so vielen Stellen — und doch verhältnismäszig so wenigen — Heilung für die Verderbnisse des Textes bereit hatte, so flüchtig und pressiert arbeitete, dasz sie unzähligen wunden Stellen, welche dem Scharfblick des Gelehrten

*) τ' ist natürlich byzantinisches Fabricat; für ἐάσαντες bleibt Lobecks δαέντες immer noch das ansprechendste und liegt nicht ferner als Bhdys ἐργατιῶντες.

nicht entgangen sein können, ihre Hilfe versagen muste. Oder wer merkt der Conjectur *νεολαία* 3. *ἀμάχῳ θάρσει* statt *ἅμα τῷ θάρσει* nicht sofort den Kenner der Sprache und Handschriften an? wer wollte leugnen, dasz Aelian in dem tragischen Geschichtchen u. *Μέλητος*, *καὶ ἣν τὰ προστάγματα κύνας τε ἀγαθὰς ἄγειν* geschrieben haben müsse und der Unsinn *πράγματα* schon zu lange geduldet worden sei? Um *προστάγματα* zu adoptieren bedarf es keines Hinweises auf Wesseling Diod. I p. 119. 179. Vales. p. 35. Dio Chrys. XIV § 13 p. 269. Unstreitig richtig ist auch der Titel einer Schrift des Aratos hergestellt *σύνθεσιν φαρμάκων θηριακῷ ἐπιτηδείων*. Anderwärts sind offenbare Fehler in Syntax und Wortbildung erst jetzt gehoben, wie u. *Κλεάνθης* 10 und *φρεάντλης* 3 *μισθοῦ* für *μισθῷ*, *Μαρῖνος* b 2 *Ἰσιδώρῳ τῷ φιλοσόφῳ*, *θριπήδεστος* für *θριπηδέστατος* nothwendige Aenderungen sind; s. Cobet var. lect. p. 86. 363. Dasz man nicht alles unterschreibt versteht sich von selbst. So dürfte *ἄποθεν* 7 *ἢ ὁποθενοῦν* für *ἰσημέρου* denn doch etwas gewagt sein, *Παμπρέπιος* b 9 *δυναμένων* für *γενομένων* sich minder als *εὐγενῶν* empfehlen, *Μάρας* 18 *μέγιστον δὲ τούτου τεκμήριον*, so bekannt diese Phrase und so geläufig die Verschreibung von *μέγα* in *μάλα* war, doch das richtige nicht treffen. Vielleicht lautete die Stelle *μάλιστα δὲ τούτῳ τεκμηριώσω* oder *κάλλιστον δὲ τούτου τεκμήριον*, wie Isokrates irgendwo sagt. Endlich ist die Stelle des Lysias *ἀνάργυρος* 4 *ἐπειδὴ τοίνυν Ἐπιγένης ἀσθενὴς τριηραρχεῖν ἠναγκάζετο ἀνάργυρος ὤν* durch *ἀσθενήσας* gewis nicht geheilt. Das einfachste bleibt *Ἀθηναῖος*, s. Unger Theb. parad. p. 452, wenn man nicht *ἐν εὐθενείᾳ κτημάτων* schreiben will (s. Lobeck Phryn. p. 467), wodurch unleugbar ein helles Licht auf die Bedeutung von *ἀνάργυρος* fällt. P. 83 *ἀμφιορκία* b 8 wird durch B.s *τινός*, was gewis richtig ist, doch nicht dem ganzen Satze aufgeholfen. Man verlangt *καὶ τούτους χιλίαις ἐζημίουν*.

Aber wie leicht wiegen die paar Bedenken gegen die grosze Anzahl evidenter Emendationen, welche wie billig ohne weiteres in den Text gesetzt sind! Nur fragt man sogleich wieder, welches Vorrecht haben die Conjecturen des Hg. auf einen Platz im Texte, während ebenso probable Vermutungen anderer auf Kosten der Lesbarkeit des Textes abgewiesen werden? Eine blosze Textausgabe, die nicht editio princeps ist, sollte doch den Vorzug der Lesbarkeit haben, zumal wenn der Hg. den Anforderungen der 'publica commoda' zu genügen verspricht. Eine Stelle aber, wie *Σαοῦλος*: *ὅτι Σαούλῳ τῷ Ἰουδαίων βασιλεῖ ἀρχὴ τῆς παρὰ πάντων τιμῆς πρὸς Νασαὴν τὸν Ἀμμανιτῶν βασιλέα γίγνεται*, ist nicht lesbar, und doch konnte gerade hier die auf der Hand liegende Besserung *ὁ πρὸς Νασάην — γίγνεται πόλεμος* um so unbedenklicher in den Text gesetzt werden, als Iosephus A. I. VI 5, 1 ähnlich liest, wie Bhdy II 2 p. 670, 15 anmerkt. *) Oder was sind *ὀψαρτυτικὰ καθ' ἑκάστην τροπήν* p. 803 a,

*) P. 448 *εὐτράπελον*: *οὕτω δ' ἦν εὐτράπελος τὴν φύσιν ὥστε*

was Pankratios geschrieben haben soll; was heiszt *ἠναγκάζοντο βοᾶν* p. 805 u. *παιδία*? Noch ungenieszbarer ist *κηδεύειν* — *Αἰλιανός*· «*καὶ ἄλλως αὐτοῦ παλλακίδι ἐπιμανεὶς ὥς ἤδη θεραπαίνῃ τὸν ἄθλιον ἐν νεκροῖς ἠρίθμουν.*» Bhdy vermutete II 1 p. 237 *κεῖται δειλαίως τῇ αὐτοῦ παλλακίδι περιπλακείς· ὡς δ' εἶδον οἱ θεραπευτῆρες κτλ.*, *περιπλακείς* für den ersten Anlauf wenigstens nicht übel und *θεραπευτῆρες*, da das Local der Jammerscene Aegypten ist, höchst probabel. Aber warum denn nicht das einfachere vorziehen? *παλλακι περιμανεισ* scheinen die Worte zu sein, welche alle Irrung verursachten. Ich lese *ἄλλως τε καὶ τὴν αὐτοῦ παλλακίδα περιμανεῖσαν ὡς εἶδον αἱ θεράπαιναι κτλ.* Niemand kann p. 693 a u. *Μαυρούσιοι* verstehen: *εἰ δὲ καὶ πταῖσμά τι γίγνοιτο, οὐκ ἐν στρατιᾷ Ῥωμαίων κινδυνεύσειν, ἀλλ' ἐν ξυμμαχίᾳ τε, καὶ ταύτῃ βαρβάρων*, wo nach *στρατιᾷ*: *ἰδίᾳ* ausgefallen zu sein scheint, statt *κινδυνεύσειν κινδυνευόντων* zu lesen und am Schlusz *οὐδὲν τοῦτο δεινόν* zu supplieren sein dürfte. Vollends übel dran ist der Leser, wenn er durch nichts auf offenbare Lücken aufmerksam gemacht wird, wie *Σεβῆρος* gl. c *ὑπέταξε . . . καὶ παρέσχεν κτἑ.*, oder p. 803 *περὶ παθῶν*: *ἔλεον μὲν . . . ὡς ἐπὶ ἀναξίως κακοπαθοῦντι* in dem Excerpt aus Diog. L. VII 110. Ferner liegen manche längst gemachte Besserungen so zu Tage und sind so unabweislich, dasz sie unbedenklich aufzunehmen waren. P. 680 u. *Μακάριος* durfte *διὰ τὰ θαύματα*, wie Sokrates schrieb, ohne weiteres für *διὰ τὰ μαθήματα* eintreten; p. 685 a *Μαξέντιος*, wo B. 684 b 14 trefflich *ψήχων* für *ψύχων* emendiert, war Küsters *παρ' Ἕλληνας* statt *παρ' ἀλλήλους* um so zweifelloser, als das Wort *Ἕλληνες* unzählig oft durch *ὅλοι ἄλλοι* u. a. verdrängt worden ist. Durchaus nothwendig ist ferner p. 446 b *Εὐρωπιῶν* Meinekes und Cobets *καθάρεια*, p. 459 a *Ζέρκων* Bhdys *καὶ μόνον — εἰ δὲ μή γε*, p. 445 b *Εὐρύβατος* Bhdys *πλάττοντα*, p. 604 b *Κλέαρχος* desselben *φόνῳ*, p. 687 b *Μάρκελλος* dess. *διαπιμπλαῖτο*, p. 693 a *Μαυρούσιοι* Gaisfords *ξυναλίζεσθαι*, p. 704 *μενθῆραι* von Küster aus Photios aufgenommen, p. 705 Gaisfords *μεταύλιον*, p. 931 Bhdys *σαλεῦσαι* und Küsters *σαλευσμός*, p. 952 *Κραναωνίδος αἶας*, wo jetzt *καθαρά*, *πλουτοῦντα*, *φθόνῳ*, *διαπιμπλᾶται*, *ξυναυλίζεσθαι*, *μενθῆρες* (sic), *μεσαύλιον*, *σαλευμός*, *Κραναωνίων* den Text verunstaltet. Ebenso wenig brauchte B. sich zu genieren p. 443 gl. *Εὔπολις* Fritzsches *δράματα ιδ´* zu recipieren, konnte p. 699 *Μελαντιάς*: *μ´ καὶ ρ´* statt *β´ καὶ ρ´* *), p. 605 b 6 *Κλειτόμαχος*: *θυμῷ τε ἐρρωμένῳ καὶ ἀκμῆτι σώματι* dreist aus Pausanias aufnehmen, und p. 624 a *Κρατερός* statt *τῷ ἐπαίνῳ*

παρ' Ἀθηναίοις ἦν ἄκρος ist nur zu verstehen, wenn *παρ' Ἀθηναίοις Ἀθηναῖος ἦν ἄκρως* gelesen wird. Doch mag das Druckversehen sein, wie p. 938 *σάτα*: *ὑγροῦ δὲ ξεστῶν κε´ ἤτοι λιτρῶν κε´* statt *ξεστῶν ιε´* (*ν´*?), obschon man nicht leicht begreift, wie ein aufmerksamer Corrector darüber weglesen konnte.

*) An dieser Stelle vermisse ich auch bei Bhdy II 1 p. 759 die Verweisung auf Eustathios opusc. p. 44, 80 Taf.

ξυμφωνούσης Bhdys Conjectur *τῶν ἐπαίνων ξυμφώνησιν* gutheiszen. Letzte Stelle bleibt freilich trotzdem noch im argen, ist jedoch meiner Ansicht nach nicht unheilbar. Die sinnstörenden Worte [*καὶ εἰς*] *φιλίαν* — *σύντροφον* brauchen nur mit leichter Aenderung an *ἐπιτηδεύσας* wieder angeschlossen zu werden. — B.s Verfahren ist um so unerklärlicher, als anderenorts Conjecturen anderer, die entweder verunglückt oder wenigstens zweifelhaft sind, ohne weiteres Aufnahme fanden. Von p. 952 *Ἀντιόχου τοῦ σωτῆρος* ist gesprochen: p. 312 lesen wir u. *Δρύοπες*: *ὅτε γὰρ τὸν Ἐρυμάνθιον κάπρον ἔφερεν ἐξήτει* (vulg. *ἐζήτει*) *αὐτοὺς τροφήν, οἳ δὲ οὐκ ἔδωκαν.* So nach Bhdy, der I 1 p. 1465, 1 'deinde petendum *ἐξήτει* ab v. *Ἐρύμανθος*' anmerkt. Während aber z. B. im Babrios fab. 141 p. 83 Lachm. gewis *καὶ βοηθὸν ἐξήτει* statt *ἐζήτει* . . . zu lesen ist, bedurfte die Graecität des S. dieser Veränderung nicht (s. Cobet var. lect. p. 275). P. 445 b nahm B. u. *Εὐρύβατος* Boissonades *φυλάσσοντες καὶ ἐκέλευσαν* auf, wogegen bei dem häufigen Ausfall von *καὶ* nach ς nichts einzuwenden wäre, wenn nicht Bhdys Vorschlag *ἔλυσαν* als Verstümmelung von *ἐκέλευσαν* zu streichen und *ἐπειδη συμπίνοντες αὐτὸν οἱ φυλάσσοντες ἐκέλευσαν* weit plausibler wäre. P. 599 a *κιβδηλία* schreibt B. «*παρὰ τὸ ὑπὸ Κίοις δεδομένον* (an *Χίων δεδηλῆσθαι*)» d. i. eine halbe Conjectur Küsters, die vollständig *διὰ τὸ ὑπο Χίων δεδηλῆσθαι* lautete und auf cod. V *δεδημένον* gestützt ist. Das richtige, was ohne weiteres zu drucken war, lautete *παρὰ τὸ ὑπὸ Χίων*
ε ο
δεδολωμένον νόμισμα (*δεδολωμν*).

Zum Schlusz ein kleiner Beitrag von Bemerkungen oder Verbesserungsvorschlägen zum S. P. 4 b *ἀβέλτερος* emendierte jüngst Cobet Mnem. IV S. 264 die Stelle des Menander *ἐπαβελτερώσας τὸν πρότερον ἀβέλτερον* (vulg. *τόν ποτε*). P. 441 *Εὔξενος* liest man *οὔτε διακείμενοι πρὸς τοὺς ἀνθρώπους* nicht ohne Anstosz, sondern vermiszt ein Adverb, wie *φιλικῶς*: *προσηνῶς ἀνθρώποις* liegt nun zwar nicht fern, aber sicher scheint die Emendation *οὔτ' εὖ διακείμενοι πρὸς τοὺς ἀνθρώπους*, vgl. Lucian Charid. III p. 632 Rz. P. 445 *Εὐρύβατος* scheinen mir diese Verse aus Diotimos *Ἡρακλέους ἄθλοις* (Bergk com. Att. p. 24) noch nicht in Ordnung zu sein, nachdem auch *Κέρκωπές θ' οἵ* hergestellt ist. Zwischen *πατέοντες* und *Βοιωτῶν* ist wahrscheinlich ein Vers ausgefallen, der den *Βοιωτῶν* regierenden Accusativ enthielt, wie *πίονα ἔργα*, *πίονας ἀγρούς*. Uebrigens ist der ganze Artikel *Εὐρύβατος* in arger Verwirrung. So viel aber leuchtet ein dasz *Νίκανδρος* — *δικαιοσύνης* zwischen *Δία* und *λέγεται* eingefügt werden musz, damit sowol die Glieder *ἀπὸ τοῦ πεμφθέντος κτλ.* und *Δοῦρις δὲ ἀπὸ τοῦ Ὀδυσσέως ἑταίρου* correspondieren als auch Aristoteles Gewährsmann für sein Geschichtchen bleibe. P. 449 *Εὐφορίων* ist *εἰς τοὺς ἀποστερήσαντας αὐτὸν χρήματα ἃ παρέθετο* wo nicht ungriechisch, doch schlechter als *παρακατέθετο*. Die Stelle konnte Lobeck Phryn. p. 313 als Parallele zu Athen. XIII p. 606 F benutzen. P. 448 a *Εὐτρόπιος* dürfte Johannes von Antiochien

δίκη δὲ εὐθέως τῆς ἀνοσιότητος ἠκολούθει geschrieben haben. P. 451 steckt in *τριάκοντα* gl. *Ἐφέσια γράμματα* wol *τριαχθῆναι* mit dem Glossem *ἀντὶ τοῦ τρὶς πεσεῖν*. P. 458 *ἔωσεν* wol *ἐπὶ κεφαλήν* statt *ἐς κεφαλήν*. P. 507 *Θρᾷκες ὅρκια οὐκ ἐπίστανται* wird *Μένανδρος ἐν πρώτῃ* citiert und auf alle möglichen Menander bis zum Protector herab gerathen. Das richtige wird *Μαιάνδριος* (der Milesier) sein: es müste denn der Komiker *Μένανδρος ἐν Ἥρωι* irgend wie darauf zu sprechen gekommen sein. So ist Schol. Vict. Ψ 725 von Heyne *ἡρώων* für *πρώην* hergestellt worden. P. 551 a *Καδμεία νίκη* 6 ist längst von verschiedenen Seiten der Name des Vf. der Thebaïka hergestellt worden *ὡς δὲ Λύκος*. Ebenda *Κάδμος* c 2, wo B. *καὶ Λυκῖνον* schreibt, emendiert Bhdy *καὶ Λυκίνου* mit wenig Glück, da *ἀνέγραψεν* darauf führt in *καὶ Λυκῖνον* das Vaterland zu suchen. Man schreibe *Καλακτῖνον*. Es ist offenbar ein ganz junger Schriftsteller Namens Kadmos, ein Romanschreiber gemeint. P. 595 b *κεφαλή* verlangt man *τὸ αὐτὸ σκάφιον*. P. 598 b *κηρύλος* ist zu corrigieren, wie Did. p. 252 angegeben ist. P. 599 *ὁ Κροῖσος τοῖς ἐφ' ἑαυτοῦ κιβδήλοις ἀκοαῖς μένων* ist handgreiflicher Unsinn. Bhdy suchte durch den Vorschlag *τοῖς περὶ αὐτὸν ἀκοαῖς (πάντα) νέμων* zu helfen: näher trifft *κιβδήλοις τοῖς π. αὐ. ἀκοαῖς ἐμμένων* oder *σεμνυνόμενος* den Sinn. P. 604 a *Κλαύδιος* vermute ich *ὅμως οὖν τοιοῦτος ὢν* statt *οὗτος οὖν*. Auf derselben Seite stehen die Klammern [*ὁ Κάσσιος χρηματίσας*] augenscheinlich sehr zur Ungebühr, da gegen *Κλεάνθης ὁ καὶ Ἄσσιος χρηματίσας Φανίου, μαθητὴς Κράτητος* nichts einzuwenden ist, insofern Kleanthes wirklich durch *ὁ Ἄσσιος* gerade so gut bezeichnet war, wie andere durch *ὁ Θρᾷξ, ὁ Ῥόδιος, ὁ Κυρηναῖος* usw.; s. Meineke im Philol. I S. 372 ff. P. 604 b *Κλέαρχος* kann das nackte *εἴρηται* nicht richtig sein: durch den Zusatz *ἀλλαχόθι* ist der Stelle aufgeholfen; vgl. p. 952 a *καὶ πῶς ἐρρύσαντο καλέσαντες ἔξω τοῦ ἀνδρῶνος ἔνθα (?) κατώλισθεν, ἐρῶ ἀλλαχόθι*. P. 609 b *κνεφαῖος* ist sehr wahrscheinlich *καὶ «κνεφαῖος ἐλθών»* zu lesen statt *ἦλθεν* und Hipponax fr. 50 Mein. gemeint, kurz darauf aber vermute ich *ὃ δὲ ἀναστὰς κνεφαῖος*. Der Vers p. 610 *κνηκίς* könnte dem Lesches gehören und sich an Schol. Tzetz. Lyk. 344 anschlieszen: *νὺξ μὲν ἔην μέσση, λαμπρὴ δ' ἐπέτελλε σελήνη, οὐδὲ πόθι κνηκὶς ὑπεφαίνετο, πέπτατο δ' αἰθήρ*. P. 613 *κοκκύαι* lese ich: *Ὑλλήων κοκύῃσι καθημένη Ἀργείῃσι*. Die Hylleer stammten von der argivischen Nymphe Hyllis ab (Steph. Byz.). P. 678 a *Μαγνῆτις: θαυμαζόμενον ὡς* (für *καὶ*) *μὴ παντελῶς κατασπώμενον*. P. 683 a *Μανασσῆς* 21: *ἀγαστὸν δὲ* (für *ἀγαθοῦ*) *εἰ μετάνοιαν ἁμαρτωλοῦ προσοῖτο*: ebenda später *πρὸς τὸ ζῆν ἀρκοῦντα μόνον* (für *αὐτὸν καὶ μόνον*). P. 685 b *Μάρας* 23 *δήπουθεν*, [*ὑπὲρ*] *τοῦ κτήσασθαι*. P. 693 b *μέγα: «— κατεπρήσθη ζῶν»* [*ἀντὶ τοῦ ἐκαύθη.*] *«καὶ κίδαριν* (statt *πάρδαλιν*) *τοῦ αὐτοῦ* [?] *μέγα τιμίαν διάλιθον» καὶ αὖθις· «γυνὴ εὐπάτωρ ἄνωθεν* (statt *ἄνθρωπος*) *καὶ μέγα πλουσία.»* P. 694 *μεγαλόνοια: «ὃ δὲ ἐτεθήπει αὐτοῦ τὴν μεγαλόνοιαν καὶ* [*αὖθις*] *τῶν μέτρων τὸ ἀξιάγαστον.»* Vielleicht *καὶ ἠθῶν μετρίων*? P. 696 *Μέδουσα* 22: *χρηματισθεὶς γὰρ*

(für *δέ*). P. 700, 3 wird Aelian für das nüchterne *τοὺς προειρημένους* wol *πεπερνημένους* geschrieben haben, und ebenda Z. 16 für *σὺν τῷ δυστυχεῖ χορῷ* (cod. *χωρῶν*) *δώρῳ*. P. 705 a *μεσεγγύημα* lies *ἐκπραξόμενοι, ἂν ἄρα* statt *ἂν ἄρα ἐκπραξάμενοι*. P. 803 b *πάθη* a 1 verstehe ich *σφίσι* in der Stelle *ἀκόλουθόν σφισι πάθην ἐπηρτημένην ὁρῶντα, ἣν λαθεῖν ἀδύνατον* nicht und vermute etwa *σφίγγειν* oder *σφύζειν*. P. 803 *πάθη* b 2 gibt *κατὰ τὴν θέαν*, woran auch Bhdy anstiesz, keinen Sinn; vielleicht *κατὰ τὴν Θεανώ*? In der Stelle des Cassius Dio p. 805 schlage ich *ἀστέρα τινὰ δοκεύειν* statt *δοκεῖν* vor. P. 806 *Πακᾶτος* lies *χρηματίσας, ὁ καὶ Εἰρηναῖος* (vgl. Bhdy zu *σειροφόρος*). P. 807 *παλαμναῖος* leidet das Bruchstück des Aelian noch an drei Stellen; ich vermute: *ὃ δὲ διὰ τῆς πρώτης ἐς τοὺς πολεμίους συμπλοκῆς, ὡς εἶδεν ἀπολλύμενόν οἱ τὸν λεών, ἐνετολμήσατο κακὸν κακῷ μείζονι ὁ παλαμναῖος Ἀρτακηνὸς σβέσαι. προστάσσει οὖν τὴν ἄθλιον πάρθενον διχοτομεῖν*. P. 930 b 9 streiche man *τὸν γόμον* entweder ganz oder stelle es um, da es bei Babrios Vs. 11 steht. P. 932 erzählt Kedrenos p. 310 *τὸν πραιπόσιτον ἐν τῷ ἱππικῷ πυρὶ παραδίδωσι*. Was ist das für ein *hippicus*? Ich dachte *ἰπνῷ* oder *ἰπνίῳ πυρί*. P. 937 heiszt es von Sardanapal: *πυρπολημένου δὲ τοῦ οἴκου ἔνδον εὑρηθεὶς ἀπέθανεν*; wir finden das freilich auch Schol. Ar. Av. 1022, woher die Stelle abgeschrieben ist, wieder, aber sollte nicht *ἔνδον εὐωχηθεὶς* vorzuziehn sein? Eunapios p. 939 b *Σεβαστιανός* soll geschrieben haben *καὶ τοῖς πειθομένοις εἰς τὸ εἶναι συνηγωνίζετο*, wahrscheinlich doch *εἰς τὸ εὖ*, wenn nicht *εὐπορεῖν* statt *εἶναι*. Damaskios vom Severianus p. 940: *ἐξῆγε δὲ αὐτὸν ἄρα ἡ εἱμαρμένη καὶ τὸ χρεών, ἔτι δὲ τὸ αὐθαίρετον ὅτι ἐστὶ κακόν, εἰς βίον ἄλλον κτλ.* läszt sich schwerlich sicher emendieren, doch verlangt der Sinn etwas ähnliches wie *ἐπὶ δὴ τὸ αὐθαίρετον ὅπως εἶχε κακόν, εἰς βίον ἄλλον κτλ.* P. 943 *Σέλευκος* a lies *εἰς τὸν πάνυ ὡς εἰπεῖν ποιητήν* statt *εἰς πάντα*, und am Schlusz *σύμμικτα καὶ ἄλλα (συχνά)*, denn *σύμμικτα* war der Titel seines einen Werks. *Σέλευκος* b 3 lies *Παρθονικικά*. P. 944 *πάντα γὰρ ὅσα εὐώδη καὶ ἀναγκαῖα ἐν τοῖς τόποις ἐκείνοις εὑρίσκεται* soll wol *πανάκεια* heiszen: 'alle wolriechende und heilsame Pflanzen'. P. 944 b *Σεμπρώνιος ὄνομα κύριον πρῶτος Ῥωμαίων* ist vermutlich aus *ἀγέρωχος Ῥωμαίων δήμαρχος* verschrieben. P. 945 *Σερούχ* b sind die Worte *ἐντεῦθεν — Ἀβραάμ* als Interpolation aus gl. *Σερούχ* a auszuwerfen und *ἦν γὰρ καί* zu schreiben. P. 949 b scheint *Ἱεροφίλη: ἢ Δημοφίλη* ausgefallen, vgl. Lactant. I 6 p. 34 Gal.; weiterhin ist *Ἀλβουνέα* für *Ἀβουναία* zu lesen. Die ganze Stelle flosz aus Didymos *ξένη ἱστορία*, der seinerseits Varro benutzte. P. 952 a *Σιμωνίδης: ὃς ἐπεκλήθη Μελικέρτης*. Er wird *μελίκρητος* geheiszen haben. — Viele Stellen des Suidas, Hesychios, Diogenian usw. sind emendiert von C. Badham in: the journal of classical and sacred philology Nr. II June 1854 S. 265 ff. und von E. Mehler in der Mnemosyne III S. 378 ff. IV S. 30 ff. Zur Sacherklärung der Glosse *Βάρβιος Φιλιππικός* dient Dirksen: über einige von Plutarch und Suidas berichtete Rechtsfälle aus

dem Bereich der römischen Geschichte, in den Abh. der berliner Akad. der Wiss. 1853 philol.-hist. Cl. S. 163—199.

Oels. *Moriz Schmidt.*

71.
Zu Lysias und Sallustius.

1. So oft es auch schon gesagt ist, dasz zum Verständnis der alten Texte nichts mehr als eine 'bene interpuncta oratio' beitrage, so pflegt doch noch immer hie und da dieser Grundsatz nicht zu gehöriger Geltung zu gelangen. Einen Beleg dazu liefern die beiden neusten Ausgaben des Lysias, welche beide uns noch eine Stelle als verderbt vorführen, die durch eine bessere Interpunction unzweifelhaft sicher gestellt wird. Sie findet sich I 7, wo Bekker las: *ἐν μὲν οὖν τῷ πρώτῳ χρόνῳ, ὦ Ἀθηναῖοι, πασῶν ἦν βελτίστη (ἡ ἐμὴ γυνή). καὶ γὰρ οἰκονόμος δεινὴ καὶ φειδωλὸς ἀγαθὴ καὶ ἀκριβῶς πάντα διοικοῦσα.* Bekker u. a. scheinen *φειδωλός* als Substantiv genommen zu haben, was unstatthaft ist. Dies erkennend wollte Dobree von den verbundenen Wörtern *φειδωλὸς ἀγαθή* das letztere getilgt wissen. Ihm schlieszen die beiden neusten Herausgeber, A. Westermann und K. Scheibe, sich willig an, welche geneigt sind *ἀγαθή* als von fremdher eingesetzt zu betrachten, nicht erwägend, durch welch eine Veranlassung dies Glossem in den Text gekommen sein könne. Ich meinestheils glaube an meiner früheren Auffassung der Worte noch jetzt unbedenklich festhalten zu können, und schreibe einfach: *καὶ γὰρ οἰκονόμος δεινὴ καὶ φειδωλός, ἀγαθὴ καὶ ἀκριβῶς πάντα διοικοῦσα.* Durch diese Interpunction wird *ἀγαθή* in sein volles Recht wieder eingesetzt; auch erhält Eratosthenes Rede durch die von mir eingeführte Zweigliederung der Praedicate eine der Sache angemessene Fülle, da der jetzt verletzte Ehemann ja für die frühere Lebensperiode nur gutes von seiner Gattin zu berichten weisz. Eine der unsrigen vollkommen entsprechende, jedoch früher gleicherweise wegen falscher Interpunction verkannte Stelle ist die des Sophokles in der Antigone Vs. 245 ff. *ἐκεῖ γὰρ οὔτε του γενῇδος ἦν πλῆγμ', οὐ δικέλλης ἐκβολή· στύφλος δὲ γῆ καὶ χέρσος, ἀρρὼξ οὐδ' ἐπημαξευμένη τροχοῖσιν,* wo man früherhin incorrect interpungierte: *στύφλος δὲ γῆ, καὶ χέρσος ἀρρώξ, οὐδ' ἐπημαξευμένη τροχοῖσιν,* in neuerer Zeit aber jene richtigere Interpunction allgemeine Anerkennung gefunden hat. Denn wie in der erwähnten Stelle des Lysias entsprechen sich auch hier die doppelten Glieder *στύφλος καὶ χέρσος, ἀρρὼξ οὐδ' ἐπημαξευμένη τροχοῖσιν,* mit der alleinigen Abweichung, dasz bei Sophokles das zweite Glied eine negative Verbindung gefunden hat, während in der Stelle des Lysias beide Glieder auf gleiche Weise verbunden sind.

2. Seit längerer Zeit findet man unter den Fragmenten der Historien des **Sallustius** (fr. inc. 81 bei Kritz) aufgeführt: *aequore et terra*, und die Wendung ist im Sinne von '*terra marique*, zu Wasser und zu Lande' auch in die Mehrzahl der lateinischen Wörterbücher übergegangen. Zwar hatte dies Bruchstück neuerdings Gerlach in seiner kleinern Ausgabe getilgt, doch Kritz hat es wieder aufgenommen und ausführlicher sein Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Dieser Umstand sowol als die Erwägung, dasz in sprachlicher Hinsicht diese Wendung höchst auffällig und von dem stehenden Sprachgebrauch ganz abweichend ist, läszt es wol der Mühe werth erscheinen, den Grund, auf welchem jenes Citat ruht, etwas genauer zu erörtern. Es stützt sich dasselbe auf eine Stelle des Donatus zu Ter. Phorm. II 1, 13, woselbst es in der ed. princeps u. a. älteren Ausgaben also lautet: *nam quidem Pyrrho Hannibale equor* (*aequor* Ven.) *et terra*, während die Scholien des Donat in den gewöhnlichen Ausgaben dafür geben: *nam quidem a Pyrrho Hannibale et aequore et terra*. Dasz diesem Citate einfach die Stelle aus der Rede des Lepidus hist. fragm. I 45, 4 zu Grunde liegt, wo es heiszt: *nam quid a Pyrrho*, *Hannibale*, *Philippoque et Antiocho defensum est aliud quam libertas* etc., leuchtet ohne unser dazuthun ein. Dies gibt zwar auch Kritz a. O. S. 390 zu, will dies jedoch auf die ersten fünf Worte jenes Citates beschränkt sehen, dagegen die Worte *equor et terra* von den vorhergehenden abheben und als ein ganz neues, jedoch ebenfalls dem Sallustius angehöriges Citat also geschrieben wissen: *aequore et terra*. Dasz dies, auch wenn *aequore et terra* an sich richtig also verbunden werden könnte, keineswegs im Geiste und Sinne des Donatus, welcher doch als der einzige Gewährsmann für unser Citat und, weil er die Stelle des Sallustius sicher unverstümmelter und vollständiger vor sich hatte als wir, zunächst gehört werden musz, gehandelt sein würde, geht unzweifelhaft daraus hervor, dasz er ja aus keinem andern Grunde dieses Citates sich bedient, als um dasselbe Schema der unverbundenen und verbundenen Rede, welches sich bei Terentius a. O. in éinem Satze vereinigt findet, mit jener Stelle des Sallustius zu belegen. Denn seine Bemerkung lautet vollständig also: 'PERICLA, DAMNA, EXSILIA, PEREGRE REDIENS SEMPER COGITET AUT FILI PECCATUM AUT UXORIS MORTEM: Superiora ἀσύνδετα sunt, inferiora intermistis coniunctionibus. Sallustius: *Nam quidem Pyrrho Hannibale equor et terra.*' Darnach ist es meinem dafürhalten nach ganz unzweifelhaft, dasz der citierende Grammatiker nicht zwei verschiedene Stellen vor Augen hatte, sondern nur éine, und zwar eine solche, wo sich ἀσύνδετον und σύνδετον in éiner Rede vereinigt fand. Da nun dies in der aus der Rede des Lepidus angezogenen Stelle wirklich der Fall ist, wo es heiszt: *Nam quid a Pyrrho*, *Hannibale*, *Philippoque et Antiocho* etc., wer möchte da nicht der Ansicht sein, dasz die verderbten Worte *equor et terra* kein neues Citat begründen, sondern nur als eine Fortsetzung der vorhergehenden Worte angesehen werden können? Wenn ich demnach

in meiner Ausgabe des Donatus II p. 411, 24 anscheinend ziemlich kühn geschrieben habe: *Nam quid a Pyrrho, Hannibale, Philippoque et Antiocho etc.*, so wird mich doch niemand tadeln, der weisz dasz in den älteren Augaben sowol wie in den Hss. des Donat die Citate, besonders in ihren letzten Theilen meist nur durch Siglen, gewöhnlich blosz mit den Anfangsbuchstaben der einzelnen citierten Wörter ausgedrückt sind, wodurch nicht selten die sonderbarsten Verwechslungen entstanden sind, wie ein jeder sich aus der Varietas lectionis meiner Ausgabe leicht überzeugen kann. Um nur einzelnes zu erwähnen, so ist z. B. durch Siglenverwechslung bei Donat zu Ter. Hec. V 2, 5 *maria omnia iuro* statt *maria aspera iuro*, bei demselben zu Ter. Phorm. V 1, 31 *suaque arva Latinus* statt *saltusque Lycaei* geschrieben worden und was dergl. mehr ist. Es scheint also auch hier eine Abkürzung wie *p. que et a.* zu jenem verhängnisvollen *equor et terra* Veranlassung gegeben zu haben, und keineswegs ein neues Citat, wie dies Kritz will, dort anzunehmen zu sein. Haben wir uns hierdurch überzeugt dasz schon nach der äuszeren Ueberlieferung hier nichts für ein besonderes, für die letzten Worte anzunehmendes Citat spricht, so werden wir bei einigem nachdenken über das Wort *aequor* und seine Verwendung im dichterischen Sprachgebrauche der älteren Zeit nicht minder als in der Prosa der nachclassischen Periode uns noch viel leichter überzeugen, dasz eine Wendung wie *aequore et terra* im Sinne von 'zu Wasser und zu Lande' geradezu eine sprachliche Unmöglichkeit war, und dasz ich vollkommen in meinem Rechte mich befand, als ich im Handwörterbuch der lat. Spr. Bd I S. 196 a und in dem Archiv f. Philol. Bd. XV S. 363 jene Formel *aequore et terra* weder äuszerlich noch innerlich irgendwie als eine berechtigte anerkennen konnte. Da aber diese meine Ansicht Kritz entweder entgangen oder der Widerlegung unwerth erschienen ist, so habe ich sie noch einmal und zwar etwas ausführlicher hier vortragen wollen, gegen jene Annahme von der einen wie von der andern Seite im Interesse der Wissenschaft aufs neue protestierend.

Leipzig. *Reinhold Klotz.*

Berichtigungen im Jahrgang 1855.

S. 251 Z. 13 lies 'der alte Römer' statt 'der alte Numa'
S. 450 Z. 5 glaubt der Rec. jetzt die dem dort erörterten Sinne entsprechende Verbesserung des verderbten μαθόντα Plat. Prot. 353 D gefunden zu haben, nemlich μόνον τε = 'oder sollte es gar, wenn es auch für die Folge nichts der Art, sondern nur Freude und Genusz herbeiführt, dennoch etwas schlimmeres sein, eben weil es nichts als Freude und in jedem Betracht (d. h. sowol an sich als in seinen Folgen) dieselbe bereitet?'
S. 646 Z. 27 lies 'noch weniger wäre dies eine Verrichtung'.

Register

der im Jahrgang 1855 beurtheilten Schriften und Abhandlungen.

Sach-Register.


REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

